



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



11
4
19
Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus



Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

15. Band (1923)

Heft 1 u. 2.

Leipzig • Verlag von Curt Kabitsch

1923

Inhalt des vorliegenden Doppelheftes Band 15, Heft 1/2:

I. Abhandlungen und Mitteilungen.

- Bork, Ferdinand: Germanische Götterdrehheiten. Mit 8 Abbildungen im Text.
Paulsen, Jens: Funde aus dem frühen Neolithikum Sollsteins. Mit 19 Textabbildungen.
Schirwitz, Karl: Frühneolithische Funde aus dem nordöstlichen Barzvorlande. Mit 48 Textabbildungen.
Sagen, F. O. v. d.: Bronzezeitliche Gräber- und Einzellunde in der Uckermark. Mit 135 Abbildungen im Text und Tafel I—IV.
Krügel, Max: Flachgräberfeld und Siedlung der jüngeren Bronzezeit auf dem „Werder“ bei Buckow, Kr. Lebus. Mit 2 Karten im Text und Tafel V—VII.
Börter, Peter: Eine vorgeschichtliche Rassef. Mit 1 Textabbildung.
Friedenthal, B., Ein Versuch zur Bertellung baltisch-archäologischer Typenkarten. Dazu 5 Karten (Tafel VIII—XII).
Börter, Peter: Die fränkischen Feldfläcken und deren Bertellungsort. Mit 4 Abbildungen.
Wilke, Georg: Neuere Arbeiten über das Bakenkreuz. Mit 5 Textabbildungen.
Sagen, F. O. v. d.: Die Veröffentlichungen vorgeschichtlicher Funde der Uckermark seit 1900.
Rademacher, E.: Literaturübersicht und Stand der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in der Rheinprovinz von 1900—1922.
Knoop, Ludwig: Die veröffentlichten Schriften zur Vorgeschichte des braunhewelglichen Landes aus den Jahren 1901—1920.

II. Bücherbesprechungen.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser gekhehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1923 zunächst 300 M. für Mitglieder der Berliner Zweiggeseilschaft 60 M. mehr; die Einzahlung deselben hat an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Dörrienstraße 16 (Postcheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen.

Neuanmeldungen sowie Abmeldungen sind entweder an den Vorliegenden, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Ernst Saethlage, Berlin-NW 8, Quilgowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Dörrienstraße 16. Postcheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind Federzeichnungen, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des Mannus im Buchhandel während des Erscheinens beträgt Grundzahl 0,2 pro Druckbogen, ist also etwa um $\frac{1}{3}$ niedriger angelegt wie in der Vorkriegszeit. Der Grundpreis \times Bogen- und Teuerungsschlüsselzahl ergibt den Bezugspreis für den Band, nach Abschluß des Bandes wird er erhöht. Ferner sei auf die drei Ergänzungsbände aufmerksam gemacht. Für die ersten 14 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XIV und Ergänzungsband I bis III können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Das Gräberfeld von Ballstätt, seine Zusammenlegung und Entwicklung

Von Univ.-Prof. Dr. Moritz Boerner †.

40, II u. 45 Seiten mit 4 Seiten Abbildungen. 1921. G.-Z. * 2.

Eine Arbeit, die für den Prähistoriker von größter Wichtigkeit und uneutbehrlich ist. Boerner gibt zum 1. Mal eine gründliche Beschreibung der Ballstätt Gräberfunde.

* Diese Grundzahl \times Schlüsselzahl ergibt den jeweiligen Inlandpreis. Die Schlüsselzahl wird den Wertchwankungen der Mark jeweils angepasst. Nach dem überlautigen Ausland Berechnung in der betr. Landeswährung.

Mit einer Bellage Günther, Raifenkunde betr., von F. F. Lehmanns Verlag, München.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus



Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

15. Band (1923)

Leipzig * Verlag von Curt Kabitzsch

1923

UNIVERSITÄT
WÜRZBURG

GN 700
Mz
V. 15-16
ANTHROP.
LIBRARY

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürz A. G., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Abhandlungen und Mitteilungen	1, 187
Aus Museen und Vereinen	314
Nachruf (Adalbert Bezzenberger; Anton Rzepak)	316, 322
Bücherbesprechungen	173, 324

Bayer, J.: Alter und Wesen der Astalonkultur	187
Bort, Ferdinand: Germanische Götterdreiheiten. Mit 8 Abbildungen im Text	1
Friedenthal, A.: Ein Versuch zur Herstellung baltisch-archäologischer Typentarten. Dazu 5 Karten (Tafel VIII—XII)	113
Gaerte, Wilh.: Das Schuhsohlen-, Rad- und Kreuzsymbol auf den schwedischen Felszeichnungen. Mit 35 Abbildungen im Text	271
Grunewald, Maria: Vom Wesen germanischer Kunst in geschichtlicher Zeit	317
Grunewald, Maria: Altgermanische Weltanschauung und deutschchristliche Kunst	331
Hagen, J. O. v. d.: Bronzezeitliche Gräber- und Einzelfunde in der Udermark. Mit 134 Abbildungen im Text und auf Tafel I—IV	38
Hagen, J. O. v. d.: Die Veröffentlichungen vorgeschichtlicher Funde der Udermark seit 1900	143
Hörter, Peter: Eine vorgeschichtliche Rassel. Mit 1 Abbildung im Text	110
Hörter, Peter: Die fränkischen Feldflaschen und deren Herstellungsort. Mit 4 Abbildungen im Text	126
Hogrebe, Bernard: Die Kulturschicht in unseren Städten und ihre Auswertung für die Volksbildung	305
Kern, J.: Ein sog. „Turbanring“ aus Leitmeritz. Mit 3 Abbildungen im Text	286
Knoop, Ludwig: Die veröffentlichten Schriften zur Vorgeschichte des braun- schweigischen Landes aus den Jahren 1901—1920	167
Kossinna, Gustaf: Sitzungsberichte der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.	314
Kossinna, Gustaf: Nachruf Adalbert Bezzenberger 316; Anton Rzepak	322
Kossinna, Gustaf: Römischer Einfluss auf Germanen	315
Kossinna, Gustaf: Sonnen- und Mondmythen	329
Krügel, Max: Flachgräberfeld und Siedlung der jüngeren Bronzezeit auf dem „Werder“ bei Budow, Kr. Lebus. Mit 2 Karten im Text und Tafel V—VII	92
Niklasson, Nils: Die vorgeschichtliche Forschung in der Provinz Sachsen, in Anhalt und Großhüringen seit 1900	231
Osten, Hans-Henning v. d.: Der Räuferberg bei Schwenow in der Mark. Mit 11 Abbildungen im Text und auf Tafel XIII und XIV	299
Paulsen, Jens: Funde aus dem frühen Neolithikum Holsteins. Mit 19 Ab- bildungen im Text	20
Rademacher, C.: Literaturübersicht und Stand der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in der Rheinprovinz von 1900—1922	147
Richtshofen, B. v.: Zur Latènezeit in Osteuropa. Mit 4 Abbildungen im Text	291

IV

Bücherbesprechungen.

	Seite
Schilling, Friedr.: Nochmals: Sr. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen	310
Schirwig, Karl: Frühneolithische Funde aus dem nordöstlichen Harzvorlande. Mit 48 Abbildungen im Text	30
Wagner, Friedr.: Literatur zur bayerischen Vorgeschichte 1900—1922	207
Wille, Georg: Neuere Arbeiten über das Hatentruz. Mit 5 Abbildungen im Text	130

Bücherbesprechungen.

Andree, Julius: Bergbau in der Vorzeit (Heß v. Wichdorff)	326
Braun, Sr.: Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen (Borf)	174
Simmen, Diedrich: Die Kretisch-mykenische Kultur (Wille)	184
Gleißner, Oskar: Die germanischen Neumen als Schlüssel zum altchristlichen und Gregorianischen Gesang (Regner)	327
Hahne, Hans: 25 Jahre Siedlungsarchäologie (Jahn)	324
Jung, E.: Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit (Wille)	329
Lienau, Michael Martin: Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder (Jahn)	183
Paret: Urgeschichte Württembergs (Kraft)	182
Pend, Albrecht: Die Höttinger Breccie und die Inntalerrasse nördlich Innsbruck (J. Bayer)	173
Reuter, Otto Siegfried: Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube (Gleißner)	179

Abhandlungen und Mitteilungen.

Germanische Götterdreiheiten.

Don Ferdinand Bork.

Mit 8 Abbildungen im Text.

In einigen Gestalten der nordischen Felsenzeichnungen haben viele Gelehrte Götter zu sehen geglaubt. Einer der bemerkenswertesten Versuche dieser Art ist der Aufsatz von Just Bing: Germanische Religion der älteren Bronzezeit (Mannus VI, S. 149ff.). Wenn ich auch in der Deutung aller möglicher Dinge von ihm abweichen muß, wie es auch z. B. G. Wilke tut (Mannus VII, S. 1/2), so ist doch seine Grundanschauung, daß er die Götter am Himmel sucht, sehr gesund. Es hat sich nämlich in Deutschland eine Betrachtungsweise der Mythologie breit gemacht, die den Himmel vergessen hat, die alles mythische Werden und Sein von Waldschraten, Korndämonen und ähnlichem Ungeziefer ausgehen läßt. Wenn sich irgendwo der Mensch dazu verstand, etwas außerhalb der greifbaren Daseinsformen vorhandenes, unerreichtbares Göttliches anzuerkennen, so mußte er seine Blicke zum Himmel richten, von dem seltsam strahlende Wesen, ihm sichtbar aber doch unerreichbar, auf ihn und sein Tun herabschauten. Das wechselvolle Bild, das die sich bewegenden Gestirne, namentlich die Planeten, zu denen man die Sonne und in erster Linie den Mond rechnete, darboten, genügte einem begabten Urvolke, um seine Götter zu schaffen und ihre Gesichte und Taten zu schildern. So steht am Anfange aller Mythologie der Mond, dessen Gestaltenwechsel zunächst die Zeitenuhr war, die das Tun des Menschen regelte, die ihm die Anfänge seiner Zeitrechnung gab. Die Gestalten, die man im Monde zu sehen glaubte, und deren Taten man in dem Gestaltenwechsel wirkend glaubte, sind die ersten Gottheiten gewesen. Mythos und Chronologie gehen auf denselben Ursprung zurück, und bleiben noch lange Zeit miteinander verbunden, bis schließlich fortschreitende Kultur und Wissenschaft den Mythos so umgestaltet, daß er in seinen letzten Ausprägungen heute kaum noch erkennbar ist.

Der Mondwechsel schuf als erste größere Zeiteinheit den Monat. Erst einer späteren Zeit, die astronomische Beobachtungen zu machen verstand, blieb die Zusammenfassung mehrerer Monate zum Venusjahre vorbehalten, dem zu allerlezt das Sonnenjahr folgte. Diese Entwicklungsstufen der Chronologie begleitete ein Hervortreten des Venus- und später des Sonnenkultus unter gleichzeitiger Veränderung des ursprünglichen Mondmythenbestandes. Ich glaube nicht, daß wir im germanischen Norden eine eigentliche Venuszeit erwarten dürfen, wenn auch die der Venus entsprechende Gottheit Freya von großer Bedeutung gewesen ist. Sicher aber ist es, daß in Nordeuropa schon in sehr früher Zeit der Sonnenkultus aufkam. Die Überlegung, daß der Sonnentempel Stonehenge in England so orientiert war, daß man zwischen 1700 und 1600 vor Chr. am Mittsommernmorgen vom Altare aus über den astronomischen Stein hinweg den Sonnenaufgang anvisieren konnte, gibt einen Anhalt, wie alt die Sonnenrechnung gewesen sein muß. Indessen will ich nicht gerade behaupten, daß diese chronologischen Tatsachen ohne weiteres auch auf Stadinavien zu übertragen sind. Für den germanischen Norden könnte ein anderer Zeitpunkt für die Einwanderung des Sonnenjahres in Frage kommen als für England. Doch dies alles ist zunächst weniger wichtig gegenüber der Feststellung, welche Gottheiten in den Felsenzeichnungen des Nordens vorkommen.

J. Bing versucht eine Scheibe (Abb. 8), aus der acht Gabeln hervorkommen, von denen sechs je drei, eine vier, und eine fünf Zinken hat — 27 Zinken im ganzen — als Symbol der daneben stehenden weiblichen Gestalt, in der er Freya vermutet, zu deuten. Auf der anderen Seite der Scheibe steht ein Vogel, nach Bing wohl ein Hahn, und vor diesem ein Gegenstand, der wie der Längsdurchschnitt eines Schiffes aussieht, aber von den sonstigen Schiffsdarstellungen wesentlich abweicht. Die Scheibe mit den Gabeln deutet Bing als Frühlingszeichen: „Aus der Erde schießen empor Gewächse mit Zweigen, das sind die Gabeln“. Wie poetisch! Leider hält es einer schärferen Prüfung nicht stand. Derartige dem modernen Empfinden und Naturgeföhle entsprechende Gedanken darf man zur Erläuterung hochaltertümlicher Gegenstände nicht benutzen. Wenn Bing die acht Strahlen des Venussternes von Susa herangezogen hätte, so hätte man es eher gelten lassen können. Aber leider ist die Gabelscheibe mit der Frau davor vereinzelt, und die anderer Gabelscheiben, die sonst vorkommen, sind keineswegs achtzinkig. Deshalb suche ich eine andere Erklärung.

Während Bing die Inschrift als eine Darstellung eines Frühlingsfestes auffaßt, muß ich schon die Möglichkeit einer solchen Felsenzeichnung in Zweifel ziehen. Die Zeichnung von Aspeberget besteht m. E. aus zwei auch dem Stile nach verschiedenen Inschriften. Die obere scheint kultisch zu sein und ein den beiden Göttern zur Linken zutommendes Opfer darzustellen.

Die darunter stehende jüngere Inschrift zeigt einen Angriff von fremden auf Schiffen gekommenen Leuten, die unter der Führung des Gottes mit den

riesigen Händen stehen. Aus der Darstellung scheint hervor zu gehen, daß die Eindringlinge siegreich sind und die Einheimischen vernichtet haben. In der Mitte der jüngeren Zeichnung steht eine siebengablige Scheibe. Ich vermute, daß diese Scheibe wie die achtgablige der darüber stehenden ein Gehöft wiedergeben soll, das von Bäumen umgeben ist, und dessen Besitz der Gegenstand des Kampfes ist.

Auch Bings Versuche, das „Sonnenbild“ von Balkätra in Schonen für Frigg (Freya) in Anspruch zu nehmen, muß ich ablehnend gegenüberstellen. Denn was hat ein Sonnenbild mit Freya zu tun? Der fragliche Gegenstand ist eine Scheibe, die in fünf konzentrischen Ringen 17, 27, 40, 40, 62 Zacken bietet. Wenn man den einen 40 Zacken enthaltenden Ring als Doppelung weglassen wollte, so blieben 146 Zacken übrig. Das ist die Hälfte der Tage eines Venusjahres, das 292 Tage haben müßte. Da aber die Sache ganz vereinzelt dasteht, und ich keine Gewähr habe, daß die Zeichnung (a. a. O., S. 176) richtig ist¹⁾, kann ich darauf kein Gewicht legen. Bis jetzt habe ich noch keine einwandfreie Darstellung der Freya gefunden.

Ehe ich weitergehe, muß ich noch ein paar grundsätzliche Bemerkungen über die von Bing vielfach mißbräuchlich angenommenen Symbole machen. Die Darstellungen stammen aus der älteren Bronzezeit, also aus einer Zeit, als die so viel gerühmten Griechen noch irgendwo auf dem nordbalkanischen Gebiete ihre Ziegen und Schafe weideten und noch nicht daran dachten, historische Inschriften abzufassen. Außerdem läßt es sich wahrscheinlich machen, daß die nordischen Selszeichnungen sich auf lange Zeiträume verteilen; denn gegenüber den Wagenrädern mit dem Speichenkreuze findet man vereinzelt, also wohl ältere Scheibenräder. Die Entwicklungsgeschichte des Wagenrades haben wir uns doch wohl so zu denken, daß das Walzenrad den Ausgangspunkt bildet, daß ihm das Scheibenrad folgt, während das Speichenrad die jüngste Entwicklungsstufe ist. In jener an alten, künstlerischen Mitteln so armen Zeit müssen die Zeichner, wenn sie beispielsweise einen Gott abbilden wollen, um ihn von einem Menschen zu unterscheiden, ihm das Gerät zur Seite stellen, das ihn besonders kennzeichnet. Das ist sein Symbol. Es ist ein Nothelfer des Zeichners, weiter nichts. Ein solches Symbol kann abgefürzt werden, man kann beispielsweise Thorr, statt seinen Wagen abzubilden, ein Rad in die Hand geben, um ihn von einem menschlichen Streitartkämpfer zu unterscheiden, man kann auch die Symbole ganz weglassen, wenn der Zusammenhang keinen Irrtum aufkommen läßt, wie auf der Zeichnung von Brede, wo die Götterdreiheit, der große und der kleine Gott und der Gott mit den riesigen Händen gerade durch die unverkennbare Darstellung des Letzteren ohne weiteres verständlich wird (Abb. 3). Dagegen kann ich auf den Zeichnungen götterlos auftretende Symbole nicht anerkennen. Schuhsohlen und Sonnenzeichen u. dgl. unsichere Gegenstände müssen bei der Beweisführung ganz ausgeschaltet werden.

¹⁾ S. Nachtrag 1.

Doch zurück zu der Inschrift von Aspeberget (Abb. 8). Auf der linken Seite ist eine Gruppe sichtbar, die aus einem kleinen und einem großen Manne besteht, die ein Rad mit einem Anhängsel zwischen sich haben. Diese Gruppe kehrt öfter wieder, so in Norra Trättelanda (Abb. 1). In Bada, Brastad (Abb. 2), steht das sehr ausführliche Symbol darüber, oder es fehlt das Symbol überhaupt (a. a. O., S. 153, Bada, Brastad). Bing will den größeren Gott mit dem Sonnengotte, seinen kleineren Begleiter mit dem Mondgotte verselbigen. Da der angebliche Sonnengott gelegentlich in der einen Hand ein Rad, in der anderen einen Hammer führt (z. B. Tosva, Tanum, (Abb. 4) und Nedre Solberg, Schonen: Mannus VII, S. 63, Abb. 1), bestimmt Bing den Sonnengott als Thorr und schließt daraus, daß Thorr ursprünglich der Sonnengott gewesen sei. Der einzige Grund, den Bing für diese Behauptung beibringt, ist der, daß das Rad ein anerkanntes Sonnenzeichen sei. Gerade die ausführliche Darstellung von Bada, Brastad, zeigt,



Abb. 1. Norra Trättelanda. Der Mondgott und Begleiter nebst Gerät.

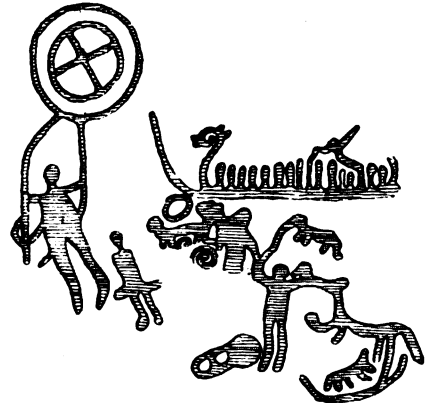


Abb. 2. 'Bada. Mondgott und Begleiter nebst Gerät.

daß etwas mehr als ein Sonnenrad beabsichtigt ist. Das abzubildende Gerät war aber so schwer wiederzugeben, daß die Zeichner in der verschiedenartigsten Weise diese Aufgabe anpaktten. Auf den ältesten Darstellungen, die Scheibenräder zeigen, wird statt des Gerätes das abgefürzte Symbol, das Rad, verwendet. Auf den Darstellungen von Norra Trättelanda und Aspeberget ist unterhalb des Speichenrades ein mehr oder minder langer Gegenstand; auf der Felszeichnung von Bada, Brastad, endlich umgibt das Speichenrad ein Ring, von dem zwei deichselähnlich gekrümmte Stangen ausgehen, anscheinend dazu bestimmt, ein Tier dazwischen aufzunehmen. Uns, die wir an perspektivische Darstellungen gewöhnt sind, muß diese Zeichnung zunächst unverständlich erscheinen. Man muß sie erst umdenken und umbilden. Wenn die alten Nordleute einen Wagen zeichnen, so stellen sie ihn von oben gesehen dar, legen

jedoch die Räder horizontal, so daß man sie als runde Scheiben sieht (a. a. O., S. 270, Abb. 11 von Kyrforvyl, Tanum, S. 272, von Bada, Brastad, Abb. 12).

Auf der ausführlichsten Darstellung von Bada, Brastad (Abb. 2), müssen wir das Rad senkrecht gestellt denken, so daß es den Deichseln etwa parallel läuft. Der in der Zeichnung das Rad umgebende Ring liegt in Wahrheit darüber und soll einen Wagenring oder -Kasten vorstellen, an dem nach vorne zu die Deichseln, nach der Mitte zu an nicht angedeuteten Verbindungsstellen die Achse befestigt ist. Wichtig ist, daß auf allen Darstellungen dieses Göttergerätes immer nur ein Rad vorkommt, während sonst die Wagen zweirädrig abgebildet werden. Deshalb muß ich den Götterwagen für einrädrig halten¹⁾. Da nun aber ein von einem einzigen Scheiben- oder Speichenrade getragener Wagen ein Unding ist, so schließe ich daraus, daß eine Walze den Wagenring oder -Kasten getragen hat. Der Walzenwagen konnte naturgemäß nur von einem einzigen Tiere gezogen werden. Damit hängt zusammen, daß der



Abb. 3. Brede. Der Mondgott mit Begleiter usw.



Abb. 4. Tofva. Gehörnter Gott mit Rad.

dreiköpfige Hammergott auf dem kleineren Goldhorne von Gallehus nur eine Ziege hält. Auch Freyrs Wagen wurde nur von einem Eber gezogen.

Wenn nun die Abbildungen des alten Götterwagens statt des Walzenrades meist ein Speichenrad zeigen, so liegt eine Anpassung an den entwickelteren Kulturzustand vor, obwohl gerade das Wesentlichste, die Einrädrigheit, festgehalten wurde.

Nachdem so das Aussehen des Göttersymbols festgestellt worden ist, müssen wir seine Bedeutung zu ermitteln suchen. Wenn J. Bing das Rad als anerkanntes Sonnenzeichen behandelt, so vermissen wir den entscheidenden Beweis dafür. Dieser wäre um so nötiger, als J. Bing selber (a. a. O., S. 160) die Meinung ausdrückt, daß Rad und Spirale auch Symbole des Mondes sein können. Es steht also frei, uns auf die andere Seite zu schlagen, wenn zwingende Gründe vorhanden sind. Solche können aber nur in der Naturanschauung begründet sein. Man bildete den Gott so ab, wie man ihn am Himmel zu sehen glaubte, oder sah. Die Sonne, die ohnehin schwer zu beobachten

¹⁾ Vgl. E. Siede, Indogermanische Mythologie. Leipzig (1921). S. 35, wo die Einrädrigheit des Mondwagens erwähnt wird.

ist, ist immer sich selbst gleich, die hat nur eine Gestalt. Der Mond dagegen ist vielgestaltig. Man sieht die zunehmende Sichel, den Vollmond und die abnehmende Sichel. Dazu kommt der deutlich wahrzunehmende Dunkelmond als vierte Gestalt. Wenn also eine Darstellung außer dem symbolischen Rade noch zwei Gestalten, und zwar die eine womöglich verstümmelt, einarmig, oder eine gehörnt zeigt, oder wenn der Gott dreiköpfig ist, so haben wir es mit Mondgöttern zu tun. Der von J. Bing heranbemühte Sonnengott kommt nicht in Betracht. Die Vorstellung, mit der er rechnet, daß der Mondgott der Begleiter des größeren Sonnengottes sein solle, ist unmöglich, weil der Mond die Sonne in Wahrheit gar nicht begleitet.

Der große und der kleine Gott sind sicher Mondgötter, und zwar gebe ich Bing recht, wenn er den einen mit Thor, den anderen mit Tyr verwechselte. Die Gylfaginning kennt den dunklen Begleiter als Managarm, der in der Döluspa als Garm bezeichnet wird und der nach Gylfaginning 51 Tyr tötet und von ihm wieder getötet wird. Tyr ist der Sichelmond, der als abnehmende Sichel vom Wolfe verschlungen wird, aber aus seines Feindes Innerem den Weg ans Licht findet und ihn tötet, ein Vorgang, den mythologische Erzählungen immer wieder so oder ähnlich schildern. Wenn nun der Sonne zwei Wölfe angedichtet werden, Skoll und Hati, von denen der eine ihr voraneilt, der andere ihr folgt, so ist das auf keine Naturanschauung gegründet, sondern daraus zu erklären und so längst erklärt worden, daß beim Aufkommen des Sonnenjahres der Sonnengott die Mondmythen an sich reiht. Wie weit man damit schon in dieser alten Zeit zu rechnen hat, wird später gezeigt werden, wenn von dem Gotte mit den großen Händen die Rede sein wird.

Auch der Wagen von Trundholm auf Seeland (a. a. O., S. 159, Abb. 10), den Bing für seine Vermutung ins Feld führt, ist ein Mondbild. Die eine Seite desselben ist vergoldet, die andere ist es nicht. Beide Seiten sind in gleicher Weise mit Kreisen und Spiralen verziert. Die goldene Seite auf die Sonne, die dunkle auf den Mond zu beziehen, halte ich für kühn und — unmöglich.

Eine kleine Abschweifung sei mir gestattet: In dem esthnischen Märchen „Der Nordlandsdrache“ (Kreuzwald-Löwe Nr. 18) wird geschildert, wie ein junger Mann, zur Bekämpfung eines Menschen und Tiere fressenden Nordlandsdrachen auszieht. Auf den Rat eines finnischen Zaubers sucht er den Siegelring Salomos zu erwerben. Es gelingt ihm, der Höllenjungfrau das kostbare Kleinod zu entwinden, das ganz besondere Eigenschaften hat, wenn man es an der linken Hand trägt. Steckt man es an den kleinen Finger, so kann man sich wie ein Vogel in die Luft schwingen, und hinfliegen, wohin man will. An den Ringfinger gesteckt macht es unsichtbar, auf den Mittelfinger gezogen, unverwundbar. Am Zeigefinger getragen verleiht es Schöpferkraft, am Daumen, macht es die Hand so stark, daß sie Felsen und Mauern brechen kann. Dieser Ring ist, wie schon der Name sagt, ein orientalisches

Einsprengsel. In der Geschichte von Alā ed-Dīn Abu-š-Šāmāt (1001 Nacht, übers. v. Hennig, Bd. VI, S. 146ff.) wird ein Edelstein mit 5 Facetten erwähnt, der 5 Kräfte hat, die denen des salomonischen Siegelringes entsprechen. Reibt man die Facette, auf der ein Sofa eingegraben ist, so hat man ein Sofa zur Verfügung, auf dem man hinfliegen kann, wohin man will. Dem Flieger entspricht also ein Fliegesofa. — Reibt man die Facette, auf der ein Zelt eingegraben ist, so steht ein Zelt da, das den Wünschenden aufnimmt. Dem unsichtbar machenden Finger entspricht also ein bergendes Zelt. — Eine weitere Facette ermöglicht es dem Wünschenden, Bäume sprießen und einen Fluß entstehen zu lassen. Hier liegt das Motiv der „magischen Flucht“ vor, daß ein himmelhoher Wald und ein tiefes Gewässer den Verfolgten vor dem Verfolger schützt. Es entspricht also auch dem unverwundbar machenden Finger die Bäume und einen Fluß schaffende Facette. — Die nächste Facette, die das Bild eines Speisetisches enthält, wirkt wie ein Tüchlein deck dich, entspricht also wohl auch dem mit Schöpferkraft begabten Finger. — Die letzte Facette endlich, die einen jeden Widerstand nieder kämpfenden Reiter entstehen läßt, ist das Gegenstück zu dem Riesenkräfte verleihenden Finger des esthnischen Märchens. Höchst erfreulich ist es, daß die Reihenfolge der Fingerkräfte und die der Facettenkräfte richtig erhalten sind, so daß keinerlei Umstellungen erforderlich sind. Doch zurück zu dem glücklichen Besitzer des Siegelringes Salomos. Der finnische Zauberer gibt ihm folgende Vorschrift: „Du mußt dir ein eisernes Pferd gießen lassen, das unter jedem Fuße kleine Räder hat, so daß man es vorwärts und rückwärts schieben kann. Dann mußt du aufsitzen und dich mit einem eisernen zwei Klafter langen Speere bewaffnen, den du freilich nur führen kannst, wenn der Wunderring am Daumen deiner linken Hand steckt. Der Speer muß in der Mitte die Dicke einer mäßigen Birke haben und seine beiden Enden müssen gleich scharf sein. In der Mitte des Speeres mußt du zwei starke zehn Klafter lange Ketten befestigen, die stark genug sind, den Drachen zu halten. Sobald der Drache sich in den Speer festgebissen hat, so daß dieser ihm die Kinnlade durchbohrt, mußt du wie der Wind vom Eisenroß herunterspringen, um dem Untier nicht in den Rachen zu fallen, und mußt die Enden der Ketten mit eisernen Pflöcken dergestalt in die Erde rammen, daß keine Gewalt sie herausziehen kann. Nach drei oder vier Tagen ist die Kraft des Untiers soweit erschöpft, daß du dich ihm nähern kannst, dann stecke Salomons Kraftring an den Daumen deiner linken Hand, und schlage es vollends tot. Bis du aber herangekommen bist, muß der Ring am Ringfinger deiner linken Hand stecken, damit das Untier dich nicht sehen kann, sonst würde es dich mit seinem langen Schwanz totschlagen.“ — Dieser Vorschrift entspricht der Verlauf des Kampfes. Es kann kein Zweifel obwalten, daß dem Märchenerzähler ein ähnliches Kultgerät vorgeschwebt hat, wie es der Mondwagen von Trundholm ist; nur fehlt die dem Pferde folgende Mondscheibe. Statt ihrer tritt

der Mondheld selber auf, der Drachentämpfer. Der Drachentkampf des Märchens enthält eine Verderbnis, indem der Kämpfer sich vor dem Verschlungenwerden rettet. In Wahrheit kann er sich dem nicht entziehen und muß dem Gegner den Leib aufschneiden und herausziehen. So schildert das finnische Märchen von der Brautfahrt des Schmiedes Ilmarinen (Emmy Schreck, Nr. 1), wie Ilmarinen, der um des Teufels Tochter Katrine freit, von Ukko Untamo hinuntergeschlungen wird, im Leibe des Ukko aus seiner kupfernen Brustschnalle einen Vogel schmiedet, der in Ukkos Magen umherfliegt, ihm die Gedärme zerreißt und ihm ein Loch in seine Seite reißt, durch das Ilmarinen ins Freie gelangt. Doch zurück zu den Felsenzeichnungen aus Bohuslän.

Für einen Treffer halte ich Bings Bestimmung des kleineren Gottes als Tyr. Dafür spricht, daß er ein Schwert hat und zuweilen einarmig dargestellt wird. Auf der Zeichnung von Kalleby, Tanum (Abb. 5), ist nur die untere Hälfte des Gottes ausgeführt. Der Felsenzeichner hatte bei seiner Arbeit wohl gemerkt, daß ihm der Begleiter Thors zu groß geraten war, und ließ kurz entschlossen die obere Hälfte weg. Nun war das richtige Verhältnis hergestellt. Neben Thorr steht auf der anderen Seite ein gewaltiger Speer, den Bing als Symbol Odins auffassen möchte. Wir hätten also die von Tacitus erwähnte Dreieit Mercurius (Odin), Mars (Tyr), Hercules (Thorr) vor uns, wenn — der Speer das Symbol Odins wäre und ohne den Gott stehen dürfte, und wenn es überhaupt sicher wäre, daß diese abgebildete Dreieit als göttlich aufzufassen wäre. —



Abb. 5. Kalleby, Tanum.

Dorhin deutete ich schon an, daß Tyr als Mars Thingsus der Dinggott sei. Als solcher leitete er die Dinge der Menschen zur Vollmondszeit und wenn es Neumond ist. Als Gott der Sichel ist er kleiner als der große Vollmondgott. Nur einer der beiden Hellmondgötter ist am Himmel sichtbar, der andere leitet auf Erden die Geschicke der Menschen. An erster Stelle steht bei diesen in der Achtung der große Gott, der die meiste Zeit für sie übrig hat, der starke Thorr; denn nur während der Vollmondszeit ist er abwesend am Himmel. Der kleinere ist nur dann auf Erden, wenn am Himmel der große Helle oder der Schwarze herrscht. Dieser Zustand der Himmelswelt übt seinen Einfluß auf die Erde aus. Nicht nur versammeln sich zur Voll- und Neumondszeit die Menschen, um unter dem Schutze des Kleinen ihre Angelegenheiten zu ordnen: auch das Wetter pflegt zu diesen Zeiten zu ändern.

Statt des einen Kleinen und Sterblichen finden sich auch zwei, Thialfi

und Röstwa. Die zunehmende und die absterbende Sichel werden als je eine Gestalt aufgefaßt.

Die von mir angenommene Vorstellung, daß der Vollmondgott und der Sichelgott abwechselnd am Himmel und in der Menschenwelt weilen, scheint mir ihre Parallele in der Dioskuren-sage zu haben, wie man sie bei Griechen und Indern hat. Bei den Griechen ist Kastor der sterbliche Wagenlenker (dessen nordisches Gegenbild Thialfi ist), während Polydeukes der unsterbliche Saustkämpfer ist. Nachdem Kastor in einem Kampfe gefallen ist, ist Polydeukes untröstlich darüber, erhält aber von Zeus die Erlaubnis, seine eigene Unsterblichkeit mit dem Bruder zu teilen. So weilen die beiden Brüder gemeinsam die eine Hälfte der Tage in der Unterwelt, die andere bei den Göttern. Trotz der unzweifelhaften Beziehungen zu der germanischen Fassung ist die Naturgrundlage der griechischen Dioskuren eine andere. Es sind nicht Hellmondgestalten, sondern es sind die helle und die dunkle Mondhälfte, die während der ersten sieben Nächte nach und der letzten sieben Nächte vor Neumond gemeinsam am Himmel zu sehen sind. In der Zwischenzeit vermutete man beide in der Unterwelt.

In einem Punkte aber ist die griechische Sagenform ursprünglicher: beide Götter sind unbewehrt. Die einzige Waffe, die Polydeukes hat, sind seine Säulen, mit denen er beispielsweise in der Argonautenerzählung den Bebrüterkönig Amytos niederschmettert. Thor dagegen hat schon auf den ältesten Felsenzeichnungen in der Regel seinen Hammer. Entwicklungsgeschichtlich in der Mitte zwischen beiden steht in dieser Hinsicht Herakles, dessen Waffe die Keule ist. Saust, Keule, Hammer ist also die Entwicklungsreihe, die wir auch bei den Germanen erwarten dürfen. Im Ståldstaparmål findet sich noch eine Spur der Keule. Als Thor zu Geirröd geht, nimmt er statt seines Hammers den Stab Gridarwol seiner riesischen Gattin Grid mit. Auf den Saustkampf komme ich noch zurück.

Abgesehen von dem als Symbol doch ganz unsicheren, kaum erwähnenswerten Speere von Kalleby ist der von Bing für Odin zusammengetragene Stoff mehr als dürftig. Der „Pferdegott“ von Bada (Abb. 2) hat sicher keine zwei Pferde erfaßt, sondern vielleicht Hunde (so G. Wilke, Mannus VII, S. 26ff.) oder Füchse. Ich wüßte auch nicht zu sagen, was Odin mit zwei Pferden anfangen sollte: er hat an seinem Sleipnir genug. Der zu Füßen des „Pferdegottes“ von Bada liegende Gegenstand mit den zwei Öffnungen, den Bing als Schuhsohle bezeichnet, ist sicher keine solche, und ist eher mit dem Gegenstande zu verbinden, der in derselben Felsenzeichnung über dem fuchsähnlichen Tiere zu sehen ist, in das das kleinere Schiff zur Rechten ausläuft, als mit dem Gegenstande rechts von dem Götterwagen, der auch in Bada Braftad (a. a. O., S. 153, Abb. 5) neben den beiden Mondgöttern steht. Wenn J. Bing letzteren Gegenstand der angeblichen Schuhsohle von Bada (Abb. 2) gleichsetzt, und sie als Schuhsohle bestimmt, so wird er keinen Beifall finden.

Die Gleichsetzung und die Bestimmung sind unmöglich. Nunmehr ist es auch belanglos, ob das neben der „Schuhsohle“ (a. a. O. Abb. 5) stehende Tier ein Pferd ist oder nicht. Daß es das Symbol eines Gottes ist, ist nicht zu beweisen. Es fehlt der Gott daneben.

Neben dem Litsleby=Riesen (a. a. O., S. 165, Abb. 15) befindet sich ein Ring und ein von Bing als Pferd bezeichnetes Tier. Ich halte es für einen Hund. Ebenso dürfte das neben dem einen Kämpfer von Tegneby (a. a. O., S. 166, Abb. 16) stehende „Pferd“ auch ein Hund sein.

Weiteren Stoff für das Dasein Odins vermag ich aus J. Bings Ausführungen nicht zu entnehmen. Deswegen behaupte ich einstweilen, daß Odin auf diesen Felszeichnungen gar nicht vorkommt.

Der Gott mit den großen Händen¹⁾, den Bing mit Hilfe einer unhaltbaren Begründung (a. a. O., S. 156) mit Odin gleichsetzt, ist Freyr. Die einzige sichere Götterdreieit, die Bing gefunden hat, ist die zu Brede,



Abb. 6. Kinnekulle. Der Gott mit großer Hand und Hade (?)

Braustad (Abb. 3), nämlich die beiden Mondgötter und der Gott mit den unförmlich großen Händen. Bing erwähnt nach A. Olrik die Tatsache, daß die Lappen von den Nordgermanen eine solche Götterdreieit übernommen haben, 1. Thor, 2. Thors Engel, 3. den Weltenmann (Waralden Olmay) oder =Gott. Der Weltenmann ist nach Olrik die Wiedergabe des veraldar god, eines Namens, den die Sviar nach Snorre dem Freyr gaben (a. a. O., S. 169). Bei den Lappen führt er eine Hade als Symbol, und die große Hand hat sich in dem Renntierhorn (Abb. 7) der Darstellungen erhalten. Nach diesem gewissermaßen lebenden Stoffe ist es wohl angebracht, das Gerät, das der Gott mit der großen Hand auf der Felszeichnung von Kinnekulle trägt (Abb. 6) als Hade zu erklären. Es ist wohl keine Waffe, sondern ein Adergerät. Der Weltenmann ist nämlich waffenlos. Seine Angriffsmittel sind

¹⁾ Bings Konstruktion des Tešub mit den „flammenden Sängern“ (a. a. O., S. 156) scheidet an der Tatsache, daß er nicht die Originalveröffentlichung von R. Koldewey (Wiss. Veröffentl. d. deutsch. Orient-Gesellsch. 1) zu Rate zieht, die eine Götterfaust mit dem Blitzbündel darin zeigt, sondern eine nachträgliche, liederliche Zeichnung, die wertlos ist. Dgl. Nachtrag 2.

seine gewaltigen Hände, die ihn zum Faustkämpfer unter den Göttern stempeln. In Baða, Brastad (Mannus VII, S. 26, Abb. 35), ist er waffenlos dargestellt, in Brede hat er ein Schwert (?) oder eine Keule (?), in Kinnefulle (Abb. 6) das gleiche Gewaffen und die Haße. Nun berichtet die Edda, daß Freyr ein Schwert gehabt habe, „das sich schwingt von selber wider der Thursen Troß“ (Skirnismál). Dieses habe er seinem Diener Skirnir (den man auf der Darstellung von Baða auf der einen Seite des Gottes als Keinen Begleiter sehen kann) gegeben und nicht wieder zurück erhalten, „und insofgedessen hatte er keine Waffe, als er mit Beli zusammentraf; daher mußte er den Beli mit der Faust erschlagen“ (Gylfaginning 37). Das ist eine letzte Überlieferung von dem Faustkämpfertume Freyrs.

Mit ihren hellen Strahlen bringt die Sonne alle anderen Gestirne zum Erlöschen. Wenn sie scheint, ist der Himmel sternleer. Deshalb fehlt jede Anschauungsgrundlage dafür, den Sonnengott als Faustkämpfer darzustellen. Es ist auch unmöglich, neben ihm einen Begleiter anzuerkennen.

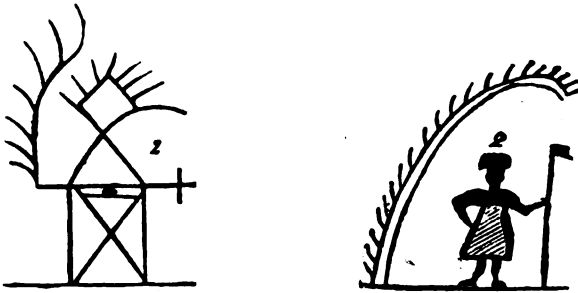


Abb. 7. Waralden Olmay.

Wenn also einerseits die jeden Zweifel ausschließende Überlieferung der Edda vorliegt, daß sich Freyr als Faustkämpfer betätigt hat, und daß er andererseits einen Begleiter hat, Skirnir, oder gar ein Pärchen, Byggvir und Beyla (Lo-fasenna), die an Thialfi und Röstwa gemahnen, so kann man nur den einen Schluß ziehen, daß Freyr von Hause aus ein alter Mondgott ist, der bei irgend einem unter dem Einflusse anderer Völker stehendem Germanenstamme zum Sonnengotte geworden und als solcher mit der Sonnenrechnung von Stamme zu Stamme wanderte und sich neben das schon vorhandene Mondgötterpaar als dritter setzte. Das muß in sehr alter Zeit erfolgt sein, da die Edda noch weiß, daß er auf einem mit einem Eber bespannten Wagen dahersfährt. Es wäre nicht undenkbar, daß während der Megalithzeit der Übergang von der altarischen Zeitrechnung nach Monden ohne Beziehung auf das Jahr, zu der Rechnung nach Sonnenjahren erfolgt ist.

Je mehr sich nach diesem Ereignisse der alte Mondgott in die Rolle des neuen Sonnengottes hinein fühlt, desto mehr müssen seine Mondattribute und Eigenschaften verschwinden. Sein Faustkämpfertum und seine Begleiter

werden mehr und mehr zu einem bedeutungslosen Trümme. Ganz vergehen aber Freyrs aus seiner Mondnatur heraus zu erklärende Hörner, die er auf dem kleineren Horne von Gallehus noch trägt (1. Ring). Die spätere Überlieferung scheint nichts mehr davon zu wissen.

Mit der Götterdreiheit von Brede, die man m. E. mit Sicherheit als Thorr, Tyr und Freyr bestimmen kann, ist die Nachricht Kaisars zu verbinden, daß die Südgermanen Solem, Volcanum et Lunam verehren. Freyr ist die Sonne, Tyr der Mond in der kennzeichnenden Sichelform und Thorr wird als Hammergott mit dem Schmiedegotte Volcanus verglichen. Man kann aus dieser Nachricht, verbunden mit dem eben entwickelten archäologischen Befunde ersehen, daß das Emporkommen des Wodankultes, das bei den Südgermanen nach Tacitus die Dreiheit Odin, Thorr, Tyr erzeugte — bei den Schweden finden wir die Dreiheit Odin, Thorr, Freyr — in der kurzen Zeitspanne zwischen Kaiser und Tacitus erfolgt sein muß.

Im Gegensatz zu dem alten Obergotte Thorr, der barfuß, barhäuptig und nackt dahergeht¹⁾, oder auf einem Wagen fährt — auch Freyr fährt auf einem Wagen — ist Odin gestieft und behelmt, trägt Hosen und Mantel und reitet. Mit dem eindringenden Odinskulte bricht sich eine gewaltige Kulturbewegung Bahn, die von Osten her, von sasischen Völkern ausgeht²⁾. Diese Bewegung bedeutet nicht nur eine Änderung der Tracht und sonstigen Kulturbesitzes, sie bedeutet das Heraustreten der Germanen aus ihrer hinterwäldlerischen Abgeschlossenheit, ihr Einmünden in den großen Strom der Weltgeschichte, den sie in der Folgezeit zum Anschwellen und Überlaufen bringen sollen. Diese Bewegung scheint bei den Westgermanen den Sieg davongetragen zu haben infolge eines Ereignisses, das mit einem Schlage den kriegerischen Geist der Germanen belebte und sie die in ihnen wohnende lebendige Kraft bewußt empfinden ließ: die Darusschlacht. Mag der von den Römern Armenius genannte Held der Schlacht, dessen eigentlicher Name wohl Siegfried gelautet hat, seinen Stammbaum von Yngwi-Freyr hergeleitet haben: der frische Reitergeist des wildjagenden Gottes Odin brachte dem Volke eine neue Religion, die des stürmenden Kampfes, der nach wenigen Jahrhunderten das Römerreich erlag.

Nachdem ich das älteste Auftreten germanischer Götter vorzuführen versucht habe, möchte ich den Leser jetzt zu einem Volke führen, das in seiner

¹⁾ Im Hárbarþsljop sagt der Sährige zu ihm:

„Danach siehst du nicht aus, als hättest du drei gute Gehöfte:

Barfuß stehst du da im Bettlergewande

Und hast nicht einmal Hosen an“.

²⁾ Hierzu wolle man vergleichen: G. Hüfing, Völkergeschichten in Iran: Mitt. d. Anthr. Gesellsch. Wien. Bd. XLVI (3. Folge, Bd. XVI), S. 209, Anm. 21, die eigentlich mit dem dazugehörigen Texte wegen ihrer Wichtigkeit für den Prähistoriker vollständig abgedruckt werden mußte.

Abgeschlossenheit vom Weltverkehre germanische Mythen länger und treuer bewahrt hat als die Nordgermanen selber, nämlich zu dem der finnischen Völkerfamilie angehörenden Ebstenvolke. Der höchste Gott dieses ist Taara, der Weltenschöpfer, in dem man Thor erkannt hat. Ihm ist der Donnerstag heilig. Er wird auch Allvater genannt und wohnt in seinem hohen Himmel, in dessen Vorhalle die hehre Sonne prangt. Er hat drei Helden erschaffen, um sich ihres Rates, ihrer Kunst und ihrer Stärke zu bedienen: Wannemuine, den Alten mit dem jungen Herzen, der die Gabe der Dichtkunst und des Gesanges hat und eine wunderbare Harfe besitzt, Imarine den Schmied, einen Mann in gereiftem Alter, und Lämmeküne den munteren Jüngling (Sählmann zu Boecler in *Scriptores Rerum Livonicarum* II, 1848, S. 681). In diesen drei Gestalten könnte man die germanische Götterdreiheit vermuten. — Am meisten aber von der germanischen Mythologie hat sich in den esthnischen Märchen erhalten, auf die wir einen Blick werfen wollen, da sie allerlei Erklärungen zu den Götterattributen der Germanen geben können.

In dem esthnischen Dreibrüdermärchen „Der Zwerge Streit“ (Kreuzwald Nr. 11) haben drei Zwerge von ihrem Vater einen unsichtbar machenden Hut aus Nägelschnitzeln geerbt, mit dessen Hilfe man alles sieht, was in der Welt vorgeht, ferner ein Paar Bastschuhe, die den Besitzer beliebig weit hintragen, und einen tüchtigen Knittel, der noch mächtiger ist als Pitnes Pfeil, der Donnerkeil. Wenn man mit dem Stode durch die Luft fährt, so schmilzt alles vor ihm weg und wird zu Regentropfen.

Die auffällige Tatsache, daß ein Gegenstand aus Totennägelschnitzeln hergestellt ist, weist auf Beziehungen zu Stadinavien, wo das Totennägelschiff Naglfar bekannt ist, dessen sich die Riesen zu ihrer letzten Heerfahrt gegen die Aesen bedienen werden.

Serner deutet nach gleicher Richtung der Knittel, in dem man unschwer eine Parallele zu Thors Hammer erkennen wird, für den einmal in der Edda ein Stab eintritt. Als nämlich Thor zu Geirröd geht, leiht er von der Riesin Grid deren Kraftgürtel, deren eiserne Handschuhe und deren Stab Gridarwol (Stäldstaparmál 2). Die Anspielung auf Pitnes Pfeil ist sehr zu beachten, da Pitne eine Ausgestaltung Thors ist. Übrigens ist Pitne noch heute im Volksglauben der Esthen lebendig. Das esthnische Märchen „Pitnes Dudelsack“ (Kreuzwald Nr. 10) ist nichts weiter als eine Abart der wohlbekannten brymskviða der Edda. In der Edda wird Thor der Hammer gestohlen und von Thrym 8 Meilen unter der Erde verborgen. Thrym verlangt als Preis für das gestohlene Gut Freya als Gemahlin. Statt der Freya begibt sich Thor mit Loki in Frauenkleidung zu Thrym und erschlägt mit dem wieder erlangten Hammer Thrym und sein ganzes Geschlecht. In dem esthnischen Märchen stiehlt Lühi, der Teufel, seinem Feinde Pitne, dem Donnergotte, den Dudelsack, das Donnergerät, und legt es hinter 7 Schlösser. Pitne, verkleidet als Knabe, verdingt sich bei dem Fischer Lijon und fängt mit seinem Herrn den Fische



Abb. 8. Aspeberget, Tegneby, Tanum.

stehenden Tühi im Neze. Lijon bannt den Dieb, so daß er sich aus dem Neze nicht freimachen kann. Am nächsten Tage verabsolgt der Sijcher und sein Diener dem Diebe eine tüchtige Tracht Prügel. Am kräftigsten schlägt der Knabe zu. Es ist daselbe Motiv, das aus dem Schmiede von Güterboß bekannt ist. Der Teufel wird hier im Stahlneze der Geldbörse festgebannt, mit dem Schmiedehammer bearbeitet und zuletzt freigelassen. Auch in dem esthnischen Märchen geben der Sijcher und sein Diener den Dieb schließlich frei und werden von diesem zu der Hochzeit seines Sohnes eingeladen. Dabei erbeutet Pitne seinen Dufelsack und bläst ihn so gewaltig, daß Tühi mit seinem Gesinde zu Boden stürzt. — Einen ähnlichen Inhalt hat auch das Märchen „Der Donnersohn“ (Kreuzwald Nr. 9).

Ein anderes Dreibrüdermärchen der Esthen „Schlautopf“ (Kreuzwald Nr. 8) läßt den Helden Schlautopf dem Höllenfürsten und dessen spinnenden drei Töchtern einen Kraftring, ein Schwert, das das zahlreichste Heer vernichten kann, und eine Gerte von Ebereschenholz entwenden, die auf dem Meere vor ihrem Besitzer her eine Brücke schafft.

Die Gleichsetzung von Kraftgürtel und Kraftring ergibt sich ohne weiteres. Das Schwert, das das zahlreichste Heer vernichten kann, ist ebenso sicher dem Hammer oder dem Knittel gleichzustellen. Die Gerte endlich vom Ebereschenbaume erweist sich als Attribut Thorr's, da diesem Gotte ja die Eberesche heilig ist. Sie vertritt die Baststuhle, die dem Träger die Schranken des Raumes überwinden helfen und den Wagen Thorr's.

Haben wir in den beiden letzten Fällen in den Wunschdingen Attribute Thorr's zu erblicken, so müssen auch der Nägelschnitzhut und der Kraftring in Beziehungen zueinander stehen. Ersterer ist eine Abart der Tarnkappe, von der wir aber wissen, daß sie nicht nur unsichtbar macht, sondern dem Besitzer auch die Stärke von 12 Männern verleiht. Einstweilen ergeben sich also folgende Entsprechungen:

1. Kraftgürtel	Kraftring	Nägelschnitzhut, der unsichtbar und allsehend macht.
2. Hammer (Stab) und Eisenhandschuh.	Schwert, das jedes Heer vernichtet.	Knittel, der alles schmelzen läßt.
3. Wagen, mit Böden bespannt.	Gerte, die die Brücke schafft.	Baststuhle, die über alle Welt fliegen.

Doch ziehen wir weiteren Stoff aus der Edda heran. Die drei wunderbaren Gegenstände, der Ring Draupnir, der Hammer Mjölnir, und Freyr's Eber sind nach Skáldskaparmál (C. 3) das Werk von Zwergen, nach dem esthnischen Märchen „Der Zwerge Streit“ sind die entsprechenden Wunschdinge das Erbe dreier Zwerge.

Im Skáldskaparmál werden zwei Gruppen von Wunderdingen miteinander verglichen. Loki wettet mit dem Zwerge Brokk, daß dessen Bruder

Sindri nicht drei Gegenstände würde schaffen können, die den Werken der Söhne Iwaldis nämlich Sifs Haare, Odins Speere Gungnir und Freyrs Schiffe Skidbladnir gleichkämen. Darauf machen sich Sindri und Brottans Werk und schmieden für Odin den Ring Draupnir, für Thorr den Hammer Mjölnir und für Freyr den Eber.

Bei diesen beiden Gruppen handelt es sich nicht um verschiedenartige Wunderdinge, sondern um verschiedene Ausprägungen desselben Typs. Freyrs Eber, der bei Tage und bei Nacht schneller als ein Pferd durch Luft und Wasser zu laufen vermochte, und Freyrs Schiff Skidbladnir, das stets günstigen Fahrwind hat nach der Richtung, in der man zu reisen wünscht, dienen beide der Raumüberwindung. — Thorr's Mjölnir und Odins Gungnir sind Waffen. — Odins Ring Draupnir, von dem in jeder neunten Nacht acht andere gleich schwere Ringe abtropfen, und Sifs Haar gehören genau so zusammen wie der Kraftring und der Nagelschnitzelhut im esthnischen Märchen. Welcher Art der Tropicring Draupnir gewesen sein mag, ist nicht zu ersehen. Nicht eine einzige Stelle der Edda spricht dafür, daß ein Fingerreif gemeint ist. Ich vermute, daß ursprünglich gar kein Singerring, sondern ein Kopfring gemeint ist. Doch darauf komme ich noch zurück. Einseitig sei nur festgestellt, daß die Gruppen von je drei Wunderdingen den drei germanischen Hauptgöttern zugehören.

Das auffällige Nebeneinanderstehen von Hut und Ring gibt einen Wink, wie man diese Wunderdinge verstehen kann. Sie sind nämlich alle zweigestaltig.

1. Neben dem goldenen Kraftringe, der wohl ursprünglicher sein wird als der Kraftgürtel haben wir den hellsehend machenden dunklen Hut. Auch Sifs Haar dürfte eine Abart des Hutes sein. Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß in Märchen des Typus des goldhaarigen Gärtnerburschen das Haar golden ist, während die darüber gezogene Kappe dunkel ist. Es handelt sich hier um eine andere Ausprägung des gleichen Grundtypus.

2. Neben dem vermutlich hellen Hammer¹⁾ mit dem allzu kurzen Stiele tritt der dunkle Eisenhandschuh Thorr's. Die andersartigen Ausprägungen Stab, Schwert, Speer und Knittel setzen voraus, daß der Hammer einen längeren Stiel hat, sind also wohl jüngeren Ursprunges, während die ungewöhnliche Kürze des Hammerstieles gerade wegen ihrer Unverständlichkeit altertümlicher ist. Der Knittel, der alles schmelzen läßt, ist nur dann verständlich, wenn man ihn glühend denkt. Gerade für diesen Zug, der dafür spricht, daß Thorr's Hammer hell, nämlich glühend, gewesen sein wird, lassen sich weitere Belege beibringen. In dem esthnischen Märchen vom dankbaren Königssohne bestellt der Höllenfürst den Königssohn

¹⁾ Thorr's Hammer heißt auch Goldhammer, Goldart, vgl. E. H. Meyer, Germanische Mythologie (Berlin 1891), S. 201.

zu sich vor sein Bett, damit er ihm die Hand zum Gruße reiche. Er will ihn nämlich fressen. Der Bedrohte rettet sich dadurch, daß er ihm eine rotglühende Schaufel statt der Hand hinhält, die der Teufel nicht erfassen mag. In einem noch zu besprechenden Märchen kommt eine rotglühende Eisenhand vor.

3. Thorrs vermutlich dunkler Wagen ist mit vermutlich goldfelligen Böden bespannt. Ebenso ist Freyrs Wagen wohl dunkel, sein Eber Gullinbursti dagegen goldborstig und leuchtet während der Nacht, wie das Skáldskaparmál ausdrücklich berichtet. Die Bastschuhe stelle ich mir dunkel vor, die Brüden schaffende Gerte golden; das Schiff Skidbladnir golden, sein Segel dunkel.

Das überall durchschimmernde Nebeneinander von golden und dunkel hat sicher einmal seine Bedeutung gehabt; es handelt sich dabei um Gestalten, die man am Himmel, oder genauer im Monde zu sehen glaubte, den hellen Ring der sich in der Sichel verdickt, und den dunklen Teil. Beide müssen dicht nebeneinander sein: so erklärt sich die ungewöhnliche Kürze des Hammerstieles, der gerade nur den Eisenhandschuh ausfüllt.

Gehen wir nun zu der Frage über, weshalb die Gruppen von Wunderdingen gerade in dreifacher Ausprägung auftreten. Darauf gibt das ethnische Märchen „Schnellfuß, Glinthand, Scharfauge“ (Kreuzwald Nr. 3) eine Antwort. Nach langem Sträuben (S. 51, Anm. 1) hat sich der Übersetzer S. Löwe schließlich dazu verstehen müssen, die Quelle dieses Märchens in Schweden zu suchen. Es wird darin ein reicher König der Nordlande erwähnt (S. 49), und die drei Brüder werden als die „schwedischen Brüder“ (S. 51) bezeichnet. Abgesehen davon ist das Märchen inhaltlich germanisch.

Eine kinderlose Bauersfrau gibt auf den Rat eines Zwerges ihrem Manne drei Eier eines schwarzen Huhnes zu essen. Sie gebiert Drillinge. Während der Abwesenheit des Mannes kommt der Zwerg wieder zu ihr und bindet dem einen Knaben einen roten Faden um beide Fußknöchel, dem anderen um die Handgelenke, dem dritten um die Schläfen herum und gibt der Mutter den Auftrag, die Fäden nach der Taufe zu verbrennen und die Asche den Kindern einzugeben. Durch die Wunderkraft der Fäden erhalten die Knaben Eigenschaften, die ihnen die Namen Scharfauge, Glinthand und Schnellfuß eintragen. Als Jünglinge verlassen sie das Elternhaus, kehren aber wieder zurück. Schnellfuß wird berühmt als Rothirt, Glinthand als Schmied, Schuster, Drechsler und namentlich als Schneider, Scharfauge als Diebsfänger. Nachdem alle drei heimgekehrt sind, beschließen sie, gemeinsam die drei Probestücke zu machen, die ein reicher Nordlandkönig von dem verlangt, der seine Tochter zur Frau haben will. Niemand kann den Betrug ahnen, da alle drei das gleiche Gesicht und die gleiche Kleidung haben. Schnellfuß weidet, wie verlangt, eine wind schnelle Rentierkuh und bringt sie abends wieder heim. Als zweites Probestück soll eine Pforte verschlossen werden, in deren Riegel eine Hagsie sitz, die jeden, der es bisher versucht hatte, mit eisernem Griffe gepackt und die Nacht

hindurch wie einen Glockenschwengel hatte hin- und herpendeln lassen. Slinkhand legt eine glühende Eisenhand an den Riegel. Während die Hägse zupackt und vor Schmerz laut aufbrüllt, schließt er den Riegel. Als drittes Probestück soll mit einem Pfeile ein Apfel genau in der Mitte getroffen werden, dessen Stiel ein Mann auf einem hohen Berge im Munde hält. Scharfauge entledigt sich dieser Aufgabe. Das Los entscheidet sodann, daß Scharfauge des Königs Schwiegersohn werden soll. Die beiden anderen Brüder kehren zu ihren Eltern zurück.

Scharfauge hat durch das rote Bändchen die Eigenschaft erhalten, die der Hut mit den Nägelschnitzeln verleiht. Ihm wird der Preis zuteil. Somit entspricht er Odin, dem obersten Gotte, dem Träger des Schlapphutes.

Slinkhand kennzeichnet sich durch die glühende Eisenhand als Doppeltgänger Thorr's. Am klarsten deutet auf den Gott hin der aus dem Märchen „Der Zwerge Streit“ bekannte Knittel, der alles schmelzen läßt.

Schnellfuß endlich entsprechen die über die Welt hinfliegenden Bastschuhe, der über die Welt hinwegrollende Botwagen Thorr's oder der Eberwagen Freyr's. Die Gerte, die eine Brücke über das Meer schafft und Freyr's Schiff Skidbladnir zeigen, daß man an den Himmelozean gedacht hat..

Die drei Gestalten des ethnischen Märchens zeigen die drei Eigenschaften, die der deutsche Mensch des Altertums von seinem Gotte verlangt: ein scharfes Auge, eine flinke Hand, einen schnellen Fuß. Ihnen entsprechen die drei Attributpaare: 1. ein dunkler Hut und ein goldner (Stirn)reif für das Haupt, 2. ein dunkler Eisenhandschuh mit dem goldnen Hammer daran für die Hand und 3. ein dunkler Wagen und ein goldborstiges oder goldfließiges Tier davor für den Fuß.

Alle Attribute sind dem Monde abgesehen, was dafür spricht, daß man in den drei Gestalten von Hause aus nicht verschiedene Götter zu sehen glaubte, sondern den einen Mondgott.

Logischerweise erhielt der jeweilige Obergott des betreffenden germanischen Stammes alle drei Attribute zusammen wie Thorr, der lange Zeit der norwegische Bauerngott war, oder Odin (Hut [Mantel], Speer, Sleipnir). Als man später die Götterdreiheit schuf, verteilte man die Attribute auf die drei Hauptgötter. Aus der Art der Verteilung kann man gelegentlich sehen, wer als der Hauptgott galt. Diesem nämlich muß das Attribut zugehören, das dem Haupte mit dem weltweiten Blicke zukommt. Die Gabe Brokks (Draupnir an Odin, Mjólnir an Thorr und den Eber an Freyr) setzt voraus, daß Odin der Herrscher ist, während Lofis Geschenke: Sifs Haar an Thorr, Gungnir an Odin, Skidbladnir an Freyr, Thorr als den Herrn der Welt erkennen lassen.

In dem Doranstehenden habe ich ein trotz der Heranziehung lebenden Stoffes naturgemäß aufs äußerste beschränktes Kapitel des altgermanischen Geisteslebens vorzuführen versucht. Aus den nordischen Felszeichnungen

erfährt man, daß ein Volk, das das Bedürfnis hat, seine Taten, Wanderungen, Kulte für alle Zeiten festzuhalten, und sie zu diesem Behufe dem harten Steine anvertraut, von seinen Anfängen an die Anlage zu einem Kulturvolke gehabt hat. Mögen die Darstellungsmittel noch so dürftig, mag der damalige Kulturzustand noch so niedrig gewesen sein: der Keim zu höherer Entwicklung lag doch in seinem Wesen begründet, und diese Erkenntnis möge in uns zu der Überzeugung empornwachsen, daß die Germanen trotz mancher Schläden ihres Wesens doch das Volk bleiben werden, an dessen Wesen die Welt genesen wird, genesen von dem thursischen Materialismus, der jetzt alle Völker knechtet. Wann aber wird dies geschehen? — Wenn der Thursenzorn am lautesten tobt, rufe man Thorr's Namen: alsbald erscheint er, schwingt seinen Hammer und sendet das Thursengezücht gen Niflheim (Gylfaginning 42).

* * *

Nachträge des Herausgebers. 1. Zu S. 3: Ich glaube, man ist nicht berechtigt, die vollkommene Treue in der Wiedergabe des Urstücks der Scheibe von Ballätra anzuzweifeln, wenn es sich um die Arbeit eines nicht nur als Künstler sondern auch als wissenschaftlicher Zeichner so hervorragenden Mannes handelt, wie es der berühmte Zeichner der schwedischen Altertumsakademie O. Sörling ist. Leider versagt hier ein Vergleich mit dem sonst gleichen Stück von Haschendorf Kom. Ödenburg, das abgesehen von der hindernden Rostschicht, die den größten Teil der Scheibe dieses Stücks bedeckt, gerade in der Anzahl der gleichmittigen Strahlentreise, die hier 7, dort aber 5 ist, und daher auch in der Anzahl der Zacken jedes Kreises von dem schwedischen Gegenstück abweicht (Mitteil. d. Wiener anthr. Ges. Bd. 44, 1914, S. 316 ff.).

2. Zu S. 10: Der Vorwurf, ein entstelltes Bild des Teschub benutzt zu haben, trifft in erster Linie nicht J. Bing, sondern G. Wilke, der dieses falsche Bild zuerst gebracht hat in seinen „Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa“, Würzburg 1913 (Mannusbibliothek 10), Abb. 183b. Sobald ich, schon vor Jahren, den hier untergelaufenen Fehler bemerkt hatte, entfernte ich dieses Bild aus meiner „Deutschen Vorgeschichte“ (3. Aufl. 1921) und veranlaßte auch Bing, es in seiner neuesten Abhandlung „Die Götter der südskandinavischen Felsenzeichnungen“ (Mannus 14, S. 267) unbenuzt zu lassen. G. K.

Funde aus dem frühen Neolithikum Holsteins.

Von Dr. med. Jens Paulsen, Kiel-Ellerbek.

Mit 19 Textabbildungen.

Im Sommer 1914 wurde auf einer Herrn Doß, Klausdorf, gehörigen Koppel vor dem Südausgange des Dorfes ein Graben angelegt, der die an die Schwentine sich hinabsenkende Koppel schräge durchschneidet und dann weiter bis in die Nähe des Flusses verläuft. Etwa 15 m vom Graben entfernt, bildet ein 1 m hoher Abhang die Begrenzung der Koppel; es ist der ehemalige Uferrand des jetzt von breiten Wiesen eingefassten Schwentinetals.

In diesem Graben fand ich etwa 60 cm tief in der Wand das unter 1. abgebildete Werkzeug. Beim weiteren Nachsuchen habe ich dann aus der Grabenwand ungefähr 50 Flinte herausgefördert, die teils mehr oder weniger sorgfältig bearbeitete Werkzeuge sind, teils als gelegentlich benutzter scharfkantiger Abfall anzusehen sind; bei manchen ganz rohen Stücken kann man im Zweifel sein, ob sie als Werkzeuge gedient haben.

Die geologische Lage ist folgende: die Ackerkrume ist lehmig-sandig, enthält verhältnismäßig wenig Geschiebe mehr, nicht selten Eisen und Topfscherben aus der Gegenwart und ähnliches. Die Spuren des Pfluges gehen etwa 50 cm tief. Irgendwelche Funde aus der jüngeren Steinzeit sind aus dieser Schicht nicht bekannt geworden. Sie ist als junger, postglazialer Gehängeschutt, also Alluvium, aufzufassen. Etwa in 60 cm Tiefe geht sie über in den sandig-lehmigen Geschiebemergel des oberen Diluviums. An der Grenze beider Bildungen, die dort, wo die Werkzeuge gefunden sind, nicht ganz scharf, im weiteren Verlauf des Grabens aber fast haarhart ist, trifft man sehr reichliche große und kleine, meistens hellbraun gefärbte Flintnollen mit zahlreichen scharfkantigen Bruchstücken vermengt, von denen sich manche, wie erwähnt, als an den Kanten benutzt erweisen. Abrollung zeigt keine dieser Kanten, dagegen finden sich zwischen diesen Flintnollen einzelne mit Windschliff, den auch wenige Werkzeuge zeigen.

Weißbläuliche Färbung der Werkzeuge und unbenutzten Sinter ist seltener; an manchen Schlagflächen ist die braune Färbung noch nicht tief eingedrungen, so daß die ursprüngliche blauschwarze Färbung des Steines noch durchschimmert. Auch bei Oberflächenfunden in der Nähe Kiels trifft man alle diese Arten der Patinierung; selten findet sich der feine Windschliff, der im Westen des Landes so häufig ist. Dagegen ist mir an manchen besonders rohen und ursprünglichen Oberflächenfunden aufgefallen, daß sie stark abgenutzte, wie gerollte Kanten haben, eine weißbläuliche Farbe und teilweise einen leichten Windschliff, wie er sich an einzelnen Sinterstücken aus dem Graben findet, alles Zeichen, daß sie lange an der Luft gelegen haben.

Die diluviale Oberfläche des Landes ist nach diesem Befunde vor Jahrtausenden mit zahlreichen Geschieben bedeckt gewesen, unter denen die Bewohner passende Stücke verwertet haben. Später hat sich dann der durch Regen, Wind usw. von den Höhen herabgeführte und durch die Ackerkultur stetig umgelagerte Gehängeschutt in einer Mächtigkeit von 60 cm über die Spuren dieser Kultur gelegt, von denen ich außer einem Stück verbrannten Feuersteins nichts weiter gefunden habe, insbesondere keine Werkzeuge aus Geweih oder Knochen. Von einem kleinen Rippenstück mit 2 Einschnitten und einem scharf abgeschnittenen Bruchstück einer Elle vermag ich nicht zu sagen, ob sie dieser Zeit angehören oder neuzeitlich sind, da sie in etwas geringerer Tiefe lagen. Das Gerippe eines mittelgroßen Hundes ist möglicherweise diesen Sunden zuzurechnen; es lag wenige Zentimeter von einem Schaber entfernt. Mir sind an dem Schädel eine stark abgeknipte Gesichtslinie und abgenutzte Zähne aufgefallen.

Alle Sunde sind auf einer Strecke von nur etwa 15 m gemacht. Im weiteren Verlauf des Grabens ist die beschriebene Grenze durch noch stärkere Anreicherung von kleinen Geschieben deutlicher sichtbar; sie verliert sich allmählich und man findet näher der Schwentine nur reinen, fast völlig steinfreien Diluvialmergel mit darüber liegendem Alluvium der nassen Wiesen. Aus diesem habe ich das Gerippe eines jungen Kindes geborgen; an einer anderen Stelle einen kleinen Teil eines bisher noch nicht bestimmten Gliedmaßenknochens eines mittelgroßen Tieres; alle Knochenreste habe ich Herrn Professor Wüst-Kiel geschenkt, von ihm aber noch nichts erfahren; er hat selbst die Sunde besichtigt. Diese letzteren Knochenfunde haben also für die Zeitbestimmung der Werkzeuge keine Bedeutung. Bei dem Hunde dagegen würde man zu untersuchen haben, ob vielleicht die Reste denen des Kjöffenmødding-Hundes gleichen. Herrn Professor Gage=Dahlem bin ich zu großem Dank verpflichtet für die geologische Untersuchung der Sunde bei wiederholten Besuchen.

Die Geräte lassen sich in mehrere Formenreihen sondern, die zeigen, daß sie ganz verschiedenen Zwecken gedient haben; es hat also eine gewisse Höhe der Kultur schon bestanden. Diese Erscheinung spricht ebenso wie die

geologische Situation dafür, daß die Werkzeuge, auch wenn sie sehr ursprünglich aussehen, nicht dem Paläolithikum angehören. Ich will sie hier beschreiben unter Hinzuziehung von Oberflächenfunden aus der Umgebung Kiels, die meines Erachtens hierher gehören, auf die Gefahr hin, daß das eine oder andere Stück jüngeren Alters sein könnte. Daneben sind 3 Vergleichsstücke aus Nordfrankreich abgebildet, die von mir während des Krieges zwischen Le Cateau und Valenciennes gesammelt sind. Leider sind bessere Stücke auf dem Rückzuge durch zuchtlose Mannschaften verloren gegangen. Alle sind Oberflächenfunde, nicht abgerollt, vielfach so scharfkantig, als ob sie gestern hergestellt wären. Man trifft sie öfters in Haufen zusammen mit viel Abfall, besonders auch sehr großen Schlagtegeln. Manche dieser französischen Fundstellen haben auf mich den Eindruck größerer Arbeitsstätten

Abb. 1. $\frac{1}{2}$ Abb. 2. $\frac{1}{2}$ Abb. 3. $\frac{1}{4}$

Abb. 1 u. 2, Grabenfund Klaudorf. Abb. 3, Oberflächenfund Kieler-Hafen.

für Halbfabrikate gemacht. Mit Rücksicht auf die Raumbeschränkung bilde ich nur einen kleinen Teil ab¹⁾ und verweise im übrigen auf die Abbildungen bei Rademacher, die durchaus gleiches Gepräge zeigen²⁾.

Einzelne Kleingeräte sind aus Abschlägen mit Schlagzweibel gearbeitet, z. B. Spitzen, „Offensiv-Instrumente“, besonders viele Schaber, Speer- und Pfeilspitzen. Aber auch an diesen Geräten findet sich meistens noch ein Rest der ursprünglichen Kruste.

Man hat den Eindruck, daß der Verfertiger sich scheute, unnötige Arbeit zu machen, vielmehr lieber aus dem überall reichlich zur Verfügung stehenden Material mit scharfem Blick das auswählte, was ihm passend und handlich erschien und es dann für seine Zwecke nur zurechtzuschlug. Hierdurch ist natur-

¹⁾ Ich verdanke die Zeichnungen der geschulten Hand von Fräulein Marten-Kiel. Sie hat es vortrefflich verstanden, das Charakteristische, was die rohen Brocken vielfach nur dem geübten Blick als bearbeitete Werkzeuge erkennen läßt, hervorzuheben.

²⁾ Alle Abbildungen sind auf die Hälfte verkleinert, nur Nr. 3 auf ein Viertel.

gemäß ein altertümliches Gepräge der Werkzeuge entstanden, das öfters an das frühe Paläolithikum erinnert. Vielfach wurden Brocken ausgewählt, die durch Zusammenlaufen von 3 Flächen an einem Punkte wenigstens zwei gute, scharfe Kanten bilden. Das sehen wir bei 1; zwei Kanten sind mit reichlichen Retuschen versehen, nur an einer Stelle ist am Griff Nachhilfe nachweisbar; etwas sorgfältiger ist der Griff bei 13 bearbeitet, um gut in der Hand zu liegen.

1. Faustkeile. Sie kommen im allgemeinen verhältnismäßig selten vor; besonders solche, die ein etwas klassisches Gepräge aufzuweisen haben, scheinen nur sehr vereinzelt vorhanden zu sein; dagegen habe ich in Frankreich ein Stück gefunden, das völlig dem Moustérien ähnelte. Aus dem Graben möchte ich 1 und 2 hierher rechnen; letzteres ist bemerkenswert durch seine verhältnismäßig geringe Größe und sorgfältigere Bearbeitung mit deutlichen Spuren des Gebrauches. Ein völlig an das Chelléen erinnernder Faustkeil ist 3. Ein ganz ähnliches Werkzeug aus Frankreich, das an der linken Seite, versteckt, einen schönen Schlagfelge zeigt, ist 4; auch dieses macht einen sehr altertümlichen Eindruck und hat einen merkwürdigen Glanz, anders als die übrigen Sunde aus dieser Gegend.

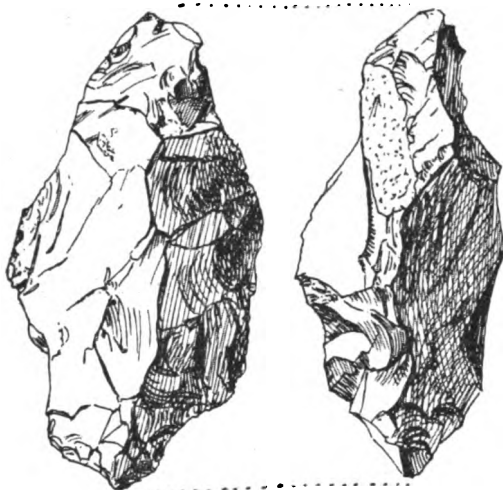


Abb. 4, Oberflächenfund Frankreich. $\frac{1}{2}$

2. Spitzen. Sie sind nicht allzu häufig; 5 ist an dem zweiten, später zu erwähnenden Sundort an der Schwentine gefunden; im Graben fand sich keine. Hier möchte ich Werkzeuge einreihen, die mir verhältnismäßig selten begegnet sind, gekennzeichnet durch eine abgerundete, schnauzenartige Spitze. Bestimmung unbekannt, 6 Oberflächenfund; ein ähnliches im Graben gefunden.

3. „Pointes offensives“ nach Rutot. Hierher möchte ich das sonst kaum zu erklärende Stück 7 setzen; es zeigt eine sorgfältig bearbeitete Spitze und auf der einen Fläche große Wellenringe. Oberflächenfund, ein anderes fand ich an dem zweiten Sundort. Auch in Frankreich kommen ähnliche Stücke vor.

4. Beile mit Längsschneide und winklig gebogenem Stiel. Nur wegen der rohen Bearbeitung möchte ich sie hierherstellen. Im Graben,

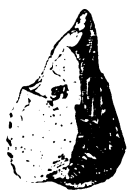
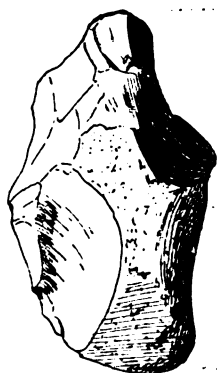
Abb. 5. $\frac{1}{2}$ Abb. 6. $\frac{1}{2}$ Abb. 7. $\frac{1}{2}$ Abb. 8. $\frac{1}{2}$ Abb. 9. $\frac{1}{2}$ Abb. 10. $\frac{1}{2}$ Abb. 11. $\frac{1}{2}$ Abb. 12. $\frac{1}{2}$

Abb. 5 von der zweiten Fundstelle. Abb. 6—12 Oberflächenfunde, davon Abb. 11 aus Frankreich.

auch in Frankreich, habe ich diese Formen nicht gefunden. 8 und 9, ersteres Werkzeug aus dem Besitz des Herrn Lehrers Jacobsen.

5. Kraber und Schaber. Ganz formlose haben sich im Graben eine Menge gefunden. Selten sind solche, die aus einer Klinge gefertigt sind, entsprechend den feineren der Kjölfenmöödingen. Auch die Vorstufen der

schönen Rundschaaber des frühen Neolithikums findet man sowohl in Holstein wie in Frankreich, desgleichen Krazer mit langem Griff, wie sie auch Rademacher abbildet; 10 Oberflächenfund; ein ganz ähnliches hat Richter als „Urfaufsteil“ beschrieben, aus der Nähe Kiels. Auch Hohlschaaber sind natürlich an allen Sundorten nicht selten.

6. Papageischnäbel. Auch diese Formen rechne ich zu dieser Kultur. Im Graben habe ich allerdings keinen gefunden; nur einen Krazer mit scharf eingebogenem hakenartigen Vorsprung, der den Ausgang bedeuten könnte. 11, ein Franzose, besitzt einen doppelten Schnabel, 12 ist ein Papageischnäbel

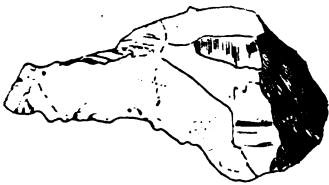
Abb. 13. $\frac{1}{2}$ Abb. 14. $\frac{1}{2}$ Abb. 15. $\frac{1}{2}$

Abb. 13, 14, 15, 16 Grabenfunde; Abb. 15 u. 16 Oberflächenfunde.

mit mächtig ausgebildetem Griff, allerdings nicht so typisch wie die des Campigugien und in der Abbildung weniger deutlich; man findet den Schnabel sowohl nach rechts wie nach links gebildet.

Da sich die Papageischnäbel auch im späten Paläolithikum finden, scheint hier eine Erbschaft aus dieser Zeit vorzuliegen. In Frankreich kommen sie viel typischer und häufiger vor, in Norddeutschland scheinen sie spärlicher zu sein. Asmus hat sie in Ceterow nicht gefunden.

Hierbei möchte ich erwähnen, daß mir in dieser Kultur Werkzeuge, die für Linkshänder gebaut sind, in gleicher Zahl mit denen für Rechtshänder vorzukommen scheinen. Hinsichtlich der Erfahrungen in jüngeren und älteren Perioden und der daraus zu schließenden Folgerungen verweise ich, nachdem vor kurzem eine umfangreiche Arbeit von P. Sarasin ¹⁾ erschienen ist, auf diese.

7. Messer. Die aus Klingen hergestellten sind im Graben nicht gefunden. Alle zum Schneiden oder Sägen gebrauchten Werkzeuge sind sehr roh und unförmlich mit großem Griff; hierher gehört 13 aus dem Graben; der Griff ist sorgfältig bearbeitet, ein völlig gleiches, etwas kleines besitze ich von Ploen. Als Halbmondmesser sehr ich 14 und 15 an, aus dem Graben, bzw. Oberflächenfund.

Abb. 16. $\frac{1}{2}$

¹⁾ P. Sarasin, Über Rechts- und Linkshändigkeit in der Prähistorie und die Rechtshändigkeit in der historischen Zeit. Verhandl. d. Naturf.-Gesellsch. in Basel. Bd. XXIX. S. 122.

8. Lanzen und Pfeilspitzen. Es scheinen nur längsschneidige vorzukommen, bisweilen mit alternierenden Retuschen an den Kanten; ich bilde nur 16 ab.

9. Haden. Diese Werkzeuge gelten als bezeichnend für das frühe Campignyien. Rademacher unterscheidet 2 Typen, solche mit Handgriff, als Beil zu gebrauchen, und andere Werkzeuge, wo die hohle Hand den mit

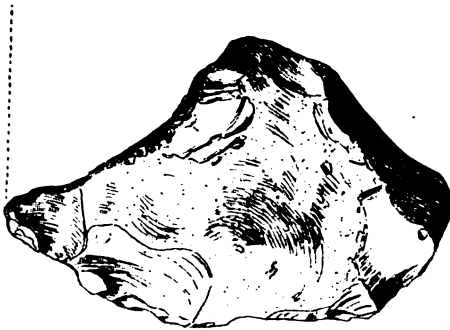
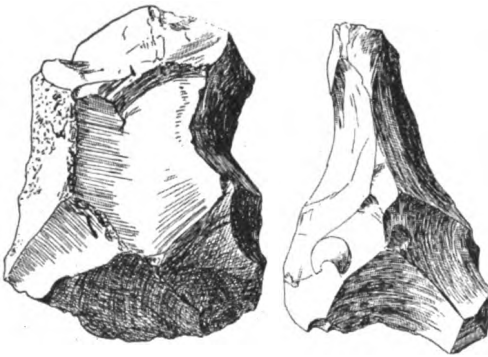
Abb. 17. $\frac{1}{2}$ Abb. 18. $\frac{1}{2}$ Abb. 19. $\frac{1}{2}$

Abb. 17, 18, 19 Oberflächenfunde;
Abb. 18 aus Frankreich.

Schutzretusche versehenen, der Schneide entgegenstehenden Teil, den Rücken, umklammert. Ein Beispiel für die erste Type bilde ich nicht ab; 17, obwohl von etwas anderer Form, möchte ich zur zweiten Type rechnen; es ist durch eine furchtbar grobe, zickzackförmige, stark verwitterte Schneide, mit abwechselnden großen starken Retuschen, die über die Fläche des platten Flintbrodens verlaufen, gekennzeichnet. Außerdem ist es bemerkenswert durch eine bläulichweiße Patina und Windschliff.

10. Spalter. Diese für das frühe Neolithikum typischen Werkzeuge seien am Schluß erwähnt. In dem Graben habe ich nur ein Stück gefunden, aus Frankreich stammt 18. 19, Oberflächenfund, zeigt die weitere Entwicklung. Spalter und die erste Type der Handhaden haben offenbar denselben Anfang der Entwicklung. Diesem frühen Zeitpunkt scheint die Grabenkultur zu entsprechen.

Wir gehen nicht fehl, wenn wir unsere Sunde denen Brachts¹⁾ von Liefkow auf Rügen und Asmus²⁾ in Teterow zur Seite stellen. Alle Formen, die von diesen beschrieben und abgebildet sind, findet man auch nach meinen bisherigen Erfahrungen in der Nähe Kiels. Rademacher³⁾ hat wohl mit

¹⁾ Die ältesten Spuren des Neolithikums auf Rügen. Beiheft zum Korrespondenzbl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthropol. Paläethnologische Konferenz in Tübingen 1911.

²⁾ Dorneolithische Feuersteinwerkstätten und Wohnplätze von Teterow (Medlenburg). Mannus, Bd. III, S. 171.

³⁾ Frühneolithikum und Belgisches Chelléen. Prähistor. Zeitschr. IV. Bd., S. 236.

Erfolg darauf hingewiesen, daß das belgische Strépyien und Chelléen Rutots nicht dem Paläolithikum angehören, sondern nichts weiter sind als diese Kultur; die weniger typischen formlosen Stücke hat Rutot als eigene Kultur, das Glénusien zusammengefaßt. Diese Namen müßten also fortfallen. Die Kultur erstreckt sich gleichmäßig durch ganz Nordfrankreich, Belgien bis Rügen, wahrscheinlich noch weiter. An meinen französischen Sunden ist mir, wie schon erwähnt, aufgefallen, daß sie völlig scharfartig sind; nur einzelne besonders altertümliche Formen, z. B. einige Faustkeile, haben einen eigentümlichen lackartigen Glanz. Diese würden vielleicht den norddeutschen Stücken mit Windschliff entsprechen und die älteste Stufe der ganzen Kultur bezeichnen.

Auch vom geologischen Standpunkte aus scheint mir die Annahme gerechtfertigt zu sein, daß alle diese Sunde in die gleiche Zeit gehören. Bracht gibt an, daß die Geräte durch Bodensenkungen unter Wasser geraten sind; er denkt dabei an die Litorinasenkung, die auch Rademacher für Belgien heranzieht. Asmus berichtet, daß an den Teterower Sundplätzen Artefakte beim Pflügen aus der Tiefe herauskommen. Die Sundplätze von Teterow und Klausdorf liegen teilweise in der Nähe von Wasser auf etwas abhängigem Gelände, die Werkzeuge von annähernd der gleichen Schicht Gehängelschutt bedeckt. Der Windschliff spricht dafür, daß früher, etwa in der Ancyluszeit, andere klimatische und Vegetationsverhältnisse geherrscht haben als jetzt, soweit die Gegend um Kiel in Betracht kommt. Im Westen des Landes kann Windschliff sehr wohl aus neuerer Zeit stammen; ich habe ihn schon an zerbrochenen geschliffenen Beilen beobachtet; mit Vorsicht benutzt, kann er aber meines Erachtens für die Zeitbestimmung verwendet werden.

Hier komme ich noch einmal auf die Faustkeile zurück. Die Grabensfunde beweisen klar, daß derartige Formen geologisch nacheiszeitlich, also neolithisch sind. Daneben kommen aber Oberflächenfunde vor, die wie einzelne der beschriebenen stark verwittert und gerollt aussehen, so daß man doch daran denken kann, ob es sich um solche paläolithischen Alters auf sekundärer Lagerstätte handelt. Richters¹⁾ hat aus der Umgegend Kiels eine ganze Reihe solcher beschrieben, einzelne davon sind von mir gefunden worden. Den größten Teil davon halte ich für Zufallsbildungen, nachdem ich sie wiederholt untersucht habe; unter der ungeheuren Menge von herumliegendem Glimtmaterial wird man immer „verdächtige“ Stücke finden können. Ein anderer Teil, wie z. B. 1 und 2 im Kosmos gehören zum beschriebenen frühen Neolithikum. Die von Richters als künstlich aufgefaßten Flächen sind vorgefunden und

¹⁾ Nordische Urfaustkeile. Berichte der Sendenbergschen naturforschenden Gesellschaft. XLIII, 3. — Ein paläolithischer Faustkeil von Kitzberg bei Kiel. Die Heimat, 1912, 3. — Altsteinzeitliche Steinwerkzeuge aus dem nordischen Gletschermergel. Kosmos, 1913, 6. — Vergleich paläolithischer Artefakte aus dem Vézère-Chal mit solchen von Labo und Umgegend. Prähist. Zeitschr. VI. Bd., 1914, 1/2 Heft, S. 176.

die Kanten wie bei Abb. 1 in Gebrauch genommen worden. Richters hat als beweisend für ihre paläolithische Natur vielfach die Gletscherschrammen hingestellt, ein sehr wichtiges Beweismittel für die geologische Differentialdiagnose. So habe ich auf typischen Abschlägen in Martkleeberg Gletscherschrammen gefunden, was allein schon das paläolithische Alter beweisen würde. Richters hat aber nicht genügend scharf unterschieden zwischen Flächen auf Werkzeugen, die als künstlich mit voller Sicherheit nachzuweisen sind, und solchen, die vorgefunden sind. Mit den geologischen Verhältnissen daher völlig im Einklang ist es, wenn ich auf meinen Grabenstücken keine einzige Schramme fand, und sogar, wo sie vorhanden war, diese Fläche als vorgefunden ansprechen konnte. Bei Richters Sunden bleiben aber nach Abzug aller dieser immer noch eine Reihe, die auf sicher künstlichen Flächen Schrammen aufweisen. Ich glaube, daß man eine Nachprüfung der Sunde dem zu früh Verstorbenen schuldig ist. Jedenfalls wird man bei allen solchen Sunden eine sorgfältige Prüfung, ob neolithisch oder paläolithisch, wenn möglich durch geologische Befunde, anstellen müssen.

Als Träger dieser Kultur nimmt Rademacher die Nachkommen der Paläolithiker an, die aus den Höhlen ins Freie gewandert seien und für das Hausen im Freien größerer Werkzeuge, besonders Hacken und Beile, bedurft hätten. Derworn¹⁾ teilt diese Ansicht und sagt, die Bevölkerung sei aus Frankreich den fortziehenden Renttieren gefolgt und habe sich den veränderten Bedingungen angepaßt.

Kosinna (1909) und Asmus glauben, daß es eine im Paläolithikum zugewanderte kurzköpfige Rasse gewesen sei, die „Urfinnen“. Auch Rutot nimmt für die ältesten Zeiten des Neolithikums die brachycephale Surfooz-Rasse an und sucht eine spätere Mischung mit dolichocephalen Elementen, die allmählich das jüngere Neolithikum herbeigeführt hätten, wahrscheinlich zu machen.

Bevor man nicht über genügendes anthropologisches Material verfügt, wird sich diese Frage schwer entscheiden lassen. Doch möchte ich gegenüber den Anschauungen Derworns darauf hinweisen, daß mit dem Leben in der Eiszeit in Höhlen, die Jagd auf Renttiere und andere kälteliebende Tiere zur Beschaffung von Nahrung und Kleidung als eine besonders spezialisierte Anpassung erscheint, ähnlich den heutigen Eskimos. Daher kann ich kaum glauben, daß diese Bevölkerung zu einem ganz anderen Leben übergegangen ist. Noch in den letzten Jahrhunderten sind z. B. die Lappen nach Norden gedrängt worden und haben sich nicht genügend widerstandsfähig erwiesen. Man wird wohl, worauf Hahn wiederholt hingewiesen hat, den Übergang von einer Kultur zur anderen sich bisher viel zu einfach und leicht

¹⁾ Übergang der paläolithischen Kultur in die neolithische. Korrespondenzbl. f. Anthropol. 1917, 1—3, S. 16.

vorge stellt haben, besonders unter Bedingungen, wie sie für Mitteleuropa nach der Eiszeit in Betracht kommen. Daher erscheint es mir eher wahrscheinlich, daß andere Rassen die Träger dieser Kultur gewesen sind als die Nachkommen der Magdalenier. Nach der Eiszeit müssen doch offenbar außerordentlich große Völkerverschiebungen eingetreten sein, schon weil sich damals das Klima von Nordafrika und dem Mittelmeer änderte; große Völkerwanderungen und Mischungen aus begünstigteren Länderteilen scheinen mir besser die rasche Entwicklung aus dem Paläolithikum zum Vollneolithikum zu erklären. Gewisse Anklänge an die Kunst der Magdalenier sind wohl durch Nebeneinanderwohnen und Mischung verständlich. In klimatisch mehr begünstigten Gegenden der großen Erdräume, aus denen uns das Paläolithikum schon jetzt bekannt ist, wird wohl eine ruhigere und gleichmäßigere Entwicklung zum Neolithikum möglich gewesen sein, als gerade in den Strecken, die lange vom Eis bedeckt waren.

Für die Folge wird es nötig sein, einmal den Anschluß an das Paläolithikum genauer festzustellen dann aber eine bessere Trennung der einzelnen Stufen des frühen Neolithikums vorzunehmen. Größere Funde wird man machen, wenn man berücksichtigt, daß die Wohnplätze häufig am Wasser gelegen haben und jetzt unter Alluvium begraben sind. So ist es mir schon gelungen, bei systematischem Suchen oberhalb des ersten Fundplatzes an der Schwentine einen zweiten zu finden, der genau die gleichen geologischen Verhältnisse bietet; teilweise habe ich die Werkzeuge sogar dem Flußbett entnommen. Ich habe bei der Beschreibung der einzelnen Stücke oben schon darauf hingewiesen. Auch bei Straßendurchbrüchen usw. habe ich schon in der Schicht einzelnes gefunden.

So wird man, wenn man nur aufmerksam sucht, dieses unscheinbare Material, das sicher in großer Menge vorhanden, aber bisher größtenteils der Beobachtung entgangen ist, finden¹⁾. Dazu möge diese Arbeit in erster Linie beitragen.

¹⁾ Erst nach Abschluß der Arbeit ist mir durch Prof. Kossinna der Aufsatz von Friis-Johannsen bekannt geworden: Une station du plus ancien âge de la pierre dans la tourbière de Svaerdborg. Mémoires de la société royale des Antiquaires du Nord. 1918—1919 Kopenhagen. Ich glaube, daß diese Kultur im wesentlichen der von mir im Vorhergehenden beschriebenen entspricht.

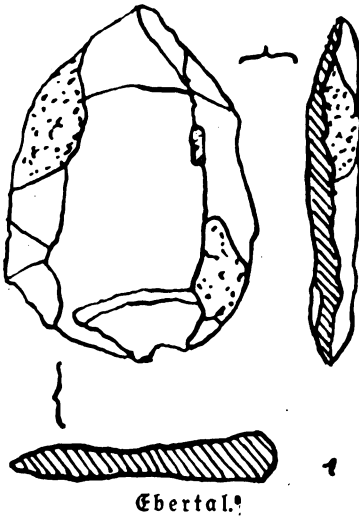
Frühneolithische Funde aus dem nordöstlichen Harzvorlande.

Von Karl Schirwitz, Quedlinburg.

Mit 48 Textabbildungen.

Alle nachstehend aufgeführten Funde sind Lesefunde und befinden sich zur Zeit im städtischen Museum Quedlinburg. Alle sind in Originalgröße wiedergegeben. Das Material ist, wo es nicht besonders vermerkt ist, Flint

von weißer und brauner bis schwarzgrauer Farbe, dicht bis glasig-durchscheinend. Nur ganz vereinzelt zeigt sich, z. B. bei zwei Flintknollen, eine dichte weiße Patina.



1. Ebertal, nordöstlich Dittfurt, Kreis Quedlinburg.

Der Fundort befindet sich am Ostende des Ebertals dicht über dem Steilabfall zur Bode. Der Untergrund besteht aus diluvialen Schottern über Keuper ¹⁾.

Der Einzelfund Abb. 1 ist eine flache Spitze, die an den punktierten Stellen noch die Knollenrinde erkennen läßt. Besonders die Rückseite mit dem Schlagknollen ist mit einer milchigen Patina überzogen. Die Schneide liegt

auf der linken Seite der Abbildung, während die rechte Seite einen breiten Rücken bildet. Die Spitze entstammt jedenfalls nicht der ursprünglichen Lagerung; denn die Kanten sind unscharf und leicht abgerollt.

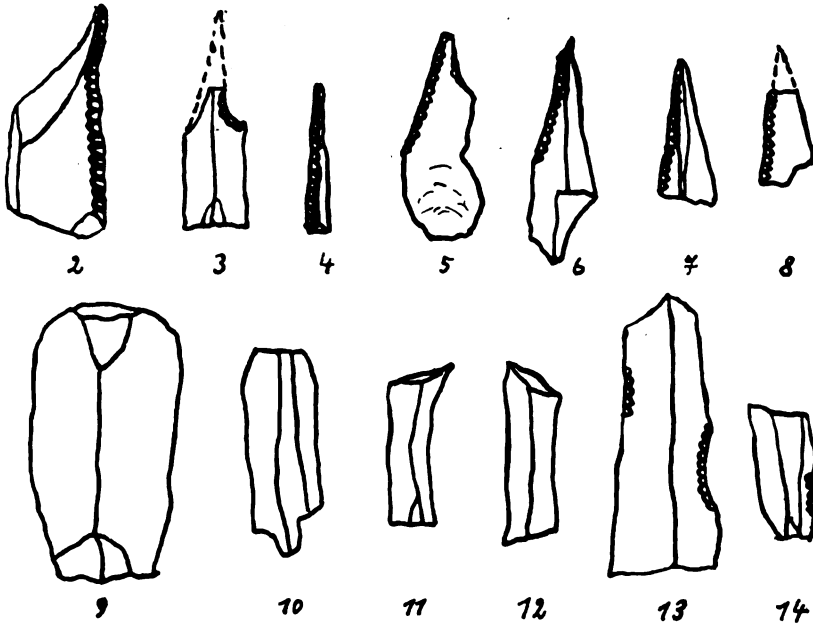
Die Zeitstellung des einzelnen Stückes erscheint fraglich. Form und Technik sind sehr altertümlich. Ich möchte es entschieden für vorneolithisch

¹⁾ Die geologischen Feststellungen verdanke ich Herrn R. Relling, Quedlinburg.

halten. Am ersten scheint es noch der von Rademacher, Prähist. Zeitschr. IV, Tafel 15, 3 abgebildeten Spitze des Campignien zu entsprechen. Erwähnen will ich noch, daß sich hier bisher nicht die geringste neolithische Scherbe fand. Ein atypischer Flintabschlag mit dichter, weißer Patina wurde ebenfalls hier aufgelesen, auch das Gelenkstück eines Tierknochens.

2. Ochsenkopf b. Quedlinburg.

Diese Fundstelle liegt dicht westlich Quedlinburg auf einer der nach Süden vorspringenden Kuppen des in NW-SO-Richtung streichenden Höhenzuges der Sewedenberge. Der Untergrund führt Sandstein und gehört geo-



Ochsenkopf.

logisch zum Neocom der unteren Kreide. Infolge der Verwitterung besteht die Oberfläche stellenweise aus feinem Sande, der von größeren und kleineren Sandsteintrümmern durchsetzt ist. Die zahlreichen, oft noch beträchtlichen Blöcke lassen vermuten, daß hier noch nach dem Diluvium eine Gesteinsmauer stand, in deren Schutz sich die Siedlung befand. Irgendwelche Reste jüngerer Zeit fanden sich auf dieser Kuppe nicht, während der Haupthöhenrücken, besonders in seinem Verlauf als Radel- und Kalkberge, zahlreiche Funde bis hinab ins Mittelalter lieferte.

Die Funde zeigen im wesentlichen mikrolithischen Charakter:

Abb. 2 ein Bohrer mit seitlicher Spitze;

Abb. 3 ein Spanbohrer, abgebrochen, mit denkbare Ergänzung;

Abb. 4 ein zierlicher Stichel;

Abb. 5—8 Pfeilspitzen mit einseitiger schräger Retusche, davon Nr. 6 mit Schaftzunge;

Abb. 9—14 Späne, davon dürften 13+14 Spanschaber sein;

Abb. 15 ein unregelmäßiger, länglicher Flintknollen mit dichter weißer Patina, auf einer Seite dicht von zahlreichen Schlagnarben bedeckt, die vielfach die dichte Patina durchdringen; kann als Amboß gedient haben;

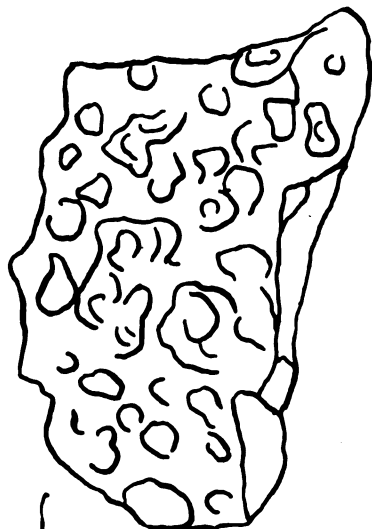


Abb. 16 ein dicker Span von Kiesel-
schiefer¹⁾ mit deutlicher Schlag-
zwiebel, ist zum größten Teil
mit einem ockergelben Überzug
versehen.

Dazu kommen noch Flintabfälle
und 2 kleine Kernsteine.



75

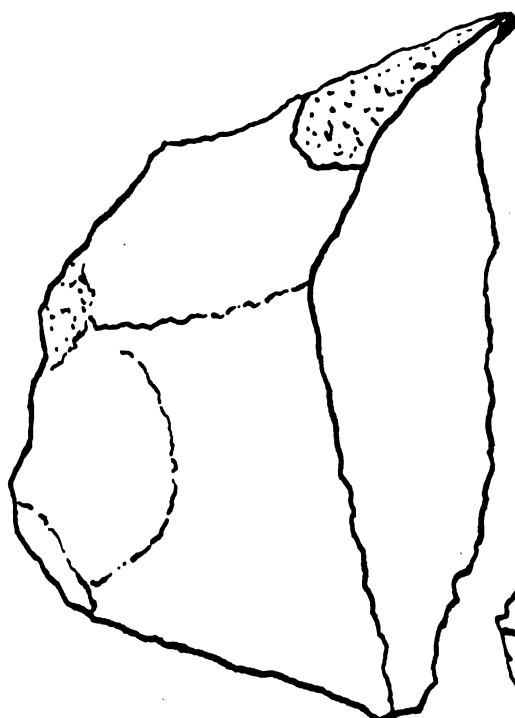


76

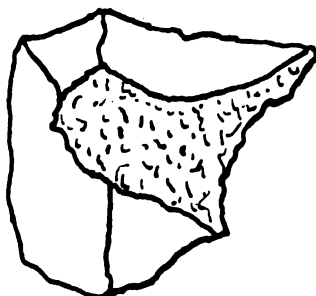
Ochsenkopf.

300 m westlich, am Fuße des Ochsenkopfes, liegt am Rande eines heute trockenen größeren Gewässers, des Hakelteichs, eine Lehmgrube. In dieser sind gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 2 Geweihhäute gefunden worden (Museum Quedlinburg); Typ 1 (12 cm) und Typ 2 (22,5 cm) (Koschina, die Indogermanen, S. 21 und 29). Genaue Fundangaben außer der Bezeichnung des Fundortes liegen nicht vor.

¹⁾ Die Ermittlung der Gesteinsarten danke ich den Herren R. Kelling und Dr. Stoye, Quedlinburg.



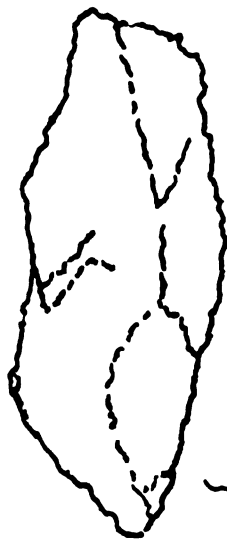
17



18



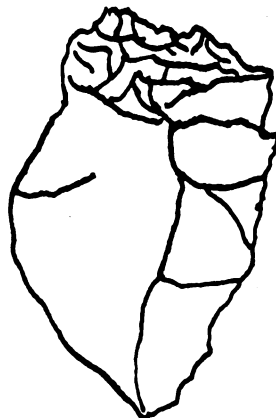
19



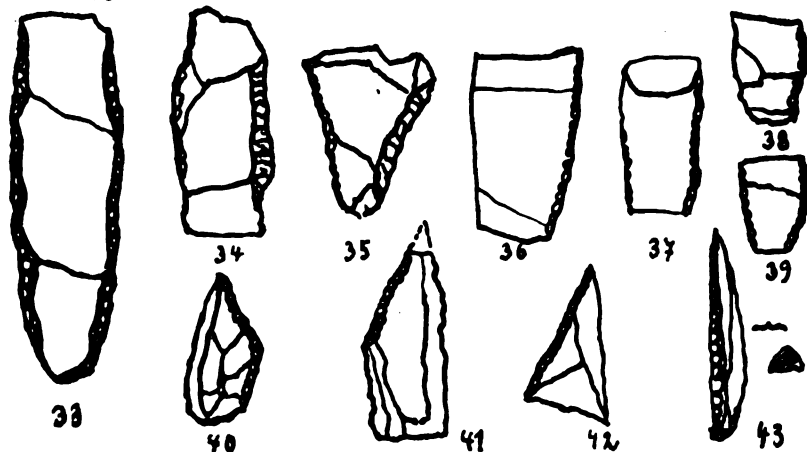
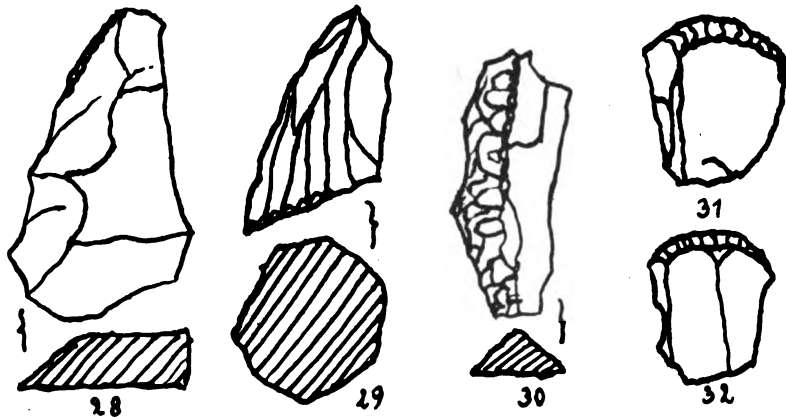
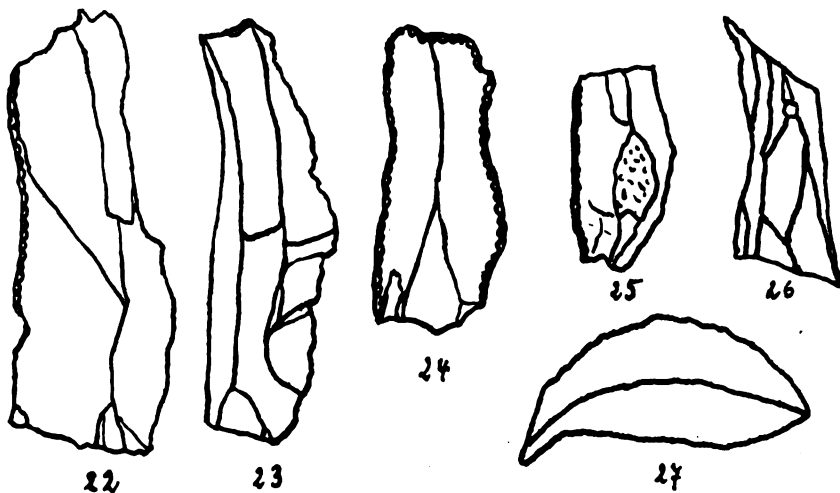
20



Langenberg.



21



Langenberg.

3. Der Langenberg b. Harsleben.

Die Sundestätte liegt auf der östlichen Hälfte des zwischen Heideberg und Quedlinburg-Halberstädter Landstraße sich erstreckenden Höhenzuges. Die Oberfläche besteht aus verwittertem Sandstein, der geologisch zum Emscher Quader gehört. Auch hier bezeugen umherliegende Blöcke und Trümmer das frühere Bestehen einer Gesteinsmauer, die die Siedlung begünstigte.

Hier erscheinen unter den Sunden hin und wieder einige neolithische Scherben mit Tieffischverzierung:

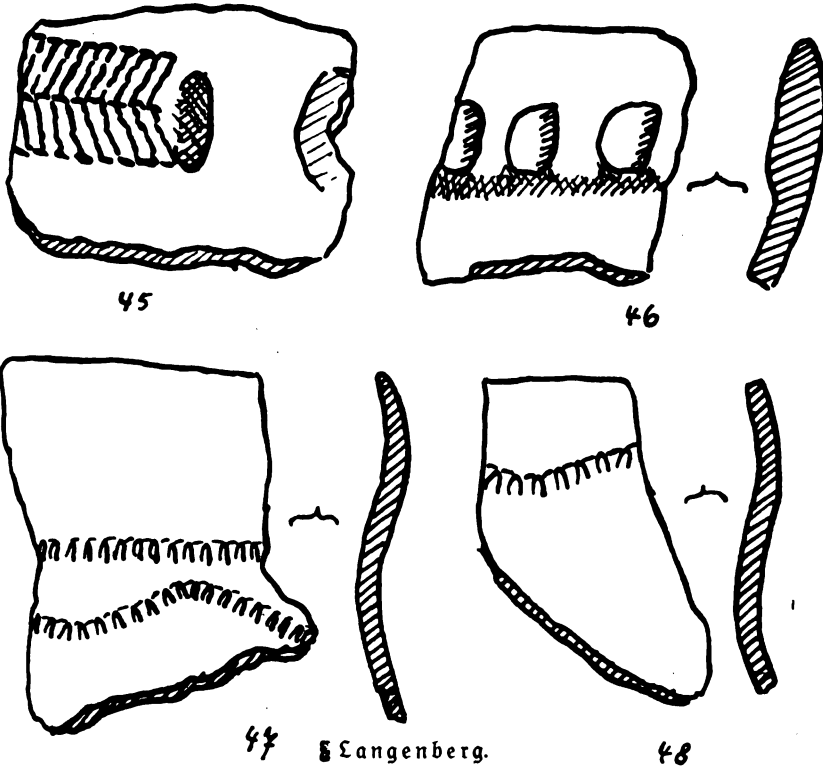


Abb. 45 eine Verzierung ähnlich der, wie sie die kurzhalbige Amphora von Hausneindorf zeigt (Museum Wernigerode Nr. 397);

Abb. 46 Randscherbe mit verstärktem Rand und Fingertupfen;

Abb. 47+48 schwächere Randscherben mit kräftigen, lose gereihten Tieffischen.

Das Profil läßt auf kleinere, mit schwachem Hals versehene, zum mindesten im oberen Teil kugelige Formen schließen. Aus dem Harzvorland ist mir kein Ganzstück dieser Art bekannt. Derartig verzierte Scherben fand ich noch am Boltentkniggel und am „heiligen Zeug“ nördlich Quedlinburg. Am Boltentkniggel fanden sie sich ebenfalls zusammen mit tupsfenverzierten

Randscherben wie am Langenberg; am „heiligen Zeug“ mit einem größeren Flintkernstein und ebensolchen Spänen. Bisher sind mir keinerlei Beilformen von dort bekannt geworden. Jedenfalls dürften diese Scherben nicht dem hier vorherrschend vertretenen Bernburger Stil, eher einer nordischen Gruppe zuzurechnen zu sein ¹⁾.

Bei den frühneolithischen Stücken ist das Material mit wenigen Ausnahmen Flint:

- Abb. 17 ein derber Span mit seitlicher Spitze aus größerem, rötlichen Quarzit;
- Abb. 18 ein kleinerer Span mit seitlicher Spitze (s. Arnd, Mannus 7, Tafel 18, 12);
- Abb. 19 ein derber Abschlag mit grober Randzurichtung (ebenfalls Arnd, Tafel 17, 5);
- Abb. 20 ein Meißel, unscharfe Form, aus dichtem, grauen Quarzit, (s. Kupka, Zeitschr. f. Ethnol. 39, S. 206);
- Abb. 21 eine kräftige Spitze mit vielen Schlagsnarben am Breitende;
- Abb. 22+23 kräftige Späne mit Randretusche;
- Abb. 24 ein ringsum bearbeiteter Klingenschaber;
- Abb. 25 eine mittlere Klinge mit Randretusche;
- Abb. 26 ein Span mit seitlicher Spitze;
- Abb. 27 ein deutlicher Papageienschnabel, ohne Retusche;
- Abb. 28+29 Nukleuschaber mit Retuschen, 29 schieftegelförmig;
- Abb. 30 ein Rückenkraker, obere Kante halb retuschiert;
- Abb. 31+32 kleine, flache Griffschaber;
- Abb. 33—35 Spanpalter, 33 lange, flache Form mit sorgsamster Retusche;
- Abb. 36—39 Querschneidpfeilspitzen;
- Abb. 40+41 einseitig behauene Pfeilspitzen, 41 geometrisch;
- Abb. 42 eine geometrische Einsatzspitze;
- Abb. 43 ein feiner Stichel, am unteren Ende schwach gebogen;
- Abb. 44 Knochenstück, am Ende + quer bearbeitet.

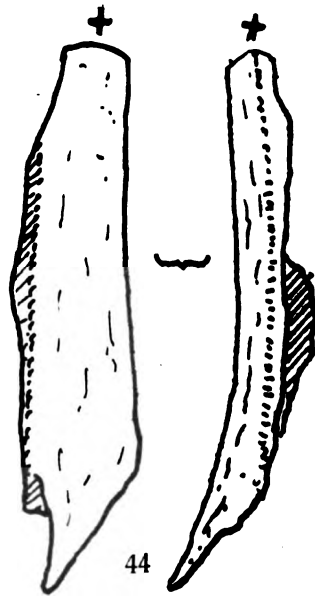
Weiter fanden sich hier noch zahlreiche Abfälle, Späne und Abschläge, ein derber Kernstein, sowie ein Amboß, ähnlich dem vom Ochsenkopf.

Zur Zeitstellung der Sunde vom Ochsenkopf und Langenberg sei vorweg festgestellt, daß sich auf beiden Fundplätzen keinerlei geschliffene Steinwerkzeuge oder Reste davon gefunden haben. Die einzigen neolithischen Stücke sind die für den Langenberg erwähnten Scherben. Diese Streufunde entsprechen einer auch anderen Orts beobachteten Erscheinung (für Calbe a. d. Milde s. Zeitschr. f. Ethnol. 39, S. 203, für Teterow s. Mannus 3, S. 178). Das frühneolithische Material zeigt die meisten Typen, die Kupka (Zeitschr. f. Ethnol. 39, S. 199) als dem Campagnien zugehörig auführt. Besonders

¹⁾ Bell, Mannus I, S. 259, scheint ähnlich verzierte Scherben zu meinen.

trifft das für den Langenberg zu, während sich das Material des Ochsenkopfes in der Hauptsache auf Späne, Stichel und Pfeilspitzen beschränkt. Harpunen fehlen bei beiden. Das erklärt sich wohl ebenfalls aus der Höhenlage wie bei Teterow (Mannus 3, S. 215) und Calbe) Zeitschr. f. Ethnol. 39, S. 218). Es sei nochmals auf die am Fuße des Ochsenkopfes gefundenen Gemeihärte vom Typ I und II hingewiesen. Vielleicht besteht hier ein ähnlicher Zusammenhang zwischen den Höhen- und Talfunden wie bei Calbe und Teterow. Eine einseitige Harpune mit 4 geraden durch Einkerbung entstandenen Zähnen vom Typ Maglemose-Calbe entstammt dem Moorgelände des ehemaligen Ascherleber Sees. Sie wurde bei Nachterstedt beim Tieferlegen eines Grabens gefunden. Einige ähnliche Stücke soll die Bernburger Sammlung vom selben Ort besitzen (s. Becker, Zeitschr. d. Harzvereins 20, S. 244 und Tafel 1, Abb 9). Derjelbe erwähnt ebenda ihm altertümlich erscheinende Steingeräte vom dortigen Brudersberge. Vom Ochsenkopf und Langenberg fehlen bisher deutliche Grat- und Querbeile. Einzig von letzterem stammt eine unscharfe Meißelform aus dichtem, grauen Quarzit. Vielleicht ist es dasselbe Gestein, das Kupka (Zeitschr. f. Ethnol. 39, S. 206) für ähnliche Formen selbst zweifelhaft Hornstein nennt. Auffällig ist, besonders für den Langenberg, die saubere Ausführung der meisten Geräte. Abgesehen von den beiden Spänen Abb. 22 und 23 und Kernsteinschaber 28 sind Seitenstichel, Papageienschnabel, Kernsteinschaber, Rückenkrager, Griffschaber, Spanspalter, Spanschaber, sowie Stichel und Pfeilspitzen in prächtigster Ausführung vertreten. Dagegen fehlen Pickel, Rund-, Diskus-, Stiel- und Hohlshaber, sowie die größeren Spalter, Bohrer, Schaftzungenspitzen und Schleudersteine. Dagegen sind die kleineren Spanspalter in mehreren eindeutigen Stücken vertreten, darunter eine elegante, schmale, peinlich retuschierte Form, Abb. 33, auf der Unterseite völlig plan. Die hier deutlich auftretenden Querschneiderpfeilspitzen halte ich trotz der neolithischen Scherben für frühneolithisch; sie sind für die Zeitstellung mitbestimmend. An mikrolithischen Formen zeigen beide Sundplätze einseitige Pfeilspitzen (s. Sarauw, Prähistor. Zeitschr. 6, S. 8), der Langenberg außerdem eine geometrische Spitze, sowie einen sehr zierlichen, leicht gebogenen Stichel.

Somit setze ich die Sunde in die Ancyluszeit, die vom Langenberg wegen der Querschneiderpfeilspitzen an das Ende derselben Zeit.



Langenberg.

Bronzezeitliche Gräber- und Einzelfunde in der Uckermark.

Don J. O. v. d. Hagen.

Mit 134 Abbildungen im Text und auf Tafel I—IV.

Zur Dervollständigung des bisher veröffentlichten bronzezeitlichen Materials der Uckermark¹⁾ sind im folgenden einige rüdständig gebliebene, in den beiden letzten Jahrzehnten zum Vorschein gekommene Gräber- und Einzelfunde beschrieben und abgebildet worden.

Gräberfunde.

Die in Mecklenburg und Holstein häufig vorkommenden großen Hügelgräber von 10—15 m Durchmesser und 2—3 m Höhe aus der frühen Bronzezeit mit unverbrannten, zuweilen in Holzjürgen bestatteten Skeletten und Beigaben aus Bronze, vorwiegend Waffen und Schmutzgegenstände, sind in Pommern schon recht selten, in der benachbarten Uckermark fehlt es an jeder zuverlässigen Kunde von diesen. Auch die in Pommern und Mecklenburg zur älteren Bronzezeit, einschließlich Periode III, bis etwa 1200 vor Chr., reichlich vertretenen großen Hügelgräber mit Leichenbrand und Bronzebeigaben sind in der Uckermark bisher nicht mit Sicherheit nachgewiesen worden. Gräber dieser Art werden hier gewiß auch angelegt, aber schon vor langer Zeit aufgenommen und zerstört worden sein; einige an verschiedenen Stellen, namentlich in den Gramzower, Sudower und Wilmersdorfer Forst vorgefundene Überreste von solchen Grabanlagen lassen darauf schließen. Vielleicht liegen noch unberührt gebliebene Gräber in den ausgedehnten

¹⁾ B. S. Bedmann, historische Beschreibung der Mark Brandenburg, 1751, I. — L. Freiherr v. Ledebur, Die heidnischen Altertümer des Reg.=Bez. Potsdam, 1852. — Zeitschr. f. Ethn. usw. 1881, 1884, 1888, 1898 und Nachrichten 1902 und 1904. — Mitteilungen des Uckermärktischen Museums- und Geschichtsvereins 1901—1916. — Schumann und Miedt, Das Gräberfeld bei Oderberg-Brasik, 1901. — Blume, Verzeichnis der Sammlungen des Uckermärktischen Museums und Geschichtsvereins 1909.

Waldungen verborgen und harrten der Erschließung. Zweifellos war die Udermark, wie die Depotfunde von Arnimshain, Angermünde und Milmersdorf (Moorfund), sowie die angeblich aus solchen Gräbern überlieferten Tongefäße mit Bronzebeigaben von Milow und Stendal, auch manche, als Beigaben verwertete Einzelfunde bezeugen, größtenteils, wenn auch nur mäßig besiedelt.

Der älteren Bronzezeit könnten auch wohl die beiden nun zu beschreibenden, im Jahre 1904 auf der Feldmark des Rittergutes Schmiedeberg, Kr. Angermünde, untersuchten, anscheinend unberührt gebliebenen, größeren Hügelgräber mit Leichenbrand angehören.

Das eine Grab liegt auf der mit Feldsteinen verschiedener Größe besetzten, mit Dornengestrüpp bewachsenen Kuppe einer natürlichen Bodenerhebung mitten im Ackerland, in der Nähe der sog. Kiebitzwiese. Der äußere Rand dieser von der Bestellung verschont gebliebenen Hügelkuppe diente von jeher als Ablagestelle für die bei der Beaderung in der Nähe zum Vorschein gekommenen Feldsteine, durch deren Anhäufung der ursprüngliche Steinkranz allmählich vollständig verdeckt wurde und der Umfang der Kuppe immer mehr zunahm, so daß er zuletzt annähernd 50 m betrug, während der eigentliche Steinkranz nur einen Umfang von 30 m hatte. Die Höhe der Kuppe stieg nach der Mitte hin bis etwa zu 2 m; ursprünglich, nach Errichtung des Steinriegels und dessen Umkleidung mit einem Erdmantel, wird sie wesentlich mehr betragen haben. Ungefähr in der Mitte des Hügels lagerte eine oben abgeflachte, oval angelegte, $3\frac{1}{2}$ m lange, $2\frac{1}{2}$ m breite, 1 m tief in den muldenförmig ausgehobenen lehmigen, natürlichen Erdboden reichende Steinpackung, zu deren größeren Randsteinen auch ein noch gut erhaltener trogförmiger Mahlstein verwendet worden war.

In dem unteren Teil dieser mit schwarzer Erde durchsetzten Steinpackung lagen, zwischen kopfgroßen und kleineren Steinen verstreut, zerkleinerte, kalzinierte, menschliche Knochen, Holzsohlenstücke, Scherben von 2 Tongefäßen, einem größeren, dunkelgrauen ohne Ornament und einem kleineren, rötlichgelben mit Gruppen von schräg zueinander gestellten Linien, außerdem 2, etwa 1 m voneinander entfernt gefundene, zusammenpassende Stücke von dem vorderen Teil eines Messers oder Dolches aus hellgrauem Feuerstein, sowie ein in der Mitte zerbrochener, stark abgenutzter Schleiffstein aus hellbraunem Sandstein (Abb. 1). Nach dem Befund der Gefäßscherben, nach deren Aussehen, Masse und Verzierung, dürfte dieses Grab nicht mehr der spätneolithischen Zeit angehören. Die vorgefundenen Bruchstücke des Feuersteindolches sind allein für die Zeitbestimmung nicht maßgebend, da Waffen und Werkzeuge aus Stein, vorwiegend Messer und Pfeilspitzen, bis weit in die Bronzezeit beibehalten wurden. Feuersteinlanzenspitzen wurden in einem Grabe der frühen Bronzezeit zusammen mit Beigaben aus Bronze gefunden und der vordere Teil einer solchen Lanzenspitze lag in einer Urne des dem Ausgang der älteren Bronzezeit angehörenden Gräberfeldes bei Oderberg-Bralitz¹⁾.

Das andere Grab liegt etwa 500 m südwestlich von dem vorher beschriebenen, noch innerhalb des Forstgrundstückes am sog. Lehmberg, auf einer mäßigen Bodenerhebung,

¹⁾ Schumann, Steinzeitgräber der Udermark, S. 85. — Schumann und Miedt, Das Gräberfeld bei Oderberg-Bralitz, S. 43.

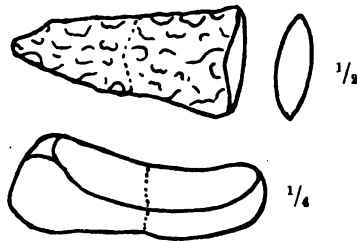


Abb. 1. Feuersteindolchspitze und Schleiffstein, großes Hügelgrab, Feldmark Schmiedeberg.

äußerlich kenntlich durch den größtenteils erhalten gebliebenen Steintranz von etwa 35 m Umfang. Unter der abgeflachten, nach der Mitte zu nur etwas angehäuften Steinpackung lag in einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ m auf dem natürlichen lehmigen Sandboden ein längliches, abgerundetes, von O nach W gerichtetes Steinpflaster, 1,5 m lang, 75 cm breit, bestehend aus einer dreieckigen, fast gleichseitigen, die ganze östliche Hälfte einnehmenden Steinplatte und mehreren unregelmäßigen, aneinander gelegten, die westliche Hälfte des Pflasters bildenden Platten, deren Zwischenräume durch kleine geschlagene Steine ausgefüllt waren. Beide Hälften des Bodenpflasters stimmten in den äußeren Umrissen und Abmessungen annähernd überein (Abb. 2). Auf diesem Bodenbelag des Grabes lagen auf beiden Hälften an mehreren Stellen ausgebreitet und vereinzelt noch zwischen den unteren Rollsteinen der aufgehäuften Steinpackung in schwarzgrauer, von Holzkohlenstücken und Asche durchsetzter Erde zerkleinerte, kalzinierte menschliche Knochen, Feuersteinspäne und mehrere, zu einem umfangreichen, starkwandigen, gelblichgrauen Tongefäß und zu einem kleinen, dunkelgrauen Henkeltrug gehörige Scherben. Zwischen diesen lag auch ein einzelner Scherben, anscheinend von einem kleinen hellgrauen Topf, auf dem 2, den Halsansatz markierende Horizontallinien mit an-

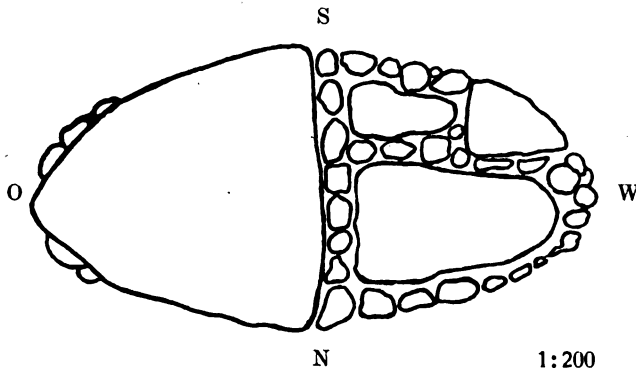


Abb. 2. Bodenbelag des großen Hügelgrabes am Lehmberg, Forst Schmiedeberg.

schließend vertikalen Abstrichen angebracht waren. Auch dieses, keine Beigaben aus Bronze enthaltende Grab dürfte nach der Beschaffenheit des keramischen Inhalts der älteren Bronzezeit angehören.

Die in der jüngeren Bronzezeit in den Nachbarländern Mecklenburg und Pommern vorherrschende Grabform der kleinen, aus Steinpackung und Erdanhäufung gebildeten Hügel von 3—5 m Durchmesser und $\frac{1}{2}$ —1 m Höhe, unter denen Urnen, von Steinsetzung umgeben, als Behälter der von der Leichenbrandstätte ausgelesenen, zerkleinerten Knochen und Bronzebeigaben, sowie Beigefäße sich befinden, ist auch in der Uckermark, besonders in den fruchtbaren, dicht besiedelten Landstrecken zu beiden Seiten des Uckersees und Uckerflusses häufig beobachtet und überliefert worden. Die das Grabinventar einschließende Steinsetzung hat meistens die Form einer rechteckigen, von N nach S gerichteten Kiste. Die Wände bestehen aus starken, auf die Kante gestellten, mit der glatten Seite nach innen gerichteten Steinblöcken oder Steinplatten, auf deren oberen Rand ein abschließender Deckstein ruht, den Bodenbelag bilden gewöhnlich mehrere dünne Platten oder eine Schicht festgestampfter

Lehmmaße. Meistens ist die eine der beiden kürzeren Wände der rechteckigen Kiste, in der Regel die südliche, aus einer, nur die eine Hälfte der Wand einnehmenden Platte und einer, neben dieser aufgesetzten Schicht Rollsteine oder allein aus solchen aufgerichtet, sie bildete offenbar den Einlaß für die zunächst und auch später zu bergenden Urnen und Beigefäße. In Ermangelung von ausreichendem, geeigneten, nicht zu weit und zu schwer herbeizuschaffenden Material für den Aufbau einer vollständigen Steinkiste genügten auch wohl zwei rechtwinklig aneinander gesetzte Blöcke oder Platten als Wandschutz für die auf flachen Steinen, zuweilen auch ohne solche Unterlagen, frei in dem natürlichen Erdboden stehenden Tongefäße, oder diese befanden sich an der Längsseite nur einer, aufrecht gestellten starken Steinplatte, an den anderen Seiten von Rollsteinen umgeben, oder sie waren überhaupt nur von Steinpackung eingefast. Das ganze Grabinventar bedeckte fast ausnahmslos, auch in den vollständig geschlossenen Kisten, eine aufgetragene Schicht aus Sand oder Lehm. Der besseren Erhaltung wegen war auch das Innere der Tongefäße bis zum Rande damit angefüllt, selbst wenn die Mündung mit einem flachen Stein oder einem Tondeckel oder einer umgestülpten Tonschale bedeckt war.

Don solchen kleinen bronzezeitlichen Hügelgräbern ist eine größere Anzahl auf der Gemarkung der beiden nahegelegenen Dörfer Schmiedeberg und Melzow, Kr. Angermünde, in den Jahren 1905—1908 untersucht worden. Über das Ergebnis der Nachforschung ist folgendes mitzuteilen.

Schmiedeberg.

Hügelgräber im Springgehäge, auf dem Amaletenberge, auf dem Schäferkamp und im Dachsbaue.

In der Nähe der Grenzwege zwischen der Schmiedeberger und Wilmersdorfer Forst liegen im sog. Springgehäge und auf dem sich anschließenden sog. Amaletenberg, beide Grundstücke zur Schmiedeberger Forst gehörig, mehrere, schon vor langer, nicht mehr bestimmbarer Zeit abgedeckte und ausgeräumte kleine Hügelgräber. Bei einigen sind noch die Wände der Steinkiste und die sie von außen umgebende, stützende Steinpackung erhalten geblieben.

Im Springgehäge befindet sich etwa 10 m östlich vom Grenzwege auf einer mäßigen Bodenerhebung eine bis auf die fehlende Deckplatte in der äußeren Gestalt noch gut erhaltene Steinkiste. Sie ist annähernd in der Form eines von N nach S gerichteten Rechtecks gesetzt, etwas in dem natürlichen, sandigen Erdboden eingelassen und umgeben von einer starken Steinpackung, innen 115 cm lang, 60—70 cm breit, 60 cm tief. Die Wände sind aus 4 Steinplatten und einer Schicht kopfgroßer und kleinerer Rollsteine gebildet. Die beiden, an die nördliche Wand angeetzten Platten stehen rechtwinklig zu diesen, alle 3 bestehen aus rötlichgrauem Granit. Die zweite, westliche, graublaue Granitplatte steht nicht in derselben Richtung wie die erste, sie ist nach dem Inneren der Kiste zu etwas eingerückt und bildet mit den an der Südseite aufgeschichteten Rollsteinen nach dieser Richtung hin den Abschluß der inneren Wandung der Kiste. Der innere Raum war bei der Untersuchung im Jahre 1905

bis zur Hälfte mit Laub, Sand und Steinen angefüllt. In der Nähe des aus einer festgestampften Lehmschicht bestehenden Bodens lagen noch an einigen Stellen gebrannte menschliche Knochenstücke und Scherben von 2 Tongefäßen, einem kleinen, dunkelgrauen und einem größeren dickwandigen, gelblichgrauen. Von dem größeren konnten mehrere Boden- und Randscherben zu Bruchstücken ergänzt werden, aus denen auf Größe, Form und Ornament

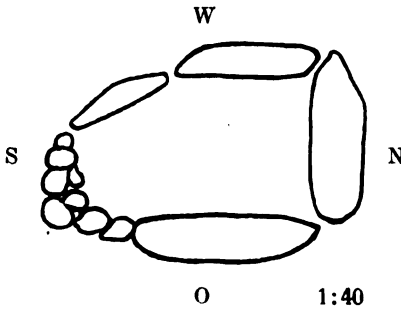


Abb. 3. Grundriß einer Steinkiste im Springgehäge, Forst Schmiedeberg.

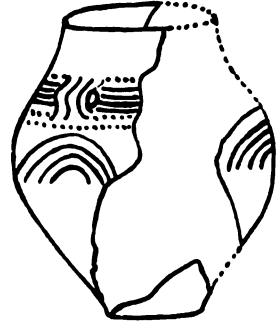


Abb. 5. 1/7. Tongefäß aus der Steinkiste im Springgehäge, Forst Schmiedeberg.

der Urne zu schließen ist. Durchmesser der geraden Standfläche 8—10 cm, der Ausbauchung 25 cm, der Mündung 14 cm, Höhe 26—28 cm (Abb. 3—5).

Im Springgehäge fanden sich Gräber dieser Art nur vereinzelt oder zwei in geringer Entfernung voneinander, auf dem Amaletenberg, einer

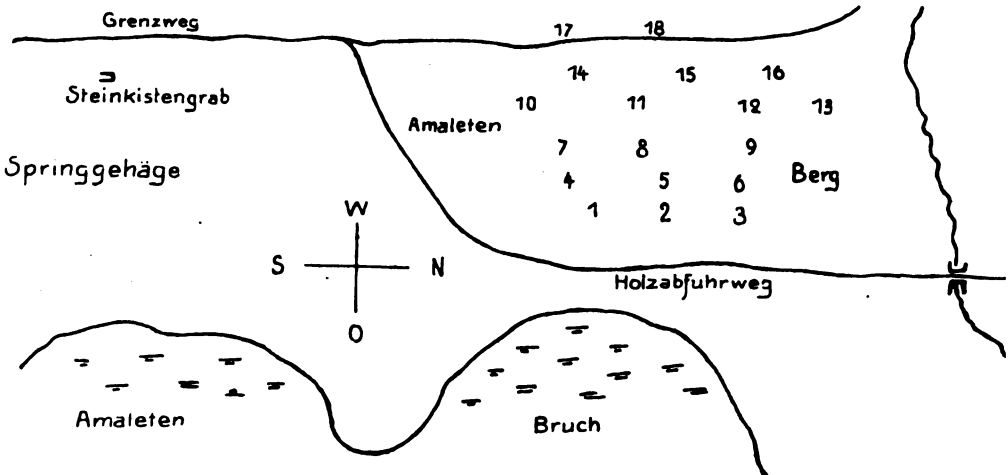


Abb. 6. Lageplan von den kleinen Hügelgräbern auf dem Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

bis zu 8 m von der nächsten Niederung, dem Amaletenbruch, sich erhebenden sandigen Anhöhe, waren sie zu einer größeren Gruppe vereinigt und in Reihen gesetzt (Abb. 6). Im Jahre 1905 konnten daselbst noch an 18 Stellen in 6 von N nach S gerichteten Reihen mehr oder weniger deutlich erkennbare Reste von kleinen Hügelgräbern mit Steinkiste oder ohne solche ermittelt werden. Bei

10 Gräbern waren Wände und Bodenbelag oder Teile davon noch in der ursprünglichen Lage geblieben. Neben einer einzigen, sonst noch gut erhaltenen, aber ebenso wie die übrigen früher schon abgedeckten und ausgeräumten Steinkiste lag noch die Deckplatte. Von den meisten Gräbern haben die Deckplatten und vielleicht auch manche Wandsteine vermutlich bei der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz in der Nähe angelegten steinernen Grabenbrücke Verwendung gefunden. Ob diese Gräber damals noch unberührt oder schon früher aufgenommen worden waren, hat nicht mehr ermittelt werden können. Die auf der Kuppe und am östlichen Hang des Amaletenberges liegenden Gräber mit noch gut erhaltenen Steinsetzungen markieren sich noch jetzt von dem am Fuße des Berges vorbeiführenden Holzabfuhrweg als schwache, wellenförmige Bodenerhebungen. Die Hügel haben einen Durchmesser von 3—5 m und liegen in Abständen 10—12 m voneinander entfernt. Die Kisten sind fast bis zur Hälfte in den natürlichen Boden eingelassen, ihr oberer Rand wird von der sie umgebenden Steinpackung bis zu 50 cm überragt. Von dem ursprünglich vorhandenen Inventar der Gräber fanden sich nur noch Bruchstücke von einigen Urnen und Beigefäßen, gebrannte und zerleinerte Menschenknochen, Feuersteinspäne, sowie ein kleines Stück von einem Bronzearmreif.

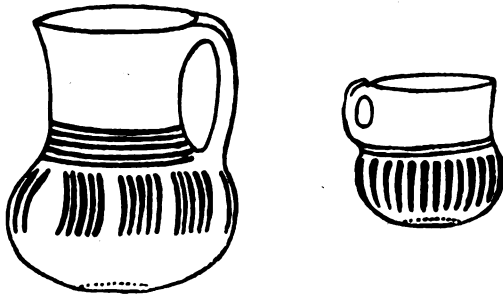


Abb. 7. $\frac{1}{4}$. Tongefäße, Steinkistengrab 1, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

Der auf dem Amaletenberge zwischen den beiden mittleren Gräberreihen freigebliebene Raum ist in einer späteren Periode (V) der Bronzezeit mit Urnengräbern besetzt worden. Diese wurden bei der Untersuchung der zwischen den einzelnen Hügelgräbern gelegenen Flächen gefunden und aufgenommen (vgl. S. 30).

Bericht über den Befund der Hügelgräber auf dem Amaletenberg.

Grab 1. Unter der 25 cm starken Humusschicht lag der Rand einer 50 cm langen, 40 cm breiten, bis 18 cm dicken Steinplatte aus rötlichem Quarzit, vermutlich die übriggebliebene weißliche Wand einer von Steinpackung umgebenen Kiste. In der Nähe des von Sand und Kollsteinen überdeckten, aus mehreren dünnen, mit Lehm bestrichenen Steinplatten bestehenden Bodenbelags fanden sich Scherben von einer Urne, gebrannte Menschenknochen, Feuersteinsplitter und 2 mit Sand gefüllte Beigefäße, am Rande etwas beschädigt (Abb. 7).

- a) Henkelstrug, dunkelgrau, gelbgesplett, Höhe 14,5 cm, Durchmesser der Ausbauchung 13 cm, der etwas eingezogenen Standfläche 6 cm, oberhalb des Halsansatzes ein aus 5 flachen Einstriichen bestehender, am Henkel unterbrochener Kehlstreifen, von dem aus 8 Gruppen von je 5 flachen Abstrichen bis über die Ausbauchung reichen, unterhalb des Henkelansatzes eine aus 7 Abstrichen bestehende Gruppe.

- b) Henkeltasse, gelblichgrau, Höhe und Durchmesser der Ausbauchung 7 cm Durchmesser der etwas eingezogenen Standfläche 25 mm. Von dem aus einer Doppellinie bestehenden Kehlstreifen reichen dicht aneinandergereihte breite, flache Abstriche über die Ausbauchung bis nahe an die Standfläche.

Grab 2. In der Mitte einer, nach dem Ostabhang zu verstärkten Steinpackung von 15 m Umfang stand eine in der ursprünglichen Form erhalten gebliebene, sorgfältig gefestete, von N nach S gerichtete rechteckige Steinkiste, deren Rand die Steinpackung um 30—40 cm überragte. Die östliche und westliche Wand der, im Lichten gemessen, 110 cm langen, 60 cm breiten und ebenso tiefen Kiste bestand aus je einer 120 cm langen, 60 cm breiten Platte aus grauem Granit. Die nördliche, 75 cm lange, 60 cm hohe Wand war aus 2 rotbraunen, kantig geschlagenen, dicht aneinander gerückten, ungefähr gleichgroßen Quarzitplatten zusammengesetzt. An der südlichen, 65 cm langen, 60 cm hohen Wand stand in Anlehnung an die Schmalseite der westlichen Wand eine auf die Kante gestellte, 80 cm lange, 40 cm breite Platte aus grauem Granit, den Abschluß bildeten aufeinander geschichtete, bis topfgroße rundliche Feldsteine. Der Bodenbelag bestand aus mehreren dünnen, zusammen-

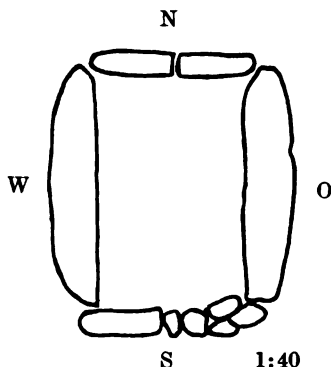


Abb. 8. Grundriß der Steinkiste, Grab 2, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

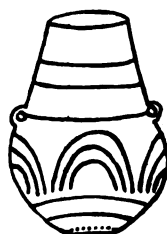


Abb. 11. $\frac{1}{4}$. Beigefäß, Steinkiste, Grab 2, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.



Abb. 12. $\frac{1}{4}$. Beigefäß, Grab 4, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

gefesteten Steinplatten (Abb. 8—10). Die Kiste war im unteren Teil mit Humus, Sand und Steinen angefüllt. Auf dem Bodenbelag fanden sich in der Mitte noch einige Scherben von einer hellbraunen Urne und dicht an der nördlichen Wand zusammenliegende Scherben von einem kleinen, dunkelgrauen, weißentfärbten Topf, 10,5 cm hoch, bis zu 7,5 cm ausgebaut, Durchmesser der Mündung 4 cm, der etwas eingezogenen Standfläche 3 cm, Wandstärke 3—5 mm. Das größtenteils wiederhergestellte Beigefäß trägt ein flach eingestrichenes Ornament aus 4 Gruppen von je 3 konzentrischen Halbkreisen, oberhalb 3, unterhalb 2 ringsumlaufende Linien (Abb. 11).

Grab 3. Rest einer Steinpackung von etwa 3 m Durchmesser.

Grab 4. Unter der Erdoberfläche stand, von Steinpackung umgeben, eine von O nach W gerichtete Steinplatte aufrecht, 60 cm lang, 40 cm breit, 20 cm dick. An der südlichen Seite derselben lagen auf einer Lehntenne Bruchstücke von einer graubraunen Urne, ausgelesene gebrannte Menschenknochen, Feuersteinstücke und eine bis auf ein ausgebrochenes Handstück erhalten gebliebene, mit hellem Sand gefüllte, gelblichbraune Henkeltasse, 7 cm hoch, auf der Ausbauchung 4 gleichmäßig verteilte Gruppen flacher Abstriche, die von einer den Halsansatz markierenden, ringsumlaufenden, nur am Henkel unterbrochenen Linie bis nahe an die etwas abgesetzte Standfläche hinabreichen (Abb. 12).

Grab 5. Von einer starken Steinpadung umgeben lag in der Mitte die anscheinend in der ursprünglichen Gestalt verbliebene Wandung einer innen 1 m langen, 60 cm breiten, 50 cm tiefen Steinkiste. Die östliche und westliche Längswand bestand aus 2, demselben blaugrauen Granit angehörenden, 80 und 85 cm langen, 50 cm breiten, 20—30 cm dicken Platten, die nördliche aus einer kleinen hellgrauen, nach oben sich verjüngenden Platte, an der ganzen Südseite waren nur Kollsteine im Anschluß an die Steinpadung aufgeschichtet.

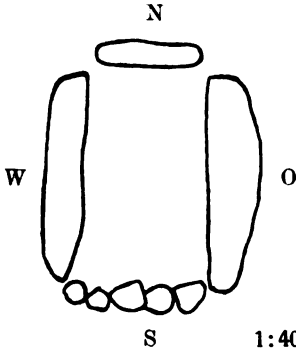


Abb. 13. Grundriß der Steinkiste, Grab 5, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

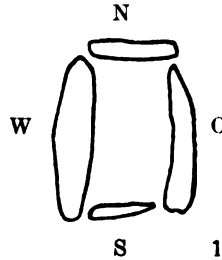


Abb. 15. Grundriß der Steinkiste, Grab 7, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

Den Bodenbelag bildeten dünne Steinscherben. Bei dem Ausräumen der mit Humus und Sand zur Hälfte angefüllten Kiste wurden nur wenige Tongefäßreste gefunden (Abb. 13/14).

Grab 6. In der Mitte einer schwachen Steinpadung standen 2 rechtwinklig zueinander aufgestellte Steinplatten, die östliche 1 m lang, 50 cm breit, 25 cm dick, die nördliche un-

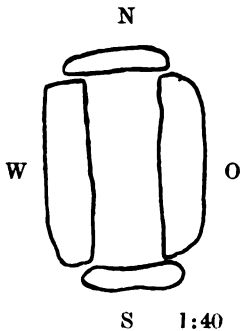


Abb. 17. Grundriß der Steinkiste, Grab 8, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

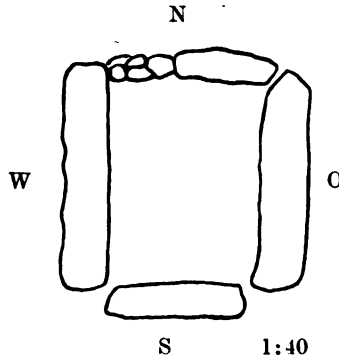


Abb. 19. Grundriß der Steinkiste, Grab 10, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

gefähr 50 cm im Viertel, neben beiden lag eine westliche, 65 cm lang, 55 cm breit, bis 20 cm dick, mit der oberen Kante schräg an die östliche angelehnt. Auf dem teilweise noch vorhandenen Bodenbelag aus dünnen Steinscherben fanden sich einzelne gebrannte Knochen und wenige Scherben von einer dunkelgrauen Urne.

Grab 7. Von starker Steinpadung umgeben stand in der Mitte eine rechteckige, mit Abraum angefüllte, von N nach S gerichtete Kiste, deren 4 Wände und Bodenbelag aus dünnen, gespaltenen Platten von rötlichem Quarzit aufgesetzt waren (Abb. 15 und 16). In der Nähe des Bodens lagen in dem 75 cm langen, 40 cm breiten und ebenso tiefen

Innenraum verstreut einige Reste von Tongefäßen, dabei Scherben von einer rotbraunen Urne und 2 gelblichgrauen Beigefäßen, einer Kanne mit flachen Einstrichen an dem oberen Teil der Ausbauchung, sowie am Henkel, und einem ähnlich verzierten Topf.

Grab 8. Rechteckige, von N nach S gerichtete, zugeschlüttete, aus 4 Platten aufgesetzte Kiste, deren Rand von der umgebenden Steinpackung um 25—30 cm überragt wurde. Die beiden Längswände bestanden aus je einer 95 cm langen, 50 cm breiten, 30 cm dicken hellgrauen Kalksteinplatte, die beiden anderen Wände aus rötlichen Quarzitplatten. Von dem Bodenbelag waren noch einige Quarzitscherben übrig geblieben. Der 96—98 cm lange, 35 cm breite, 45 cm tiefe innere Raum, im Verhältnis zur Länge auffallend schmal, läßt die Vermutung zu, daß diese Kiste nach dem Ausgang der steinzeitlichen Periode angehört. Überreste des einstigen Grabinventars wurden nicht gefunden (Abb. 17 und 18).

Grab 9. Rest einer Steinpackung und wenige kleine bronzezeitliche Gefäßscherben.

Grab 10. Unter der Humusschicht lag der Rand einer zugeschlütteten, von N nach S gerichteten rechteckigen Steinkiste aus 4 starken Platten, innen 1 m lang, bis 80 cm breit, 50 cm tief. Länge der östlichen und westlichen Längswand 120 und 110 cm. Die nördliche Wand bestand aus einer 50 cm langen rötlichen Quarzitplatte und aufgeschichteten Roll-

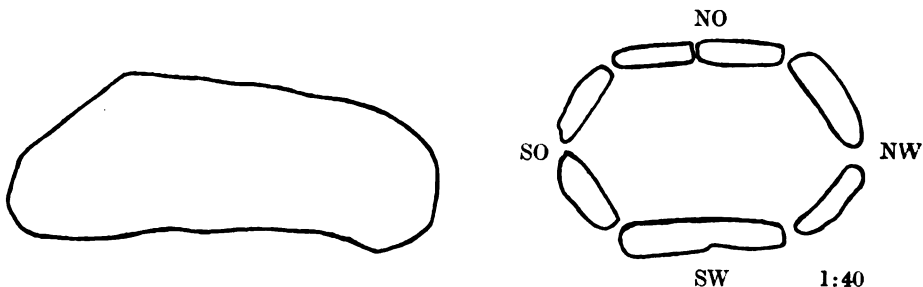


Abb. 21. Grundriß der Steinkiste mit Deckstein, Grab 14, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

steinen. Ein Bodenbelag war nicht vorhanden. In dem Abraum des unteren Teils der Kiste lagen Scherben von einer dickwandigen Urne, gebrannte Knochen und Feuersteinpäne (Abb. 19 und 20).

Grab 11, 12 und 13. Teilweise erhalten gebliebene Steinpackung und unbedeutende Reste des einstigen Grabinventars.

Grab 14. Unter der Erdoberfläche lag 30 cm tief der Rand einer von NW nach SO gerichteten, von starker Steinpackung umgebenen, sechseckigen Steinkiste mit dem neben ihr liegenden, 140 cm langen, bis 75 cm breiten und bis 30 cm starken Deckstein aus grauem Granit. Die an ihrer ursprünglichen Stelle erhalten gebliebenen Wände der innen 125 cm langen, 75 cm breiten, bis 65 cm tiefen Kiste waren aus 7 Steinplatten zusammengesetzt. Die südwestliche Wand bestand aus einer 70 cm langen, 65 cm breiten, bis 20 cm dicken rötlichgrauen Granitplatte, die gegenüberliegende nordöstliche aus 2 länglichen, annähernd gleichgroßen, 65—63 cm langen, 40—35 cm breiten, bis 20 cm dicken, der Länge nach hochgerichteten Platten, die südöstliche und nordwestliche aus je 2 ebenso aufgestellten, zueinander und zu den anliegenden Wänden stumpfwinklig angefügten verschiedenfarbigen Granitplatten von annähernd gleicher Größe, 60—70 cm lang, 40—45 cm breit, 20—30 cm dick (Abb. 21—23). Der Bodenbelag bestand aus mehreren kleinen Steinplatten, die mit einer dünnen Lehmschicht überstrichen waren. Bei dem Ausräumen der mit Humuserde, Sand und Steinen angefüllten Kiste fanden sich in der Nähe des Bodens an mehreren Stellen gebrannte Menschenknochen, sowie Scherben von einer hellgrauen Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, Scherben von mehreren Beigefäßen und von einem wiederhergestellten runden

und einer Schicht Rollsteine. Die östliche und westliche Längswand bestand aus je 2 Platten, die nördliche Wand aus einer Platte, die südliche war zusammengesetzt aus einer stumpfwinklig zur östlichen Wand angefügten Platte und der Rollschicht. Innenmaße: Länge 125 cm (Westseite), 105 cm (Ostseite), Breite 75 cm (Südseite), 63 cm (Nordseite), Tiefe 50—60 cm. Der Bodenbelag bestand aus dünnen Quarzitplatten, die mit einer 5 cm dicken Lehmsschicht bedeckt waren; auf diesem standen an der Nord- und Ostwand aneinandergesetzt 3 geborstene, teilweise eingedrückte Urnen, umgeben und überlagert von reinem hellen Sand, der auch den ganzen übrigen, nicht mit Urnen besetzten Raum der Kiste bis zum Rande anfüllte (Abb. 27 und 28).

a) Urne in der Nordwestecke, an die westliche Steinplatte gelehnt, im untern Teil sehr mürbe und zerbröckelt, nur einige größere Reststücke waren unverseht geblieben. Durchmesser der Standfläche etwa 12 cm, der Ausbauchung bis 30 cm, der Mündung 20 cm, Höhe 28—30 cm. Die innen dunkelbraune, außen gelblichgraue Urne war mit einigen Scherben von einer dunkelbraunen Tonschale mit zweimal abgestuftem Rand bedeckt, bis zum Halsansatz mit reinem Sand und von da ab bis zum Boden mit Lehm gefüllt. In der Lehmmasse lagen verbreitet ausgelesene, gebrannte Menschenknochen. Beigaben aus Bronze waren nicht vorhanden.

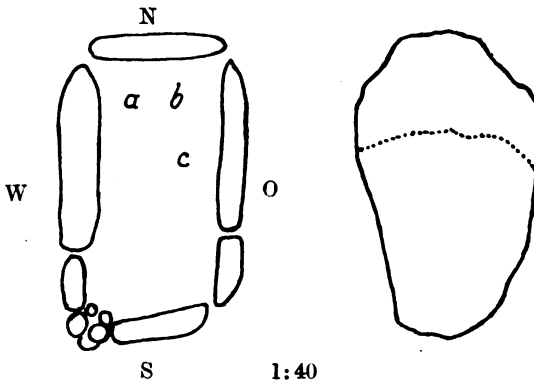


Abb. 27. Steintiste mit Deckstein, Grab 1, Schäfertamp, Sorst Schmiedeberg.

b) Die in der Nordostecke stehende, gelblichgraue Urne war auch stark beschädigt, konnte aber ergänzt und wiederhergestellt werden. Durchmesser der Standfläche 15 cm, der Ausbauchung 35 cm, der Mündung 30 cm, Höhe 30 cm. Der untere Teil der Wandung außen bis zur Umbruchante durch Tonauftrag rauh gemacht, innen mit rötlichem Lehm ausgestrichen. Die Urne war mit einer eingedrückten Tonschüssel bedeckt, zu ein Drittel mit

reinem Sand, zu zwei Drittel, bis zum Boden, mit ausgelesenen, gebrannten Knochen gefüllt. Zwischen den Knochen lag wagerecht eine vom Brand angegriffene, unverzierte Zange aus Bronze. Die wiederhergestellte, außen gelblichgraue, innen dunkelbraune einhenkliche Schüssel mit schraubig abgestrichenem Rand ist auf der Innenseite mit 2 Gruppen konzentrischer Kreise, die durch 5 Gruppen von je 3 Tupsen getrennt und in der Nähe des Randes von ebensolchen Tupsengruppen eingefasst sind, verziert. Durchmesser der Mündung 37 cm, der etwas eingewölbten Standfläche 12 cm, Höhe 8 cm (Abb. 29).

c) Die nur in einem großen Bruchstück erhaltene Urne an der östlichen Wand, außen gelblichgrau, innen dunkelbraun, war zum größten Teil mit Sand gefüllt bis zu einer wagerecht liegenden, 15 cm langen, 7 cm breiten, 2—3 cm dicken rötlichen Quarzitplatte, unter dieser lagen in Lehm bis zum Boden ausgelesene, gebrannte Knochen ohne Beigaben. Durchmesser der weitesten Ausbauchung 30 cm, der Mündung 23 cm, Höhe etwa 25 cm.

Grab 2. Unter einem schwach hervortretenden Rest eines Hügels lag eine, von starker Steinpadung umgebene, von zwei Steinplatten bedeckte, von W nach O gerichtete rechteckige Kiste. Die beiden annähernd gleich großen Deckplatten waren 60 und 70 cm lang, 45 und 50 cm breit, 15 und 20 cm dick. Die beiden Längswände der Kiste bestanden aus je einer hellgrauen Granitplatte, beide ungefähr 1 m lang, 60 cm breit, bis 25 cm dick. An der

westlichen Seite befand sich eine 60 cm lange, ebenso breite, bis 30 cm dicke, rechtwinklig zur nördlichen Wand angelegte Granitplatte, die Lücke bis zur südlichen Wand war mit aufeinander gepackten Rollsteinen und einer kleinen Quarzitplatte ausgefüllt, zwischen den Rollsteinen lag eine Feuersteinpeilspeise mit bogenförmig ausgearbeiteter Basis, an der Spitze war ein Stück ausgebrochen. Die östliche Wand bestand aus einer 75 cm langen,

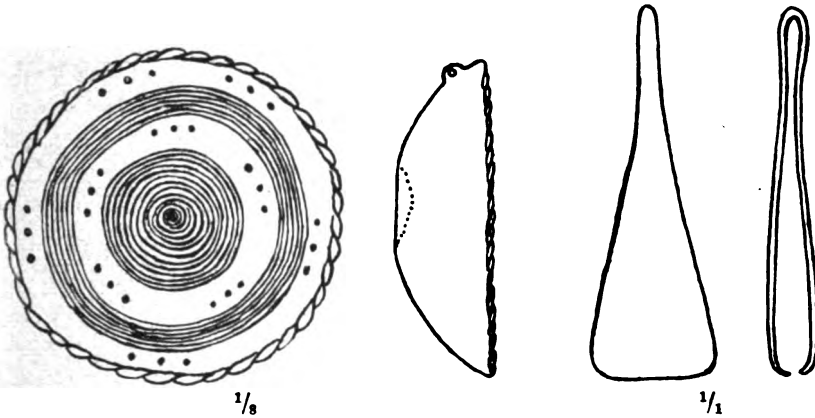


Abb. 29. Dedßküssel und Bronzezange; Grab 1, Schäferkamp, Forst Schmiedeberg.

40 cm breiten, 20 cm dicken, etwas stumpfwinklig zur nördlichen Wand angelegten Granitplatte und einer zweiten, eingeschobenen kleinen Platte, ebenso stumpfwinklig zur südlichen Wand gerichtet. Die innen 110 cm lange, 80 cm breite, 55 cm tiefe Kiste war von dem aus Quarzitplatten bestehenden Bodenbelag bis zum Rande mit 4 abwechselnd aus Lehm und Sand bestehenden Schichten angefüllt. In der unmittelbar auf dem Bodenbelag lagernden Lehmschicht standen 2 geborstene, zusammengedrückte Urnen und 4 Beigefäße (Abb. 30 und 31).

a) Die in der Nordostecke, dicht an der nördlichen Wand stehende, wiederhergestellte, außen gelbgraue, innen schwarzbraune Urne, Durchmesser der geraden Standfläche 15 cm der Ausbauchung an der stumpfwinklig verlaufenden Wandung 35 cm, der Mündung 25 cm, Höhe 26 cm, war vom Rande bis zum Umbruch der Wandung mit hellem Sand gefüllt, in dieser Schicht lag schräg ein größeres Stück und an beiden Seiten mehrere kleine Stücke einer wieder zusammengesetzten gelblichgrauen Ton Scheibe von 28 cm Durchmesser und 12 mm Dicke. In

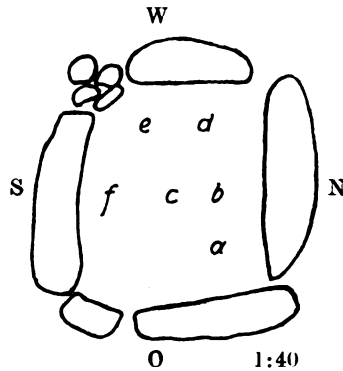


Abb. 30. Grundriß der Steinkiste, Grab 2, Schäferkamp, Forst Schmiedeberg.

dem unteren Teil der Urne lagen mit Lehm vermischte ausgelesene gebrannte Knochen. Einige größere Stücke des Schädelbaldes lagen oben und überdeckten die übrige Knochenmasse, unterhalb der Schädelstücke lag an der einen Seite der Wandung ein unverziertes Bronzemesser, an der gegenüberliegenden Seite eine verzierte Bronzezange und etwa 6 cm tiefer unterhalb des Messers der hintere Teil von dem Schaft eines meißelförmigen Bronzestifts (Abb. 32).

b) Die von Scherben einer Tonschale bedeckt gewesene, wieder hergestellte, außen rötlichgelbe, innen rotbraune Urne mit scharf abgesetztem Hals und mit schrägen, vom

Kelchstreifen über die Ausbauchung verlaufenden, dicht aneinander gereihten flachen Abstrichen verziert, Durchmesser der geraden Standfläche 9 cm, der Ausbauchung 27 cm, der Mündung 20 cm, Höhe 25 cm, stand etwa 5 cm westlich von Urne a, im oberen Drittel mit Sand, von da ab bis zum Boden mit ausgelesenen in Lehm liegenden gebrannten Knochen

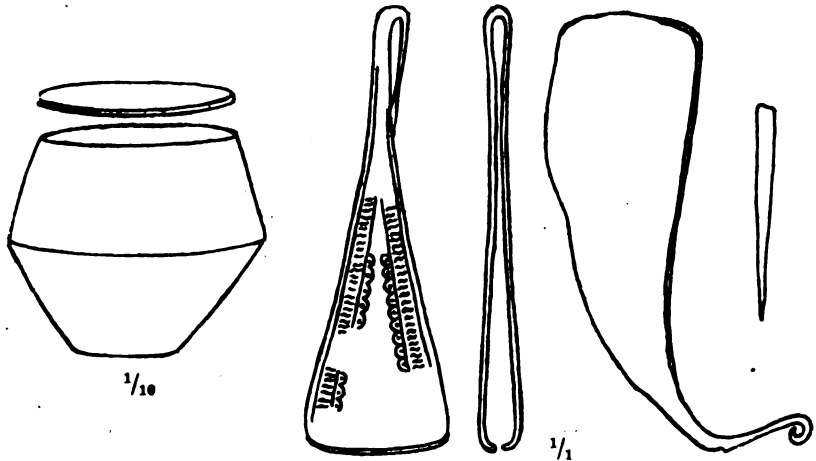


Abb. 32. Urne mit Tonscheibe und Bronzebeigaben aus der Steintiste, Grab 2, Schäfertamp, Forst Schmiedeberg.

gefüllt. Zwischen der Knochenmasse lag ein Bronzefingerring mit schwach gewölbter Oberfläche von 2 mm Breite (Abb. 33).

c) Etwa 3 cm südlich von Urne b stand auf dem Bodenbelag ein einhörniges, verziertes, dunkelgraues Beigefäß in Form eines Widders, der Kopf nach Westen gerichtet,

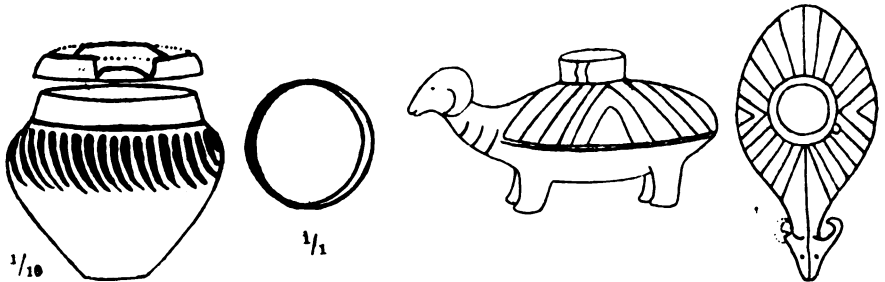


Abb. 33. Urne mit Deckhale und Beigabe, Steintiste, Grab 2, Schäfertamp, Forst Schmiedeberg.

Abb. 34. $\frac{1}{3}$. Beigefäß, Steintiste, Grab 2, Schäfertamp, Forst Schmiedeberg.

155 mm lang, 75 mm breit, 90 mm hoch, Durchmesser der Mündung 40 mm. Das Ornament besteht aus flach eingetrichenen, den Hals und Oberkörper überziehenden Linien. Von der am Halsansatz des Gefäßes ringsum laufenden Linie sind über den ganzen Rücken strahlenförmig angeordnete Linien abwärts gezogen, sie werden unten begrenzt durch eine am Halsansatz der Tierfigur beiderseits beginnende, um die Mitte des Oberkörpers laufende Doppellinie. Eine einzelne Linie läuft vom Gefäßhalsansatz über den Rücken, den Halsgrat entlang, zwischen den Hörnern über den Kopf und über die Kehle, den Hals abwärts bis zu der ersten der 3 den unteren Teil des Halses umschließenden Linien (Abb. 34). Das bis auf

das rechte, größtenteils abgebrochene, fehlende Horn, sowie bis auf einige Beschädigungen an den Füßen und am Mündungsrand gut erhalten gebliebene Ziergefäß war mit hellem Sand gefüllt, in der Bauchhöhlung lagen im Sande an verschiedenen Stellen ein kleiner unverzierter Tongefäßscherben, eine flache, abgerundete Quarzplatte und ein Stück Quarz in der Größe einer Erbse.

d) Das 8 cm westlich von Urne b entfernt stehende hellgraue, zweihenflige, eimerförmige, von einigen kleinen Steinen umsetzte, mit Lehm gefüllte Beigefäß, Durchmesser

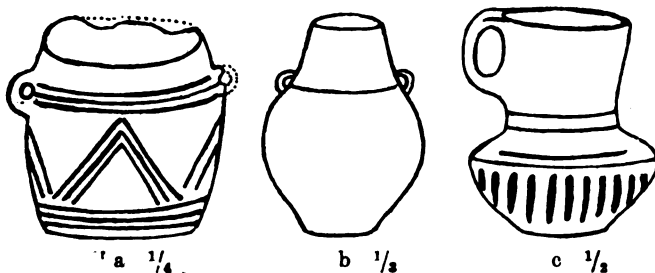


Abb. 35. Beigefäße, Steintiste, Grab 2, Schäfertamp, Forst Schmiedeberg.

der geraden Standfläche 9 cm, der Ausbauchung 12 cm, der Mündung 10 cm, Höhe 11 cm war am Rande etwas beschädigt, der eine Henkel fehlte, der Überzug aus geschlemmten Ton war größtenteils abgeblättert, am Halsansatz und an der Standfläche je 3 ringsum

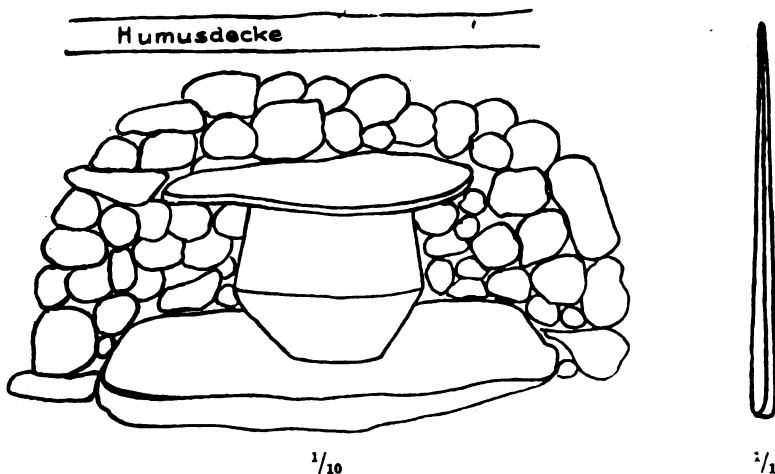


Abb. 36. Seitenansicht von Grab 3 und Bronzebeigabe, Schäfertamp, Forst Schmiedeberg.

laufende Linien, zwischen diesen 4 Gruppen von je 3 sparrenförmig angeordneten Linien (Abb. 35a).

e) Das in der Südwestecke der Kiste in der Nähe des Bodenbelags auf der Seite liegende, dunkelgraue, mit Lehm angefüllte Beigefäß in der Form einer stark ausgebauchten, zweihenfligen Vase mit scharf abgesetztem, steil ansteigenden Hals, Durchmesser der geraden Standfläche 40 mm, der Ausbauchung 65 mm, der Mündung 30 mm, Höhe 90 mm, war am Rande etwas beschädigt, ein Henkel fehlte, der Tonauftrag von der Oberfläche fast ganz abgelöst (Abb. 35b).

f) Etwa 8 cm östlich von e lag in der untersten Lehmschicht schräg ein kleines, ganz mit Lehm ausgestrichenes Beigefäß in der Form einer Hentelkanne, dunkelgrau, der Hentel abgebrochen, am Halsansatz 2 tief eingezogene ringsumlaufende Linien, unterhalb der Ausbauchung mit senkrecht verlaufenden Einstrichen verziert, Durchmesser der geraden Standfläche 25 mm, der Ausbauchung 40 mm, der Mündung 30 mm, Höhe 50 mm (Abb. 35c).

Grab 3. Ungefähr 12 m südlich von Grab 1 lag unter der Humusdecke eine Steinpadung von 3 m Durchmesser, in deren Mitte stand 50 cm tief auf einer rötlichen Quarzitplatte von 60 cm Länge und 40 cm Breite eine von Sand umgebene zusammengesunkene, sehr mürbe graue Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, im oberen Teil mit Sand, im unteren mit ausgelesenen, gebrannten Knochen gefüllt, überdeckt von einer 40 cm langen, 30 cm breiten Quarzitplatte. In der Mitte der Knochenmasse lag ein 55 mm langer, gut erhaltener meißelförmiger Stift aus Bronze (Abb. 36).

Grab 4. Etwa 10 m südwestlich von Grab 3 lag 20 cm unter der Erdoberfläche der Rest einer oval angelegten Steinpadung, 2 m lang, bis $1\frac{1}{2}$ m breit, dieser umgab 2 in einem Abstand von 20 cm nebeneinander auf je einer 50 cm tief liegenden Quarzitplatte ruhende,

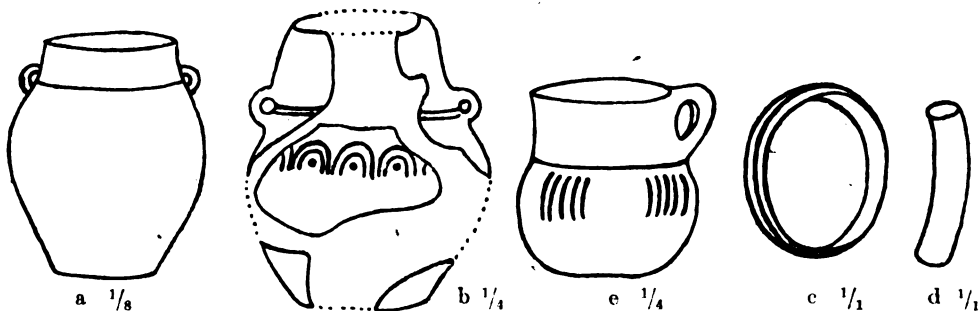


Abb. 37. Urne mit Scherben von einem verzierten Topf, Beigefäß und Bronzebeigaben einer zweiten Urne, Grab 4, Schäfertamp, Forst Schmiedeberg.

zusammengesunkene, von lehmigem Sand und von Steinpadung umgebene Urnen, zwischen beiden lag ein noch gut erhaltener einhantliger Topf.

a) Wiederhergestellter dunkelbrauner, gelbgefleckter, zweihantliger, kurzhafter Topf, Durchmesser der geraden Standfläche 12 cm, der Ausbauchung 22 cm, der Mündung 14 cm, Höhe 23 cm. Die obere Hälfte desselben war mit Sand, die untere mit ausgelesenen, gebrannten Knochen gefüllt. Die Knochenmasse war überdeckt von einigen Scherben eines hellgrauen, gelbgeleckten, kurzhafteren, zweihantligen, verzierten Topfes, Durchmesser der geraden Standfläche 8 cm, der Ausbauchung 15 cm, der Mündung 7 cm, Höhe etwa 16 cm, am Halsansatz ein durch beide Hantelösen laufender Kehlstreifen aus einer Doppellinie, unterhalb aneinander gereihte Gruppen von je 2 um einen Tupf gezogene konzentrische Halbovale (Abb. 37a und b).

b) Fast ganz zerdrückte, gelblichgraue Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung Durchmesser ungefähr 30 cm, mit Sand und ausgelesenen gebrannten Knochen gefüllt, zwischen den Knochen lagen 3 zusammenpassende Stücke von einem Fingerring aus Bronzedraht mit innen glatter, außen kantiger Oberfläche und ein 20 mm langes, 4 mm dickes Stück von einem glatten Halsring (Abb. 37c und d).

c) Das bis auf eine unbedeutende Beschädigung am Rande und Hantel gut erhaltene Beigefäß, ein niedriger, ausgebauchter, einhantliger Topf mit abgesetztem, etwas eingezogenem Hals und ausladendem Mündungsrand, unterhalb des Kehlstreifens mit 5 Gruppen von je 5, bis über die Ausbauchung reichenden Abstrichen verziert, war nur mit Sand gefüllt, Durch-

messer der geraden Standfläche 4 cm, der Ausbauchung 9 cm, der Mündung 8 cm, Höhe 8 cm (Abb. 37e).

Ungefähr 3 m westlich vom Grabe 4 befand sich 50 cm unter der Erdoberfläche ein aus runden und geschlagenen Feldsteinen hergestelltes Pflaster in rechteckiger Form, 2 m lang, 1 m breit, bedeckt mit schwarzer, von Holzstohle und Asche durchsetzter Erde, in der einige gebrannte menschliche Knochenstücke lagen. Die Steine waren infolge der starken Einwirkung von Brand mürbe und rissig, teilweise auch zersprungen. Vermutlich war diese Stelle ein Leichenverbrennungsplatz. Tongefäßscherben wurden hier nicht bemerkt.

Grab 5. In der Mitte einer Steinpackung von 4 m Durchmesser stand zwischen 2 rötlichen Quarzitplatten, beide etwa 50 cm im Geviert, auf einem Quarzitscherben eine von lehmigem Sand umgebene dunkelgraue, eingedrückte Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, unterhalb der Kante rauh, Durchmesser der Standfläche 11 cm, größte Weite 32 cm, Mündungsdurchmesser 25 cm, Höhe 22 cm. Die Urne war von dem Boden-

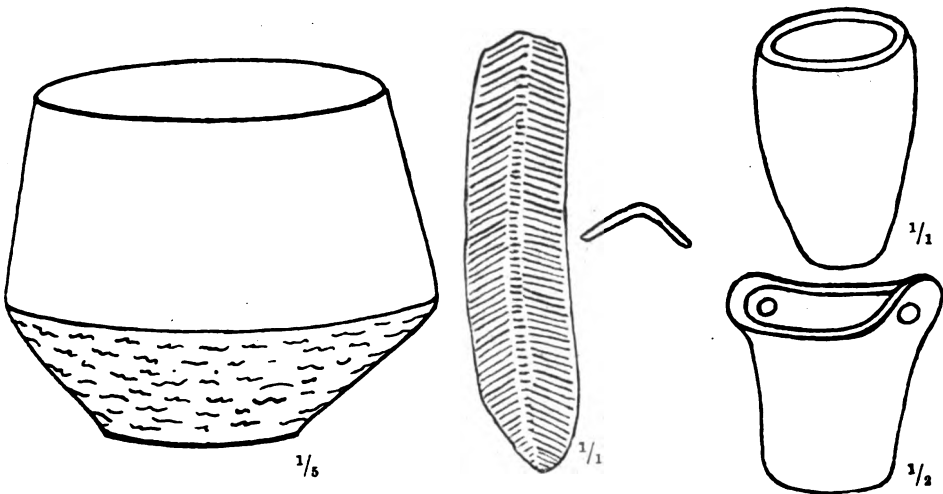


Abb. 38. Urne mit Bronzebeigabe und zwei Beigefäßen, Grab 5, Schäfertamp, Forst Schmiedeberg.

stück und mehreren Randscherben eines Gefäßes von annähernd gleicher Form und Größe bedeckt, im oberen Teil mit Sand, im unteren mit ausgelesenen gebrannten Knochen gefüllt, zwischen diesen lagen mehrere geschmolzene Bronzestücke und eine 58 mm lange Stück von einem Armring aus 1 mm starkem, 14 mm breitem Bronzeblech, die dachförmig aufgewölbte Außenseite querverrippt. Zu beiden Seiten der Urne lagen im Sande zwei kleine mit Sand gefüllte Beigefäße, ein 3 cm hohes becherförmiges und ein 4 cm hohes eimerförmiges mit 2 gegenüber angelegten, den Gefäßrand überragenden Henkelösen von 20 mm Breite und 8 mm Dide (Abb. 38).

Grab 6. In der Mitte einer Steinpackung von 3 m Durchmesser stand eine von Rollsteinen überdeckte viereckige Kiste, deren Wände 4 rötliche, ungefähr gleichgroße Quarzitplatten bildeten, innen 60 cm im Geviert, 50 cm tief. Auf dem aus dünnen Quarzitscherben bestehenden Bodenbelag stand im Sand ein gehortenes, innen schwarzgraues, außen grau und gelblich geflecktes, zweihenfliges, terrinenförmiges Tongefäß mit stark eingezogenem Hals und breitem, fast rechtwinklig von der Halswandung abbiegenden Rand. Durchmesser der geraden Standfläche 13 cm, der Ausbauchung 46 cm, der äußeren Randlinie 49 cm,

Höhe 28 cm, Gewicht 7,5 kg. Vom Halsansatz laufen bis über den Oberbauch 8 Gruppen abwechselnd schräg rechts und schräg links aneinander gereichte flache Abstriche. Die beiden

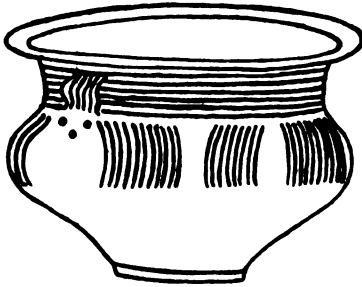


Abb. 39. $\frac{1}{10}$. Tongefäß, Steintiste, Grab 6, Schäfertamp, Forst Schmiedeberg.

an der Außenfläche längsgerippten Henkel sitzen in der Mitte des Halses, der mit 6 ringsumlaufenden, flachen Einstrichen, die 4 mittleren durch die Henkel unterbrochen, versehen ist. Unterhalb der Henkel sitzen je 3 Tupfen, zwei oben nebeneinander, einer unter diesen in der Mitte. Der obere Teil der Terrine war mit hellem Sand, der untere nur mit rötlichem Lehm angefüllt. Außerhalb der Steintiste lag dicht an der östlichen Wand auf einer kleinen Quarzplatte, umgeben von kleinen Steinen und überdeckt von einigen Scherben eines großen dickwandigen, unverzierten, gelbgrauen Tongefäßes ein Haufen ausgelesener, gebrannter, menschlicher Knochen ohne Beigaben aus Bronze (Abb. 39).

Grab 7. Unter der Humusschicht lag eine ovale, von N nach S gerichtete Steinpackung, 2 m lang, bis 1 m breit, 50 cm tief. In der Mitte derselben standen auf je einer Granitplatte, von Sand und Steinen umgeben 2 Urnen in einem Abstand von etwa 40 cm, zwischen beiden lagen 3 Beigefäße' (Abb. 40 und 41a—e).

a) Geborstene, wiederhergestellte dunkelgraue Urne, Durchmesser der geraden

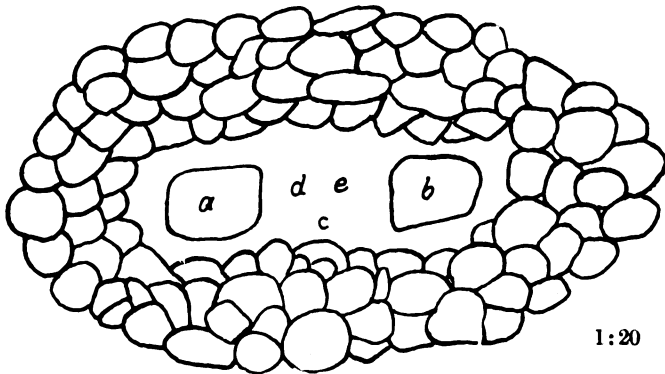


Abb. 40. Grundriß von dem Steinpackungsgrab 7, Schäfertamp, Forst Schmiedeberg.

Standfläche 11 cm, der Ausbauchung 28 cm, der Mündung 20 cm, Höhe 17 cm, gefüllt mit lehmigem Sand und einigen eingelegten gebrannten Knochen.

b) Am Rande etwas beschädigte, sonst gut erhaltene, gelbgraue Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, unterhalb der Kante rauh, Durchmesser der etwas eingewölbten Standfläche 13 cm, der Ausbauchung 23 cm, der Mündung 20 cm, Höhe 17 cm, gefüllt mit lehmigem Sand, in dem an mehreren Stellen ausgelesene gebrannte Knochen angehäuft lagen.

c) Vollständig erhalten gebliebener, nur mit Sand gefüllter hellgelber, zweihenfliger Topf, stark ausgebaut mit nach der Mündung zu sich verjüngendem Hals, abgesetzt durch eine Doppellinie, von der aus dicht aneinander gereichte schräge Abstriche angelegt sind. Durchmesser der geraden Standfläche 7 cm, der Ausbauchung 15 cm, der Mündung 11 cm, Höhe 14 cm.

d) Am Rande beschädigter, nur mit Sand gefüllter rotbrauner zweihenfliger Topf mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, die Kante durch dicht aneinander gereihte kurze, schräge Einfrübungen gerippt, über derselben 3 durch die Henkel unterbrochene, rings-

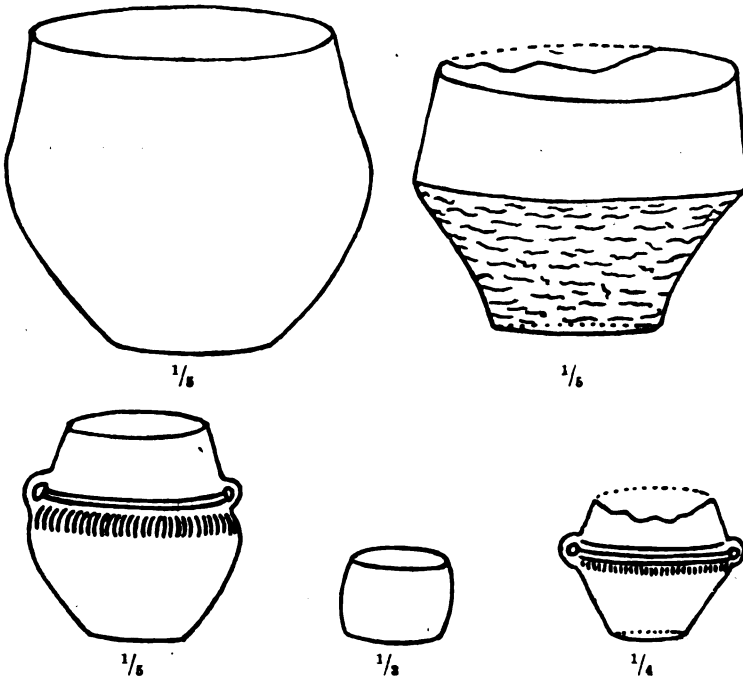


Abb. 41. Urnen und Beigefäße, Grab 7, Schäferkamp, Forst Schmiedeberg.

umlaufende Linien; Durchmesser der etwas eingewölbten Standfläche 45 mm, der Ausbauchung 95 mm, der Mündung 70 mm, Höhe 75 mm.

e) Vollständig erhaltenes, mit Lehm ausgestrichenes, hellgraues, napfförmiges Tongefäß, Durchmesser der Standfläche 30 mm, der Ausbauchung 45 mm, der Mündung 30 mm, Höhe 35 mm.

Grab 8. In der Mitte eines abgeflachten Steinpadungshügels lagen 2 dachförmig aneinander gelehnte Quarzitplatten, beide etwa 50 cm lang, 40 cm breit, bis 15 cm dick. Unter diesen Platten lag auf einem Steinpflaster ein Haufen ausgelesener, gebrannter Knochen, überdeckt von den Scherben eines großen, dickwandigen, dunkelbraunen Tongefäßes und oberhalb der Scherben im Sande ein kleiner zweihenfliger, tonnenförmiger, dunkelgrauer Topf von 8 cm Höhe, dicht über der Standfläche mit 5, in Höhe der beiden Henkel mit 4 ringsumlaufenden Linien verziert (Abb. 42).



Abb. 42. $\frac{1}{3}$. Beigefäß, Grab 8, Schäferkamp, Forst Schmiedeberg.

Zu den kleinen Hügelgräbern der Periode IV gehört noch ein am sog. Dachsbau in dem Schmiedeberger Forst, etwa 500 m nördlich von den Hügelgräbern des Schäferkamps auf einer mäßigen Bodenerhebung angelegtes

Einzelgrab. Dasselbe kam im Jahre 1907 bei dem Abgraben und Abfahren von Sand für Wegeausbesserung zufällig zum Vorschein.

Etwa 50 cm unter der Erdoberfläche stand auf einem flachen Stein, umgeben von geringer Packung aus Kollsteinen, eine ausgebauchte, dunkelbraune Urne mit flachem, dunkelgrauen Salzdedel aus Ton. Durch den unteren, geborstenen Teil der Urne war eine Kiefernwurzel gewachsen und hatte dieselbe stark beschädigt, auch der obere Teil und der Dedel waren geborst. Durchmesser der geraden Standfläche 11 cm, der Ausbauchung 25 cm, der Mündung 14,5 cm, Höhe 22 cm. Die Urne war mit Sand und eingestreuten, nach dem Boden zu dichter lagernden, ausgelesenen, gebrannten Knochen gefüllt, zwischen diesen

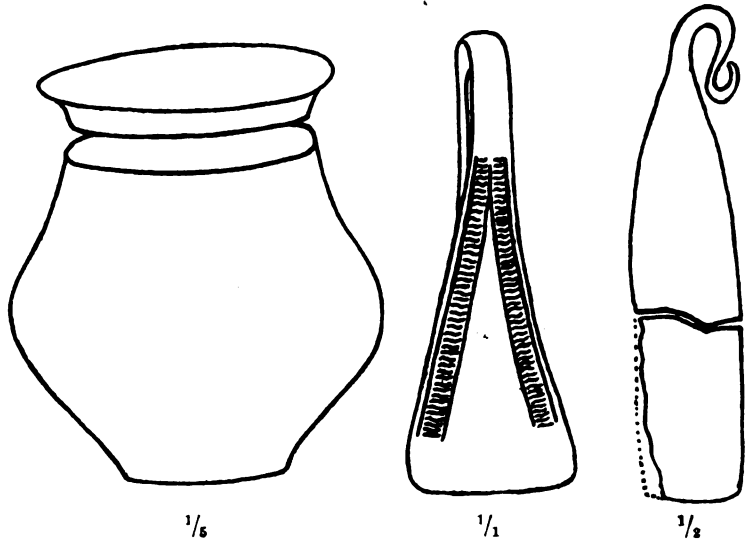


Abb. 43. Urne mit Salzdedel und Bronzebeigaben, Steinpackungsgrab, Dachsbau, Forst Schmiedeberg.

lag in der Mitte eine 63 mm lange, an der Schneide 25 mm breite, auf beiden Außenflächen der Flügel verzierte Bronzezange und in der Nähe des Bodens der hintere Teil eines unverzierten Bronzemessers mit aufgebogenem Griff, der vordere Teil dieses Messers lag außerhalb der Urne in der Nähe der Wandung, Länge 115 mm, Klingbreite 25 mm (Abb. 43).

Melzow.

Jagen 7 des Staatsforstes.

Ungefähr 3 km südöstlich von dem Dorfe Melzow lagen im Jagen 7, in der Nähe des öffentlichen Weges von Melzow nach Wilmersdorf, zu einer Gruppe vereinigt, 4 kleine Steinpackungshügel mit je einer im oberen Teil offenen, im unteren mit Laub, Erde und Steinen gefüllten Kiste aus Steinplatten. Bei der Untersuchung derselben im Jahre 1907 konnte folgendes ermittelt werden.

Grab 1. In einem Steinpackungshügel von 6 m Durchmesser lag an der Südwestseite eine von NO nach SW gerichtete, rechteckige Steinkiste, deren Rand etwa 30 cm unter der Erdoberfläche lag. Die 4 Wände bestanden aus 4 annähernd gleich langen und breiten

Platten aus hellgrauen Granit. Der innere Raum war 95 cm lang, 64 cm breit, 50 cm tief. Der Bodenbelag bestand aus mehreren Quarzitplatten. Der abgerückte, an der Nordseite liegende Deckstein aus hellgrauem Granit war 95 cm lang, 64 cm breit, bis 20 cm dick. In

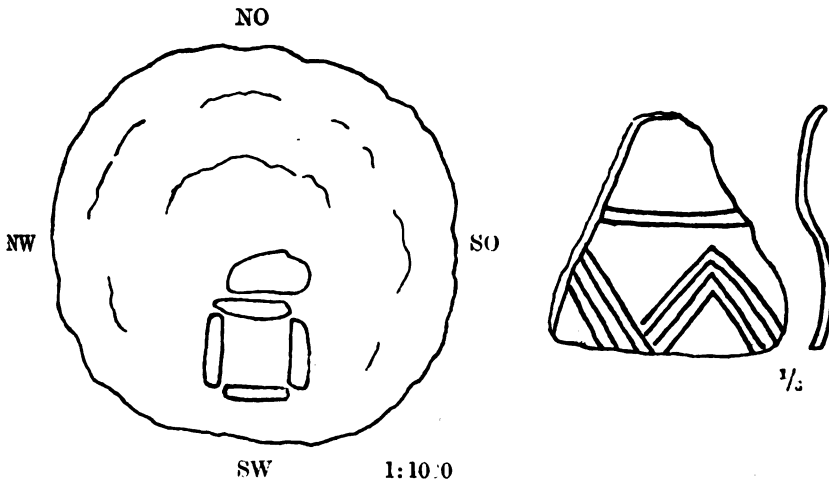


Abb. 44: Grundriß des Hügelgrabes 1 und Tongefäßscherben, Jagen 7 bei Melzow.

dem Abraum der Kiste lagen verstreut: gebrannte menschliche Knochen, Feuersteinstücke und Scherben von einer großen dickwandigen, rötlichgelben Urne, das Randstück von einer ähnlich gefärbten Deckschale, sowie mehrere Scherben von dem oberen Teil eines rotbraunen,

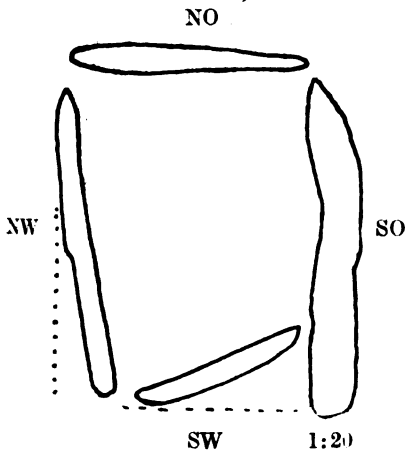


Abb. 46. Grundriß der Steinkiste, Grab 2, Jagen 7, Melzow.

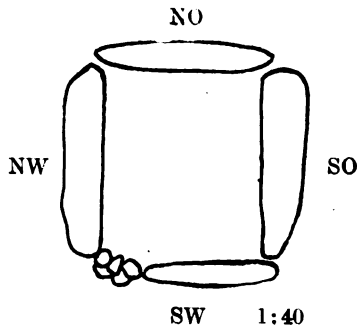


Abb. 47. Grundriß der Steinkiste, Grab 3, Jagen 7, Melzow.

etwa 15 cm hohen Tongefäßes, am Halsansatz mit einer ringsumlaufenden Doppellinie, am Oberbauch mit Gruppen von je 4 sparrenförmig eingezogenen Linien verziert (Abb. 44 und 45).

Grab 2. Etwa 100 m nordöstlich von Grab 1 befand sich eine abgeflachte Stein-
padung von 5 m Durchmesser und in deren Mitte eine aus 4 Quarzitplatten zusammen-

gesetzte von NO nach SW gerichtete Kiste von ursprünglich rechteckiger Form; 2 Platten, die westliche Ecke bildend, waren anscheinend erst später, bei einer Aufnahme und Durchsichtung des Grabes, verschoben worden. Deckplatte und Bodenbelag fehlten. Der innere Raum dieser offenen, mit wenig Abraum behafteten Kiste war 90 cm lang, 60 cm breit, 50 cm tief. Irgendwelche Reste von dem einstigen Grabinventar wurden nicht gefunden (Abb. 46).

Grab 3. Ungefähr 30 m südöstlich von Grab 2 stand in der Mitte einer teilweise schon bis auf den Grund abgeräumten Steinpackung von ursprünglich etwa 4—5 m Durchmesser eine abgedeckte, offene, in der Form erhalten gebliebene, rechteckige, von NO nach SW gerichtete, sorgfältige aufgesetzte Kiste, innen 110 cm lang, 60—70 cm breit, 50 cm tief, an der Nordost- und Südwestseite je eine 10—15 cm dicke, rötliche Quarzitplatte, neben der kürzeren, südwestlichen Platte an der Westseite eine aufgepackte Schicht Rollsteine, an der nordwestlichen und südöstlichen Seite je eine 20—25 cm dicke Platte aus hellgrauem Granit. Oberhalb der Nordostwand lag an die, den Rand der Kiste überragende Steinpackung gelehnt, eine 90 cm lange, 70 cm breite Quarzitplatte, vermutlich der Deckstein. Auch bei diesem Grab wurde nichts von dem einstigen Grabinventar gefunden (Abb. 47 und 48).

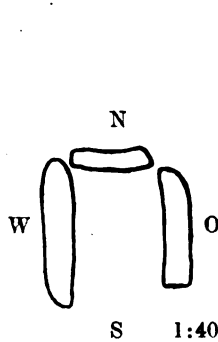


Abb. 49. Grundriß der Steinkiste, Grab 4, Jagen 7, Melzow.

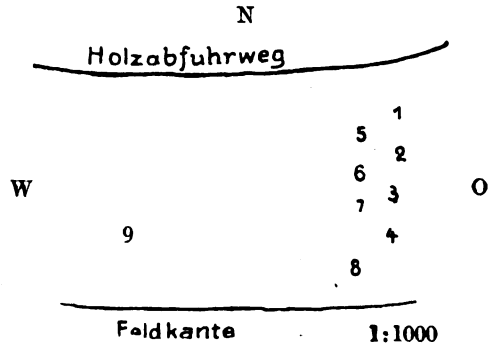


Abb. 50. Lageplan von den Hügelgräbern im Jagen 19, Melzow.

Grab 4. Von Grab 3 an, 12 m in südöstlicher Richtung lag eine auseinander gebreitere Steinpackung, in deren Mitte noch 3 Wandsteine einer rechteckigen, von N nach S gerichteten Kiste stehen geblieben waren, innen etwa 60 cm lang, 40 cm breit, 45 cm tief; der westliche und nördliche Wandstein aus hellgrauem Granit, der östliche aus rötlichem Quarzit. Bei der Entfernung des Abraums fanden sich einige gebrannte Menschenknochen, Reste von Tongefäßscherben und mehrere dünne Quarzitstücke, die zu dem einstigen Bodenbelag gehört haben können (Abb. 49).

Jagen 19 des Staatsforstes.

Jagen 19 liegt $1\frac{1}{2}$ km nördlich von Jagen 7 an dem öffentlichen Wege von Melzow nach Schmiedeberg. Ungefähr 300 m nördlich von dem Auslauf dieses Weges aus dem Forst befanden sich bei der im Herbst 1908 angestellten Nachforschung in der Nähe der Feldkante 8 kleine Hügelgräber, 10—12 m voneinander entfernt, in 2 noch deutlich erkennbaren Reihen. Die Gräber waren bis auf eins schon früher aufgedeckt und durchsucht worden. Etwa 50 m westlich von dieser Gruppe wurde noch ein ausgeräumtes Einzelgrab gefunden (Abb. 50). Westlich von den 8 in Reihen gesetzten Hügelgräbern lag zwischen dem Holzabfuhrweg und der Feldkante ein etwa 100 m weit sich erstreckendes,

stark besetztes Urnengräberfeld, ähnlich dem in dem Schmiedeberger Forst auf dem Amaletenberge zwischen den beiden mittleren Hügelgräberreihen. Die Untersuchung derselben erfolgte in den Jahren 1908 und 1909.

Grab 1. Auseinander gebreiteter Steinpadungshügel von ursprünglich 4—5 m Durchmesser. Steinplatten waren nicht vorhanden. Zwischen den Rollsteinen lagen einzelne Scherben von einer ausgebauten, dickwandigen, rotbraunen Urne und gebrannte Knochen.

Grab 2. In der Mitte einer abgeflachten Steinpadung von 4 m Durchmesser lag 50 cm unter der Erdoberfläche der Rand einer unberührt gebliebenen, von 4 länglichen gelbgrauen Quarzitplatten überdeckten Kiste, deren Wände trapezförmig aus 5 Steinplatten zusammengesetzt waren. Die nördliche Wand bestand aus 2 Quarzitplatten, die übrigen Wände bildete je eine graue Granitplatte. Die innen, an der Nordseite 55 cm, an der Südseite 36 cm breite, 60 cm lange, 45 cm tiefe Kiste war mit Sand gefüllt, auf dem aus dünnen Quarzitplatten bestehenden Bodenbelag stand in der Nordwestecke eine geborstene, von einem eingedrückten Tonteller bedeckte Urne und neben ihr ein, am Rande etwas beschädigtes Beigefäß (Abb. 51 und 52).

a) Die dunkelgraue Urne mit stumpfwinkliger verlaufender Wandung, im unteren Teil bis zur Kante außen rauh gemacht, oberhalb derselben 3 ringsumlaufende Linien,

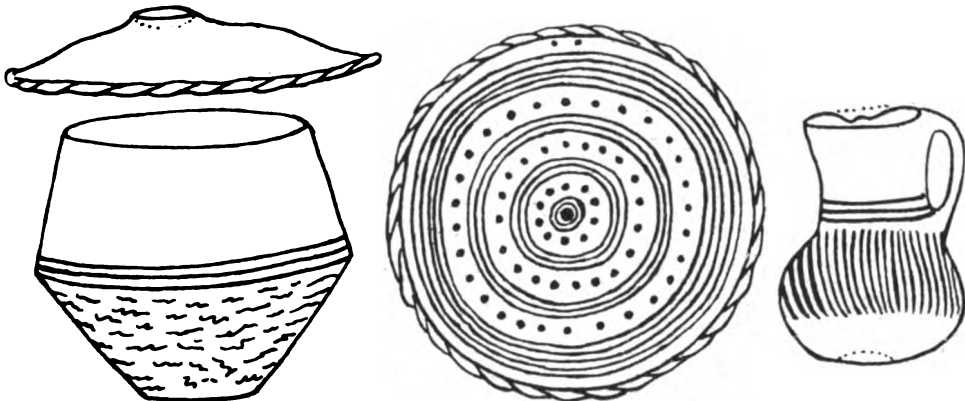


Abb. 52. $\frac{1}{6}$. Urne mit Deckteller und Beigefäß, Steinkiste, Grab 2, Jagen 19, Melzow.

Durchmesser der geraden Standfläche 8 cm, der Ausbauchung 22 cm, der Mündung 18 cm, Höhe 17 cm, war in der oberen Hälfte mit Sand, in der unteren mit ausgelesenen, gebrannten Knochen eines erwachsenen Menschen gefüllt. Der gelblichgraue Deckteller ist an dem schraubig abgestrichenen Rand mit 2 Schnurlöchern versehen und auf der Innenfläche mit 4 durch Tupfen abgegrenzte Gruppen flach eingestrichener konzentrischer Kreise verziert. Durchmesser der eingewölbten Standfläche 7 cm, der Randweite 30 cm.

b) Das nur mit hellem Sand gefüllte Beigefäß hat die Form einer einhentlichen Kanne mit langem, etwas eingezogenen Hals und weiter, kugeligem Ausbauchung, am Gefäßboden eine stark eingedrückte Delle von 3 cm Durchmesser. Von dem aus 3 breiten, flach eingezogenen Linien bestehenden Kehlstreifen verlaufen über den ganzen oberen Teil der Ausbauchung dicht aneinander gereihte schräge Abstriche. Durchmesser der Ausbauchung 13 cm, der Mündung 8 cm, Höhe 15 cm.

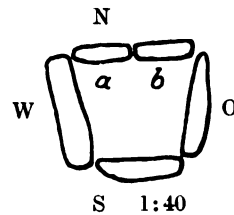


Abb. 51. Grundriß der Steinkiste, Grab 2, Jagen 19, Melzow.

Grab 3. Von Steinpadung umgeben, lag 20 cm unter der Erdoberfläche der Rand einer ebenso in Form eines Trapezes von N nach S gerichteten Kiste aus 3 annähernd gleichgroßen, 80 cm langen, 50—60 cm breiten, bis 35 cm dicken, hellgrauen Granitplatten und einer 30 cm langen, ebenso breiten, 10 cm dicken rötlichen Quarzitplatte an der Südseite. An derselben Seite lag außerhalb der Kiste, von Rollsteinen überdeckt, eine graue Granit-

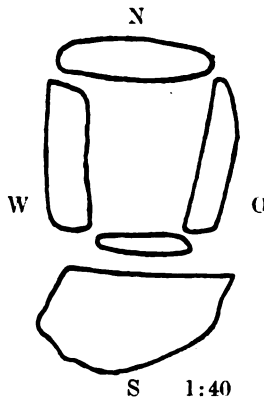


Abb. 53. Grundriß der Steinkiste, Grab 3, Jagen 19, Melzow.

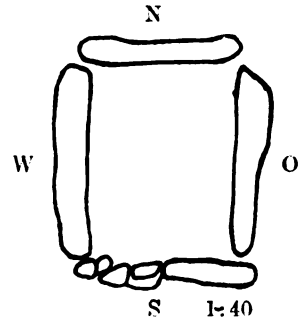


Abb. 55. Grundriß der Steinkiste, Grab 8, Jagen 19, Melzow.

platte, 1 m lang, bis 60 cm breit und 40 cm dick, vermutlich der Deckstein. Die innen 80 cm lange, an der Nordseite 70 cm, an der Südseite 45 cm breite, bis 60 cm tiefe Kiste war früher schon ausgenommen und mit Abraum wieder zugeschüttet worden. In der Nähe des aus



Abb. 56. Tongefäß und Bronzebeigaben, Grab 8, Jagen 19, Melzow.

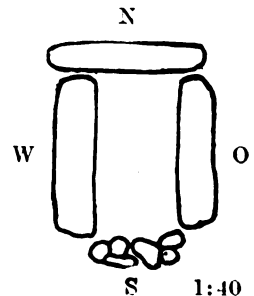


Abb. 58. Grundriß der Steinkiste, Grab 9, Jagen 19, Melzow.

Quarzitplatten gebildeten Bodenbelags wurden nur wenige Scherben von einem rötlich-gelben Tongefäß gefunden (Abb. 53 und 54).

Grab 4—6. Reste von Steinpadungen zerstörter Hügelgräber.

Grab 7. Unter der Humusdecke standen, von Steinpadung umgeben, 2 rechtwinklig zueinander gesetzte rötliche Quarzitplatten, die nördliche 90 cm lang, 50 cm breit, 20 cm dick, die westliche 1 m lang, 50 cm breit, bis 12 cm dick. Zwischen dem Abraum lagen einige Scherben von einer dickwandigen, rotbraunen Urne und einem kleinen gelbbraunen, an der Ausbauchung durch schräge Abstriche verzierten Tongefäß.

Grab 8. In der Mitte eines abgeflachten Steinpadungshügels von 5 m Durchmesser standen die Wände einer schon früher durchsuchten rechteckigen, von N nach S gerichteten Kiste, innen 1 m lang, 72 cm breit, 60 cm tief. 3 Wände bestanden aus je einer grauen Granitplatte, die vierte, südliche Wand war zusammengesetzt aus einer der östlichen angefügten, kleineren Granitplatte und einer Rollsteinpadung. Eine Deckplatte war nicht vorhanden, den Bodenbelag bildeten dünne Quarzitscherben. In der Nähe desselben lagen an der Nordwestecke ein mit Sand angefüllter, eingedrückter, gelbgrauer, zweihentlicher Topf und in der Nordostcke Scherben von einer dunkelgrauen, im unteren Teil außen geraubten Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, unter denselben ein haufen gebrannter Menschenknochen und zwischen diesen ein kleines zweischneidiges Messer aus Bronze mit schwachem Mittelgrat und umgebogenem Griffende, außerdem eine verzierte Bronzezange. Das wiederhergestellte, etwa 13 cm hohe Beigefäß ist am Halsansatz mit einem aus 3 Linien bestehenden Kehlstreifen versehen und unterhalb desselben bis zur Standfläche flechtwerkartig in zwei übereinanderliegenden Zonen von je 8 Quadratflächen abwechselnd längs- und quergestrichelt (Abb. 55, 56 und 57).

Grab 9. Unter der Humusschicht standen in Steinpadung 3 rechtwinklig aneinander gefügte Granitplatten von durchschnittlich 90 cm Länge und 60 cm Breite, an der der vierten,

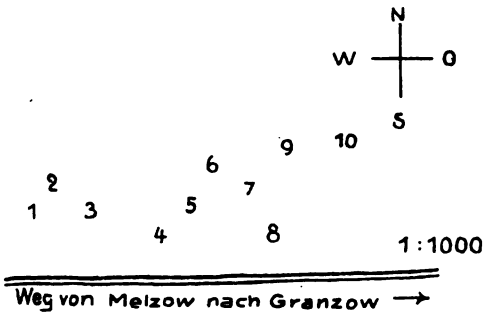


Abb. 60. Lageplan von den Hügelgräbern im Jagen 44, Melzow.

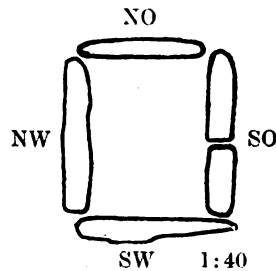


Abb. 61. Grundriß der Steinkiste, Grab 1, Jagen 44, Melzow.

Südseite, lagen nur aufgeschichtete Rollsteine, Deckplatte und Bodenbelag fehlten. Die rechteckige, halb mit Abraum gefüllte, von N nach S gerichtete Kiste ist im Verhältnis zur Länge auffallend schmal, sie gehört vermutlich, ebenso wie die schmale Steinkiste von Grab 8 auf dem Amaletenberg in den Schmiedeberger Forst, noch der neolithischen Zeit an (Abb. 58 u. 59).

Jagen 44 des Staatsforstes.

Im Jagen 44, ungefähr $1\frac{1}{2}$ km nördlich von dem Dorfe Melzow, lag in der Nähe des nach Gramzow führenden öffentlichen Weges eine von O nach W sich erstreckende Gruppe kleiner Hügelgräber, die auch hier schon früher durchsucht worden waren. Bei der Nachsuche im Herbst 1908 konnten noch 10 von den 12—15 m voneinander entfernt, anscheinend auch in einer gewissen Reihenfolge angelegten Gräbern festgestellt werden. An 3 Stellen standen die Steinkisten noch in der ursprünglichen Form, 2 Gräber waren anscheinend noch unberührt geblieben. Sämtliche, damals noch vorhandenen Grabanlagen wurden in den folgenden Jahren zur Gewinnung von Pflastersteinen für den Ausbau der Melzow-Gramzower Straße vollständig abgeräumt (Abb. 60).

Grab 1. Von Steinpadung umgeben, stand 35 cm unter der Erdoberfläche eine von 2 Kalksteinplatten überdeckte, rechteckige, von NO nach SW gerichtete Kiste, deren Wände aus 5 Platten, an der Nordost- und Südwestseite aus rötlichem Quarzit, an der Nordwestseite aus Kalkstein, an der Südostseite aus 2 gleichgroßen Granitplatten bestanden, den Bodenbelag bildeten kleine Kalksteinstücke. Die Kiste war mit Sand gefüllt, innen 75 cm lang, 60 cm breit, 50 cm tief. In der nördlichen Ecke stand auf dem Boden eine zusammendrückte, sehr brödelige, rotbraune Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, unterhalb des Umbruchs mit senkrechten und wagerechten, sich schneidenden Linien gitterförmig verziert, im oberen Teil mit Sand, im unteren mit gebrannten Knochen angefüllt. In der

von Randsherben eines verzierten Tellers überdeckten Knochenmasse lag eine verzierte Bronzemasse (Abb. 61 und 62).

Grab 2. Von Steinpadung umgeben, stand 50 cm tief unter der Oberfläche eine zerfallene rotbraune Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, zwischen

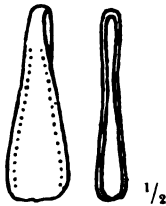
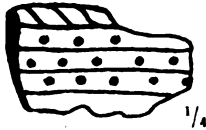
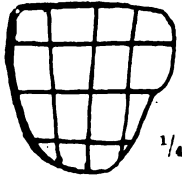


Abb. 62. Scherben der Urne, Randsherben des Tellers und Bronzemasse, Grab 1, Jagen 44, Melzow.



Abb. 63. Bronzenadel, Grab 2, Jagen 44, Melzow.

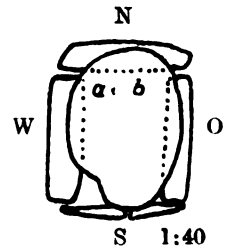


Abb. 64. Grundriß der Steinkiste, Grab 3, Jagen 44, Melzow.

den gebrannten Knochen lag eine Bronzenadel mit aufgerolltem Kopf, die Spitze war abgebrochen (Abb. 63).

Grab 3. Unter den obersten Schichten einer abgeflachten Steinpadung stand eine noch nicht aufgenommene, von einer 75 cm langen, 60 cm breiten, bis 20 cm dicken hellgrauen Granitplatte überdeckte, rechtwinklige, von N nach S gerichtete Steinkiste. Die westliche, nördliche und östliche Wand bestand aus je einer grauen Granitplatte, die südliche war aus zwei rötlichen Quarzitplatten zusammengesetzt. Der 70 cm lange, 50 cm breite, 40 cm tiefe Innenraum war mit Sand gefüllt, auf dem Bodenbelag aus Lehm standen an der Nordwand eine Urne und ein Beigefäß (Abb. 64 und 65).

a) Zerdrückte, außen gelbgraue, innen dunkelgraue, ausgebauchte, zweihenflige Urne mit kurzem, nach der Mündung zu ausladendem Hals, am Ansatze desselben ein Kehlstreifen aus 3 flach eingezogenen Linien, von dem aus bis zur Mitte der Ausbauchung dicht aneinander gereihte Abstriche reichen, diese sind beiderseits in der Mitte zwischen den Henkeln durch je eine Gruppe aus 5 breiteren Abstrichen unterbrochen. Durchmesser der geraden Standfläche 10 cm, der Ausbauchung 22 cm, der Mündung 12 cm, Höhe 18 cm. Der obere Teil der Urne war mit Sand, der untere mit ausgelesenen, gebrannten Knochen gefüllt.

b) Gelblichgrauer, zweihenfliger, kurzhaßiger Topf, Durchmesser der geraden Standfläche 5 cm, der Ausbauchung 9 cm, der Mündung 7 cm, Höhe 10 cm. Das an der unteren Seite und an der Ausbauchung etwas beschädigte Beigefäß enthielt nur reinen Sand.

Grab 4. In der Mitte einer oben abgeräumten Steinpadung von 4 m Durchmesser befand sich 30 cm unter der Erdoberfläche der Rand einer schon früher ausgeräumten und wieder zugesütteten, rechteckigen von N nach S gerichteten Kiste aus 4 Quarzitplatten, innen 70 cm lang, 60 cm breit, 40 cm tief. Decksteine und Bodenbelag waren nicht vorhanden. Überreste von dem einseitigen Grabinventar wurden nicht bemerkt (Abb. 66).

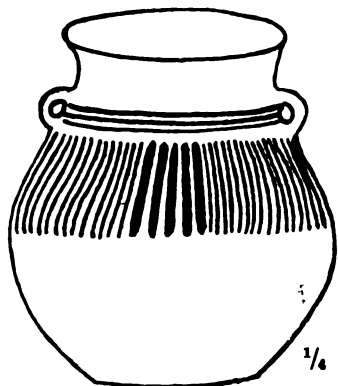


Abb. 65. Urne und Beigefäß, Grab 3, Jagen 44, Melzow.

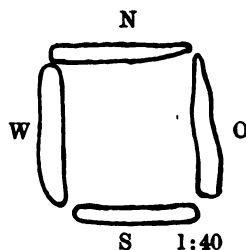


Abb. 66 Grundriß der Steinkiste, Grab 4, Jagen 44, Melzow.

Grab 5. Zwischen der Steinpadung eines zerstörten Hügelgrabes lagen an verschiedenen Stellen Scherben von einer dickwandigen grauen Urne und von einem rötlich-



Abb. 67. $\frac{1}{8}$. Bruchstück von einem Bronzering, Grab 5, Jagen 44, Melzow.]



Abb. 68. Krug und Beigefäß, Grab 6, Jagen 44, Melzow.

gelben Beigefäß, gebrannte Knochen und das Bruchstück von einem Halsring aus Bronze-
draht von 3 mm Durchmesser (Abb. 67).

Grab 6. Von einer starken Steinpadung umgeben, stand 50 cm unter der Erdoberfläche auf einer kleinen Steinplatte eine geborstene dunkelgraue krugförmige Urne. Von dem aus 6 flach eingestrichenen Linien bestehenden Kehlstreifen laufen dicht aneinander gereiht Abstriche zur Mitte der Ausbauchung, an 4 Stellen, in gleichem Abstand, vom Henkelansatz beginnend, durch Gruppen von je 4 breiteren flachen Abstrichen unterbrochen, die Henkeloberfläche längsgerippt. Durchmesser der geraden Standfläche 8 cm, der Ausbauchung 18 cm, der Mündung 15 cm, Höhe 16 cm. Der von einem eingedrückt, umgestülpten Teller von 17 cm Mündungsdurchmesser mit dreimal stufenförmig abgestrichenem Rand bedeckte Krug war mit Sand und eingestreuten, ausgelesenen, gebrannten Menschenknochen

gefüllt. Ungefähr in der Mitte lag die eine Hälfte eines Fingerringes aus Bronzedraht, innen flach, außen gewölbt. Dicht neben dem Krug lag ein, nur mit Sand gefüllter einhenkliger, kurzhafliger Topf, am Boden der halbkugelförmigen Ausbauchung ist eine Delle von 2 cm Durchmesser eingedrückt, Höhe 6 cm, Durchmesser der Ausbauchung 9 cm, der Mündung 8 cm (Abb. 68).

Grab 7. In der Mitte einer Steinpadung von 3 m Durchmesser lag 20 cm unter der Humusdecke der Rand einer früher schon aufgenommenen, zur Hälfte mit Abraum gefüllten, rechteckigen, von N nach S gerichteten, innen 80 cm langen, 60 cm breiten, 50 cm tiefen Steintiste. 3 Wände bestanden aus je einer grauen Granitplatte, die vierte, südliche Wand war aus einer kleinen rötlichen Quarzitplatte und Kollsteinen gebildet. In der Nähe des aus kleinen Quarzitstücken bestehenden Bodenbelags fanden sich Scherben von einer dickwandigen, ausgebauchten, rotbraunen Urne und von einem kleinen, gelbgrauen Topf, ausgelesene, gebrannte Menschenknochen und zwischen diesen eine stark beschädigte Klinge von einem Bronzemesser (Abb. 69).

Grab 8. Zwischen der Steinpadung eines zerstörten Hügelgrabes lagen Scherben von einer braunen Urne, gebrannte Menschenknochen und Bruchstücke von einem wieder-

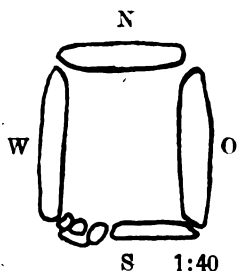


Abb. 69. Grundriß der Steintiste, Grab 7, Jagen 44, Melzow.

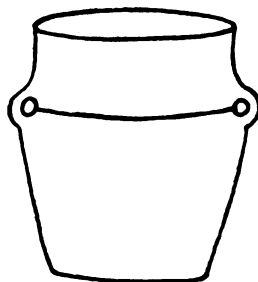


Abb. 70. $\frac{1}{2}$. Beigefäß, Grab 8, Jagen 44, Melzow.

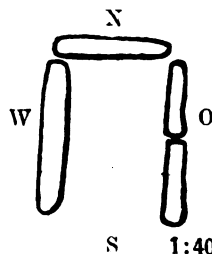


Abb. 71. Grundriß der Steintiste, Grab 10, Jagen 44, Melzow.

hergestellten hellgrauen, rötlichgefleckten, zweihenkligen, kurzhafligen, nur mit Sand gefüllten Topf, Durchmesser der geraden Standfläche 6 cm, der Ausbauchung 9 cm, der Mündung 8 cm, Höhe 10 cm (Abb. 70).

Grab 9. Rest einer Steinpadung und 2 Quarzitplatten von einem zerstörten Hügelgrab.

Grab 10. Etwa 20 cm unter der Humusdecke der Rand einer, von Steinpadung umgebenen, aufgenommenen, rechteckigen, von N nach S gerichteten Kiste, innen 80 cm lang, 50 cm breit, 40 cm tief. 3 Wände standen noch an der ursprünglichen Stelle, die Nord- und Westwand von je einer Quarzitplatte, die Ostwand von 2 solchen gebildet. Überreste vom Grabinventar fanden sich nicht (Abb. 71).

Abbau Melzow.

Ungefähr $2\frac{1}{2}$ km südlich vom Dorfe Melzow liegt ein unter der Bezeichnung Abbau bekanntes, nach der Separation der bäuerlichen Feldmark in den Jahren 1849—1851 aufgebautes Gehöft. Zur Errichtung der Gebäude wurden damals die in der Nähe befindlichen Feldsteine verwendet. Bei dem Ausgraben derselben sollen an mehreren Stellen größere, von Steinsetzung umgebene Grabstätten berührt und zerstört worden sein. Auch in späterer

Zeit fand man, wie ältere Leute berichteten, bei der Beseitigung der für die Ackerbestellung hinderlichen Feldsteine Reste von Urnen und Leichenbrand. Als im Frühjahr 1909 wieder einige Tongefäßscherben und gebrannte Menschenknochen zum Vorschein kamen, erfolgte auf eine diesbezügliche Meldung eine eingehende Untersuchung des betreffenden Geländes. In der Nähe des Gehöfts lagen 3 kleine, etwa 10—12 m voneinander entfernte, in der Richtung von N nach S angelegte Hügelgräber, von denen 2 bis auf geringe Reste schon zerstört waren. Etwa 25 m östlich von diesen begann ein weit ausgedehntes Urnengräberfeld.

Das eine, noch nicht ganz zerstörte, im unteren Teil der Steinsetzung erhalten gebliebene Hügelgrab hatte eine ovale, pflasterartig in Lehm gesetzte Feldsteinsohle, $1\frac{1}{2}$ m lang, bis 1 m breit. Auf diesem Pflaster lagen, von Sand und Kollsteinen umgeben an der Westseite:

a) Scherben von einer gelbgrauen, schwarzgefleckten, ausgebauchten, terrinenförmigen, zweihenkligen Urne mit scharf abgesetztem, nach der Mündung zu ausladenden Hals, am Ansatz desselben 2 breite, handförmige Henkelösen. Durchmesser der geraden Standfläche 12 cm, der Ausbauchung 35 cm, der Randlinie an der Mündung 37 cm, Höhe 25 cm.

b) Neben und zwischen den Scherben von a Bruchstücke von einer ähnlichen, kleineren Urne.

c) Neben den Scherben von a Bruchstücke von der oberen Hälfte einer dunkelgrauen Kanne von etwa 12 cm Höhe.

d) Bei den Scherben von c ein mit Sand gefülltes, erhalten gebliebenes tassenförmiges Beigefäß mit breitem Henkel von ähnlicher Form wie die beiden Urnen a und b, unterhalb des Henkelansatzes 3 Tupfen. Durchmesser der geraden Standfläche 5 cm, der Ausbauchung 10 cm, der Mündung 12 cm, Höhe 8 cm.

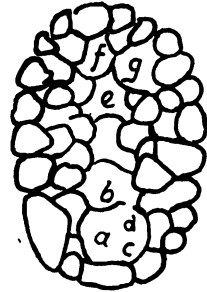
Unterhalb der Scherben von a und b lagen ausgelesene, gebrannte Menschenknochen, zwischen diesen fanden sich geschmolzene Bronzestücke von runder und länglicher Form.

An der Ostseite des Pflasters lagen:

e) Scherben von einer braunen, dickwandigen Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung und ein Haufen ausgelesener, gebrannter Menschenknochen mit geschmolzener Bronze.

f) Scherben von der einen Seite eines kleinen, gelbgrauen, zweihenkligen Topfes von etwa 12 cm Höhe.

g) Ein wenig beschädigtes, hellgraues, tonnenförmiges, zweihenkliges Beigefäß von 9 cm Höhe (Abb. 72 und 73).



1:40

Abb. 72. Grundriß von dem Pflaster des Hügelgrabes, Abbau Melzow.

Auf die bisher dargestellten Grabformen der vereinzelt oder zu Gruppen vereinigten kleinen Hügelgräber mit mehr oder weniger reichlicher Steinsetzung folgen mit dem Beginn der Periode V (1000—800 vor Chr.) die Beisetzungen in sog. Urnengräberfeldern. Der bis dahin zur Gestaltung der Gräber geleistete Aufwand an Ausstattung mit Steinmaterial wird wesentlich geringer, die Gräber liegen näher aneinander gerückt, selten in einer bestimmten Reihenfolge oder in gesonderten Gruppen. Der Abstand der einzelnen

Gräber voneinander beträgt gewöhnlich 1—2 m, selten 3 m. Ein solcher gemeinschaftlicher Bestattungsplatz liegt vorzugsweise auf dem Hang oder Rücken einer langgestreckten sandigen Bodenerhebung, häufig im Anschluß an ältere Grabanlagen, bei starker Besetzung ist er weit auseinandergezogen. Die meisten Urnengräberfelder liegen jetzt ohne äußerlich kenntliche Merkmale unter der Erdoberfläche. Leichenbrand ist nach wie vor gebräuchlich. Als Behälter für die von den verschiedenen Leichenverbrennungsplätzen aufgenommenen Gebeine und für die Beigaben dienen auch weiterhin umfangreiche

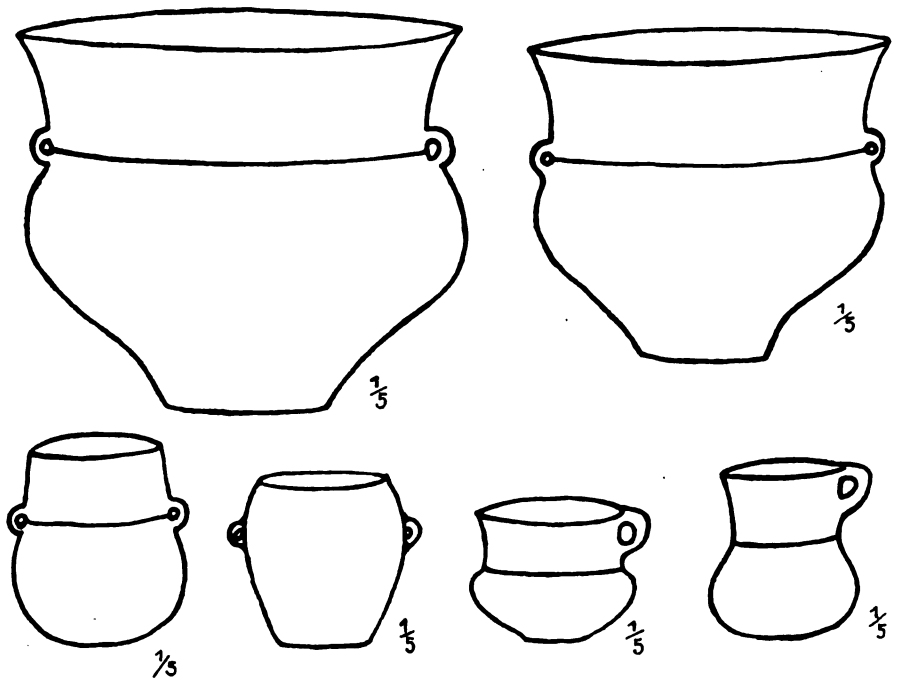


Abb. 73. Tongefäße a. d. Hügelgrab, Abbau Melzow.

Tongefäße, doch werden die gebrannten Knochen nicht mehr sorgfältig ausgelesen und säuberlich mit reinem Sand oder Lehm in den Behälter gelegt, sondern vermischt mit brandiger, aschiger Erde mit Holzkohlenstücken, wie eine von dem Verbrennungsplatz zusammengescharte, aufgeraffte Masse, in die Urnen geschüttet, häufig sind diese auch ganz oder teilweise von schwärzlicher Erde umgeben. Bei einigen Gräbern liegt die Knochenmasse auf einer kleinen Steinplatte, überdeckt von größeren Tongefäßscherben in schwärzlicher Erde. Gewöhnlich stehen die Urnen mit dem Leichenbrand in einer Tiefe von 50 bis 80 cm unter der Humusdecke auf dem natürlichen Sandboden oder auf flachen Steinen, nur von einigen Rollsteinen umgeben, von oben zuweilen von einer, nicht unmittelbar auf dem Gefäßrand liegenden, sondern durch eine aufge-

tragene Sandschicht von demselben getrennten Steinplatte oder durch eine pflasterartige Überwölbung von Rollsteinen geschützt. Die Urne selbst ist meistens mit einer umgestülpten Tonschüssel oder einem solchen Teller bedeckt. Innerhalb der Urne oder außerhalb derselben findet man oft ein oder mehrere mit Sand gefüllte Beigefäße. Bronzebeigaben sind nur spärlich vertreten, fast ausnahmslos geringwertige Schmuckstücke, meistens zerbrochen und durch die Einwirkung des Feuers stark beschädigt, sie liegen zwischen der Knochenmasse oder außerhalb der Urne in schwarzer Erde. Die Keramik der Urnengräberfelder ist nicht wesentlich verschieden von Formen in den kleinen Hügelgräbern.

Außer den 3 bereits erwähnten Urnengräberfeldern auf dem Amaletenberg in dem Schmiedeberger Forst, im Jagd 19 des Staatsforstes bei Melzow und in der Nähe des Gehöfts zu Abbau Melzow wurde im Jahre 1910 auf der Feldmark von Luisenfelde bei Schmargendorf, Kr. Angermünde, noch ein viertes, wahrscheinlich auch im Anschluß an eine ältere Grabstätte angelegtes

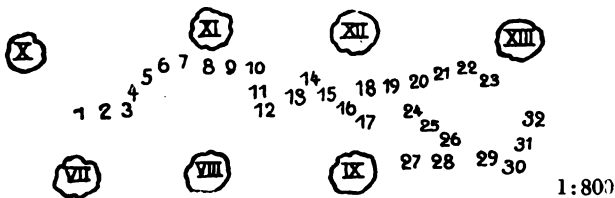


Abb. 74. Lageplan von den Urnengräbern zwischen den beiden mittleren Hügelgräberreihen, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

Urnengräberfeld bei Bodenkulturarbeiten zufällig berührt und eingehend untersucht. Im folgenden sollen nur diejenigen Gräber aufgeführt und beschrieben werden, die bezüglich ihrer Anlage und ihres Inhalts bemerkenswert sind.

Schmiedeberg.

Auf dem Amaletenberg in dem Schmiedeberger Forst konnten zwischen der 3. und 4. Reihe der kleinen Hügelgräber 32 Urnengräber, von denen die meisten noch unberührt waren, festgestellt werden (Abb. 74). Die Grabanlage war fast überall dieselbe: unter der 20—30 cm dicken Humusdecke lag eine etwas gewölbte, meistens viereckig, seltener oval angelegte Steinschicht von durchschnittlich 50 cm Länge und Breite, wenn nur eine einzelne Urne zu schützen war, bei mehreren war die Steindecke dementsprechend länger. Die Urnen standen unterhalb derselben in dunkler, oft schwarzer, brandiger Erde.

Grab 2. Unter der Erdoberfläche lag 20 cm tief eine etwas gewölbte, ovale Steindecke, 70 cm lang, bis 50 cm breit, 10—15 cm tiefer standen 2 mit umgestülpten Schüsseln bedeckte Urnen und ein Beigefäß (Abb. 75).

a) Stark beschädigte, dunkelbraune Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, unterhalb der Kante rauh, Höhe etwa 18 cm, überdeckt von einer umgestülpten gelbgrauen

Schüssel mit kleinem Henkel. Zwischen dem Leichenbrand in der Urne lagen Bruchstücke von einem Fingerring aus rundem Bronzeblech.

b) Geborstene rotbraune, ausgebauchte Urne, Höhe 24 cm, bedeckt von einer umgestülpten, eingebrochenen, rötlichgelben, gehenteltesten Schüssel von 33 cm Mündungsdurchmesser, die Innenfläche enthält auf dem etwas gewölbten Boden einen Tupf, umgeben von konzentrischen Kreisen, auf dem Rande eine flach eingezogene Rille (Abb. 76).

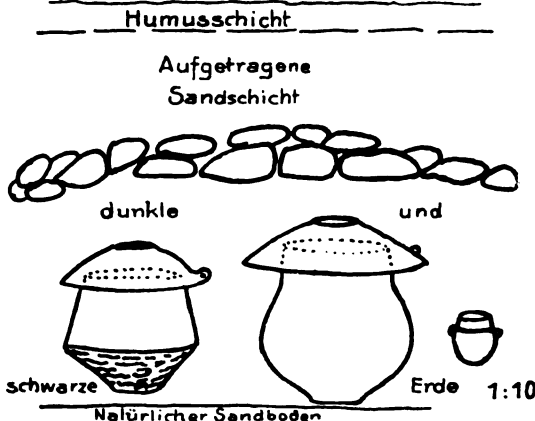


Abb. 75. Urnengrab 2, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

messer, die Innenfläche enthält auf dem etwas gewölbten Boden einen Tupf, umgeben von konzentrischen Kreisen, auf dem Rande eine flach eingezogene Rille (Abb. 76).

c) Neben der Urne b stand ein dunkelgrauer, gelbgefleckter, zweihenfliger, nur mit Sand gefüllter Topf.

Grab 5. Eine viereckige Steinschicht lag 25 cm tief, unterhalb derselben stand in teils dunklen, teils schwarzer Erde eine sehr mürbe schwarzbraune Urne, Durchmesser der Standfläche 12 cm, der Ausbauchung 24 cm, der Mündung 18 cm, Höhe 22 cm, überdeckt

von einer zerbrochenen gelbgrauen, gehenteltesten Schüssel, Durchmesser der geraden Standfläche 10 cm, der Mündung 29 cm. Die Urne war zur oberen Hälfte mit dunklem Sand, zur unteren mit Leichenbrand gefüllt, zwischen demselben lag ein meißelförmiger Bronzeblech von 55 mm Länge. In der oberen Hälfte der Urne stand

gehenteltesten Schüssel, Durchmesser der geraden Standfläche 10 cm, der Mündung 29 cm. Die Urne war zur oberen Hälfte mit

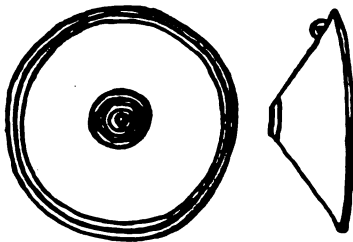


Abb. 76. 1/10. Deckschale, Grab 2, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

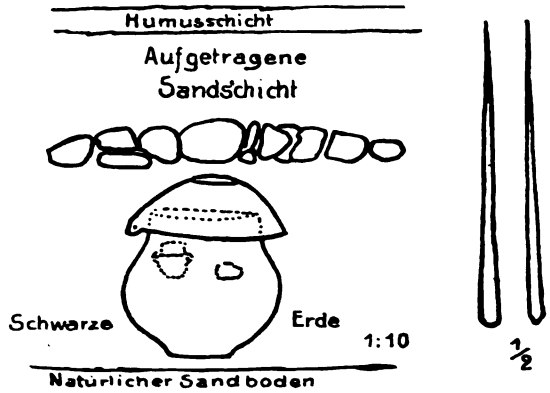


Abb. 77. Urnengrab 5 und meißelförmiger Bronzeblech in der Knochenmasse der Urne, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

ein dunkelgrauer, hellgrau gefleckter, zweihenfliger, mit Sand gefüllter Topf, Höhe 8 cm, neben diesem lag ein kleiner abgerundeter Kalkstein von 5 mm Durchmesser (Abb. 77).

Grab 11. Ähnliche Anlage wie Grab 5. Gelblichgraue Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, überdeckt von einer schwarzbraunen Schüssel mit schraubig abgestrichenem Rand, unterhalb desselben auf der Innenfläche 3 ringsumlaufende flache Eintriche, der aufgewölbte Boden in der Mitte mit einer runden Vertiefung und konzentrischen Kreisen verziert, zwischen Boden und Rand 4 Gruppen spartenförmig verlaufender Ein-

striche, Durchmesser der Standfläche 10 cm, der Mündung 32 cm, Höhe 6 cm. Etwa 10 cm von der Urne entfernt, stand ein kleiner, mit Sand gefüllter, zweihenfliger, brauner Topf

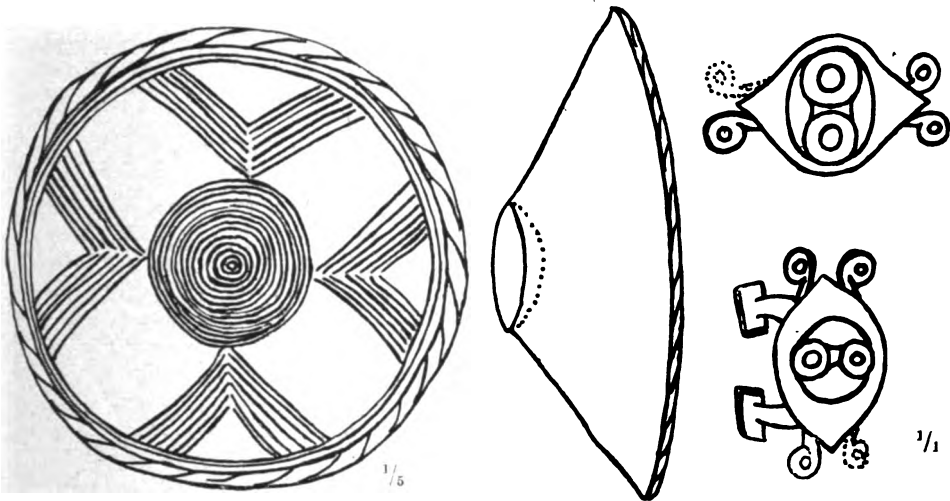


Abb. 78. Deckschüssel und Bronzeschmuckplatte, Grab 11, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

von ähnlicher Form, wie der in Grab 5, Höhe 7 cm. Zwischen den beiden Gefäßen lag in schwarzer Erde ein kleines doppelknopfförmiges Zierstück aus Bronze, an der Rückseite mit 2 nebeneinander angelegten, an kurzen runden Stielen haftenden, viereckigen Platten zur Befestigung an einem Lederringen oder Gurt aus Wollstoff (Abb. 78).

Grab 15. Unter der Erdoberfläche lag 25 cm tief eine Steinplatte, umgeben von kleinen Steinen, unterhalb der Decke standen in dunkler Erde eine Urne mit Deckschale, östlich von dieser übereinander 2 Beigefäße, westlich ein Henkeltrug (Abb. 79).

a) Dunkelgraue Urne mit stumpfwintlig verlaufender Wandung, unterhalb der Kante rauh, Durchmesser der Standfläche 8 cm, der Mitte 20 cm, der Mündung 16 cm, Höhe 18 cm, überdeckt von einer gehenkten, unverzierten Schüssel, Durchmesser der geraden Standfläche 9 cm, der Mündung 22 cm, Höhe 7 cm. Zwischen den im unteren Teil der Urne befindlichen gebrannten Knochen lagen geschmolzene Bronzestücke.

b) Rötlichgelbe Henkelkassette, Durchmesser der geraden Standfläche 3 cm, der Mündung 7 cm, Höhe 4 cm.

c) Gelblichgrauer Becher, Durchmesser der geraden Standfläche 2 cm, der Mündung 3 cm, Höhe 3 cm.

d) Graubrauner Krug, am Rande Sehlstellen, Henkel ausgebrochen, von dem aus einer Linie bestehenden Kehlstreifen bis über die Mitte der Ausbauchung 4 Gruppen flacher



Natürlicher Sandboden 1:10
Abb. 79. Urnengrab 15, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

Abstriche. Durchmesser der geraden Standfläche 7 cm, der Ausbauchung 13 cm. In dem mit dunkler, brandiger Erde gefüllten Gefäß lagen an mehreren Stellen gebrannte Knochen-
teile von einem Kinde.

Grab 18. Ähnliche Anlage wie Grab 5. Zusammengesetzte, dunkelbraune Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, oberhalb der Kante 3 übereinander liegende, ringsumlaufende Linien, Durchmesser der Standfläche 10 cm, der Mitte 22 cm, der Mündung 20 cm, Höhe 19 cm. Auf der mit Leichenbrand gefüllten Urne lagen Scherben von einer rötlichgelben, gehackelten Schale, deren gewölbter Boden innen in der Mitte einen Tupf von 15 mm Durchmesser hat. Die Scherben bedeckte noch eine umgefüllte, schwarzbraune Schüssel, Durchmesser der gewölbten Standfläche 6 cm, der Mündung 30 cm, Höhe 8 cm, unterhalb des schraubig abgestrichenen Randes 2 Schnurlöcher, auf dem Boden der Innenseite in der Mitte ein Tupf von 12 mm Durchmesser, umgeben von 3 breiten flachen konzentrischen Kreisen, zwischen Boden und Rand 2 solche Kreise, oberhalb derselben ein Kranz von Tupfen und über diesem wieder 2 solche Kreise. Neben der Urne stand ein mit dunkler

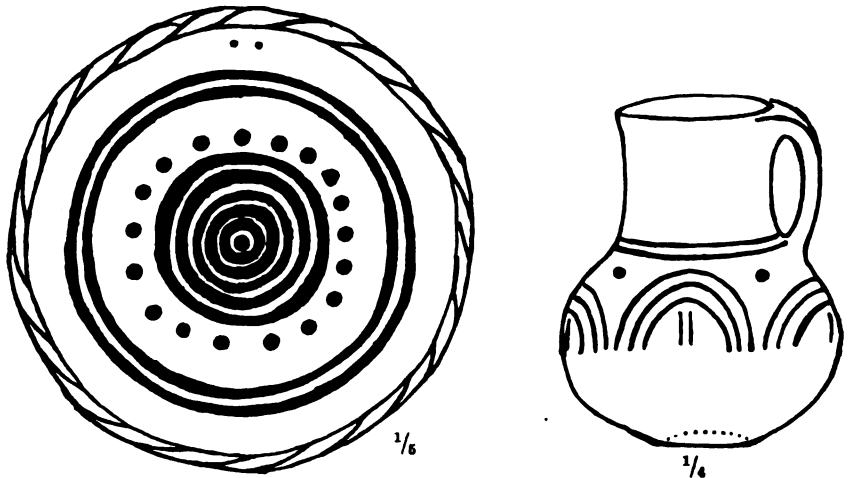


Abb. 80. Dedtschüssel und Krug, Grab 18, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

Erde gefüllter, eingebrochener, dunkelgrauer, gelbgefleckter Krug, Durchmesser der eingewölbten Standfläche 4 cm, der Ausbauchung 14 cm, der Mündung 8 cm, Höhe 18 cm, am Halsansatz eine ringsumlaufende Doppellinie, von der Mitte der Ausbauchung 4 aneinander gereihte, bis zur Doppellinie reichende Gruppen von je 3 konzentrischen Halbkreisen, in der Mitte der von diesen begrenzten Flächen je 2 senkrechte Linien, in der Mitte der von den Bogengruppen und dem Kehlstreifen begrenzten Flächen je ein Tupf von 12 mm Durchmesser (Abb. 80).

Grab 22. Unterhalb einer Steinplatte stand eine zerdrückte, mürbe Urne, im oberen Teil mit dunkler Erde, im unteren mit Leichenbrand gefüllt, einige von den darin enthaltenen Röhrenknochen waren pfriem- und meißelförmig zugespitzt. Neben der Urne stand ein mit dunkler Erde gefüllter, schwarzbrauner, zweihenkliger Topf, Durchmesser der geraden Standfläche 7 cm, der Ausbauchung 11 cm, der Mündung 9 cm, Höhe 12 cm, von dem aus 3 Linien bestehenden, durch die Henkel unterbrochenen Kehlstreifen reichen 4 gleichmäßig verteilte Gruppen von je 6 Abstrichen (unterhalb der Henkel) und je 9 Abstrichen (in der Mitte zwischen den Henkeln) bis in die Nähe der Standfläche hinab (Abb. 81).

Grab 25. Ähnliche Anlage wie Grab 5. Zerdrückte, ausgebauchte, rotbraune Urne, unterhalb des Halsansatzes die ganze Oberfläche durch Tonauftrag rauh gemacht, Durch-

messer der Standfläche 12 cm, der Ausbauchung 26 cm, der Mündung 18 cm, Höhe ungefähr 20 cm. Zwischen dem im unteren Teil der Urne befindlichen Leichenbrand lagen Bruchstücke von einem Fingerring aus 5 mm breitem, 1 mm dickem Bronzeblech und mehrere

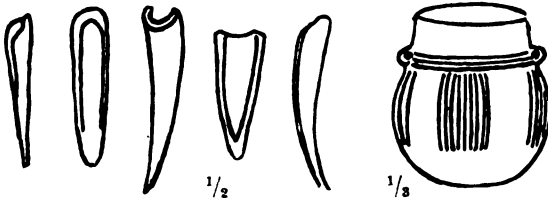


Abb. 81. Bearbeitete, gebrannte Menschenknochen und Beigefäß, Grab 22, Amaletenberg, Forst Schmiedeberg.

Stücke von aufgerolltem, 1 mm starken Bronzeblech. Die Urne war bedeckt mit den Scherben von einer rötlichgelben Schüssel mit schraubig abgestrichenem Rand, und ähnlicher Verzierung wie auf der Deckschüssel Grab 11. Neben der Urne lag eine gelblichgraue Henteltasse von derselben Form und Größe wie die in Grab 15.

Melzow.

Jagen 19 des Staatsforstes.

Die Grabformen des im Anschluß an die Hügelgräber im Jagen 19 nach Westen sich ausdehnenden Urnenfeldes weichen von denen auf dem Holzabfuhrweg

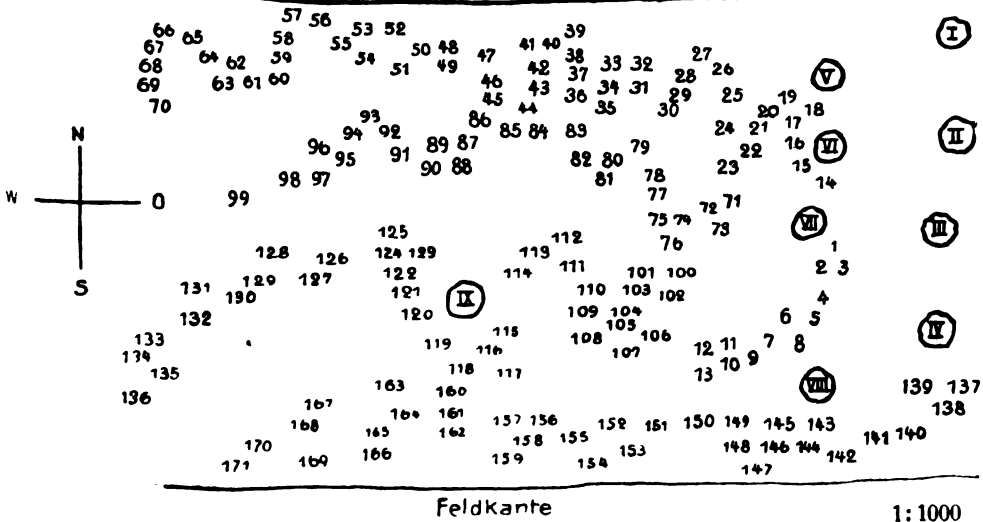


Abb. 82. Lageplan des Urnengräberfeldes im Jagen 19, Melzow.

Amaletenberg des Schmiedeberger Forstes insofern ab, als die Urnen hier meistens auf flachen Steinen standen und von kleinen Rollsteinen umgeben waren, während die dort angewendete pflasterartige Steinsetzung oberhalb der Urnen nur ausnahmsweise vorkam. Bezüglich der Keramik und der

Form der Bronzebeigaben bestehen keine wesentlichen Unterschiede. Das Gräberfeld im Jagen 19 war bedeutend stärker besetzt und weiter ausgedehnt, es konnten 171 Gräber festgestellt werden, von diesen waren etwa 50 mehr oder weniger zerstört. Die Entfernung der einzelnen Gräber betrug auch hier 1—2 m (Abb. 82).

Grab 5. Unter der Humusdecke und einer aufgetragenen Sandschicht von etwa 20 cm Stärke stand in schwarzer Erde auf einer kleinen Steinplatte und von einer solchen

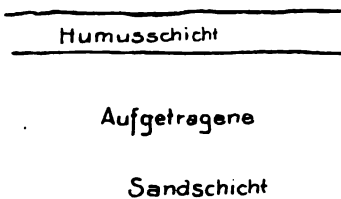


Abb. 83. $\frac{1}{10}$ Urne, Grab 5, Jagen 19, Melzow.



Abb. 84. $\frac{1}{3}$ Henkelkaffe in der Urne, Grab 5, Jagen 19, Melzow.

unmittelbar überdeckt eine eingesprungene, ausgebauchte, rotbraune Urne, im oberen Teil mit schwarzer Erde, im unteren mit Leichenbrand gefüllt. In dem oberen Teil der Urne lag umgefüllt eine gelbgraue Henkelkaffe, Durch-



messer der geraden Standfläche 25 mm, der Ausbauchung 75 mm, der Mündung 65 mm, Höhe 40 mm, unterhalb des aus einer Doppellinie bestehenden Kehlstreifens auf der Ausbauchung 5 ringsumlaufende Linien (Abb. 83 und 84).

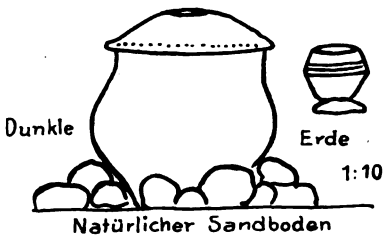


Abb. 85. Urnengrab 11, Jagen 19, Melzow.

Grab 11. Im unteren Teil von Rollsteinen umpakt und von dunkler Erde umgeben, stand 70 cm unter der Erdoberfläche auf dem natürlichen Sandboden eine zusammengefügte, terrinenförmige, gelbgraue Urne, in dem Leichenbrand lagen ein Stück Bronzedraht und ein Fingerring aus aufgerolltem Bronzedraht. Die etwa 20 cm hohe, 25 cm weite Urne war überdeckt von einem zerbrochenen, dunkelbraunen Teller, unterhalb des schraubig abgestrichenen Randes auf der Innenfläche 5 konzentrische Kreise, in der Mitte des Bodens 2 solche Kreise, in der Mitte des Bodens ein von innen nach außen durchstoßenes Loch, der Zwischenraum von 4 abwechselnd längs- und quergestrichelten Feldern

ausgefüllt. Unterhalb des Randes befanden sich, auf die ersten beiden Kreise verteilt, 7 ebensolche Durchstiche, wie der in der Mitte des Bodens. Durchmesser der eingewölbten Standfläche 9 cm, der Mündung 26 cm, Höhe 4 cm. Neben der Urne stand in der Höhe des Halses ein gelbgrauer Topf mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, oberhalb der Kante 3 ringsumlaufende Linien, Durchmesser der geraden Standfläche 6 cm, der Ausbauchung 10 cm, der Mündung 9 cm, Höhe 8 cm (Abb. 85 und 86).

Grab 25. Auf einer Steinplatte stand 70 cm tief eine hellgraue, gelbgefleckte Urne in dunkler Erde und mit solcher gefüllt, in der Nähe des Bodens lagen einige gebrannte Knochen von einem Kinde. Durchmesser der Standfläche 5 cm, der Ausbauchung 13 cm, der Mündung 10 cm, Höhe 14 cm. Am Halsansatz eine ringsumlaufende Linie, von der 4 gleichmäßig verteilte Gruppen senkrechter Linien, besetzt von je 4 Tupfen, bis zur Mitte der Ausbauchung reichen (Abbildung 87).

Grab 27. Von einigen Rollsteinen umsetzt, stand 50 cm tief in dunklem Sand ein rötlichgelbes, budelurnenähnliches Tongefäß, am Rande und am Halse etwas beschädigt, Durchmesser der geraden Standfläche 8 cm, der Ausbauchung 15 cm. Auf der Mitte der Ausbauchung 4 gleichmäßig verteilte kleine halbkugelförmige Budel, von je 2 konzentrischen Wulstbogen umgeben, am Halsansatz ein aus 4 Linien bestehender Kehlstreifen, von dem 4 Gruppen senkrechter Abstriche die von den oberen Wulsten und dem Kehlstreifen begrenzten Flächen bedecken. Auf dem Halse, dicht über dem Kehlstreifen 6 gleichmäßig verteilte Gruppen von je 3 ovalen Tupfen in Form und Größe eines Weizenkorns, zwei unten neben-

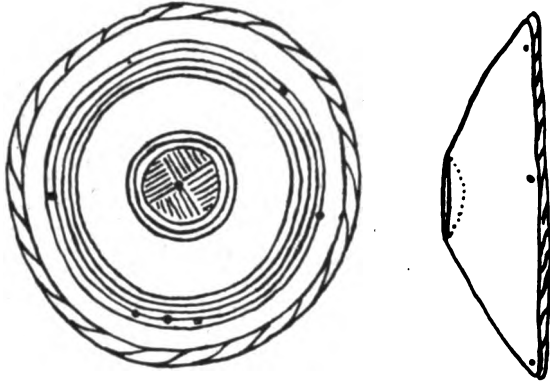


Abb. 86. $\frac{1}{6}$. Deckteller der Urne, Grab 11, Jagen 19, Melzow.

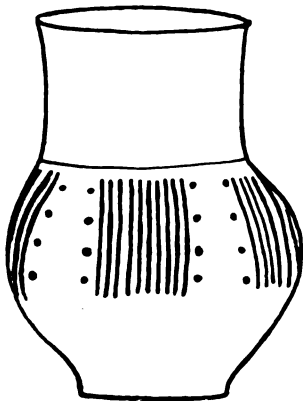


Abb. 87. $\frac{1}{2}$. Urne, Grab 25, Jagen 19, Melzow.

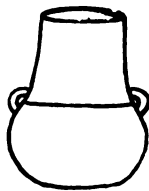


Abb. 88. $\frac{1}{4}$. Urne und Beigefäß, Grab 27, Jagen 19, Melzow.

einander, einer über diesen in der Mitte. In dem von Scherben einer gelbgrauen Schale mit nach innen abgeflächtem Rande bedeckten Tongefäß befand sich im oberen Teil dunkle Erde, im unteren Leichenbrand von einem Kinde, in der oberen Hälfte lag ein 7 cm hoher, langhalsiger, zweihenfliger, gelbgrauer Topf mit gerader Standfläche (Abb. 88).

Grab 28. Etwa 1 m unter der Erdoberfläche stand auf einem flachen Stein, gestützt von einigen kleinen Rollsteinen, eine hellgraue, am Rande etwas beschädigte Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, im unteren Teil durch Tonauftrag rauß gemacht,

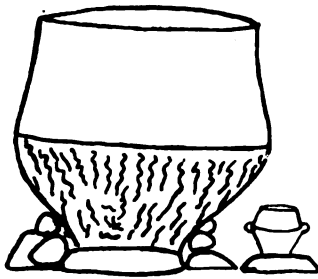
Durchmesser der geraden Standfläche 10 cm, der Ausbauchung 36 cm, der Mündung 30 cm, Höhe 35 cm, über derselben lag eine 50 cm starke Schicht von dunklem, mit schwarzer Erde

Humusschicht

Aufgetragene Sandschicht



dunkle,
stellenweise
schwarze
brandige Erde



Natürlicher Sandboden

1:10

Abb. 89. Urnengrab 28, Jagen 19, Melzow.

durchsetzten Sand, dann eine pflasterartige Lage von Kollsteinen und über dieser eine aufgetragene, bis zur Humusdecke reichende Sandschicht. Die Urne war oben zu zwei Drittel mit dunkler, brandiger Erde, unten mit Leichenbrand gefüllt, überdeckt von Scherben verschiedener Tongefäße. Neben der Urne stand in der Nähe der Standfläche auf einem flachen Stein ein gelbbrauner, zweihenkliger Topf mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, Durchmesser der geraden Standfläche 5 cm, der Ausbauchung 9 cm, der Mündung 9 cm, Höhe 10 cm (Abb. 89).

Grab 35. Unter der Oberfläche stand 60 cm tief in dunklem Sand eine im unteren Teil von Kollsteinen umsetzte, am Rande und Henkel etwas beschädigte gelbgraue Kanne, am Halsansatz ein aus 4 Linien bestehender Kehlstreifen, von dem dicht aneinander gereihte Abstriche über die Ausbauchung laufen, Durchmesser der geraden Standfläche 7 cm, der Ausbauchung 12 cm, der Mündung 7 cm, Höhe 13 cm. Das Gefäß war mit dem Leichenbrand eines Kindes und dunkler Erde gefüllt, überdeckt von einem flachen, grauen Tonbedel mit schraubig abgestrichenem Rande, in der etwas erhöhten Mitte des Bedels 2 konzentrische Kreise, zwischen diesen und dem Rande 4 gleichmäßig verteilte Gruppen radial verlaufender Linien, in den Zwischenfeldern Querstriche. Unterhalb des Randes an 2 gegenüber liegenden Stellen je 2 nebeneinander eingestochene Schnurlöcher. Durchmesser des Bedels 14 cm (Abb. 90).

Grab 53. Eine zerfallene, ausgebauchte, dunkelgraue Urne von etwa 20 cm Durchmesser und 25 cm Höhe lag 60 cm tief etwas schräg auf einer Steinplatte in dunkler Erde,

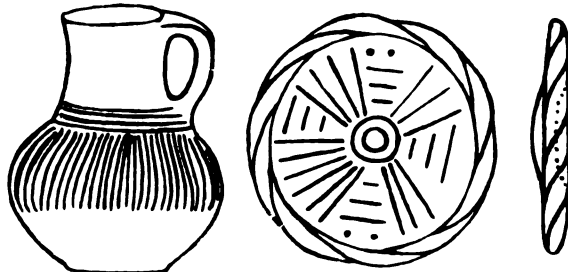


Abb. 90. $\frac{1}{4}$. Kanne und Tonbedel, Urnengrab 35, Jagen 19, Melzow.

oberhalb eine Deckschicht von Kollsteinen. In dem Leichenbrand der Urne lagen Bruchstücke von einem, innen glatten, außen gewölbten Fingerring aus Bronze. Bruchstücke von einem

rotbraunen Tonteller lagen auf dem Rande der Urne. Auf der Innenfläche des gewölbten Bodens 3 konzentrische Kreise, zwischen Bodenansatz und schraubig abgetrichenen Rand 4 solche Kreise, in den von den 3 unteren gebildeten beiden breiten Zonen Muster aus zinnen- und sparrenförmig verlaufenden Linien. Durchmesser der Standfläche 7 cm, der Mündung 27 cm, Höhe 5 cm (Abb. 91).

Grab 60. Umgeben von dunkler Erde, stand 50 cm tief auf einer Steinplatte eine noch gut erhaltene, terrinenförmige, hellgraue Urne, unterhalb der beiden Hentel 3 ringsumlaufende Linien, Durchmesser der Standfläche 8 cm, der Ausbauchung 19 cm, der Mündung 16 cm, Höhe 13 cm. In dem Leichenbrand lag ein 2 mm starkes Stück Bronzedraht. Die Urne war überdeckt von den Scherben eines

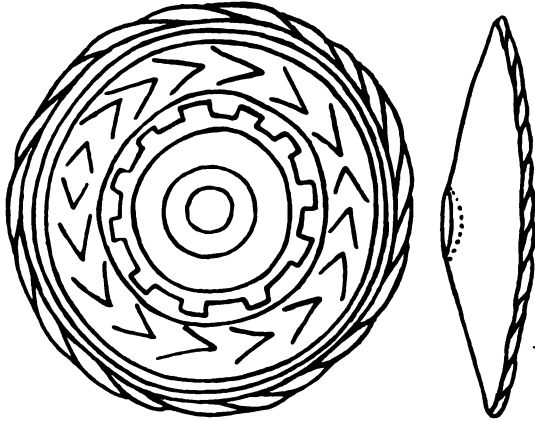


Abb. 91. $\frac{1}{8}$. Tonteller, Grab 53, Jagen 19, Melzow.

gelbgrauen Tellers, Durchmesser der eingewölbten Standfläche 8 cm, der Mündung 28 cm, Höhe 6 cm. Unterhalb des schraubig abgetrichenen Randes 2 konzentrische Kreise, vom Ansatz des Bodens bis zur Mitte desselben 9 solche Kreise, auf der Zone zwischen Rand und Boden 5 Gruppen von je 3 konzentrischen Halbtrefen und zwischen diesen 5 Gruppen von je 7 radial verlaufenden Linien (Abb. 92).

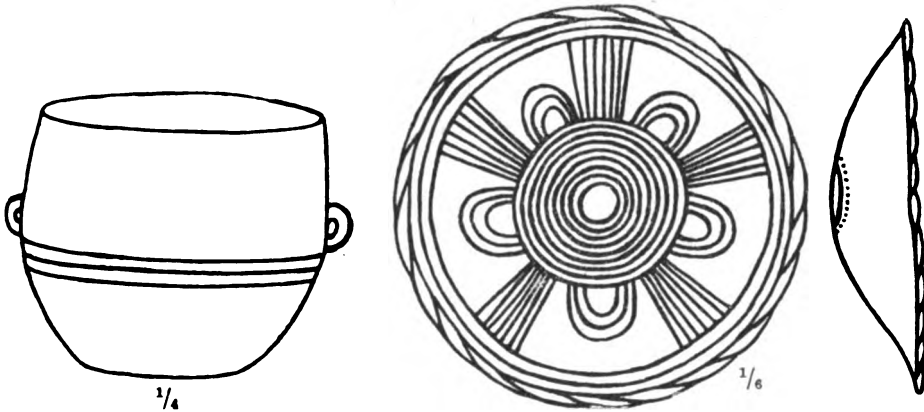
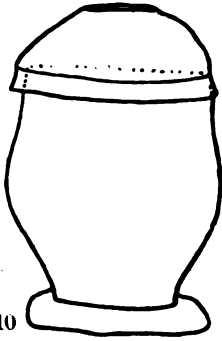
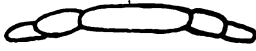


Abb. 92. Urne und Tonteller, Grab 60, Jagen 19, Melzow.

Grab 83. Eine ausgebauchte, gelbgraue Urne stand 70 cm tief auf einer Steinplatte in dunkler Erde, oberhalb eine Deckung aus Rollsteinen, Durchmesser der Standfläche 13 cm, der Ausbauchung 34 cm, der Mündung 26 cm, Höhe 30 cm. Die Urne war mit Leichenbrand und schwarzer Erde gefüllt, überdeckt von einer umgestülpten grauen Schüssel mit abgesetztem, ansteigenden Hals, der Hentel fehlte, Durchmesser der geraden Standfläche 13 cm, der Mündung 34 cm, Höhe 12 cm (Abb. 93).

Grab 84. Ähnliche Grabanlage wie 83. Rötlichgelbe, mit Leichenbrand und schwarzer Erde gefüllte Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, von der Kante bis zur Stand-

fläche 20 durch senkrecht gezogene Linien begrenzte, abwechselnd schrägrechts und schräglings gestrichelte Felder, Durchmesser der Standfläche 10 cm, der Ausbauchung 24 cm, der Mündung 20 cm, Höhe 16 cm. Die gut erhaltene Urne war



1:10

Abb. 93. Urne, Grab 83, Jagen 19, Melzow.

bedeckt von einer dunkelgrauen, gehentelten Schüssel mit schraubig abgestrichenem, etwas nach innen gebogenen Rand, Durchmesser der geraden Standfläche 10 cm, der Mündung 29 cm, Höhe 14 cm (Abb. 94).

Grab 93. Ohne Steinsetzung stand in brandiger Erde, 50 cm tief, eine am Halse, Henkel und Oberbauch beschädigte, gelbgraue Kanne. Von dem aus einer Doppellinie bestehenden Kehlstreifen verlaufen 11 schwach hervortretende Rippen über die Ausbauchung. Durchmesser der etwas eingewölbten Standfläche 8 cm, der Ausbauchung 13 cm, der Mündung 11 cm, Höhe 11 cm. Die Kanne war mit dunkler Erde gefüllt, in der Nähe des Bodens lag eine Schicht gebrannter Knochen von einem Kinde, sie war bedeckt von einem gelben Teller mit breitem, schraubig abgestrichenem Rand und gewölbtem, mit konzentrischen Kreisen verzierten Boden. Neben der Kanne lag eine mit Sand gefüllte, hellgraue Henkelkaffe, im Boden eine Delle, Durchmesser der Mündung 10 cm, Höhe 5 cm (Abb. 95).

Grab 101. Von einigen Rollsteinen gestützt, stand 60 cm tief eine braune Urne von ähnlicher Form und Größe, wie die in Grab 60, beide Henkel abgebrochen, im unteren

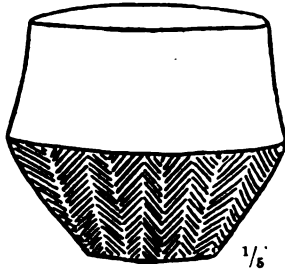
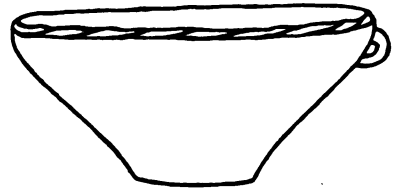
 $\frac{1}{6}$  $\frac{1}{6}$

Abb. 94. Urne und Deckschüssel, Grab 84, Jagen 19, Melzow.

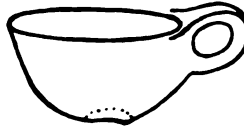
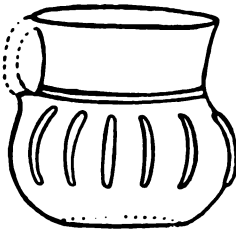


Abb. 95. $\frac{1}{4}$. Kanne mit Deckel und Beigefäß, Grab 93, Jagen 19, Melzow.

Teil auf der Außenfläche schräge, sich kreuzende Einstriche, gefüllt mit Leichenbrand und schwarzer Erde, überdeckt mit einem rötlichgelben Teller mit schraubig abgestrichenem Rand, auf der Innenfläche 3 aus konzentrischen Kreisen bestehende Zonen, getrennt durch

2 Tupfenreihen, Randdurchmesser 22 cm, Höhe 3—4 cm. Neben der Urne stand eine mit dunklem Sand gefüllte, hellgraue Kanne von etwa 8 cm Höhe, von dem aus 4 Linien bestehende Kehlstreifen verlaufen dicht aneinander gereiht, senkrechte Abstriche bis über die Ausbauchung (Abb. 96).

Grab 139. Auf einer kleinen Steinplatte stand 60 cm tief in schwarzer Erde eine dunkelgraue Kanne, der Henkel war abgebrochen, am Halsansatz ein Kehlstreifen aus 4 Linien,

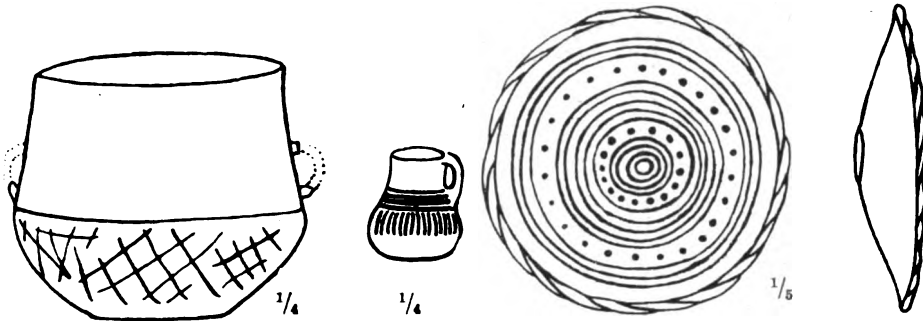


Abb. 96. Urne, Decteller und Beigefäß, Grab 101, Jagen 19, Melzow.

am Henkel unterbrochen und durch eine senkrechte Linie beiderseits begrenzt, auf der Ausbauchung 3 übereinander liegende, ringsumlaufende Linien. Durchmesser der etwas eingewölbten Standfläche 4 cm, der Ausbauchung und Mündung 10 cm, Höhe 12 cm. Die Kanne war mit Leichenbrand gefüllt, etwa in der Mitte lag eine verbogene Bronzenadel

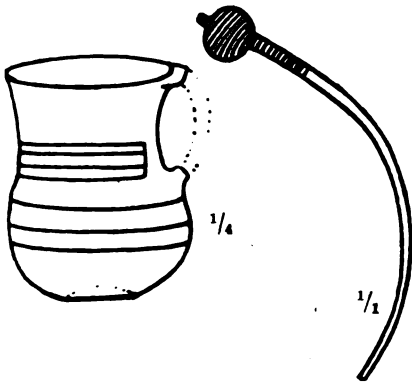


Abb. 97. Kanne und Bronzenadel, Grab 139, Jagen 19, Melzow.

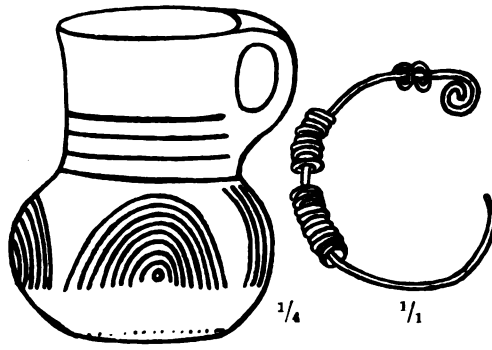


Abb. 98. Kanne und Bronzeohrring, Grab 145, Jagen 19, Melzow.

mit kugeligem, quer geriefelten Kopf, auch der obere Teil des durch den Kopf hindurchragenden Nadelschafts ist quergebiefelt, die Spitze fehlte (Abb. 97).

Grab 145. Unterhalb einer etwas gewölbten, pflasterartig angelegten, 30 cm tief liegenden Steinschicht stand von dunkler Erde umgeben auf dem natürlichen Sand eine zerdrückte, schwach gebrannte, dunkelbraune, ausgebauchte Urne, neben derselben lag ein 7 cm hoher Topf mit 2 Henkelösen. Etwa 30 cm von der Urne entfernt, stand auf der gegenüberliegenden Seite eine hellgraue Kanne. Am Halsansatz ein breiter Kehlstreifen aus 4 Linien, die 3 oberen durch den Henkel unterbrochen, auf der Henkeloberfläche 2 senkrechte Linien, unterhalb des Henkels 6 bis über die Ausbauchung reichende Abstriche, außerdem

auf der Ausbauchung 3 gleichmäßig verteilte, an der Basis sich berührende Gruppen von konzentrischen Halbbovalen um einen kleinen Kreis. Durchmesser der etwas eingewölbten Standfläche 5 cm, der Ausbauchung 13 cm, der Mündung 10 cm, Höhe 17 cm. Die Kanne war mit dunklem Sand gefüllt, in der Nähe des Bodens lagen einige gebrannte Knochen und bei diesen 2 Bronzeohrringe aus dünnem, an dem einen Ende aufgerolltem Draht mit aufgezogenen Bronzedrahtspiralen (Abb. 98).

Grab 169. Auf einer Steinplatte stand 65 cm tief eine gut erhaltene, ausgebauchte, hellbraune Urne mit abgesetztem, kurzen Hals, von dunklem Sand und schwarzer Erde umgeben. Durchmesser der Standfläche 14 cm, der Ausbauchung 28 cm, der Mündung 21 cm, Höhe 29 cm. In der mit Leichenbrand und dunkler Erde gefüllten Urne lagen in der Nähe des Bodens 2 Bruchstücke von gedrehtem Bronzedraht, etwa in der Mitte stand schräg eine kleine, graue Hentelkanne, am Halsansatz ein durch den Hentelansatz unterbrochener, aus 3 Linien bestehender doppelter, rechtwinklig verlaufender Kehlstreifen. Unterhalb desselben auf der Oberfläche bis zur Kante der stumpfwinklig verlaufenden Wandung 4 Gruppen von je 3 übereinander angeordneten Stäbchen, auf der dem Hentel gegenüberliegenden

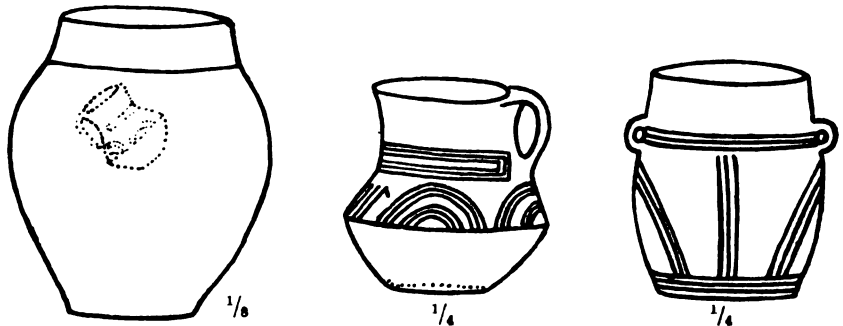


Abb. 99. Urne mit Beigefäßen, Grab 169, Jagen 19, Melzow.

Seite zwischen 2 Gruppen ein von der Umbruchkante bis zur Höhe des oberen Bogens reichender senkrechter Streifen aus 4 Linien, an den oberen Enden der beiden äußeren Linien je ein kurzer, schräg verlaufender Abstrich. Durchmesser der wenig eingewölbten Standfläche 6 cm, der Ausbauchung an der Kante 10 cm, der Mündung 8 cm, Höhe 10 cm. Neben der Urne stand ein mit dunklem Sand gefüllter, zweihenfliger, kurzhafter, gelber Topf, am Halsansatz ein aus 3 Linien bestehender, durch die beiden Hentel unterbrochener Kehlstreifen, an der Standfläche 3 ringsumlaufende Linien, beide Streifen verbunden durch 4 Gruppen von je 3 senkrechten Abstrichen (2 unterhalb der beiden Hentel und 2 zwischen diesen) außerdem noch durch 4 Gruppen von je 3, von dem Streifen an der Standfläche nach den Hentelansätzen schräg verlaufenden Linien. Durchmesser der geraden Standfläche 7 cm, der Ausbauchung 11 cm, der Mündung 9 cm, Höhe 13 cm (Abb. 99).

Melzow (Abbau).

Das 25 m östlich von der Reihe der Hügelgräber beginnende Urnengräberfeld erstreckte sich anfangs als schmaler Streifen, dann sich allmählich keilförmig verbreiternd in östlicher Richtung ungefähr 140 m weit. Die auch hier in regelloser Folge angelegten Gräber lagen an manchen Stellen etwas weiter auseinander als die auf dem Amaletenberg und im Jagen 19. Sehr viele Gräber waren bei der im Jahre 1909 vorgenommenen Untersuchung

bereits zerstört. Von den damals festgestellten und aufgenommenen 85 Beisetzungen sind nur noch etwa 15 von Hacke, Spaten und Pflug verschont geblieben (Abb. 100).

Grab 2. Auf einer 90 cm tief liegenden Quarzplatte stand in dunkler Erde eine noch gut erhaltene, hellbraune Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, unterhalb der Kante außen schräglings eingeritzte Linien, Durchmesser der Standfläche 11 cm, der

Abbau Melzow

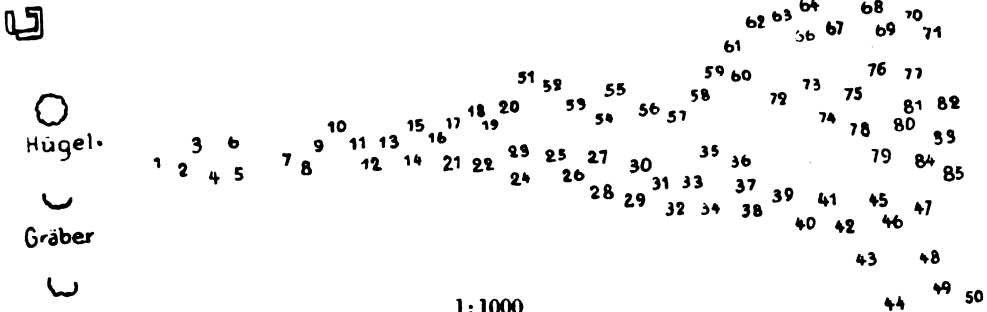


Abb. 100. Lageplan von dem Urnengräberfeld bei Abbau Melzow.

Ausbauchung an der Kante 15 cm, der Mündung 20 cm, Höhe 14 cm, überdeckt von einer eingedrückt, unverzierten Schüssel mit nach innen gerichtetem Rand, Durchmesser der geraden Standfläche 10 cm, der Mündung 25 cm, Höhe 9 cm. Die Urne war etwa bis zur Umbruchkante mit Leichenbrand, von da ab bis zum Rand mit schwarzer Erde gefüllt. Auf der Knochenmasse lagen wagerecht und kreuzweise übereinander 2 massive, innen glatte, außen gewölbte, in der Nähe der stollenförmigen Enden quergestrichelte Armringe.

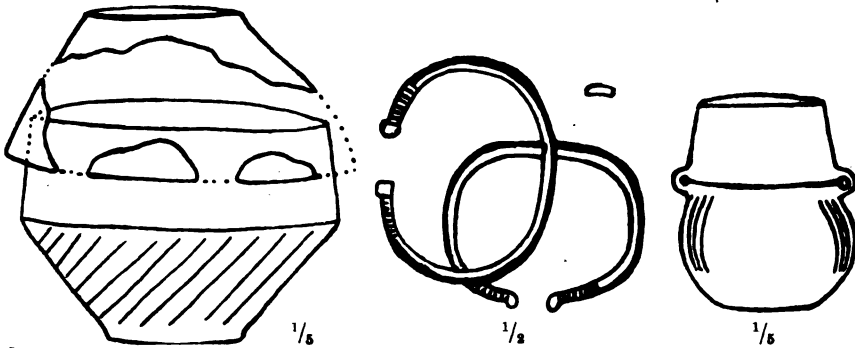


Abb. 101. Urne mit Deckschale, Bronzearmringe und Beigefäß, Grab 2, Abbau Melzow.

Neben der Urne stand auf einem flachen Stein ein dunkelgrauer mit Erde gefüllter, zweihenkliger, langhalsiger Topf, auf der Ausbauchung, unterhalb der beiden Henkel je eine Gruppe senkrechter Abstriche, Höhe etwa 14 cm (Abb. 101).

Grab 4. Auf einer 50 cm tief liegenden dreieckigen Steinplatte stand in dunklem Sand, von kleinen Rollsteinen unten gestützt, eine gelbgraue Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, unterhalb der Kante außen rau, Durchmesser der Standfläche 10 cm, der Ausbauchung 30 cm, der Mündung 25 cm, Höhe 17 cm. In der mit Leichenbrand und dunkler Erde gefüllten Urne lagen zwischen den gebrannten Knochen an der einen Seite

der Wandung 4 Bruchstücke von einem 3—4 mm starkem, runden Bronzedraht, vermutlich zu einem Halsring gehörig, an der gegenüberliegenden Seite ein 85 mm langes Miniaturschwert aus Bronze mit breitem Blatt und langem, gedrehten, in 2 nach außen und abwärts gerichteten Spiralen auslaufenden Griff, neben dem Schwert lag noch ein 75 mm langer, weißelförmiger Bronzestift (Abb. 102).

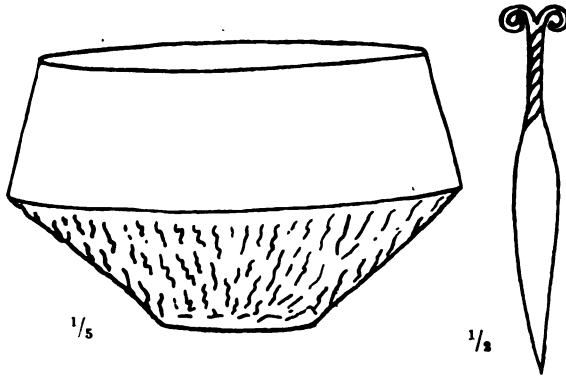


Abb. 102. Urne und Miniaturschwert aus Bronze in dem Leichenbrand, Grab 4, Abbau Melzow.

Grab 12. Ein Haufen Leichenbrand lag 40 cm tief in schwarzer Erde, zwischen den Knochen fand sich ein knopfförmiges Zierstück, die außen gewölbte Platte innen mit einer Ose versehen, und ein Spiralfingerring, beide aus Bronze. Neben dem Knochenhaufen stand ein mit dunklem Sand gefüllter, zweihenkliger, rötlichgelber Topf von etwa 7 cm Höhe.

Grab 15. Auf einer 50 cm tief liegenden Quarzplatte stand in dunkler Erde eine gelbgraue, ausgebauchte Urne mit abgesetztem hohen Hals, im unteren Teil der Oberfläche rauh, gefüllt mit Leichenbrand und schwarzer Erde, Durchmesser der Standfläche 14 cm, der Ausbuchtung 42 cm, der Mündung 24 cm, Höhe 32 cm, Gewicht $6\frac{1}{2}$ kg (Abb. 103).

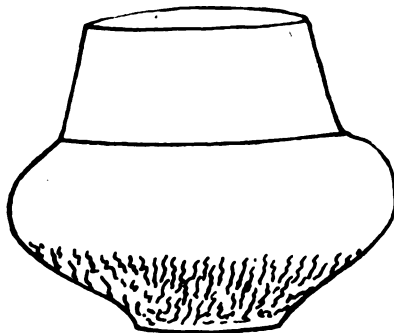


Abb. 103. $\frac{1}{8}$. Urne in Grab 15, Abbau Melzow.

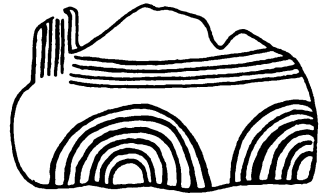


Abb. 104. $\frac{1}{4}$. Bruchstück einer Kanne, Grab 16, Abbau Melzow.

Kanne, am Halsansatz 4 ringsumlaufende Linien, unterhalb 4 Gruppen konzentrischer Halbkreise, die Außenseite des bandförmigen Henkels längsgerippt (Abb. 104).

Grab 21. Von Rollsteinen umgeben, stand 50 cm tief in dunkler Erde eine zerdrückte, gelbgraue Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, etwa 14 cm hoch, überdeckt von Scherben einer grauen Schüssel mit dreifach abgestuftem Rand. Zwischen dem Leichenbrand lagen 2 gleichgroße Fingerringe aus gedrehtem Bronzedraht. Neben der Urne stand ein am Rande beschädigter, rötlichgelber, zweihenkliger, kurzhafiger, mit Sand gefüllter Topf, unterhalb der Henkel je eine Gruppe hängender, konzentrischer Halbkreise, am Hals-

ansatz und auf der Ausbauchung je ein, durch die Hentel und Halbkreise unterbrochener, aus 3 Linien bestehender Streifen, zwischen beiden Streifen dicht nebeneinander gereichte, erbsengroße Tupfen. Durchmesser der geraden Standfläche 5 cm, der Ausbauchung 9 cm, der Mündung 8 cm, Höhe 8 cm (Abb. 105).

Grab 26. Von wenigen größeren Scherben einer terrinenförmigen, dunkelbraunen Urne überdeckt, lag 40 cm tief in schwarzer Erde ein Haufen gebrannter Knochen, zwischen

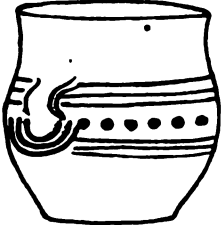


Abb. 105. $\frac{1}{3}$. Beigefäß, Grab 21, Abbau Melzow.



Abb. 106. $\frac{1}{3}$. Beigefäß, Grab 26, Abbau Melzow.

diesen ein flacher Bronzefingerring und ein Bronzezierknopf von ähnlicher Form wie in Grab 12. Neben dem Leichenbrand lag umgekehrt eine niedrige, einhenflige, rötlichgelbe Tasse, Durchmesser der etwas eingewölbten Standfläche 5 cm, Mündungsweite 11 cm, Höhe 5 cm (Abb. 106).

Grab 41. Auf einer 45 cm tief liegenden Steinplatte stand in dunklem Sand eine geborstene rotbraune, terrinenförmige Urne, in dem Leichenbrand lag ein verbogener

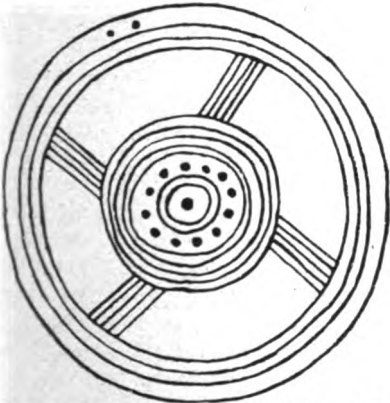


Abb. 107. $\frac{1}{5}$. Tonteller, Grab 41, Abbau Melzow.

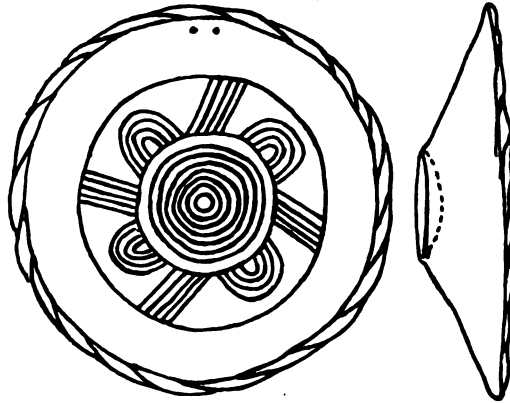


Abb. 108. $\frac{1}{5}$. Tonteller, Grab 47, Abbau Melzow.

Singerring aus rundem Bronzedraht. Die Urne war überdeckt von Scherben eines rötlichgelben Tellers mit nach innen abgechrägtem Rand und 2 Schnurlöchern, unterhalb des Randes und am Bodenansatz je 2 konzentrische Kreise, zwischen diesen 4 gleichmäßig verteilte Gruppen von je 4 strahlenförmigen Strichen, auf dem gewölbten Boden 2 Zonen aus je 2 konzentrischen Kreisen, zwischen diesen ein Toppfanz, in der Mitte des Bodens ein Tupf. Durchmesser der Standfläche 7 cm, der Mündung 28 cm, Höhe 5 cm (Abb. 107).

Grab 47. In schwarzer Erde lag 50 cm tief ein Haufen Leichenbrand, überdeckt von Scherben einer dickwandigen, ausgebauchten, dunkelgrauen Urne und eines rötlichgelben Tellers mit schraubig abgestrichenem Rand und 2 Schnurlöchern, auf der Oberfläche

des gewölbten Bodens konzentrische Kreise, auf der unteren Hälfte der Wandung zwischen 2 ringsumlaufenden Linien 4 Gruppen von je 4 konzentrischen Halbovalen, getrennt durch Gruppen schräger Linien, Durchmesser der Standfläche 8 cm, der Mündung 26 cm, Höhe 5 cm (Abb. 108).

Grab 56. Ähnliche Anlage, wie Grab 41. Auf der Steinplatte stand eine mit Leichenbrand und dunklem Sand gefüllte, gut erhaltene gelbgraue Urne in der Form eines zwei-

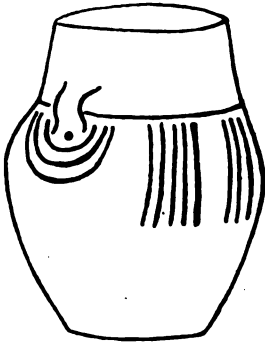


Abb. 109. $\frac{1}{8}$. Urne, Grab 56, Abbau Melzow.

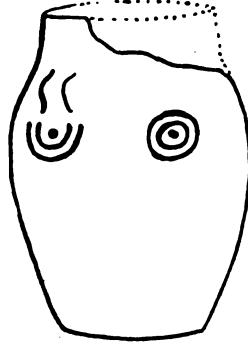
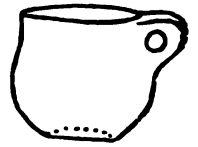


Abb. 110. Urne und Beigefäß, Grab 60, Abbau Melzow.



hentligen, ausgebauchten Topfes mit abgesetztem Hals, unterhalb der Hentel ein Tupf mit 3 hängenden, konzentrischen Halbkreisen, auf der Ausbauchung zwischen beiden Henteln je 2 Gruppen flacher Abstriche, Durchmesser der Standfläche 9 cm, der Ausbauchung 18 cm, der Mündung 13 cm, Höhe 19 cm (Abb. 109).

Grab 60. Von Steinpadung umgeben, stand 60 cm tief auf dem natürlichen Sand

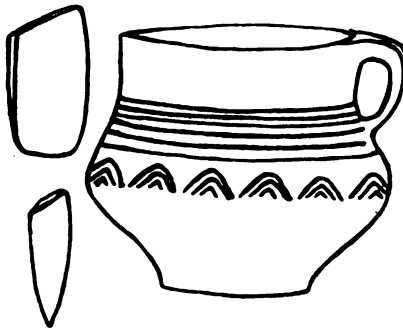


Abb. 111. $\frac{1}{4}$. Urne und Steinartbruchstück, Grab 85, Abbau Melzow.

in dunkler Erde eine zerbrochene, hellbraune Urne, von der ein Stück des Halses fehlte, in der Form eines wenig ausgebauchten, hohen zweihentligen Topfes mit kurzem Hals, unterhalb der Hentel je 2 hängende Halbkreise um einen Tupf, auf der Ausbauchung in der Mitte zwischen beiden Henteln 2 konzentrische Kreise um einen Tupf, Durchmesser der Standfläche 9 cm, der Ausbauchung 16 cm, der Mündung 11 cm, Höhe 20 cm. In der Urne lag oberhalb des Leichenbrandes eine kleine hellgelbe Henteltasse, Durchmesser der eingewölbten Standfläche 4 cm, der Ausbauchung und Mündung 8 cm, Höhe 7 cm (Abb. 110).

Grab 71. Auf einem flachen Stein stand 40 cm tief in dunkler Erde eine zerbrochene hellgraue, ausgebauchte Urne von etwa 16 cm Höhe, in dem Leichenbrand derselben lag ein aus doppeltem Bronzedraht gedrehter Fingerring.

Grab 85. In dunkler Erde stand 40 cm tief eine von kleinen Steinen, zwischen denen sich der Schneidenteil einer hellgrauen Steinart befand, im unteren Teil gestützte, graue, hellgelb gefleckte, am Rande und Hentel beschädigte Kanne, am Halsansatz ein aus 6 ringsumlaufenden, durch den Hentelansatz unterbrochenen Linien bestehender Streifen, auf der Ausbauchung 12 sich berührende Gruppen von je 3 konzentrischen Halbovalen, Durchmesser

der geraden Standfläche 8 cm, der Ausbauchung 15 cm, der Mündung 12 cm, Höhe 14 cm. Die Kanne war von einer außen gelbgrauen, innen rotbraunen Schale von etwa 8 cm Höhe bedeckt, im oberen Teil dunkler Sand, im unteren Leichenbrand von einem Kinde (Abb. 111).

Luisenfelde.

Südöstlich von dem Gutshof Luisenfelde bei Schmargendorf, Kr. Angermünde, liegt 45 m entfernt ein im Jahre 1890 angelegter, 25 m langer, 18 m breiter von O nach W gerichteter Kirchhof, nahe an dem nach dem Dorf Klein Zietzen führenden Weg. Bei der Herstellung der aus Feldsteinen errichteten Umfassungsmauer des Kirchhofs und später bei dem Auswerfen der Gräfte sollen wiederholt Urnenscherben und gebrannte Menschenknochen zum Vorschein gekommen sein. Im Frühjahr 1908 fanden Arbeiter bei dem Ausgraben

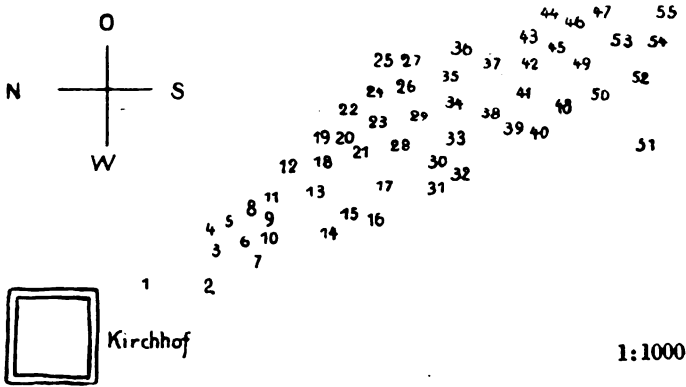


Abb. 112. Lageplan von dem Urnengräberfeld bei Luisenfelde.

von Feldsteinen für eine Wegpflasterung außerhalb des Kirchhofs, etwa 15 m von der südöstlichen Mauerecke entfernt, an mehreren Stellen Steinpadungen und zwischen diesen Urnen mit Leichenbrand. Bei der alsbald vorgenommenen Untersuchung der Umgebung konnte ein von NW nach SO sich erstreckendes Urnengräberfeld festgestellt werden. Ein Teil des in einem langen, schmalen Streifen ausgedehnten Gräberfeldes scheint noch innerhalb der Umfassungsmauern des Kirchhofs gelegen zu haben. Die außerhalb der Einfriedigung gelegenen Gräber waren größtenteils durch früher und damals vorgenommene Ausgrabungen von Steinen beschädigt oder ganz zerstört worden. Bei der im Lauf des Sommers 1908 durchgeführten planmäßigen Nachforschung ließen sich noch 55 Grabstellen ermitteln. Die Entfernung der einzelnen Gräber voneinander betrug 1—2 m, eine gewisse Reihenfolge oder Gruppierung wurde nicht mit Sicherheit festgestellt (Abb. 112). Die Urnen standen meistens auf Steinplatten, von geringer Steinpadung umgeben, 50—80 cm unter der Erdoberfläche, vorwiegend in dunklem Sand, selten in brandiger, schwarzer Erde. Wie bei den Gräberfeldern in der Nähe von Melzow waren die Urnen

auch hier größtenteils Tongefäße mit stumpfwinklig verlaufender Wandung. Deckschüsseln, Teller und Beigefäße fanden sich nicht häufig, die Beigaben aus Bronze waren mit Ausnahme in Grab 4 spärlich und geringfügig, meistens Zierknöpfe mit Öse, Singerringe und geschmolzene Bruchstücke.

Grab 4. Auf einer rechteckigen, 25 cm langen, 15 cm breiten Granitplatte stand 65 cm tief, umgeben von kleinen Steinen, eine geborstene, dunkelgraue Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, unterhalb der Kante rauh, Durchmesser der Standfläche 12 cm, der Ausbauchung 36 cm, der Mündung 30 cm, Höhe 21 cm. Der obere Teil der Urne war mit dunklem Sand gefüllt, in der Sandschicht lag schräg ein 8 cm hoher, ausgebauchter, zweihenkliger, hellbrauner Topf mit abgesetztem, kurzen Hals. In dem unteren

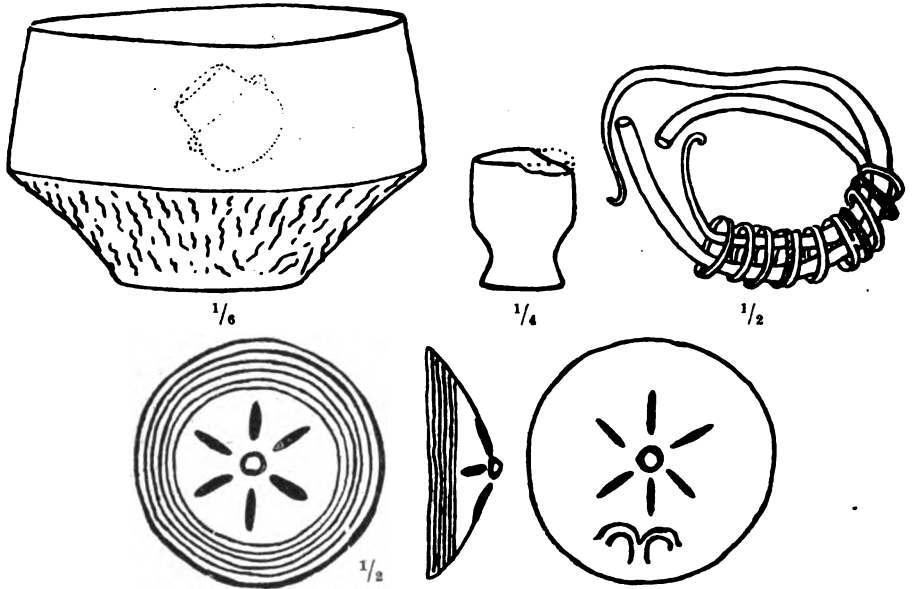


Abb. 113. Urne mit Beigefäßen und Bronzebeigaben. Grab 4, Luisenfelde.

Teil der Urne befanden sich etwa 2 l gebrannte Knochen, vermischt mit aschiger Erde. In der Nähe des Bodens lagen wagerecht 2 Stücke von einem 35 cm langen, unverzierten Halsring aus rundem, 3—4 mm starkem Bronzedraht, nach den beiden Enden hin zugespitzt und zu schwachen Haken umgebogen, eingeschlossen, und in 10 ringförmig gebogene, dünne Bronzedrähte eingeschoben, diese waren teils handförmig teils rund, die runden glatt oder gedreht. Die so zusammengefaßten beiden Halsreifenstücke überdeckte eine runde, gewölbte Bronzeplatte von 6 cm Durchmesser und 1—2 mm Stärke, in der Mitte der Oberfläche ein aus einer Vertiefung sich erhebender kleiner Budel, umgeben von 6 radial verlaufenden, länglichen Vertiefungen, in der Nähe des Randes eine Zone von 5 eingerichteten konzentrischen Kreisen. Auf der Innenfläche ist die Zierplatte in der Nähe des Randes mit einer gabelförmig nach 2 Seiten abgebogenen, zweifachen Befestigungsöse versehen. Außerhalb der Urne lag zwischen der Steinpadung ein mit Sand gefülltes, becherförmiges, rötlichgelbes Tongefäß von 7 cm Höhe (Abb. 113).

Grab 22. Auf einer 60 cm tief liegenden Steinplatte stand, umgeben von Steinpadung, eine eingedrückt, am Rande beschädigte, rotbraune Urne, etwas ausgebaucht,

am Ansatz des abgesetzten langen Halses 2 Henkel. Durchmesser der Standfläche 10 cm, der Ausbauchung 18 cm, der Mündung 8,5 cm, Höhe 21 cm. In der mit Sand und Leichenbrand angefüllten Urne lag zwischen den gebrannten Knochen ein durch Linien und Punktreihen verziertes Stück Bronzeblech (Abb. 114).

Grab 27. Auf einer 80 cm tief liegenden Quarzitplatte stand eine geborstene, schwarzbraune Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, Durchmesser der Standfläche 10 cm, der Ausbauchung an der Kante 20 cm, der Mündung 18 cm, Höhe 16 cm. Die mit dunklem Sand und Leichenbrand gefüllte Urne war mit einer gehentelten, rötlichgelben Schüssel bedeckt, Mündungsdurchmesser 24 cm, Höhe 8 cm. Neben der Urne stand auch auf

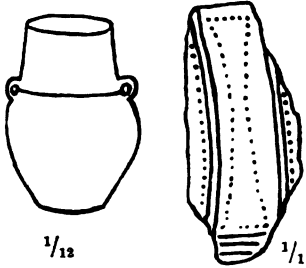


Abb. 114. Urne mit Bronzebeigabe, Grab 22, Lufsenfelde.

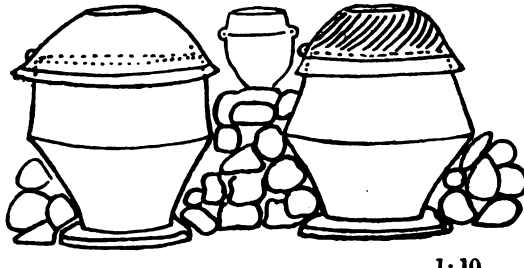


Abb. 115. Urnen mit Deckschüsseln und Beigefäß, Grab 27, Lufsenfelde.

einer Quarzitplatte eine ebenfalls mit Sand und Leichenbrand gefüllte Urne von annähernd gleicher Form, Größe und Farbe, überdeckt von einer gelbgrauen hantelschüssel mit strägigen Einritzungen auf der Außenfläche. Beide Gefäße waren von einer gemeinsamen Steinpackung umgeben, zwischen dieser stand ein mit Sand gefüllter 10 cm hoher, zweihenkliger, kurzhafter, bräunlicher Topf, der Mündungsrand lag in gleicher Höhe mit den Standflächen der Deckschüsseln (Abb. 115).

Grab 38. Von geringer Steinsetzung umgeben, stand 80 cm tief auf dem natürlichen Sand eine zerdrückte gelbbraune Urne mit stumpfwinklig verlaufender Wandung, unter-

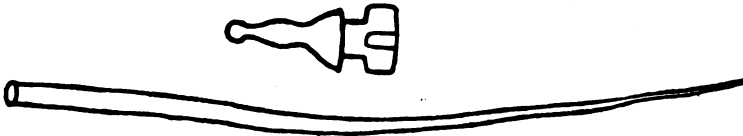


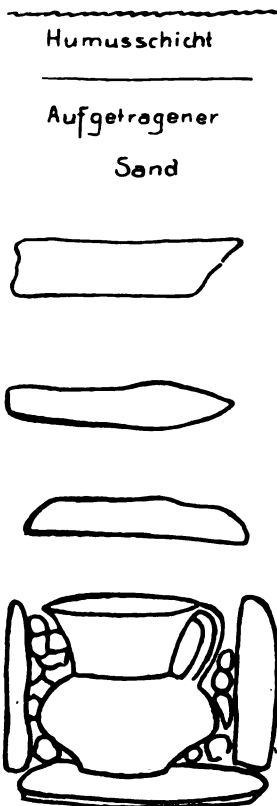
Abb. 116. $\frac{1}{1}$. Lage des Nadelpfops aus Knochen und des Nadelschafts aus Bronze zwischen dem Leichenbrand der Urne, Grab 38, Lufsenfelde.

halb der Kante rauh, Durchmesser etwa 40 cm, Höhe 30 cm, überdeckt von einem eingespungenen, rötlichgelben Teller mit abgesetztem, flachen Rand, Durchmesser der eingewölbten Standfläche 9 cm, der Mündung 32 cm, Höhe 6 cm. Die mit dunklem Sand und Leichenbrand gefüllte Urne enthielt in der Nähe des Bodens eine 12 cm lange Nadel mit profiliertem Kopf aus Knochen und einem 5 mm tief in denselben eingelassenen runden Schaft aus Bronze. Der etwas verbogene, 10 cm lange, 2 mm starke Nadelschaft war aus seinem Lager ausgebrochen, er lag wagerecht in der Knochenmasse, über der Mitte desselben reichte der 25 mm lange Nadelpopf (Abb. 116).

Grab 42. Auf einer 60 cm tief liegenden viereckigen Steinplatte stand, umsetzt von wenigen kleinen Steinen eine zerfallene, mürbe, etwa 25 cm hohe, hellbraune Urne von der Form und Größe wie die in Grab 38, bedeckt mit einer dünnen Quarzitplatte. In dem

Leichenbrand lag ein knopfförmiges Zierstück aus Bronze. Die mit 2 konzentrischen Kreisen verzierte, massive, kegelförmige Platte ruht auf einem schalenförmigen Unterfuß, dessen Wandung durch 4 gleichmäßig verteilte, halbkreisförmige Ausschnitte und dessen Boden durch einen runden Ausschnitt in der Mitte durchbrochen ist (Abb. 117).

Grab 51. Dieses, am äußersten Ende des Gräberfeldes und etwas abseits davon gelegene Grab kann wegen seiner, von den sonst gebräuchlichen Anlagen abweichenden Gestalt und wegen der eigenartigen Form des als Knochenbehälter verwendeten Gefäßes einer früheren Zeitperiode angehören. Unter der Erdoberfläche stand 1 m tief auf einer abgerundeten 50 cm langen, 30 cm breiten, 3—5 cm dicken Platte aus rötlichem Quarzit eine dunkelgraue, gelbgefleckte, am Rande und an der Ausbauchung etwas beschädigte Kanne mit weit ausladendem, scharf abgesetzten Hals und breitem, bandförmigen Henkel. Durchmesser der geraden Standfläche 10 cm, der Ausbauchung und Mündung 20 cm, Höhe 21 cm. Das mit hellem Sand, kleinen Steinen und ausgelesenen, gebrannten Knochen eines Kindes angefüllte Gefäß war an 2 Seiten von viereckigen, 25 cm im Viertel messenden, aufrecht gestellten Quarzitplatten, an den anderen beiden Seiten nur von Sand umgeben, die Zwischenräume waren mit Lehm und kleinen Steinen ausgefüllt. Oberhalb der Kanne lagen in gleichen Abständen übereinander 3



1:10

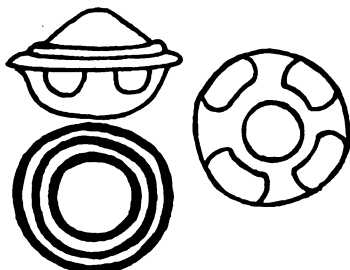


Abb. 117. $\frac{1}{4}$. Knopfförmiges Zierstück aus Bronze in dem Leichenbrand der Urne, Grab 42, Luisenfelde.

Abb. 118. Grab 51. Luisenfelde.

Quarzitplatten von durchschnittlich 30 cm Länge, 20 cm Breite und 5—8 cm Stärke. Die 3 Platten waren von dem Mündungsrand der Kanne und voneinander durch eine 10—15 cm hoch aufgetragene Sandschicht getrennt (Abb. 118).

Einzelfunde

von den Feldmarken Bagemühl, Brüssow, Hammelstall, Karmzow im Kreise Prenzlau, Friedrichsfelde, Glemsdorf, Greiffenberg, Joachimsthal, Melzow, Paarstein, Schmiedeberg, Stolpe, Zehnebed im Kreise Angermünde, Alt-Temmen im Kreise Templin.

Armring, Bronze, hellgrüne, blanke Patina, massiv, oval, nach den freiliegenden Enden verjüngt. Querschnitt rund, auf der Oberfläche Strichgruppen, Durchmesser der

lichten Weite 52 mm, größte Dide 11 mm (Periode I—II). Fundort Bagemühl im Randowbruch, Kr. Prenzlau (Abb. 119).

Dolchflinge, Bronze, grüne, stumpfe Patina, am Griffansatz und an der Spitze beschädigt, zwei Nietlöcher mit den darin haftenden Nieten erhalten, auf beiden Seiten

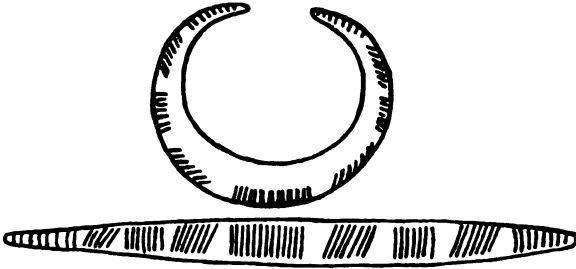


Abb. 119. $\frac{1}{2}$. Arming. Bagemühl, Kr. Prenzlau.

des Blattes eine schwache, abgerundete Mittelrippe, Länge 10 cm, Breite in der Nähe des Griffes 35 mm (Periode II). Gefunden 1904 auf der Feldmark Schmiedeberg, Kr. Angermünde (Abb. 120).

Griffzungen schwert, Bronze, an einigen Stellen noch dunkelgrüne, blanke Patina,

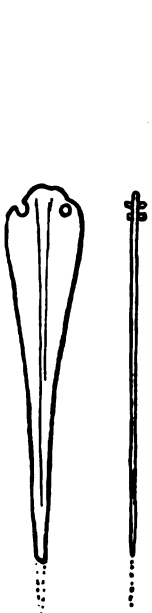


Abb. 120. $\frac{1}{2}$. Dolchflinge. Schmiedeberg, Kr. Angermünde.



Abb. 121. $\frac{1}{5}$. Schwert, Hammelstall, Kr. Prenzlau.



Abb. 122. $\frac{1}{3}$. Speerspiße. Alt-Temmen, Kr. Templin.

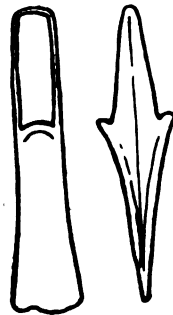


Abb. 123. $\frac{1}{4}$. Absatzbeil. Brüssow, Kr. Prenzlau.

Zunge abgebrochen, 3 Nietlöcher noch vorhanden, 2 unten nebeneinander, in denen noch die Niete stehen, das dritte über diesen, etwa in der Mitte, nur noch zur Hälfte vorhanden, Länge von den unteren Nietlöchern bis zur Spitze 40 cm, Klingbreite in der Mitte 23 mm

(Periode II). Gefunden 1912 beim Pflügen auf der Feldmark des Dorwerfs Hammelstall bei Brüssow, Kr. Prenzlau (Abb. 121).

Speerspitze, Bronze, gleichmäßige dunkelgrüne, blanke Patina, an der Schaftrohrmündung 2 dicht aneinander gereihte schwache Wülste, Länge 19 cm, größte Breite

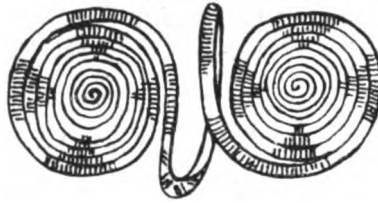


Abb. 124. $\frac{1}{8}$. Armreif, Friedrichsfelde, Kr. Angermünde.

des Blattes 35 mm (Periode II—III). Gefunden 1916 auf der Gutsfeldmark Alt-Tammen, Kr. Templin (Abb. 122).

Abfaßbeil, Bronze, hellgrüne, stumpfe Patina, größtenteils abgebröckelt, Länge 17 cm, Schneidenbreite 45 mm. Die vertiefte rechteckige Schafttrinne 76 mm lang, 25 mm

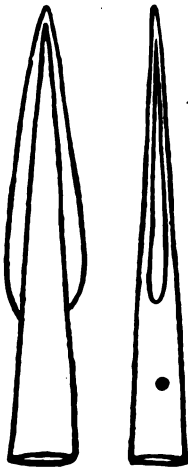


Abb. 125. $\frac{1}{8}$. Speerspitze, Karm-
3ow, Kr. Prenzlau.



Abb. 126. $\frac{1}{8}$. Knopfsichel, Melzow,
Kr. Angermünde.

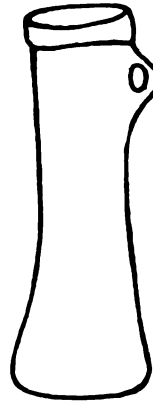


Abb. 127. $\frac{1}{2}$. Tüllenbeil,
Zehrenbed, Kr.
Angermünde.

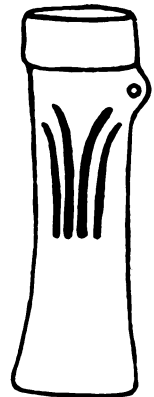


Abb. 128. $\frac{1}{2}$. Tüllenbeil,
Brüssow, Kr.
Prenzlau.

breit, die bogenförmige Abfaßleiste überragt die beiden Randleisten der Schafttrinne (Periode II—III). Gefunden 1914 auf der Feldmark Brüssow, Kr. Prenzlau, bei dem Auswerfen eines Abzugsgrabens im sog. Galgenbruch an der Landstraße von Brüssow nach Lößnitz (Abb. 123).

Armreif mit Spiralscheiben, Bronze, gleichmäßige, dunkelgrüne, blanke Patina, Ring und Spiralen mit Strichgruppen verziert, Durchmesser der lichten Ringweite 7 cm, größte Dicke des im Querschnitt tunden Ringes 6 mm, Durchmesser der Spiralscheiben 6 cm

(Periode III). Gefunden auf der Gutsfeldmark Friedrichsfelde bei Steinhövel, Kr. Angermünde (Abb. 124).

Speer Spitze, Bronze, grüne, blanke Patina, stellenweise abgefallen, in der Nähe der

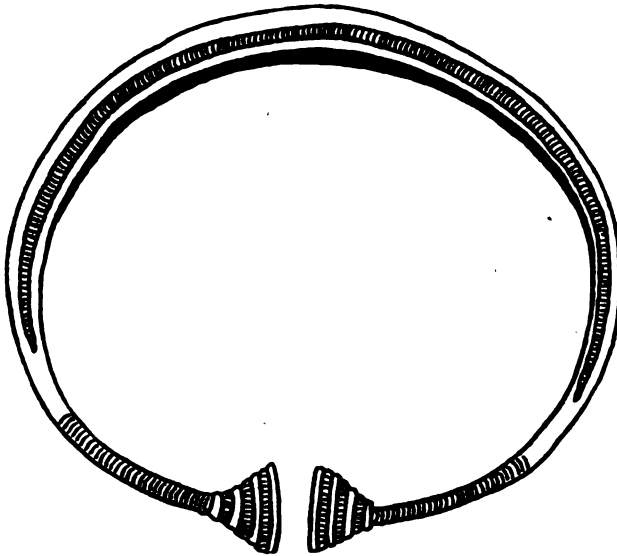


Abb. 129. $\frac{1}{1}$. Arming, Stolpe a. O., Kr. Angermünde.

Schaftrohrmündung zwei gegenüberliegende Nietlöcher, Länge 10 cm, größte Breite des Blattes 4 cm (Periode IV). Gefunden 1902 auf der Feldmark Karmzow, Kr. Prenzlau (Abb. 125).

Knopfsichel, Bronze, grüne, stumpfe Patina, abwärts gebogene Schneide, auf der Oberseite eine längs des Rückens verlaufende Rippe, Länge des Rückens 17 cm, größte Breite des Blattes 34 mm (Periode IV). Fundort Melzow, Kr. Angermünde (Abb. 126).

Tüllenbeil, Bronze, hellgrüne Patina, mit Öse und verstärktem Tüllenrand, Länge 10,5 cm, Breite an der Schneide 40 mm (Periode IV). Fundort Zehnebed am Randowbruch, Kr. Angermünde (Abb. 127).

Tüllenbeil, Bronze, dunkelgrüne, blanke Patina, mit Öse unterhalb des breiten, verstärkten Tüllenrandes, auf der Oberfläche des Schaftrohrs beiderseits der Schneide je 4 Rillen, Länge 10,5 cm, Breite an der Schneide 33 mm (Periode IV). Fundort Brüssow, Kr. Prenzlau (Abb. 128).

Arming, Goldblech, innen hohl, offene, schalenförmige Enden. Das hohle, offene Mittelstück des Ringkörpers, auf der Oberfläche an den Rändern beiderseits mit einem schmalen, getriebenen Wulst versehen, verjüngt sich zu röhrenförmigen, quergestrichelten Stielen mit den trichterförmigen Schalen, deren Wandung außen in abwechselnd glatten und quergestrichelten Wulsten besteht. Größte lichte Ringweite 75 mm, größter Durchmesser des Ringkörpers 11 mm, Mündungsdurchmesser der Schalen 12 mm, Gewicht 33 g (Periode V). Gefunden auf dem Terrassenberg bei Stolpe a. d. Oder, Kr. Angermünde (Abb. 129).

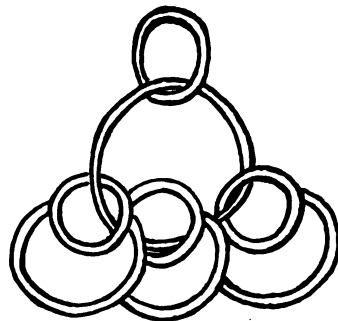


Abb. 130. $\frac{1}{1}$. Klapperblech-Anhänger, Slemsdorf, Kr. Angermünde.

Ringe und Klapperblechanhänger, Bronze, hellgrüne, stumpfe Patina. 8 Ringe aus rundem Bronzedraht von 22—34 mm lichter Weite und 1—2 mm Dide. Ein Anhänger mit 3 Klapperblechen, bestehend aus einem Ring von 28 mm lichter Weite, in dem ein



Abb. 131. $\frac{1}{4}$. Pfeilspitze, Greiffenberg, Kr. Angermünde.

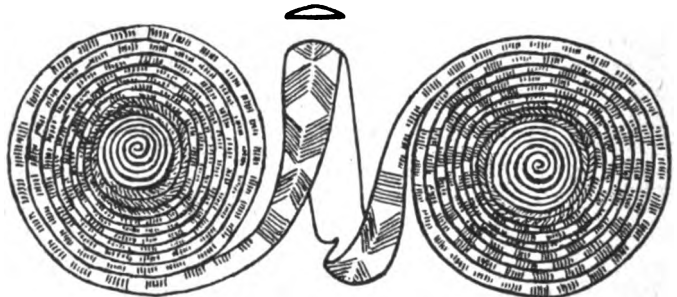


Abb. 132. $\frac{1}{3}$. Armreif, Joachimsthal, Kr. Angermünde.

solcher von 40 mm lichter Weite hängt, in diesem hängen 3 Ringe von gleicher Größe, an ihrer unteren Hälfte ist eine halbmondförmige, von Dreiviertel des Ringes eingefasste Scheibe aus Bronzeblech befestigt. Alle Ringe sind aus Bronzedraht von 3 mm Stärke hergestellt. Ein zweiter Anhänger von derselben Form und Größe enthält nur 2 Klapperbleche (Periode V). Gefunden am Müstrow-See bei Slemsdorf, Kr. Angermünde (Abb. 130).

Pfeilspitze, Bronze, grüne, stumpfe Patina, an der Schaftrohrmündung, an dem einen Flügel und an der Spitze etwas beschädigt, ursprüngliche Länge etwa 30 mm (Periode V). Gefunden 1905 auf dem Acker der Feldmark Greiffenberg, Kr. Angermünde (Abb. 131).

Armreif mit Spiralscheiben, Bronze, die ursprünglich dunkelgrüne Patina ist vom Sinder abgeseuert worden. Abgeliefert wurden ein vollständiges Exemplar und von einem gleichen Stück die eine Spiralscheibe mit anhaftendem Teil des Reifens. Die schon vor dem Sunde angebrachte

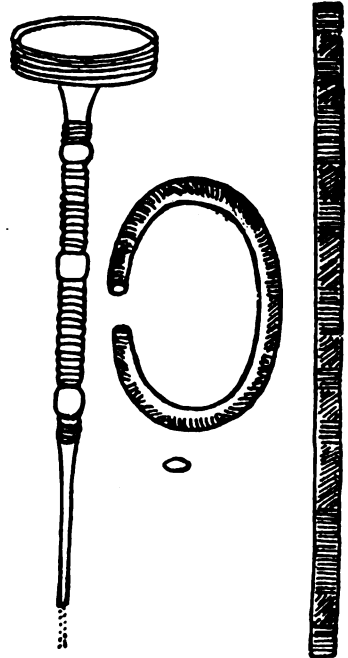


Abb. 134. $\frac{1}{2}$. Nadel und Armring, Paarstein, Kr. Angermünde.



Abb. 133. $\frac{1}{2}$. Halsfragen-Bruchstück, Paarstein, Kr. Angermünde.

Bruchstelle liegt in der einen der beiden, an derselben Seite des Reifenrandes befindlichen, schräg verlaufenden Einkerbungen, die bei dem auf den Arm gesteckten Reif von vorn nicht sichtbar sind. Auf der Oberfläche des Ringes und der Spiralen Strichgruppenverzierungen.

Länge des vollständigen Schmudstüds 26 cm, Durchmesser der Scheiben 12 cm. Der spiraling aufgerollte Draht ist im Querschnitt oval. Der innen flache, außen etwas aufgewölbte, bandförmige Reifen ist in der Mitte 17 mm breit und 4 mm stark (Periode II—III). Fundstelle bei Joachimsthal, Kr. Angermünde (Abb. 132).

Halskragen, Bronze, dunkelgrüne Patina, Bruchstück von 11 cm Länge. Auf der Außenfläche des 45 mm breiten, 2 mm starken, leicht gebogenen Bronzeblechs 6 geferbte Längsrippen, die Zwischenflächen durch Punktreihen, punktierte Dreiecke und Zickzackliniengruppen ausgefüllt (Periode II—III). Gefunden 1920 am Paarsteiner See, Kr. Angermünde (Abb. 132).

Nadel, Bronze, grüne Patina, scheibenförmige, geriefelte Kopfplatte, oben und unten glatt und eingetieft, geriefelter Hals, die Riefelung durch 3 in gleichen Abständen angeordnete kugelige Wülste unterbrochen, der glatte, an der Spitze abgebrochene Schaft verjüngt sich unterhalb der Riefelung. Länge der verkürzten Nadel 33 cm, ursprünglich etwa 40 cm lang; Durchmesser der Kopfplatte 40 mm, Dicke 7 mm (Periode III—IV). Dieselbe Fundstelle wie vorstehend (Abb. 133).

Armring, Bronze, dunkelgrüne Patina. Der offene, ovale, aus starkem, im Querschnitt ovalen Draht hergestellte Ring ist innen glatt, außen mit abwechselnd senkrecht und schräg verlaufenden Strichgruppen verziert. Größte lichte Weite 68 mm, Drahtstärke in der Mitte 5 mm (Periode III). An der Fundstelle, am Paarsteiner See, sollen angeblich 5 oder 6 ebensolche Ringe gelegen haben, es sind nur 3 Stück, von denen das eine in der Mitte durchbrochen war, abgeliefert worden, alle 3 sind von gleicher Stärke und haben dieselbe Verzierung (Abb. 134).

Nachtrag des Herausgebers zu S. 69.

Das seltsame Bronzeschmudstück aus Grab 11 vom Amaletenberg in der Forst Schmiedeberg (Abb. 78 rechts) wird wohl allgemein als Unikum angesehen werden. Dennoch gibt es oder gab es wenigstens ein Seitenstück, erwähnt und abgebildet von Jos. Christoph Beckmann, Histor. Beschreibung der Thur und Mark Brandenburg S. 398, Taf. VI, Abb. XII, wiedergegeben in nebenstehender Abb. 135. Man sieht die große Ähnlichkeit beider Stücke, woneben die kleinen Unterschiede in Größe, in der Gestalt der 4 kreisförmigen, Drahtrollung nachahmenden Ansätze und der beiden gestielten Fußplatten, hier rund dort viereckig, nicht ins Gewicht fällt. Das Beckmannsche Stück wurde 1748 zu Arendsee, Kr. Prenzlau, also auch in der Udermark, „neben einer gerippten Urne in einem mit breitem Steine ausgelegten Grabe“ in einem Hügel gefunden im Verein mit „einem abschmalenden Rasiermesser mit geschwungenem Blatt und einem kleinen krummen Griff“, einer Haarzange, einem Doppelknopf (Abb. Nr. XI) und einer am Halse stark gebogenen Nadel mit Kugelkopf, der von 4 kleineren Kugeln umstellt ist (Abb. Nr. XIII), also von einem Typus ähnlich wie Belk, Die vorgesch. Altert. v. Medl.=Schw. Taf. 39, Abb. 50 oder Splietk, Inv. Taf. X, 211 oder S. Müller, Ordnung, Bronzealb. Abb. 214. Das Grab von Arendsee, ein Männergrab, gehört demnach in die Periode V der Bronzezeit.

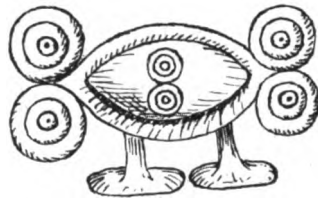


Abb. 135. $\frac{1}{2}$ Arendsee, Kr. Prenzlau.

G. K.

Flachgräberfeld und Siedlung der jüngeren Bronzezeit auf dem „Werder“ bei Buckow, Kr. Lebus.

Don Max Krügel, Lehrer, Berlin.

Mit 2 Karten im Text und Tafel V—VII.

Ungefähr 45 km östlich von Berlin liegt das vielen Berlinern als Sommerfrische bekannte Städtchen Buckow, dessen nähere Umgebung der Barnim-Lebuser Hochfläche angehört. Buckow selbst liegt in einer diese beiden Hochflächen trennenden Abschnmelzzone, die sich beim Zurückweichen des die Barnim-Lebuser Hochfläche bedeckenden Inlandeises am Schluß der letzten Eiszeit durch Erosion der Schmelzwasser bildete und den Barnim und das Land Lebus voneinander teilte. Wahnschaffe¹⁾ nimmt an, und Menzel²⁾ pflichtet ihm bei, daß der Rand des mächtigen Inlandeises auf den Höhen nördlich vom Scharmühelsee und Stobbertal lag. Der aus ihm hervorbrechende Gletscherstrom strudelte zunächst das Becken des Scharmühelsees aus, um dann durch das „Rote Luch“ in südwestlicher Richtung in das Berliner Urstromtal hin abzufließen. Andere herabstürzende Gletscherflüsse durchschnitten das Gelände und schufen durch Strudelbildung die tiefen, von kleineren und größeren Seen, sowie von Torf erfüllten Becken, die teilweise in parallelen Zügen zum Roten Luch verlaufen. Das zwischen den Seen und Torfbeden liegende Hügel-land besteht zum größten Teil aus unterem Diluvialsand, dessen Kuppen verschiedentlich noch mit oberem Mergel bedeckt sind (Abb. 1).

Als eine solche aus unterem Diluvialsand bestehende Kuppe, deren Oberfläche ein etwa 20 ha großes Plateau darstellt (siehe Abb. 2), ist auch der Werder anzusehen, der an einzelnen Stellen noch den aus dem oberen Geschiebemergel

¹⁾ Wahnschaffe, Die Lagerungsverhältnisse des Tertiärs und Quartärs von Buckow. Berlin 1894. S. 2.

²⁾ Menzel, Geologisches Wanderbuch für die Umgegend von Berlin. Stuttgart 1912. S. 93.

entstandenen lehmigen Sand erkennen läßt. Er liegt hart nordwestlich von Budow und wird von Budow-, Schermüchel- und Griepensee mit ihren Sumpfniederungen eingeschlossen, so daß in vorgeschichtlicher Zeit sicher nur eine einzige Landbrücke im Nordosten zu den Schloßbergen herüberführte (Abb. 1).



Abb. 1.

Auf dem Werder entstand seit dem Jahre 1897 eine Villenkolonie. Zu ihr hinauf und am Südabhange des Werders entlang führt die Werderstraße, über das Plateau in Ost-Westrichtung die Seestraße und um den Nordzipfel des Plateaus herum die Ringstraße (Abb. 2).

Dieses Plateau ist seit Jahrzehnten die Fundstätte bronzzeitlicher Gegenstände, die bei Haus- und Wegebauten und beim Rigolen zutage kamen.

Eine kurze Übersicht über diese Sunde gibt Professor Dr. Alfred Goetze in: „Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus“, Beiheft zu: „Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg“, Bd. VI. Berlin 1920.

Wenn ich es trotzdem unternehme, im folgenden eine neue Zusammenstellung der „Werderfunde“ zu geben, so leitet mich dabei die Tatsache, daß

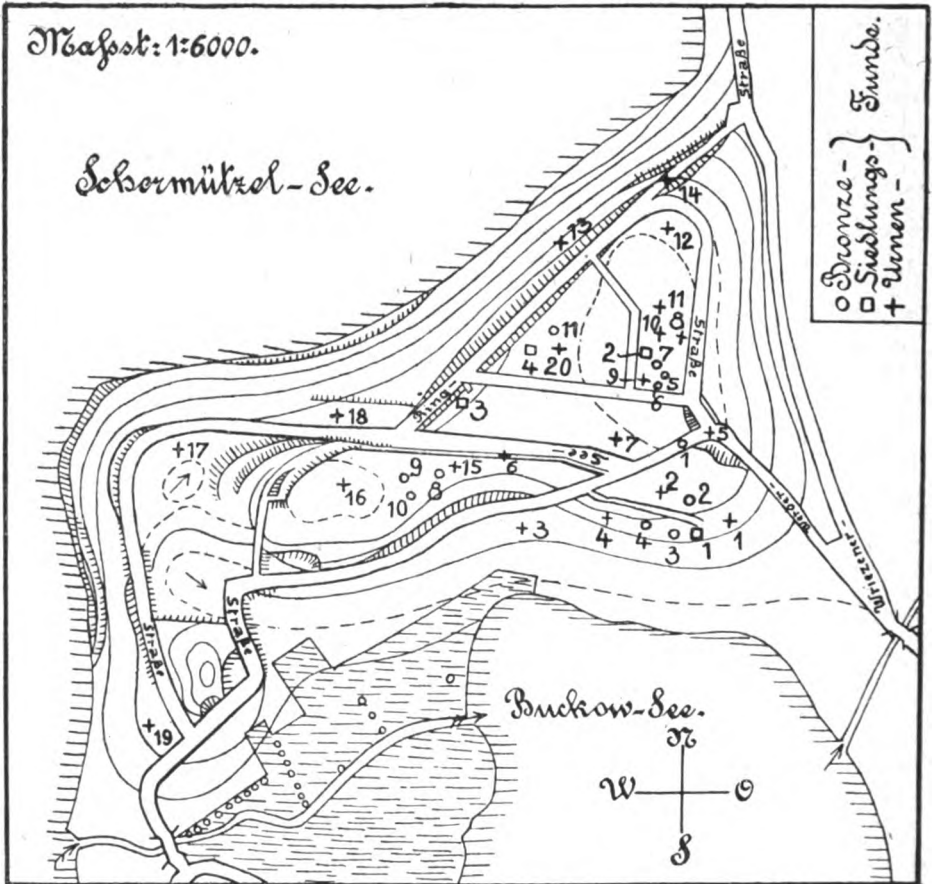


Abb. 2. (Sundarte.)

seit Erscheinen dieser Übersicht eine Reihe bedeutenderer Bronzedepotfunde gemacht worden sind, die daher von Goetze nicht mehr berücksichtigt werden konnten, und daß bei ihm Abbildungen der gefundenen Gefäße, die nach ihm „nicht mehr den reinen Laufitzer, bzw. Aurither Typus“ zeigen ¹⁾, fehlen.

Den ersten Werderfund machte man im Jahre 1864. S. K. O 1. Im Museum für Völkertunde sind unter II 5465/66 ausgestellt:

¹⁾ Goetze, Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler des Kreises Lebus. Berlin 1920.

2 mittelständige Lappenbeile mit bogenförmigem Absatz und gerader Bahn.

Auf diese beiden Lappenbeile beziehen sich vermutlich die Mitteilungen des 1896 zu Müncheberg verstorbenen Amtsgerichtsrates Kuchenbuch aus Müncheberg im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Neue Folge XIV, 1867, Spalte 33“ über „4 in der Form gleiche, in der Größe verschiedene Bronzestreitbeile mit Schaftlappen, die beim Abstechen des Weges in bloßer Erde gefunden wurden“ und in der Zeitschrift für Ethnologie 1875, S. 30 über „3 Kelte, die auf dem Werder bei Budow beim Abgraben eines Weges gefunden wurden“. Goeze, D. S. ¹⁾.

Weitere Funde machte man in den Jahren 1897/98 beim Bau des Erholungsheimes „Waldfrieden“. Beim Planieren und Rigolen wurden auf diesem Grundstück, das sich über den südöstlichen Abhang des Werders erstreckt, ganze Nester vorgeschichtlicher Überreste, Scherben, gesplattene und im Feuer gewesene Steine, Lehmपाken, verkohlte Holz- und Aschenmassen und zer Schlagene Knochen gefunden. S. K. + 1. Die gefundenen Gegenstände gelangten in das Märkische Museum zu Berlin (II 21254—21268). Von den dort aufbewahrten Gegenständen sind erwähnenswert:

Kleine Henfeltasse mit von außen eingedrückttem Boden. Höhe 4,5 cm, Taf. II, 1 (II, 21254).

Konische Tasse mit Henkel und glattem Boden. Höhe 6,5 cm, Taf. II, 2 (II, 21255).

Kugeliges Gefäß. Höhe 5 cm: Taf. II, 3 (II, 21256).

Unterer Teil eines bauchigen Henkelkruges (II, 21257).

Oberteil eines Kruges mit dreikantigem Henkel, unter dem Henkel eine Delle (II, 21261).

Suß eines Pokales mit 3 horizontalen Killen (II, 21263).

Suß eines Gefäßes mit 4 Killen (II, 21264) ²⁾.

Bei Fortsetzung der Rigolarbeiten im Frühjahr 1898 wurde auf demselben Grundstück im Gemüsegarten, nördlich vom Mittelweg, S. K. ○ 2, außer gleichartigen Gefäßscherben und Brandresten eine größere, leider ganz zerfallene Urne gefunden. In derselben lagen, in humose, vielleicht von Zeug oder Leder herrührende Masse eingehüllt:

a) 9 breite, schwach nach außen gewölbte hinten offene Armbänder.

Breite 2,2 cm. Auf der Außenseite befindet sich reiche Strichverzierung. Auf der Innenfläche tragen sie eine Art Numerierung in ausgestochenen kleinen Kerben, und zwar 1, 2 und 3 Kerben auf je 2 Armbändern, 4 auf einem: Taf. I, 1 (2 Expl. M. M. II, 21584;

¹⁾ Goeze, Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler des Kreises Lebus. 1920. S. 10. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Vorgeschichte. Berlin 1898, S. 473.

²⁾ Goeze, a. a. O., S. 10.

- 2 Expl. L. K. M. A 595/96; 4 Expl. Direkt. Orthey=Berlin; 1 Expl.?)¹⁾.
- b) 6 rundstabile offene Armringe mit Strichverzierung. Querschnitt 0,9 cm: Taf. I, 2 (M. M. II, 21583; L. K. M. A 594; 3 Expl. Direkt. Orthey=Berlin; 1 Expl.?).
- c) 1 geschlossener innen flacher, im Durchschnitt dreieckiger, außen mit scharfem Grat versehener, mit Strichgruppen verzierter Armring: Taf. I, 3 (Baumeister Schoede=Berlin)²⁾.

Serner fand man daselbst, S. K. + 2, in Gräbern teils mit, teils ohne Steinpackung Urnen und Beigefäße, von denen nur wenige völlig erhalten geborgen werden konnten. Erhalten sind davon:

Doppeltonische Urne, am Umbruch Tupsenverzierung, auf der unteren Hälfte sich kreuzende Striche. Höhe 24 cm: Taf. II, 4 (L. K. M. A 591);

Doppeltonische Urne, am Umbruch gefertigt. Auf der unteren Hälfte sich kreuzende eingerichtete Striche. Höhe 24 cm: Taf. II, 5. (Direkt. Orthey=Berlin.)

3 kugelige Gefäße aus hellbraunem Ton. Höhe 5 cm: wie Taf. II, 3 (M. M. II, 21585; L. K. M. A 593; Direkt. Orthey=Berlin).

2 braune bauchige Krüge mit bandförmigem Henkel. Höhe 9 cm (L. K. M. A 592; Direkt. Orthey=Berlin).

Unterteil eines Potals mit von innen hohlem Fuß aus braunem Ton. Unterteil und Fuß sind mit 5 horizontalen Furchenstrichen verziert: Taf. II, 6 (Baumeister Schoede=Berlin).

Beigefäß mit kugeligem Bauch und breitem, nach oben sich etwas verengendem Hals. Am Halsansatz 2 kleine Osenhenkel. Über den Bauch ziehen sich auf jeder Seite zwischen den Osenhenkeln zwei oben gegeneinander geneigte Schrägstrichgruppen. Höhe 9 cm: Taf. II, 7 (Baumeister Schoede=Berlin).

Verflachtes Schulterstück eines Gefäßes (M. M. II, 21584).

Sünfediger Arthammer aus Stein mit angefangener Zylinderbohrung, Lausitzer Form³⁾. (Direkt. Orthey=Berlin.)

Beim Rigolen eines zugekauften Geländestreifens, S. K. + 3, fand man: hohe topfförmige Urne mit 2 Henkeln aus gelbem Ton, ohne jede Verzierung. Höhe 25 cm: Taf. II, 8. (Direkt. Orthey=Berlin.)

Unterteil eines kleinen, anscheinend tonnenförmigen Gefäßes aus dicker schwarzgrauer Masse. (L. K. M. A 524.)

Im Frühjahr 1920 wurden beim Rigolen des Gemüsegartens südlich vom Mittelwege zwei größere Bronzedepotfunde gemacht.

¹⁾ M. M. = Märktisches Museum, Berlin. L. K. M. = Lebuszer Kreismuseum, Müncheberg.

²⁾ Verhandlungen 1898, S. 473, Abb. 2—4. Goeße, a. a. O., S. 10.

³⁾ Goeße, a. a. O., S. 10.

Der 1. Depotfund, S. K. ○ 3, lag in 10 m Entfernung vom Eingange in einer Tiefe von 35 cm unter Erdoberfläche frei in der Erde. Spuren einer ehemaligen Umhüllung wurden hier nicht beobachtet. Man fand:

- a) Mittelständiges Lappenbeil mit bogenförmigem Absatz und gerader Bahn, ein Lappen abgebrochen, Länge 16,2 cm (S. K. M. A 667).
- b) 2 rundstabile, offene Armringe mit Schrägstrichgruppen- und Tannenzweigmusterverzierung. Ähnlich wie Taf. I, 2 (S. K. M. A 742/43).
- c) 8 breite offene Armbänder, schwach nach außen gewölbt, der Rand leicht nach innen gebogen, mit reicher Strichgruppenverzierung. Breite 2,4 cm. Taf. I, 4 (zur Hälfte abgerollt) (S. K. M. A 668, A 744—750).
- d) 4 schmale Armbänder mit derselben Strichgruppenverzierung wie die unter c) aufgeführten. Breite 1,6 cm (S. K. M. A 669, A 755—757).

Schmale und breite Armbänder sind teils mit, teils ohne Innenkerben wie die Seite 4 angeführten.

e) Lanzenspitze aus Bronze mit durchgehender runder Tülle. (Verloren.) 10 m vom 1. Depotfunde entfernt, ebenfalls frei in der Erde liegend, wurde der 2. Depotfund gemacht. S. K. ○ 4. Er bestand aus:

- a) Spiralplattenfibel mit doppeltem Kreuznadelkopf und gedrehtem Bügel (Belz, Dar. C¹): Taf. I, 5a (S. K. M. A 741).

Der Draht der Spiralen ist oben flach gewölbt, unten flach, an den Seiten facettiert. Taf. I, 5b. An der linken Spirale, auf der die Spitze der Nadel ruht, werden die beiden letzten Drahtwindungen an zwei Stellen durch einen dreimal herumgewundenen dünnen Bronzedraht zusammengehalten. Auf dem Nadelkopf Gruppen von Strichverzierungen und auf den Kreuzungsstellen je ein liegendes Kreuz. Die ringförmige Erweiterung der Nadel, durch welche der Bügeldraht gezogen, ist mit Tannenzweig- und Schrägstrichmustern verziert. Länge der Fibel 33 cm.

Auf dieser Fibel lagen:

- b) 4 schmale offene Armbänder mit reicher Strichgruppenverzierung. Breite 1,6 cm: Taf. I, 6 (zur Hälfte abgerollt!) (S. K. M. A 751—754),

und auf die Nadel gezogen:

- c) 1 goldener Spiralkring aus Doppeldraht, 11 g schwer (Verloren).

An Gefäßen hob man auf diesem Geländestreifen, S. K. + 4, aufrecht stehend, mit Sand gefüllt:

Urne mit schwärzlichem Überzug, breitem, nach oben sich etwas verengendem Hals, weitem, nach unten einziehendem Bauch und Bodenansatz. Am Schulteransatz 2 kleine Ösenhenkel, auf dem Oberteil des Bauches stehende Rillen- und Dellenverzierung. Höhe 15 cm: Taf. II, 9 (S. K. M. A 666).

¹) Zeitschr. f. Ethn. 1913. XLV. Belz: Die bronze- und hallstattzeitlichen Fibern. S. 670.

Standfuß eines Pokales aus hellbraunem Ton mit Sparrenmusterverzierung. Höhe 3 cm: Taf. II, 10 (L. K. M. A 768).

Kleine Henkeltasse aus braunem Ton. Höhe 5 cm: Taf. II, 11 (L. K. M. A 767).

Unterteil eines nach unten sich verjüngenden tonischen Beigefäßes. Bodendurchmesser 6 cm: Taf. II, 12 (L. K. M. A 704).

Die Gefäßfunde sind als Grabfunde anzusprechen. Die Grabstellen hoben sich noch lange Zeit durch ihre dunklere Färbung von der Erdoberfläche ab. Die Fundstellen der Bronzedepotfunde zeigten keine dunklere Färbung. Da dieses Gelände in früheren Jahrzehnten als Ackerland vom Pfluge umgerissen worden ist, ist es nicht verwunderlich, daß meistens nur Scherben gefunden wurden.

Dicht am Eingang zum Gemüsegarten, S. K. □ 1, fanden sich in einer Tiefe von 35 cm unter Erdoberfläche:

2 flache, langrunde Malsteine aus Granit (L. K. M. A 670a, b).

1 flacher Reibstein aus rötlichem Gestein (L. K. M. A 671).

Beim Tiefersetzen der Werderstraße, S. K. + 5, im Jahre 1898, fand man viele Gefäße, die sämtlich zertrümmert und beiseite geworfen wurden, desgleichen bei der später erfolgten Anlage eines Promenadenweges, S. K. + 6, zur Bismarckhöhe an der Südseite der Seestraße.

Auf dem Grundstück Seestraße $\frac{1}{2}$, S. K. + 7, fand der Besitzer im Herbst 1919 beim Ausheben der Erde zu Fundamentierungsarbeiten auf der Grenze zum Nachbargrundstück zwei Gräber mit Steinpackung. Er sammelte, da die meisten Gefäße beim Ausheben zerbrachen, „einen ganzen Waschkorb voll Scherben“, die er später in eine nicht mehr gebrauchte Kalkgrube schüttete und mit Erde bedeckte. Nur eine erhaltene Henkeltasse mit 4 Füßen verblieb in seinem Besitz. Nach Aussage und Beschreibung seinerseits handelte es sich bei diesen Grabfunden um echte Budelgefäße.

Auf dem Grundstück Ringstraße 28—30, S. K. + 8, wurde im Jahre 1911 eine Spargelplantage angelegt. Dabei wurden viele Grabanlagen zerstört, die meist in 35 cm Tiefe unter der Erdoberfläche begannen. In diesen Gräbern standen die Gefäße teils mit, teils ohne Steinpackung. Die Knochenurnen waren meist mit einer Schüssel bedeckt, „die wie unsere heutigen Reibenäpfe aussehen und immer schon entzwei waren“. Nur wenig ist hier erhalten geblieben. Im L. K. M. befindet sich:

Untere, wieder zusammengesetzte Hälfte einer gelbbraunen Urne, deren Seiten nach unten eingezogen sind, ohne Verzierung. Bodendurchmesser 11 cm: Taf. II, 13 (A 500).

Durch das Anlegen der Spargelbeete wurde der Boden nur teilweise völlig umgearbeitet. So ist es erklärlich, daß im Frühjahr 1920 der jetzige Besitzer des Grundstückes beim Rigolen noch mancherlei fand: zerbrochene

Gefäße, im Feuer gebräunte, zerbrochene Knochen, Pferdefeier und -Zähne. Im L. K. M. befindet sich davon:

Kleines zylindrisches Begeß, Bodendurchmesser 8 cm, aus schwarzlichem Ton mit 2, jetzt abgebrochenen Osenhenkeln. Von einem Henkel zum andern ziehen sich auf der einen Seite 6, auf der anderen Seite 5 horizontale Furchenstriche; um den unteren Teil des Gefäßes laufen 5 horizontale Furchenstriche: Taf. II, 14 (A 703).

Ich selbst fand bei einer Nachlese Ostern 1920 auf der Erdoberfläche zerstreut umherliegend:

Scherben eines außen fingergerauhten Gefäßes mit einem kleinen Zapfen unter dem Rande von hellbrauner Farbe: Taf. II, 15.

Randscherben eines rotbraunen Gefäßes mit Henkel, gerauht.

Rest eines Henkelkruges mit hohem, leicht nach außen gebogenem Hals von brauner Farbe.

Rest eines Beigefäßes mit Singernageleindrücken und Loch im Boden: Taf. II, 16.

Bodenstück eines Beigefäßes mit gewölbtem Bauch und ebener Standfläche.

Scherben einer doppelkonischen Urne mit sich kreuzenden Strichen.

Schulterstück eines Gefäßes mit Halsansatz aus schwarzlichbraunem Ton. Sämtlich im L. K. M. (A 715).

Im Herbst 1920 fand der Besitzer beim Umgraben des Landes, S. K. + 9:

Kleine tonnenförmige Tonklapper. Höhe 4,8 cm. Auf zwei gegenüberliegenden Seiten befinden sich je 3 senkrecht untereinander stehende kleine Öffnungen: Taf. II, 17 (Privatbesitz).

Serner fand er, S. K. O 5:

Bronzelanzenspitze, im Feuer gegläht, deren Spitze beim Aufheben abbrach (Privatbesitz).

Abgebrochene Spitze einer steinernen Steitart aus schwarzem Gestein und viele im Feuer zermürbte Steine.

Im Frühjahr 1921 fand er auf dieselbe Weise, S. K. O 6:

Punzstift aus Bronze, vierkantig, an beiden Enden sich verbreiternd und geschärft: Taf. I, 7 (Privatbesitz).

Im Juli 1921 fand er beim Rigolen: S. K. + 10:

Potal mit von innen hohlem Standfuß. Höhe 20 cm. Um den Unterteil des Potals ziehen sich 5, um den Fuß desselben 6 horizontale Rillen herum. Taf. II, 18 (Privatbesitz).

Scherben eines bauchigen Gefäßes mit kurzem Hals. Um das Schulterstück ziehen sich 5 Facetten, von denen 2 mit 5 Rillen bedeckt sind: Taf. II, 19 (Privatbesitz).

Bruchstück einer kleinen Schale mit breitem Henkel aus braunem Ton. Öffnungsweite 9 cm: Taf. II, 20 (Privatbesitz).

An der Hinterseite seines Grundstückes, S. K. □ 2, fand er Lehmbewurfstücke. Durchschnitt des einen Bewurfstückes Taf. III, 26. Man sieht an diesem Stück deutlich den Abdruck zweier Rundhölzer und auf der dritten Fläche Spuren von Fingerstrichen (Privatbesitz).

In 5 m Entfernung von der hinteren Grenze seines Grundstückes stieß er in 0,50 m Tiefe von Erdoberfläche beim Rigolen auf einen größeren Bronze-depotfund. Es lagen zusammen: S. K. ○ 7:

- a) Spiralplattenfibel mit spitzovalem Bügel. Belz, Form 1¹⁾. Länge 26 cm: Taf. I, 8a (3. Zt. Privatbesitz).

Um den Rand der Bügelplatte zieht sich eine auf beiden Seiten von zwei parallelen Strichen begrenzte Schrägstrichelung. Das Innere der Bügelplatte ist durch zwei senkrechte Strichgruppen von je 5 parallelen Linien, die auf der Außenseite von kleinen, ihnen zugekehrten offenen, Bogen begleitet werden, in 3 Felder geteilt. Im mittleren Felde werden diese Strichgruppen oben und unten von 4 nach außen geöffneten parallelen Bogenlinien miteinander verbunden, die beiderseits von Punkten begleitet werden. In der Mitte der 3 Felder erhebt sich je ein scharf von unten her herausgetriebener kleiner Budel, um den sich 6 konzentrische Kreise und ein punktierter Kreis herumlegen. Von den Kreisen der Seitenfelder ziehen sich nach den oberen und unteren Enden der senkrechten Strichgruppen 4 Parallellinien, die beiderseits von einer Punktreihe begleitet werden. Die Spiralplatten bestehen aus vierkantigem, auf die Kante gestelltem Draht. Taf. I, 8b. Der trapezoide Nadelkopf zeigt am Ende 5 Querstriche. Von diesen aus ziehen sich an jeder Längsseite 3 Striche entlang. Den inneren Abschluß der Strichgruppen bildet eine Punktreihe.

- b) Spiralplattenfibel mit kurzovalem Bügel. Länge 24 cm: Taf. I, 9a (3. Zt. Privatbesitz). Um den Rand der Bügelplatte zieht ein sich an zwei Parallelstriche anlehnendes Tannenzweigmuster, das nach innen zu von einer Punktreihe begleitet wird. Das Innere der Bügelplatte wird durch zwei senkrecht stehende Fickadlinien, die auf jeder Seite von je 2 Parallelstrichen und einer Punktreihe eingefasst werden, in 3 Felder geteilt. Das mittlere Feld zieren 3, die beiden Seitenfelder je 2 flach herausgetriebene, 1 cm breite Budel, die von 2 konzentrischen Kreisen und einer Punktreihe eingefasst sind. Die 6 äußeren Budel bilden die Ecken eines regelmäßigen Sechsecks. Der Draht der Spiralplatte ist vierkantig gehämmert und liegt auf einer Seite auf (Durchschnitt Taf. I, 9b). Den Rand des trapezoiden Nadelkopfes zieren Schrägstrichelung, 2 Parallellinien und eine Punktreihe.

¹⁾ Zeitschr. f. Ethn. 1913. XLV. Belz, Bronze- und hallstattzeitliche Fibeln, S. 674ff.

- c) 2 mittelfällige Lappenbeile mit bogenförmigem Absatz; 1 mit konvergenter, 1 mit schwach konvergenter Bahn und geschweiffter Schneide: Taf. I, 10. Länge 16 cm (3. Z. Privatbesitz).
- d) 2 rundstabige Armringe mit Strichgruppenverzierung wie Taf. I, 2 (3. Z. Privatbesitz).
- e) 1 Lanzenspitze mit bis zur Spitze durchgehender runder Tülle. Länge 11 cm. An den beiden Seiten der Tülle je ein Loch zum Befestigen der Tülle am Lanzenchaft: Taf. I, 11 (3. Z. Privatbesitz).

Unter dem Funde fanden sich Spuren humoser Erde. Es ist somit möglich, daß diese Gegenstände in einer Umhüllung der Erde anvertraut wurden. Leider wurde vom Finder nicht festgestellt, ob sich über den Gegenständen auch Spuren humoser Erde vorfanden.

Nachträglich fand der Besitzer auf der Erdoberfläche liegend:

den in der ringförmigen Erweiterung abgebrochenen Nadelschaft einer Sichel (3. Z. Privatbesitz)

und beim Graben von Pflanzlöchern:

einen Geröllstein von 10 cm Längen- und 6 cm Breitendurchmesser mit in der Mitte umlaufender Rille von $\frac{1}{2}$ cm Tiefe und $1\frac{1}{2}$ cm Breite. Er ist als Hammer (Schlägel) anzusprechen (3. Zt. Privatbesitz).

Sämtliche 3. Zt. sich im Privatbesitz befindlichen Gegenstände von diesem Grundstück sind dem L. K. M. übergeben.

Beim Rigolen fand der Besitzer des Grundstückes Ringstraße 27, S. K. + 11, außer Scherben:

Hohe topfförmige Urne, außen gerauht, von hellbrauner Farbe (Privatbesitz).

Beim Ausheben der Erde zu Fundamentierungsarbeiten wurden auf dem Grundstück Ringstraße 26, S. K. + 12, verschiedene Gefäße gefunden:

Kleines dünnwandiges Beigefäß¹⁾ aus gelbbraunem Ton mit unter dem Rande eingezogenem Halse und etwas nach außen gebogenem verbreitertem Rande. An demselben der Rest eines schwach überhöhten Hentfels. Unter dem Halse, auf der oberen Hälfte des Schulterstückes, ziehen sich 4 horizontale Rillen herum und unter diesen befinden sich, verteilt, 3 Dellenpaare. Der Hentfelansatz zeigt gleichfalls 4 Rillen. Höhe 12 cm: Taf. III, 1 (L. K. M. A 509).

Die von Goetze²⁾ erwähnte „Sammlung Mielede“, die ebenfalls von diesem Grundstück stammt, ist dem L. K. M. übergeben worden. Erwähnenswert sind davon:

Kleine, nur noch zur Hälfte erhaltene Urne mit Halsansatz und kleinem Schnurösenhentfel. Auf der Schulter befinden sich 3 horizontale Hohlkehlen,

¹⁾ Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Kreises Lebus in Münchenberg I, 1911, S. 40; II, 1912, S. 59.

²⁾ Goetze, a. a. O., S. 10.

auf dem unteren Teil des Halses an jeder Seite eine Delle, unter dem Hentel zwei kleine Dellen. Die untere Hälfte des Bauches setzt in einem flachen Umbruch an: Taf. III, 2 (A 705).

Unterteil eines kleinen dickwandigen Gefäßes (A 706).

Unterteil eines größeren Gefäßes mit unregelmäßiger Strichverzierung und schwach abgesetztem Fuß (A 707).

Die frühere Besitzerin des Grundstückes schenkte dem *L. K. M.*:

Reste von drei großen unverzierten doppelkonischen Urnen, die teilweise wieder zusammengesetzt worden sind, und

Reste einer Anzahl kleinerer Beigefäße ¹⁾ (A 510).

Beim Graben von Pfostenlöchern fand man auf dem Grundstück Ringstraße 16, *S. K.* + 13:

Kleines rötlichbraunes Beigefäß mit kugeligem Bauch, zylindrischem Hals mit schwach nach außen gebogenem Rand und abgebrochenem Hentel, Höhe 8 cm: Taf. III, 3 und Scherben (*L. K. M.* A 508) ²⁾.

Schon im Jahre 1890 wurden beim Anlegen des Zufahrtsweges von der Wriezener Straße zum Werder, *S. K.* + 14, eine größere Anzahl von Gefäßen gefunden, die alle der Zerstörung anheimfielen.

Auf dem Grundstück Seestraße 43, *S. K.* O 8, fand man beim Ausheben der Erde zu Fundamentierungsarbeiten im Jahre 1911 frei in der Erde liegend:

- a) 2 mittellständige Lappenbeile mit bogenförmigem Absatz und gerader Bahn. Länge 18,2 cm und 16 cm (*L. K. M.* A 543/544 ³⁾). (Abbildung: Mitt. 1914/1915, S. 94, Abb. 13.)
- b) Eine Spiralplattensichel mit verbreitertem Bügel. Belz, Form 1 ⁴⁾. Länge 29 cm: Taf. I, 12 a (Goeße, a. a. O., Taf. I, Mitt. IV/V, 1914/1915, S. 94, Abb. 13. Lebusser Kreisalender 1918, S. 16, Abb. 6, Nr. 27) (*L. K. M.* A 545).

Rings um den Rand der Bügelplatte ziehen sich, auf der Außenseite von Schrägstrichen, auf der Innenseite von einer Punktreihe begleitet, 3 Parallellinien. Durch 2 senkrechte Schrägstrichelungsstreifen, die beiderseits von je 2 Parallellinien und einer Punktreihe eingefasst sind, wird das Innere der Bügelplatte in 3 Felder geteilt. Im mittleren Feld werden diese Strichgruppen oben und unten von 3 nach außen geöffneten Bogenlinien miteinander verbunden, die auf beiden Seiten von einer Punktreihe begleitet werden. Die Mitte und die beiden Enden der Bügelplatte zeigen je einen kleinen, von unten scharf herausgetriebenen Budel, der von 4 konzentrischen Kreisen und einer Punktreihe umgrenzt wird. Die Spiralplatten

¹⁾ Mitteilungen II, 1912, S. 59.

²⁾ Mitteilungen II, 1912, S. 59.

³⁾ Mitteilungen IV/V, 1914/1915, S. 94. Goeße, a. a. O., 1920, S. 10.

⁴⁾ Zeitschr. f. Ethn. 1913, XLV. Belz, Bronze- und hallstattzeitliche Sabeln, S. 674.

bestehen aus vierkantigem, auf die Kante gestelltem Draht. Taf. I, 12b. Der trapezoide Nadelkopf ist mit Schrägstrichelung und geraden Linien verziert¹⁾.

Serner fand der frühere Besitzer des Grundstücks beim Rigolen, S. K. + 15:

Bruchstück einer doppelkonischen Urne. Die untere Hälfte zeigt sich kreuzende Strichelung (S. K. M. 499).

Bruchstück eines rötlichbraunen bauchigen Beigefäßes mit Bogenrillenverzierung: Taf. III, 4 (S. K. M. A 708).

Kleines zylindrisches Beigefäß aus hellbraunem Ton mit Ösenhenkeln, ohne Verzierung. Höhe 6 cm: Taf. III, 5 (Privatbesitz), und als Gesamtfund gehoben:

Doppelkonische Urne. Höhe 27 cm. Auf der unteren Hälfte befinden sich Längsstriche, sonst ist die Urne unverziert (Privatbesitz).

Dasenförmiges Beigefäß aus braunem Ton mit ebener Standfläche. Höhe 5 cm: Taf. III, 6 (Privatbesitz). (Dieses Gefäß soll sich in der doppelkonischen Urne, die mit der Öffnung nach unten stand, befunden haben.) Um sie herum standen und wurden gehoben:

Henkeltasse, rötlichbraun. Höhe $6\frac{1}{2}$ cm: Taf. III, 7 (Privatbesitz).

Scherben eines Henkelkruges mit ebener Standfläche, rötlichbraun. Höhe 13 cm: Taf. III, 8 (Privatbesitz).

Bruchstück einer Schale mit nach innen gebogenem Rand und auf demselben schräggelassenen Hohlkehlen aus hellbraunem Ton. Höhe $9\frac{1}{2}$ cm: Taf. III, 9 (Privatbesitz).

Näpfcchen, rötlichbraun. Höhe $6\frac{1}{2}$ cm: Taf. III, 10 (Privatbesitz).

Rest eines Spitzännchens mit abgebrochenem Henkel. Auf dem unteren Teil des Halses befinden sich 3 horizontale schmale Rillen, unter dem Halse auf dem Schulterstück 3 flache Hohlkehlen. Taf. III, 11 (Privatbesitz).

Serner wurden auf diesem Grundstück gesammelt:

Scherben (S. K. M. A 497).

Bruchstück einer doppelkonischen Urne. Auf der unteren Hälfte Strichverzierung, der Umbruch geritzt (S. K. M. A 499).

Der Vorstand des Museumsvereins zu Münchenberg sammelte gelegentlich eines Ausfluges im April 1911 auf demselben Grundstück:

Reste von 4 Henkelkrügen von einander gleicher Form²⁾: Taf. III, 12 (S. K. M. A 504).

Auf dem Grundstück Seestraße 42, S. K. O 9, fand der Besitzer beim Rigolen im Frühjahr 1920 ungefähr 15 m von der Straßenfront und 5 m vom Nachbargrundstück entfernt frei in der Erde liegend:

¹⁾ Mitteilungen IV/V, 1914/1915, S. 94; S. K. K. 1918, S. 16; Goeße, a. a. O., S. 10.

²⁾ Mitteilungen II, 1912, S. 59.

Gewandnadel aus Bronze, Länge 35 cm, mit 5 horizontalen Scheiben von verschiedener Größe. Der Rand der Scheiben ist gefertigt. Größe derselben: 4,2 cm; 5,2 cm; 2,1 cm; 1,8 cm; 1,6 cm. Entfernung der Scheiben von einander: 3 cm; 2 cm; 1,6 cm; 1,4 cm. Taf. III, 13 (L. K. M. A 665).

Serner fand der Besitzer beim Rigolen, 25 m von der Straßenfront und 0,50 m vom Nachbargrundstück entfernt, ebenfalls ohne Spuren einer Umhüllung in einer Tiefe von 35 cm unter Erdoberfläche: S. K. O 10.

2 Bronzelanzenspitzen mit bis zur Spitze durchgehender runder Tülle. Länge der einen Lanzenspitze 10 cm. Der untere Teil der Tülle ist breitgedrückt und eingesprungen. In der Mitte zeigt sich an der einen Seite eine Gußlücke und eine deutlich erkennbare Gußnaht. Bei der zweiten Lanzenspitze ist die Spitze abgebrochen und der untere Tüllenrand etwas verdickt (L. K. M. A 672/673).

Außerdem fand er an anderen Stellen seines Grundstückes zahlreiche Scherben. S. K. + 16.

Auf dem Grundstück Seestraße 40, S. K. + 17, wurden bei Ausschachtungsarbeiten eine Anzahl von Gefäßen gefunden, die sich im Besitz des Begründers der Villenkolonie befinden. Eine Skizze der Gefäße war nicht zu erhalten.

Auf dem Grundstück Seestraße 12, S. K. + 18, wurde bei Ausschachtungsarbeiten eine topfförmige Urne ohne Henkel gefunden (Verbleib unbekannt).

In der Nähe der „Eisernen Villa“, S. K. + 19, fand sich:

Tonscheibe von 6 cm Durchmesser, in der Mitte durchlocht, hellbraun. Die größte Dicke beträgt 1,5 cm. Nach dem Rande zu ist die Scheibe abgeflacht¹⁾ (L. K. M. A 506).

Bei Wegeverbesserung an der Ringstraße, S. K. □ 3, wurde im Frühjahr 1919 an einer Böschung eine dunklere Erdstelle bemerkt. Der hiervon benachrichtigte Leiter des L. K. M. untersuchte die Stelle und stellte fest, daß es sich hier um eine Abfallgrube handeln müsse. Gefäßreste fanden sich in der Grube nicht vor.

Daraufhin wurde auf Veranlassung des L. K. M. im Herbst 1920 eine Probegrabung auf diesem Geländeteil vorgenommen. Gegenüber dem Grundstück Ringstraße 10, S. K. □ 4, wurde in 9 m Entfernung von der Straßenfront in Nord-Südrichtung ein 9 m langer und 1½ m breiter Rasenstreifen aufgehoben. Es zeigten sich nun (Skizze, Taf. III!) in der bloßgelegten Erde 4 kreisrunde dunkle Stellen von 1,20 m Durchmesser. Die letzte Stelle lag noch zum Teil unter der Rasenschicht und es mußte daher hier noch ein ½ m breiter Rasenstreifen in östlicher Richtung aufgehoben werden. Das Aufheben des Rasens wurde in Ost-Westrichtung fortgesetzt und dadurch ein Viereck

¹⁾ Mitteilungen II, 1912, S. 59.

freigelegt, dessen Nordseite 6 m, Südseite 7,9 m, Ost- und Westseite 9 m lang waren. An der Nord- und Südseite hoben sich noch 2 dunkle, elliptisch geformte Stellen in Ost-Westrichtung ab, in der Mitte liegend in Nord-Südrichtung eine ebensolche. Länge derselben 3 m, Breite 1,20 m. An der Westseite sah man noch eine dunklere runde Stelle von 1,20 m Durchmesser. Die runden Stellen ließen der Lage nach Pfostenlöcher, die elliptischen Abfall- oder Herdgruben vermuten, was durch den Inhalt derselben bestätigt wurde. Vertikalschnitte zeigten bei den Pfostenlöchern senkrechte Wände mit unten bogenförmigem Abschluß bei 1,25 m Entfernung von der Erdoberfläche, bei den Abfall- bzw. Herdgruben in der Mitte derselben eine Tiefe von 1,50 m, die sich nach den Seiten zu allmählich ausweitete. (Genauere Angabe der Entfernungsmaße siehe Skizze Taf. III.)

Beim Abheben der Kulturschichten fand sich an der in der Skizze mit × bezeichneten Stelle, dicht über dem gewachsenen Boden liegend, ein Feuersteinmesser von $5\frac{1}{2}$ cm Länge. Taf. III, 18.

Im 1. Pfostenloch fanden sich: 0,30 m unter der Erdoberfläche, an den Seiten gelegen, zahlreiche verzierte und unverzierte Scherben. Von den verzierten Scherben seien erwähnt:

Scherben mit 6 Furchenstrichen.

Schälchen aus schwärzlichem Ton mit 3 nach innen eingedrückt Dellen, einer größeren von 2,5 cm Durchmesser in der Mitte des Schälchens und zwei kleineren von 1,5 cm Durchmesser in 2 cm Entfernung von der größeren. Ob an der Bruchstelle ein Henkel gesehen, läßt sich nicht feststellen. Durchmesser der Schale 11 cm: Taf. III, 13.

Scherben mit 6 wagerechten Furchenstrichen und darunter Gruppen von 4 und 5 senkrechten Strichen: Taf. III, 14.

Weiter unten, 1 m von der Erdoberfläche entfernt, fanden sich, an der Seite des Pfostenloches, im Kreise angeordnet, keilförmig gespaltene Steine aus Granit, die sicher zum Befestigen der Pfosten in den Pfostenlöchern gedient haben. Auch ein Pferdeunterkiefer mit gut erhaltenen Zähnen wurde in diesem Pfostenloch gefunden.

Im 2. Pfostenloch fanden sich außer unverzierten Scherben in derselben Lage:

Bruchstück eines Gefäßes mit Henkel, unter dem Henkel 2 Dellen-eindrücke.

2 aneinanderpassende flachgewölbte Scherben eines größeren Gefäßes, die auseinanderliegend gefunden wurden, mit 6 Rillen auf dem einen und darunter 4 über beide Scherben schräg zu den Rillen verlaufenden flachen Hohlräumen.

Scherben aus rotbraunem Ton mit Singernageleindrücken.

Stück einer flachen Schale mit Randkerben, in denen Furchenstrichgruppen angebracht sind: Taf. III, 15.

2 zusammenpassende Scherben einer Schüssel mit breitem wagerecht nach außen gebogenem Rand: Taf. III, 16.

Im 3. Pfostenloch fanden sich:

Randscherben mit Fingernageleindrücken.

Scherben mit zwei schrägen Facetten.

Andere unverzierte Scherben und Steine.

Im 4. Pfostenloch fand man nur unverzierte Scherben.

Im 5. Pfostenloch fanden sich:

Scherben eines ausgebauchten Gefäßes mit Henkel.

Scherben mit 3 tiefen, an den Rändern scharfen Furchenstrichen.

Scherben mit 4 flachen Rillen; darüber eine Tupsfrenthe.

Rest eines Pferdiefers mit Sämen und Steine.

In der Abfallgrube a fanden sich:

Mehrere verschlachte Gefäßscherben, darunter wulstartige Randstücke einer großen Schüssel: Taf. III, 17.

Scherben mit 3 breiten, tiefen Furchenstrichen.

Bruchstücke eines Schälchens und Pferdezähne.

In der Abfallgrube b fanden sich:

Unverzierte Scherben.

In der Abfallgrube c fanden sich:

Bodenstück eines Gefäßes mit 3 horizontalen Furchen an der Seitenfläche.

Scherben mit 4 flachen Hohlkehlen.

Scherben mit Delle.

Scherben mit 4 scharfgerandeten Furchen.

Scherben mit Facette. (Sämtlich im L. K. M. A 716.)

Die Erde in den Abfallgruben fühlte sich fettig an und zeigte eine schwach glänzende schwarze Färbung.

Nach den Funden zu urteilen, handelt es sich um Spuren einer Siedelung, die auch der jüngeren Bronzezeit angehörte, da die Siedlungskerben dieselben Verzierungsmotive aufweisen wie die Gefäße und Scherben der Gräber.

Leider konnte, wie beabsichtigt, die durch freiwillige Hilfskräfte im Herbst 1920 begonnene Grabung im folgenden Frühjahr nicht fortgesetzt werden. Das zeitige Frühjahr nötigte den Besitzer, schon begonnene Rigolarbeiten im Februar 1921 fortzusetzen. Dabei wurde gefunden: S. K. + 20:

Große bauchige Urne mit hohem Hals und nach unten einziehendem Bauch mit schwachem Bodenansatz, auf der Schulter flache Schräghohlkehlen. Taf. III, 19.

Kleines, zylindrisches Beigefäß von 6½ cm Höhe mit 2 kleinen Ohrenhenkeln aus hellbraunem Ton. Zwischen den Henkeln ziehen sich 3 horizontale Furchenstriche entlang, ebenso laufen um den Unterteil des Gefäßes

3 horizontale Furchenstriche. Von den beiden Henkeln ziehen sich nach beiden Seiten 2 schräge Furchenstriche herunter: Taf. III, 20.

Kleines Näpfschen von $2\frac{1}{2}$ cm Höhe. Um die Seitenwand zieht sich eine Reihe senkrechter Striche, um den leicht vorgewölbten Bodenansatz eine Reihe senkrechter Stricheldchen: Taf. III, 21.

Kleines Beigefäß von $6\frac{1}{2}$ cm Höhe mit senkrechtem Hals, oben vorgewölbtem, nach unten einziehendem Bauch aus braunem Ton, ohne Verzierung: Taf. III, 22.

Kleiner Topf aus schwärzlichem Ton von 6 cm Höhe mit einem Ösenhenkel. Die im oberen Teil senkrechten Seitenwände bauchen sich nach unten kugelig aus: Taf. III, 23.

Topfförmige Urne aus aschgrauem Ton mit leicht nach außen gebogenem Rand von 14 cm Höhe: Taf. III, 24.

Rest eines wannenförmigen Gefäßes von 10 cm Höhe mit 2 kleinen Ösenhenkeln. Zwischen denselben ziehen sich 3 horizontale Killen entlang. Auf dem erhaltenen Seitenteil auf der linken Seite 3 fast senkrechte Killen und auf der rechten Seite 4 schräge Killen: Taf. III, 25. (Sämtlich Privatbesitz.)

Serner fand man an dieser Stelle, S. K. O 11, beim Rigolen:

Bronzenadel von 15 cm Länge mit kugeligem Kopf, die beim Aufheben zerbrach: Taf. I, 14 (Privatbesitz) und größere und kleinere im Feuer gehärtete Lehmperlen, die aus Unkenntnis beiseite geworfen wurden.

Auf dem Plateau des Werder befanden sich also gleichzeitig Gräberfeld und Siedlung. Das Vorhandensein der letzteren wird durch Lehmewurfstücke, verschladte Gefäßscherben, Mahlsteine, Pfostenlöcher und Abfallgruben erwiesen. Es scheint nun, als ob zu den Siedlungen, die auf verschiedenen Stellen des Plateaus bestanden, auch bestimmte Gräberfelder gehört haben. Jedenfalls läßt sich ein zusammenhängendes Gräberfeld mit zeitlich aufeinanderfolgenden Gefäßtypen nicht nachweisen. Es ist bedauerlich, daß nach Bekanntwerden der ersten Funde nicht systematische Grabungen veranstaltet wurden; manche ungeklärte Frage wäre sicher der Lösung nähergeführt worden.

Aus dem Vorhandensein der Siedlungen erklärt sich wohl das Vorkommen der zahlreichen Bronzedepts. Kein Gräberfeld der sog. Lausitzer Kultur weist eine solche Zahl von Bronzefunden auf. Auch hier kann höchstens die im Feuer geglühte Lanzenspiße (S. 8) als Grabbeigabe angesprochen werden. Sämtliche anderen Bronzedeptfunde müssen wohl als: in der Siedlung der Erde anvertraute Schatzfunde gedeutet werden.

Unter Umständen bestand sogar in der Siedlung eine Werkstatt, wofür der gefundene Punzstift (S. 8), der Steinhammer (S. 10) und vielleicht noch die Lanzenspiße mit Gußnaht (S. 13) sprechen würden. Auch das Vorkommen der 3 Sibeln mit verbreitertem Bügel in derselben Siedlung, die eine Ent-

widlungsreihe von der spitzovalen zur kurzovalen Bügelplatte darstellen, läßt das Bestehen einer Werkstatt vermuten.

Die in den Abraumsanden der 2 km entfernten Tongrube der Budower Ziegelei südlich vom Schermühelsee (Abb. 1) im Jahre 1866 gefundenen Gußformen¹⁾ aus der jüngeren Bronzezeit (L. K. M. A 18—20) deuten darauf hin, daß in der Gegend eine Gießwerkstatt bestanden hat. (Auch hieraus würde sich der Reichtum an Bronzen erklären!) Gußstüchen, wie sie in Seelow²⁾ gefunden worden sind, sind allerdings nicht zum Vorschein gekommen. (Die Budower Ziegelei gehört zur Gemarkung Wüste Sieversdorf, nicht, wie Goeße³⁾ angibt, zu der Gemarkung Wald Sieversdorf, das eine neu entstandene Dillenkolonie am Nordufer des großen Däbersees ist.)

Von den Bronzefunden, die dem illyrischen Formkreis angehören, werden die massiven Armringe in die Periode III (1400—1150 vor Chr.) der Bronzezeit gesetzt⁴⁾. Auch die Spiralplattenfibeln mit Kreuznadelkopf, Var. C., hat nach Belz ihre Entwicklung in Periode III⁵⁾. Die Entwicklung der Spiralplattenfibeln mit verbreitertem Bügel, Form 1, setzt nach dem vorher bereits erwähnten Bericht von Belz über die bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln am Schluß der Periode III ein, und hat diese ihre Hauptentwicklung in Periode IV der Bronzezeit (1150—1000 vor Chr.). Dieselbe Zeit setzt auch Kossinna für diese Fibelform an⁶⁾, und zwar weist er die spitzovale Bügelform mit reicher Verzierung wie sie die Fibeln Taf. I, Nr. 8 und 12 zeigen, in den Anfang, die breitovale Bügelform, wie sie Taf. I, Nr. 9 zeigt, in den weiteren Verlauf der Periode IV. Die Bronzedeptofunde weisen also in den Schluß der älteren und in die erste Hälfte der jüngeren Bronzezeit.

Nur eine Nachricht liegt vor, daß Budelgefäße, deren Hauptentwicklung in die Periode III fällt⁷⁾, gefunden worden sind. Die überwiegende Zahl der keramischen Gegenstände weist in die jüngere Bronzezeit. Diese Keramik gehört nach Goeße⁸⁾ dem „nicht mehr reinen Aurither Typus“ an, den er der Periode IV (1150—1000 vor Chr.) und der Periode V⁹⁾ (1000—750 vor Chr.)¹⁰⁾ zuweist. In den Siedlungsfunden sehen wir neben dem Aurither Typus aber auch Scherben mit Niederlausitzer Kanelürenkeramik. Da diese

¹⁾ Goeße, a. a. O., S. 69 und 70 (dasselbst weiterer Nachweis!) und Taf. II, Abb. 1—5.

²⁾ Goeße, a. a. O., S. 60.

³⁾ Goeße, a. a. O., S. 69.

⁴⁾ Mielfke, Landeskunde der Provinz Brandenburg 1912, Bd. III, Taf. VI, S. 10 und Goeße, a. a. O., S. 26 und Taf. I, Nr. 3.

⁵⁾ Zeitschr. f. Ethn. 1913, Belz, Bericht. S. 670.

⁶⁾ Mannus IX, 1917, S. 127: Meine Reise nach Ost- und Westpreußen.

⁷⁾ Mannus IV, 1912: Kossinna, Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas II, S. 180.

⁸⁾ Goeße, a. a. O., S. 10.

⁹⁾ Goeße, a. a. O., S. IX.

¹⁰⁾ Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, 3. Aufl. 1921, S. 130.

beiden Formen auch anderwärts vereint vorkommen (siehe Goëze: Der Schloßberg bei Burg im Spreewald, Präh. Zeitschr. IV, 1912, Taf. 26 u. 27) wäre es wohl praktischer, für diese Zeit allgemein vom Hohlkehlen-, Rillen- und Furchenstil als Oberbegriff zu sprechen, wie Professor Dr. Hubert Schmidt in seinen archäologischen Übungen am Museum für Völkertunde. Die Gefäßformen weisen also bis an den Schluß der jüngeren Bronzezeit.

Der Werder bei Budow ist somit, nach Bronzedepot- und Keramikkunden zu urteilen, am Schluß der Periode III der Bronzezeit, also um 1150 vor Chr. herum, besiedelt worden, und bestand diese Siedlung bis zum Schluß der jüngeren Bronzezeit, also bis 750 vor Chr.

Zum Schluß noch einige Worte über den S. 9 beschriebenen Depotfund: S. K. O 7. Hier lagen zusammen: 2 mittelständige Lappenbeile, die Lissauer¹⁾ für Periode II ansieht, 2 rundstabige Armringe aus Periode III, 1 Spiralplattenfibel mit kurzovalem Bügel aus Periode IV der Bronzezeit und 1 Lanzenspiße. Wenn es auch nichts Auffälliges ist, daß Gegenstände aus einander benachbarten Perioden zusammen gefunden werden und manche Formen sich mehrere Perioden hindurch gehalten haben, so sind doch keine Funde mit Gegenständen aus 3 aufeinander folgenden Perioden bekannt. Es ist also anzunehmen, daß das mittelständige Lappenbeil sich von Periode II bis in die Periode IV hinein gehalten hat (ich verweise nochmals auf den Depotfund: S. K. O 7, S. 9, bei dem 2 Lappenbeile mit den beiden Spiralplatten mit verbreitertem Bügel und auf den Depotfund: S. K. O 8, S. 11, bei dem 2 Lappenbeile ebenfalls mit einer Spiralplattenfibel mit verbreitertem Bügel zusammenlagen) und nicht nur in Periode II auftritt, wie Lissauer in seinem Bericht angibt. Auch wäre es wohl der Untersuchung wert, ob nicht die Weiterbildung der mittelständigen Lappenbeile zur österreichisch-ungarischen Zwischenform aus Periode IV im illyrischen Kulturkreis stattgefunden hat. Die beiden Lappenbeile des Depotfundes: S. K. O 8, S. 11, zeigen bei dem einen schon etwas höher gerückte Lappen, bei dem anderen Beile bedeutend höher gerückte Lappen. (Siehe dazu: Mitteilungen IV/V, 1914/15, Abb. 13, S. 95.)

¹⁾ Zeitschr. f. Ethn. 1906, Lissauer, Bericht: Lappenbeile. S. 818.

Eine vorgeschichtliche Rassel.

Don Peter Hörter, Mayen.

Mit 1 Textabbildung.

Im Herbst 1921 sah ein Vorstandsmitglied des Mayener Geschichts- und Altertumsvereins im Hause eines Landwirtes in dem Dorfe Rüber auf dem Maifelde zufällig im Glaschrante nebenstehend abgebildete Rassel aus Ton stehen. Er fragte den Eigentümer, wo er das Stück her habe, und erhielt folgende Antwort. Er habe im Jahre 1900, als er zu Bauzwecken auf der Gemeindefandtaul des Nachbarorts Kalt Sand abgegraben habe, etwa 60 cm tief eine große Schüssel von bräunlicher Farbe, 2 kleine rötliche Teller, ein ganz grün aussehendes Metallstück wie ein Löffelchen und noch einige andere solcher Metallstückchen gefunden. Die Rassel habe in der großen Schüssel gestanden, und die Erde sei an der Stelle schwarz gewesen. Die Schüssel sei ganz in Stücke gebrochen, weshalb er diese nicht mit nach Hause genommen hätte. Die Rassel, die kleinen Teller und das Löffelchen (vielleicht Nadel) habe er mitgenommen, doch seien ihm später bis auf die Rassel alle genannten Stücke abhanden gekommen. Soweit der Bericht des Landmannes. Es handelt sich demnach um ein Brandgrab. Der Finder schenkte auf die Bitte des Vorstandsmitgliedes die Rassel an die Sammlung des Geschichts- und Altertumsvereins. Es ist ein gewiß selten vorkommendes Prachtstück, glänzend schwarz, von 8 cm Höhe und an der breitesten Ausbuchtung in der Mitte 9 cm. Dort sitzen 6 Warzen, jede mit konzentrischen Kreisen und einem Kerbschnittbänder umgeben. Ober und unter den Warzen laufen Horizontalrillen, dazwischen Kerbschnittbänder. Von der Spitze laufen 4 Kerbschnittbänder senkrecht auf das obere Horizontalband, und unten auf dem Boden wieder 2 sich kreuzende Kerbschnittbänder. In den Rillen glaube ich Reste von weißer Inkrustation zu erkennen. In das Innere sind Steinchen eingebaden, welche beim Schütteln einen ziemlich hellen Ton abgeben. Da ein ähnliches Stück mir aus rheinischen Sunden bisher nicht bekannt war, kam es mir, als ich es zuerst sah, etwas

zweifelhaft vor, und wir nahmen uns vor, so bald wie möglich die Fundstelle aufzusuchen, was dann auch etwa 14 Tage später geschah. — Zuerst suchten wir den Finder auf, der die früher gemachten Angaben bestätigte und uns die Fundstelle genau angab. Diese liegt etwa 1 km hinter Kalt, am Wege nach Münstermaifeld an der Kalter Hohl, auch Sandwiese genannt, weil dort die Bewohner der umliegenden Ortschaften zu Bauzwecken Sand abgraben. Die Straße steigt von Kalt ziemlich stark an bis zur Hochfläche, wo die Sandgruben liegen, welche wir leicht fanden. Wir suchten die verschiedenen Stellen, wo Sand abgefahren worden war, ab und fanden auch bald mehrere vorgeschichtliche Scherben, darunter ein Randstück mit Schrägrand und Henkel, wie solche in der Spätbronze- und Frühhallstattzeit bei uns oft vorkommen. Dann fragten wir einen im Felde arbeitenden Landmann, ob dort schon öfter Gefäße gefunden worden seien. Er nannte uns gleich zwei Kalter Anwohner, welche dort Funde gemacht haben sollen. Auch auf seinem, an der gegenüberliegenden Seite der Straße liegenden Acker, stoße er öfter auf große schwärzliche Gruben, und dabei lägen auch immer Steine (wohl Wohngruben). Auch dort fanden wir mehrere Scherben derselben Zeit. Wir gingen nun zum Dorfe zurück und fragten zuerst bei dem uns als Finder genannten Ortsvorsteher nach, welcher uns erzählte, er habe 1910 in seinem Felde an den Sandgruben an 2 Stellen Töpfe mit Asche und mehreren kleinen Gefäßen gefunden, welche er an einen Händler nach Münstermaifeld verkauft habe, welcher mir dieses auch später bestätigte. Auch der zweite uns von dem Landmanne genannte Finder bestätigte uns die Grabfunde.



$\frac{2}{3}$ natürlicher Größe.

Es kann nach allen diesen Berichten also kein Zweifel mehr bestehen, daß dort ein größeres Gräberfeld und eine Ansiedlung liegt, denn die Funde erstrecken sich über mehrere Felder.

Auch die Zeitstellung ist ziemlich sicher. Kerbschnitt kommt bei uns nur in der ältesten Hallstattzeit vor. Siehe Mannus, Bd. IV 1912, Tafel 26 bis 27: Gräber von Gering-Kehrig. Als weiterer Beweis kann dienen, daß Herr Dr. Behrens vom Zentral-Museum in Mainz jetzt in einer frühhallstattzeitlichen Wohngrube bei Siefersheim in Rheinhesen ein ähnliches Stück, auch mit Buckeln besetzt, aber ohne Kerbschnittverzierung, gefunden hat. Sonst sind mir aus den Rheinlanden keine weiteren derartigen Funde bekannt.

In der „Urgeschichte der Menschheit“ von M. Hörnes, Sammlung Götschen, S. 125, sind 3 Rasseln abgebildet, 2 davon in Vogelform, eine mit Handgriff, ebenfalls aus der Hallstattzeit. — Daß unser Stück als Kinderspielzeug gedient hat, ist wohl nicht gut anzunehmen, denn erstens ist es für eine Kinderhand zu groß, und zweitens war ein solches Stück in seiner schönen Ausführung und weil so leicht zerbrechlich, für ein Kinderspielzeug zu schade. Eher nehme ich an, daß es ein Kultgegenstand war. Gebrauchen doch auch heute noch alle auf niederer Kulturstufe stehende Völker beim Götzendienste allerlei Instrumente, um damit die verschiedensten Töne hervorzubringen. — Unser Verein beantragte noch im Herbst bei der Regierung die Erlaubnis zu einer Versuchsgrabung an der Fundstelle der Rassel, aber, als die Genehmigung eintraf, war inzwischen Frost eingetreten, welcher den ganzen Winter anhielt, und als jetzt im Frühjahr das Wetter besser wurde, fingen die Bauern sofort mit der Bearbeitung der Felder an, so daß wir unsere Grabung bis zum Herbst verschieben mußten.

Ein Versuch zur Herstellung baltisch-archäologischer Typenkarten.

Don Dr. A. Friedenthal.

Dazu 5 Karten (Tafel VIII—XII).

Vorbemerkung.

Vorliegende Arbeit ist 1912 auf dem zweiten baltischen Historikertag in Reval vorgetragen worden. Die Drucklegung der Arbeiten dieser Tagung, die in Riga erfolgen sollte, verzögerte sich bis 1914. Durch den Ausbruch des Weltkrieges geriet der Druck ins Stocken und ist infolge der Kriegs- und Nachkriegswirren nicht zu Ende geführt worden. Dank dem überaus freundlichen Entgegenkommen des Herrn Geheimrat Professor Kossinna kann die Arbeit schließlich doch noch veröffentlicht werden. Freilich sind seit der Entstehung derselben zehn Jahre verstrichen, aber ungeachtet dessen glaubt Verfasser sich berechtigt, sie ohne wesentliche Änderungen den Sachkreisen vorlegen zu dürfen, weil das Sachmaterial, auf dem diese Untersuchung fußt, seitdem keine wesentliche Bereicherung erfahren hat und die Schlüsse, zu denen Verfasser seinerzeit gelangt ist, auch heute noch zu Recht bestehen.

Mit meinen heutigen Ausführungen begeben mich auf ein Gebiet, das in der baltischen Vorgeschichtsforschung bisher so gut wie gar nicht bearbeitet worden ist. Daher kann ich auch nichts Fertiges, Abgeschlossenes bieten, sondern nur einen Versuch, einiges aus der Fülle bisheriger Forschungsergebnisse einheimischer Vorgeschichte kartographisch darzustellen. Es handelt sich nur um Skizzen, aus denen vielleicht in Zukunft ein möglichst vollständiges Bild der gesamten materiellen vorgeschichtlichen Kulturentwicklung unseres Landes ersteht.

Es sind bereits zwei archäologische Karten des Baltikums vorhanden, die von Grewingf, erschienen 1884, und die von Sižka, erschienen 1896¹⁾. Beide geben im wesentlichen nur Fundorte, berücksichtigen so gut wie gar nicht Typen. Sižka scheidet allerdings für das ältere Eisenalter die Gräber nach der Bestattungsform, d. h. Skelett- oder Brandgräber. Grewingf differenziert weiter und verwertet 3. T. auch Grabformen; ferner finden sich auf seiner Karte einige Typendarstellungen für die Steinzeit. Beide Karten sind aber im wesentlichen doch nur Fundkarten. Im Jahre 1902 wurde dann von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga die Anfertigung einer archäologischen Karte der Ostseeprovinzen angeregt. Doch mußte dieses Unternehmen aufgegeben werden, da die Verhandlung in dieser Angelegenheit mit den anderen baltischen historischen Gesellschaften zuviel Schwierigkeiten ergab. Wichtige Grundlagen für meinen Versuch sind Grewingfs Abhandlung „Über heidnische Gräber Russisch-Litauens und einiger benachbarter Gegenden, insbesondere Lettlands und Weißrußlands, Dorpat 1870“, und ganz besonders Hausmanns Einleitung zum Katalog der Ausstellung zum X. archäologischen Kongreß in Riga 1896. Ein großer Teil des von mir verarbeiteten Materials ist in den Publikationen unserer einheimischen historischen Gesellschaften enthalten. Für Überlassung ungedruckten Materials möchte ich an dieser Stelle den historischen Gesellschaften in Riga, Wenden, Dorpat, Pernau, Sellin, Arensburg und Weihenstein meinen besten Dank aussprechen.

Mein Versuch will von einer archäologischen Karte, welche ja die gesamte Vorgeschichte umfassen sollte, ganz absehen und nur Typen aus 2 Gebieten vorgeschichtlicher Kulturhinterlassenschaft kartographisch darzustellen suchen. Erstens die Grabtypen, zweitens die älteren Formen der Sibel bis zur Armbrustsibel mit kurzem Nadelhalter, d. h. Sibelformen der ersten 5 nachchristlichen Jahrhunderte.

Die Gräber wählte ich erstens deshalb, weil eine Gruppierung derselben nach Typen bisher nicht versucht worden ist. Zweitens aus dem Grunde, weil Grabformen als durchaus einheimisch, bodenständig, d. h. für ein gegebenes Gebiet charakteristisch, gelten müssen. Sie werden mit großer Zähigkeit festgehalten, ändern sich nur langsam. Die Grabformen sind zweifellos weit unveränderlicher als die Grabinventare, die Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, die weit eher durch Zustrom von außen und andere Zufälligkeiten beeinflusst werden können, da bei ihnen die Mode mitspielt, während bei Grabformen, d. h. beim Totenkult, sehr dauerbare religiöse Vorstellungen bestimmend sind. Bei gleichen Grabinventaren, aber verschiedenen Grabformen, haben letztere größeres Gewicht, sie scheiden mehr, als die Inventare zu einen scheinen. Daher deuten verschiedene Grabformen in benachbarten Gebieten auf Ver-

¹⁾ C. Grewingf, Karte des Stein-, Bronze- und ersten Eisenalters von Livland, Estland und Kurland. Verhandl. d. gelehrten estnischen Gesellsch. zu Dorpat Bd. XII, 1884. — Sižka, Archäologische Karte von Livland, Estland und Kurland. Dorpat 1896.

chiedenheit einstiger Besiedelung, während plötzliche Änderung im Grabtypus innerhalb eines Gebiets für durchgreifende Umwälzungen innerhalb der Bevölkerung dieses Ortes spricht.

Für die Sibeln entschied ich mich aus dem Grunde, weil die Chronologie und Typologie dieser Fundgruppe auf relativ festem Boden steht und unsere Sibeln enge Beziehungen zu denen archäologisch gut durchforschter Gebiete aufweisen. Schließlich liegt in Almgrens „Studien über nordeuropäische Sibelformen, Stockholm 1897“ ein Werk vor, das unsere Sibelfunde berücksichtigt und dem ich in der typologischen Scheidung derselben gefolgt bin.

Bei Durchsicht der Berichte über aufgedeckte vorgeschichtliche Gräber unserer Provinzen ergab sich bald die schwierige Frage: „Was eignet sich von diesem Material für eine Typenkarte?“ — Um nur genügend Gesichertes zu bringen, sind daher bei der Kartierung nur solche Gräber berücksichtigt worden, für die ein soweit genauer Plan oder eine soweit klare Beschreibung vorliegt, daß sich daraus ein Wiederaufbau der Anlage vornehmen läßt. Ferner solche Gräber, die von einer auf dem Gebiet baltischer Vorgeschichte als Autorität geltenden Persönlichkeit als zu einem gewissen Typus gehörig bezeichnet worden sind, auch wenn für diese Gräber Pläne oder Beschreibungen fehlen. Bei einer derartigen Sichtung des Materials schrumpft dasselbe freilich stark zusammen, da leider für eine sehr große Zahl von bekannt gewordenen Gräbern ausreichende Beschreibungen und Pläne fehlen. An dieser Stelle muß ich bemerken, daß ich mit der Bezeichnung „Steinsetzung“, die in unseren baltischen Fundberichten oft wiederkehrt, nichts anzufangen verstanden habe und daher, falls sich nicht anderes Material zur genaueren Bestimmung dieser Grabformen beschaffen ließ, von der Kartierung der „Steinsetzungen“ abgesehen habe. Die Bezeichnung „Steinsetzung“ ohne charakterisierenden Zusatz besagt ja weiter nichts, als daß zum Aufbau des betreffenden Grabes Steine verwandt worden sind, und erscheint mir daher zu unbestimmt, um für eine nähere Charakterisierung von Grabtypen in Frage zu kommen.

Innerhalb der im Baltikum bekannt gewordenen Grabformen, für die genügend genaue Pläne oder Beschreibungen vorliegen, glaube ich folgende 8 Typen unterscheiden zu können:

1. Skelettlachgräber.
2. Brandlachgräber.
3. Steinkistengräber.
4. Bootförmige Steinsetzungen oder Wella-Laiwa.
5. Dieredige Steinsetzungen.
6. Steinreihengräber.
7. Steinhügelgräber.
8. Erdhügelgräber.

Für jeden Typus ist auf der Karte ein besonderes Zeichen gewählt worden. Ein Punkt unter demselben bedeutet mehrere Gräber dieses Typs

am Ort. Der farbige Strich unter dem Ortsnamen oder dem Typenzeichen deutet die Zeitstellung des betreffenden Grabes an, wobei orange = Steinzeit, grün = Bronzezeit, rot = ältere Eisenzeit, blau = jüngere Eisenzeit bedeutet, während schwarz = Anlagen von unsicherer Zeitstellung bezeichnet¹⁾). Als ungefähre Grenze zwischen älterer und jüngerer Eisenzeit habe ich, im Gegensatz zum bisher im Baltikum üblichen Verfahren, das Jahr 500 nach Chr., nicht das 8. Jahrhundert gewählt.

Bei den Typen 1 und 2, d. h. bei den Skelett- und Brandflachgräbern, ist die Bestattungsform — Körperbeisetzung oder Verbrennung — bereits durch das Typenzeichen angegeben, während für die übrigen 6 Grabtypen die Zeichen über die Bestattungsform nichts sagen. Diese Inkonsequenz ist teils durch technische, teils durch sachliche Bedenken veranlaßt worden und bildet zweifellos einen Mangel, den zu vermeiden mir nicht geglückt ist. Für die beiden Gruppen der Flachgräber, für Typen 1 und 2 ließ sich ohne weiteres Grab und Bestattungsform durch ein Zeichen angeben. Beides sind Gruftgräber, unterscheiden sich nur durch die Bestattungsart, die für Maße und Anordnung bestimmend ist. Bei den übrigen 6 Gruppen wäre man zwecks Andeutung der Bestattungsform ohne Einführung neuer Zeichen oder Farben nicht ausgekommen, dadurch hätte aber die Karte viel an Übersichtlichkeit verloren. Besonders wäre das bei den viereckigen Steinsetzungen, den Steinhügeln und 3. C. auch den Steinreihengräbern der Fall gewesen, wo häufig beide Bestattungsformen in ein und demselben Grabe nebeneinander hergehen und es oft unmöglich ist, zu entscheiden, welche von ihnen vorherrscht.

Ich möchte nun in aller Kürze Zeitstellung und Verbreitung der einzelnen Grabtypen besprechen:

Skelettflachgräber, d. h. mehr oder weniger tief in den Boden eingesenkte Gruftgräber, sind unsere ältesten noch der Steinzeit angehörenden Gräber. Diese wenigen sicher beobachteten steinzeitlichen Grabanlagen fanden sich in Nordestland, in der Nähe Revals bei Laack, in Nordlivland und auf Ösel. Aus der älteren Eisenzeit, und zwar zunächst aus dem Ende derselben, kennen wir bisher nur von 4 Orten Skelettflachgräber: Kaipen, Plawnefahns in Livland und Groß-Auß, Schlaguhnen in Kurland. In der jüngeren Eisenzeit wird das Skelettflachgrab, häufig in der Form ausgedehnter Gräberfelder, für weite Gebiete unseres Landes die vorherrschende Grabform, so in Kurland, Süd- und Mittel-Livland, während in Nord-Livland, Ösel und Estland diese Grabform im ganzen recht selten zu sein scheint.

Die Brandflachgräber, in der Form ausgedehnter, oft ganz flach liegender Depots von Leichenbrandresten und Beigaben — treffend als Aschenfriedhöfe

¹⁾ In einem Teil der Karten-Auflage konnten nur 2 Farben Verwendung finden. Orange, grün und rot sind durch verschiedenartige Schraffur gekennzeichnet; welche Farben sie vertreten, besagt die Zeichenerklärung.

bezeichnet — gehören ausschließlich der jüngeren Eisenzeit an und finden sich in West- und Nord-Kurland und auf Ösel. Kürzlich ist ein Gräberfeld dieses Typs in Nord-West-Estland, bei Thula, nachgewiesen worden.

Die Kistengräber dürften, soweit eine Zeitbestimmung derselben bisher möglich gewesen, in unsere ärmliche ostbaltische Bronzezeit gehören. In Nord- und Mittel-Estland, auf Ösel und an 3 Orten in Livland, in Treiden-Putel, Auzeem und Neuhoß ist diese Grabform beobachtet worden. Im Norden in Steinhügeln, im Süden in Erdhügeln, stets mit etwa mannesgroßer Steinkiste.

Die Wella-Laiwa, wohl die merkwürdigste Grabform unseres Landes, sind zeitlich nicht mit voller Bestimmtheit festzulegen, meiner Meinung nach gehören sie auch in die Bronzezeit. Dafür scheinen mir Grabbau und Bestattungsform — Leichenbrand in Urnen, für unser Gebiet nur hier nachweisbar — zu sprechen, die Beziehungen zur jüngeren Bronzezeit Ostpreußens andeuten. Eine sichere zeitliche Bestimmung ist aber, wie schon gesagt, bisher nicht möglich gewesen. Das Verbreitungsgebiet der Wella-Laiwa ist sehr beschränkt, ein kleiner Bezirk an der Nordostküste Kurlands.

Die viereckigen Steinsetzungen, zeitlich ins ältere Eisenalter gehörig, schienen bisher fast ausschließlich dem Norden Estlands eigentümlich zu sein. Aber auch mitten in Livland findet sich eine recht typische Anlage dieser Art, die sog. „Steinsetzung“ von Ronneburg, Kaugar I.

Sehr enge Beziehungen bestehen zwischen diesen viereckigen Steinsetzungen und der nächstfolgenden Gruppe, den Steinreihengräbern — früher fälschlicherweise als „Schiffsgräber“ bezeichnet. Die Steinreihengräber gehören fast ausschließlich der älteren Eisenzeit an, einige scheinen aber auch über diese hinaus benutzt worden zu sein. Für das ältere Eisenalter sind die Steinreihen die charakteristische Grabform Nord-Livlands und Süd-Estlands. Meine Ansicht, die ich mir beim Studium von Plänen und Beschreibungen von Steinreihengräbern gebildet habe, geht dahin, daß für eine ganze Anzahl von Steinreihengräbern diese Bezeichnung nicht recht paßt, da diese Anlagen mit den oben besprochenen viereckigen Steinsetzungen identisch sind, es sind aneinandergefügte viereckige Steinsetzungen. Sollte meine Anschauung, daß die Steinreihengräber mit den viereckigen Steinsetzungen identisch sind, zutreffen, so hätten wir während des älteren Eisenalters im ganzen Norden unseres Gebiets einen einheitlichen Grabtypus. Eine Erscheinung, für die sich bei Beschreibung der Sibeltypen eine bedeutsame Parallele anführen läßt.

Die Steinhügelgräber, regellose Aufschüttungen oder Packungen von Steinen, kommen sowohl während der älteren, als auch der jüngeren Eisenzeit vor. Einzelne Beobachtungen scheinen ferner darauf zu deuten, daß diese Grabform bereits der vorchristlichen Zeit und sogar der Steinzeit angehört. Die Steinhügelgräber fanden sich bisher ausschließlich in der nördlichen Hälfte unseres Landes und auf Ösel. Aus Süd-Livland und Kurland ist noch kein einziges sicher beglaubigtes Steinhügelgrab bekannt geworden.

Die Erdhügelgräber gehören, mit Ausnahme des einen bronzezeitlichen Hügels bei Neuhoß in Livland, beiden Abschnitten des Eisenalters an. Sie zeigen in bezug auf ihre Verbreitung das umgekehrte Verhältnis wie die Steinhügelgräber, d. h. im Norden fehlen sie ganz, während sie im Süden unseres Gebiets häufig sind. In Kurland scheinen Erdhügelgräber für die ältere Eisenzeit typisch zu sein, aus der jüngeren Eisenzeit sind dort nur zwei Erdhügelgräberfelder bekannt, die bei Pedwahlen und Stabben. Im südlichen Livland sind alle genauer bekannten Erdhügelgräber mit einer einzigen Ausnahme (Mitau) jung-eisenzeitliche. Ungeklärt ist die Zeitstellung der Erdhügelgräber im äußersten Osten Livlands, um Neuhausen. Diese Gräber scheinen eine Gruppe für sich zu bilden und reichen vielleicht noch in die ältere Eisenzeit zurück.

Betrachten wir die landschaftliche Verbreitung der einzelnen Grabformen während der älteren Eisenzeit, so scheint es, — nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse zu urteilen — daß sich innerhalb unseres Gebiets 2 Provinzen unterscheiden lassen, eine nördliche, zu der Ostland, Nord- und Mittel-Livland gehören, und eine südliche, gebildet von Süd-Livland und Kurland.

In der Nord-Provinz treffen wir lauter Grabanlagen, zu deren Aufbau Steine verwandt worden sind, es sind das die viereckigen Steinsetzungen, die Steinreihengräber — wahrscheinlich mit ersteren identisch — und Steinhügelgräber.

In der Süd-Provinz finden wir dagegen ausschließlich Erdhügelgräber. Wohl sind bei diesen Steine zum Aufbau mit verwandt worden, so z. B. zur Umkränzung oder im Innern des Hügels, aber einen bestimmenden Einfluß auf die Form des Hügels hat dieses Material hier — im Gegensatz zum Norden — nicht. Außer den Erdhügeln finden sich dann noch in der Süd-Provinz vereinzelt und gegen Ende der älteren Eisenzeit einfache Flachgräber.

Dieser durch die Grabtypen bedingte Unterschied zwischen dem Norden und Süden unseres Gebiets ist sehr bemerkenswert und dürfte doch seine tieferen Gründe haben — fast möchte man an ethnographische Verschiedenheit denken. Die bisherige Annahme, daß unser Gebiet in archäologischer Beziehung in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten eine geschlossene Einheit gebildet habe, erscheint mir auf Grund der Verbreitung der Grabtypen durchaus einer Nachprüfung bedürftig. Jedenfalls hätte weitere Forschung, besonders im Grenzgebiet der von mir angenommenen Nord- und Süd-Provinz, auf dieses Moment zu achten.

Auf die Grabformen der jüngeren Eisenzeit brauche ich nicht zusammenfassend einzugehen. Alles, was sich heute darüber sagen ließe, findet sich schon in der Einleitung zum Rigaer Ausstellungskatalog.

Ich komme nun zum zweiten Teil meines Versuchs, der kartographischen Darstellung unserer Sibeltypen.

Bei Anfertigung dieser Karten bin ich im wesentlichen der von Almgren vorgenommenen Gruppierung der nordeuropäischen Sibelformen gefolgt. Für die typologische Scheidung der aus der Armbrustfibel mit umgeschlagenen Fuß entstandenen Formen sind mir die Arbeiten von Tischler-Kemte und Hadman maßgebend gewesen ¹⁾.

Auf den Karten sind die Fundorte der Sibeln durch Kreise angegeben, jeder Typus hat seine Farbe oder sein Zeichen ²⁾. Ein Punkt unter dem Kreise deutet an, daß mehr als eine Sibel des betreffenden Typus am Ort gefunden worden ist.

Alle Sibeltypen auf einer Karte zu bringen war aus technischen Gründen nicht möglich. Die Zahl der dazu erforderlichen Farben wäre zu groß geworden. Zeichen an Stelle der Kreise zu setzen, schien mir nicht rätlich, dadurch hätte die Übersichtlichkeit gelitten. Ich sah mich daher veranlaßt das Material auf mehrere Karten (4) zu verteilen, gebe aber gern zu, daß bei 1—2 Karten das Bild an Anschaulichkeit vielleicht gewonnen hätte. Auf die Sibeltypen der mittleren und jüngeren Eisenzeit bin ich nicht eingegangen, weil für den größten Teil des davon für uns in Betracht kommenden Materials eine Typologie noch nicht besteht. Aus gleichem Grunde, habe ich von einer Kartierung der Scheibensfibeln, die ja 3. T. in die ältere Eisenzeit gehören, Abstand genommen.

Die vorliegenden Karten zeigen ganz bemerkenswerte Eigentümlichkeiten bezüglich der Verbreitung gewisser Typen. Das Bild gestaltet sich kurz folgendermaßen: Überblickt man die Verbreitung der älteren Sibelformen, die im wesentlichen den beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderten angehören, so fällt zunächst auf, daß einige derselben ausschließlich dem Norden unseres Gebiets angehören, und zwar in einer Ausdehnung, die sich auffallend gut mit der von mir für die Grabformen angenommene Nord-Provinz deckt. Es sind das die eingliedrigen und die liv-estländischen Augenfibeln, ferner die verschiedenen Formen der Kopfschildfibel. Sehr ausgesprochen umgrenzte Verbreitungsgebiete findet man auch bei den jüngeren Sibelformen, die für die zweite Hälfte der älteren Eisenzeit charakteristisch sind. So kommt die Armbrustfibel mit umgeschlagenen Fuß und Dorn am Kopf ausschließlich im Norden vor, ähnliche Verbreitung zeigt auch die Sprossenfibel.

Auffallend arm ist unser Gebiet an Sibeln, die dem Schluß der älteren Eisenzeit, der Periode D, angehören.

Ganz besonderer Beachtung wert erscheint mir der oben erwähnte Parallelismus zwischen der Verbreitung einzelner Sibeltypen und gewisser Grabformen im Norden unseres Gebietes.

¹⁾ Ostpreußische Altertümer aus der Zeit der großen Gräberfelder nach Christi Geburt. Zusammengefaßt von Dr. Otto Tischler. Herausgegeben von H. Kemte, Königsberg i. Pr. 1902. — A. Hadman, Die ältere Eisenzeit in Finnland. Helsingfors 1905.

²⁾ Vgl. Anm. auf S. 116.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen.

Zum Schluß möchte ich nur noch einige Wünsche verlautbaren, die in mir bei Bearbeitung meines Themas rege geworden sind. Sie lauten:

Wer Gräber öffnet, sollte genaue Pläne und Beschreibungen dessen liefern, was er durch seine Ausgrabung für immer zerstört, damit auch andere nach ihm sich ein Bild vom Aufbau der Anlage machen können. Die Pläne und Beschreibungen sollten veröffentlicht, oder zum mindesten in den Archiven unserer historischen Gesellschaften niedergelegt werden, damit sie den Forschern leicht zugänglich sind.

Außer diesem Wunsch allgemeinen Charakters wage ich es, noch drei weitere, mehr besondere zu äußern, und zwar bezüglich dessen, worauf in Zukunft vorgeschichtliche Forschung in jeder von unseren drei Provinzen zu achten hätte.

1. In Estland ist noch das ganze Gebiet westlich von Reval, d. h. West-Harrien, die Wief und Dagö in archäologischer Beziehung terra incognita. Erwünscht wäre der Nachweis eines Anschlusses zwischen den Gräbern in Nord- und Süd-Estland. Ferner fehlen uns für Estland fast ganz die Gräber der jüngeren Eisenzeit.

2. Aus Süd-Livland ist über Grabanlagen älterer Eisenzeit so gut wie nichts bekannt. Auch die Hügelgräber bei Werro, um Neuhausen, bedürfen der Aufklärung.

3. Für Kurland sind unsere Kenntnisse der Gräber älterer Eisenzeit gänzlich lückenhaft. Die Frage nach der Zeitstellung der Wella-Laiwa ist noch ungelöst. Sehr erwünscht wären sorgfältige Untersuchungen der westkurländischen Brandgräberfelder. Im Süd-Westen Kurlands, an der preußischen Grenze, wäre danach zu sehen, ob und wie weit bronzezeitliche Hügelgräber, die in Ostpreußen, hart an der kurländisch-litauischen Grenze, nachgewiesen sind, sich in unser Gebiet hinein erstrecken.

Sundorte der in Estland, Livland und Kurland gefundenen Sibeltypen der Perioden B, C, D (1—500 nach Chr.)¹⁾.

1. Spätlatène. R. K. Taf. 5. 15.

Livland.
Stridenhof, R. K. 355, 1.

2. Almgren, Gruppe I; eingliederige Armbrustfibeln mit breitem Fuß. R. K. Taf. 5, 1.
Estland.
Türpsal, Almgren, Beilage I, 1.

¹⁾ Falls nicht anderes erwähnt wird, ist das Material Bronze.

3. Almgren, Gruppe III; Augenfibeln, Hauptserie. R. K. Taf. 4, 2.**Estland.**

Kuders (2), Almgren, Beilage I, 7.
 Türpsal (2), Almgren, Beilage I, 7.
 Oerthen, Mus. Reval.
 Schloß Wefenberg, Privatbesitz.
 Jeß (3), Mus. Reval.

Livland.

Pajus, Almgren, Beilage I, 7.
 „Riga“ (?) Almgren, Beilage I, 7.

4. Almgren, Gruppe III; Augenfibeln, liv-estländische Nebenserie. R. K. Taf. 4, 4.**Estland.**

Türfel (3), Almgren, Beilage I, 8.
 Kuders (7), Almgren, Beilage I, 8.
 Türpsal, Almgren, Beilage I, 8.
 Oerthen (4), Mus. Reval.
 Schloß Wefenberg (4), Privatbesitz.
 Jeß (2), Mus. Reval.
 Engdes, Mus. Reval.
 Laatt (2), Mus. Reval.
 Johannishof, Mus. Reval.
 Cournal, Gräberfeld Cournal, Taf. I, 1.
 Eyefer, S. B. Jerw. S. 59.
 Eßensberg, S. B. Jerw. S. 49.

Livland.

Eigltfer, S. B. estn. 1901, S. 238.
 Pajus (3), Almgren, Beilage I, 8.
 Alt-Woidoma (2), Jahres-B. fell. 1905, S. VII.
 Schloß Sellin (Kude), Mus. Sellin, R. K.,
 Einleitung, S. LXIII.
 Ronneburg (Kaugar II), Almgren, Bei-
 lage I, 8.
 Auzeem, Mus. Wenden.
 Odsen, Almgren, Beilage I, 8.

5. Almgren, Gruppe III; Augenfibeln, preußische Nebenserie. R. K. Taf. 4, 1.**Estland.**

Türpsal (3), Almgren, Beilage I, 9.
 Oerthen, Mus. Reval.
 Schloß Wefenberg (3) eine Privatbesitz; zwei
 S. B. estn. 1904, S. 35¹⁾.
 Jeß, Mus. Reval.

Livland.

Rippota, Almgren, Beilage I, 9.
 Pajus (2), Almgren, Beilage I, 9.
 Alt-Woidoma, Jahr.-B. fell. 1905, S. VII.
 Ronneburg (Wella Krawanda). Almgren,
 Beilage I, 9.

Ronneburg (Strante) (3), Almgren, Bei-
 lage I, 9.
 Ronneburg („aus den Steinsetzungen“),
 Almgren, Beilage I, 9.
 Lubar, Ahjchekipe, Almgren, Beil. I, 9.
 Stridenhof (2), Almgren, Beilage I, 9.
 Auzeem (2), Almgren, Beilage I, 9.
 Groß-Roop (2), Almgren, Beilage I, 9 und
 Mus. Dorpat.

Kurland.

Santen, Almgren, Beilage I, 9.

6. Almgren, Abarten oder entartete Formen der Augenfibel. R. K. Taf. 4, 21.**Estland.**

Oerthen, Mus. Reval.
 Jeß, Mus. Reval.
 „Estland“, S. B. Jerw. S. 66.

Livland.

Ronneburg, Slawehf. R. K. 356, 28.

Kurland.

Selburg, R. K. 342, 2.

¹⁾ Dort als Fundort fälschlich „Palms“ angegeben.

7. Almgren, Gruppe IV; kräftig profilierte Sabeln; 1 Hauptserie, Nebenform b. R. K. Taf. 4, 6, 17.

Livland.

Lubar, Abſchleife, Almgren, Beilage I, 12.
Siftehnen, R. K. 619, 1.

Kurland.

„Kurland“, Almgren, Beilage I, 12.

8. Almgren, Gruppe IV; kräftig profilierte Sabeln; 2. Hauptserie. R. K. Taf. 4, 7.

Estland.

Kuders, Almgren, Beilage I, 13.
Oerthen, Muſ. Reval.

Kurland.

Herbergen, Almgren, Beilage I, 13.
Santen, Almgren, Beilage I, 13.

9. Almgren, Gruppe V; Serie 1; Dreißproffenfibeln und deren Weiterentwicklungen. R. K. Taf. 4, 23. Taf. 5, 16, 27.

Estland.

Türfel (3), R. K. 391, 5—7.
Malla (5), Grabfunde, Taf. III, 7, 55, 57, 65, 69.
Schloß Weſenberg, Privatbeſiſ.
Saage, Beiträge VI, h. 4; S. 395.
Laatt, Muſ. Reval.
Ugnorm oder Eß, R. K. 710, XV. 8.
Ejefer, S. B. Jerw. S. 59.
Mehhof, Muſ. Weißenſtein.
Sarkfer, S. B. Jerw. S. 57.
Laupa, Muſ. Weißenſtein.

Livland.

Kardis (2), R. K. 380, 2, 3.
Eigſſfer (2), S. B. eſtn. 1901, S. 239/240.
Allakſiwwi, R. K. 687.
Meyershof (5), R. K. 375, 4, 5, 14, 31, 32.
Unnipicht (2), R. K. 376, 1, 3.
Unnipicht (6), R. K. 377, 1, 11, 26, 56, 63, 69.
Unnipicht, S. B. eſtn. 1903, S. 32.

Camby (5), R. K. 379, 98, 102, 107, 157, 161.
Neu-Camby, S. B. eſtn. 1907, S. 66.
Ayatar, R. K. 373, 1.
Gertrudenhof (6), R. K. 372, 2—5, 7, 9.
Waimel (2), S. B. eſtn. 1901, S. 117.
Sommerpahnen, Muſ. Sellin.
Roſenhof (2), Muſ. Sellin.
Launekaln, R. K. 371, 1.
Ronneburg, Slaweßf (14), R. K. 356, 4, 18, 23, 56, 63, 64; 357, 111; 358, 130—135, 137.
Ronneburg, Wella Krawanda (3), R. K. 359, 23, 25, 26.
Ronneburg, Kaugar I (2), R. K. 361, 21; 362, 46.
Ronneburg, Kaugar II, R. K. 363, 2.
Ronneburg, Wihtſnas Kapuſiſ (2), R. K. 369, 1, 2.
Ronneburg, „Aus den Steinſetzungen“, R. K. 369, 1.
Kajenhof, R. K. 620, 3.
Käfel (Øfel), Überſicht, S. 11, Anm. 1.

10. Almgren, Gruppe V; Serie 2; Kopffchildfibeln mit breitem Fuß. R. K. Taf. 4, 10.

Estland.

Türpſal, R. K. 390, 20.
Pöddes, Muſ. Reval.
Oerthen, Muſ. Reval.
Kyda, Muſ. Reval.
Ejefer, S. B. Jerw. S. 59, wie R. K. 794, 254a.

Livland.

Meyershof, R. K. 375, 3.
Ayatar, R. K. 373, 3.
Gertrudenhof, R. K. 372, 8.
Schloß Sellin (Kude), Muſ. Sellin, R. K., Einleitung, S. LXIII.
Ronneburg, Slaweßf (4), R. K. 356, 28; 357, 95, 97, 103.
Ronneburg, Wihtſnas Kapuſiſ, R. K. 369, 3.

11. Almgren, Gruppe V; Serie 5. R. K. Taf. 4, 18. Taf. 26, 5.

<p>Estland. Ronneburg, Slawehf, Almgren, Beilage I, 18.</p>	<p>Livland. Ronneburg, Kaugar II, Almgren, Beilage I, 18.</p>
---	---

12. Almgren, Gruppe V; Serie 7; Kopfschildfibeln mit Fußknopf. R. K. Taf. 4, 15.

<p>Estland. Türfel (3), Almgren, Beilage I, 20. Türpsal, Almgren, Beilage I, 20. Pöödes, Mus. Reval. Malla, Almgren, Beilage I, 20. Oerthen, Mus. Reval. Schloß Weisenberg (3), Privatbesitz. Mehhof, S. B. Jerw. S. 42.</p>	<p>Livland. Kardis, Almgren, Beilage I, 20. Unnipicht, R. K. 377, 27. Camby, R. K. 379, 164. Ayafar, R. K. 373, 4. Korast, Mus. Sellin.</p>
--	---

13. Almgren, Gruppe V; Serie 8; Kopfschildfibeln mit gerade abgeschnittenem Fuß. R. K. Taf. 4, 11, 12.

<p>Estland. Türfel, Almgren, Beilage I, 21. Kuders (5), Almgren, Beilage I, 21. Artnal, Mus. Reval. Eyefer (2), S. B. Jerw. S. 59. Waeß, S. B. Jerw. S. 52. Sartfer, S. B. Jerw. S. 57.</p>	<p>Livland. Laupa (2), Mus. Weizenstein. „Estland“, S. B. Jerw. S. 66.</p> <p>Estland. Cabbal, Derh. estn. VI, Taf. VIII, 8. Rippofa, Almgren, Beilage I, 21. Unnipicht, Almgren, Beilage I, 21. Gertrudenhof, Almgren, Beilage I, 21.</p>
---	--

14. Almgren, Gruppe V; Serie 9; knieförmig gebogene Fibeln.

Estland.
Cournal (Eisen), Gräberfeld Cournal, Taf. I, 2.

15. Almgren, Gruppe VI¹⁾.**A. Zweigliederige Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fuß. R. K. Taf. 5, 3.**

<p>Estland. Türfel, R. K. 392, 19. Türpsal, R. K. 390, 17. Malla, Grabfunde, Taf. III, 66. Schloß Weisenberg, Privatbesitz. Jeh (2), Mus. Reval. Saage, Beiträge VI, h. 4, S. 392. Cournal (2), Gräberfeld Cournal, Taf. I, 3, 10.</p>	<p>Livland. Langensee, R. K. 374, 1. Launefaln, R. K. 371, 2. Ronneburg, Strante, R. K. 366, 6. Ronneburg, Kaugar II, R. K. 364, 10. Katletaln, Plawnefaln (Silber mit Goldbelag), S. B. rig. 1901, S. 41, 1902, S. 92.</p>
<p>Livland. Sennern, Mus. Pernaun. Dorpat (4), (Silber mit Goldbelag), Mus. Dorpat.</p>	<p>Kurland. Neu-Selburg, R. K. 341, 2. Groß-Auß, S. B. fur. 1911, Taf. VI. Dobelsberg, R. K. 309, 631. Kapschden (3), R. K. 320, 33; 321, 283a, d.</p>

¹⁾ Die bei Almgren, Beilage I, 28 angeführte eingliederige Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuß aus Ronneburg-Strante ist nicht berücksichtigt worden, da es sich um ein Bruchstück handelt, das eine sichere Bestimmung nicht gestattet.

B. Zweigliederige Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fuß und Dorn am Kopf. R. K. Taf. 27, 1.

<p>Estland. Türfel (2), R. K. 391, 1; 392, 17. Türpsal (2), R. K. 390, 18, 53. Malla (4), Grabfunde, Taf. III, 53, 58, 59, 67. Schloß Wefenberg (2), Privatbesitz. Jeß (6), Mus. Reval. Saage (6), Beiträge VI, h. 4, S. 391. Sähst, R. K. 385. Cournal (9), Gräberfeld Cournal, Taf. I, 4—9; Taf. III, 204 und Mus. Reval.</p>	<p>Livland. Mezhof, S. B. Jerw. S. 42. Waeh, R. K. 386, 7. Eysfer, S. B. Jerw. S. 59. hutas, S. B. Jerw. S. 55.</p> <p>Livland. Eigitfer, S. B. estn. 1901, S. 238. Pajus (2), R. K. 682, 1, 18. Unnipicht, R. K. 376, 7. Ronneburg, Slawehst, R. K. 356, 2. Ronneburg, Strante (3), R. K. 366, 4, 5, 7.</p>
--	---

C. Zweigliederige Armbrustfibeln mit breitem umgeschlagenem Fuß.

Estland.
 Cournal, Gräberfeld Cournal, Taf. I, 12.
 Röcht, Mus. Reval.

16. Almgren, Gruppe VII; zweigliederige Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter.

Estland.
 Saage (Silber), Beiträge VI, h. 4, S. 393.

17. Armbrustfibeln mit langem Nadelhalter (Nadelscheibe). R. K. Taf. 5, 5.

<p>Estland. Pöddes, Mus. Reval. Malla, Grabfunde, Taf. III, 1. Jeß (2), Mus. Reval.</p> <p>Livland. Unnipicht, R. K. 376, 3. Langensee, R. K. 374, 2. Ronneburg, „aus den Steinsetzungen“, R. K. 369, 3.</p>	<p>Katletaln, Plawnetaln (5), S. B. rig. 1901, S. 41. 1902, S. 92.</p> <p>Kurland. Friedrichstadt, R. K. 335, 344. Dobelsberg (5), R. K. 309, 625—629. Ringen, Mus. Mitau. Pilten, R. K. 330, 2.</p>
--	--

18. Armbrustfibeln mit Fußscheibe oder Sternfuß. R. K. Taf. 5, 4.

<p>Estland. Schloß Wefenberg (Sternfuß), Privatbesitz. Laaft (Sternfuß), Mus. Reval. Cournal (Fußscheibe), Gräberfeld Cournal, Taf. I, 13.</p> <p>Livland. Unnipicht (gelochte Scheibe), R. K. 376, 10.</p>	<p>Langensee (Sternfuß), R. K. 374, 3. Katletaln, Plawnetaln (gelochte Scheibe), S. B. rig. 1901, S. 41, 1902, S. 92.</p> <p>Kurland. Deguhnen (Fußscheibe), R. K. 417, 723¹⁾. Dobelsberg (Sternfuß), R. K. 309, 630.</p>
---	--

¹⁾ Dort fälschlich als „Sternfuß“ bezeichnet.

19. Armbrustfibeln mit breitem Fuß und kurzem Nadelhalter. R. K. Taf. 5, 2.

Estland.
 Türpsal, R. K. 390, 54.
 Schloß Weesenberg, Privatbesitz.
 Jēb, Mus. Reval.
 Saage, Beiträge VI, h. 4, S. 393/94.

Kurland.
 Schlottenhof, histor. Mus. Moskau. Arbeiten
 des X. archäol. Kongr., Bd. III, S. 95 ff.
 (russisch).
 Weesen, histor. Mus. Moskau. Arbeiten des
 X. archäol. Kongr., Bd. III, S. 95 ff.
 (russisch).

20. Armbrustfibeln mit langem Fuß und kurzem Nadelhalter. R. K. Taf. 5, 10.

Estland.
 Türsel, R. K. 392, 20.
 Jēb, Mus. Reval.
 ģufas, S. B. Ĵerw. S. 55.

Liivland.
 Kaipen, R. K. 621, 11.

21. Armbrustfibeln mit Nadelscheide und Schlußkreuzteil. R. K. Taf. 5, 6.

Kurland.
 Kapšēden (2), R. K. 321, 203b, c.

Abkürzungen der zitierten Literatur.

- Almgren = O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Stockholm 1897.
 Beiträge = Beiträge zur Kunde Estlands, Livlands und Kurlands, herausgegeben von der Estländischen Literarischen Gesellschaft, Reval.
 Gräberfeld Journal = Dr. A. Friedenthal, Das Gräberfeld Journal, Reval 1911.
 Grabfunde = R. Hausmann, Grabfunde aus Estland. Reval 1896.
 Jahres-B. fell. = Jahresberichte der Selliner literarischen Gesellschaft. Sellin.
 R. K. = Katalog der Ausstellung zum X. archäologischen Kongress in Riga 1896. Riga 1896.
 S. B. kur. = Sitzungsberichte der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. Mitau.
 S. B. estn. = Sitzungsberichte der gelehrten estnischen Gesellschaft. Dorpat.
 S. B. Ĵerw. = Sitzungsberichte der Gesellschaft zur Erhaltung Ĵerwischer Altertümer 1901 bis 1911. Dorpat 1912.
 S. B. rig. = Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. Riga.
 Übersicht = R. Hausmann, Übersicht über die archäologische Forschung in den Ostseeprovinzen im letzten Jahrzehnt. Vortrag gehalten auf dem Historikertag zu Riga 1908. Riga 1908.
 Verh. estn. = Verhandlungen der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat. Dorpat.

Die fränkischen Feldflaschen und deren Herstellungsort.

Don Peter Hörter, Mayen, Rheinland.

Mit 4 Abbildungen.

Die fränkischen Feldflaschen, meist Pilgerflaschen genannt, welche Bezeichnung eigentlich nur den mittelalterlichen zukommt, sind eigenartige kreisrunde Traggefäße von 14 bis 18 cm Durchmesser mit kurzem Hals und 2 kleinen Henkeln, welche zum Durchziehen einer Schnur oder eines Riemens dienen. Die bei uns in Frankengräbern gefundenen, aus Ton hergestellten Feldflaschen, welche anderwärts zu den Seltenheiten gehören, werden bei Mayen und Umgebung öfter gefunden. Ich bringe nachfolgend eine Zusammenstellung aller mir bekannten Funde und will versuchen, den Herstellungsort der aus Ton gefertigten zu ermitteln. Für Mitteilungen und Hinweise auf die betreffende Literatur bin ich zu Dank verpflichtet dem Herrn Professor Kossinna=Berlin, Dr. Behrens=Mainz und Museumskustos Hagen=Bonn.

Die älteste bekannte Feldflasche aus dem Rheingebiet ist die getriebene Bronze-Feldflasche von Rodenbach (Rheinpfalz) aus der Zeit um 500 v. Chr.¹⁾

Das einzige Gegenstück dazu besitzt das Gregorianische Museum zu Rom. Aus frühromischer Zeit stammt ein Bruchstück einer Terra-Sigillata-Feldflasche aus Nymweyen (Sln. Kam)²⁾. Eine zweite bringt Déchelette, Vases de la Gaule Romaine I, S. 151, Taf. IV, Form 63. Dann besitzt das Bonner Provinzialmuseum noch ein gelbgrün glasiertes Stück aus Andernach³⁾; dieses ist aber mit Füßchen versehen, also kein eigentliches Traggefäß.

Aus spätrömischer Zeit sind mir keine bekannt, doch berichtet Religionslehrer Klemmer vom Gymnasium Düren in den Bonner Jahrbüchern 107, S. 242, von der Ausgrabung einer römischen Villa bei Eids, Kreis Schleiden, wo eine solche Feldflasche mit fehlendem Hals und Henkel und mit einem rot aufgemalten Muster in Form eines vierspeichigen Rades gefunden wurde. Wo das Stück geblieben ist, weiß ich nicht; es erinnert sehr an zwei Stücke, welche bei Mayen in Frankengräbern gefunden wurden, auf welche ich noch zu sprechen komme.

¹⁾ Altertümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. III, Heft V, Tafel 1—3.

²⁾ Knorr, Terra-Sigillata des 1. Jahrhunderts. Stuttgart 1919. S. 71, Textbild 33.

³⁾ Bonner Jahrb. 86, S. 173 f., Tafel VI, 19. Consl. Koenen I.

Aus der Völkerwanderungszeit sind bekannt 6 hölzerne Feldflaschen, welche in Alemannengräbern bei Oberflacht (Württemberg) gefunden wurden ¹⁾. Zwei davon besitzt das Berliner Völkermuseum, drei befinden sich im Museum Stuttgart.

Es ist wohl kaum anzunehmen, daß die frührömischen Feldflaschen für die hölzernen alemannischen und die Tonflaschen aus fränkischer Zeit als Vorbilder gedient haben, dafür sind zu sie selten, zumal sie auch wohl

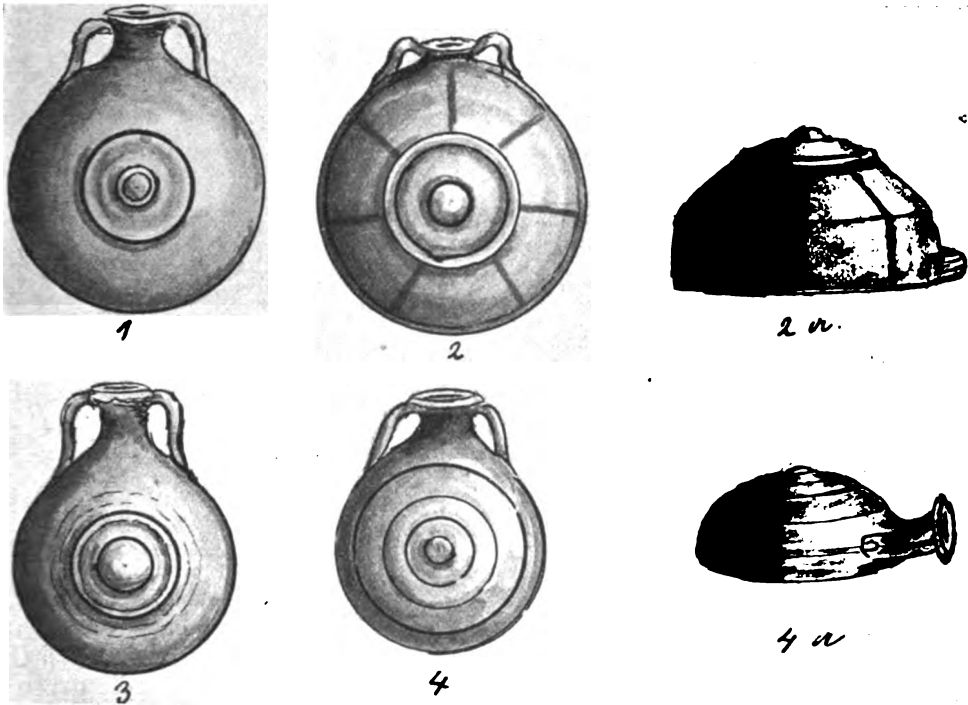


Abb. 1—4. Fränkische Feldflaschen. Museum Mayer. $\frac{1}{6}$ nat. Größe.

Importstücke sind. Vielmehr scheinen unsere Tonflaschen älteren Holzflaschen nachgebildet worden zu sein, obschon bei uns noch keine Reste von letzteren gefunden wurden und Tonflaschen leichter und wasserdichter herzustellen waren als Holzflaschen. Wie an beigegebener Abbildung, besonders bei 2a, zu sehen ist, hat man an den Tonflaschen den an einer Seite eingedrehten Deckel der Holzflaschen durch konzentrische Kreise, gewöhnlich etwas erhöht, nachgebildet, so daß es wirklich wie ein eingesehter Deckel aussieht.

Alle mir bekannten fränkischen Ton-Feldflaschen stammen aus dem Kreise Mayen und dessen Nachbarorten.

¹⁾ Bonner Jahrb. 107, S. 225, Fig. 9.

Die Sammlung des Mayener Geschichts- und Altertumsvereins (jetzt Eifelvereinsmuseum) besitzt 4 Stück, alle auf dem großen römisch-fränkischen Gräberfeld links der Nette, gleich an der Stadt, gefunden. Auch sind alle vom Verein selbst mit aller Sorgfalt aus zweifellosen Frankengräbern gehoben worden. Die Innenseite ist entweder ganz flach, wie Abb. 2 und 2a, oder weniger gewölbt als die Außenseite, wie Abb. 4 und 4a. Auf der Außenseite sind auch die konzentrischen Kreise angebracht. Nachstehend kurzer Fundbericht:

Inventar Nr. 136: Grab, mit Steinen umstellt; Skelett nur teilweise erhalten. Neben dem rechten Fuß lag eine schwarz gefirnißte Feldflasche (Abb. 4).

Inventar Nr. 599: Grab, mit unbearbeiteten Basaltsteinen umstellt, lichte Länge 170 cm; Skelett gut erhalten, nur 150 cm lang. Unter dem Schädel lagen 2 Ringe aus dünnem Bronzedraht von 4 cm Durchmesser mit Häkchen und Ösen (wohl Ohrgehänge). In der Halsgegend fanden sich 16 längliche blaue Glasperlen, 27 Tonperlen und 47 kleine Beinringelchen. Auf dem linken Fußknochen stand mit der Mündung nach unten ein fußloser Glasbecher, sog. Tummeler. Links neben dem Glasbecher lag eine Feldflasche aus rotem Ton (Abb. 1). Auf den Unterschenkelknochen stand ein Teller mit kreuzförmig aufgemalten roten Strichen. Dann fand sich noch ein kleines Eisenmesser.

Inventar Nr. 873: In der Nähe eines Frankengrabes mit schwarzer Tonflasche und kleinem Becher mit geknietem Bauch als Beigaben stand auf einer Schieferplatte eine Feldflasche aus gelbrotem Ton mit rot aufgemaltem radförmigem Muster (Abb. 2). Es war der Rest eines früher zerstörten Frankengrabes.

Inventar Nr. 874: Das Grab war ebenfalls zerstört; doch fand sich noch gut erhalten eine Feldflasche (Abb. 3) von fleckiger schwarz-roter Färbung und ein kleines Hentelkrüglein mit Kleeblattmündung, wie solche oft in Frankengräbern gefunden wurden.

Später fand der Gartenbesitzer in einem Frankengrabe noch eine Feldflasche wie Nr. 2 mit roter Bemalung, welche sich jetzt im Reiffmuseum in Aachen befindet.

Serner hat das Bonner Provinzialmuseum eine Feldflasche im Handel erworben, welche auf dem Martinsberg bei Andernach in einem Frankengrabe gefunden wurde. Dasselbe Museum besitzt eine zweite Feldflasche, welche zusammen mit einem kleinen Eisenmesser in einem Frankengrabe bei Nickenich, Kreis Mayen, gefunden wurde. Auch in Andernach befindet sich als dortiges Fundstück eine Feldflasche in der Sammlung des Altertumsvereins. Die Koblenzer Sammlung besitzt eine solche aus Metternich bei Koblenz.

Auch die mir bekannten Feldflaschen in weiter entfernten Museen stammen aus hiesiger Gegend. So besitzt Worms eine solche aus Kaltenengers¹⁾ und das Völkermuseum zu Berlin eine aus Kettig (magaziniert Ii.

¹⁾ Abgebildet: Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst 1886, Taf. 9, Abb. 2. G. K.

1035). Beide Ortschaften liegen an der Grenze des Kreises Mayen. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Feldflasche zur Ausrüstung des Mannes gedient habe, zumal auf dem bekannten fränkischen Grabdenkmal, das 1901 in Niederdollendorf am Rhein gefunden wurde und sich im Provinzialmuseum Bonn befindet¹⁾, ein fränkischer Krieger mit Kurzsword und neben ihm stehender Feldflasche dargestellt ist. Professor Lehner nimmt an, daß es sich um einen im Sarge liegenden toten Krieger handle. Auffallend ist es nun, daß kein einziges der oben beschriebenen Gräber sich durch Waffenbeigaben, was doch sonst so häufig vorkommt, als Männergrab bestimmen ließ. Dagegen ist Nr. 599 mit großer Halskette und Ohrgehänge sicher ein Frauengrab. Auch die anderen Gräber lassen eher Frauen- als Männerbestattungen vermuten, da außer kleinen Messern, welche oft in Frauengräbern vorkommen, nicht ein einziger Rest einer Waffe gefunden wurde. Als Beigaben in Frauengräbern sind also die Feldflaschen gesichert, noch nicht aber für Männergräber.

Nun noch die Frage: wo wurden diese Ton-Feldflaschen hergestellt? Wie wir gesehen haben, stammen die meisten aus Mayen selbst, die anderen aus der nächsten Umgebung²⁾. Da nun hier bei Mayen schon öfter Brand- und Schuttstellen von Töpfereien aus fränkischer Zeit gefunden worden sind, lag die Vermutung nahe, daß die Feldflaschen auch hier hergestellt wurden. Und so fand ich denn auch einmal in einer solchen Schuttstelle die Mündung mit Hals und zwei Henkelansätzen einer Feldflasche, und ein andermal an einer Stelle, wo fränkischer Töpferschutt zur Aufhöhung des Straßenbettes in der Stadt 70 bis 80 cm hoch angefahren worden war, den Hals mit beiden kleinen Henkeln einer Feldflasche.

Wenn man nun die verhältnismäßige Häufigkeit hiesiger Fundstücke und die Funde im Töpferschutt in Betracht zieht, kann man mit ziemlicher Sicherheit sagen, die fränkischen Feldflaschen aus Ton wurden hier hergestellt. Da anderwärts im Töpferschutt bisher noch keine Reste von Feldflaschen gefunden wurden, muß man auch annehmen, daß die Tonflaschen eine Erfindung hiesiger Töpfer waren, mögen nun auch die Holzflaschen diesen voraufgegangen sein.

Mittelalterliche Feld- oder Pilgerflaschen kommen häufiger vor und sind auch weiter verbreitet. In der Koblenzer Sammlung allein befinden sich 4 Stück. Diese sind härter gebacken und meist kugelig von Gestalt und gewöhnlich braun glasiert. Auch aus dieser Zeit wurden hier bei Mayen schon viele Töpferöfen und Schuttplätze aufgedeckt, aber bis jetzt fand ich noch keine Reste dieser Gefäße.

¹⁾ Lehner, Bonner Jahrb. 107, S. 223—30, Abb. Tafel 10, 1—4.

²⁾ Bei Erteilung der Druckgenehmigung stoße ich noch auf eine Feldflasche dieser Zeit: Hampel, Denkmäler des Mittelalters in Ungarn. Bd. II, S. 149, Abb. 338: aus Horgos. G. K.

Neuere Arbeiten über das Hakenkreuz.

Besprochen von Georg Wilke, Rochlitz.

Mit 5 Textabbildungen.

1. Jörg Lechler, Vom Hakenkreuz. Die Geschichte eines Symbols. Mit 351 Abbildungen Vorzeit, Nachweise und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiete der Vorgeschichtsforschung; in Gemeinschaft mit Fachgenossen herausgegeben von Prof. Hans Hahn. Bd. I. Verlag von C. Kabisch, Leipzig 1921.
2. Theobald Bieder, Das Hakenkreuz. Mit 5 Bildtafeln. Theodor Weicher, Leipzig-Berlin 1921.
3. Otto Grabowski, Das Geheimnis des Hakenkreuzes und die Wiege des Indogermanentums. Mit 480 Abbildungen und Buchschmuck vom Verf. Verlagsanstalt für vaterländische Geschichte und Kunst, G. m. b. H., Berlin 1921.
4. Eugen Mogk, Über Runen und Hakenkreuze. Der Ritter vom Hakenkreuz-Verlag, Leipzig 1921.
5. Karl Jaeger, Zur Geschichte und Symbolik des Hakenkreuzes. Der Ritter vom Hakenkreuz-Verlag, Leipzig 1921.
6. O. Hupp, Runen und Hakenkreuz. Eine archäol. Studie mit heraldischen Schlussfolgerungen. München 1914.

1.

Die Arbeit Lechlers, die ein großes, landschaftlich geordnetes Abbildungsmaterial bietet, behandelt den Ursprungsort, die Verbreitung, die Bedeutung und die Entstehung des Hakenkreuzes. Den Ursprungsort sucht Lechler in dem gleichen Raume, den ich schon vor einer Reihe von Jahren auf Grund der chronologischen Tatsachen als Heimatgebiet erwiesen habe, d. h. in Siebenbürgen. Von da verbreitet es sich einerseits südwärts über Thessalien in den ägäischen Formenkreis und nach Troja, wo es — von einem unsichern Funde der ältesten Stadt abgesehen — zuerst in der II. Stadt, hier aber gleich in großer Zahl auftritt. Andererseits über Südrussland (Tripoljekultur) zunächst nach Westpersien, wo es noch vor der Mitte des 3. Jahrtausend anlangt. Denn in diese Zeit, nicht erst wie Verf. meint, ins 2. Jahrtausend haben wir, wie ich an der Hand verschiedener sicher datierbarer Parallelfunde mit dem sumerischen Telloh dargetan habe, die noch steinkupferzeitlichen beiden untersten Schichten von Susa und das ihnen gleichaltrige Tepe Mussian, die beide das Hakenkreuz in Menge führen, anzusehen. Das Hakenkreuz fällt also in den ältesten Perioden seines Vorkommens ausschließlich in den großen Formenkreis mit bemalter Keramik, den ich in verschiedenen Arbeiten für die thrako-

phrygische und indoiranische Völkerguppe, also für den ostindogermanischen Zweig in Anspruch genommen habe, während es den von mir den Kelten, Illyriern, Griechen und Italikern zugeschriebenen bandermanischen Formenkreisen innerhalb des Jungneolithikums und der älteren Metallzeit ebenso unbekannt ist, wie dem nordischen Megalithkreise. Von den bisher genannten Gebieten verbreitet es sich dann südwärts bis Ägypten, ostwärts über einen großen Teil Südasiens und schließlich bis Amerika. Denn der Annahme Lechlers, daß das amerikanische Hakenkreuz neben zahlreichen sonstigen Kulturerscheinungen von der alten Welt übernommen worden ist, pflichte ich durchaus bei.

Seiner Bedeutung nach hält Lechler das Hakenkreuz für ein altes Sonnenymbol, das er sowohl in der landläufigen Weise vom Sonnenrad, als gleichzeitig von der wirbelartigen Krümmung der Strahlen bei vielen Sonnendarstellungen älterer und neuerer Zeit herleitet (S. 4). Daß das Hakenkreuz in den jüngeren Perioden sehr häufig und vielleicht sogar überwiegend ein Sonnenymbol ist, ist zweifellos richtig. Und da sowohl Radfiguren, wie Kreisfiguren mit einem Kranze wirbelartig gekrümmter Strahlen tatsächlich schon im Neolithikum vorkommen (Abb. 1), so könnte man der Auffassung Lechlers unbedenklich beipflichten, wenn 1. die Bedeutung der Rad- und namentlich Strahlenfiguren als ausschließliche Sonnensymbole einwandfrei feststände und 2. Zwischenstufen aus dem Neolithikum vorlägen, die die typologische Entwicklung des Hakenkreuzes aus derartigen Figuren bezeugten. Beides ist indes nicht der Fall. Die Radfiguren und Strahlenkränze können sich ebenso wie auf die Sonne auch auf den Mond beziehen, dessen Lichtstrahlen ja denen der Sonne entsprechen und den man sich gleichfalls als eine über den Himmel fortbewegte Radscheibe vorstellt. Eine typologische Entwicklungsreihe aus der Rad- oder Strahlenkranzfigur ließe sich vielleicht aus den zahlreichen Abarten des Hakenkreuzes in Troja II zusammenstellen, nicht aber für das Neolithikum, wo Übergangsstufen bislang völlig fehlen und das Hakenkreuz gleich in voller Ausbildung auftritt. Aber selbst wenn solche typologische Übergangsformen der Steinzeit noch einmal aufgedeckt werden sollten, wäre damit noch nichts Sicheres über die ursprüngliche Bedeutung des Hakenkreuzes gewonnen, weil, wie gesagt, die Bedeutung der Ausgangsfiguren, des Rades und des Strahlenkranzes, nicht hinreichend gesichert ist¹⁾.



Abb. 1. Strahlenkranz mit wirbelartig gekrümmten Strahlen; Gefäßscherbe von Regensburg.

¹⁾ Da das vier- oder mehrspeichige Wagenrad sicher allerfrühestens erst ganz am Schluß des Neolithikums neben dem Scheibenrade auftaucht, das Radkreuz aber öfter schon auf und in Dolmen, ja sogar noch früher vorkommt, so kann es ursprünglich keine Nachbildung von jenem bedeuten. Es dürfte vielmehr auf das einfache Kreuz zurückgehen, das ursprünglich, wie das „ewige Holzkreuz“ der Apapocuma, der Mexikaner u. a. lehrt, lediglich die vier Himmelsrichtungen versinnbildlicht.

Für die Deutung des Hakenkreuzes kommen daher — abgesehen von jüngeren schriftlichen Zeugnissen — nur solche Altertümer in Betracht, bei denen es mit anderen, einwandfrei bestimmbarcn Symbolen oder Figuren zusammen auftritt. Nun läßt zwar der Zusammenhang bei zahlreichen jüngeren Darstellungen, z. B. auf Apolliofiguren usw. (Abb. 154), über die solare Bedeutung in diesen Fällen keinen Zweifel aufkommen. Daneben gibt es aber doch auch aus jüngerer Zeit zahlreiche Darstellungen, wo ein solcher Zusammenhang nicht besteht. Ganz und gar aber fehlt er bei den Altertümern von Troja II, wo das Hakenkreuz zum ersten Male in Verbindung mit anderen Figuren auftritt. Hier erscheint es nicht nur mehrfach an Frauenfiguren, sondern auch überaus häufig an Gegenständen, die ausschließlich in den Wirkungskreis der Frau gehören, nämlich an Spinnwirteln ¹⁾. Ebenso findet es sich, — was Lechler entgangen ist — auch schon in neolithischer Zeit an Webstuhlgewichten, sog. anikonischen Idolen (Sweti Kyrillowo, Dolnja Dolina) also an Bildnissen einer Gottheit, die zum Weben in Beziehung steht. Bei den Frauenfiguren tritt es, wie auch schon bei dem anikonischen Idol von Sweti Kyrillowo, regelmäßig an Stelle der Dulba auf, die bei anderen, z. Teil noch rein steinzeitlichen Frauenfiguren durch eine einfache oder Doppelspirale angedeutet ²⁾ wird (Sweti Kyrillowo, Präh. Zeitschr. VI, S. 81, Abb. 15a und b; Vidin, Hörnes, U. d. K., S. 317, Abb. 4; Wierzychowska Gorna, a. a. O. S. 319, Abb. 1 und zahlreiche andere). Bei diesen Frauenfiguren mit einfacher oder Doppelspirale handelt es sich zweifellos um eine mütterliche Gottheit, wie dies sicher auch für die Bleifigur von Troja (Abb. 119) und daher wohl auch die Gesichtsurnen mit Hakenkreuz (Abb. 120, 121) anzunehmen ist. Diese mütterliche Gottheit ist ursprünglich die Erdgöttin, an deren Stelle mit



Abb. 2. Anikonisches Idol von Sweti Kyrillowo mit Hakenkreuz.

¹⁾ Es sei hier darauf hingewiesen, daß bei allen Naturvölkern, soweit sie die Kunst des Spinnens und Webens kennen, wie auch bei allen indogermanischen Völkern, die Mondgöttheit mit besonderer Vorliebe spinnend und webend gedacht wird. Diese Feststellung ist für die von mir hier zum ersten Male entwickelte Auffassung der ursprünglichen Bedeutung des Hakenkreuzes nicht ohne Belang. Besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine chinesische Darstellung, die eine Spinne mit Hakenkreuz in ihrem Netze zeigt (Abb. 291). Ebenso sollen die Tiere auf dem rechten Arme der mit Hakenkreuz verzierten Gewand bestickten Frauengestalt auf einer rotfigurigen Vase (Abb. 158) offenbar Spinnen darstellen.

²⁾ Die Bedeutung der Schnecke als Dulba zeigt sich auch sehr deutlich in deren volkstümlichen Bezeichnungen: *κόγχη*, concha, Schnecke usw. Auch in dem süddeutschen spiralförmigen Kultgebäd, dem „Muschengebäd“, lebt die Erinnerung an diese Bedeutung noch deutlich fort. Denn Musche, „Pelzfled“, ist eine volkstümliche Bezeichnung der Dulba.

dem Übergange von der geotropistischen zur uranotropistischen Weltanschauung die Mondgotttheit tritt, ohne jene jedoch völlig zu verdrängen¹⁾. Dieses Stadium ist spätestens in der älteren Kykladenzeit und der Stufe von Troja II, wahrscheinlich aber schon im Neolithikum erreicht. Besonders bezeichnend dafür sind die weiblichen Sitzfiguren mit Kind (*κονιοτροφοι*), deren getreues ägyptisches Gegenstück die Mondgöttin Isis mit dem Horusknaben (Wilke, Mannusbibl. Nr. 10, S. 174, Abb. 172c), in Babylonien die Mondgöttin Istar mit Kind (A. Jeremias, Handb. d. altor. Geistesult. S. 113 Abb. 90; S. 254 Abb. 154—157) bildet. Die ältesten nachweisbaren Beziehungen des Hafentkrenz zu einer bestimmten Gotttheit gehen also nicht auf die Sonnengotttheit, sondern die Mondgotttheit. Diese Beziehungen bleiben auch noch in den jüngeren Perioden bestehen, so namentlich in der im kretisch-mykenischen Formenkreise so häufigen Verbindung des Doppelbeils mit dem Hafentkrenz, wie sie uns besonders deutlich bei der Abb. 131, freilich nur sehr ungenügend wiedergegebenen Zusammenstellung entgegentritt, bei der das Hafentkrenz durch vier Doppelbeile gebildet wird.



Abb. 3. Tonfigur aus Seslo, Tjuntas, Taf. 31, Abb. 2.

Denn das Beil hat ursprünglich, wie ich mehrfach gezeigt habe²⁾, nichts mit einem männlichen Gewittergott zu tun, wie Sechler irrtümlich meint, sondern es tritt in den älteren Perioden ausschließlich bei einer weiblichen, d. h. mütterlichen Gotttheit auf, die es als Erfinderin und Schützerin der ältesten Form des Ackerbaus, des Hackbaus, kennzeichnet. Als die Funktionen der mütterlichen Gotttheit von der Mutter Erde auf den Mond übergingen, der wegen seines ständigen Werdens und Vergehens gleich jener zu einer

¹⁾ Doch hat auch die namentlich von Siede u. a. vertretene Auffassung viel für sich, daß die Mondgöttin das Primäre und die Erdgotttheit aus ihr hervorgegangen ist. Die völlige Verschmelzung von Erd- und Mondgotttheit findet sich auch bei den alten Mexitanern und zahlreichen anderen Völkern.

²⁾ Wilke, Mannusbibl. Nr. 10, S. 163 ff. Die ältesten in den Mythen nachweisbaren Waffen der Gewittergotttheiten sind offenbar Kehrwiederteulen. Thors Hammer Mjöllnir (zu russisch Молни „Blitz“) kehrt, wenn geschleudert, zum Gott zurück, wie der Wurfspeer Indras. Und in Litauen hat sich die Erinnerung an die einstige sakrale Bedeutung des Krummstabes bis heute erhalten.

lebengebenden und lebennehmenden, d. h. Fruchtbarkeits- und Todesgöttheit in eine Person wird, gingen mit den Funktionen auch die Symbole und Attribute, also auch das Beil auf die Mondgöttheit über. Daher auch die Verschmelzung des Beils mit dem Hörnerpaar (Mondsymboll) und seine Verquickung mit dem Hakenkreuz.

Nach alledem glaube ich, daß das Hakenkreuz ursprünglich ein reines Mondsymboll darstellt¹⁾. Aber da bei der gleichen äußeren Erscheinung der Sonne und des Vollmondes und bei der Gleichartigkeit des Tageslaufes beider (Aufgang im O., Untergang im W., rätselhafte Rückkehr nach O.) an die Sonne sich vielfach die gleichen Mythen knüpfen wie an den Mond, so gehen auch die jedem einzelnen der beiden Weltkörper und ihren göttlichen Personifikationen eigenen Attribute und Symbole auf den andern über. So erklärt es sich, daß das ursprünglich offenbar ein reines Mondsymboll bildende Hakenkreuz auch zu einem Symbol der Sonne wird, bis schließlich diese Bedeutung sogar überwiegt. Denn von einem völligen Verschwinden der ursprünglich lunaren Bedeutung des Hakenkreuzes ist keine Rede, vielmehr erscheint es auch noch in sehr später Zeit vielfach an Figuren, über deren Mondbedeutung kein Zweifel obwalten kann (s. B. Abb. 145, 146 u. v. a.).

Diese Auffassung wird auch noch durch eine Reihe sonstiger mit dem Hakenkreuz auftretender Zeichen bestätigt, auf die auch Sechler, freilich wieder nur zur Bekräftigung seiner einseitig solaren Auffassung, hinweist. Dazu gehört zunächst der Doppelkreis ☉ (S. 3). Bei altbabylonischen und assyrischen Darstellungen bezeichnet dieses Zeichen immer den Mond, nicht die Sonne. Es erklärt sich dadurch, daß oft um den Schwarzmond ein ringförmiger Schein sichtbar bleibt, weshalb der Mond auch in vielen Mythen der Natur- und indogermanischen Völker geradezu als Ring erscheint. Daß man auch im vorge-schichtlichen Europa den Mond so dargestellt hat, zeigt besonders deutlich eine Darstellung auf einem Stein von West-Kilpatrick in Schottland auf dem völlig übereinstimmend mit den babylonischen Bildwerken neben dem Sonnenrad und der durch einen Strahlenkranz gekennzeichneten Venus ein exzentrischer Doppelkreis erscheint, der nur der Mond sein kann (Abb. 4). Ähnliches wiederholt sich auch bei den Latdorfer Trommeln²⁾.

Außer mit dem Doppelkreis erscheint das Hakenkreuz, wie Sechler gleichfalls richtig bemerkt hat, auch öfter mit kammförmigen Zeichen. Sechler

¹⁾ Auch in verhältnismäßig später Zeit lebt dieser Zusammenhang noch fort. Daher das überaus häufige Vorkommen des Hakenkreuzes an Todesgöttheiten oder Gegenständen, die dem Totenkult gehören (Abb. 138—146 u. a.), denn die Mondgöttheit ist ja eine Todesgöttin. Ebenso am Gewand des Dionysosknaben, gleichfalls eine ausgeprägte Mondgöttheit, die als solche noch durch zwei andere wichtige Mondattribute, den Hund und die Schildkröte, gekennzeichnet wird (Abb. 216). Vgl. S. 7, Anm. 1.

²⁾ Über die Bedeutung der Zusammenstellung: Sonne, Mond und Morgenstern, die auch im alten Mexiko und bei den Mayas wiederkehrt, bringt mein Buch: Religion der Indogermanen (Mannusbibl. 31) näheres.

irrt jedoch, wenn er meint, ich leitete diese kammförmigen Zeichen samt und sonders nur von dem Haarkamme ab. Viele dieser Zeichen habe ich vielmehr von jeher als abgekürzte Darstellungen von Ruder Schiffen aufgefaßt, und ich stehe daher nicht an, in vielen von ihnen astrale Darstellungen, d. h. Himmelsboote, zu erblicken, wie z. B. bei dem Mannusbibl. Nr. 10, S. 88, Abb. 111 wieder= gegebenen Spinnwirtel von Troja. Welches von den beiden himmlischen Booten gemeint ist, läßt sich freilich oft nicht sicher bestimmen, und wo das Hakenkreuz in Verbindung mit einem kammförmigen abgekürzten Schiffsbilde auftritt, kann man daher das Bild ebensowohl auf die Sonnen= wie die Mondbarke beziehen. Doch wird es in manchen Fällen, wie in dem oben erwähnten Beispiel, auch nur als bloßes Symbol des Meeres, d. h. des Himmelsozeans aufzufassen sein. Da bei dieser Darstellung dem Hakenkreuz ein ziegenartiges Tier gegenübergestellt ist, so unterliegt es für mich in Anbetracht der Gesamtkomposition keinen Zweifel, daß hier unter der Ziege der Mond, unter dem Hakenkreuz die Sonne zu verstehen ist. (Näheres darüber in meiner Arbeit: „Die beiden kosmischen Vögel und der Weltenbaum.)

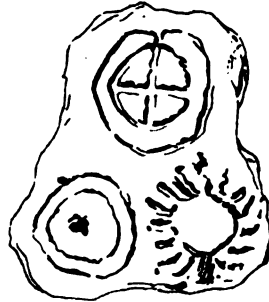


Abb. 4. Darstellung auf einem Stein von West-Kilpatrick, Schottland. A. Bertrand, *La Religion des Gaulois*, S. 81, Abb. 4, 7.

Noch eine andere von Sechler herangezogene Verbindung bildet die mit der Spirale (S. 3). Sechler beruft sich hierbei auf Girkes, richtiger wohl Willy Pastors, Herleitung der angeblichen „Sonnenspirale“ aus der täglich zu= bzw. abnehmenden Länge der Sonnenbahn. Er= scheint eine solche Herleitung an sich schon aus psychologischen Gründen kaum annehmbar, weil sie dem Kombinations= und Denkvermögen der Neolithiker etwas sehr viel zumutet, so wird sie auch noch dadurch hinfällig, weil sie eine Vorstellung vom täglichen Sonnenlauf voraussetzt, der wir weder bei irgend= einem der astronomisch denkenden Naturvölker, noch in den Mythen der Indogermanen begegnen, nämlich die Vorstellung, daß dem sichtbaren Tages= laufe der Sonne am Tageshimmel ein umgekehrt symmetrischer Lauf an einem hypothetischen, unter der Rückseite der (scheibenförmigen) Erde hängenden Nachthimmel entspricht. Alle Naturvölker, einschließlich der Indogermanen, glauben vielmehr — von einigen roheren Vorstellungen abgesehen —, daß die Rückkehr der Sonne und des Mondes auf dem die Erde umgürtenden Welt= ozean erfolge. Daher die überall wiederkehrenden Vorstellungen von der Delphin= oder Wasservogelgestalt von Sonne und Mond, daher auch die gleichfalls über die ganze Welt verbreiteten Walfischmythen (Jonaslegende) und die ihnen entsprechenden Aussetzungsmaythen, die Arionmythen und die Vorstellungen von einer Sonnen= und Mondbarke. Aus dem täglichen Sonnen= laufe läßt sich also die astralsymbolische Bedeutung der Spirale nicht herleiten,

wohl aber aus bestimmten Mondphänomenen. Fast alle Naturvölker vergleichen nämlich das Aus- und Einschlüpfen einer Schnecke in ihr Gehäuse einmal mit dem Aus- und Einschlüpfen des Phallus in die Vulva und anderseits mit dem ab- und zunehmenden Mond, der sich bald in sich zurückzieht, bald wieder aus seinem dunklen Gehäuse (Schwarzmond) herausschlüpft¹⁾. Infolge des ersten Vergleichs wird die spiralförmige Schnecke zu einem Bilde der Vulva (S. 2, 2) und damit zugleich zu einem Symbole weiblicher Fruchtbarkeit. Daher die Spirale an der Stelle der Vulva bei den oben erwähnten Figuren. Infolge des zweiten Vergleichs wird die Schnecke überall — auch bei den Indogermanen



Abb. 5. Bruchstück eines Tonidols von Smeti-Kyrrillovo, Südbulgarien. Präh. Zeitschr. VI, S. 81, Abb. 15.

— zu einem Attribut der Mondgöttheit, die ja gleichzeitig ebenfalls eine Fruchtbarkeitsgöttheit ist (Abb. 3 u. 5). Da aber auch die Sonne auf die irdische Fruchtbarkeit von entscheidendem Einfluß ist, kann das Symbol der Fruchtbarkeit, die Schnecke oder Spirale, auch auf sie übergehen. Und da die Vulva, das Fruchtbarkeitsorgan, außer durch die Spirale auch durch das Hakenkreuz versinnbildlicht wird, so wird auch dieses zu einem dem Mond und die Sonne als Fruchtbarkeitsträgerin kennzeichnenden, glückbringenden Symbol.

Das Hakenkreuz ist also ursprünglich ein Mondsymbol und wird erst sekundär zu einem Sonnen-symbol. Seine Entstehung könnte man sich immerhin in der üblichen Weise aus einer Radfigur oder, wie Lechler meint, aus einem Strahlentreise mit geflammten Strahlen vorstellen. Nur könnte dann die als Ausgangspunkt dienende Rad- oder Strahlentranzfigur nicht die Sonne, sondern nur den Mond bedeuten, was ja nach dem oben Gesagten recht wohl denkbar wäre. Aber diese Herleitung bleibt vorläufig, solange nicht für das neolithische Hakenkreuz eine typologische Entwicklungsreihe vorliegt, eine

¹⁾ Besonders deutlich bei der altmexikanischen Mondgöttheit und dem Mondgötter Teociztecatl („der Gott im Schneckengehäuse“) der Mayainschriften. Ebenso sind die den trojanischen einigermaßen entsprechenden Gesichtsgefäße aus der Huaca de la Luna bei Mecho in Peru, einem alten Mondheiligtum, mit teils einfachen, teils Doppelspiralen verziert. Als indogermanisches Gegenstück hierzu eine große Sternfigur mit konzentrischen Kreisen, umgeben von Meereschnecken, auf einem Gefäß von Jafro (Journ. of Hellenic Stud. 1902, S. 12 und h. Lamer, Griech. Kultur im Bilde in Wissensch. u. Bildung, herausg. v. Quelle u. Meyer, Nr. 82, Taf. 4, 6). Vgl. ferner die Sage von Vishnu, der viele Züge einer alten Mondgöttheit zeigt und der einst in einem Ammonshorn verborgen war (Krause, Teistoland 357). Noch heute nennt man die Ammoniten in Indien Cakras oder Vishnuräder. In Schwaben heißen sie Sonnenräder, doch liegt hier offenbar ein Bedeutungswechsel vor. Auf einem ganz ähnlichen Vergleich beruhen auch die Beziehungen der Schildkröte zum Monde (vgl. S. 5, Anm. 1).

durch nichts bewiesene bloße Möglichkeit: Der Umstand, daß es gerade in sehr früher Zeit gleich der Spirale an Stelle der *Dulva* erscheint, macht eine andere Entstehung weit wahrscheinlicher und legt die Vermutung nahe, daß es genetisch unmittelbar mit der die *Dulva* versinnbildlichenden Spirale zusammenhängt. Ich möchte es daher als eine bloße unter Einwirkung des gleichfalls als *Dulva*-sinnbild dienenden einfachen Kreuzes entstandene Doppelung der die *Dulva* symbolisierenden einfachen S-förmigen Spirale (S \mathcal{S}) auffassen. Aus dieser Grundfigur lassen sich dann alle möglichen Abarten des Hakenkreuzes, wie sie schon in Troja II und Tepe Mussian auftreten, und auch der erstmalig in den mykenischen Schachtgräbern nachweisbare Dreischenkler (Taf. VIII, Abb. 70—86) mit Leichtigkeit typologisch ableiten. Und ebenso konnte man in das Zeichen, als seine Entstehungsweise und ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit geraten war, alles mögliche hineindeuten, so namentlich auch die Bewegung der Himmelskörper.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen Punkt von wichtiger allgemeiner Bedeutung hinweisen, nämlich die völlig unberechtigte Unterschätzung des Wertes der allgemeinen Völkerkunde für die vorgeschichtliche Archäologie durch den Verfasser (S. 10). Wir wollen nicht in den Fehler so vieler klassischer Philologen und Archäologen verfallen, die in ihrer an sich völlig berechtigten Begeisterung für das klassische Altertum — ich bin selbst ein hoher Verehrer davon und aus diesem Grunde auch unentwegter Verteidiger der humanistischen Bildung — die in ihrer überschwänglichen Begeisterung, sage ich, mit souveräner Verachtung auf alles Nichtklassische herabschauend in einer Gegenüberstellung bestimmter Züge der materiellen und geistigen Kultur der alten Griechen mit analogen Erscheinungen bei den Naturvölkern eine unverzeihliche Herabwürdigung ihres auserlesenen, von Gott aus einem ganz besonderen Stoffe geschaffenen Lieblingsvolkes betrachten. Wer sich einmal etwas eingehender mit der Technik und Kunst der sogenannten Naturvölker, ihren Wirtschaftsformen, ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Organisation und namentlich ihren Mythen beschäftigt hat, weiß, daß die Kultur der meisten von ihnen auf einer weit höheren Stufe steht, als man gemeinhin annimmt. Ganz unentbehrlich aber ist die Heranziehung der Naturvölker da, wo es sich um die Klärung vorgeschichtlicher religiöser und mythischer Probleme und um die Aufhellung sakraler und mythischer Darstellungen aus vorgeschichtlicher Zeit handelt. Denn nur bei den Naturvölkern haben sich die alten Mythen noch vielfach in ihrer Ursprünglichkeit erhalten, und nur von ihnen können wir daher unmittelbar erfahren, welche reale Erscheinungen sich hinter dem mythischen Gewande verbergen. Gerade auch die vorstehenden Ausführungen, in denen so oft auf die Naturvölker Bezug genommen werden mußte, haben, wie ich meine, deutlich genug den hohen Wert gelehrt, den die allgemeine Völkerkunde für die vorgeschichtliche Archäologie hat.

Ich habe meine Bemerkungen zu Lechlers Buch etwas ausführlicher, als sonst bei einer einfachen Besprechung üblich, gestaltet, weil ich die vom Herrn Herausgeber erbetene Anzeige als willkommene Gelegenheit benutzen wollte, meine eigenen Anschauungen über die Entstehung und ursprüngliche Bedeutung des Hafent Kreuzes, die sich bei mir durch langjährige Beschäftigung mit diesen und damit zusammenhängenden Fragen herausgebildet haben erstmalig, wenn auch nur ganz skizzenhaft, der Öffentlichkeit zu unterbreiten.

Wenn ich auch gerade in den Hauptpunkten zu einer vom Verf. völlig abweichenden Auffassung des Hafent Kreuzproblems gelangt bin und eine strenge methodische Darstellung in dem Buche vermissen, wenigstens soweit sie die Frage nach der Bedeutung und Entstehung des Hafent Kreuzes betrifft, so stehe ich doch nicht an, die vielen guten Seiten der im übrigen durchaus gediegenen Arbeit rückhaltlos anzuerkennen, auf die Verf. offensichtlich viel Mühe und Liebe verwendet hat. Als wertvolle Materialsammlung wird sie auch für weitere Forschungen willkommen und deshalb von bleibendem Werte sein.

2.

Nur sehr wenig ist über die Schrift Bieders zu sagen, die ganz und gar von sog. „völkischen“ Gesichtspunkten aus verfaßt ist. Ich bin gewiß sehr dafür, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, soweit sie über die Charakter- und Geistesvorzüge unserer Vorfahren Licht zu breiten vermögen, dem völkischen Gedanken nutzbar zu machen. Allein dies kann doch nicht die eigentliche Aufgabe echter Wissenschaft sein, deren ausschließliches Ziel die Erforschung der Wahrheit bilden muß, gleichgültig, ob sie uns bequem oder unbequem, nützlich oder schädlich ist. Ich kann daher auch Tendenzarbeiten, wie der vorliegenden, nicht beipflichten. Lediglich von dem Bestreben geleitet, das Hafent Kreuz als ein angeblich „urarisches“, in letzter Linie „urgermanisches“ geistiges Eigentum zu erweisen, setzt sich Verf. frei nach dem Motto: „Wir sind erhaben ob Raum und Zeit“ über alle chronologischen und räumlichen Tatsachen, die uns die Spatenforschung geliefert hat, glatt hinweg. Er kennt zwar die steinzeitlichen Hafent Kreuze von Cordos, und er weiß aus dem altgermanischen Formentkreise nur die ganz vereinzelt, allgemein bekannten Zeichen der älteren Bronzezeit anzuführen und von einem gehäuften Auftreten erst aus der Römer- und Völkerwanderungszeit, zu berichten. Trotzdem aber besteht für ihn über die nordische Herkunft dieses Zeichens kein Zweifel. Und ebenso unmethodisch sind die Ausführungen des Verf. über die ursprüngliche Bedeutung und die Herleitung des Hafent Kreuzes, über die er sich selbst offenbar nicht recht klar geworden ist. Wenigstens redet er jeder der wichtigeren Hypothesen das Wort. Fasse ich mein Urteil zusammen, so meine ich, daß die Arbeit dem Sachmann weder stofflich irgend etwas Neues noch irgendwelche Anregungen zu bieten vermag, in Laienkreisen dagegen nur Verwirrung zu stiften geeignet ist.

3.

Wie ein spannender Roman Jules Vernes ließt sich die phantasiervolle Arbeit Otto Grabowskis, und wenn ich auch den Geistesflügen des Verf. nicht zu folgen vermag und viele der von ihm angeführten Einzelheiten einer strengen Kritik nicht standhalten, so wird man das Buch doch nicht ohne Interesse durchlesen und mancherlei gute Gedanken und Anregungen darin finden. — Der wichtigste Abschnitt ist der über Bedeutung und Entstehung des Hafentkreuzes, in dem Verf. ein altes Feuerlymbol erblickt. Den Ausgangspunkt bildet nach ihm eine Feuerbohrmaschine, und zwar denkt er sich diese zur Erzielung einer größeren Drehgeschwindigkeit mit einer Art Schwungrad ausgestattet, bestehend aus zwei kreuzweise über dem oberen Ende des Bohrers angebrachten Brettern, deren äußere Endstücke zur Herbeiführung der Schwungkraft mit Steinen beschwert worden seien. Diese Konstruktion habe zwangsweise zum Bilde des Hafentkreuzes geführt. Die Bohrmaschine sei anfangs vertikal gewesen, dann aber habe man eine Maschine mit horizontalem Bohrer erfunden, wobei das Schwungrad vertikal gerichtet wurde. Beide Maschinen, insbesondere auch die letzte, glaubt Verf. auch archäologisch nachweisen zu können. Doch gehört eine sehr reiche Phantasie dazu, um in den von ihm herangezogenen Bildern und symbolischen Zeichen ein Abbild dieser hypothetischen vertikalen und horizontalen „Schwungkreuzbohrmaschine“ wiedererkennen zu können. Meine Phantasie reicht dazu jedenfalls nicht aus. Dazu kommt, daß wir eine derartige Maschine weder bei irgendeinem der Natur- oder Halbkulturvölker der Gegenwart antreffen, noch auch bei einem der indogermanischen Völker, bei denen sich, wie bei den Südslawen und in Schweden, die alten Feuererzeugungsmethoden vereinzelt bis zur Gegenwart erhalten haben. Und ebensowenig lassen sich aus schriftlichen Zeugnissen oder alten Mythen und Märchen Anhaltspunkte dafür gewinnen. Vor allem aber vermitte ich auch hier den strengen methodischen Nachweis, daß das Hafentkreuz ursprünglich tatsächlich ein Feuerlymbol gebildet habe, denn dieser Nachweis könnte allein als Grundlage für die phantasiervolle Herleitung des Hafentkreuzes gelten. Aber gerade bei den ältesten Hafentkreuzen sind, wie wir oben gesehen haben, derartige Beziehungen zum Feuer durchaus nicht erkennbar, vielmehr weist alles darauf hin, daß es ursprünglich ein ausschließliches Symbol des Mondes war, der nicht, wie die Sonne, mit dem Feuer irgendwie im Zusammenhang steht und dessen Licht viele Naturvölker — weil es in hellen Mondnächten oft bitter kalt ist, seine Entstehung aus einem Mondfeuer für sie daher unannehmbar erscheint — für erborgt halten. Und diese vielfachen Beziehungen des Hafentkreuzes zum Monde sind auch dem Verf. selbst keineswegs entgangen, nur hat er sich nicht dazu verstanden, der von ihm selbst aufgefundenen Spur methodisch weiter nachzugehen.

Wenn ich also auch gerade in den Hauptergebnissen vom Verf. durchaus abweiche, so möchte ich doch nicht verfehlen, die oben schon dargelegten mannigfachen Vorzüge des Buches nochmals ausdrücklich hervorzuheben.

4.

Nur ganz kurz gestreift (etwa $\frac{3}{4}$ Druckseite) wird das Hakenkreuzproblem in dem kleinen Aufsatz E. Mogfs. Die ursprüngliche Bedeutung hält Verf. bei der weiten Verbreitung des Zeichens für schwer feststellbar; vielleicht sei sie auch bei den einzelnen Völkern verschieden gewesen. Diese Auffassung ist natürlich nur zugänglich, wenn man eine selbständige Entstehung des Symbols in verschiedenen Gegenden annimmt, worüber sich Verf. jedoch nicht ausspricht.

5.

Eingehender behandelt ist das Problem in der durchaus gediegenen kleinen Arbeit K. Jaegers, die sich frei von jeder Phantasterei und streng an die Tatsachen hält. Was den Ursprung anlangt, so glaubt Verf., daß das Hakenkreuz an verschiedenen Punkten selbständig entstanden sei, und besonders nimmt er dies für das Kongobecken und Amerika an. Doch bestehen zwischen diesem und der alten Welt schon in vorkolumbianischer Zeit so viele enge Beziehungen, daß ich eine altweltliche Entlehnung über Asien für weit wahrscheinlicher halte. Muß doch auch der Intahund von dort übernommen sein, der sich weder von den lebenden wilden Kaniden Nord- und Südamerikas, noch von den ausgestorbenen Kaniden des amerikanischen Pliozän und Pleistozän herleiten läßt, dagegen dem altweltlichen, auch auf Sormosa vorkommenden *Canis palustris* eng verwandt ist (Zool. Anz. Bd. XLVI, Nr. 2). Unter den mannigfachen über die Entstehung aufgestellten Hypothesen hält Verf. die von M. Hörnes am wahrscheinlichsten, nach der das Hakenkreuz ursprünglich eine lineare Menschenfigur darstellt. Seiner Bedeutung nach hält es Verf. entsprechend dieser Ansicht über seine Entstehung ursprünglich für ein Ahnenbild. Mit der Entwicklung des Ahnen- zu einem Götterglauben sei dann das Bild zu einem Gotteszeichen geworden und habe schließlich eine allgemeinere Bedeutung, insbesondere auch die eines Fruchtbarkeitssymbols erlangt. Die Möglichkeit einer solchen Entstehung und Bedeutungsentwicklung soll gewiß nicht bestritten werden, doch läßt sie sich in keiner Weise durch die archäologischen Tatsachen begründen. Vor allem aber läßt Verf. die Verbindungen völlig unbeachtet, in denen gerade die ältesten Hakenkreuze auftreten und die, wie wir oben sahen, durchaus auf eine andere Entstehung und Urbedeutung hinweisen: Ungeachtet meiner abweichenden Ansicht über diese Punkte halte ich die kleine Schrift, eben weil sie durchaus sachlich bleibt und auf einer hinreichenden Stoffkenntnis beruht, für sehr empfehlenswert.

6.

Die Arbeit geißelt in scharf polemischer Form die phantastischen Bestrebungen gewisser germano- und ariomaner Schwärmer, namentlich G. Lists und B. Körners, alle möglichen Kulturerfcheinungen lediglich

vom germanisch-völkischen Standpunkte aus zu betrachten. Insbesondere bekämpft h u p p die Auffassung, daß die verschiedenen Alphabete der alten Welt Abkömmlinge der nordischen Runen seien. Sachlich sind ihm freilich bei seiner Beweisführung manche Irrtümer untergelaufen. So bestreitet er das Vorkommen runenartiger Zeichen in der Hallstattzeit. Solche Zeichen sind aber tatsächlich vorhanden, ja die von M o s t k a u veröffentlichten Scherben von Seltsch bei Saaz lehren sogar, daß nicht nur runenartige Einzelzeichen, sondern selbst runenartige Inschriften bereits in einem verhältnismäßig frühen Abschnitt des Spät-Neolithikums im handkeramischen Formenkreise bekannt waren, und es ist daher keineswegs unwahrscheinlich, daß auch der unmittelbar angrenzende nordisch-germanische Formenkreis die gleichen Zeichen, die sich völlig an die trotz h u p p s Bedenken dolmenzeitlichen schriftartigen Zeichen Portugals anlehnen, zu irgendwelchen Zwecken (Eigentumsmarken, Zaubermarken u. dgl.) verwendete. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die Germanen diese „Runen“ schon als wirkliche Schrift gebraucht hätten. Ich glaube vielmehr, wie ich schon in meinen „Arch. Erläuterungen 3. Germ. d. Tac.“ S. 80 f. dargetan habe, daß die Einführung der germanischen Schrift tatsächlich erst unter griechisch-römischen Einflüssen erfolgt ist, daß aber die Germanen ihrem Alphabet nicht die römischen oder griechischen Buchstaben, sondern die von altersher üblichen, bisher nur zu Zauberzwecken verwendeten Runen zugrunde gelegt haben. Den sonstigen Ausführungen h s. über die Runen, insbesondere seiner scharfen Zurückweisung der Lehre K ö r n e r s, daß sie den mittelalterlichen Wappen zugrunde liegen, pflichte ich vollständig bei. Freilich reichen wappenartige Darstellungen, d. h. heraldisch gepaarte Tiere, im Orient bis gegen Ende der Steinzeit zurück, und sie haben sich hier, wie ich an anderer Stelle eingehend begründet habe, aus alten Sonnenfinsternismotiven entwickelt. Aber derartige Darstellungen haben an sich nichts mit den Wappen zu tun, wenn auch das aus ihnen hervorgegangene Schema, das sich durch alle vor-, früh- und vollgeschichtlichen Perioden hindurch bis in die jüngste Zeit hinein unverändert erhalten hat, später beim Aufkommen von Wappen wie in der sonstigen Kunst, so auch bei dieser Verwendung fand.

Auch hinsichtlich dessen, was h. über das Hafentkreuz sagt, kann man in vielem beistimmen. Freilich begeht Verfasser, der selbst nicht Vorgeschichtsforscher vom Fach und daher trotz sichtlichen Bemühens, sich für seine Arbeit mit den Tatsachen vertraut zu machen, doch nicht zu einer wirklichen Beherrschung des gesamten Stoffs gelangt ist, auch hier mancherlei sachliche Irrtümer. So, wenn er die Zugehörigkeit der siebenbürgischen Hafentkreuze zum reinen Neolithikum anzweifelt und das Altersverhältnis zwischen dem steinzeitlichen Siebenbürgen und Nordgriechenland für unentschieden erklärt. Übrigens steht er sich dabei selbst im Licht. Denn gerade weil das Hafentkreuz am frühesten in Siebenbürgen und den unteren Donauländern nachweisbar

ist, im Norden dagegen in erst der älteren Bronzezeit und auch da nur ganz vereinzelt erscheint, ist der sichere Beweis gegeben, daß es keine urgermanische, sondern eine thrako-phrygische oder ostindogermanische Erfindung ist. Auch hinsichtlich seiner Unterschätzung der symbolischen Bedeutung des Hakenkreuzes kann ich dem Verfasser nicht beistimmen. H u p p erblickt im Hakenkreuz zunächst ein reines Ornament. Es hat sich nach ihm zuerst an Spinnwirteln in Gestalt radienartig angeordneter Gruppen von Bogenlinien entwickelt, durch die die drehende Bewegung des Wirtels zum Ausdruck gebracht werden soll. Dieser Gedanke ist an sich gewiß vortrefflich und die Drehbewegung könnte sicher nicht besser versinnbildlicht werden. Allein Spinnwirtel mit solchen Verzierungen erscheinen erst in Troja II, während das echte Hakenkreuz schon um viele Jahrhunderte früher in den unteren Donauländern und Siebenbürgen vorkommt, wo die Wirtel noch nicht die als Ausgangspunkt dienende Verzierungsform tragen. Und während die jungsteinzeitliche Kunst überall durchaus geometrisch ist und demzufolge eine ausgeprägte Neigung zu Symmetrie und Rhythmus aufweist, findet sich das Hakenkreuz innerhalb dieser Periode immer nur als Einzelfigur (Webstuhlgewicht, Kinderfigur, Topfscherben) ohne jeden Zusammenhang mit anderen Ornamenten. Dies allein schon beweist, daß es in diesen Fällen kein Ornament, sondern ein symbolisches Motiv bildet. Und noch mehr ergibt sich dieser symbolische Charakter aus der Art der Gegenstände, an denen, und aus den Begleitsymbolen, mit denen es zusammen auftritt. Sie alle deuten mit Sicherheit darauf hin, daß es ursprünglich ein rein lunares Symbol war, wie ja der Mond auch sonst im Glauben der indogermanischen Einheitszeit und übereinstimmend damit in der Kunst des mitteleuropäischen Spätneolithikums eine ungemein wichtige Rolle spielt (näheres darüber in meiner kürzlich erschienenen Arbeit: Religion der Indogermanen). Immerhin ließe sich auch noch die Huppische Entstehungstheorie mit der Auffassung des Hakenkreuzes als Mondsymbol in Einklang bringen. Denn da die Mondgöttheit auf der ganzen Erde als eine spinnende Gottheit gedacht wird, so waren ihr natürlich auch die Spinnwirtel heilig, und es konnte daher sehr wohl das an diesen ursprünglich aus rein technischen Betrachtungen hervorgegangene und nur die Bewegung des realen Wirtels versinnbildlichende Verzierungsmotiv zu einem Symbol der Gottheit werden, und zwar um so mehr, weil man sich ja auch den Mond ähnlich der den Wirteln als eine über den Himmel dahinrollende Scheibe vorstellte. Nur müßten zur Erhärtung dieser an sich durchaus nicht unwahrscheinlichen Auffassung noch Wirtel mit den genannten Verzierungsmustern für das Spätneolithikum nachgewiesen werden.

Alles in allem halte ich das Buch — von seiner vielfach übertriebenen Schärfe abgesehen — für sehr beachtenswert.

Die Veröffentlichungen vorgeschichtlicher Funde der Uckermark seit 1900.

Don J. O. v. d. Hagen, Schmiedeberg.

Die wertvollsten der in der Uckermark bisher zum Vorschein gekommenen, größtenteils in dem im Jahre 1899 von dem Uckermärktischen Museums- und Geschichtsverein in Prenzlau errichteten Museum vereinigten vorgeschichtlichen Gräber- und Einzelfunde sind seit dem Jahre 1900 auf Veranlassung des Vereins veröffentlicht und damit der allgemeinen wissenschaftlichen Erforschung der Vorgeschichte zugänglich gemacht worden. Seitdem sind auch mehrere zusammenfassende Darstellungen über die vorgeschichtliche Kultur in der Uckermark erschienen.

1. Steinzeit. Während aus der älteren Steinzeit sichere vorgeschichtliche Funde in der Uckermark nur spärlich vertreten sind, ist aus der jüngeren Steinzeit, besonders aus der Gräberperiode, reichhaltiges Material vorhanden. Eine ausführliche Darstellung dieser Periode enthält das von H. Schumann, dem bekannten vorgeschichtlichen Forscher Pommerns, sorgfältig bearbeitete, mit guten Abbildungen ausgestattete Werk „Die Steinzeitgräber der Uckermark“, herausgegeben 1904. Eine eingehende Besprechung und Beurteilung dieser, auf Grund eigener Studien und umfassender literarischer Kenntnisse gelieferten Darstellung hat der schwedische Forscher O. Almgren in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ vom Jahre 1905 gegeben und dabei bestätigt, daß die Uckermark in der Steinzeit insofern ein besonderes Interesse bietet, als sie zwar noch dem nordischen Kulturgebiet angehört, aber als ein Grenzgebiet zu betrachten ist, in dem zugleich fremde Einflüsse von Süden her auftreten, und daß beide Kulturen gesonderte Fundgruppen darstellen und auf eine ethnographische Verschiedenheit schließen lassen, daß aber durch die auch hier nur spärlich vertretene Berührung dieser beiden Gruppe die Aussichten für die Aufstellung einer relativen Chronologie der jüngeren Steinzeit nicht sonderlich gebessert wären. Als Ergänzung zu Schumanns

Steinzeitgräbern erschien 1915 im 7. Bande der von Kossinna herausgegebenen Zeitschrift für Vorgeschichte, im „Mannus“ eine von dem Kustos des Prenzlauer Museums J. O. v. d. Hagen verfaßte Abhandlung „Neuere Funde von Steinzeitgräbern der Uckermark“, in der die 1904—1911 untersuchten Gräber ausführlich beschrieben und die bemerkenswertesten Fundstücke abgebildet worden sind. Die Beschreibung und Bestimmung der in diesen Gräbern vorgefundenen Skelettreste hat Prof. Strauch geliefert, das Ergebnis ist in demselben Band des „Mannus“ enthalten. Eine kurze Übersicht über die Steinzeitkultur unter besonderer Berücksichtigung der in der Uckermark herrschenden, enthält das von E. Blume, einem ehemaligen Schüler Kossinnas, im Auftrage des Museumsvereins bearbeitete, im Jahre 1909 erschienene „Verzeichnis der Sammlungen“ des genannten Vereins. Das mit vielen Abbildungen versehene Verzeichnis sollte, wie es im Vorwort heißt, „dem Belehrung suchenden Laien eine Einführung in das Verständnis der uckermärkischen Altertümer bieten, dem Sachmann durch Angabe genauer Fundumstände und Literaturhinweise eine Hilfe bei der Arbeit sein“. In dem mit Sorgfalt und Sachkenntnis bearbeiteten vorgeschichtlichen Teil dieses Wertes hat der Verfasser für jeden größeren Kulturabschnitt (Steinzeit, Bronzezeit, Latènezeit, Römische Kaiserzeit und Slawische Zeit) eine Übersicht über die in demselben herrschenden Zustände gegeben und damit den Museumsbesuchern das Verständnis für die Vorgeschichte erleichtert, das Interesse für die zur Ansicht ausgelegten Gegenstände erweckt und Anregung zur Beachtung solcher und ähnlicher zum Vorschein kommender Fundstücke gegeben. Dieser Anleitung ist es wohl mit zu verdanken, daß dem Museum manche, bisher zurückgehaltene und auch neue Funde aus allen Ständen der uckermärkischen Bevölkerung überwiesen wurden. Eine Zusammenstellung und Beschreibung der eingelieferten Gegenstände enthalten die in den jährlich erscheinenden Hefen der seit 1901 vom Museumsverein herausgegebenen „Mitteilungen“ befindlichen Berichte über die neuen Erwerbungen.

2. Bronzezeit. Wie Schumann als der erste, von dem Museumsverein gewonnene Sachverständige und Berater für vorgeschichtliche Arbeiten die Uckermärker über die Kulturverhältnisse der Steinzeit aufklärte, so belehrte er sie auch über den folgenden Abschnitt: die Bronzezeit. Bald nach der Begründung des Vereins in Prenzlau hielt er vor einer gut besuchten Versammlung daselbst am 7. Januar 1899 einen im 3. Heft der „Arbeiten“ des Vereins enthaltenen Vortrag über „die vorgeschichtlichen Beziehungen der Uckermark während der Stein- und Bronzezeit. Proben von der hochentwickelten nordischen Bronzekultur, von der Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Metalls, lieferten den Museumsbesuchern manche hervorragenden Stücke, vor allem aus den uckermärkischen Depotfunden von Arnimshain und Angermünde. Diese beiden, der Periode II angehörenden Funde waren von Schumann in dem ersten, 1901 erschienenen Heft der „Mitteilungen“ des Vereins

ausführlich beschrieben und mit Abbildungen versehen worden. In demselben Jahre noch erschien das von Schumann und dem Museumskustos A. Mied in Prenzlau herausgegebene Werk „Das Gräberfeld bei Oderberg-Bralitz“. Auf diesem, schon früher von anderen Forschern teilweise ausgebeuteten, sehr umfangreichen Gräberfeld erfolgte die erste, vom Udermärkischen Museumsverein planmäßig angelegte, mit erheblichen Umständen und Kosten durchgeführte Ausgrabung. Es konnten noch 188, der III. und IV. Periode angehörende Gräber festgestellt und aufgenommen werden. Manche, dem udermärkischen Museum überwiesene, hervorragende bronzezeitliche Einzelfunde, wie der trianguläre Dolch von Magnushof, die beiden Nadeln von Lübbenow und Greiffenberg, die Grabfunde von Milow und Stendel, sowie die Goldreifen von Menkin und Taschenberg, von denen einige Stücke bereits anderweitig veröffentlicht worden waren, sind in den Vereinsmitteilungen von Schumann ausführlich beschrieben und beurteilt worden. Von mehreren, seit dem Jahre 1905 planmäßig durchforschten, der jüngeren Bronzezeit angehörenden Gräberfeldern und den seitdem abgelieferten Einzelfunden aus fast allen Perioden hat der Museumskustos v. d. Hagen eingehende Fundberichte und genaue Beschreibungen mit den erforderlichen Abbildungen geliefert. Die Veröffentlichung dieser, zur Dervollständigung des bronzezeitlichen Materials der Udermark dienenden Aufzeichnungen wurde durch den Ausbruch des Weltkrieges verzögert und konnte wegen der seitdem bestehenden schwierigen Verhältnisse für eine, allen Anforderungen genügende, nicht zu kostspielige Drucklegung erst jetzt im „Mannus“ Bd. 14 erfolgen.

3. Latènezeit. Die Berichte über die Kulturzustände in der Udermark während der Latènezeit beschränken sich auf die Angaben in Blumes „Verzeichnis der Sammlungen“ und in den „Vereinsmitteilungen“. Die schon lange geplante Herausgabe einer Beschreibung des von A. Mied im Jahre 1902 untersuchten, dem westgermanischen Kulturgebiet angehörenden Gräberfeldes bei Storfow, Kr. Templin, ist bisher unterblieben, weil der von Mied aufgestellte Fundbericht seit seinem, im Jahre 1904 erfolgten Tode unter dem Nachlaß nicht zu finden war.

4. Römische Kaiserzeit. Von den wenigen, in der Udermark bekannt gewordenen Funden der Kaiserzeit ist das interessante, der jüngeren Periode angehörende Grab von Damme, Kr. Prenzlau, von Schumann in den Vereinsmitteilungen vom Jahre 1902 ausführlich beschrieben und erklärt worden. Einen anderen, derselben Zeit angehörenden, auf dem Mühlenberge bei Battin, Kr. Prenzlau, im Jahre 1910 gehobenen Grabfund hat v. d. Hagen im 6. Bande derselben Zeitschrift bekannt gemacht. Weitere Berichte mit Abbildungen über kaiserzeitliche Funde, besonders von einigen im Jahre 1909 in das Museum gelangten Gegenständen aus der älteren Periode der Kaiserzeit, gefunden bei Lunow, Kr. Angermünde, sowie aus dem derselben Zeit angehörenden, im Jahre 1910 bei Melzow, Kr. Angermünde, aufgedeckten

Gräberfeld sind in den Vereinsmitteilungen Bd. 4 unter den neuen Erwerbungen des Museums angegeben.

5. Slawische Zeit. Von den seit Abwanderung der Germanen in die Udermark eingedrungenen und dort in dichter Besiedlung Jahrhunderte hindurch sesshaften Slawen sind verhältnismäßig wenig Gräberfunde zum Vorschein gekommen. Der im Jahre 1901 bei der Aderbestellung berührte und vollständig dem Museum in Prenzlau überwiesene Had Silberfund von Alexanderhof bei Prenzlau, bestehend aus Had Silber, Schmuckstücken und Münzen im Gesamtgewicht von rund 3000 g, der gewichtigste und reichhaltigste der 5 bisher bekannt gewordenen Had Silberfunde der Udermark wurde im folgenden Jahre in den Vereinsmitteilungen von A. Mied und dem bekannten Numismatiker Dr. Bahrfeld veröffentlicht. Ein Nachtrag dazu erschien wegen einiger, anfänglich zurückgehaltener, dann aber doch abgelieferter Stücke im Jahre 1907. Die Mehrzahl der in den neuen Erwerbungen für das Museum in den Vereinsmitteilungen erwähnten Funde aus slawischer Zeit stammt aus den Kulturablagerungen in und bei den sog. Burgwällen oder an sonstigen Siedlungsplätzen. Der bekannte, auf einer Insel im Ober-Udersee gelegene, schon von Dirchow und Friedel untersuchte Sergizer Burgwall wurde auf Veranlassung des Museumsvereins im Jahre 1910 von dem Kustos v. d. Hagen einer genauen Durchforschung unterzogen. Das Ergebnis derselben ist in Band 3 der Zeitschrift „Mannus“ veröffentlicht worden. Eine andere, auf dem sog. Wallberg bei Sredenwalde, Kr. Templin, gelegene slawische Ansiedlungsstätte wurde 1911 untersucht. Während der Burgwall auf der schon in germanischer Zeit bewohnten Insel im Udersee in der nachwendischen Zeit nur noch als Ruine fortbestand, wurde der von den Slawen besetzte Platz auf dem Sredenwalder Wallberg zur Zeit der Kolonisation und Germanisierung der Udermark von deutschen Kriegern wieder benutzt. Es wurde dort ein Wehrbau als Stützpunkt für weitere Unternehmungen errichtet. Eine Beschreibung des Wallbergs und der dort vorgenommenen Ausgrabungen hat v. d. Hagen im 5. Bande der Vereinsmitteilungen geliefert. Schon im 1. Bande derselben Zeitschrift hatte Schumann das spätkarolingische Gefäß, aus Ton mit Gesicht- und Armdarstellung, gefunden in einer kistenförmigen Steinpackung bei Criewen, Kr. Angermünde, sowie Mied die aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammende gravierte Bronzeschale vom Sredenwalder Wallberg bekannt gemacht. Beiträge zur Kenntnis der Kultur in slawischer Zeit lieferten Pfarrer Dr. Ohle in seiner „Besiedlung der Udermark“ in Band 5 der Vereinsmitteilungen und der Historiker Dr. Bruns-Wüstefeld in seiner als 8. Heft der „Arbeiten“ des Vereins in Prenzlau erschienenen Abhandlung „Die Udermark in slawischer Zeit, ihre Kolonisation und Germanisierung.“

Literaturübersicht und Stand der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in der Rheinprovinz von 1900—1922.

Don C. Rademacher

Direktor des Städtischen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Köln.

Unter den deutschen Landschaften nimmt das Rheinland eine besondere Stellung in der Altertumsforschung ein, was in der geschichtlichen Entwicklung begründet ist. Fast ein halbes Jahrtausend haben die Römer hier geherrscht, der größte Teil der jetzigen preussischen Rheinprovinz war römische Provinz und ist als solche in die römische Kultur hineingewachsen.

Als nun zuerst Lust einzelner Liebhaber, dann planmäßig wissenschaftliche Erforschung heimischer Bodenaltertümer einsetzte, bot das Rheinland eine schier unerschöpfliche Fülle von Material aus der Römerzeit, die von der Archäologie langsam der Erkenntnis entgegen geführt wurde. Leider hat diese klassische Archäologie, wie sie sich nennt, lange genug die vorrömischen und bodenständigen Bodenaltertümer nicht mit gleicher Liebe und Sorgfalt betreut.

Während die römischen Verhältnisse bis ins kleinste behandelt wurden, Ausgrabungen größten Stiles an zahlreichen Orten erfolgten, also daß allmählich die ganze Art römischen Lebens aus den Funden erstand, war die Kenntnis der früheren Perioden äußerst mangelhaft und stand zurück gegen die Ergebnisse der Altertumsforschung anderer deutscher Landschaften, die sich mit allem Eifer daran machten, aus den Bodenfunden ihre heimischen vorgeschichtlichen Verhältnisse zu klären und aufzuhellen. So konnte Bericht-erstatte es erleben, daß zwei jetzt verstorbene, sonst sehr verdiente, Direktoren eines rheinischen Provinzialmuseums, denen er in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts seine Beihilfe zur Erforschung der heimatischen Bodenfunde angetragen, kein Entgegenkommen zeigten, daß, um nur eines herauszugreifen, die wissenschaftliche Erkenntnis der Grabhügel des Niederrheins, die doch so offen vor aller Augen und so zahl-

reich vorhanden waren, sich noch auf der alten Stufe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts befand, eine Meinung, die leider noch nicht ganz aus den Köpfen geschwunden ist.

In den letzten 20 Jahren haben sich die Verhältnisse gebessert, und besonders in der Gegenwart macht sich ein erfreulicher Wandel hierin bemerkbar. Man kann wohl sagen, daß in den letzten zwei Jahrzehnten die rheinische Altertumsforschung sich ihrer Aufgabe immer mehr bewußt geworden ist, die darin besteht, nicht einseitig die römische Zeit zu pflegen, sondern alle Zeiten und Kulturen mit gleicher Sorgfalt zu umfassen. Neben den Provinzialmuseen in Bonn und Trier sind Städtische Museen größeren Umfangs und allgemeiner Bedeutung entstanden, dann aber noch eine ganze Anzahl kleinerer Heimatmuseen, die mit Erfolg die Aufhellung der Vergangenheit ihrer besonderen Heimat auf ihre Bühne geschrieben haben.

In den folgenden Blättern soll nun eine Übersicht über die mannigfache vor- und frühgeschichtliche Tätigkeit seit etwa 1900 durch Aufzählung der betreffenden Arbeiten gegeben werden. Es sei hier gleich bemerkt, daß die römischen Forschungen nur so weit in Betracht gezogen werden konnten, als ihre Ergebnisse bedeutsam sind auch für die Erkenntnis und Beurteilung der nicht römischen Bodenaltertümer.

Die Übersicht kann keinen Anspruch auf unbedingte Vollständigkeit machen, da viele Arbeiten nicht zugänglich waren. Die Aufzählung der einschlägigen Arbeiten erfolgt alphabetisch nach den Verfassern. Zum Schlusse mag eine Aufstellung der heimischen Museen, ihr Arbeitsgebiet und ihre Bedeutung folgen.

Bemerkt sei noch, daß es sich um das Gebiet der preußischen Rheinlande, also der Rheinprovinz handelt. Das von der Rheinprovinz von allen Seiten eingeschlossene Fürstentum Birkenfeld mußte selbstverständlich hinzugenommen werden.

Abkürzungen.

- A. G. = Anthropologische Gesellschaft.
- A. h. V. = Altertümer unserer heidnischen Vorzeit.
- B. J. = Bonner Jahrbücher.
- B. P. = Bericht über die Prähistoriker-Versammlung. Köln 1907.
- C. D. A. G. = Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.
- G. = Germania.
- J. A. G. K. = Jahresbericht der Kölner Anthropologischen Gesellschaft.
- M. = Mannus.
- M. B. = Museums-Bibliothek.
- M. S. = Museums-Führer.
- M. gr. = Museographie.
- M. J. = Mainzer Zeitschrift.
- N. A. = Nassauer Annalen.
- N. M. K. = Neufunde des Städtischen Prähistorischen Museums (Museum für Vor- und Frühgeschichte) Köln.

- P. 3. = Prähistorische Zeitschrift.
 R. G. C. = Römisch-germanisches Correspondenzblatt.
 Typ. = Bericht über die Tätigkeit der von der D. A. G. gewählten Kommission für prähistorische Typentarten.
 W. 3. = Westdeutsche Zeitschrift.
 J. f. E. = Zeitschrift für Ethnologie (Berlin A. G.).

1. Paläolithikum.

Während bis 1900 nur drei Orte in der Rheinprovinz als Fundstellen aus diluvialer Zeit bekannt waren, an die sich jedoch eine zum Teil erhebliche Kultur knüpfte (Neanderthal, Martinsberg bei Andernach, Buchenloch bei Gerolstein in der Eifel), sind seit der Zeit nicht nur neue Funde hinzugekommen, auch die schon vorhandenen erfuhren wiederholt weitere Bearbeitung und Würdigung.

Neben dem Buchenloch mit seinen Moustérien-Einschlüssen, wurden die Kartsteinhöhlen und Selsdächer (Eiserey bei Metternich in der Eifel, 60 km von Gerolstein) als Aufenthalt des Spät-Acheul-Menschen und als dauernde Siedelstätte vom Moustérien bis Magdalénien erkannt. Spuren diluvialer Besiedelung scheinen vorzuliegen in der Trierer Gegend (Genoveva-Höhle). Martinsberg ist Freiluftstation des Magdalénien. Im Koblenzer Löß fanden sich Geräte und Abplisse, die der ersten Stufe des Jungpaläolithikums zugeschrieben werden. Metternich, Klärlich, Rhens, Unkelbach sind die bis jetzt bekannt gewordenen Fundorte. Wichtige Einzelfunde lieferten Köln-Sühlingen, Dransdorf und Roisdorf im Vorgebirge, Birlinghoven im Siegbkreis. Zu dem Neanderthal-Skelettfund ist das Doppelgrab aus dem Magdalénien von Oberkassel bei Bonn hinzugetreten.

Bonnet, Steinmann und Derworn, Der diluviale Menschenfund von Oberkassel bei Bonn. Heidelberg 1919.

Günther, Paläolithische Fundstellen im Löß bei Koblenz. B. J. 1907.

Derselbe, Diluviale Funde im Löß von Metternich, Rhens und Klärlich. M. 1910.

Kollmann, Die Neanderthal-Spy-Gruppe. B. P. D. Köln 1907.

Könen, C., Beiträge zur Geologie des Neanderthales und zur Frage des Homo-Neanderthalensis. B. A. G. Köln 1916.

Kramer, G., Über Quarz-Colithen im Lößgebiet von Allrath-Rheinland. J. f. E. 1911.

Krüger, Zwei Feuersteinmesser der Aurignacien-Solutrèsstufe aus der Genoveva-Höhle bei Trier. R. G. C. 1909.

Rademacher, C., Die Ausgrabungen des Kartsteins. P. 3. 1911.

Derselbe, Schädeldach und Klinge der Aurignac-Stufe aus den Kiesen von Köln-Sühlingen. M. S. Köln 1921.

Rademacher, C. und E., Neue Ausgrabungen des Kartsteins 1913. N. M. Köln 1916, I. Heft.

Rademacher, C., Einzelfunde aus dem Rheinlande (Sühlingen, Roisdorf, Birlinghoven). N. M. Köln 1916, I. Heft.

Rauff, Der Neanderthalfund. Bericht der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heimatkunde. Bonn 1903.

- Pöhlig, Die Eiszeiten in den Rheinlanden. Monatschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. 1905.
- Derfelbe, Die Ablagerungen des Rheinstrom-Systems in ihrer anthropologischen Bedeutung. B. P. D. Köln 1907.
- Schmidt, R. R., Das Aurignacien in Deutschland (behandelt die rheinischen Hölfunde. M. 1909).
- Derfelbe in Verbindung mit Koken und Schliz, Die diluviale Vorzeit Deutschlands (nimmt auch das rheinische Paläolithikum in den Kreis seiner Darstellung). Stuttgart 1912.
- Schwalbe, Der Neanderthal-Schädel. B. J. 1911.
- Derfelbe, Die Vorgeschichte des Menschen (Neanderthal). Braunschweig 1904.
- Derfelbe, Über das individuelle Alter des Neanderthal-Menschen. C. D. A. G. 1904.
- Sommermeier, Der Kartstein und der Kalktuff von Dreimühlen bei Eisferj. Verh. d. Naturhist. Ver. d. Rheinl. 1913.
- Stehn, Paläolithische Funde aus Untelbach bei Koblenz. C. D. A. G. 1913.
- Derfelbe, Paläolithische Fundplätze in den Rheinlanden. Zeitschr. f. Basaltindustrie. 1918.
- Wolf, Westdeutsche Höhlen. Mitt. d. rhein.-westf. Höhlenforsch.-Ver. Elberfeld 1910.
- Zimmermann, Ein paläolithischer Fund bei Köln (Dransdorf). Jahrb. d. preuß.-georg. Landesamtes. Berlin 1919.

2. Mesolithikum.

Aus dem Rheinland war bis vor kurzem nur eine Station bekannt, die aber zur Rheinprovinz nicht einmal gehörte. Jetzt sind einige Wohnplätze in der Provinz entdeckt.

1. Der Lousberg bei Aachen als Niederlassung des ausgehenden Cam-pignien, dessen weiteres Vorhandensein in der Rheinprovinz auch einzelne Funde aus der Umgebung von Euskirchen, auf dem Vorgebirge und im Bergischen beweisen.

2. Cardénoisien-Kultur wurde festgestellt durch Siedelungen in Köln-Fühligen und bei Opladen. Einzelfunde kamen bei Ausgrabungen auf dem Fliegenberg zum Vorschein (bei Troisdorf, Siegbkreis). Ein Felsdach des Kartsteins hat in einer, diluviale Kultur überlagernden Schicht eine Anzahl Silex-Werkzeuge des Mesolithikums geliefert.

Leider sind die vom Essener Museum entdeckten mesolithischen Funde von der Lippe und aus der Emscher-Regulierung noch nicht veröffentlicht worden. Es gehören dazu vor allem einige Menschenschädel sowie zahlreiche Hirschgeweihestüde, viele mit Bearbeitungs Spuren. Darunter ein Grabstock. Dasselbe Schicksal teilen die im Essener Museum aufbewahrten, aus dem Rhein-Herne-Kanal 1910 herkommenden Faustteile des Spät-Acheul-typus, die mit dem Kartstein-Faustteil vollständig übereinstimmen¹⁾.

¹⁾ Eine vorläufige Publikation ist von Dr. Kahrs in der vom Essener Verkehrsverein anlässlich des Kruppischen Jubiläums herausgegebenen Festschrift 1912 erschienen.

- Bärtling und Dirchow, Menschliche Schädel von Oberhausen, Rheinl. 3. f. G. 1911.
 Mehlis, Eine neolithische Station vom Donnersberg. Neustadt 1915.
 Rademacher, C., Frühneolithikum und belgisches Chelléen. P. 3. 1912.
 Derselbe, Mesolithikum in den Rheinlanden. N. M. Köln 1922. II. Heft.
 Rademacher, C., Mesolithische Funde aus der Rheinprovinz im Städtischen Museum für Vor- und Frühgeschichte zu Köln. M. S. Köln 1922.

3. Neolithikum.

Die verschiedenen Kulturkreise des Neolithikums lassen sich auch in der Rheinprovinz nachweisen. Allerdings bis jetzt noch nicht in allzugroßer Fülle. Die Untergrombacher Kultur findet sich im Neuwieder Becken, bei Mayen und im Scheuerbusch bei Wahn (Kr. Mülheim, Rhein).

Der handkeramische Kulturkreis ist nachgewiesen in Sarnsheim bei Kreuznach in der Eifel, im Neuwieder Becken (Playdt, Kreis), bei Bonn, im Dorgebirge, zu Miel, Kr. Rheinbach.

Rössener Wohnstätten finden sich vereinzelt im Dorgebirge, Großgartacher bei Düren. Das Stadtgebiet Köln ist, wenn auch bis jetzt nur mit einer Scherbe, ebenfalls für diese Keramik vertreten.

Schnurkeramik, im Süden der Provinz spärlich, wird im Neuwieder Becken und im Kölner Gebiet zu beiden Seiten des Rheines häufiger, um dann, dem Niederrhein zu, seltener zu werden.

Jenseits der rheinischen Grenze beginnt die nordische Megalithkultur, in Holland schon reich vertreten. Im Kölner Gebiet ist das Dorgebirge durch Funde bekannt, auch das eigentliche Stadtgebiet Köln (Sühlingen). Aus der Stadt Aachen stammt ein bis jetzt nicht veröffentlichter Zonenbecher (in einem westfälischen Museum). Rechtsrheinisch finden sich Schnurgefäße und Spuren von Siedelungen in Niederpleis, Lohmar, Altenrath, Wahner Heide (alle Sundorte Kreis Sieg), ein Hügel mit Tieftisch-Keramik ist aus Siegburg bekannt.

Die Glodenbecherstufe tritt im Neuwieder Becken und im Stadtgebiet Köln auf (Sühlingen) zusammen mit Schnurkeramik. Am Niederrhein sind Bruchhausen bei Dinslaken und Kevelaer Fundorte der Schnurkeramik. Der Zonenbecher von Kevelaer stimmt mit dem von Holland und England vollständig überein. Im Rheinlande war dieser Typus bis dahin noch nicht nachgewiesen. Das Verhältnis dieser Kulturen zueinander ist, wie überall, auch in der Rheinprovinz noch nicht genügend geklärt.

Die rheinische Untergrombacher Stufe zeichnet sich durch gewaltige Sestungsanlagen aus (Urmix, Mayen). Für den schnurkeramischen Kulturkreis sind Hügelgräber festgelegt, so in Altenrath, im Dorgebirge, bei Bruchhausen. Zum Teil sind die Hügel von großer Ausdehnung (Altenrath). Im Neuwieder Becken, besonders in der Gegend von Andernach und Weißenhurm, finden sich sämtliche Kulturkreise von der Pfahlbautenzeit bis zur

Glockenbecher-Stufe. Dieses Gebiet ist als Kulturzentrum für das Neolithikum anzusehen.

An Einzelfunden von Steinbeilen, darunter solche von seltenen Formen und wertvollem Material, ist die Rheinprovinz äußerst reich.

Günther, Die steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein. M. 1914.

Derselbe, Zwei Zonenbecher aus Urmix. M. 1910.

Derselbe, Vorgeschichtliche Ansiedelungen am Jägerhaus bei Urmix. B. J. 1903.

Derselbe, Entstehung und Besiedelung des Neuwieder Beckens. M. 1911.

Derselbe, Ansiedelungen bei Urmix. B. J. 1910.

Köhl, Neolithische Keramik Südwest-Deutschlands. Berlin 1900.

Lehner, Erdfestung Mayen. B. J. 1910.

Derselbe, Festungsanlage Urmix. B. J. 1900.

Derselbe, Playdt, bandkeramische Siedlung. P. J. 1914 und C. D. A. G. 1911.

Derselbe, Urmix, Befestigungsanlage. M. J. Msgr. 1901.

Derselbe, Bandkeramische Funde bei Playdt. R. G. C. 1912.

Derselbe, Der Festungsbau der jüngeren Steinzeit. P. J. 1910.

Derselbe, Vorgeschichtliche (bandkeramische) Ansiedelung bei Sarmsheim a. d. Nahe. B. J. 1904.

Derselbe, Miel, Kr. Rheinbach, Ansiedelung der bandkeramischen Kultur. B. J. 1919.

Mehlis, Studien zur älteren Geschichte der Rheinlande. B. J. 1904.

Nissen und Könen, Cäsars Rhein feste. B. J. 1899.

Rademacher, C., Vorgeschichtliches aus Kölns Umgebung (neolithische Keramik). Zeitschr. d. Vereins f. Denkmalpflege. Düsseldorf 1914.

Derselbe, Rheinisches Neolithikum. M. J. Köln 1922.

Derselbe, Neue neolithische Funde im Rheinland. Montelius-Festschrift. Stockholm 1914.

Reincke, Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland. M. J. 1903.

Ruppersberg, Der Chrimhilde-Stein (Monolith) bei Benrich (Saarbrücken). R. G. C. 1914.

Sadée, Der neolithische Festungsbau und die Achäermauer der Ilias. B. J. 1921.

Schumacher, Stand und Aufgabe der neolithischen Forschung in Deutschland. Ber. d. R. G.-Kommission Bonn 1916.

Derselbe, Neolithische Depotfunde im Westen Deutschlands. P. J. 1914.

Derselbe, Hade und Pflug zur jüngeren Steinzeit.

Derselbe, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande (behandelt alle Perioden). Mainz 1921.

Stadmann, Haffen-Mehr (Kr. Rees) Prähistorische Gräber und Wohnstätten. R. G. C. 1914.

Dirchow, R., Ein Flachbeil aus Jadeit von der Beeker Heide bei Elten. Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wissensch. Berlin 1899.

Wahle, Die Bedeutung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach natürlicher Grundlage. B. R. G. Kommission 1920.

Wolff, Besiedelung Westdeutschlands zur jüngeren Steinzeit. P. J. 1920.

4. Bronzezeit.

Die Bronzezeit der Rheinprovinz ist im allgemeinen wenig geklärt. Es dürfte fast scheinen, als habe man mit einer verhältnismäßig schwachen Bevölkerungsschicht während dieser Periode zu rechnen. Bronzefunde aus Gräbern, Depot- und Einzelfunde von typisch bronzezeitlichen Charakter

sind häufiger, das keramische Material äußerst dürrig, eine Erscheinung, die fast im ganzen Rheingebiet sich wiederholt. Der südliche Teil der Provinz und Birkenfeld brachten Funde der älteren Bronzezeit, auch das Neuwieder Becken und Mayen. Erinnert sei an die Doppelärzte aus Kupfer von Cochem und Mayen, die Flachbeile aus Köln, Neuwied und Vollendar.

Am Niederrhein ergaben Grabhügel, wiederum sehr umfangreiche, Bronzefunde (Schwerter, Beile, Dolche, Pinzetten, Nadeln), aber ohne Keramik. Dasselbe ist im Vorgebirge der Fall und im Kölner Gebiet. In Bruchhausen lagen die Hügel auf demselben Platze, wo vereinzelt Schnurbecher in Hügeln zum Vorschein gekommen waren. Die größte Mehrzahl der Hügel scheint jedoch der ersten Eisenzeit anzugehören.

Der jüngeren Bronzezeit gehören Funde aus dem Neuwieder Becken und von Settweis bei Düren an. Die Keramik des letzten Ortes stimmt mit Funden aus Süddeutschland und dem Schweizer Pfahlbauggebiet überein.

Kleinere Grabhügel des Niederrheins mit bauchigen Gefäßen und bronzenen Lanzenspitzen bilden den Übergang zu der früheisenzeitlichen Kultur.

Die ethnologischen Verhältnisse der Bevölkerung sind, was die Rheinprovinz angeht, also durchaus noch nicht geklärt. Nur das eine kann mit Bestimmtheit betont werden, daß der gesamte Formenkreis der Bronzen sowie die Gefäßtypen Übereinstimmung mit dem südlichen Kulturkreis zeigen und sich an daselbe anlehnt, ein Teil von ihr ist, was die Kerbschnitt-Keramik unseres Gebietes beweist.

Zur späten Bronzezeit gehörte daselbe also zusammen mit der großen südlichen und westlichen Kulturgruppe, die Holland, den Niederrhein, Westfalen, das Rheingebiet, Süddeutschland und Südost-Frankreich umfaßte. Die Bevölkerung war keltischen Stammes.

Für die Rheinprovinz ist weiter von Wichtigkeit, daß die ober- und mittelhheinische Urnenfelder-Kultur hier nicht nachgewiesen ist. Die entsprechenden Funde in der Rheinprovinz finden sich als erste Gruppe in der großen Gruppe frühhallstädtische Grabhügelfelder (Hallstattvölker).

Weit nach Westfalen hin herrschte diese südliche Kultur. Über bronzezeitliche Funde der Rheinprovinz geben die Tätigkeitsberichte der Provinzialmuseen sowie die Führer der betreffenden Museen Aufschluß.

- Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands. Kat. d. röm.-germ. Zentralmus. Mainz 1916.
 Günther, A., Vorgeschichtliche Ansiedelungen bei Urmig und Weißenthurm. M. 1911.
 Derselbe, Entstehung und Besiedelung des Neuwieder Beckens. M. 1912.
 Hettner, Fund bronzezeitlicher Gegenstände bei Trassem, Kr. Saarburg. W. 3. 1902.
 Hörter, Über Mayener bronzezeitliche Funde. M. S. Mayen 1922.
 Kossinna, Siedlungsgebiete der Germanen, Kelten, Illyrer in Nord- und Mitteleuropa während der älteren Bronzezeit. Deutsche Erde, Gotha 1912.
 Derselbe, Herkunft der Germanen. 2. Aufl. Leipzig 1920.
 Derselbe, Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. M. 1911.

- Köhl, Bronzezeitliche Funde von Kreuznach und Umgebung. W. J. Msgr. 1904.
 Lehner, Bronzezeitliche Funde aus dem Rheinland. M. Führer Bonn.
 Lissauer, Bericht über die Tätigkeit der von der D. A. G. gewählten Kommission für prähistorische Typenarten. J. f. G. 1905. Doppelärzte der Kupferzeit im westlichen Europa.
 Derselbe, Göze und Belz, Berichte über die Tätigkeit der von der D. A. G. gewählten Kommission für prähistorische Typenarten. C. D. A. G. u. J. f. G. Flach- und Randärzte. Radnadeln. Ruder- und Scheibennadeln. 1904. Absatzärzte, Lappenärzte, die ältesten Gewandnadeln. 1905.
 Rademacher, C., Über die niederrheinische Bronzezeit. M. 1913.
 Derselbe, Bronzezeitliche Funde im Kölner Gebiet (Dorgebirge, Stadt Köln, Opladen, Bruchhausen). Zeitschr. 3. 10jähr. Bestehen d. A. G. Köln 1913.
 Derselbe, Vor- und Frühgeschichte des Stadtgebietes Köln. Köln 1922.
 Reinede, Beiträge zur frühen Bronzezeit Mitteleuropas. Mitt. d. A. G. Wien 1902.
 Schliß, Zur älteren Bronzezeit Südwestdeutschlands.
 Schumacher, Kultur und Handelsbeziehungen des Mittelrheingebietes während der Bronzezeit. W. J. 1901.
 Derselbe, Depotfunde der Bronzezeit aus Rhein-Preußen. C. D. A. G. 1903.
 Derselbe, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. Mainz 1921.

5. Erste Eisenzeit (Hallstattkultur).

Wie bereits eingangs betont, hat die lange Zeit unrichtig eingestellte chronologische Einordnung der Hügelgräberkultur hemmend auf die Erkenntnis der heimischen Vorzeit eingewirkt. Nach Schaaffhausen und vieler anderer Urteil glaubte man in diesen Grabhügeln die Hinterlassenschaft unserer germanischen Vorzeit zu sehen, versetzte demgemäß die sämtlichen Gräber in die verhältnismäßig späte Germanenzeit um Christi.

Erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam man allmählich zu der Überzeugung, daß auch Früh-eisenzeitliches in dem Kulturbesitz der Hügelgräberleute vorhanden sei. Das führte dann, gestützt auf unrichtige Beobachtungen und Funde bei Nachbestattungen in Hallstatthügel zu der neuen Annahme, daß die Hügel vom Beginn der ersten Eisenzeit bis in die Jahrhunderte nach Christus reichten. Diese Auffassung ist noch 1908 in einer besonderen Schrift zum Ausdruck gebracht worden. Cramer und Kaufmann kommen in ihren a. a. O. angeführten Werken neuerdings darauf zurück.

Auf Grund großer Sammlungen im Kölner Museum für Vor- und Frühgeschichte (Prähistorisches Museum) aus allen Grabfeldern zwischen Sieg und Wupper ließ sich allmählich eine Typenfolge erkennen, die zur Aufhellung von vier Stufen führte und sämtlich der ersten Eisenzeit zugerechnet werden müssen. Vergleiche mit Sammlungen der Nachbargebiete ergab zunächst das Fehlen der typischen Latènekultur, wie sie im Süden der Provinz und in den angrenzenden Landschaften vorliegt.

So konnte dann 1910 C. Rademacher auf dem D. A.-Kongress in Köln zum ersten Male in einem Vortrage die Hügelgräber als der Hallstattzeit und

der Hallstattkultur angehörig bezeichnen und gleichzeitig ihre ethnologische Zusammengehörigkeit mit dem Süden, also ihre nichtgermanische Herkunft erweisen.

Auf demselben Kongreß wurden dann von dem Berichterstatter zum ersten Male wirkliche Germanengräber vorgeführt, die also einer anderen Zeit angehören.

Da mit Ende der ersten Eisenzeit die Hügelgräberkultur in dem betreffenden Gebiete abbricht, ergab sich die Einwanderung der Germanen um 500 vor Chr., also zu Beginn der Latènezeit, nachdem, wie Kossinna festgestellt, gegen 900 vor Chr. Westfalen von den Germanen besetzt war.

Die erste Eisenzeit der Rheinprovinz ist im Gebiet zwischen Sieg und Wupper und südlich davon gut erforscht. Auch das Gebiet bis zur Lippe ist im allgemeinen klar. Der Niederrhein bis Cleve, der Reichswald, die holländische Grenze weisen noch viele Lücken in dem Fundmaterial auf, weshalb die Zeit des allmählichen Vordringens germanischer Stämme und ihre Vermischung mit den nichtgermanischen Bewohnern der Niederlande noch nicht klar erkannt ist. Hier können wieder nur große Sammlungen Klarheit schaffen. Im großen und ganzen jedoch herrschte besonders im Beginn der Hallstattzeit überall dieselbe Kultur, wie dies beispielsweise ein vor kurzem entdecktes Gräberfeld bei Kevelaer beweist, das typische Formen der ersten Hallstattstufe mit Steilrand und Kerbschnitt in derselben Weise zeigt wie das Kölner Gebiet. Auch die Bestattung in kleinen fast unscheinbaren Hügeln ist um diese Zeit überall dieselbe.

Die zweite Hallstattstufe mit ihren bemalten Gefäßen, im Kölner Gebiet reich vertreten, findet sich ebenso in Duisburg, aber auch das Gräberfeld von Kevelaer kennt diese Bemalung. Meist wird jedoch die Bemalung von Duisburg an immer seltener. Der südliche Einfluß, welcher diese Keramik hervor gebracht hat, läßt sich rheinabwärts als immer schwächer erkennen.

Die späteren Hallstattstufen jener Gegend erscheinen zum Teil in alten Typen, zum Teil mit neuen Elementen gemischt, die einen starken kulturellen Einfluß aus dem Westen ihre Entstehung verdanken. Dieser Einfluß hängt mit Völkerverschiebungen zusammen, Keltenwanderungen aus der Marnegegend, wie das Schumacher in seinem Werk: Kultur und Siedelungsgeschichte der Rheinlande, Mainz 1921, näher ausführt.

Baldes, Hügelgräber im Fürstentum Birkenfeld.

Derselbe und Behrens, Landesmuseum Birkenfeld. Frankfurt 1914.

Belz, Berichte über die Tätigkeit der von der D. A. G. gewählten Kommission für prähistorische Typenarten. Z. f. E. Hallstattzeitliche (und bronzezeitliche) Sibern. 1913.

Brüdmann, Über Entstehung der Wendelringe. R. G. C. 1914.

Brink, Die Siedelungen in Mayen. Mayen 1910.

Seldmann, Beiträge zur Geschichte Weßlars und zur Keltenfrage. Mitt. d. Weßlarer Gesch.-Vereins 1912.

- Günther, Hallstattzeit im Neuwieder Becken. (Besiedelung des Neuwieder Beckens.) M. 1911.
- Derfelbe, Hallstatt-Wohngruben in Koblenz-Lübel. W. J. Msgr. 1902.
- Gräven, Bronzefund der Hallstattzeit von Tholey, Kr. Ottweiler. W. J. Msgr. 1903.
- Holwerda, Das Gräberfeld von de Hamert bei Denlo. 1914.
- Hörter, Grabfeld der ältesten Hallstattzeit bei Mayen. M. 1911. M. 1914.
- Derfelbe, Grabfeld der jüngeren Hallstattzeit bei Mayen. M. 1916.
- Derfelbe, Vorgeschichtliche Werkzeuge der Basaltlava-Industrie. M. 1918.
- Derfelbe, Basaltlava-Industrie bei Mayen. M. 1910.
- Keune, Neuhäusel im Westerwald. C. W. J. 1900.
- Krüger, Hallstattfund von Lanfeld. G. 1918.
- Kieckbusch, Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. Stuttgart 1908.
- v. d. Hagen, K., Öffnung eines Grabhügels bei Weßlar. Mitt. d. Weßl. Geschichtsver. 1908.
- Lehner, Hölzerne und verzierte Menhire auf vorgeschichtlichen Gräbern. R. G. C. 1921.
- Rademacher, C., (Germanische) Hügelgräber am Rhein. B. J. 1900.
- Derfelbe, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit, besonders im Gebiet zwischen Sieg und Wupper. M. 1912.
- Derfelbe, Die Sunde aus den Grabfeldern zwischen Sieg und Wupper im Kölner Museum. M. S. 1915.
- Rademacher, C., Chronologie der Hallstattzeit in der Umgebung von Köln. C. D. A. G. 1910.
- Derfelbe, Zur Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit. M. 1918.
- Reinecke, Urnenfelder der ältesten Hallstattzeit in der Nähe von Birkenfeld. Zeitschr. 3. Verf. d. D. A. G. Lindau.
- Schumacher, Erforschung des römischen und vorrömischen Straßennetzes in Südwestdeutschland. Ber. d. röm.-germ. C. 1908.
- Derfelbe, Beiträge zur Siedelungs- und Kulturgeschichte des Westerwaldes und Taunus, Hallstattzeit. N. A. B. 44.
- Derfelbe, Zur ältesten Geschichte der Birkenfelder Landschaft. P. J. 1914.
- Derfelbe, Hallstattkultur am Mittelrhein. P. J. 1920. G. 1918.
- Derfelbe, Beiträge zur Besiedelungsgeschichte des Hunsrücks, der Eifel und Westdeutschland überhaupt. P. J. 1916.
- Derfelbe, Hallstattzeit in den Rheinlanden. Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. Mainz 1921.
- Soldan, Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel (Westerwald). N. A. 1900.
- v. Toll, B., Grabfund von Rodenbach bei Neuwied. Hallstatt 2. B. J. 1901.
- Walter, Niedermendiger Basaltgeräte in Pommern. M. 1916.

6. Latènezeit.

Die Latènekultur der Rheinprovinz scheidet sich in eine germanische und nichtgermanische. Die letztere als Fortsetzung der alten Hallstattkultur, schon in Stufe 4 durch westliche Einflüsse stark verändert, ist besonders gut ausgeprägt im Provinzial-Museum Trier, das hauptsächlich Hunsrück und Eifel als Arbeitsgebiet umfaßt. Im Hunsrück, auch in der Eifel, ist die Hallstattkultur bei weitem nicht so allgemein verbreitet wie am Rhein, woraus zu schließen ist, daß damals jene Gebiete nicht so bevölkert waren wie das Rheintal.

Mit Frühlatène ändert sich das. Die Funde häufen sich dort und geben Veranlassung zu der Annahme, daß die Hallstattleute des Rheines dorthin vor dem Druck der Germanen sich zurückgezogen haben. Bis zum Neuwieder Becken findet sich in der Rheinprovinz kein keltisches Frühlatène, bei Neuwied, Andernach, Koblenz und weiter südlich tritt es jedoch noch auf, ein Umstand, der für die chronologische Festsetzung der ersten Germanenwelle in das Rheingebiet bedeutsam geworden ist.

Mit Frühlatène war auch die Herausbildung der gallischen Kultur aus der allgemeinen keltischen erfolgt, und von der Zeit an finden sich auch im Süden der Provinz Anhaltspunkte, welche von einer gallischen Welle an den Rhein künden. Diese gallische Welle kennzeichnet sich durch die Skelettbestattung mit Waffen in Hügeln, die auf dem Hunsrück und auf dem rechten Rheinufer angetroffen werden.

Aber doch erwies sich die germanische Welle am Rhein stärker. Sie drang rechtsrheinisch langsam bis Koblenz und darüber hinaus, setzte dann auch auf das linke Rheinufer über. Nicht ohne Kampf ging dies zu. Großartig angelegte Sperrgräben, zu beiden Seiten des Stromes, zeigen die Etappen des langsamen Vordringens der Germanen. Eine zieht durch die Eifel (Dixenley) und die unwegsamen Gebirge der Nette, eine andere durch den Hunsrück (Ringwall von Othenhausen und viele andere), deren Fortsetzung auf dem rechten Rheinufer sich verfolgen läßt. Eine genaue, systematische Erforschung dieser Verbindungslinien (Sperrforts könnte man sie nennen) samt den in ihren Gebieten befindlichen Bodenaltertümern würde über die näheren Verhältnisse dieser Volksbewegungen wertvolle Aufschlüsse bringen.

Aus der Germanenwelle entwickelten sich auf dem rechten Rheinufer im Laufe der Jahrhunderte einzelne Stämme, deren Namen im ersten Jahrh. vor Chr. von Cäsar überliefert sind. Diese Germanenstämme nahmen manches von ihren keltischen Vorgängern an, besonders da, wo größere Bevölkerungsteile zurückgeblieben waren.

Als einen solchen Stamm sind die Ubier im Neuwieder Becken anzusehen, wo ja Frühlatène noch verhältnismäßig häufig angetroffen wird. Aus diesem Grunde sehen wir diesen Stamm auch stets auf Seite Cäsars als Gegner der Nachbarstämme.

Bodenaltertümer des keltischen Früh- und Mittelatène sind also im Süden der Provinz häufig, im Norden fehlen sie ganz. Germanisches Früh- und Mittelatène war bis vor kurzem unbekannt. Einiges ist jedoch jetzt vorhanden, so Mittelatènegefäße aus der Kölner Gegend und Grabgefäße derselben Zeit aus einem germanischen Friedhof am Fliegenberg bei Troisdorf. Dieser wichtige Fundplatz ist leider der Wissenschaft gänzlich verloren gegangen (bei Bodenbewegungen zum Zwecke der Quarzitzgewinnung in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Nur zwei Grabfunde dieses Platzes sind gerettet, Museum Köln).

Germanisches Spätlatène wird hingegen zu beiden Seiten des Rheines häufiger, so daß diese Funde mit den Stämmen Cäsars in Beziehung gebracht werden können.

Alle Germanenstämme des letzten Jahrhunderts in der Rheinprovinz zeigen in ihrer Grabausstattung ein ziemlich einheitliches Bild, mögen sie nun als Sugambren und Ubier auf dem rechten Rheinufer, oder als Eburonen, Segner, Condrusen und Treverer auf dem linken Rheinufergebiet gesessen haben. Die bekannten Treverergräber von Biewer, Hüttigweiler, Grügelborn im Trierer Provinzial-Museum gehören sämtlich auch diesem Kreise an. Die Belgen Cäsars werden am richtigsten als germanisch-keltische Mischvölker zu betrachten sein, bei denen, je näher sie dem Rheine wohnen, der germanische Anteil vorwiegt.

- Anthes, Der gegenwärtige Stand der Ringwallforschung. Ber. d. röm.-germ. C. 1905.
 Baldes, Grabfunde der Latènezeit im Birkenfeldischen. W. J. Msgr. 1904.
 Derselbe, Grabfund der Latènezeit bei Birkenfeld. W. J. Msgr. 1906.
 Derselbe, Früh-Latènegfunde bei Idar (Birkenfeld). W. J. Msgr. 1906.
 Derselbe, Grab der Spät-Latènezeit mit Gladius und Schildbucdel bei Neunkirchen. R. G. C. 1914.
 Derselbe, Vorgeschiedliche Gräberfelder im Fürstentum Birkenfeld. Gymn. Progr. Birkenfeld 1904.
 Derselbe und Behrens, Altertumsammlung von Birkenfeld. Frankfurt 1914.
 Derselbe, Hügelgräber im Fürstentum Birkenfeld. Birkenfeld 1905.
 Derselbe, Ringwall auf dem Eifenfels, Fürstentum Birkenfeld). R. G. C. 1914.
 Derselbe, Der Fiedberg bei Hirstein (Hunstrüd). W. J. 1906.
 Bodewig, Ein Trevererdorf im Koblenzer Stadtwald.
 Derselbe, Neue Funde der Latènezeit aus Oberlahnstein, Braubach, Dallendar. W. J. 1906.
 Derselbe, Bienenkorbformige Rundhütten von Braubach und Niederlahnstein. N. A. 1902.
 Belz, 5. Bericht über die Tätigkeit der von der D. A. G. gewählten Kommission für prähistorische Typenarten. Latènesibeln. J. f. E. 1911.
 Behrens, Latènesiedlung bei Münster am Stein. Veröffentl. d. Ver. Kreuznach.
 Cramer, Ausgrabungen Früh-Latènegräber in Eschweiler bei Aachen. W. J. Msgr. 1906.
 Fölzer, Spät-Latènegfund von Roden a. d. Sauer. W. J. Msgr. 1907.
 Günther, Latènegräber im Koblenzer Stadtwald. W. J. Msgr. 1902.
 Derselbe, Zur Entstehung und Besiedelungsgeschichte des Neuwieder Beckens. Latènegfunde. M. 1911.
 Derselbe, Vorgeschichte der Stadt Koblenz. Koblenz 1921.
 Hörter, Grabfunde der Latènezeit bei Mayen. M. 1919.
 Hornung, Hügelgräber der Früh-Latènezeit bei Birkenfeld-Neubrüd.
 Kaspers, Wilh., Die —acum—Ortsnamen des Rheinlandes. Halle a. S. 1918.
 Köhl, Vorrömische (Latène-)Funde von Kreuznach. W. J. Msgr. 1906.
 Könen, Ein rheinisches, vorrömisches Skulpturen-Denkmal in St. Goar. B. J. 1901.
 Kossinna, Die Grenzen der Kelten und Germanen in der Latènezeit. Korr.-Bl. f. Anthropol. 1907.
 Derselbe, Spießbarren aus Eisen in der Rheinprovinz. M. VII, 1915.
 Krüger, Brandgrab der Früh-Latènezeit. R. G. C. 1909.
 Lehner, Latèneansiedlung bei Playdt. R. G. C. 1912.
 Derselbe, Hülsberg bei Krefeld, Ausgrabungen der Latènezeit. B. J. 1913.
 Derselbe, Gräber bei Bendorf. B. J. 1913.

Lehner, Ausgrabung eines Walles bei Kreuzweingarten in der Eifel. Eifelvereinsblatt 1922.

Derjelbe, Über alte Ringwälle in den Rheinlanden. B. J. 1917.

Rademacher, C., Latènefunde im Kartstein. M. 1911. M. S. Köln 1921.

Derjelbe, Besiedelung des Stadtkölnischen Gebietes (Latènefunde). Im Druck.

Rademacher, C., Germanische Latènefunde im Kölner Gebiet (Chronologie der Germanengräber). M. 1922.

Derjelbe, Die Einwanderung der Germanen in das Rheingebiet. B. A. G. Köln 1917.

Ruppersberg, Vorzeit der Stadt Saarbrücken. R. G. C. 1914.

Reinede, Keramik der rheinischen 2. Latènestufe. A. h. D. 1908.

Schumacher, Vorgeschichtliche Funde und Forschungen. Ber. d. röm-germ. C. 1915.

Derjelbe, Gallische und germanische Stämme und Kulturen im Ober- und Mittelrheingebiet zur späten Latènezeit. P. J. 1914.

Derjelbe, Verzeichnis der Abgüsse und wichtigen Photographien mit Gallierdarstellungen. Mainz 1917.

Derjelbe, Zur ältesten Geschichte der Birkenfelder Landschaft. P. J. 1914.

Derjelbe, Funde aus der Latènezeit in den Rheinlanden. D. h. D. 1903.

Derjelbe, Die Latènezeit in den Rheinlanden. (Siedlungs- und Kulturgeschichte.) Mainz 1921.

7. Römische Zeit.

Alexander Riese hat seinem schon 1892 bei Teubner, Leipzig erschienenen Werk: „Das rheinische Germanien in der antiken Literatur“ 1914 den zweiten Teil folgen lassen, der das rheinische Germanien in der antiken Inschrift behandelt, zwei Werke, die für jeden, der sich mit den germanischen Verhältnissen zur Römerzeit befaßt, von grundlegender Bedeutung sind.

Lange vorher hat Riese einen Vorläufer gehabt, Johann Jakob Mascou durch sein 1750 bei Breitkopf-Leipzig herausgegebenes umfangreiches Geschichtswerk: „Geschichte der Teutschen bis zum Abgang der Merovingischen Könige“. Das Buch ist derart, daß es auch heutzutage noch benutzt werden kann, besonders, da dem geschichtlich fortlaufenden Text das ganze antike Schriftwerk zur Begründung jeder einzelnen Tatsache und der daraus sich ergebenden Folgerungen in ausgedehnten Anmerkungen beigelegt ist.

Zudem ist die Grundauffassung dieses Geschichtsforschers über die alte Zeit eine solche, daß sie erst in der Gegenwart anfängt, sich wieder Bahn zu brechen, ist bei aller Sachlichkeit eine entschieden deutsche.

Sagt Mascou doch im Vorwort: „Insonderheit aber kann den Teutschen die Betrachtung, wie ihre Vorfahren zu einer Zeit, da die Nachkommen sie wohl selbst als Barbaren ansehen, die Macht der Römer aufzuhalten und endlich zu bezwingen gewußt, nicht unangenehm seyn. Je größer die Feinde, je mehr hat dazu gehört, ihnen überlegen zu werden. Es kann dieses zugleich die Nation aufmuntern, ihren eigenen Geist dergestalt auszuüben, daß, wenn man auch was von Fremden annimmt, der Grund aber doch allemal unser bleibe.“

Bei Durchsicht dieses Werkes, das damals eigentlich bahnbrechend hätte wirken müssen, ist zunächst die Literaturangabe äußerst wertvoll, da sie,

man kann wohl sagen alle antike Schrifturkunden umfaßt. Die Aufzählung allein füllt 12 gebrochene Seiten des in großem Format erschienenen Buches. Ein Abdruck wäre heute noch wertvoll.

Daß die deutsche Geschichtsforschung nicht auf dieser Grundlage weiter gebaut hat, liegt in der politischen Zerrissenheit der damaligen Zeit begründet, dann aber hauptsächlich in der durch Winckelmann eingeleiteten und die ganze nachfolgende Zeit beherrschenden einseitigen Bevorzugung der antiken Kultur samt ihren Hinterlassenschaften. Als wirklicher deutscher Schriftsteller der die germanische Frühzeit in ihrem wahren Wert und Wesen erfaßte, verdient Johann Mascou, daß seiner in einer Zeit gedacht wird, wo durch Bodenfunde und Forschung die antiken Quellen ergänzt werden und das Germanentum so erst in gerechte Beleuchtung rückt.

In der Rheinprovinz waren bis vor wenig Jahren germanische Bodentertümer kaum bekannt. Es wurde schon darauf hingewiesen, welche Bodentertümer man gleichzeitig mit Armin und Cäsar ansetzte. Von allen rechtsrheinischen Germanenstämmen kannte man nur die vermeintlich germanische Grabhügel, in den linksrheinischen Provinzen Germania superior und Germania inferior, wo die römische Kultur vollständig zur Herrschaft gelangt war, das einheimische, also provinzial-römische Material, welches allerdings in zahllosen Fällen täglich zutage trat.

Aus der Gießener Gegend, also nicht zur Rheinprovinz gehörig, bedeuten dortige Funde aus zwei Grabfeldern den Beginn der eigentlichen Germanenforschung auf dem rechten Gebiet des Rheines. Eine einwandfreie Beurteilung dieser Funde war vorerst noch nicht möglich, man mußte sich mit der Annahme einer römisch-germanischen Mischkultur begnügen.

Nun sind in den letzten 10 Jahren im Kölner Gebiet, rechtsrheinisch zwischen Sieg und Wupper, linksrheinisch von der Eifel bis Köln eine Anzahl germanischer Grabplätze entdeckt worden, die durch ihre Funde auch das Vorhandensein ähnlicher Stätten von der Wupper bis zur Ruhr und darüber hinaus bewiesen haben. Bis dahin war eine rechte Bewertung der in der Literatur hier und da auftauchenden Funde unmöglich. Die Grabfelder zwischen Sieg und Wupper füllen lückenlos, die Zeit vom Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts. Alle diese Funde befinden sich im Kölner Museum für Vor- und Frühgeschichte (Prähistorisches Museum), und die 1922 im Mannus erschienene Arbeit von C. Rademacher gibt darüber eingehende Auskunft.

Es besteht in den germanischen Bodenfunden, die im Kölner Gebiet mit Ende der Spätlatenestufe aufhören, eine Lücke bis gegen Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. Um diese Zeit beginnen die Grabfelder wieder. Diese Lücke ist begründet in dem Leersein des rechtsrheinischen Gebietes während der Zeit, von Lahn bis Wupper, durch den mehr oder minder freiwilligen

Wegzug der Ubier aus ihren alten Sizen in das linksrheinische Gebiet und die gewalttame Verpflanzung der Sugambrer, 8. nach Chr., eben dorthin.

Gegen Ende des ersten Jahrhunderts ließ der römische Druck auf das rechte Rheingebiet nach, weil der Gedanke an die Möglichkeit einer Unterwerfung des freien Germaniens seit Tiberius aufgegeben worden war. Eine neue Germanenwelle schob sich infolgedessen aus dem Elb-Lippegebiet an den Rhein, etwa um 80—100 nach Chr., was sich aus den Funden erweisen läßt.

Diese neue Germaneneinwanderung an den Rhein verschmolz mit den spärlich zurückgebliebenen Resten der alten Bevölkerung zu einer im Grunde einheitlichen, aber in Stämme geteilte Masse, die Franken, ein Name der erst nach eineinhalb Jahrhundert zum erstenmal bei den antiken Schriftstellern auftritt, also um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Aber schon weit früher war der Bund so erstarrt, daß die Römer in den Franken ihre hartnäckigsten Feinde sehen konnten. Bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts reichen die Frühfranken-Gräber von Opladen u. a. O.

Um diese Zeit kam die Skelettbestattung auf, deren genauer Anfang noch nicht festgestellt werden konnte. Aber doch haben sich aus dem vorhandenen keramischen Material Hinweise ergeben, welche zur Beurteilung der sog. belgischen Ware von Bedeutung sind.

Die Hauptwerkstätten dieser Keramik lagen in den beiden germanischen Provinzen, und es scheint, als ob in dem Wiederaufleben heimischer Formen in Verbindung mit römischer Technik und Art der Ursprung der sog. belgischen Keramik zu suchen sei.

Die weitere Forschung wird sich mit dieser Frage noch eingehend zu beschäftigen haben. Daß die Germanen in den römischen Provinzen nicht wie bislang allgemein angenommen, ihre Eigenart aufgaben, erhellt auch aus den Fortschritten der Matronenkultforschung. Im Ubiergebiet haben sich die meisten Matronensteine gefunden und neuerdings ein ganzer Tempelbezirk (Pesch-Eifel).

Mehr als 50 verschiedene Matronennamen sind aus dem Gebiet bekannt, und sowohl Kluge wie R. Much, R. M. Meyer und andere haben germanische Elemente in den Namen gefunden und sie demgemäß erklärt. Dasselbe gilt auch von Göttern. In dem Tempel zu Trier, der dem Mars Lenus geweiht war, befanden sich Votivgaben für geheilte Krankheiten und Gebrechen, also daß „Mars Lenus“ vielleicht dem germanischen Heilgott Wodan entspricht. Auch auf diesem Gebiete gibt es noch viel klar zu legen. Die „belgische Ware“ wird sich aller Voraussicht nach als mitbestimmend erweisen für die Entstehung der eigentlich fränkischen Keramik.

Blümelein, Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben. München und Berlin 1918.
Cramer, Römisch-germanische Studien. Breslau 1914.

Der selbe, Matronenkult im Spiegel der Volksüberlieferung. Eifelvereinsblatt 1913.

- Cramer, Der Name der Treveri. Trierer Jahrbuch 1913.
- Gabricius, Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland. W. J. 1901.
- Stölzer, Römische Keramik in Trier I. Die Bilderschüsseln der ostgallischen Sigillata-Manufakturen. Bonn 1913.
- Gerth, W., Begriff des Limes. B. J. 1910.
- Günther, Eine Germanenstatuette aus Urmitz am Rhein. M. 1914.
- Henning, Der Name der Germanen. J. f. d. A. 1920.
- Kaufmann, Deutsche Altertumskunde. München 1913.
- Derselbe, Eifel (Ethnologie des Namens). Zeitschr. f. deutsch. Philol. 1913.
- Kentenich, Geschichte der Stadt Trier von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Trier 1915.
- Kluge, Geschichte der deutschen Sprache (Matronen- und Götternamenerklärung). Leipzig 1920.
- Derselbe, Der Name der Germanen. R. G. C. 1919.
- Koepf, Zwei Aufgaben der röm.-germ. Forschung. B. J. 1918.
- Derselbe, Die Römer in Deutschland. Monographie zur Weltgeschichte. Bielefeld. 2. Aufl.
- Kossinna, Germanendarstellungen in der antiken Skulptur. M. 1909.
- Derselbe, Germanendarstellungen in der antiken Skulptur. (M. Die deutsche Vorgeschichte. 3. Aufl. Leipzig 1921. S. 205—222.)
- Derselbe, Zur Göttervase vom Fliegenberg. M. 1914.
- Derselbe, Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedelungs-Archäologie. Würzburg 1911; 2. Aufl. Leipzig 1920.
- Derselbe, Das siegreiche Vordringen meiner wissenschaftlichen Anschauungen als Ergebnis meiner wissenschaftlichen Methode. M. 1920.
- Derselbe, Über den Namen „Germanen“. M. 1920.
- Knorr, Die verzierten Terrasigillatagefäße des Kannstatt- und Köngen-Grinario. Stuttgart 1905.
- Derselbe, Die verzierten Terrasigillatagefäße von Rottenburg und Sumelocenna.
- Derselbe, Südgallische Terrasigillatagefäße von Rottweil. Stuttgart 1912.
- Derselbe, Töpfe und Fabrikate verzierter Terrasigillata des ersten Jahrhunderts. Stuttgart 1919.
- Derselbe, Die verzierten Terrasigillatagefäße von Rottweil. Stuttgart 1907.
- Krause, Ausgrabungsergebnisse im Heidentempel bei Pech i. d. Eifel. Eifelvereinsblatt 1913.
- Krüger, Trierer Göttervase. Göttingen 1913.
- Lehner, Tempelbezirk der Matronae Vacca'linehae bei Pech (Eifel). B. J. 1919.
- Derselbe, Matronenaltäre zu Lessenich. R. G. C. 1908.
- Derselbe, Die antiken Steindenkmäler des Provinzial-Museums in Bonn. 1918.
- Derselbe, Der Katzenberg b. Mayen, militärische Wach- und Signalstation spätrömischer Zeit gegen Germaneneinfälle. B. J. 1918.
- Loeschde, Applikenform eines Planetenvasen im Museum Trier. R. G. C. 1915.
- Much, R., Deutsche Stammeskunde. Göschens Verlag. 2. Aufl.
- Derselbe, Der Name Germanen. Wien 1920.
- Nissen-Könen, Ausgrabung von Vetera. B. J. 1907.
- Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. Leipzig 1920. 2. Aufl. 1922.
- Oelmann, Materialien zur römisch-germanischen Keramik. I. Die Keramik des Kastells Niederbiber. Frankfurt a. M. 1914.
- Oré, Limes Tiberii. B. J. 1906.
- Derselbe, Terrasigillatagefäße mit Stempel. B. J. 1906.
- Rademacher, C., Germanische Ansiedelung am Fliegenberg b. Troisdorf. M. 1909.
- Derselbe, Germanische Gräber der Kaiserzeit am Fliegenberg bei Troisdorf. M. 1910.
- Derselbe, Germanische Begräbnisplätze zwischen Sieg und Wupper. C. D. A. G. 1910.

- Rademacher, C., Vorgeschichte des Stadtgebietes Köln. Germanische Grabstätten im Kölner Gebiet. Im Druck.
- Rademacher, C., Chronologie der Germanengräber im Kölner Bezirk. M. 1922.
- Derselbe, Prähistorische Rassenfragen und ihre Bedeutung für das Rheinland. B. d. A. G. Köln 1913.
- Derselbe, Eine Germanendarstellung in Köln. M. 1922.
- Riese, Bataver und Mattiaten. R. G. C. 1920.
- Derselbe, Das rheinische Germanien in der antiken Literatur. Leipzig 1914.
- Derselbe, Nachträge zu: Das rheinische Germanien in der antiken Literatur. Bericht der R. G. C. 1917.
- Reincke, Germanengräber der römischen Kaiserzeit aus den rechtsrheinischen Gebieten Süd- und Mitteldeutschlands. C. D. A. G. 1901.
- Ritterling, Zum Germanenrieg d. J. 39—41 vor Chr. R. G. C. 1913.
- Sadée, Cäsars Rheinübergang. Wo schlug Cäsar die Usipiter und Tencterer? B. J. 1913.
- Derselbe, Weshalb hat das römische Reich auf die Eroberung Germaniens verzichtet? B. J. 1917.
- Derselbe, Rom und Deutschland vor 1900 Jahren. B. J. 1919.
- Derselbe, Cäsars Feldzug am Rhein im Jahre 55. B. J. 1917.
- Schumacher, Die Erforschung des römischen und vorrömischen Straßennetzes in Südwestdeutschland. Ber. d. röm.-germ. C. 1905.
- Derselbe, Verzeichnis der Abgüsse und wichtigen Photographien mit Germanendarstellungen. Mainz 1911.
- Derselbe, Germanische Grabfunde der Spät-Latènezeit und frühen Kaiserzeit. A. h. D. 1911.
- Derselbe, Beiträge zur Topographie und Geschichte der Rheinlande. 1—5. M. J. 1912.
- Schwabe, Germanien und Gallien zur Römerzeit. Hist. Schulwandkarte 1916.
- Schmidt, L., Geschichte der deutschen Stämme. Leipzig 1918.
- Steffen, Kritische Anmerkungen zu Henning. „Der Name der Germanen.“ Beilage zu M. 1914.
- Sieburg, Matronen-Terrafotta aus Bonn nebst Bemerkungen zum Matronenkult. B. J. 1900.
- Willers, Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und Niederrhein. Hannover-Leipzig 1907.
- Wolf, Was verstehen wir unter römisch-germanischer Altertumsforschung? R. G. C. 1919.
- Ritterling, Das frührömische Lager bei Hofheim im Taunus. Wiesbaden 1913. (Mit Rücksicht auf die für die Rheinprovinz wichtigen chronologischen Feststellungen römischer Fundstücke in germanischen Gräbern und für die Beurteilung belgischer Ware).
- Loeschke, S., Keramische Funde in Haltern. Mitt. d. Altert.-Komm. f. Westf. Münster 1904. (Mit Rücksicht auf die Bedeutung der belgischen Ware für die chronologische Feststellung römischer Fundstücke in germanischen Gräbern).

8. Frühgeschichte bis Chlodewig.

Hat sich durch die Grabstätten des Kölner Gebietes zwischen Sieg und Wupper und die Funde von Gießen in etwa wenigstens der Schleier über die frühfränkischen Bodenaltertümer gelüftet und bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts die rechtsrheinische Bevölkerung erkennen lassen, so ist die genaue Zeit des Überganges zur eigentlich fränkischen Kultur und die dabei wirksamen Ein-

flüsse, welche sich durch den veränderten Grabritus und eine neue Keramik ausprechen, noch nicht aufgeheilt. Wohl lassen sich in den frühfränkischen Gräbern Ansätze zu der späteren Frankenkultur erkennen, sowohl was Kleinkunst anlangt, wie Keramik.

Gegen 400 nach Chr. besetzten die Franken dauernd Köln. Damals saßen Franken schon tief in der niederrheinisch-germanischen Provinz und Belgien. In dieser Zeit scheint der oben angedeutete Übergang bei Köln bereits vollständig sich vollzogen zu haben; denn in den von Franken besetzten Gebieten des linksrheinischen Germanien treten Frankengräber sehr zahlreich auf, besonders bei Bonn, im Neuwieder Becken und der Eifel, durch reiche Beigaben ausgezeichnet. Das fränkische Kunstgewerbe zeigt Übereinstimmung mit dem der anderen Germanenstämme; als Völkerwanderungsstil ist der Stil dieser Kunstbetätigung bekannt. Er ist als ein echt germanischer, aus der schaffenden Volksseele heraus entstandener Stil zu bewerten, nicht als ein barbarischer Abklatsch antiker Vorbilder.

Gerade in der ersten eigentlichen Frankenzeit tritt dieser germanische Stil am deutlichsten in die Erscheinung, mehr als in der Zeit Chlodewigs und seiner Nachfolger. Unter diesen und den Karolingern war immer mehr Antikes in die germanische Volkskunst eingedrungen, da der Schwerpunkt des fränkischen Reiches durch Chlodewich nach Gallien verlegt war.

Hier gibt es auch noch manches ins rechte Licht zu stellen, um germanisches Wesen und germanische Kultur nach den verschiedensten Ausstrahlungen hin offenkundig zu machen. Dazu gehören auch die religiösen Vorstellungen, und hier ist auch der Ort, wo Literatur, Bodenforschung und Volkskunde, welche Trümmer der alten Religion bewahrt haben, Hand in Hand gehen müssen. Eingemauerte Steine und Denkmäler aller Art gehören von jetzt an ebenfalls zur Germanenforschung. Mancher Schatz an unverständenen Bildwerken ist noch zu heben. Erinnerung sei nur an das frühromanische Portal in Remagen. Wie alte Sagen und religiöse Volksüberlieferungen durch Bodenfunde erhellt worden, beweist, um nur eines anzuführen, das häufige Vorkommen von Wodansüberlieferungen in dem durch reiche frühfränkische Grabfelder ausgezeichneten Gebiete zwischen Sieg und Wupper, desgleichen auch auf der linken Rheinseite.

Brenner, Stand der Forschung über die Kultur der Merovingezeit. B. R. G. C. 1914.
Derfelbe, Die merovingischen Taschenbügel. R. G. C. 1914.

Cramer, Rheinische Ortsnamen. Trierer Jahrb. 1913.

Grüven, Fränkische Grabfunde von Kessen, Kr. Saarb. W. J. 1905.

Frank, Name der Franken. W. J. 1907.

Hanstein, Katalog der Sammlung des Freiherrn Geyr v. Schwepenburg-Hönningen. Köln 1920.

Haupt, Die alte Kunst insbesondere die Baukunst der Germanen von der Völkerwanderung bis Carl. M. 1909.

Levison, Zur Geschichte des Frankenkönigs Chlodewich. B. J. 1897.

- Lehner, Reihengraberfunde bei Kessenich und Schwarzrheindorf. B. J. 1903.
 Derselbe, Der Grabstein zu Niederdollendorf. B. J. 1911.
 Liebmann, Der Feldzug der Franken gegen die Thüringer im Jahre 531 u. a. Die Saalburg 1913.
 Linden Schmidt, Grabfund aus einem römischen Friedhof zu Köln im 4. Jahrh. A. h. D. Mainz 1900.
 Derselbe, Frankenfunde aus Köln, Bonn, Alzei, Andernach, Bendorf, Kerlich. A. h. D. 1900.
 Derselbe, Schwertscheide mit Menshendarstellung. A. h. D. Mainz 1900.
 Loeschke, Versteigerung fränkischer Ausgrabungen der Sammlung Freiherr Geyr v. Schweppenburg. R. G. C. 1920.
 Plath, Untersuchungen über die Lage des fränkischen Herrscherhofes Dispargum. B. J. 1895.
 Rademacher, C., Entstehung des Dorfes Altenrath. Mannusbibliothek Nr. 22, 1920.
 Derselbe, Über germanische Kunst. C. D. A. G. 1917.
 Derselbe, Vor- und Frühgeschichte des Stadtgebietes Köln. Im Druck.
 Derselbe, Wodan—St. Michael. Im Druck.
 Schuchhardt, Fränkisches und Sächsisches aus Nordwestdeutschland. B. d. R. G. C. 1904.
 Schumacher, Die Dorfgemarkung als frühgeschichtliche Bodenerkunde. W. J. 1921.
 Derselbe, Römisch-fränkische Glas- und Tongefäße von Schwarzrheindorf bei Bonn. A. h. D. Mainz 1908.
 Derselbe, Ortsnamen und Römerstraßen in Westdeutschland. M. J. 1915.
 Derselbe, Frühmittelalterliche Steinplasturen aus den Rheinlanden, St. Goar u. a. O. A. h. D. Mainz 1906, 1907.
 Schoop: Fränkische Gräber bei Düren und Eisdorf. W. J. Msgr. 1901.
 Tholen, Vorgeschiedliche Befestigungen am Niederrhein, besonders in der Kölner Gegend. J. A. G. Köln 1907.
 Derselbe, Karolingische Befestigungen am Niederrhein. J. A. G. Köln 1920.
 Wetus, Zur Erkenntnis des Hunsrüdf. Düsseldorf 1916.
 Winkelfener, C., De rebus Divi Augusti auspiciis in Germania gestis quaestiones selectae. B. J. 1902.
 Witz, Die „acum“-Ortschaften in der Rheinprov. Halle 1921.
 Rübel, Fränkische Reichshöfe, Burgen und Grenzwehren im Eroberungsgebiet. C. D. A. G. 1902.

Allgemeine Bemerkung. Die Verwaltungsberichte der Provinzial-Museen Bonn und Trier enthalten in den B. J. von 1900—1922 alljährlich die von den betreffenden Museen veranstalteten Ausgrabungen und Erwerbungen aus allen früh- und vorgeschichtlichen Perioden.

9. Übersicht über die rheinischen Museen und Ortsammlungen sowie Bezeichnung ihrer Arbeitsgebiete.

- Aachen, Museum Ponttor. Funde aus verschiedenen Zeiten.
 Andernach, Ortsammlung römischer Altertümer.
 Bingen, Museum auf Burg Klopp. Heimatliche Funde aus verschiedenen Perioden.
 Birkenfeld, Landesmuseum des Fürstentums Birkenfeld. Neolithikum, Bronzezeit, Hallstatt und Latène, germ. Latène.
 Bonn, Provinzial-Museum, Rheinische Funde. Römische Sammlungen, Neanderthal und Martinsberg, Neolithikum, Bronze- und Hallstattzeit, Keltische Latenefunde, Matronensteine, römische Skulpturen und Inschriften, Fränkische Sammlung.

- Bonn, Universitätsammlung. Skelettfund von Obertassell.
- Duisburg, Städtisches Museum, Altertumsammlung, Hallstattfunde der Umgebung.
- Düren, Städtisches Museum, Altertumsammlung, römische Altertümer, Pfahlbautenfunde.
- Düsseldorf, Historisches Museum, Altertumsammlung. Rheinische Funde aus der Bronze- und Hallstattzeit, römische Funde.
- Essen, Städtisches Museum. Paläolithische Funde aus dem Emschergebiet, mesolithische Funde vom Rhein-Herne-Kanal, Hallstattfunde, römische und fränkische Altertümer.
- Geldern, Ortsammlung, Vorrömisches und Römisches.
- Kempfen, Altertumsammlung. Funde der Umgegend aus verschiedenen Zeiten.
- Kewelaer, Heimatmuseum. Funde aus verschiedenen Perioden.
- Kleve, Ortsammlung, besonders frühromischer Funde der Umgebung.
- Koblenz, Städtisches Museum, Heimatammlung, Lössfunde von Metternich, Rhens und Klärlisch, Neolithikum, Bronze und Hallstattzeit, keltisches und germanisches Latène, römische Sammlung, Trevererdorf.
- Köln, Städtisches Museum für Vor- und Frühgeschichte (Prähistorisches Museum). Rheinische und außerrheinische Funde. Anthropologische Abteilung, westeuropäisches Paläolithikum, Funde vom Kartstein, rheinisches und außerrheinisches Mesolithikum, Neolithikum, Bronzezeit, Hallstattzeit, keltisches und germanisches Latène, germanische Frühzeit (1.—4. Jahrh.). Fränkische Funde, frühgermanische Kunst, Entwicklungsreihen.
- Krefeld, Städtisches Kaiser-Wilhelm-Museum, vorgeschichtliche Abteilung, Hügelgräberfunde vom Niederrhein.
- Kreuznach, Altertumsammlung. Funde verschiedener Perioden aus der engeren Heimat.
- Mayen, Eifelmuseum. Vorgeschichtliche Sammlungen aus der engeren Heimat, Neolithikum, Hallstattfunde, keltisches und germanisches Latène, römische Altertümer, fränkische Funde, Entwicklung der Basaltbearbeitungs- $\text{C} \text{d} \text{y} \text{it}$.
- Mülheim a. d. Ruhr, Städtisches Ortsmuseum, enthält auch einiges Vorgeschichtliche.
- Mörs, Heimatmuseum. Vorgeschichtliche Funde aus verschiedenen Perioden.
- München-Gladbach, Städtisches Museum. Funde aus Hügelgräber- der Umgebung.
- Neuß, Städtisches Museum. Vorgeschichtliche Abteilung. Sammlungen aus verschiedenen Perioden.
- Neuwied, Heimatmuseum. Hallstatt- und Latenefunde aus der Umgebung.
- Oberlahnstein, Städtisches Museum, Heimatmuseum, Neolithikum, Bronzezeit, Hallstatt-, Latenefunde.
- Remagen, Ortsammlung. Römische Altertümer.
- Trier, Provinzial-Museum. Rheinische Funde, Funde vom Buchenloch, Neolithikum Bronzezeit, Hallstattzeit, keltisches und germanisches Latène, römische Sammlungen Inschriftensteine, Skulpturen, fränkische Funde.
- Wesel, Heimatmuseum. Einige vorgeschichtliche Funde.
- Wehlar, Heimatmuseum. Bronzedepotfund, Hallstattfunde.
- Xanten, Ortsmuseum. Römisches und Vorrömisches aus der Umgebung.
- Zülpich, Heimatmuseum. Funde aus der Umgebung.
- Führer mit genauem Verzeichnis der Sammlungen haben herausgegeben die Museen: Birkenfeld, Bonn (Provinzial-Museum), Koblenz, Köln, Geldern, Mayen, Trier (Provinzial-Museum), Xanten, Zülpich.

Die veröffentlichten Schriften zur Vorgeschichte des braunschweigischen Landes aus den Jahren 1901—1920.

Don Ludwig Knoop, Börßum.

An der Förderung der Vorgeschichte Deutschlands haben seit zwei Menschenaltern auch braunschweigische Forscher regen Anteil genommen. Was an hierauf bezüglichen Arbeiten, insofern es sich namentlich um die Erforschung der engeren Heimat handelt, bis zum Jahre 1900 erschienen ist, darüber gibt Professor Dr. Wilhelm Blasius in seinem Buche „Die anthropologische Literatur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluß des ganzen Harzes“ sicheren Aufschluß¹⁾. Abermals sind zwei Jahrzehnte vorübergegangen, aber leider ist in diesen zwanzig Jahren an förderlicher Arbeit das nicht geschaffen, was die Zeit vor denselben an die Öffentlichkeit gebracht hat. Was der braunschweigischen prähistorischen Geschichtsforschung durchaus von nöten ist, ist ein engerer Zusammenschluß aller Interessenten, so daß endlich eine systematische Durchforschung des Landes in rechte Bahn geleitet werden kann. Die intensiv arbeitende Landwirtschaft treibt täglich mehr zu diesem Entschlusse, denn das Auffinden vorgeschichtlicher Gräber ist heute noch, wenn die bekannten Gräberfelder außer acht gelassen werden, dem blinden Zufalle zu danken. Weiter möchte ich bemerken, daß es nicht mehr genügt, auf Grund der vorgefundenen Scherben und sonstigen Beigaben die Kulturen zu bestimmen. Man will auch von den betreffenden Menschen selbst etwas erfahren, dazu ist erforderlich, daß vor allen Dingen dem menschlichen wie tierischen Knochenmateriale die regste Aufmerksamkeit zuteil wird. Der somatischen Anthropologie sollte daher, unter Berücksichtigung aller Hinweise, wie sie Klaatsch, Martin und Schliz bestimmt haben, zuerst das Wort gegeben werden. Die so auf breiterer Grundlage aufgebaute Forschung wird das Dunkel der Vorgeschichte unseres Landes weit schneller und sicherer erhellen. Möchte dieser Hinweis erkannt und befolgt werden.

¹⁾ Erschienen 1900 bei Benno Göriß in Braunschweig.

Was nun von 1901—1920 auf vorgeschichtlichem Gebiete bekannt geworden ist, darüber gibt das nachfolgende Verzeichnis vollkommene Aufklärung. Ganz besonders sei auf die Arbeit des Herrn Professor Dr. Fr. Suhrje: „Gräberfelder aus der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig“ (1917) hingewiesen. Es blieb die einzige umfassende Arbeit, die uns über einen bestimmten Zeitabschnitt sicherste Kunde gibt.

Erklärungen der im folgenden Verzeichnisse angegebenen Abkürzungen der Zeitschriften.

- B. M. = Braunschweigisches Magazin. Organ des braunschweigischen Geschichtsvereins.
 C. B. = Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.
 Gl. = Globus, Verlag Fr. Vieweg in Braunschweig.
 J. d. G. = Jahrbuch des Braunschweiger Geschichtsvereins.
 M. = Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, begründet und im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte herausgegeben von Professor Dr. G. Kossinna. Verlag: Würzburg, C. Kabißsch.
 N. ü. d. A. = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, Berlin.
 P. J. = Prähistorische Zeitschrift, herausgegeben von Schuchhardt, Schumacher und Seger.
 Z. f. E. = Zeitschrift für Ethnologie.

1901.

1. Andree, Rich.: „Braunschweiger Volkskunde“. Enthält einen besonderen Abschnitt über die Vorgeschichte des Landes Braunschweig. Verlag: Vieweg, Braunschweig 1901.
2. Doges, Th.: „Der Depotfund von Watenstedt“. N. ü. d. A., S. 81 ff.

1902.

3. Doges, Th.: „Funde von Rhoden“, Latènezeit. N. ü. d. A., S. 17.
4. Knoop, L.: „Börzum und seine Umgebung“. Verlag: Jul. Zwisler, Wolfenbüttel. Enthält Berichte über ein Jadeitflachbeil, über eine kupferne Doppellaxt und über Eisenschmelzgruben der Merowingerzeit.

1903.

5. Doges, Th.: „Funde von Meerdorf“, Völkerwanderungszeit. N. ü. d. A., S. 4.
6. Wollmann, A.: „Das Ende der Nephritfrage“. Gl. 83, S. 143.
7. Damföhrler, Ed.: „Zwei bisher unbekannte Wüstungen bei Cattenstedt“ (Kreis Blankenburg). B. M., S. 130.
8. Doges, Th.: „Depotfund von Hessen“. Frühe Bronzezeit. N. ü. d. A., S. 95.

1904.

9. Knoop, L.: „Ein Kistengrab aus neolithischer Zeit“. Aus der Umgebung von Börßum. C. B., Nr. 1.

10. Knoop, L.: „Über einen bearbeiteten Oberarmknochen von Rhinoceros tichorhinus“. B. M., S. 71.

11. Fuhsse, S.: „Ein Gräberfeld und eine Töpferwerkstätte aus der Völkerwanderungszeit bei Cremlingen im Kreise Braunschweig“. B. M., S. 34—36. Über denselben Gegenstand siehe N. ü. d. A., S. 22 ff.

1905.

12. Fuhsse, Sr.: „Hügelgräber in der Nähe von Gandersheim“. Gl.

1906.

13. Doges, Th.: Über die Vorgeschichte des Landes Braunschweig. Selbstverlag. Druck von R. Angermann in Wolfenbüttel.

1907.

14. Doges, Th.: „Die Urne vom Wippsteine bei Gr. Steinum“. Latènezeit. B. M., S. 91.

15. Doges, Th.: „Der Urnenfriedhof bei Wolfenbüttel“. Völkerwanderungszeit. B. M., S. 121.

16. Doges, Th.: „Vorgeschichtliche Siedelungen im nordharzischen Hügellande“. J. d. G., S. 1.

17. Knoop, L.: „Die ursprünglichen Wasserverhältnisse in der Umgebung von Börßum“. B. M., S. 138.

1908.

18. Doges, Th.: „Das Skelettgrab von Ahlum bei Wolfenbüttel“. Bernburger Typ. B. M., S. 61.

19. Fuhsse, Sr.: „Der Galgenberg bei Kl. Dahlberg“. J. d. G.

20. Noack, Th.: „Über die Schädel vorgeschichtlicher Hundfunde im Römer-Museum zu Hildesheim“. Zoologischer Anzeiger 46, Nr. 3, S. 75. Erwähnt wird in dieser Arbeit der im Tumulus von Kl. Dahlberg gefundene *Canis matris optima*. Siehe Nr. 19.

1909.

21. Doges, Th.: „Die Watenstedter Steinplatte mit der Zugangsöffnung“. B. M., S. 55.

22. Fuhsse, Sr.: „Neue Erwerbungen des Städtischen Museums zu Braunschweig“. Neolithische Funde von Hessen, Halchter, Ohrum, Dahlberg, Wittmar, Leiferde und vom Osel. M.

23. Doges, Th.: „Vorgeschichte des Dorfes Beierstedt“. M., S. 288.

24. Wiegers, S.: „Die diluvialen Kulturstätten Norddeutschlands und ihre Beziehungen zum Alter des Löß“. Tafel 1 werden die Funde von Thiede erwähnt. P. 3.

25. Kofen, E.: „Diluvialstudien“. Enthält Berichte über braunschweigische Colithenlager und Bemerkungen über das Diluvium von Thiede. Neues Jahrbuch für Mineralogie und Geologie. Stuttgart. Schweizerbart'sche Buchhandlung, S. 57 ff.

26. Verlag von J. C. Schmidt in Helmstedt: „Helmstedt und Umgebung“. S. 61—63 werden die Lübbsensteine (Megalithische Gräber) abgebildet und beschrieben.

1910.

27. Doges, Th.: Aus der Heidenzeit des braunschweigischen Landes. Mit 32 Abb. Herausgegeben vom braunschweigischen Pestalozzverein. Verlag Braunschweig, Appelhaus.

28. Doges, Th.: „Was kann unsere Schule zum Schutze der vorgeschichtlichen Altertümer tun?“ Braunschweigisches Schulblatt Nr. 10.

29. Doges, Th.: „Der Glättestein von Ahlum“. P. 3., S. 192.

30. Doges, Th.: „Die Bronzeringe von Lauingen“. P. 3., S. 188.

31. Knoop, L.: „Bos brachyceros Rüttimeyer mit dem altalluvialen Moor von Börßum“. C. B. Nr. 1, S. 2—5.

1911.

32. Harboot, E.: „Ein menschliches Skelett aus dem Kalktufflager von Walbed“. Z. f. E.

1912.

33. Harboot, E., „Ein menschliches Skelett aus dem Kalktufflager von Walbed“. Z. f. E. (Nachtrag zu der Arbeit von 1911.)

34. Meier, H. (Oberstleutnant): „Beiträge zur Geschichte von Braunschweigs Feldflur“. B. M., S. 133.

1913.

35. Doges, Th.: „Bericht über den Depotfund von Watenstedt am Hees“. (Bronzezeit.) B. M., S. 30.

36. Doges, Th.: „Das Hünengrab bei Eilum“. Wolfenbütteler Kreisblatt, Nr. 209.

37. Doges, Th.: „Aus dem Tagebuche eines Prähistorikers“. Zeitschrift G. N. C. Monatschrift, Heft 2.

38. Mötelfindt, H.: „Die altsteinzeitlichen Funde aus der Baumanns- und Hermannshöhle bei Rübeland“. B. M., S. 57.

39. Knoop, L.: „Über eine steinzeitliche Grabstelle bei Seinstedt im Kreise Wolfenbüttel“. C. B., S. 42.

1914.

40. Doges, Th.: „Funde am Pfingstanger bei Weddel“. Zeitschrift für Paul Zimmermann. Verlag Jul. Zwisler in Wolfenbüttel.

41. Fuhsse, F.: „Gr. Steinum-Beienrode, ein Gräberfeld aus der älteren Eisenzeit“. Festschrift für Paul Zimmermann; Wolfenbüttel, Zwisler'scher Verlag. Dieselbe Arbeit enthalten in „Quellen und Forschungen“, Bd. VI.

1915.

42. Knoop, L.: „Die vorgeschichtlichen Siedelungen in der Umgebung von Börßum“. B. M., S. 37.

43. Knoop, L.: „Die Zwerggrindformen aus der Umgebung von Börßum“. Landwirtschaftliche Jahrbücher, Zeitschrift für wissenschaftliche Landwirtschaft, von Dr. Tiel und Dr. Oldenburg herausgegeben. Berlin. S. 791. Von diesem Rinde wurden in der früheren Steinzeit die Opferbeigaben für Bestattungen genommen.

44. Knoop, L.: „Rechter Calcaneus eines Paläolithikers aus dem Diluvium von Gr. Winnigstedt im Kreise Wolfenbüttel“. C. B., S. 34.

1916.

.....

1917.

45. Doges, Th.: „Über ein Latènegrab vom Klayberge bei Börßum“. p. 3. 9, S. 110.

46. Fuhsse, F.: „Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig. M., S. 134.

1918.

47. Doges, Th.: „Johann Christian Dünnhaupt, der erste Prähistoriker Braunschweigs“. B. M., S. 25.

48. Doges, Th.: „Ein Schatzfund vor 100 Jahren“. Bronzen von Lauingen. B. M., S. 71.

49. Schmidt, Rich.: „Die Lössensteine im Schäfergedichte Enoch Gläfers“. B. M., S. 47.

50. Knoop, L.: „Zum Index aus Körperhöhe und Armspannung“. C. B., S. 26.

51. Knoop, L.: „Artefakte und menschliche Knochenreste aus paläolithischer und neolithischer Zeit der Umgebung von Börßum“. B. M., S. 33.

1919.

52. „Täglicher Anzeiger“, Landeszeitung von Holzminden, Nr. 64. Bestandaufnahme des Museums daselbst. Erwähnt werden Steinbeile, Feuersteine-Dolche, Messer, Handwerkszeuge aus Hirschhorn vorgeschichtlicher Zeit.

53. Jacobs, Av.: „Das Naturbild Norddeutschlands zur ausgehenden Eiszeit“. 3. f. C., S. 205 ff. Erwähnt werden die klimatischen Verhältnisse von Thiede.

1920.

54. Knoop, L.: „Glasreste aus älterer Zeit“. C. B., S. 62.

Verzeichnis der Schriften nach den behandelten Gegenständen.

- | | |
|---|---|
| 1. Allgemeines über Vorgeschichte: 1, 13, 16, 27, 28, 37, 52, 53. | 11. Kupferne Doppelart: 4. |
| 2. Geldfluren: 34. | 12. Ältere Eisenzeit: 41. |
| 3. Vorgeschichtliche Wasserhältnisse: 17. | 13. Latènezeit: 3, 14, 45. |
| 4. Colithe 25. | 14. Völkerwanderungszeit: 5, 11, 15. |
| 5. Paläolithische Funde: 24, 38, 51. | 15. Merovingische Eisenschmelzöfen: 4. |
| 6. Neolithische Siedelungen: 42. | 16. Wüste Orte: 7. |
| 7. Neolithische Gräber: 9, 12, 18, 19, 26, 36, 39, 40, 49, 51. | 17. Frühgeschichtliche Glasreste: 54. |
| 8. Bronze-Depotfunde: 2, 8, 30, 35, 48. | 18. Glättesteine: 29. |
| 9. Zur Nephritfrage: 6. | 19. Dörfliche Spezialgeschichten: 4, 23. |
| 10. Bearbeitetes größeres Gestein: 21. | 20. Anthropologisches: 1, 32, 33, 44, 50, 51. |
| | 21. Bearbeitete Tierknochen: 10, 20, 31, 43. |
| | 22. Erwerbungen: 22. |

Verzeichnis der Orte, die in den genannten Schriften erwähnt sind.

- | | |
|---|-----------------------------------|
| 1. Ahlum 18, 29. | 21. Meesdorf 5. |
| 2. Beierstedt 23, 46. | 22. Dorland des Nordharzes 16. |
| 3. Börßum 4, 17, 31, 42, 43, 45, 50, 51, 54. | 23. Norddeutschland 24, 53. |
| 4. Braunschweig 1, 6, 13, 22, 25, 27, 28, 34, 37, 46, 47. | 24. Ohrum 22. |
| 5. Cattenstedt 7. | 25. Osel 22. |
| 6. Cremlingen 11. | 26. Rhoden 3. |
| 7. Cilum 36. | 27. Runstedt 46. |
| 8. Emmerstedt 46. | 28. Rübeland 38. |
| 9. Fallstein 10. | 29. Seinstedt 39. |
| 10. Gandersheim 12. | 30. Gr. Steinum 14, 41, 46. |
| 11. Hachum 46. | 31. Tempelhof-Börßum 9. |
| 12. Halchter 22. | 32. Thiede 24, 25, 53. |
| 13. Helmstedt 26, 46, 49. | 33. Uhry 46. |
| 14. Holzminde 52. | 34. Kl. Dahlberg 19, 20, 22. |
| 15. Jergheim 46. | 35. Volkmarode 46. |
| 16. Nessen 8, 22. | 36. Wahlbed (Königsutter) 32, 33. |
| 17. Kneitlingen 46. | 37. Watenstedt 2, 21, 35. |
| 18. Königsutter 46. | 38. Weddel 40. |
| 19. Lauingen 30, 46, 48. | 39. Winnigstedt 44. |
| 20. Leiferde 22. | 40. Wittmar 22. |
| | 41. Wolfenbüttel 15. |

Verzeichnis der Verfasser.

- | | |
|--|---|
| 1. Andree 1. | 10. Noad 20. |
| 2. Damköhler 7. | 11. Schmidt 49. |
| 3. Fuhs 11, 12, 19, 22, 41, 46. | 12. Verlag Schmidt 26. |
| 4. Harbort 32, 33. | 13. Doges 2, 3, 5, 8, 13, 14, 15, 16, 18, 21, 23, 27, 28, 29, 30, 35, 36, 37, 40, 45, 47, 48. |
| 5. Jacobs 53. | 14. Wiegers 24. |
| 6. Knoop 4, 9, 10, 17, 31, 39, 42, 43, 44, 50, 51, 54. | 15. Wiedhan 52. |
| 7. Kosen 25. | 16. Wollmann 6. |
| 8. Meier 34. | |
| 9. Mötelfindt 38. | |

Bücherbesprechungen.

Albrecht Penck, Die Höttinger Breccie und die Inntalerrasse nördlich Innsbruck. Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 1920, physikal.-mathemat. Klasse, Nr. 2. Berlin 1921. 136 S. mit 12 Tafeln.

Kaum eine andere quartäre Ablagerung Mitteleuropas hat so nachhaltiges Interesse hervorgerufen und ist von verschiedener Seite so eingehend untersucht worden wie die Höttinger Breccie. Das kommt daher, daß hier mit aller wünschenswerten Deutlichkeit vor Augen geführt wird, daß es mehr als eine Eiszeit gegeben hat, da die Breccie zwischen zwei verschieden alten Moränen liegt. Die Zugehörigkeit dieser Moränen zu bestimmten Eiszeiten und sonach die Altersbestimmung der Breccie begegnete freilich bisher recht verschiedener Beurteilung. Penck sprach letztere in den „Alpen im Eiszeitalter“ als Ablagerung seines Riß-Würm-Interglazials an, Referent hielt sie im Hinblick auf die völlige floristische Übereinstimmung mit den ins Mindel-Riß-Interglazial gehörigen Ablagerungen Westeuropas und angesichts der von ihm im außeralpinen Gebiete nachgewiesenen Nichtexistenz eines Riß-Würm-Interglazials von jeher für älter als Riß. Zu diesem Resultat ist nun auch Penck in der vorliegenden schönen Monographie über die Breccie gekommen, welche hier vorderhand eine, man kann wohl sagen erschöpfende Darstellung gefunden hat. Es handelt sich trotz der Verschiedenheit in Farbe und Zusammensetzung um eine einheitliche Bildung, welche durch die beiden glazialen Ablagerungen geologisch scharf fixiert erscheint.

Interessant ist nun, wie Verfasser sich zu der neuen Situation stellt. Als er die Breccie noch als Riß-Würm-Interglazial ansah, ließ er bekanntlich auf sie keine Interglazial-Ablagerung mehr folgen, sondern die sog. Achenschwankung, welche er, wie schon der Name besagt, lediglich als Schwankung, und zwar nach dem Maximum der Würm-Eiszeit und vor dem Bühlstadium gelegen, ansah. Sie gehörte demnach einer und derselben Eiszeit an.

Man mußte nun auf Grund der Sachlage annehmen, daß er jetzt nach Rückverlegung der Breccie ins Mindel-Riß-Interglazial dieselbe Achenschwankung als Zeit zwischen Riß- und Würmvereisung einsetzen würde. Das geschieht jedoch nicht, sondern der Verfasser läßt, ohne das besonders hervorzuheben, seine Achenschwankung fallen und stellt zwischen Riß und Würm die echten Interglazialablagerungen der Schweizer Schieferkohlen, der Weimarer Tuffe usw.

Gerade die Verhältnisse im Inntale aber lehren, daß von letzterem keine Rede sein kann, sondern daß Riß und Würm zu einer einzigen Eiszeit gehören, da die Inntalerrasse eine kontinuierliche Bildung zwischen zwei Eishochständen darstellt, gebildet zu einer Zeit, als der Inntalergletscher in der Gegend von Landeck oszillierte. Bei einem solchen Stand der Vergletscherung aber erscheint es ausgeschlossen, daß sich innerhalb der Alpen Kohlen bilden.

Die Inntalterrasse ist somit nicht Weimar gleichzusetzen, sondern dem Rißdorfer Horizont und der Göttweiger Verlehmungszone in den Lößgebieten.

Die Achenschwankung Pends ist eben tatsächlich, wie ich schon 1914 nachwies, identisch mit der Riß-Würmzeit, die somit nicht als Interglazial bezeichnet werden kann.

Das Chelléen ist demnach, obgleich es Pends an die richtige Stelle gesetzt hat, nicht vorleht=interglazial, wie er und die norddeutschen Geologen sagen, sondern gehört — die Existenz der Günz-Eiszeit lehnen wir ab, wie ich andernorts begründet habe — dem einzigen Interglazial des Eiszeitalters an.

Bedeutet die Änderung der Ansicht des Verfassers über das Alter der Breccie zweifellos einen Fortschritt, so verharret er leider noch in bezug auf das zunächst wichtigste Problem, die Zeit zwischen Riß und Würm, auf seiner unhaltbaren Anschauung, für die ihm leider immer neue „Anhänger“ erstehen, weil es die wissenschaftliche Welt nachgerade verlernt hat, das Eiszeitalter mit anderen als Pends Augen zu sehen.

Wenn man aber den bisherigen Wandel der Ansichten seit Erscheinen der „Alpen im Eiszeitalter“ betrachtet, braucht man nicht zu zweifeln, daß sich schließlich doch die richtige Interpretation Bahn brechen wird, welche zur Verkürzung des Quartärs von vier auf zwei Eiszeiten führt. Der Anfang dazu ist mit dieser Arbeit gemacht.

Wien, 21. April 1922.

J. Bayer.

St. Braun, Die Urbewölkerung Europas und die Herkunft der Germanen. (Japhetische Studien zur Sprache und Kultur Eurasiens. Herausgegeben von St. Braun und A. Marr. I.) Berlin-Stuttgart-Leipzig. W. Kohlhammer. 1922. 91 S.

Vorliegendes Büchlein tritt mit dem Anspruche auf, auf engstem Raume die weitestgehenden Dinge zu behandeln und einer neuen Lösung entgegenzuführen. Da es dem Verfasser nicht möglich ist, seine Stoffgrundlage auszubreiten, bezeichnet er seine Schrift als ein „motiviertes und fest begründetes Programm“. Vollständigkeit der Literaturangaben ist nirgends erstrebt. Man muß es auch dem Verfasser zugute halten, daß er sechs Jahre von der deutschen Wissenschaft abgeschnitten war und in Folge davon überaus Wichtiges übersehen hat. Das angeblich Neue, das Braun bieten will, ist seine Anschauung, daß die Urbewölkerung Europas uneingeschränkt kaukasischer Herkunft sei, und daß die von irgendwoher einwandernden arischen Stämme allüberall mit Urbewölkerungen kaukasischen Volkstumes verschmolzen seien, so auch die Germanen. Diese Ansicht ist so überraschend einheitlich gedacht, daß Forscher, die den sprachlichen, historischen und ethnologischen Rätseln der Bevölkerung Europas fern stehen, leicht dem Zauber des Buches erliegen. So hat Schuchhardt kürzlich auf einem archäologischen Serienturfe das Buch geradezu überschwänglich gelobt.

Da nun schon die verwickelte Anthropologie der europäischen Bevölkerung die Einheitlichkeit der Grundlage ausschließt, so versucht Braun die Rassenfrage auszuhalten, indem er die Berechtigung des Begriffes einer arischen Rasse in Abrede stellt (S. 16). Mit dieser Theorie kommt er aber selber nicht weit; er sagt: „Werden wir uns also dem westlichen und zentralen Europa zu, so liegt im Keltentum ein Völkerkomplex vor uns, dessen rein indogermanischer Charakter, somatisch wenigstens (von mir gesperrt. Bork), starkem Zweifel unterliegt“ (S. 32). Anknüpfend an diesen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis¹⁾

¹⁾ Scharfe Logik ist die starke Seite des Buches keineswegs, und noch weniger Vorsicht, wenn man z. B. die eigentümliche Art und Weise berücksichtigt, mit der er mit den Prähistorikern und den Ergebnissen ihrer Wissenschaft umgeht. — Was soll übrigens die nicht helfen wollende „schärfste megalithische Argumentation“ (S. 31) auf Deutsch heißen?

muß ich bekennen, daß wir ohne den Begriff einer irgendwie gearteten arischen Urrasse gar nicht auskommen können. Wer sich mit Sprachen verschiedenster Herkunft beschäftigt und die Grundlage seiner Wissenschaft allseitig durchdacht hat, dem ist es nicht unbekannt, daß bei der Sprachwissenschaft die Anatomie und die Psychologie ein entscheidendes Wörtlein mitzusprechen haben. Der Mundbau der verschiedenen Rassen bedingt die so verschiedenartige Lautbildung der Sprachen. Wenn es eine arische Ursprache gegeben hat, deren Laute sich scharf abheben von denen benachbarter Sprachtypen, wie es doch wirklich eine Tatsache ist, so muß es auch einmal eine Urrasse gegeben haben, deren Mundbau gerade diese Laute zu einer Notwendigkeit machte. Wenn es ferner eine arische Ursprache gegeben hat, die ihre besondere Denkform hat — ich meine die Syntag, die besondere Artung der Wortgrenzen, besondere Eigenheiten der Zusammensetzung u. dgl. — wie sie nun einmal historisch gegeben ist, so daß jedem allgemein-sprachliche Studien Treibenden das Abweichende des arischen Typs aufgefallen ist — so haben diese Erscheinungen ihre Quelle in dem besonderen Gehirnbau der arischen Urrasse gehabt. Die Übertragung einer Sprache auf eine fremde Rasse ist, wie Hüsing des öfteren ausgeführt hat (zuletzt in Bd. XVI d. Mitteil. d. Anthropolog. Ges. Wien 1916, S. 218 ff.), unmöglich. Nur die Formenlehre und das Wörterbuch können übernommen werden, die Lautgebung und die Satzlehre niemals, weil sich weder der Mund- noch der Gehirnbau eines Volkes nach Belieben ändern kann. Wir müssen also daran festhalten, daß es eine arische Urrasse, bzw. ein arisches Urvolk und eine arische Ursprache gegeben hat.

Den Versuchen, diese arische Ursprache mit anderen Sprachen genealogisch zu verbinden, denen Braun ein nur zu williges Ohr leiht, stehe ich kritisch abwartend gegenüber. Bisher ist noch nichts der Art mit Sicherheit erwiesen worden. Wenn beispielsweise die besondere Artung der Wortgrenzen und die Ähnlichkeit des Verbalbegriffs das Semitische dem Arischen so ähnlich erscheinen läßt, und wenn so und so viele Entlehnungen aus dem Wörterbuche unbefreitbar sein mögen, so ist damit für die Verwandtschaftsfrage nichts gewonnen. Für mich ist die Tatsache, daß das semitische Nomen von Haus aus keine Geschlechtskategorien hat, während das arische eine Fülle von solchen gehabt haben dürfte, aus denen sich beim Pronomen und Adjektiv die Dreigeschlechtigkeit herausgebildet hat, die noch heute die meisten arischen Sprachen beherrscht, ausschlaggebend dafür, daß das Semitische und das Arische unverwandt sind. — Was die angebliche Urverwandtschaft des Arischen mit dem Altaischen anlangt, so haben mich die wiederholten Ausführungen Heinrich Winklers überzeugt, daß davon keine Rede sein kann¹⁾.

Nach Braun soll die kaukasische Schicht in Europa, also die Ibero-Basten, die Ligurer, Etrusker, die griechische Grundschicht, das europäische Urvolk sein. Das ist nicht aufrecht zu erhalten. Heinrich Winkler hat in einer von Braun übersehenen Schrift „Das Baskische und der vorderasiatisch-mitteländische Völker- und Kulturkreis“, Breslau 1909, den überzeugenden Beweis erbracht (namentl. S. 36 ff. und 49 ff.), daß das Baskische als Typus jung ist und daß es in seiner Urgestalt nördlich vom Kaukasus und in der Nachbarschaft des kaspischen Meeres beheimatet gewesen ist²⁾. Durch eine Wanderung muß das Volk in seine jetzigen und seine einstigen ausgebreiteteren Wohnsitze gelangt sein. Winkler glaubt die Kelten als die treibende Kraft ansehen zu dürfen und verlegt die baskische Wanderung in das zweite Jahrtausend v. Chr. In der neuen Heimat unterliegt das Baskische starken Einflüssen einer herberischen Urbevölkerung, wie durch zahlreiche Lehnwörter und namentlich einige Zahlwörter erwiesen wird (Winkler, a. a. O., S. 35 und Dtsch. Lit.-Ztg., 20. Sep. 1890). Im übrigen sei daran erinnert, daß afrikanische Bevölkerungs-

¹⁾ Die Stellung Winklers zur Verwandtschaftsfrage ist bei Braun gar nicht einwandfrei und klar zum Ausdruck gekommen (Anm. 1 zu S. 18).

²⁾ Nach Braun will auch Marr das Baskische an einer bestimmten Stelle in den kaukasischen Stammbaum einreihen (S. 45).

elemente nicht nur im alten Baskenlande, sondern auch in Britannien und bis nach Norwegen hinein zu spüren sind, wo z. B. Leopold v. Buch und manchem anderen Reisenden nach ihm die ganz aus dem Rahmen zu fallen scheinende Bevölkerung von Dalbers aufgefallen ist. Wahrscheinlich wird es sich um mehrere afrikanische Wanderungszüge handeln. Jedenfalls sind die Basken kein europäisches Urvolk.

Über die Ligurer, deren Urvolkstum und Zugehörigkeit zur kaukasischen Völkerguppe möchte ich mit meinem Urteile zurückhalten.

Dagegen sind die Etrusker noch weniger als die Basken Ureinwohner, sie sind nach Herodotos Auswanderer aus Lydien, was mittlerweile auf anderem Wege bestätigt worden ist, und fanden die arischen Italiker bereits im Lande vor. So kommt es, daß die Etrusker den Norden und die Mitte der Apenninenhalbinsel einnehmen, die Arier dagegen den Süden. Ich will nun gar nicht behaupten, daß die letzteren gerade Ureinwohner seien. Dagegen spricht vor allem die Zunahme der Kleinwüchsigkeit nach dem Süden zu und das Vorherrschen der kleinwüchsig-brünetten Langköpfe. Die Italiker dürften hier mindestens eine anarische Vor- oder Urbevölkerung angetroffen haben. Die Etrusker sind also in Italien etwa die drittälteste Schicht.

Nur für gewisse Teile der Balkanhalbinsel gilt die kaukasische Schicht mit Recht bereits als erwiesene Urbevölkerung. Nur darf man sie nicht als Pelasger bezeichnen, denn als solche kommen, wie die Mythengestalten der Griechen ausweisen, nur Phryger in Betracht (vgl. H. Göll: Illustrierte Mythologie. 8. Aufl., S. 12).

Für den Norden Europas sehe ich auch nicht den leisesten Anhalt für die Annahme einer kaukasischen Urschicht.

Braun schließt sich an Feist an. Dieser Forscher glaubt eine nichtarische Urbevölkerung in Nordeuropa erschließen zu müssen, die den Kern der späteren Germanen gebildet habe. Feist wird durch die eigentümliche Beschaffenheit des Germanischen zu diesem Schlusse geführt, das abgesehen von seinem stark abweichenden Wortschatze 1. durch die germanische Lautverschiebung, 2. durch die Festlegung des Akzents, 3. durch einen raschen Verfall der Flexionen von dem übrigen Arischen abweicht. In Folge davon müsse die blonde, langschädelige nordische Urbevölkerung von einem ganz anders gearteten arischen Stamme arisiert worden sein. Von diesen drei Gründen Feists läßt Braun nur den ersten gelten und sucht ihn für sein kaukasisches Urvolk auszubeuten und mit allerlei Etymologien zu stützen.

Über die etymologischen Versuche Brauns zu sprechen halte ich für verfrüht, da man die weitere Begründung abwarten muß. Manche der von ihm behandelten Wörter wie Erbe, Rind, Schaf könnten wandernde Kulturwörter sein, würden also für ein kaukasisches Urvolk im Norden nichts besagen. Über Tuisto wolle man vergleichen Fr. Kluge: „Bunte Blätter“. Freiburg 1908, S. 117 ff.

Wenn hier und da die Begründung zu fehlen scheint, so muß man das Programm-artige der Schrift Brauns berücksichtigen, die weiteres verheißt. —

Im ganzen ist die Tragfähigkeit der Braunschen Ausführungen gleich Null. Benachbarte Sprachen pflegen sich bis zu einem gewissen Grade zu durchdringen und zu beeinflussen. So hat wohl das Finnische, das nachweislich dem Urgermanischen benachbart war, dem Germanischen den Akzent auf der Stammsilbe beschert, und dieser überaus starke Akzent ist die Ursache des starken Formenverfalles geworden.

Im Finnischen wird man aber auch die Quelle der germanischen Lautverschiebung suchen dürfen, um so mehr, als nach K. Wesselys Feststellungen (Anthropos XII/XIII, S. 540 ff.) das Verneische Gesetz des Germanischen seine genaue Entsprechung im Setäläischen Gesetze des Finnischen hat. Ich möchte nicht so weit gehen wie Wessely und die Germanen für arisierte Finnen erklären, sondern möchte diese sprachlichen Gemeinsamkeiten aufs engste nachbarliche Beziehungen, ja auf ein teilweises Durcheinanderwohnen beider Völker zurückführen.

Damit ist aber das germanische Rätsel noch nicht gelöst. Im Kernlande der Germanen, in Skandinavien, und besonders in der schwedischen Landschaft Dalarna haben wir eine Bevölkerung, die massiger gebaut und von bedeutenderer Körperhöhe ist als die zierlichere eigentliche nordische Rasse, und sich von dieser noch durch ein breites Gesicht unterscheidet. Man hat diese Bevölkerung, die natürlich überallhin ausgestrahlt ist, wohin Germanen gelangt sind, mit den Cro-Magnon-Leuten zusammengebracht (O. Montefius, *Mannus* X, S. 64 ff.; S. Paudler, *Anthropos* XII/XIII, S. 641 ff.). Diese Cro-Magnon-Rasse wird von manchen Forschern als eine Kreuzung zwischen der nordischen und der Neandertalrasse aufgefaßt. Danach wären die Cro-Magnon-Leute als eine Abart der nordischen Rasse anzusehen, nicht aber als eine selbständige Rasse. Ist aber die germanische Abart ein altes Kreuzungsergebnis, so wundert mich der starke fremdartige Bestandteil des germanischen Wortschatzes nicht mehr: er wird zu einem erheblichen Teile dem der Neandertal-Rasse entstammen. Ich glaube, daß dieser Versuch, die Herkunft der Germanen und ihrer Sprache zu deuten, weit eher den Tatsachen gerecht bleiben dürfte als Brauns motiviertes und fest begründetes Programm.

Brauns Programm hat aber bedenkliche Lücken, die eine falsche Perspektive erzeugen. Der Verfasser betont die hohe Altertümlichkeit der heutigen kaukasischen Sprachen (!) die nur Kreuzungen innerhalb derselben Gruppe seien (!). Hierbei kann ich dem Verfasser nicht folgen, da die Bevölkerung des Kaukasus rassisch so sehr gemischt ist, daß den Reisenden oft das Fehlen eines vorherrschenden Typus aufgefallen ist. Ich bin der Meinung, daß Braun hier aus der Not eine Tugend gemacht hat, da er nur den modernen Zweig der Kaukasistik kennt und die wirklich alten Glieder der Gruppe überhaupt nur vom Hörensagen. Es gehört auch die Kenntnis gewisser sprachlicher und anthropologischer Tatsachen dazu, um über diese Frage ein Urteil abgeben zu können. Die am besten erforschte alte kaukasische Sprache, das Elamische, führt er nach Hommels Ausführungen vom Jahre 1884 als möglicherweise kaukasisch an. Es ist ihm entgangen, daß Heinrich Winkler in seiner für die deutsche Kaukasistik grundlegenden Arbeit „die Sprache der zweiten Columne der dreisprachigen Inschriften und das altaische“, Breslau (1896), die kaukasische Prägung des Elamischen einwandfrei nachgewiesen hat. Danach hat Hüßing in mühsamer Arbeit den Bau des älteren Elamisch freigelegt. Die nötigen Literaturangaben finden sich in seinem Buche „Die einheimischen Quellen zur Geschichte Elams I“. Leipzig 1916, S. 37, 38, 40. — Wie wenig Braun eingeweiht ist, ersieht man daraus, daß er nur die jüngste Sprachform des Elamischen kennt, die wir jetzt das Chozi nennen, und daß er es dem mesopotamischen Gebiete zuweist, während es tatsächlich im westlichen und südlichen Iran gesprochen wurde. Die Quellen des Elamischen gehen, wie man aus Hüßings Buche ersehen kann, bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. zurück.

Über das von Braun ganz übersehene Mitanni habe ich in den *Mitteil. d. Vorderas. Ges.* von 1909 eine Arbeit erscheinen lassen, die die typisch kaukasische Wesensart dieser Sprache herauszustellen versucht hat.

Daß es ferner in Armenien und Kleinasien eine Reihe von kaukasischen Sprachen in alter Zeit gegeben hat, von denen mehr oder minder erhebliche Sprachreste erhalten sind, hätte Braun u. a. auch aus Forrers „Acht Sprachen der Boghazköi-Inschriften“ (Sitzber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1919, LIII) entnehmen können. Neuerdings erschien in der Wiener Prähistorischen Zeitschrift 1920/21 ein Aufsatz G. Hüßings über „Die Völker Alt-Kleinasiens“ von einem geradezu atembenehmenden Gedankenreichtume, der seine Ausführungen über die „Völkerschichten in Iran“ (*Mitteil. d. Anthropolog. Ges. Wien*, Bd. XVI, 1916) nach Westen zu vervollständigt. Aus dem Hüßingschen Aufsätze, den Braun natürlich nicht hat benutzen können, aber schon aus dem älteren Forrerschen kann Braun entnehmen, daß es mit der Einheitlichkeit des kaukasischen Sprachstammes ein eigen Ding ist. Eher scheint er das Ergebnis einer Kreuzung zweier verschiedener Sprachstämme zu sein, eine

Solgerung, die sich mir bei der Betrachtung der v. Luschanschen Schädelinderfurven längst aufgedrängt hatte (Orientalist. Lit.-Ztg. 1913, Sp. 227). Nach den Angaben Forrers scheinen das Sumerische und das von ihm so genannte Protohittitische der einen Schicht anzugehören. Im übrigen sei auf R. Bleichsteiners „Überblick über kaukasische Völker und Sprachen“ (Ber. d. Forschungs-Inst. f. Osten u. Orient. Bd. II. Wien 1918) nachdrücklich hingewiesen, den Braun auch übersehen hat. An Bleichsteiners Arbeit gemessen ist Brauns Kapitel III „Die japhetische Sprachfamilie“ minderwertig.

Wenn man daran geht, die kaukasische Ursprache zu rekonstruieren, so ist es eine Forderung der Methode, daß man möglichst von den ältesten erreichbaren Sprachen des Typus ausgeht, nicht von modernen Kreuzungen. Aus diesem Grunde muß ich den von der Richtung der Japhetologen eingeschlagenen Weg als Irrweg bezeichnen. Den richtigen hatte die deutsche Forschung längst gefunden.

Das Abwegige jener Richtung gibt sich schon in der Bezeichnung der Kaukasier als Japhetiten kund. So lange diese nur in Rußland verwendet wurde, war sie ungefährlich, jetzt aber, da der Versuch gemacht wird, sie bei uns einzuführen, wird es notwendig, dagegen Stellung zu nehmen.

Braun führt aus (S. 43, Anm. 1), daß der einst für Arier verwendete Terminus Japhetiten jetzt „frei“ sei. „Daß sich sein neuer Inhalt nicht mit der biblischen Tradition deckt, tut nichts zur Sache. (Es handelt sich dort nämlich um politische Interessensphären, nicht um ethnologische Gruppen. Bork), um so mehr, als in letzterer die Nachkommen des Japhet ethnologisch nicht klar sind und jedenfalls heterogene Elemente umfassen. Für den neuen Begriff mußte auch eine neue Bezeichnung gefunden werden“. Also, weil ein Name „frei“ ist, wird er eingefangen und dem angeblich Neuen als Schild angeheftet. Ich möchte die Herren Braun und Marr fragen, warum sie die Kaukasier nicht Ismaeliten oder Westindier nennen wollen. Die Araber werden heute nicht mehr Ismaeliten und die Indianer nicht mehr Westindier genannt. Beide Bezeichnungen sind frei, und die erste ist auch, worauf man Wert zu legen scheint, biblisch.

Die einzig mögliche Bezeichnung für die Kaukasier ist der von uns¹⁾ gewählte Name „Kaukasier“, weil der Ausbreitungsmittelpunkt im Altertume tatsächlich der Kaukasus oder eine Gegend in dessen nächster Nähe gewesen ist, und weil heute noch die bedeutendsten Reste dieser Völkergruppe dort zu finden sind. Wenn Braun dagegen geltend machen will, daß wir mit diesem Namen „auf anthropologischem Gebiete einen anderen ganz festen Begriff verbinden, so daß mannigfache Mißverständnisse zu befürchten wären“, so scheint er die kaukasische Rasse Blumenbachs damit anzudeuten. Diese ist aber vor 100 Jahren selig entschlafen und sang- und klanglos zu Grabe getragen worden. Seither ist es nicht nur wünschenswert, sondern auch notwendig, die Bezeichnungen „Kaukasier“, „kaukasisch“ in dem richtigen und wissenschaftlich haltbaren Sinne zu verwenden, wie es die deutschen Kaukasisten seit mehr als einem Vierteljahrhundert tun. So dankbar wir für die Beiträge R. Marrs und seiner Freunde sein werden, insofern sie das sprachliche Material erweitern und vertiefen, und so freudig wir den Anschluß der östlichen Forscher an uns begrüßen: den Terminus Japhetiten lehnen wir ab. Ferner müssen wir deutschen Kaukasisten verlangen, daß unsere Arbeiten nicht in der von Braun beliebten Art totgeschwiegen werden. — Von weiteren Ausstellungen, die in Menge zu machen sind, sehe ich ab. Das Buch Brauns fördert die Wissenschaft nicht.

Königsberg i. Pr., 1. Juli 1922.

Serdinand Bork.

¹⁾ v. Erdert 1895, Heintich Winkler 1889, 1896, Hüfing, Bork, Bleichsteiner u. a.

Otto Siegfried Reuter, Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube. Mit 13 Holzschnitten. Sontra i. h. (Deutsch-Ordens-Land). 1921. 174 S. Gr. 8°.

Das Buch ist mit seinen Forschungen trotz mancher Schwächen in der Beweisführung, trotz einer zuweilen unklaren, ans Mystische streifenden Ausdrucksweise und trotz mancher Umständlichkeit bei Erstrebung eines ganz naheliegenden Zieles doch ernst zu nehmen. Es geht von der durch Tacitus, Edda und Adam von Bremen gut beglaubigten Tatsache aus, daß die alten Germanen nicht persönliche Götter verehrten, ihre Götter nicht in Mauern einschlossen und in Menschenbildern darstellten, sondern „ex magnitudine caelestium“, also entsprechend der Größe und Höheit der Himmlischen, in der freien Natur selbst anbeteten. „Sie erblickten die Gottheit nur mit ihrem geistigen Auge“, sagt Gudemann in seiner Germania-Ausgabe. Freilich meint er, sie hätten die Not zur Tugend gemacht, „in Wahrheit besaßen sie noch nicht die Kunstfertigkeit Götterbilder herzustellen oder Tempel zu bauen“. Hier liegt der Punkt, wo sich die Wege der alten Philologen und der neueren Forscher scheiden. Jene trauen den alten Germanen oft zu wenig, diese zuweilen zuviel zu an Geistesgut und Weisheit. Sicher ist, daß die germanische Religion weit durchgeistigter war, als die der Hellenen und Römer, die in ihrem Götterglauben größtenteils am Persönlichen und Formalen harrten.

Ich will versuchen, in nüchternem Referat das Wesentlichste aus der inhaltreichen Schrift etwas straffer zu ordnen. Die Absicht vorliegenden Wertes geht dahin nachzuweisen, daß die Religion der Germanen auf einem astronomischen Weltssystem beruhte, wie es großzügiger auch jetzt noch nicht erdacht werden könnte, weil es mit der Wissenschaftlichkeit der Berechnung zugleich die lebendige Anschaulichkeit und eine tiefe Ethik verbände. Diesen drei Momenten geht der Verfasser im einzelnen nach. Bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferung, die uns die Edda und die alten Schriftsteller über Germanentum bieten, sieht er sich gezwungen, zur Ergänzung auch die religiösen Anschauungen anderer Völker, besonders der Perser und Inder vergleichend heranzuziehen, wo sich in der Tat überraschende Übereinstimmungen vorfinden. Sie sollen ergeben, daß bereits in indogermanischer Vorzeit diese sozusagen astronomisch-ethische Religion vorhanden gewesen sein muß.

Ihren Ausgangspunkt nehmen die Untersuchungen von dem germanischen „Weltbaum“. Das ist die Anschauung, wonach die ganze Welt in Gestalt eines Baumes gedacht wird. „Neun Welten kenn' ich, neun Räume des Maßbaums, der unterhalb der Erde wurzelt“ singt die Edda. Dort ist die heilige Stätte der Götter; die Zweige dieser immergrünen Esche reden sich über alle Welt und noch über den Himmel hinaus, die Wurzeln noch unter die Erde. Auch die Avesta kennt solch einen Baum „droben im himmlischen Meere“ und ebenso der Rigveda einen Baum, „aus dem sie den Himmel und die Erde zimmerten“, „wo Yama mit den Göttern trinkt“, auf welchen „alle Welten beruhen“. Daß wir es hier mit einer Anschauung zu tun haben, die allen drei Völkern, nämlich den Indern, Persern und Germanen gemeinsam ist, kann nicht geleugnet werden.

Weniger deutlich ist solcher Zusammenhang bei dem Bilde der Himmelsbrücke. Hier stimmen nur Germanen und Perser überein, wohl aber kennen auch die Inder, wie diese, die Höllenhunde, die dem Bösen aufklauern.

Nun sucht uns der Verf. nahe zu legen, wie der Germane von jeher den Himmel und seine Gestirne in den Bahntreis seiner Beobachtungen gezogen hat, so daß sich an jeden der leuchtenden Sterne für ihn eine Erzählung von Riesen und Göttern gefnüpft habe. In den skandinavischen Felsenbildern will er das zum großen Teil betätigt finden, die Wagen, Schiffe und Menschengestalten seien Bilder von Sternen, und besonders interessant ist seine ansprechende Deutung der wunderlichen Schleißengebilde, die uns da begegnen und die der Verf. für Darstellungen der Zickzackbewegungen hält, die die Planeten scheinbar am Himmel vollführen. Da diese Felsenbilder in wagerecht liegende Felsflächen eingemeißelt sind, so würden wir sie als eine Art von Sternarten anzusehen haben. Jedenfalls beweisen sie nach dem Verf. eine nicht unverächtliche astronomische Kenntnis der Germanen der Bronzezeit.

Dies die Voraussetzung für das richtige Verständnis der Schilderung der Edda (Grimnirlied 23), wonach aus den 540 Toren von Walhall je 800 Einheriar ausziehen, was zur Zahl 432000 führt. Dieselbe Zahl erscheint aber auch bei den Chaldäern als die der kleinsten Teile der 12 Zeichen des Tierkreises und damit zusammenhängend in der chaldäischen großen Periode von 432000 Sonnenjahren; drittens bei den Indern als die Zahl der Weltperiode des Calyjug, aus welcher durch Multiplikation mit 1—4 die vier großen Weltalter Caly-, Twabar-, Tiraita- und Satiajug hervorgehen; während wiederum die Dämmerzeiten der Weltalter $\frac{1}{6}$, $\frac{2}{6}$, $\frac{3}{6}$ und $\frac{4}{6}$ der großen „himmlischen Zahl“ 432000 ausmachen. Da ist es denn in der Tat überraschend, daß die Anzahl der im Veda vorhandenen Silben bei den Indern ebenfalls genau 432000 beträgt.

Daß solche Parallelen sehr auffällig sind, wird Jedermann zugeben. Auch bei den Persern schließt der Verf. auf jene Zahl als die heilige, himmlische Zahl aus der Multiplikation der 360 alten Jahrestage mit der Weltalterszahl Ahuramazdas von 12000 Jahren = 4320000, um so mehr, als auch in Indien 12000 Götterjahre dem Chawtery (das 1000 Calyjug hat) von 432000 Menschenjahren gleich sind. Schließlich aber beruht noch jetzt die Einrichtung des Zifferblattes unserer Uhren mit ihrer Teilung der 12 Tagesstunden in 60 Minuten zu je 60 Sekunden auf jener „himmlischen Zahl“; denn $12 \times 60 \times 60 = 432000$ (soviel Schläge macht auch die Uhrruhe in 24 Stunden).

Aus diesen Tatsachen zieht nun der Verf. eine Anzahl von Schlüssen auf eine urgermanische oder indogermanische Astronomie und auf eine darauf fußende oder besser sie veranschaulichende und ethisch vertiefende Urreligion der Indogermanen, deren Ursprung er im Norden vermutet, weil gerade hier die Vorstellung vom Weltbaum sich am lebendigsten erhalten hat.

Hier war auch die 9 tägige Woche und der 27 tägige Monat heimisch (wie ich ja genugsam im Mannus 11 und 14 nachgewiesen habe) und eines der scandinavischen Felsenbilder, das Verf. auf S. 55 wiedergibt, zeigt sogar die Mondscheibe mit 8 Händen, die zusammen 27 Singer ausstrecken, während sich die 9 in den Geweißzaden der dargestellten Hirsche und in der Bemannung der Himmelschiffe öfter wiederholt. Für den 27 tägigen Monat sprechen aber auch die indischen 27 „Mondhäuser“ (Mondörter, Mondkonstellationen) im Tierkreise, die für die älteste Zeit angenommen werden.

Wie ist nun diese himmlische Zahl 432 zustande gekommen? Durch den Versuch, die Teilung der Tage des Jahres in 27 tägige, also siderische Monate mit der in 30 tägige, also Sonnenmonate herzustellen¹⁾. Trat einer Jahresrechnung mit 27 tägigen Monaten eine solche mit 360 Tagen und 12 Monaten gegenüber, wie ich das unten angegebenen Ortes bei den alten Griechen dargelegt habe, so konnte der Ausgleich nur liegen in einer Jahresrechnung, deren Tageszahl sowohl durch 27, wie durch 12 und 360 teilbar war; das ist $27 \times 12 \times 360$ oder da allen drei Zahlen die 3 gemeinsam ist = $9 \cdot 4 \cdot 120 = 4320$.

Auf diese Zahl läßt auch ein altes Schriftendental schließen, auf das man in diesem Zusammenhang nicht eben rechnet, nämlich die Offenbarung St. Johannis. Hier wird im 7. Kapitel von 144000 Versiegelten gesprochen, die sich nach den 12 jüdischen Stämmen in 12 Gruppen zu je 12000 Mann gliedern, und im folgenden Kapitel heißt es dann: „ $\frac{1}{3}$ der Sonne wird geschlagen, $\frac{1}{3}$ des Mondes, $\frac{1}{3}$ der Sterne, daß ihr 3. Teil verfinstert ward und der Tag das 3. Teil nicht schien und die Nacht deselbigen gleichen.“ Es handelt sich hier also um eine Drittelung, nämlich der Himmelszahl 432000, deren Drittel = 144000 ist. Die 144 erscheint auch in den letzten Kapiteln der Offenbarung ebenso wie sehr häufig die Zahl 12 als deren Quadratwurzel und Vertreter des 12monatigen Jahres.

In dem allen können wir eine Zahlenmystik erkennen, die offensichtlich eine gemeinschaftliche Grundwurzel hat, und diese kann keine andere sein, als eine kalendariisch-astronomische, letzten Grundes zurückführend auf die Einteilung des Himmelstreiches in

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz im Mannus 14, S. 7ff. und Anhang I, S. 67ff.

12 Tierbilder und 360 Grade. Göttlicher Vertreter aber des Sternenhimmels ist bei den Germanen Freyja. Der Verf. setzt sie der ephesischen Artemis gleich und der perischen Ardijsura. Sie hat ein Halsgeschmeide, das nichts anderes ist, als das Symbol des Sternenhimmels, wie die altgriechischen Darstellungen von Göttinnen häufig Ketten mit sternartigen Perlen und Sterne auf den Gewändern aufweisen. Überhaupt spielt das Halsband in der Mythologie mehrerer Völker eine ausgesprochene Rolle, bei den Phrygern-Chrakern, Perjern, Indern außer Hellenen und Germanen. Daraus ergibt sich nach dem Verf. der Schluß, daß wir es hier mit einer uralten Himmelsgöttin zu tun haben, der eigentlichen Mutter des Weltalls. Er stellt sie der sumerisch-babylonischen Istar gleich. Von der Entstehung, die die Welt der Göttermutter verdankt, geht Verf. auf den Weltuntergang über und den Unsterblichkeits- und Auferstehungsglauben, der längst vor der Edda für Germanen, Parfen und Inder bezeugt ist, nicht aber bei semitischen Religionen; daher müsse er von den arischen Stämmen nach Babylonien und von dort ins spätere Juden- und Christentum gekommen sein.

Gehen wir nun vom Referat zur Kritik, so muß von vornherein hervorgehoben werden, daß oft eine recht wenig nüchterne Darstellung zu bemerken ist. Das ganze Werk soll eine Apotheose des Germanentums sein und erhebt sich nicht selten zu einer religiös-philosophischen, eddisch-mythischen Sprachweise. Das ist für eine wissenschaftliche, sachliche Untersuchung nicht angebracht und streift an die vielen phantastischen Laienwerke, die in letzter Zeit über altgermanische Religion und andere Dinge gedruckt werden und die Forschung mehr schädigen als fördern.

Es ergibt sich schon aus meinem obigen Bericht, daß der eigentliche Angelpunkt des vom Verf. dargelegten Zusammenhanges der Religionsanschauungen südlicher Indogermanen mit denen der Edda der Nachweis der „himmlischen Zahl“ 432 ist. Diese Parallele macht betroffen und ist auch in der Tat ausschlaggebend, nicht nur, weil „Zahlen beweisen“, sondern weil alle übrigen Parallelen immer erst einer subjektiven Auslegung unterworfen sind. Mit jener astronomischen Zahl steht und fällt — ich will nicht sagen: der ganze Beweis, wohl aber das Glanzstück der Beweisführung.

Da ist nun zunächst festzustellen, daß die Einherjar, deren je 800 Mann aus den 540 Toren der Walhall hervorstürmen, nur der späteren nordischen Mythologie angehören. Sie kommen nur in Vafthrudnis- und Grimnismal und den skaldischen Eiriks- und Hakonarmal aus dem 10. Jahrhundert vor, aus denen sie Snorri genommen hat. Sonst kennt sie die nordische Prosa nicht. Wer hier also den Einspruch der Nichtursprünglichkeit erheben wollte, wäre formal im Recht; die Einherjar der nordischen Dichtung stammen aus der Wikingerzeit. Indessen gehören sie doch sachlich zum uralten Germanenglauben, wonach die Seelen der Helden sich nicht spurlos verflüchtigen, sondern in den Totenbergen (von denen einige in Schweden sogar selbst Valhall heißen) weiterleben und gegebenenfalls weiterkämpfen. Die Nordgermanen hielten ihre Gottesdienste auf Bergen, und bis auf heute legte man die Friedhöfe gern auf hochgelegenen Plätzen an. Der Toten- und Wodansberge, d. h. Berge des Todesgottes, gibt es eine große Zahl.

Deutsche Helden und Könige sitzen der Volks Sage nach in Bergen (Barbarossa im Kyffhäuser oder bei Kaiserslautern, Wittikind in Westfalen bei Mehnen, im Unterberg bei Salzburg Kaiser Karl usw.). Auch sonst kennt der germanische Volksglaube kämpfende Geisterheere, wie die wilde Jagd oder die Heere der Goten und Hunnen, die auf den fatalaunischen Feldern auch nach dem Tode weiterstritten u. v. a. Man kann also wohl sagen, daß die Einherjar eben diesem allgemein germanischen Volksglauben entsprechen; hier schöpften die Skalden aus tiefem Volksborne. Auch der Name Einherjar mag alt sein, denn Thor wird in der Lotafenna selbst einheri genannt. Aber die Einkleidung, die sie der Vorstellung der himmlischen Kämpfer gaben, ist Zutat der Skalden und zu dieser gehören (wie überhaupt die Ausmalung des Bildes von Walhall in der Grimnismal) auch die be-

stimmten Zahlen, die sie den Thoren Walhalls und der Einherierscharen zuteilen. Das ist wenigstens das Nächstliegende¹⁾.

Nun die Zahl selbst. 540 Tore der Walhalla, 800 Einherier aus jedem Tor. Hier kann man den Einwurf machen, daß hundert nicht bloß „hundert“ bedeutet, sondern auch 120. Wenn man letzteres hier als zutreffend annimmt, stimmt natürlich die ganze Rechnung nicht. Indessen ist die dezimale Fassung des Hundert in allen germanischen Sprachen die gewöhnliche, die Annahme einer duodezimalen ergäbe hier keinen Sinn und müßte sich erst vom Vorwurfe der Geschraubtheit reinigen.

An Einzelheiten ist verschiedenes auszusuchen, was aber dem kundigen Leser von selbst aufstoßen wird. Manche der hier als neu vorgetragenen Anschauungen ist bereits von Anderen ausgesprochen worden.

Berlin.

Oskar Fleischer.

Oskar Paret, Urgeschichte Württembergs. Stuttgart 1921 bei Streder und Schröder.

Paret behandelt die Vorgeschichte des Niedarlandes zwischen Stuttgart und Heilbronn, mit Ausnahme dieser Orte selbst und ihrer Nachbarschaft, da sie von Göbeler bzw. Schliß schon früher behandelt wurden. Über die Vorgänge im übrigen Württemberg unterrichtet er durch kurze Übersichten. Er geht in nachahmenswerter Weise über die Latèneperiode hinaus, da die Geschichte der römischen und alemannischen Besiedlung sich ja im wesentlichen auch auf kulturelle Kunde, nicht auf schriftliche Mitteilungen aufbaut.

Der Verfasser kennt sein Gebiet von Jugend auf und hat es seit langem durchwandert, scharf beobachtet und an nicht wenig Stellen mit dem Spaten erforscht. Seine glücklichen Ergebnisse gerade an schwer festzustellenden Objekten, wie Wohngruben, Badöfen u. dgl. zeigen, welche Fülle von Funden auch ohne Verletzung der Grabhügel zugänglich sind. Dadurch ist P. in der Lage, nicht nur archäologische Kunde aufzuzählen, sondern das Leben, insbesondere die Siedlungsweise der Leute zu schildern; und dies wiederum ist nicht möglich, ohne auf die Landschaft und ihr Pflanzenkleid einzugehen. All dies ist ein Hauptvorzug des Buches: Es wird nicht nur die Archäologie eines engbegrenzten Gebietes gegeben, sondern das Leben der Landschaft und ihrer Bewohner geschildert.

Der Inhalt gliedert sich in zwei scharf getrennte Teile: Darstellung und Fundkatalog. Letzterer gibt eine vollständige Aufzählung der Funde im weitesten Sinn (Grabhügel, Siedlungspuren usw.) mit genauer Lageangabe und mit den Fundberichten. Dadurch ist die Darstellung von dem mühseligen Beiwerk der Fundaufzählung befreit und eine fließende, volkstümliche Sprache erzielt worden. Der Wissenschaftler aber findet im zweiten Teil die Grundlage der Arbeit. Beiden gleichmäßig dient das reiche Abbildungsmaterial, durchweg Federzeichnungen des Verfassers von vorzüglicher Klarheit und Anschaulichkeit, sowie eine Reihe von Orientierungsskizzen und zwei große Fundarten. So ist hier eine glückliche Vereinigung von volkstümlicher Klarheit und wissenschaftlicher Genauigkeit gefunden, dem Heimatforscher und dem Prähistoriker gedient. Von Einzelheiten wird den Sachmann besonders die Darstellung der Funde und Fundumstände der endhallstätischen Fürstengräber (Kleinaspergle, Römerhügel) wichtig sein. Ein Eingehen auf wissenschaftliche Einzelfragen liegt nicht im Rahmen einer Besprechung dieses volkstümlich gehaltenen Buches.

P. beschränkt sich auf ein engbegrenztes Gebiet innerhalb Württembergs von einheitlicher Bodenbeschaffenheit: eine fruchtbare Lehmlandchaft mit Ackerbau in günstiger Vertehrslage. Bei der Abhängigkeit der vorgeschichtlichen Kulturen von der Bodenbeschaffenheit ist es begreiflich, daß die Schilderung deshalb auch nur jüngere Steinzeit und Römerzeit erschöpfend besprechen kann. Die anderen Kulturperioden mit ihren abweichenden

¹⁾ Man vgl. auch Nedel, Walhall. Dortmund 1913.

Siedlungsverhältnissen und die von ihnen bevorzugten Landschaftsteile Württembergs kommen in der Darstellung daher zu kurz, insbesondere die Alb mit ihrer bronze-hallstädtischen Hochkultur, denn die vom Verfasser gegebenen Übersichten ermangeln der Abbildungen und der Karten. Der Titel des Buches ist daher zu bedauern, da er irreführt.

Wenn nur die jüngere Steinzeit nach gleichzeitigen Kulturgruppen, die sich ablösen und beeinflussen, gegliedert ist, nicht auch die folgenden Perioden, so liegt dies an dem Stand der Forschung, der nur durch Verfolgung bestimmter Kulturgruppen z. B. der Urnenfelder über weite Gebiete, nicht aber durch Lokalforschung sich fördern läßt; beide Methoden der Forschung müssen sich ergänzen.

Gerade bei einer so erschöpfenden Darstellung der Geschichte eines Stückes heimatischer Erde drängt sich dem Leser der Wunsch auf, es möchte bald neben der Vorgeschichte des württembergischen Bodens auch eine solche des württembergischen Volkes, d. h. in erster Linie der Alemannen und ihrer Vorfahren geschaffen werden. Wir lieben die Heimat, aber noch mehr unser Volk.

Tübingen.

Georg Kraft.

Michael Martin Lienau. Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder, von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253. Mannus-Bibliothek Nr. 25, Leipzig 1921. 32 Seiten, 14 Abbildungen und eine Fundkarte.

Nach längerer Tätigkeit in Nordwestdeutschland (Lüneburg und Oldenburg) hat Lienau sein Arbeitsfeld in seine Heimatstadt Frankfurt a. d. O. verlegt und sich hier mit der gleichen Liebe und Begeisterung wie früher der Pflege der Vorgeschichtsforschung gewidmet. Wie die Teilnehmer an dem Ausflug der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte nach Frankfurt zu Ostern dieses Jahres feststellen konnten, hat es Lienau trefflich verstanden, das Interesse für die heimische Vorzeit bei den Behörden und der Bürgerschaft aufs kräftigste zu fördern. Dem gleichen Zwecke soll auch das vorliegende Büchlein dienen, die Darstellung der vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung eines kleinen Gebietes, das durch die günstige örtliche Lage an einem wichtigen Flußübergang von den ältesten Zeiten an Bewohner, Handel und Verkehr herbeizog.

Lienau führt in einer tabellarischen Zusammenstellung an gesicherten Fundstellen des Stadtkreises 4 steinzeitliche, eine aus der älteren Bronzezeit, 23 aus der Zeit der Urnenfelder, 3 germanische (aus der Eisenzeit) und 5 slawische auf. Die Funde aus der jüngeren Bronzezeit und ältesten Eisenzeit sind nicht nur bei weitem am zahlreichsten, sondern reichen auch bis dicht an den Oderlauf hinab, während die übrigen nur auf den Höhen angetroffen werden. Die der Schrift beigegebene Fundkarte veranschaulicht die örtliche Verteilung der Fundstellen. Richtet sich auch Lienaus Buch vor allem an die interessierte Laienwelt, so kommt der sorgfältig zusammengetragene und zeitlich gut geordnete Fundstoff auch dem Sachmann gelegen. Bringt doch Lienau im einzelnen mancherlei Ergänzungen und Verbesserungen zu dem kürzer aber auch straffer gehaltenen Denkmälerheft von Göhe über Frankfurt a. d. O. und ersetzt den dort schmerzlich empfundenen Mangel einer Fundkarte.

Da ich in meiner Besprechung des Göheschen Inventarwertes (Mannus XIII, S. 234ff.) schon einige Nachträge zu den anderen Kreisverzeichnissen gegeben habe, will ich hier die wichtigeren Ergänzungen Lienaus aufführen¹⁾. Unter der Steinzeit führt Göhe zwei facettierte Hämmer von der Sophienziegelei an, während in Wirklichkeit der nähere Fundort des zweiten (nicht abgebildeten) Hammers unbekannt ist; der unweit des

¹⁾ Da die Arbeit Lienaus bei dem Erscheinen von Göhes Kreisheft so gut wie abgeschlossen war, hat Lienau seine Abweichungen von Göhe meist nicht mehr hervorgehoben.

Karthausers gefundene Steinhammer, den Göze fälschlich unter Steinzeit anführt, ist identisch mit dem von Göze richtig unter Bronzezeit erwähnten fünfedigen Hammer, „ohne nähere Fundangabe“. Das dicknagige Steinbeil von der gelben Presse ist nach Lienau kein Artefakt und die ebendort gefundenen Tonsherben nicht steinzeitlich. Ein neuer Steinzeitfund ist die von Lienau unter Nr. 1 beschriebene und abgebildete Feuersteinspeer Spitze. Die bereits von Bemann abgebildeten Bronzeringe (Göze S. 3) „von einem uralten Begräbnisberge“ stammen nach Lienau nicht aus Frankfurt, sondern aus Kunersdorf Kr. Weststernberg. Als neue Funde aus der Bronzezeit vgl. Lienau Nr. 8, 10, 11, 14 (Tongefäße) 17 (fünfediger Steinhammer von der Oderstraße; siehe auch Abb. 17) und 34 (Siedlungsherben), aus der frühen Eisenzeit vgl. Lienau Nr. 20 (Gefäße) und 35 (Siedlungsherben), aus slawischer Zeit Lienau Nr. 40 (Sherben), Nr. 56, S. 22 u. 27 (Siedlung, vielleicht das verschollene Slawendorf Ziwiß).

An den vorgeschichtlichen Teil schließt Lienau einen frühgeschichtlichen an, in dem er die Besiedlungsgeschichte Frankfurts bis zur Erhebung zur Stadt (1253) verfolgt und so die Vorzeit fest mit der durch die deutsche Kolonisation eingeleiteten vollgeschichtlichen Zeit verknüpft. Möge es dem Verfasser trotz seines geschwächten Gesundheitszustandes vergönnt sein, die Sammlung und Bearbeitung der Vorgeschichtsfunde seiner Heimat noch recht lange zu pflegen und die Ergebnisse seiner Forschungen der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Breslau im November 1922.

M. Jahn.

Diedrich Simmen, Die Kretisch-mykenische Kultur. Leipzig, B. G. Teubner, 1921.

Eine zusammenfassende Darstellung der Kretisch-mykenischen Kultur, ihrer Entwicklung, ihrer zeitlichen Festlegung und ihrer Zusammenhänge mit anderen Kulturgebieten wird auch für alle die, die sich mit der Vorgeschichte Mitteleuropas beschäftigen, von großem Werte sein, und wir müssen daher mit Dank das Werk des verdienten Forschers begrüßen, der, wie so viele andere große Forscher auf verwandten Gebieten, die Treue gegen sein Vaterland mit seinem Tode besiegelt hat. Freilich das, was der Titel des Buches verspricht, wird von diesem nur zum Teil erfüllt. Wohl gibt es eine lückenlose Zusammenstellung aller bisher bekannt gewordenen Fundstellen der Kretisch-mykenischen Kultur. Auch werden ziemlich eingehend die Siedlungsformen, die Bauformen der Hütten und Paläste, die Grabformen und Kultstätten, und vor allem die in den einzelnen Perioden herrschenden keramischen Typen behandelt und durch ein reiches und vortreffliches Bildermaterial veranschaulicht. Dagegen werden die mancherlei Stein- und bronzezeitlichen Gerätetypen nur ganz flüchtig gestreift, und das Bild, das man von der jeweilig herrschenden Kultur erhält, ist daher nur sehr unvollkommen und lückenhaft. Ebenso fehlt jede nähere Angabe über die gerade für die Frage nach Kulturzusammenhängen so wichtigen Idolformen: Diolinfastenidole und Brettidole, die in ganz gleicher Gestalt auf der iberischen Halbinsel wiederkehren, mütterliche Gottheiten mit Kind, die in ganz gleicher Ausführung in der ersten sikulischen Periode von Sizilien vorkommen (obwohl S. einen Kulturzusammenhang damit ablehnt) und vieles andere.

Für die Zeitbestimmung hält sich Verf. nur an die ägyptische (nicht auch sumerisch-babylonische) Chronologie, bei der jedoch die zeitlichen Ansätze Ludw. Borchardts noch nicht berücksichtigt sind. Sollten diese von den Ägyptologen anerkannt werden — was bisher noch nicht allgemein der Fall ist — so würden sie natürlich auch eine sehr beträchtliche Verschiebung der zeitlichen Ansätze der Kretisch-mykenischen Kultur nötig machen. Von Einzelheiten ist bemerkenswert, daß S. die Scheidung des Früh-Minoans in drei Unterstufen ablehnt, diese vielmehr in einer einzigen zusammenfaßt. Gewiß ist zuzugeben, daß gewisse Gefäßformen durch mehrere Unterstufen hindurchgehen. Auch mögen ganz

vereinzelte Gefäßformen vorübergehend außer Gebrauch kommen und erst in der nächstfolgenden Stufe wieder auftauchen. Dies genügt aber meines Erachtens noch nicht, die im ganzen recht wohl begründete Aufteilung Evans über den Haufen zu werfen. Eine scharfe Trennung einzelner Perioden wird sich da, wo die Kulturentwicklung stetig sich vollzieht, natürlich niemals erzielen lassen. Sehr bedauerlich ist auch, daß die gerade für die mitteleuropäische Chronologie so wichtige Zeitbestimmung der einzelnen Siedelungen von Troja nur ganz kurz behandelt wird. Das Buch spricht nur von Troja I—V, vermeidet aber eine scharfe Scheidung der einzelnen Stufen, obschon diese, namentlich zwischen der I. und II. Stadt recht wohl möglich gewesen wäre.

Den schwächsten Punkt bilden die Bemerkungen über die Kulturzusammenhänge des Kretisch-mykenischen Kulturkreises mit anderen Kulturgebieten, insbesondere mit der mitteleuropäischen Kultur. Nur einen Zusammenhang mit dem unteren Donaugebiete und Südwestrußland läßt S. gelten. Dagegen wird schon die so wichtige Station von Butmir nicht einmal erwähnt und ebensowenig die bis nach Syrmien reichende steinkupferzeitliche ostalpine Kultur, obschon doch zwischen deren Keramik und der Nordgriechenlands, besonders von Lewlas, wie schon H. Schmidt richtig erkannt, sehr enge Beziehungen bestehen. Daß dann das übrige Mitteleuropa und insbesondere der ostdeutsch-österreichische Formenkreis, in dem neuerdings sogar dem Kretischen aufs Engste verwandte Schriftzeichen zum Vorschein gekommen sind, erst recht nicht zu einem Vergleich herangezogen wird, ist ganz selbstverständlich. Was kann auch ein klassischer Archäolog von diesen Gebieten erwarten! Aber auch die ostwärts bis zum kaspischen Meere, dem westgriechischen Randgebirge und Susa führenden, teilweise recht engen Beziehungen werden — von einer ganz flüchtigen Erwähnung Anaus abgesehen — nicht berücksichtigt, obschon gerade Susa und Tepe Mussian wegen ihrer durch sumerische Parallelfunde sicher datierbaren Niederschläge für die Zeitbestimmung der älteren Stufen der Kretisch-mykenischen Kultur recht wertvolles Vergleichsmaterial hätte liefern können (besonders die Schrift).

Daß dem Verfasser dann auch die vielfachen Beziehungen nach Westen hin bis zur iberischen Halbinsel entgangen sind, darf uns nicht wundern.

Wenn das Buch sonach auch mancherlei Lücken aufweist, so bietet es doch andererseits so zahlreiche Vorzüge und ein so reiches Material, daß es für jeden Vorgeschichtsforscher, der seine Studien von einer höheren Warte aus betreibt, eine unerlöpfliche Fundgrube bietet.

Rochliß.

G. Wilke.



Abb. 9. Steintafel (Westseite) Grab 2.
Amalatenberg, Sorst Schmiedeberg.



Abb. 14. Steintafel (Nordseite) Grab 5.
Amalatenberg, Sorst Schmiedeberg.



Abb. 4. Steintafel (Westseite) im Springsengehäge,
Sorst Schmiedeberg.

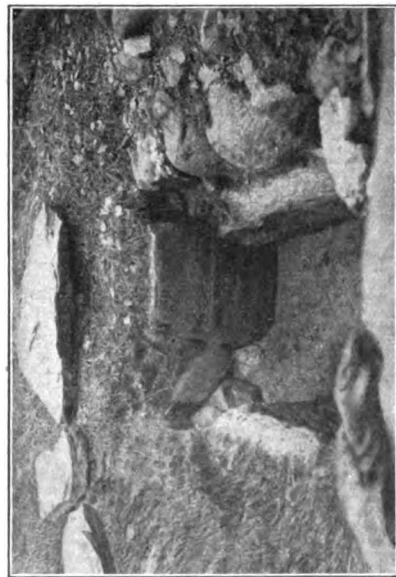


Abb. 10. Steintafel (Südseite) Grab 2.
Amalatenberg, Sorst Schmiedeberg.



Abb. 20. Steintafel (Westseite) Grab 10.
Amalatenberg, Dorf Schmiedeberg.

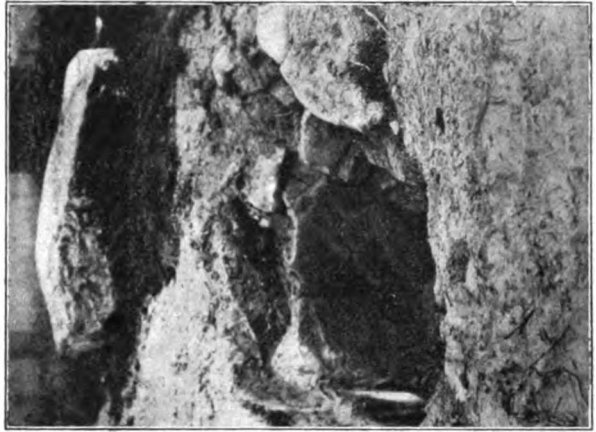


Abb. 23. Steintafel (Südseite) Grab 14.
Amalatenberg, Dorf Schmiedeberg.



Abb. 16. Steintafel (Südseite) Grab 7.
Amalatenberg, Dorf Schmiedeberg.

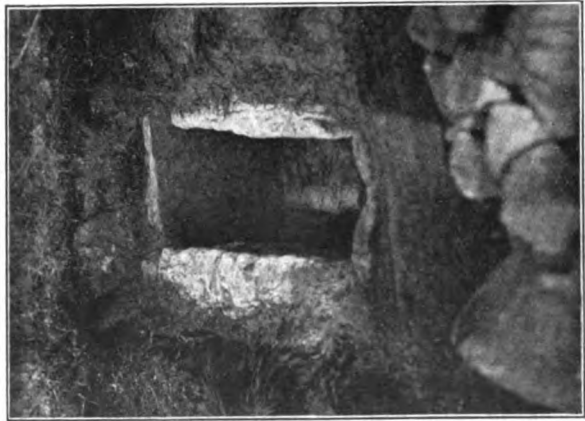


Abb. 18. Steintafel (Westseite) Grab 8.
Amalatenberg, Dorf Schmiedeberg.



Abb. 31. Steinplatte (Westseite) Grab 2.
Schäferkamp, Sarnstedt.



Abb. 45. Steinplatte (Nordseite) Hügelgrab 1.
Jagen 7, Itzehow.



Abb. 22. Steinplatte (Westseite) Grab 14.
Amalatenberg, Sarnstedt.

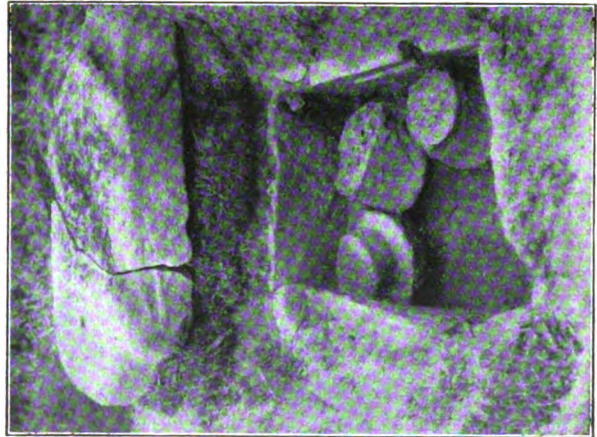


Abb. 28. Steinplatte (Nordseite) Grab 1.
Schäferkamp, Sarnstedt.



Abb. 54. Steintafel (Nordseite) Grab 3.
Jagen 19, Meßow.



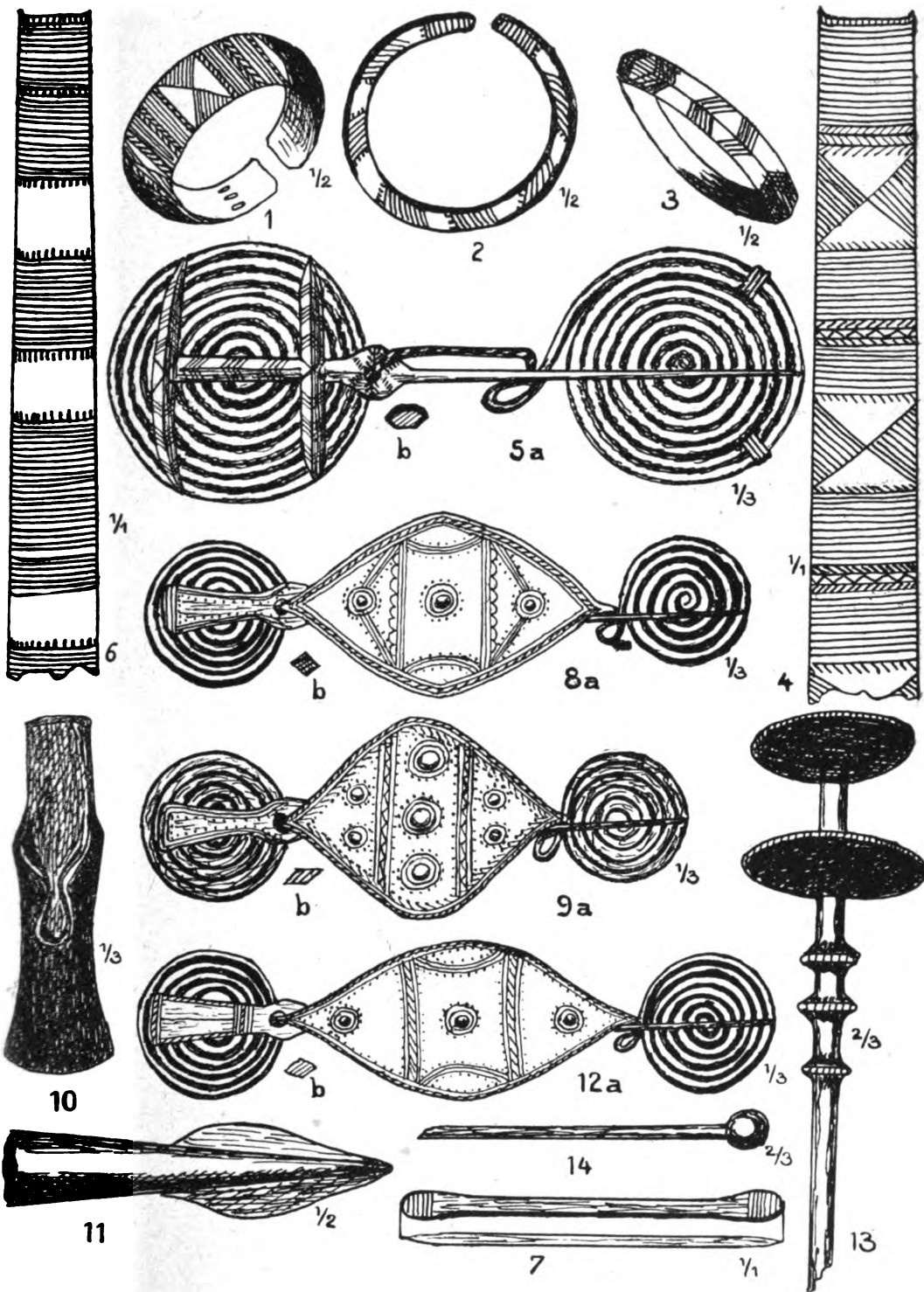
Abb. 59. Steintafel (Westseite) Grab 9.
Jagen 19, Meßow.



Abb. 48. Steintafel (Nordseite) Grab 3.
Jagen 7, Meßow.



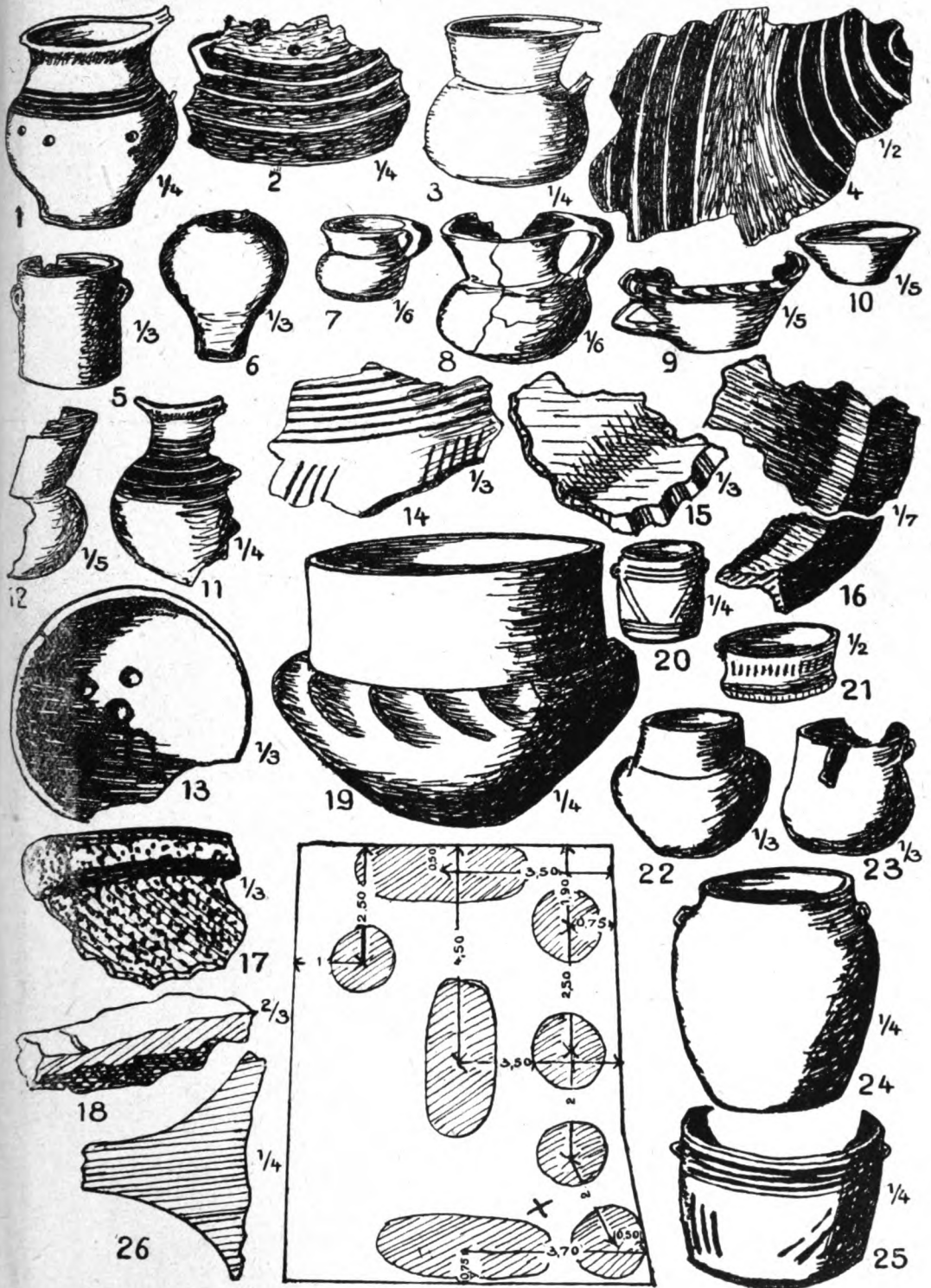
Abb. 57. Steintafel (Nordseite) Grab 8.
Jagen 19, Meßow.



Kriegl, Stachgräberfeld und Siedlung der jüngeren Bronzezeit a. d. „Werber“ b. Buchow.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.





Krugel, Flachgräberfeld und Siedlung der jüngeren Bronzezeit a. d. „Werder“ b. Buchow.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

- No. 11. Schulz-Minden, Dr. Walther, **Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit.** 2., ergänzte Aufl. VIII, 143 Seiten mit 60 Abbildungen im Text. 1923. Einzeln 5*, Vorzugsberechnung 4 (Unter der Presse.)
- No. 12. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. Einzeln 6, Vorzugsberechnung 4,8 (Vergriffen)
- No. 13. Lienau, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. Einzeln 5, Vorzugsberechnung 4
- No. 14. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit.** II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß herausgegeben von M. Schultze. XIII, 212 Seiten. 1915. Einzeln 8, Vorzugsberechnung 6,4
- No. 15. Wahle, Dr. Ernst, **Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch.** IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. Einzeln 9, Vorzugsberechnung 7,2
- No. 16. Fahn, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr.** X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abbildungen im Text. 1916. Einzeln 7,5, Vorzugsberechnung 6
- No. 17. Åberg, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streitaxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. Einzeln 3, Vorzugsberechnung 2,4
- No. 18. Kozłowski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 Seiten mit 244 Textabbildungen und 1 Karte. 1919. 10, Vorzugsberechnung 8
- No. 19. Kozłowski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 Seiten. 1919. 5,5, Vorzugsber. 4,4
- No. 20. Rademacher, Karl, **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Seideterrasse zwischen Rheinebene, Acker und Sülz sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit.** 35 Seiten mit 4 Abbildungen im Text nebst 11 Tafeln, darunter 4 Karten. 1920. 3, Vorzugsberechnung 2,4
- No. 21: Fahn, Dr. Martin, **Der Reiterisporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung.** VI u. 128 S. mit 90 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1921. 6, Vorzugsberechnung 4,8

* Diese Grundzahl x Schlüsselzahl ergibt den jeweiligen Inlandpreis. Vorzugsberechnung tritt ein, wenn man abonniert oder mindestens 4 verschiedene Bände auf einmal bestellt. Nach dem übervalutigen Zustand Berechnung in der betr. Landeswährung.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

No. 22. 25 Jahre Siedlungsarchäologie. Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule. Beigibt von Prof. Dr. Hans Hahn. VIII u. 180 Seiten mit 150 Abbildungen im Text und auf 14 Tafeln. 1922. 6*, Vorzugsberechnung 4,8 (Einband 1,5)

Aus dem Inhalt:

Bahne, Der Reiterstein von Bornhausen. — Andree, Vorgehichtlicher Bergbau auf Kupfer und Salz in Europa. — †Krüger, Die Siedlung der Altflawen in Norddeutschland. — Boick-Gimpera, Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien. — Jahn, Zur Herkunft der keltischen Wandalen. — Waite, Die geographische Betrachtung vorgehichtlicher Zeitabkhnitte usw. — Kiedler, Die rechnerisierten Steinäxte des ächsischen Typus. — Schultze, Steinzeitliches Hügelgrab von Kalzig. — Andree, Das natürliche Vorkommen von Nephrit und Jadelit in Europa. — †Quente, Das germanische Haus von Vehlou. — †Girke, Zeitvergleichende Tabelle für Mittel- und Nord-europa. — Gandert, Kugelflakhenfunde bei Söllschau. — Gummel, Steinzeitliche Streifäxte von Rügen. — Schulz, Die Skelettgräber der Ipatrömischen Zeit in Mitteldeutschland. — Åberg, Ein Beitrag zur Chronologie der Merowingerzeit. — †Plettke, Ein frühbronzezeitlicher Grabfund mit Teilbestattung aus Groß-Würbitz. — Winkler: Zur Herkunft der Bunjesitzer Keramik. — Mötelindt: Richtungen und Ziele der Vorgehichtsforschung der Gegenwart.

No. 23 u. 24. Girke, Dr. Georg †, Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. VIII, 59, VIII u. 129 Seiten mit 76 Tafeln, enthaltend 346 Abb. 1922. 9, Vorzugsber. 7,2 (Einband 1,5) Broschüert, in 2 Einzelbänden erhältlich, gebunden nur in einem Doppelband.

No. 25. Lienau, M. M., Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253. 32 Seiten mit 1 Seite Abbildungen im Text und 1 Stadtplan. 1921. 2, Vorzugsberechnung 1,6 (Einband 1,2)

No. 26. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, Die Indogermanen. Ein Abriss. I. Das indogermanische Urvolk. IV und 79 S. mit 150 Textabb. und 6 Tafeln. 1921. 4,5, Vorzugsberechnung 3,6 (Einband 1,5)

Der Verfasser nimmt anerkanntermaßen eine führende Stellung in der Indogermanenfrage ein. Seine gegenwärtige, gegenüber der von 1909 wesentlich vertieftete Auffassung in dieser Frage, die der Verfasser in äußerst knapper, aber um so inhaltvollerer Form und mit reichlicher bildlicher Erläuterung darbietet, wird weit über den Kreis der Prähistoriker, Sprach- und Geschichtsforscher hinaus lebhafteste Teilnahme erwecken. Mit unerreichter Beherrschung des ungeheuren archäologischen Materials weiß der Altmester der Vorgehichtsforschung die Ergebnisse der Anthropologie und Sprachvergleichung zu verbinden und überzeugend in Einklang zu bringen.

No. 27. Dutschmann, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens. VIII u. 32 S. 1921. 1,5 Vorzugsber. 1,2 (Einband 1,2)

No. 28. Frischbier, Dr. Erich, Germanische Fibeln im Anschluß an den Pyramonter Brunnenfund. VI u. 102 S. mit 14 Tafeln. 1922. 4, Vorzugsberechnung 3,2 (Einband 1,5)

No. 29. Hoeh, Baurat G. Th., Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst. VI u. 43 S. mit 36 Abbildungen. 1922. 2, Vorzugsberechnung 1,6

No. 30. Strauß, Konrad, Studien zur mittelalterlichen Keramik. IV u. 46 S. mit 4 Tafeln 37 Abb im Text. 1923. 2,5, Vorzugsberechnung 2

No. 31. Wilke, Dr. Georg, Die Religion der Indogermanen. IV u. 235 S. mit 277 Abbildungen im Text. 1923. 7, Vorzugsberechnung 5,6

No. 32. Himgren, Prof. Dr. Oscar, Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinziälrömischen und südrussischen Formen. 2. ergänzte Aufl. VIII u. ca. 250 S. mit 248 Abb. auf 11 Tafeln 1923. (Unter der Presse.)

* Diese Grundzahl x Schlüsselzahl ergibt den jeweiligen Inlandpreis. Vorzugsberechnung tritt ein, wenn man abonniert oder mindestens 4 verschiedene Bände auf einmal bestellt. Nach dem überzulässigen Ausland Berechnung in der betr. Landeswährung.

44
H 19
Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus



Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

15. Band

Heft 3

Leipzig * Verlag von Curt Kabitsch

1923

Inhalt des vorliegenden Heftes Band 15, Heft 3:

I. Abhandlungen und Mitteilungen.

Bayer, J.: Alter und Wesen der Eskalonkultur.

Wagner, Friedrich: Literatur zur bayerischen Vorgeschichte, 1900—1922.

Nikolaion, Nils: Die vorgeschichtliche Forschung in der Provinz Sachsen, in Anhalt und Großthuringen seit 1900.

Gaerte, Wilh.: Das Schuhlohlen-, Rad- und Kreuzsymbol auf den schwedischen Felszeichnungen. Mit 35 Abbildungen im Text.

Kern, J.: Ein sog. „Curbanring“ aus Leitmeritz. Mit 3 Abbildungen im Text.

Richtshofen, B. v.: Zur Latènezeit in Osteuropa. Mit 4 Abbildungen im Text.

Olsen, Hans-Benning v. d.: Der Räuberberg bei Schwelow in der Mark. Mit 11 Abbildungen im Text und auf Tafel XIII und XIV.

Sogrebe, Bernard: Die Kulturgeschichte in unseren Städten und ihre Auswertung für die Volksbildung.

Schilling, Friedrich: Nochmals: Fr. Braun, Die Urbewölkerung Europas und die Herkunft der Germanen.

II. Aus Museen und Vereinen.

III. Bücherbesprechungen.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1923 zunächst 10 000 M., für Mitglieder der Berliner Zweiggemeinschaft 600 M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Dörrienstraße 16 (Postcheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen.

Neuanmeldungen sowie Abmeldungen sind entweder an den Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 oder an den Schriftmeister der Gesellschaft, Herrn Ernst Suetblage, Berlin NW 5, Outgowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Dörrienstraße 16. Postcheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen**, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erlöschern die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des *Mannus*, Bd. XV., im Buchhandel während des Erscheinens beträgt zur Zeit etwa G.-Z.* 12 für den Band, nach Abschluß des Bandes wird der Preis verdoppelt. Ferner sei auf die drei **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht. Für die ersten 14 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XIV und **Ergänzungsband I** bis III können neu eintreffende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbezogen. Man wende sich an den Verlag.

Sieben erschien in französischer Sprache das Werk des bekannten Schweizer Gelehrten

Paul Vouga:

La Tène

Monographie de la Station

Ein Quartband in Ganzleinen mit IX, 169 Seiten, 12 Textabbildungen u. 50 Lichtdrucktafeln
Grundzahl 54 mal Schlüsselzahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler.

In den Jahren 1907—1917 wurden in La Tène am Neuenburgersee ganz bedeutende Funde gemacht. Der Leiter dieser Ausgrabungen war Paul Vouga, Professor der Archäologie an der Universität in Neuchâtel. Im Auftrag der „Commission des Fouilles de la Tène“ faßte er die Ergebnisse der Entdeckungen in dem vorliegenden Werk zusammen, erweiterte es jedoch zu einer Monographie von La Tène überhaupt. Es handelt sich also um eine abschließende Arbeit über diese letzte prähistorische, eiszeitliche Epoche. Während die früheren Funde längst in vielen Museen verstreut sind, war es durch diese reichhaltigen neuen Ausgrabungen möglich, eine Gesamtdarstellung zu geben. Auf gründlichste Orts- und Sachkenntnis aufgebaut und durch reiches Bildmaterial nach Originalaufnahmen des Verfassers illustriert, wird sie der archäologischen Wissenschaft unentbehrliches Material erschließen.

Karl W. Hiersemann / Verlag / Leipzig, Königstr. 29

* Diese Grundzahl x Schlüsselzahl ergibt den jeweiligen Inlandpreis. Die Schlüsselzahl wird den Wertschwankungen der Mark jeweils angepaßt. Nach dem überauslastigen Ausland Berechnung in der betr. Landeswährung.

I. Abhandlungen und Mitteilungen.

Alter und Wesen der Askalonkultur.

(M. Blandenhorns Stellung zum Askalonien und zu meiner Ausbreitungshypothese.)

Don J. Bayer in Wien.

Obgleich ich mit meines Erachtens genügender Deutlichkeit den Begriff des Askalonien, der von mir 1918¹⁾ bzw. 1919²⁾ aufgestellten präneolithischen Kultur, erklärt zu haben glaubte, wurde er mißverstanden, was mich veranlaßt, ihn nochmals kurz zu bestimmen³⁾.

In innigem Zusammenhange mit der Aufstellung der neuen Kultur und Erkenntnis ihrer merkwürdigen Altersstellung steht meine Ausbreitungshypothese. Es sei mir daher gestattet, bei dieser Gelegenheit auch die bisherige Aufnahme dieses Hauptpunktes meiner Folgerungen aus der Altersstellung des Askalonien, der Ausbreitung des Altpaläolithikums von einer im Westen der alten Welt gelegenen „Urheimat“, zu erörtern und dabei zu zeigen, wie M. Blandenhorn trotz falscher Deutung des Askalonien meine Ausbreitungshypothese und Ansicht über das quartäre Klima geräuschlos übernommen hat⁴⁾.

Wir werden also vorerst den ganzen Fragenkomplex des Askalonien in unserer Auffassung vornehmen, um sodann zu zeigen, wie sich M. Blandenhorn und andere dazu stellen.

¹⁾ Europa, die Urheimat der Kultur. Die Jugendlichkeit der ältesten Kultur Palästinas. Mitt. Anthropol. Ges. Wien 1918, S. [15]—[23].

²⁾ Der Kulturverlauf im Steinzeitalter. Nach den Ergebnissen prähistorischer Forschungen im Orient. Zeitschr. f. Ethnol. 1919, S. 163—178.

³⁾ Von einer bildlichen Wiedergabe der Typen des Askalonien wurde hier abgesehen, da sie für das in Vorbereitung befindliche Werk „Der Mensch im Eiszeitalter“, Verlag S. Deuticke, Wien-Leipzig, in Aussicht genommen ist.

⁴⁾ Nicht weiter gehe ich auf die Kritik meiner Ausbreitungshypothese und des Askalonien in der naturwissenschaftlichen Wochenschrift 1920, Nr. 46, S. 731—733 ein, da dem Verf. der in Betracht kommende Stoff sichtlich fremd ist.

I. Die Astalokultur und die aus ihr abgeleiteten Schlüsse.

Auf Grund eigener Funde in Süd- und Mittel-Palästina und der Nachprüfung des von früheren Auffassungen stammenden Fundstoffes des Landes bin ich 1917 zur Überzeugung gekommen, daß es hier überhaupt kein mit dem europäischen gleichaltes Altpaläolithikum gibt, sondern daß die bisher dafür gehaltene Fauststeinkultur insgesamt jünger ist (in Vorderasien lektglazial [= pluvial] und noch jünger).

Nachdem ich anfangs diese Kultur noch als Campignien bezeichnete, hielt ich mich 1919¹⁾ im Hinblick auf ihre vom Campignien ganz und gar abweichende Altersstellung (hier eine alluviale, dort eine weit ins Diluvium hineinreichende Kultur!) sowie auf ihren anders gearteten archäologischen Charakter nicht nur für berechtigt, sondern verpflichtet, ihr eine besondere Benennung zu geben, für die mir am passendsten der Name des Ortes erschien, in dessen Umgebung ich zuerst zur Erkenntnis dieses ihres Alters und Wesens gekommen bin.

Aus dieser Erkenntnis in Palästina ergab sich schließlich meine Ausbreitungshypothese, denn hier einmal darauf aufmerksam, untersuchte ich das in Frage kommende Material aus Afrika und Asien, soweit es mir in natura und durch die Literatur möglich war, und fand auch da, daß nirgends — vielleicht mit Ausnahme von Nordwest-Afrika — ein Altpaläolithikum im europäischen Sinne vorliegt. Die daraus abgeleiteten Folgerungen lassen sich kurz zusammenfassen wie folgt:

Die Astalokultur ist die Fortsetzung der Chelleskultur auf außereuropäischem Boden während des ausgehenden Altpaläolithikums und des Jungpaläolithikums in Europa. Sie breitete sich während der jungquartären Eiszeit (Pendis Riß- und Würmeiszeit) über Afrika, Asien und spätestens im frühen Alluvium über Amerika aus. In dieser Zeit erscheint es, zum Campignien herangereift, in Europa, wohin es über die Südhälbinseln und wahrscheinlich auch über das Kaukasusgebiet vorgeedrungen ist. Dabei nahm es das vor ihm nordwärts ziehende Caspien des Mittelmeergebietes und das ausgehende Jungpaläolithikum Europas in sich auf²⁾.

¹⁾ a. a. O., S. 171 ff.

²⁾ Der Nordwärtsbewegung des Campigniens ist anscheinend das Rückfluten des Mittelmeer-Jungpaläolithikums (Caspien) nach Norden, von wo es während des Solutrévorstoßes gekommen, vorausgegangen; daher findet man z. B. in Polen unter dem Campignien-Horizont die Mittoindustrie.

Als Wege des Campigniens nach Europa kommen Spanien, Italien, Kleinasien-Balkan und das Kaukasusgebiet in Betracht. Dabei macht es gar nichts aus, daß an diesen Übertrittsstellen noch nicht überall Spuren des Campigniens gefunden wurden (z. B. in Sizilien), wenn man sich vor Augen hält, daß es sich bei einem Durchzugsgebiet nur um flüchtigen Aufenthalt gehandelt hat und wenn man weiter in Betracht zieht, daß sich die

Sowie man heute sieht, steht die Ausbreitung im Zusammenhang mit den klimatischen Vorgängen des jüngeren Diluviums und handelt es sich um eine durch die Verschiebung der Klimazonen bedingte Verschiebung der Kulturzonen, um eine Jahrtausende währende Hin- und Herbewegung und zeitweise Stabilität der zwei großen Kulturgruppen mit dem oben ange deuteten Endergebnis, daß sich beide allmählich technisch verbinden, wobei schließlich die südliche Makroindustrie über die entartete, zur Weiterentwicklung unfähige jungpaläolithische Mikroindustrie die Herrschaft gewinnt.

Inwieweit dabei auch eine körperliche Mischung stattgefunden hat, läßt sich unmittelbar noch nicht erweisen, da wir Skelettreste des Aftalonien= Menschen nicht kennen. Doch gestatten gewisse Überlegungen immerhin einen Wahrscheinlichkeits= schluß, welcher, kurz gesagt, der ist: Da der Neolithiker nach seinem Körperbau recht gut als unvermischter Nachkomme des Jungpaläolithikers betrachtet werden kann, muß angenommen werden, daß entweder keine oder keine wesentliche Mischung mit einem anderen Element stattgefunden hat, oder es war dieses andere Element, der Träger der Aftalon= und Campigny= Kultur, im Körperbau nahe verwandt. Wäre er etwa negroid gewesen, müßten sich die Spuren im Skelett des Neolithikers vorfinden. Daß aber überhaupt keine Blutmischung stattgefunden hätte, ist angesichts des geschlossenen Ankommens der neuen Kultur in Europa so gut wie ausgeschlossen. Diese Erwägung legt die Annahme nahe, daß die in Frage kommenden Jäussteileute wahrscheinlich körperlich den jungpaläolithischen Jägern nahestanden. Da der Mensch des Chelléens nicht bekannt ist, so lassen sich von dieser Seite her keinerlei Schlüsse ziehen, sondern man kann nur vermuten, daß die Aftalonkultur nicht oder nicht allein von den unmittelbaren Nachkommen des Neanderthalers getragen wurde.

Es scheint sich also bei der Mischung zu Beginn des Alluviums um beiderseits hochstehende Menschengruppen gehandelt zu haben, die kulturell ungemein befruchtend aufeinander gewirkt haben, wann immer sie zusammentrafen, so bereits während des Solutréens, wo es — im gegebenen Rahmen — zu einer besonders hohen technischen Dervollkommnung gekommen ist, ähnlich wie später wieder im Neolithikum.

Diesem hier kurz skizzierten Grundgedanken der Ableitung des Neolithikums vom Altpaläolithikum stand nun aber zunächst in den Augen derer, welche zwischen Chelléen und Campignien 2 Eiszeiten und eine Interglazial=

Campignien= Leute vor allem dort besonders bemerkbar machen mußten, wo ihnen natürliches Feuersteinvorkommen Gelegenheit zur Betätigung bot, wie in Belgien, Polen usw. Nach Rußland dürfte das Campignien über das Kautajusgebiet und über den Balkan gekommen sein, wenn auch nach Ailio Campignien in Südrußland bisher nicht gefunden wurde. Scheint hier nur mangelndes Suchen der Grund zu sein, so ist das Fehlen in großen Gebieten der ehemaligen österreichisch=ungarischen Monarchie noch ungeklärt, wo bekanntlich die Zeit vom Magdalénien bis Vollneolithikum völlig unbelegt ist.

zeit einschoben, die große Schwierigkeit entgegen, daß der zeitliche Abstand zwischen den beiden Kulturen, wie er in Europa in Erscheinung trat, viel zu groß erschien, um die verhältnismäßig geringe Fortentwicklung, wie sie zwischen Altpaläolithikum und Protoneolithikum wahrzunehmen ist, annehmbar erscheinen zu lassen ¹⁾.

Diese Schwierigkeit ist nunmehr, wo ich die Riß- und Würmeiszeit Pends zu einer Eiszeit zusammenziehen konnte, behoben und es kann heute, wo sich zeigt, daß das Ende des Altpaläolithikums am Anfange und das Auftauchen des Protoneolithikums am Schlusse einer und derselben Eiszeit liegt, angesichts der in allen Ausbreitungsstadien studierbaren Astalonkultur nicht mehr zweifelhaft sein, daß im Campagnien die Fortsetzung des Altpaläolithikums mit dem Astalonien als Bindeglied vorliegt ²⁾.

II. Blandenhorns Erklärung des Astalonien und Übernahme des Ausbreitungsgedankens.

Trotzdem ich solcherart nicht nur die zeitliche Stellung der neu aufgestellten Kultur scharf festgelegt, sondern auch eine nicht mißzuverstehende Charakteristik in archäologischer Beziehung gegeben habe, und zwar mit der ausdrücklichen Hervorhebung, daß „keine Keramik, keine polierten Steinwerkzeuge“ vorkämen ³⁾, wurde diese Kultur von M. Blandenhorn kürzlich ganz falsch gedeutet und dann diese unrichtige Deutung zum Ausgangspunkte einer Reihe z. T. persönlicher Angriffe gemacht, die ich, da sie z. T. meine Autorität berühren, auch dann nicht unerwidert lassen könnte, wenn der genannte Forscher von einer richtigen sachlichen Voraussetzung ausginge ⁴⁾.

Während er aber einerseits aus dem Astalonien ein Mischgebilde unmöglicher Zusammenfügung macht und dieses als von ihm und Karge längst erkannt hinstellt, übernimmt er andererseits, wie wir gleich sehen werden, in Seelenruhe restlos den Leitgedanken des ganzen Problems, die Hypothese der Ausbreitung der altpaläolithischen Kultur vom Westen der alten Welt aus, ohne auch nur mit einem Worte den Schöpfer dieses Gedankens zu nennen ⁵⁾.

¹⁾ Vgl. J. Szombathy's Bemerkungen a. a. O., S. [7]f.

²⁾ Zur gleichen Auffassung ist P. Pierre Charles=Brüssel, ein vorzüglicher Kenner des westeuropäischen Campagniens gekommen, als er kürzlich das von mir in Palästina gesammelte Material in Wien studierte. Auch J. Szombathy erklärt mir mündlich, seine oben angedeuteten Bedenken nur unter der Voraussetzung eines längeren Riß-Würme-Interglazials aufrecht zu erhalten.

³⁾ A. a. O., S. [2]f.

⁴⁾ Die Steinzeit Palästina-Syriens und Nordafrikas. Das Land der Bibel, gemeinverständlich Hefte zur Palästinafunde. Im Auftrage des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas herausgegeben von Prof. D. Dr. G. Hölscher, Leipzig 1921, Bd. III, H. 5 u. 6.

⁵⁾ Ich verweise diesbezüglich auf folgende Stellen bei Blandenhorn, a. a. O.: S. 22 „bezweifelt er kaum noch“, daß „die altpaläolithische Kultur mit dem Faustkeil... ihren Ursitz und ihre Hauptausbreitung in Westeuropa“... hat, „von wo sie sich einerseits

Saß möchte man glauben, daß diese beiden Punkte — Mißverstehen des Begriffes Astalokien und Verschweigen des Urhebers des Ausbreitungsgedankens — in innigem Zusammenhange stehen, da aus dem einen das andere logisch hervorgeht.

Wenn ich mich im folgenden eingehend damit beschäftige, so tue ich es nicht allein zur Wahrung der Priorität ¹⁾, sondern vor allem um die Trübung des Begriffes „Astalokultur“ aus der Welt zu schaffen, welche er durch Blandenhorns Arbeit erlitten hat.

a) Was Blandenhorn aus dem Astalokien macht.

Meine in den oben zitierten Arbeiten niedergelegte Ansicht über die Abfolge der Steinzeitkulturen in Palästina-Syrien ist folgende:

Astalokien = letzter Eisvorstoß bis Postglazial,

Casprien = Spätglazial,

Campagnien = Alluvium.

In dieser Formel drückt sich Bewegung der beiden Hauptkulturgruppen, Verschiebung ihrer Grenzen aus, und zwar heißt das, daß die ursprünglich im Lande herrschende Faustteilkultur eine Zeitlang von der wohl aus dem Norden gekommenen Klingenkultur verdrängt wurde, welche ihrerseits wieder durch die Fortsetzung des Astalokiens, das Campagnien abgelöst ward.

Die diluvialen Kulturen sind also das Astalokien und das Caspien, wobei ich letzteres als das jüngere angesehen habe.

nach Ostamerika, andererseits über ganz Europa, Asien und ganz Afrika ausgebreitet hat“. S. 23: Europa — Stammland des Homo primigenius. S. 24: „Seine Kultur... die älteste, die es gibt, hatte ihr Ausstrahlungszentrum in Westeuropa“. Weiters: „Der Altpaläolithiker von Afrika und Syrien könnte wohl der gleichen Rasse zugerechnet werden wie der Ureuropäer; aber das bleibt vorderhand mangels aufklärender Stelettfunde noch unsicher, und zudem gehört wenigstens in Ägypten und Syrien... die Faustteilkultur einer späteren Zeit an als in Europa.“

¹⁾ Blandenhorn sucht sie, durch Hinweis auf eine frühere Arbeit an sich zu ziehen, die er h. 6, S. 19 zitiert: „Schon 1902 hatte ich des näheren ausgeführt, daß Mortillet's französische Stufengliederung nach den Grundformen der Steingeräte für Ägypten nicht verwendbar sei, daß die Anwohner des Niltals zur Zeit des europäischen Jungpaläolithikums „ihren Zeitgenossen in Frankreich und Belgien in der Kultur voraus“ waren, daß, „als in Nordeuropa die letzte größere Gletscherausbreitung zu Ende ging und endlich ein für den Menschen erträgliches und förderliches Klima in unseren Gegenden anbrach, die Bewohner Ägyptens bereits auf einige Jahrtausende fortschreitender Kultur zurückblicken konnten.“ Das hat doch mit der von mir aufgestellten Ausbreitungshypothese nichts zu tun, im Gegenteil erweckt besonders der letzte Satz den Eindruck, die Kultur wäre im Süden früher geworden. Blandenhorn gibt sich vergebliche Mühe, die Ausbreitungshypothese, mit der die Entstehung der Neolithkultur innig zusammenhängt, als eigenen Gedanken zu beanspruchen und man braucht da nur seine Arbeit „Über die Steinzeit und die Feuersteinartefakte in Syrien-Palästina“, Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 447—468, besonders S. 453 u. 465) durchzublätern, um zu sehen, daß auch er eine der europäischen analoge frühzeitige Besiedlung des Landes angenommen hat.

Wie deutet nun Blandenhorn das Askalonien?

Das zu sehen macht er uns durch die Tabelle seiner jüngsten Arbeit¹⁾ leicht und man kann sich ersparen, seine früheren Schriften daraufhin durchzuschauen.

Hier bringt er nun unter dem Titel „Campignien 14000—6000, altpaläolithisch-neolithische Übergangs- oder Mischkultur...“ ein Mischmasch ganz verschiedenalteriger Dinge, denn was er da vereinigt, gehört z. T. dem (diluvialen) Askalonien an, z. T. dem (alluvialen) Campignien, und zwar zu ersterem die „Chellesfäustel“ usw., zu letzterem die „frühneolithischen Meißel, Beile und Haden, vereinzelt angeschliffen“ und die „Tonscherben“.

Und dieses unmögliche Potpourri wird von Blandenhorn als die Kultur hingestellt, welche ich „Askalonien“ genannt habe!

Wie Blandenhorn zu dieser unmöglichen Kultur gekommen ist, geht aus seiner Betrachtung der reichen Fundstellen auf dem Kamm des judäischen Gebirges, in der näheren und ferneren Umgebung von Jerusalem hervor, wo er wirklich alte Funde der Askalonkultur mit Tonscherben usw. in Verbindung bringt und dabei die Vermutung ausspricht, daß „das Inventar dieser Oberflächenfunde anscheinend einem größeren Zeitraum“ angehört, „als sonst eine Kulturstufe zu beanspruchen pflegt. Man kann hier indes kaum von verschiedenen aufeinanderfolgenden Kulturperioden sprechen, sondern nur einer einzigen, wenn auch längeren des direkten Überganges vom Altpaläolithikum zum Frühneolithikum, die zeitlich vielleicht das jüngste Paläolithikum (von Europa) noch umfaßt oder sich daran wenigstens anschließt, aber ganz besonders die nachfolgende Periode des Mesolithikums oder Proto- und Frühneolithikums über andauert, daher am besten erst später bei letzterer zu behandeln wäre. Wir kommen deshalb weiter unten..... noch einmal ausführlicher darauf zurück. Eine ähnliche Auffassung vertritt Bayer.....²⁾“. Quod non! Das Askalonien ist rein diluvial (letzteiszeitlich), was das Mesolithikum usw. nicht ist. Übrigens kann kein halbwegs geübter Typologe hier über die beiden von Blandenhorn durcheinander geworfenen grundverschiedenen Gruppen im Zweifel sein und zwar nicht allein auf Grund der Formen der Steingeräte, sondern auch in Hinblick auf die zumeist ganz verschiedene Patina. Daß Blandenhorn gewisse Stücke schon 1912 als frühneolithisch oder mesolithisch erkannt hat, kommt hier gar nicht in Frage, sondern die Tatsache, daß er jüngere mit viel älteren Sachen zusammenwirft, welche letztere hier noch dazu vom Mesolithikum allem Anschein nach durch eine Cassienphase getrennt sind, lehrt, daß er den Begriff Askalonkultur noch nicht erfaßt.

Unter diesen Umständen berührt mich die a. a. O., S. 47, Anm. 1, geführte Polemik Blandenhorns nicht, da sie ja von einer ganz unrichtigen

¹⁾ A. a. O., am Schlusse des I. Teiles.

²⁾ A. a. O., S. 45f.

Annahme ausgeht. Doch ist sie auf jeden Fall für Blandenhorn charakteristisch. Er beanstandet den Ausdruck Aaskalonkultur, weil diese Kultur „nicht selbständig in Palästina etwa bei Aaskalon gewachsen, nicht autochthon ist“ usw. Ja ist das Chelléen bei Chelles oder das Aurignacien bei Aurignac „gewachsen“? Welche Kultur ist überhaupt autochthon? Wie sollte man diese im Verlaufe von Jahrtausenden sich über die Erde ausbreitende Kultur dann überhaupt benennen? Ich wählte den Ort, weil ich dort zur Erkenntnis ihres Wesens kam, weil er eine zentrale Lage in der alten Welt hat und auch eine zeitliche Mittellage im Ausbreitungsvorgange bezeichnet. Übrigens vergißt Blandenhorn das Argument des Nichtautochthonen schon wenige Zeilen danach, wenn er statt Aaskalonkultur „Steinzeitkultur von Jerusalem oder Rephaim“ vorschlägt.

Er beanstandet meine Benennung auch deshalb, weil diese Kultur von ihm schon 1907 und 1912, „wenn auch nicht gleich als Campignien, so doch als Stenufien oder ältestes rohes Neolithikum mit eolithischer Fazies, zuletzt auch von Karge 1917/18 ziemlich richtig gedeutet“ wurde, „was Bayer wohlweislich verschweigt oder nicht weiß“. Blandenhorns Widerwille gegen diese neue Bezeichnung hängt also damit zusammen, daß er für sich die Priorität in Anspruch nehmen will. Sie wird ihm für das Neolithikum von mir nicht bestritten. Daß sie für das Aaskalonien in keiner Weise in Betracht kommt, geht aus den obigen Auseinandersetzungen deutlich hervor.

Dabei fällt mir natürlich gar nicht ein zu behaupten, daß ich bei Aaskalon die ersten Funde der Art gehoben habe — ich habe ja ausdrücklich von den gleichartigen in den Sammlungen Palästinas gesprochen —, wohl aber stelle ich gegenüber Blandenhorns Verdächtigung des Verschweigens fest, daß niemand vor mir diese Kultur weder archäologisch noch chronologisch richtig erkannt hat, woraus ich eben die Berechtigung zur Namengebung ableitete.

Wie weit P. Karge entfernt ist, hier das Richtige erkannt zu haben, habe ich in einer Besprechung seines von Blandenhorn zitierten Buches „Rephaim“ usw. im *Mannus*, Bd. 11/12, 1919, S. 214ff. ausführlich dargestellt. Hier will ich nur erwähnen, daß er das Altpaläolithikum Palästinas völlig mißverstanden hat, indem er es mit Europa zeitlich und kulturell parallelierte, wobei er den Beginn des Altpaläolithikums in Vorderasien noch früher ansetzen möchte als dort¹⁾. Gerade dieser Autor hat daher Typen des Aaskaloniens als altpaläolithisch in europäischem Sinne abgebildet und kann demnach in der Prioritätsfrage ebensowenig in Betracht kommen wie Bland-

¹⁾ Rephaim usw. S. 23: „Da sich in Nordafrika und Vorderasien dieselbe altpaläolithische Kulturphase findet wie überall am Anfange des europäischen Paläolithikums, und zwar in absoluter Identität mit den westeuropäischen Erscheinungen, müssen wir dem Menschen in jenen Gegenden mindestens dasselbe Alter zuschreiben als in Europa. Mindestens dasselbe Alter, weil alles darauf hinzuweisen scheint, daß der Mensch nicht in Europa zuerst aufgetreten ist. . . .“

fenhorn. Diesem genügt es jedoch nicht, die Verdächtigung des Verschweigens nur bezüglich seiner und Karges Person auszusprechen, sondern er zitiert auch die von H. Obermaier erwähnte Übergangskultur in Indien (Der Mensch der Vorzeit, S. 321). Hier gilt dasselbe, was ich bezüglich Palästina-Syrien gesagt habe: „Die Übergänge vom Säustling zum halbgeschliffenen und schließlich vollpolierten neolithischen schmalnadrigen Beil“ haben mit dem Aftalonien nichts zu tun und bedürfen tatsächlich keines neuen Namens, weil man sie im Namen „Campignien“ — vorläufig wenigstens — unterbringen kann. Dagegen fallen in den neuen Begriff die diluvialen Säustel Indiens und es dreht sich darum, daß Obermaier diese alten Sautsteile Indiens für altpaläolithisch in westeuropäischem Sinne hält (vgl. a. a. O., S. 174) und daß er glaubt, vom Chelléen ab habe hier die Entwicklung stattgefunden, während doch nach meiner Annahme die Besiedelung Indiens dem europäischen Ausgangsgebiete entsprechend später als die Vorderasiens vor sich gegangen ist. Dann haben wir aber auch hier eine von Europa ursprünglich wohl abstammende, aber weder zeitlich noch typologisch gleiche Kultur, für die einen Namen zu geben tatsächlich mir „vorbehalten“ geblieben ist, wie sich Blandenhorn gallig ausdrückt. Was ihn aber, wie wir unten sehen werden, nicht hindert, ohne Widerspruch, ja ohne mich zu nennen, meinen Ausbreitungsgedanken auch auf Indien zu übertragen.

Steht das Aftalonien schon zeitlich vor dem Aurignacien oder Caspien, dieses Blandenhornsche „Campignien“ aber nachher, so habe ich auch nie im Aftalonien ein angeschliffenes Steingerät gefunden, nie einen dazugehörigen Topfscherben¹⁾:

Das wirklich Aftalonien aber findet man in der Blandenhornschen Tabelle unter den Namen „Chelléo=Acheuléen, Unteres und oberes Moustérien“, bemerkenswerterweise geologisch ungefähr so parallelisiert, wie von mir das Aftalonien, nämlich etwa gleich der letzten Eiszeit.

¹⁾ Bei dieser Gelegenheit kann ich eine Behauptung Blandenhorns nicht unwidersprochen lassen, die jeden Kenner des Paläolithikums überraschen muß. Bei Besprechung des jüngeren Paläolithikums in Europa nämlich (a. a. O., II. Teil, S. 5) erfährt man, daß die Keramik bis ins Aurignacien zurückreicht: „In Belgien wurde bei den von Dupont gewissenhaft vorgenommenen Höhlenausgrabungen in zwölf Fällen das Vorkommen von Tonscherben inmitten von Kulturschichten des Jungpaläolithikums zuverlässig festgestellt. Diesen Fällen haben sich noch verschiedene Funde durch andere Forscher angereiht, davon einer auch unter freiem Himmel. Das erste sichere aber mehr vereinzelte Erscheinen von gebrannten schwarzen Tonscherben fällt nach Rutot in die Zeit des unteren Aurignacien. Die Fälle mehren sich im oberen Aurignacien und weiter bis zum oberen Magdalénien.“ Aurignackeramik! Man traute einfach seinen Augen nicht! So etwas schreibt 1922 nicht etwa ein Laie, sondern ein Forscher von Namen. Das läßt sich nur so erklären, daß Blandenhorn schon seit längerer Zeit außer Zusammenhang mit der Vorgeschichtsforschung steht. (Siehe auch Anm. 2, S. 198.)

Diese diluviale Kultur, zu der wie bemerkt auch die „Chellesfäustel“ usw. des Blandenhorn'schen „Campigniens“ gehören, habe ich nicht weiter untergeteilt, weil sie als gleichförmige Kultureinheit auftritt¹⁾. Diese älteste Kultur des Landes ist aber keine „altpaläolithisch-neolithische Mischkultur“, sondern ein weiter entwickeltes Altpaläolithikum mit echt paläolithischen Formen, eine vom Caspien befruchtete Renaissance des Altpaläolithikums mit Zügen des künftigen Meso- und Neolithikums. Da letztere spätere Stufen des Astaloniens darstellen, können sie für dieses natürlich kein Vermischungselement bilden.

Das Ergebnis vorstehender Auseinandersetzungen bringt die Tabelle am Schlusse zur Darstellung.

b) Wie Blandenhorn die Ausbreitungshypothese übernimmt.

Trotz dieses Mißverständnisses in Palästina ist es Blandenhorn — nach der Lektüre meiner Arbeiten — nicht schlecht gelungen, die gleichen von mir aus dem Wesen und Alter des Astaloniens abgeleiteten weitgehenden Schlüsse auf das steinzeitliche Gesamtkulturbild zu ziehen, jedoch ohne den Urheber dieses Gedankenganges zu nennen.

Um dieses Vorgehen ins richtige Licht zu setzen und die Ausbreitung des Astaloniens zu zeigen, begleiten wir Blandenhorn einmal von Tunis nach Indien.

Unsere Annahme einer Ausstrahlung des Altpaläolithikums von einer „Urheimat“ im äußersten Westen der alten Welt bringt es naturgemäß mit sich, daß das Astalonien sozusagen altersabgestuft von Westen nach Osten zu verfolgen ist²⁾. Wir dürfen demnach z. B. in Tunis ein noch ganz altertümliches Astalonien, das dem Chelléen ganz nahe steht, erwarten, in Ägypten wird das älteste Astalonien nicht mehr soweit zurückreichen usw.

Über das Fortschreiten der Kultur nach Osten werden einmal die geologischen Fundhorizonte genauen Aufschluß geben und es ist schon heute möglich, in dieser Richtung einige wichtige Anhaltspunkte zu gewinnen, z. B. für Tunis die Konglomerate von Gassa, für Ägypten die Qurnaterrasse, für Syrien das Libanonfundgebiet usw. Sie gestatten bereits im großen und ganzen das Ausbreitungszeitmaß zu erkennen und im geologischen Rahmen des Diluviums festzulegen.

Tunis.

Aus der unter a) oben auseinandergesetzten unrichtigen Deutung des Begriffes „Astalonien“ durch Blandenhorn ergibt sich die Polemik, die er bei Betrachtung der verschiedenen Sautsteilvorkommnisse gegen mich eröffnet.

¹⁾ Wenigstens gilt dies von den Oberflächenfunden.

²⁾ Natürlich können und werden Stationen eines späteren Abschnittes des Astaloniens auch im Bereiche der „Urheimat“ und in deren unmittelbaren Nachbargebieten vorhanden sein, weil es sich ja nicht um Abwanderung, sondern um Ausstrahlung handelt.

So gleich bei der Besprechung der „eolithischen“ Sunde von Nordwest-Afrika (Afrika minor)¹⁾. Eine der bestdurchforschten Stellen ist hier die Umgebung von Gassa in Südtunesien. Hier haben bekanntlich verschiedene Forscher, u. a. Schweinfurth und Koken am Meda- und Rogibhügel westlich bzw. östlich des Städtchens Gassa in Konglomeraten und darüber liegenden groben Sanden und Kiesen Geräte gefunden, von welchen einige von Schweinfurth abgebildete Typen, besonders die Säustel mit Talon²⁾ große Ähnlichkeit mit solchen des Ascaloniens in Palästina haben, weshalb ich diese Sunde der Ascalontkultur zuschrieb³⁾.

Damit ist nun Blandenhorn nicht einverstanden: „Keinenfalls ist es zulässig, diese meist aus dem Konglomerat herausgezogenen oder herausgemeißelten, nicht oberflächlich aufgelesenen Artefakte in den Rahmen der frühneolithischen sogenannten Ascalontkultur fallen zu lassen, wie das neuerdings Bayer kurzerhand ohne weitere Erörterung tut.“

Nach dieser Darstellung sieht es so aus — besonders der Ausdruck „frühneolithisch“ ist irreführend — als ob ich diese tunesischen Sunde für ganz jung angesehen hätte, was nicht der Fall ist. Es ist klar, daß hier wieder die unrichtige Deutung des Ascaloniens seitens Blandenhorn mitspielt. Gerade hier hätte er aber auf die richtige kommen können, weil ich mich hier über ihr Alter genau ausdrückte: „Wir stellen gemäß den Schlüssen, die wir im Libanongebiete gezogen, auch hier auf die letzte Eiszeit ein“⁴⁾. Gleichzeitig bringe ich dort die große Austrocknung dieser Gebiete während des Chelles-Interglazials als Grund zur Annahme vor, daß hier eine spätere Kulturphase vorliegt, was Blandenhorn in seiner Tabelle auch tatsächlich übernommen hat.

Obgleich es meine Ausbreitungshypothese nicht erschüttern würde, wenn hier in Nordwest-Afrika der Kulturanfang so weit zurückreichte wie in Europa — ich habe dieses Gebiet ausdrücklich in den als „Urheimat“ in Betracht kommenden Bereich einbezogen —, halte ich doch an obiger Auffassung aus den oben angegebenen Gründen auch heute noch fest, und zwar aus folgenden geologischen und archäologischen Erwägungen:

Daß die Konglomerate usw., also die geräteführenden Schichten, aus einer Pluvialperiode stammen, ist eine allgemeine und wohl kaum zu widerlegende Annahme⁵⁾. Nun stehen dafür nur zwei große Perioden zur

¹⁾ A. a. O., S. 17.

²⁾ Steinzeitliche Forschungen in Südtunesien. Zeitschr. f. Ethn. XXXIX, 1907, S. 137—181, Typ. 37—41 (besonders Typ. 38).

³⁾ Kulturverlauf, S. 173f.

⁴⁾ Auch der Schlußabsatz in „Europa, die Urheimat“ usw., S. [9], läßt über meine Auffassung keinen Zweifel übrig.

⁵⁾ Dafür spricht auch die im benachbarten Algerien zu einer gleichen Säustelkultur gehörige Tierwelt mit *Elephas atlanticus*, *Hippopotamus sirensis* usw., die, wie Blandenhorn bemerkt, „in einer feuchten Zeit der Wälder lebte“. Das kann auch in Algerien nur die jungquartäre Eiszeit gewesen sein.

Verfügung, nämlich die beiden Pluvialperioden, welche im Süden der europäischen altquartären und jungquartären Eiszeit entsprechen ¹⁾. Zwischen die beiden diluvialen Eiszeiten fällt in Europa das Chelléen. Parallelisiert man nun die Ablagerungen von Gassa mit der älteren Eiszeit, so hieße das, daß in Tunis das Chelléen schon im Altquartär auftritt, also hier beträchtlich früher wäre als z. B. in Frankreich. Dagegen spricht u. a. das Préchelléen Westeuropas, welches, im gleichen Interglazial wie das Chelléen gelegen, die Erhebung des Menschen aus dem eolithischen Stadium darstellt, was gar nicht zu verstehen wäre, wenn der Mensch schon im Besitze der schönen Chellesfäustel und der zu ihrer Herstellung notwendigen Fertigkeit aus Afrika nach Westeuropa eingewandert wäre. Man muß also die Bildung der Gassaablagerungen, über deren Alter die Ansichten bisher weit auseinandergehen und über die sich Blandenhorn recht unsicher äußert ²⁾, in die jungquartäre Eiszeit verlegen, natürlich damit auch ihre Geräte und kommt dann eben zu der von mir a. a. O. gegebenen Altersbestimmung, wobei es am wahrscheinlichsten ist, daß diese Konglomerate dem Moustier-Vorstoß, die darauffolgernden Sande und Lehme aber der Aurignacschwankung und dem Solutrövorstoß ³⁾ angehören.

Einen weiteren, und zwar rein archäologischen Beweis dafür, daß hier keine älteren Funde als in Westeuropa vorliegen, sehe ich darin, daß sich echte Chellesfäustel schon in den tieferen Konglomeraten vorfinden, was übereinstimmend von Collignon, Conillault, Schweinfurth und Koken behauptet wird. Es wird damit, wenigstens hier, das Bestehen eines Préchelléen ausgeschaltet ⁴⁾.

¹⁾ Letztere zerfällt, wie wir sehen werden, in das große und kleine Pluvial, die uns weiter unten, in Ägypten und Syrien noch beschäftigen werden.

²⁾ A. a. O., S. 17: „Entweder handelt es sich bei diesen mächtigen fluviatilen Konglomeraten um Ablagerungen aus dem Höhepunkt oder Ende des großen Pluvials, d. h. der mitteldiluvialen Rib-Eiszeit oder aus noch früheren Abschnitten derselben langen Periode, d. h. Unterdiluvium bis Oberpliocän, sicher aber nicht um Oberdiluvium oder Alluvium, die in jener Gegend wohl mächtige Lehme, Sand und Kies, aber keine solchen, noch dazu nachträglich verworfenen Konglomerate abgesetzt haben. Der Übergang vom Eolithikum zum Paläolithikum vollzog sich also in Tunisien entweder um etwa die gleiche Zeit wie in Frankreich-Belgien im Altdiluvium oder etwas später im Mitteldiluvium oder schon im Oberpliocän früher als in Europa. Im letzteren Falle würde die altpaläolithische Faustkeilkultur in Nordwest-Afrika ihre Urheimat gehabt haben, d. h. in der Atlantis im Sinne von E. Frobenius. Die Bestimmung des genauen relativen Alters dieser Konglomerate des Meda- und Ragibhügels bei Gassa ist deshalb von größter Wichtigkeit.“

³⁾ Die bis 60 m mächtigen verschiedenartigen Ablagerungen setzen eine ziemlich lange Ablagerungszeit mit wechselnden Klimaverhältnissen voraus.

⁴⁾ Ein Beweis, daß Tunis nicht zur „Urheimat“ gehört, läßt sich damit aber nicht erbringen, denn das interglaziale Préchelléen und Chelléen kann auch hier noch nachgewiesen werden. Man kann lediglich sagen, daß hier das Chelléen noch während des europäischen Moustérien in typologisch ziemlich unverändertem Zustande angebaut hat.

Obgleich also meine Altersbestimmung von 1919 keine sehr wesentliche Änderung erfährt, ist eine andere Frage die, ob es angezeigt ist, für diese weit im Westen gelegene und gegenüber dem Askalonien Syriens usw. ältere Kultur den Namen Askalonkultur anzuwenden. Es wird sich hier vielleicht bald nötig erweisen, für den früheren Abschnitt der Faustteilentwicklung zwischen Altpaläolithikum und Campagnien einen eigenen Namen zu wählen, der aus Nordwest-Afrika genommen ist. Dazu ist aber vorerst erforderlich, in die Sache größere archäologische und geologische Klarheit zu bringen, da sich nach dem heutigen Stande die Charakteristika der einzelnen Stufen dieser Entwicklung noch nicht klar herausarbeiten lassen. Wir wollen daher vorläufig den älteren Abschnitt dieser Entwicklung als Prä-Askalonien bezeichnen, charakterisiert durch eine dem europäischen Altpaläolithikum noch ganz nahestehende Typengruppe, welcher der mit jüngeren Typenelementen, wie dem Typus mit der Längsnarbe ¹⁾, bereicherte Entwicklungsabschnitt in Ägypten, Syrien usw. als eigentliches Askalonien gegenübersteht.

Indem ich noch Blandenhorns geräuschloses Eingehen auf meinen Ausbreitungsgedanken durch Ansetzung des Gassa-Paläolithikums in die Rib-Eiszeit (s. seine Tab.) feststelle ²⁾, gehe ich zu Ägypten über, wo unter dem Einflusse des Askaloniens ebenfalls merkwürdige Wandlungen in Blandenhorns Ansichten vor sich gegangen sind.

Ägypten.

Wenn meine Ausbreitungshypothese richtig ist, muß die älteste Faustteilkultur in Ägypten jünger als die älteste in Tunis sein.

Das ist nun, soweit sich heute urteilen läßt, tatsächlich so, wie die hier stratigraphisch wichtigste Fundstelle, die Qurnaterrasse bei Theben in Oberägypten lehrt. Ich habe sie mit dem letzten Pluvial parallelisiert, d. h. mit dem Solutrévorstoß (Pends Würm-Eiszeit) und in diese Zeit auch die Funde gestellt. Ist sie aber der Ausdruck des Solutrévorstoßes, so liegt es nahe, die höhere Pluvialterrasse mit dem Moustier-Vorstoß (Pends Rib-Eiszeit) in Zusammenhang zu bringen.

Diese Altersbestimmung der geräteführenden Terrasse bei Theben stand im Widerspruche zu ihrer Beurteilung durch Blandenhorn, der sie für ribeiszeitlich und gleich der europäischen Hochterrasse hielt, weil er „nicht

¹⁾ Dgl. Schweinfurth, Steinzeitliche Forschungen in Oberägypten. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, 1904, Typus 54, S. 808; man erkennt hier unschwer die nahe Verwandtschaft mit dem Typus Grand-Pressigny usw., ein sicherer Beweis der Abstammung des Campagnien vom Askalonien.

²⁾ Hier und im Text stört die von Blandenhorn stets gebrauchte Rutotsche Terminologie, besonders wenn er heute noch das vor 10 Jahren von E. Rademacher (Frühneolithikum und belgisches „Chelléen“. Prähist. Zeitschr. IV, 1912, S. 235—264) glücklich als Frühneolithikum entlarvte „Strepyien“ Rutots seinen Lesern als Préchelléen vorsetzt.

glauben wollte, daß in dem alten Kulturlande Ägypten die altpaläolithische Kultur sehr viel (um eine ganze Eiszeit) später aufgefunden sei als in Europa. Dieser mehr archäologische Gesichtspunkt kann aber für die geologisch-stratigraphische Beurteilung des Alters nicht ausschlaggebend sein. Alles spricht dafür, daß die Pluvialzeiten in den nichtvergleichterten Gebieten am Mittelmeer den Glazialzeiten entsprechen, die letzte, wenn auch unbedeutende, also der letzten Eiszeit, und da Ägypten keine Ausnahme für sich allein beanspruchen kann, so muß die Qurnaterasse von 4—10 m Höhe über dem Niltale dem letzten Glazial und dessen fluvioglazialen Schottern äquivalent sein¹⁾.

Welche Wandlung in Blandenhorns Ansicht, der die Rib-Eiszeit bisher als kleines Pluvial, die Würm-Eiszeit aber als überhaupt nicht zum Ausdruck gelangt hinstellte²⁾!

Nun wird 1. auf einmal anerkannt, daß der Solutrévorstoß (Würm-Eiszeit) ebenfalls als Pluvialzeit in Erscheinung getreten ist, was ich 1919 zum erstenmal, und zwar gegenüber Karge hervorgehoben habe: „Daß die Ansicht des Verfassers, Blandenhorns und Schweinfurths bezüglich des Klimas unrichtig ist, ist nach dem Gesagten zweifellos: Die Würmeiszeit ist deutlich zum Ausdruck gekommen, wie die Fauna der phönizischen Stationen unzweifelhaft erkennen läßt... Die Parallelisierung der Pluvial- und Steppenperioden Syriens kann wohl nur mit der europäischen Mindel-, Rib- und Würmeiszeit und den entsprechenden Interglazialen durchgeführt werden. Das Günz-Mindel-Pluvial in der Aufstellung Blandenhorns stelle ich der Mindel- und Rib-Eiszeit, das kleine Pluvial der Würm-Eiszeit gleich³⁾.“

¹⁾ A. a. O., S. 35.

²⁾ Vgl. 3. B. M. Blandenhorn: Das Klima der Quartärperiode in Syrien-Palästina und Ägypten. Postglaziale Klimaveränderungen. Stockholm 1910, S. 427: „9. Die letzte große europäische oder Würmeiszeit (die polnische und baltische Eiszeit zusammen) findet in Syrien-Palästina und Ägypten überhaupt keine irgendwie klimatisch oder stratigraphisch ausgeprägte Parallelbildung mehr. Von verschiedenen klimatischen Phasen während der letzten Eiszeit oder der spätglazialen Rückzugsperiode im europäischen Sinne kann also in Ägypten-Syrien nicht die Rede sein. Seit dem Beginn des Rib-Würm-Interglazials herrschte in beiden Ländern ununterbrochen das heutige trodene Klima. Die in Ägypten wie in Palästina so massenhaft vorhandenen Manufakte des Paläolithitums vom Chelléen an sind daher auch nirgends in eine Terrassenschottermasse eingebettet, sondern überall an der ehemaligen Oberfläche (der Hochplateaus, der Abhänge oder der Schotterterrassen) liegen geblieben, da, wo sie von den Steinzeitmenschen zuletzt gelassen wurden.“

10. Die Permanenz des Wüstenklimas erstreckt sich also in Nordafrika und Syrien rückwärts bis an den Beginn des Rib-Würm-Interglazials oder, wenn man die Schotterterrasse der Rib-Eiszeit nur als den Ausdruck einer kürzeren oder relativ wenig niederschlagsreichen Unterbrechung der längeren Trockenzeit auffaßt, noch weiter zurück bis an den Beginn des Mindel-Rib-Interglazials und das Ende des großen Pluvials.“

³⁾ Besprechung von P. Karges „Rephaim“. Die vorgehichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens, *Manus* 11/12. Bd. (1919/20), S. 218; vgl. auch *Mitt. d. Anthropol. Ges.* XXXIX, 1919, S. [44], dritter Absatz von oben, wo ich betone, „daß sich die europäische

2. Anerkannt, daß die ältesten bekannten Funde Ägyptens, die *Bian den-horn* bisher für gleichalterig mit dem europäischen „*Strepyien*“, *Chelléen* usw. gehalten hat, beträchtlich jünger als die ältesten europäischen sind, wenn er schreibt: „Wir wagen also nicht zuviel, wenn wir z. B. die Einführung und Ausübung der Arbeitsweise von *Chelles* und *Acheul* am Nil uns um ein ganzes Glazial und Interglazial später denken als in Europa und Tunis, nämlich ins letzte Interglazial und Glazial (= Pluvial) verlegen. Erst mit Abschluß dieses abgeschwächten und verkürzten letzten Pluvials nach Ablagerung der Schotter der Mittelterrasse von *Qurna* scheint das ägyptische Klima Beständigkeit und seine heutige Trockenheit erlangt zu haben¹⁾.“

Desgleichen schließt er sich meiner der Ausbreitungshypothese entsprechenden späteren Datierung des übrigen afrikanischen Altpaläolithikums an: „auch das übrige Afrika am Niger, Kongo, Zambesi und Oranje hat Altpaläolithreste geliefert. Gewöhnlich handelt es sich wie in Ägypten um Oberflächenfunde, wohl aus der nämlichen spätdiluvialen Zeit. Am besten lassen sich die angeführten Tatsachen mit der doppelten Annahme erklären, erstens, daß die Säusteilkultur ihrem Ursprung nach an die Neandertalrasse Westeuropas geknüpft war, mit ihr zugleich nach dem schwarzen Erdteil wanderte und in vergleichsweise spätpaläolithischer Zeit ausbreitete, zweitens, daß die heutigen afrikanischen Neger mit jenen Ureuropäern als Stammverwandt, wenn nicht als ihre direkten Nachkommen zu betrachten sind²⁾.“

Wir sehen somit, daß sich *Bian den-horn* nicht nur bezüglich der Deutung und Altersbestimmung der ägyptischen, sondern aller hierhergehörigen afrikanischen Funde mir anschließt und somit meine Ausbreitungshypothese angenommen hat. Freilich erscheint das nirgends vermerkt.

Palästina-Syrien.

Gleicherweise hat sich *Bian den-horn* bezüglich des Zeitpunktes des ersten Erscheinens der Säustelkultur in Palästina-Syrien meiner Ansicht angeschlossen.

Wie eingangs erörtert, halte ich die älteste Kultur des Landes, das *Askalonien*, für leztglazial, was durch die Sauna der Libanonstationen belegt wird, z. T. auch noch für postglazial, aber unbedingt für diluvial, da ja sogar das später folgende *Capsien* noch diluvial ist.

Wir trafen das *Askalonien* in Ägypten der Hauptmasse nach im letzten *Eisvorstoß* an³⁾. Nach Palästina ist es, die Richtigkeit der Ausbreitungswürmeiszeit in Syrien sehr wohl bemerkbar gemacht hat und daß das heutige Steppenklima Vorderasiens nicht, wie Verf.“ (Karge) „meint, schon nach der *Riß-Eiszeit*, sondern erst im Postglazial einsetzt“.

¹⁾ A. a. O., S. 38.

²⁾ A. a. O., S. 38; den gleichen Gedanken habe ich in „Kulturverlauf“ usw. S. 178 ausgesprochen.

³⁾ Möglicherweise reicht es mit seinen Anfängen hier noch bis in die europäische *Aurignacschwandung* zurück.

hypothese vorausgesetzt, etwas später gekommen, was sich bei der geringen Entfernung natürlich nicht weiter ausdrückt.

In diesem Sinne äußert sich jetzt auch Blandenhorn: „Das eigentliche Altpaläolithikum oder Chelléo-Moustérien“ (soll heißen Aaskalonien!) „beginnt, wenn diese Kultur, wie anzunehmen, ihren Weg über Ägypten nahm, womöglich noch eine Kleinigkeit später als dort, also sicher nicht vor dem letzten Interpluvial“¹⁾.

Bezüglich der Altersfolge der Kulturen möchte ich hier nur kurz noch bemerken: Eine ältere Phase des Aaskalonien ist im Lande durch die Stationen rein paläolithischen Gepräges vertreten mit vielen und verschieden gestalteten Säusteln, wie z. B. die von mir untersuchten Stationen bei El Huleifat und Samaria. Etwas jünger sind die sog. „Moustérien-Stationen“ des Libanongebietes usw., bei welchen der Säustel seltener erscheint und die Handspeise usw. mehr vorherrscht. Sie sind als bereits vom Capsien beeinflusste Aaskalonien-Stationen aufzufassen mit Vermischungserrscheinungen. Mögen erstere noch ein wenig vor dem Solutrévorstoß beginnen, so fallen diese offenbar in diesen selbst oder knapp hernach.

In die nach dem Maximum des letzten Vorstoßes gelegene Zeit ist hier das Capsien zu stellen, auf welches dann das von Blandenhorn teilweise mißverständene Campignien folgt.

Dieses Capsien schiebt sich hier also zwischen Aaskalonien und Campignien ein und beweist dadurch, daß die alte Säustelkultur im jüngeren Abschnitt des letzten Pluvials eine Zeitlang stark nach Süden zurückgestaut wurde, denn man findet die Klingenkultur noch im äußersten Süden vertreten, wie die u. a. von Major v. Ramsay während des Weltkrieges ausgebeutete und von E. Werth veröffentlichte, noch auf ägyptischem Boden gelegene Station von 'Ain Kuseime beweist²⁾.

Dieser Fundplatz ist jünger als das Aaskalonien³⁾ und älter als das Campignien. Letzteres ist nicht im Lande entstanden, sondern hat sich aus dem Aaskalonien in südlicheren Gegenden herausgebildet, wohin der Keil der Klingenkultur nicht mehr reichte. Schon im Sinaigebiet scheint es sich um seine südlichste Spitze zu handeln.

Wir gelangen damit für Palästina-Syrien zu einem dreiteiligen Bilde, das europäische dreiteilige Bild der paläolithischen Ära

¹⁾ A. a. O., S. 38.

²⁾ Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Deutsch-türkischen Denkmalschutzkommandos, herausgegeben von Th. Wiegand, Heft I, Sinai, S. 124ff. Hier von Magdalénien zu sprechen, halte ich aber nicht für zulässig, weil sich mit dieser spezifisch europäischen Kulturstufe ein ganz anderer Begriff verbindet, doch hat wohl Werth insofern recht, als es sich um eine damit etwa gleichalt. rige Capsienphase handelt.

³⁾ Das geht deutlich aus der altertümlicheren Fauna der Säustelstationen des Libanongebietes gegenüber der jüngeren, der rezenten näher stehenden des Libanon-„Aurignacien“ hervor, was ich schon 1919 a. a. O., S. 170 betont habe.

gleichsam en miniature: I. Altpaläolithischer Ausläufer, II. (hier schmaler) jungpaläolithischer Keil, III. Fortsetzung der altpaläolithischen Entwicklung als Campignien, eine Abfolge, die (vielleicht mit Ausnahme von Ägypten) anscheinend am ganzen Nordrand von Afrika stattfand, wobei aber die Länge des jungpaläolithischen Einschubes schwankt ¹⁾. Um ihn nicht mehr anzutreffen, muß man ein beträchtliches Stück in Afrika südwärts oder in Asien ostwärts gehen, wo man sich vor allem in Indien bereits außerhalb der direkten Einflußsphäre der Klingengruppe zu befinden scheint. (Vgl. nachfolgende graphische Darstellung und die Tabelle am Schluß.)

Schematische Darstellung des Verhältnisses der beiden diluvialen Kulturgruppen im Nordwesten der alten Welt.

Zeiten Zonen	Interglazial	Jungquartäre Eiszeit			Alluvium
		I. Dorstoß	Schwantung	II. Dorstoß	
West- und Mittel- europa	Altpaläolithikum	Jungpaläolithikum (nördl. Saizles - Aurignacien - Magdal.)			Campignien
Mittelmeer- gebiet	im westl. Teil Altpaläolith.	Prä-Astalonien	Jungpaläol. (südl. Saizles - Capfien)		
Nördliches Afrika	unbewohnt, 3. T. Wüste	< Astalonien >			

Indien.

Hier gestaltet sich heute noch die Beurteilung der einschlägigen Verhältnisse viel schwieriger, da die Erforschung des Landes hinter Vorderasien noch weit zurücksteht.

Bekanntlich liegt hier eine Unmenge Säufel-Material vor, das 3. T. aus diluvialen Schichten gehoben, 3. T. auf der Oberfläche aufgelesen wurde. Da aber die geologischen Verhältnisse noch nicht hinlänglich erforscht sind, ist es heute noch nicht möglich mit Sicherheit zu sagen, ob die Sunde die Aus-

¹⁾ Siehe die Tabelle in „Spaniens Bedeutung für die Diluvialchronologie“. Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien LI, 1921, S. 63.

Jetzt erhalten wir auch die richtige Antwort auf verschiedene bisher ungeklärte Rassenfragen, besonders des nordafrikanischen Gebietes, 3. B. bezüglich der Herkunft der blonden Kabylen: Es sind die Nachkommen der Capfienbevölkerung, deren enge Verwandtschaft mit den Nordeuropäern nunmehr ganz verständlich ist.

breitungshypothese bestätigen, d. h. ob die ältesten indischen Funde entsprechend dem Zuge von West nach Ost jünger als die ältesten Vorderasiens sind. Würde sich das Gegenteil herausstellen, kämen zwei Möglichkeiten in Betracht: Einmal, daß eine Ausstrahlung über Mittel- und Osteuropa stattgefunden hat, die rascher als die über Nordafrika gegangen ist oder, daß in Südajien eine zweite „Urheimat“ gewesen ist ¹⁾.

Das ist eine Frage von so großer Bedeutung, daß sie wert wäre, ehestens der Lösung zugeführt zu werden. Mir erscheint die Befruchtung vom Westen der alten Welt aus als das wahrscheinlichere, da es doch höchst merkwürdig wäre, wenn unabhängig voneinander ungefähr zur gleichen Zeit so ganz gleiche Kulturercheinungen aufträten, welche Gleichheit doch tiefere Gründe voraussetzt, ein ungefähr gleiches geistiges Niveau, gleiche Lebensverhältnisse usw. Daher möchte ich an eine asiatische Sonderaufgabe unseres europäischen Altpaläolithikums nicht glauben ²⁾.

Amerika.

Läßt sich ein diluviales Asaklonien in Indien und weiter gegen Osten noch recht gut mit meiner Ausbreitungshypothese in Übereinstimmung bringen, so stellen sich bei Amerika große Schwierigkeiten ein, wenn es dort, wie bestimmt behauptet wird, wirklich eine diluviale Säufsteltkultur gibt.

Diese müßte, da das Asaklonien in Indien kaum vor dem letzten Eisvorstoß (Würm-Eiszeit) begonnen hat, die ungeheure Strecke von Indien über Nordost-Asien—Nordamerika während dieses letzten Eisvorstoßes zurückgelegt haben, ein Zeitmaß, das auch dann, wenn man diesem Diluvialabschnitte etliche Jahrtausende einräumt, so rasch erscheint, daß dafür kein rechter Grund einzusehen ist.

Einleuchtender wäre natürlich die kürzere Strecke vom Westen der alten Welt über den atlantischen Ozean, oder nördlich, aber wie soll der Mensch auf diesem Wege hinübergekommen sein, noch dazu während der Eiszeit?! Da wäre noch eher eine ganz frühe Invasion (im Interglazial)

¹⁾ Eine Möglichkeit, die ich schon von Anfang an offen gelassen habe (a. a. O., S. [5]).

²⁾ Demgemäß glaubt es auch Blandenhorn nicht, der meinen Ausbreitungsgedanken bis hierher fortspinnt, natürlich wieder ohne auf mich zu verweisen (a. a. O., S. 174f.). „Dort kennt man seit langem echte Chellesteile von mandelförmiger und diskoider Gestalt. . . . Vorzugsweise handelt es sich um Oberflächenfunde. Entweder ist dort der menschliche Geist unabhängig von Nordwest-Europa“ (wie Blandenhorn dieses Urzentrum schon in Fleisch und Blut übergangen ist!) „zur genau gleichen Erfindung dieses brauchbaren Universalinstrumentes gekommen, oder, wie mich dünkt, ist letztere als Zubehör des Homo primigenius mit diesem langsam von Europa bis zu der ihm verwandten schwarzen Urbevölkerung Indiens gewandert.“ (A. a. O., S. 48 [im Originaltexte nicht gesperrt].)

denkbar, wo Landbrücken die Schwierigkeiten des Hinüberkommens verringerten. Aber auch da erscheinen sie meines Erachtens zu groß.

Um diese Frage zu klären, ist eine möglichst genaue Altersbestimmung der amerikanischen Fundschichten nötig. Auch hier als Rettung vor den Schwierigkeiten eine eigene „Urheimat“ anzunehmen, erscheint sehr bequem, aber ebenso unwahrscheinlich wie bei Indien.

Trotz aller Ungeklärtheiten wird man auch hier meines Erachtens eine Befruchtung aus derselben Urquelle einmal erkennen. Die ältesten Funde Amerikas werden sich wahrscheinlich als nicht so alt herausstellen wie man heute vielfach glaubt.

Zusammenfassung.

Die Revision der Ansicht von 1918, die ich 1919 im „Kulturverlauf“ niedergelegt habe, mußte hier nochmals durchbesprochen werden, da Blandenhorn ein ganz falsches Bild davon verbreitet hat ¹⁾. Sie zeigt hier insofern gegen 1919 einen Fortschritt, als jetzt bereits die gänzliche Ausschaltung des Rib-Würm-Interglaziales berücksichtigt wurde. Auf dieser verbesserten geo-

¹⁾ Ich stelle hier zusammenfassend fest, daß Blandenhorn die Ausbreitungshypothese ohne den Urheber zu nennen übernommen und als eigene in die Literatur eingeführt hat, wobei bezeichnend ist, daß er, um Gegensätze zwischen seiner Reproduktion meiner Ausbreitungshypothese von 1919 und letzterer selbst zu schaffen, mit Vorliebe auf meine erste, 3. T. überholte Veröffentlichung von 1918 zurückgreift, wo ich die Lage noch nicht so klar gesehen habe wie nach meiner zweiten Palästina-Reise und wo ich noch mangels einer neuen Bezeichnung für „Astalonien“ stets „Campignien“ sagen mußte, was natürlich nicht zutreffend war. Gerade das zeigt aber deutlich, wie notwendig die Einführung eines neuen Namens für diese Kultur war. Dieser wird, da er einen neuen Begriff bezeichnet, in der Literatur gelten, auch wenn ihn Blandenhorn ablehnt.

Gerade dadurch, daß das Astalonien kein Neolithikum, sondern eine rein diluviale und echt paläolithische Kultur mit diluvialer Sauna ist, erledigt sich auch Blandenhorns Dornwurf a. a. O., II. Teil, S. 12, ich hätte die Idee von Hoernes, ohne ihn zu nennen, übernommen, „daß während Nordeuropa noch jungpaläolithisch war, Südeuropa ebenso wie Nordafrika und Westasien schon der neolithischen Kultur ergeben war, die dann erst von dort von Süden her... nach Südfrankreich ihren Einzug gehalten hätte.“ (Der diluviale Mensch in Europa, S. 87/88.)

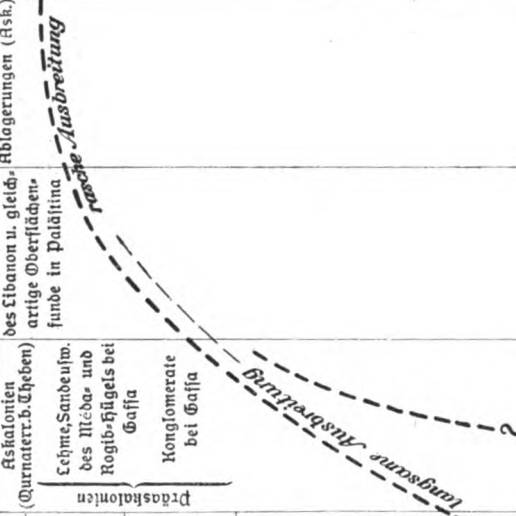
Daß er und Karge ebensowenig zu berücksichtigen waren, geht aus vorliegender Arbeit deutlich hervor.

Einzig Pigorini, den ja a. a. O. Hoernes lediglich bespricht, hat in unserer Richtung dadurch gewirkt, daß er ein Weiterleben der paläolithischen Formen bis zum Neolithikum annahm (Continuazione della civiltà paleolitica nell' età neolitica. Bull. di paleol. Italiana XXVIII, 1902, S. 158—183), worauf ich auch gelegentlich bei Besprechung des Zusammenhanges der Typen von Chelles, Acheul usw. (Das vermeintliche Solutröen in Skandinavien, Mannus, Bd. 13, S. 7 u. 11) ausdrücklich hingewiesen habe. Dagegen ist mir nicht bekannt, daß Pigorini, Hoernes oder sonst jemand, die Ausbreitung des Altpaläolithikums auch nur ähnlich dargestellt hat wie ich. Daher kann ich auch den Gedanken nicht „aufgegriffen und speziell auf Palästina angewandt“ haben, wie mir Blandenhorn unterchieden möchte, dem ein solches Vorgehen umso schlechter ansteht, als er selbst dem Urheberrecht eines anderen in so mangelhafter Weise gerecht wird.

Chronologie der diluvialen Kulturen.

(II. Entwurf auf Grund der Ergebnisse des 2. Orientaufenthaltes des Verfassers 1918; die Kulturstufen der reinen Klimgenkultur sind fett gedruckt.)

Geologische Abchnitte - Klimakurve (Europa)		Nordwesteuropa	Mittel- und Westeuropa	Mittelmeergebiet und teilweise nördl. Afrika	Vorderasien	Indien	Klima im Subtrop. Gebiete				
Alluvium	Jungquartäre Eiszeit	Kulturen von Maglemose an	Campignien Asilien Magsalentiën Solutréen	Campignien Campignien Askalonien (Quarnaterr. b. Uheben) Echme, Sandeulm. des Meba- und Rogib-Hügels bei Gaffa Konglomerate bei Gaffa Präskalonien	Campignien Campignien Campignien v. Anteflas ujm. Askalonien des Eibanon u. gleichartige Oberflächensunde in Palästina	Übergangskultur zum Neolithikum Schnitel aus diluv. Ablagerungen (Ash.)	heutiges Trockenklima				
								Aurignacien	Askalonien des Eibanon u. gleichartige Oberflächensunde in Palästina	Schnitel aus diluv. Ablagerungen (Ash.)	Kleines (jüngeres) Pluvial
								Chellean? Prä-mousterien? Präaurignacien?	Acheuleen Chellean Prä-Chellean	Askalonien des Eibanon u. gleichartige Oberflächensunde in Palästina	Schnitel aus diluv. Ablagerungen (Ash.)



logischen Grundlage konnte das Alter der wichtigen Konglomerate von Gassa, der Qurnaterasse und der Libanonfauna mit größerer Sicherheit innerhalb der letzten Eiszeit festgelegt werden, wobei wir dem höheren Alter der archäologischen Einschlüsse der Gassaablagerung durch Aufstellung eines Präaskalonien gerecht werden.

Ein großer Fortschritt ist auch in der Erkenntnis gelegen, daß sich entgegen Blandenhorns bisheriger Ansicht die letzten beiden Eisvorstöße sehr deutlich als Pluvialperioden erkennen lassen.

Dabei verdient bemerkt zu werden, daß die Zusammenziehung der Penckschen Riß- und Würm-Eiszeit zu einer einzigen (der jungquartären) Eiszeit durch Wegfall des Riß-Würm-Interglazials bei Einschaltung einer bloßen Schwankung gerade hier eine wertvolle Bestätigung durch die Tatsache erfährt, daß das sog. große Pluvial (Moustiervorstoß) von dem kleinen Pluvial (Solutrèvorstoß) durch keine stärker markierte Trockenperiode getrennt ist, was bei einem Taubachlima doch in der subtropischen Zone unbedingt der Fall sein mußte¹⁾.

Es zeigt sich eben auch hier wieder, wie wichtig es ist, vor allem anderen die europäische Chronologie ins Reine zu bringen. Sie ist die Voraussetzung für eine richtige Beurteilung der Verhältnisse in den übrigen Erdteilen.

Sind die Fortschritte gegenüber meinem Entwurf von 1917 (veröffentlicht 1918) auch nicht unbeträchtlich, so ist die hier gebotene Zusammenfassung doch, wie kaum gesagt zu werden braucht, auch nur ein Durchzugsstadium der Erkenntnis, für das um Nachsicht gebeten werden muß.

¹⁾ Vgl. diesbezüglich auch Blandenhorns Übersichts-Tabelle, 5. und 6. Rubrik (geologische Vorgänge usw. in Ägypten, Palästina-Syrien); er selbst vertritt leider auch noch die Ansicht von einem warmen leztinterglazialen Moustérien (a. a. O., S. 27 und Übersichtstabelle), was eine ganz unrichtige Charakteristik der Zeit und Kultur des Altpaläolithikums und falsche Einstellung des Jungpaläolithikums zur Folge hat.

Literatur zur bayerischen Vorgeschichte 1900 – 1922.

Don Dr. Friedrich Wagner, München.

Abkürzungen:

Abb. Nat. Ges. Abg.	=	Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg.
A. h. Dorz.	=	Altertümer unserer heidnischen Vorzeit.
Altb. Mtschr.	=	Altbayerische Monatschrift.
Anthr. Kbl.	=	Korrespondenzblatt für Anthropologie usw.
BAUB	=	Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.
D. G.	=	Deutsche Gaue.
h. V.	=	historischer Verein.
Jb.	=	Jahrbuch.
Jber.	=	Jahresbericht.
Mchn. Jb.	=	Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst.
Ndrb. Mtschr.	=	Niederbayerische Monatschrift.
ORZ.	=	Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches.
Pr. Bl.	=	Prähistorische Blätter.
Pr. Ztschr.	=	Prähistorische Zeitschrift.
R.-g. Kbl.	=	Römisch-germanisches Korrespondenzblatt.
Sbl.	=	Sammelblatt.
Vhdl.	=	Verhandlungen.

Die ältere Steinzeit ist ausgeschlossen.

Bayern besitzt seit Jahren gute Einrichtungen zur Pflege und zum Schutz der vor- und frühgeschichtlichen Denkmale und es fehlt nicht an bewährten Kräften und Mitarbeitern, die sich mit Hingabe der Aufhellung der frühesten Landesgeschichte widmen. Was das 19. Jahrhundert in dieser Beziehung geleistet hat, das bezeugte Johannes Ranke in einer großen Akademierede, betitelt „Die akademische Kommission für Erforschung der Urgeschichte und die Organisation der urgeschichtlichen Forschung in Bayern durch König Ludwig I.“ (München 1900.) Daneben hat Friedrich Ohlen-
schlager gleichsam ergänzend die „Archäologischen Aufgaben in Bayern“ umschrieben (Sggsber. d. bayer. Ak. d. Wiss. 1900, S. 281–294). An die

Stelle der Akademischen Kommission ist im Jahre 1908 das Landesamt für Denkmalpflege — früher Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns genannt — getreten, das in einem gedruckten „Rundschreiben, betr. die Pflege und Erforschung der prähistorischen Denkmale“ einen neuen Plan für die vorgeschichtliche Denkmalpflege in Bayern aufstellte (vgl. hierzu Kbl. d. Gesamtver. 59, 1911, Sp. 228 ff., 389 ff.). Zuletzt hat Ferdinand Birken „die vorgeschichtliche Forschung in Bayern, ihre Aufgaben und Ziele“ behandelt (D. G. 19, 1918, S. 63—85). Wie sich die bayerischen Geschichts- und Urgeschichtsvereine zweckmäßig an diesen Aufgaben beteiligen können, das wurde von A. Dürrwächter dargelegt (71. Ber. u. Jb. 1913/14 h. D. Bamberg, S. 1—52). In volkstümlicher Form wirbt unermüdlich Christian Franke für den Denkmalschutz (D. G. Sonderh. 15—16 Handbüchlein für den Heimatforscher, 47 Denkmalschutz, 48 Richtpunkte für Grabungen). An die Bevölkerung kleinerer Gebiete wenden sich einige andere Aufsätze. So fordert der historische Verein Regensburg „zum Schutz der prähistorischen Altertümer in der Oberpfalz“ auf (Vhdl. h. D. Oberpf. 54, 1902, S. 247—262), „die Notwendigkeit baldigen Schutzes der vorgeschichtlichen Altertümer Niederbayerns“ betonte Franz Weber (Vhdl. h. D. Ndrbay. 42, 1906, S. 267—274), für die schwäbische Umgegend Augsburgs wies A. von Rad auf die Dringlichkeit der „Inventarisierung der Bodentaltertümer“ usw. hin (Ztschr. h. D. Schwaben 37, 1911, S. 163—174). Zum Abschluß Denkmalpflege gehören auch die archäologischen Kurse, die das Landesamt wiederholt veranstaltet hat (D. G. 12, 1911, S. 143—146; 270 f.; 13, 1912, S. 70—77. [P. Reinecke], Archäologisch-prähistor. Studienfahrt durch Südbayern, 9.—12. Aug. 1913, 38 S.).

Trotz reger Tätigkeit sind die Ergebnisse der bayerischen Vorgeschichtsforschung in den letzten Jahren nicht mehr in dem Maße in weitere Kreise gedrungen, wie dies früher der Fall war und wie es die ansehnlichen Summe verdienen. Seitdem Julius Naues „Prähistorische Blätter“ (1889—1907) nach des Herausgebers Tod ihr Erscheinen einstellten und die „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“, deren Hefte zuletzt ohnehin nur noch in großen Abständen folgten, mit dem 19. Bande (1914) ihr Ende fanden, entbehrt die bayerische Forschung des Sprachrohres, durch das allein sie sich in größerem Umfang vernehmlich machen kann, entbehrt sie einer Zeitschrift, in der die Fortschritte und Neuererscheinungen auf vorgeschichtlichem Gebiet die gebührende Würdigung erfahren könnten. Die heute vorliegenden Schriften zur bayerischen Vorgeschichte spiegeln daher keineswegs den wirklichen Stand des Wissens. Größeren Arbeiten ist die Öffentlichkeit derzeit fast ganz versperrt und die kleineren Aufsätze finden sich an so vielen Stellen in einheimischen und auswärtigen, größeren und kleineren, oft noch dazu schwer zugänglichen Zeitschriften und Blättern verstreut, daß sie stets der Gefahr übersehen zu werden ausgesetzt sind. Diesem Mißstand suchten zwar

die Bibliographien der Römisch-germanischen Kommission (Berichte 6—9 für 1910—1917) zu begegnen, aber die schwere Erreichbarkeit vieler Aufsätze blieb bestehen. Einen brauchbaren Ersatz boten teilweise die bis 1906 in der „Westdeutschen Zeitschrift“, dann in den Berichten der Römisch-germanischen Kommission erschienenen Museographien, deren letzte (1910—12), von Friedrich Drexel bearbeitete besonders reichhaltig ist (7. Ber. S. 28—79 m. 21 Abb.). Übersichten über die Grabungstätigkeit im Lande brachten bis zum 16. Band (1908) regelmäßig die „Beiträge z. Anthr. u. Urg. Bayerns“, heute sind wir auf die Zusammenstellungen in den Veröffentlichungen der historischen Vereine angewiesen. Die Anthropologisch-prähistorische Staatssammlung in München läßt ihre Erwerbungsberichte jetzt regelmäßig im „Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst“ drucken, doch finden nur die wichtigsten Zugänge Berücksichtigung (IV, 1909, S. 78f; VII, 1912, S. 251 bis 255, 4 Abb.; VIII, 1913, S. 308—312, 5 Abb.; IX, 1914—15, S. 328—330; X, 1917—18, S. 269—271, 2 Abb.; XI, 1919—20, S. 63—65). Eine stattliche Zahl von Beobachtungen und Fundnotizen, bei denen auf kritische Durcharbeitung allerdings verzichtet ist, bieten die von 1907—1920 alljährlich erschienenen „Denkmale der Heimat“ (Sonderhefte der D. G.). In jüngster Zeit vermitteln die Sitzungsberichte der im Frühjahr 1917 bei der Münchner Anthropologischen Gesellschaft gegründeten „Sachgruppe für die Vor- und Frühgeschichte Bayerns“ in knappster Form eine Reihe von Mitteilungen über neue Forschungsergebnisse (Anthr. Kbl. 48, 1917, S. 64—67, 96—99; 49, 1918, S. 48—51; 50, 1919, S. 12—20; 51, 1920, S. 27—35).

Das Jahr 1922 hat ein neues Unternehmen gezeitigt, das von J. Kandler unter Mitwirkung mehrerer Sachleute herausgegeben wird und den Titel „Der bayerische Vorgeschichtsfreund“ führt (Doppelheft I/II 1921/22, 104 S., Verl. Piloty u. Loehle, München). Wenngleich diese „Blätter zur Förderung der Vor- und Frühgeschichtsforschung“ ihrer ganzen Anlage und Durchführung nach in erster Linie für einen weiten Leserkreis gedacht sind, wird doch an dem einen oder anderen Abschnitt auch der Sachmann nicht ganz achtlos vorübergehen können. Das erschienene Heft bringt zum Teil grundlegende Aufsätze, deren Kenntnis die späteren Hefte voraussetzen werden (z. B. Chronologische Übersicht; Bedeutung der Knochenfunde; Texte zur antiken Geographie Bayerns; Bedeutung der Flurnamen usw.). Wenn eine größere Reihe von Heften vorliegt, wird sich vielleicht ein Handbuch der Vor- und Frühgeschichte Bayerns daraus entwickeln lassen.

Die bayerischen Sammlungen, auch die nicht mehr bestehenden, sind in ziemlicher Vollständigkeit im „Verzeichnis der Sammlungen vor- und frühgeschichtlicher Altertümer Deutschlands“ von H. Mötelfindt aufgezählt (Anthr. Kbl. 48, 1917, S. 40—42). Die bayerischen vorgeschichtlichen Funde, die in auswärtige Museen gewandert sind, hat F. Weber im Anthr. Kbl. 33, 1902, S. 52 ff., 65 ff.; 34, 1903, S. 17 ff.; 36, 1905, S. 33 ff. zusammengestellt,

vorher schon hat P. Reinecke die „im Berliner Völkermuseum befindlichen Materialien aus Bayern.“ namhaft gemacht (ebd. 32, 1901, S. 57ff.; vgl. auch Altb. Mtschr. 3, 1901, S. 33ff.; Sbl. h. D. Ingolstadt 34, 1914, S. 8f.). Keines unserer Museen besitzt einen vollständigen, allen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werdenden gedruckten Katalog¹⁾. Am vollständigsten liegen in der Form eines kurzen Inventars, geordnet nach den Zeitstufen und innerhalb dieser nach den Fundplätzen, die Bestände des Museums Günzburg vor (Prähist., röm. u. merow. Funde in d. Sammlung d. h. D. zu Günzburg. Beschr. v. Dr. Jos. Vogeser. Progr. d. Gymn. Günzb. 1910/11, 48 S., 4 Taf., 34 Abb.). Für das Ulrichsmuseum in Regensburg hat Georg Steinmeß einen Führer verfaßt (5. Aufl. 1921). Den Zwecken der Mittelschule angepaßt ist der Führer durch die Sammlung in Landsbut (Karl Wolf, Die vor- und frühgesch. Sammlung des hist. Kreis- und Stadtmuseums in L., Gymn.-Progr. 1915/16, 90 S. m. 2 Taf.; vgl. auch „Vorgesch. Frb.“ I/II, S. 95—97), der aber auch weitergehenden Ansprüchen genügt und mit den reichen Schätzen dieser erst vor wenigen Jahren in ihrem vollen Umfang erschlossenen Sammlung bekannt macht (Reinecke, Pr. Ztschr. 3, 1911, S. 173—176). Die vorgeschichtlichen Abteilungen der Sammlungen in München (Präh. Staatslg.), Augsburg (Maximilian-Museum), Dillingen, Lauingen, Landsberg, Bruck a. A., Rosenheim, Neumarkt i. O. usw. sind nur im Rahmen allgemeiner Führer behandelt, deren Angaben auf die Ansprüche der breiten Besucherzahl zugeschnitten sind. Auch die Beschreibung der kleinen, aber nicht unbedeutenden Sammlung in Neu-Ulm („Aus dem Ulmer Winkel“, Beil. 3. Neu-Ulmer Anz. 1911, S. 73—75, 1912, S. 1—3) und des neu eingerichteten Museums zu Nördlingen (Pr. Ztschr. 7, 1915, S. 81; Führer von Dr. E. Friedrichinger, 12 S., Nördlingen [1921]) bietet nur einen allgemeinen Überblick. Über Teile der schönen, infolge von Raumschwierigkeiten aber schwer zugänglichen und heute daher wenig bekannten Sammlung des historischen Vereins von Oberbayern unterrichten einige Aufsätze S. Webers (Altb. Mtschr. 4, 1903/4, S. 115ff.: Bronzebeile, =meißel und =hammer; S. 143ff.: Bronzespfeile, =dolche, =lanzen, =schwerter; 6, 1906, S. 102ff.: Bronzemesser, Schmutznadeln, Armreife). In Franken hat im Anschluß an die Schätze des Museums Gunzenhausen H. Eidam einen „Kurzen Leitfaden zur Vorgeschichte“ (Gunzenhausen 1922, Selbstverl., 29 S.) bearbeitet. Einige allgemeine Bemerkungen über das Luitpoldmuseum zu Würzburg und über die Sammlungen der Naturhistorischen Gesellschaft im Luitpoldhaus zu Nürnberg machte K. Schumacher (Pr. Ztschr. 10, 1918, S. 189f.). Für das Würzburger Museum liegt außerdem ein illustrierter Führer (1913) vor, in welchem auf S. 97—124 Gg. Hoß eine Beschreibung der vier bestens eingerichteten

¹⁾ Das Erscheinen des Katalogs IV des Bayerischen Nationalmuseums „Die vorgeschichtlichen, römischen und merowingerischen Altertümer“ liegt schon 30 Jahre zurück.

vorgeschichtlichen Säte nebst einer Übersicht über die Vor- und Frühgeschichte Frankens, besonders Unterfrankens, darbietet (2. verm. Aufl. 1922).

Zusammenfassende Tätigkeitsberichte haben bisher der Regensburger Kreisverein (Ortner, *Vhdl. h. V. Oberpf.* 64, 1912, S. 1—24) und der historische Verein Dillingen, dessen Grabungstätigkeit besonders ausführlich geschildert ist (Zenetti, *Jb. h. V. Dillingen*, 25, 1912, S. 188—225), aufzuweisen. Eine Rückschau auf das, was die Eisenbahnen zur Auffindung von vorgeschichtlichen Überresten beigetragen haben, gab H. Marggraf in der „Eisenbahntunde“ 16, 1917, H. 5—7. Endlich hat A. Vierling mit seinem Aufsatz „Vor- und frühgeschichtliche Altertümer in Werken älterer bayerischer Schriftsteller“ eine kleine Urkundensammlung angelegt (*Jber. h. V. Straubing*, 9, 1906, S. 6—34, 13, 1910, S. 41).

Eine Darstellung der Vorgeschichte Bayerns ist bisher noch nicht versucht worden. Das ist begreiflich im Hinblick auf die bedeutenden Schwierigkeiten, denen ein solches Unternehmen begegnet: neben gut erkundeten Gebieten liegen solche, über die wir noch sehr spärliche Kenntnisse besitzen, archäologische Inventare fehlen für die meisten Bezirke, ältere Funde er-mangeln häufig genug genauer Zeugnisse über ihre Herkunft und die Fülle neuer Erkenntnisse aus den letzten Jahren bedarf vielfach erst des weiteren Ausbaues, ehe sie für eine Gesamtdarstellung Verwertung finden kann. Für einige Kreise und Bezirke liegen allerdings Beschreibungen der urgeschichtlichen Verhältnisse vor, aber nur die wenigsten vermögen die wissenschaftlichen Ansprüche zu befriedigen: teils sind sie veraltet, teils arbeiten sie mit längst überwundenen Anschauungen, die sich überhaupt gleich einer erblichen Krankheit in unserer Literatur fortpflanzen und nur schwer auszurotten sind.

Für die oberbayerische Forschung bildet ein auch jetzt noch wertvolles Hilfsmittel das von S. Weber mit Unterstützung zahlreicher Bezirksforscher nach vieljähriger Sammelarbeit im Jahre 1908 abgeschlossene Inventar „Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmale des Königreiches Bayern. I. Oberbayern.“ München 1909. 190 S. m. 5 Karten. Nach Bezirksämtern und innerhalb dieser nach den Blättern der Katasterkarte 1:5000 sind die Funde und Bodendenkmäler unter Angabe ihrer Zeitstellung und ihres Verbleibes oder Zustandes registriert. Im einzelnen wäre heute vieles zu bessern und nachzutragen, manches als mittelalterlich oder gar neuzeitlich erkannte Denkmal zu streichen. Dies gilt besonders für die zahllosen Hochäcker, die Weber noch für latènezeitlich hält. Eine Kritik des Weberschen Werkes hat Eugen Schneller niedergelegt in einem autographierten stattlichen Heft, betitelt „Die vorgeschichtlichen Bodendenkmale der R.-B. Oberbayern und ihre neue amtliche Inventarisierung“ (München 1910. Selbstverl. des Verfassers. 96 S. mit Plänen). Dem Buche sind zweifellos manch wertvolle Hinweise zu verdanken, doch ist es auch wieder nicht in allen Stücken von seinem ohne jeden

Anschluß an die wissenschaftlichen Kreise, auf einsamen Pfaden wandelnden Verfasser mit der nötigen Kritik ausgestattet worden. Nachträge zu Webers Buch hat auch Frank geliefert (D. G. 10, 1909, S. 279—285). Den Stand der oberbayerischen Vorgeschichtsforschung um das Jahr 1902 hat Weber in drei Aufsätzen (1. Vorrömische, 2. Provinzial-römische, 3. Germanische Periode) gezeichnet (BAUB 13, S. 165—192, 14, S. 1—36, 138—177), die durch des gleichen Verfassers „Neue Beiträge zur Vorgeschichte von Oberbayern“ (Forsch. 3. Gesch. Bayerns 16, 1908, S. 1—29) ergänzt werden. Einen kürzeren Überblick hat er für Niederbayern entworfen, der merkwürdigerweise ausschließlich von Bildern mit Sünden oberbayerischer Herkunft begleitet wird (Mdrb. Mshr. 1. 1912, S. 131—138, 165—170).

Auch die kleinere Bezirke behandelnden Aufsätze und Schriften sind nicht zahlreich und leiden teilweise an den oben schon bemerkten Mängeln. „Das Münchener Stadt- und Landgebiet in vorgeschichtlicher Zeit“ hat wiederum Weber geschildert (Altb. Mshr. 9, 1909/10, S. 20—32). Was P. Zauner in seinem sonst ganz nützlichen 362 Ortschaften umfassenden Buch „Münchens Umgebung in Kunst und Geschichte“ (München 1912) an vorgeschichtlichen Dingen aufzählt, fußt durchaus auf den Angaben des Weberschen Inventars und auf älteren Quellen. Münchens Nachbarstadt Pasing besitzt eine eigene Ortsbeschreibung (S. Schäble, Pasing's Entwicklung von der Erdgrube zum Eisenbahnknotenpunkt; Selbstverl. 1915), die ihre ersten 12 Seiten den vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern einräumt und inzwischen eine neue, was die Vorgeschichte anlangt, aber keineswegs verbesserte Auflage erlebt hat. An Pasing stößt an das von J. Steinbacher in seinem ansehnlichen Heimatbuch „Pfarrdorf Aubing“ (Selbstverl. 1914) bearbeitete Gebiet. In dem Abschnitt „Aus grauer Vorzeit“ (S. 6—21) sind besonders wichtig die Denkmäler der Aubinger Lohe, einer Tertiärerhebung mit Altmoräne, die heute bewaldet ist, nachweislich aber von der älteren Bronzezeit bis tief herab ins Mittelalter gut besiedelt war (vgl. Anthr. Kbl. 51, 1920, S. 33). Die schwäbische Kreishauptstadt bildet den Mittelpunkt des Gebietes, „in das Gust. Euringers Werk „Auf nahen Pfaden“ führt (2. Aufl. Augsburg o. J. [etwa 1915], 1152 S.). „Ein Augsburger Wanderbuch für Freunde der Natur und Vorzeit“ nennt es der Verfasser, dessen Angaben durchweg auf eigener Anschauung beruhen. Der Vorgeschichte hat er weitgehende Beachtung geschenkt, manches Denkmal ist von ihm zum ersten Male erwähnt. Leider wurde die Beigabe von Plänchen unterlassen, nur für das „Grubet“ bei Aichach, ein riesiges Grubenfeld, das nach neuer Erklärung zum Zweck der Schürfe auf Eisen wohl schon in vorgeschichtlicher Zeit angelegt wurde, ist eine Kartenskizze beigelegt. Für das Ries, jenen merkwürdigen Talkessel im nördlichen Schwaben, seit der älteren Steinzeit ob seiner Fruchtbarkeit reich besiedelt, hat Ernst Friedrich eine gute Zusammenfassung geliefert (Jb. h. D. Nördlingen 1, 1912, S. 1—26 m. Abb.; vgl. Rieser Heimatbuch,

1922). Den „vorgeschichtlichen Spuren in der Umgegend von Landsbut“ ist ein anderer trefflicher Bezirksforscher, Johann Pollinger, nachgegangen (Vhdl. h. D. Ndrbay. 46, 1910, S. 258—276 u. Ndrb. Mskr. 1, 1912, S. 37—42 m. Abb.). Als Materialsammlung, die aber noch kritischer Durcharbeitung bedarf, ist wertvoll die Schrift von K. Stechele, „Vor- und Frühgeschichtliches aus dem Heimatbezirke“ (Progr. d. Gymn. Burghausen 1911, 75 S., 7 Taf.), die sich mit den Altertümern des Bezirksamts Altötting beschäftigt. Das Auffuchen der Fundorte erleichtert eine Karte, die derselbe Verfasser seiner „Heimatkunde für den Bezirk Altötting“ (Burghausen 1920) mitgegeben hat. Die archäologischen Eintragungen erstrecken sich auch auf das nahe österreichische Gebiet, doch sind sie nicht frei von allerhand Fehlern. Über Straubing und seine nächste Umgebung hat Reinecke einen Aufsatz erscheinen lassen, der für die Kenntnis der Vorgeschichte dieses Platzes eine wesentliche Bereicherung bedeutet (Sbl. h. D. Straubing 20, 1917, S. 12—23). Auf die ansehnliche, mit allen vorgeschichtlichen Stufen gut vertretene Besiedlung des unteren Altmühltals wies eine kurze Beschreibung des Verfassers (Sammler, Beil. d. Mchn.-Augsb. Abdztg., 1916, Nr. 28) sowie ein illustrierter Aufsatz S. Birkners (Die Oberpfalz 12, 1918, 11 S.) hin. Die schönen Funde dieser Gegend beherbergt nun das unter Reineckes Leitung auf das beste eingerichtete Bezirksmuseum in Kelheim. In die Oberpfalz führen zwei gedrängte Beschreibungen kleiner Gebiete, beide von A. Dollacker: „Vorgeschichtliche Wanderungen in der Gegend von Königstein“ (S. A. a. d. Sulzbacher Ztg. 1919) und „Vor- und Frühgeschichtliches über Amberg und seine nähere Umgebung“ (S. A. a. d. Amb. Wochenblatt 1920). Das Oberpfälzer Gebiet berühren auch die seit 1915 alljährlich im Jahrbuch der Bayer. Akademie der Wissenschaften erscheinenden Berichte Birkners über die Tätigkeit der Höhlenkommission, deren Arbeitsfeld naturgemäß in erster Linie der Gränzische Jura bildet (vgl. hierzu: K. Hörmann, Abh. Nat. Ges. Nbg. 20, 1913, S. 19 ff.; K. Gareis, Sbl. h. D. Eichstätt 28, 1913, S. 59 ff.). „Die Besiedlung des Nürnberger Landes in vorgeschichtlicher Zeit“ schilderte S. v. Forster in großen Strichen (Abh. Nat. Ges. Nbg. 17, 1907, S. 153—165). „Studien zur Besiedelungsgeschichte des Bamberger Landes“ in der vorchristlichen Zeit hat A. Dürrwächter erscheinen lassen (68 Ber. u. Jb. 1910, h. D. Bamberg, S. 13—47). Unterfranken fand in E. Wahles Arbeit über die „Besiedlung Südwestdeutschlands in vorgeschichtlicher Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen“ (12. Ber. d. R.-germ. Komm. 1920, S. 1—75 nebst Fundkatalog) Aufnahme.

Die Kulturen der einzelnen vorgeschichtlichen Zeitabschnitte sind für das bayerische Gebiet ebenfalls noch nicht ausführlich und zusammenfassend dargestellt worden. Hingegen hat Bayern eine Fülle von Einzeluntersuchungen, von kleinen und kleinsten Notizen aufzuweisen, die größtenteils auf der Höhe der Forschung stehen und gute Quellen für die Erkenntnis der großen Zusammenhänge bilden.

Die Literatur über die ältere Steinzeit lasse ich beiseite. Sie wird von berufenerer Seite behandelt werden.

Unter den nachheiszeitlichen Abschnitten hat die Erkenntnis der jüngeren Steinzeit die größten Fortschritte gemacht. Zu Einzelfunden hat der Boden unseres Landes jetzt auch Wohnstätten und Gräber in stattlicher Zahl geliefert. Die Wohnplätze des Neolithikums lassen sich zusammenhängend über ansehnliche Flächen hin verfolgen. Wohl gelingt es dem im Laufe der Zeit geschärften Blick, der auch die ehemals gern verachteten Scherben richtig einschätzt, mehr Wohnstätten aufzufinden als einst der Fall war, in erster Linie aber ist ihre Erforschung der allorts einsetzenden Tiefpflugkultur zu danken, die die Überreste der Wohnstellen an die Oberfläche des Ackerbodens bringt, um sie dann binnen weniger Jahre, freilich um so gründlicher, für alle Zeiten zu vernichten. Besonders ergiebige Fundplätze bilden die fruchtbaren Lößterrassen, die das Donau- und Isartal¹⁾ sowie den Main und seine Nebenflüsse begleiten, ferner einzelne Höhlen (Vhdlg. h. D. Ndrb. 46 S. 258—269 mit Abbildungen, die die bayerische Abart der Rössener, Hinkelstein- und Spiralbandkeramik veranschaulichen; Mdn. Jb. 9, 1914/15, S. 329f.; Jber. h. D. Straubing 13, 1910, S. 8, 24 u. sonst). Daß die neolithischen Wohnstättenfunde auch in das übrige Tertiärhügelland und sogar noch weiter südwärts in das Moränengebiet hineinreichen, legte Reinecke dar (Neue neol. Siedlungen in Südbayern, R.-g. Kbl. 9, 1916, S. 71—75). Der große Zuwachs an neuen Funden hat nun zwar viele frühere Funde ihrer Sonderstellung entnommen und in ein schärferes Licht gerückt, er hat aber auch zahlreiche neue Fragen geweckt, die die Geschichte des Neolithikums verwickelter als die irgendeiner nachfolgenden Zeitstufe erscheinen lassen. Die Hauptmasse der neolithischen Keramik gehört, wie Reineckes Aufsatz zeigt, dem handkeramischen Kreise an, wobei die Rössener und die Spiralband-Keramik das Übergewicht besitzen. Die Hinkelsteinware tritt demgegenüber etwas zurück. In den Höhlen des Kelheimer Jura, von denen einige ein besonders gutes Grabungsergebnis lieferten, fehlt die Spiralkeramik. Die einzelnen Gruppen sind meistens nicht klar geschieden, so daß sich für ihre gegenseitige zeitliche Stellung keine Anhaltspunkte gewinnen lassen. Unter den Gefäßformen ist eine früher gar nicht, jetzt in wenigen Stücken bekannte aufgetaucht, deren beste Vertreterin aus Bruckberg (Oberbay.) stammt (Reinecke, Pr. Ztschr. 7, 1915, S. 213—215 m. 2 Abb.). Ihre genaue Stellung innerhalb des Neolithikums ist noch nicht festgelegt, am ehesten wird sie der Rössener Gruppe zuzuweisen sein. Als Merkwürdigkeit ist eine Urne aus Gneiding (Ndrb.) zu verzeichnen, an der die Anbringung einer menschlichen Relieffigur versucht ist (Jber. h. D. Straubing 14, 1911, S. 23 m. Abb.).

¹⁾ Die Auffindung der Fundorte erleichtert das Kärtchen im 7. Bericht der Röm.-germ. Kommission S. 48.

Schon seit geraumer Zeit ist eine scharf ausgeprägte Gefäßgattung bekannt, die zuerst bei dem kleinen Bad Münchshöfen (Ndrb.) entdeckt wurde und nach diesem Ort ihren Namen trägt (Reinecke, Pr. Ztschr. 7, 1915, S. 215, A. 1; Anthr. Kbl. 51, 1920, S. 32). Sie ist heute an vielen Stellen Südostbayerns nachgewiesen, der südlichste Platz dürfte Glonn (sö. München) sein, wo die Siedlungsschicht unter einem bis zu 5,5 m mächtigen Kalktuff ruht (Birkner, Anthr. Kbl. 37, 1906, S. 137; 51, 1920, S. 32). Für die Zeitstellung der Münchshöfener Keramik (= Bschanz-Jordansmühler Stil) ist wichtig, daß sie in den Höhlen des Kelheimer Jura über der Rössener Keramik liegt, also dem Spätneolithikum angehört.

Eine ganz neue Erscheinung stellt der wohl noch etwas jüngere Altheimer Typus dar, der erstmalig in erstaunlicher Fülle in der jungneolithischen befestigten Siedlung Altheim bei Landsbut an den Tag kam (Reinecke, R.-g. Kbl. 8, 1915, S. 9—11; Anthr. Kbl. 48, 1917, S. 65). Verwandte Gefäßformen treten auch anderwärts auf, eine feste Anknüpfung ist vorerst jedoch nicht gelungen, da das wichtigste Hilfsmittel zu einer bestimmten Eingliederung, die Verzierung, fehlt. Seit dem ersten Auftreten sind im südöstlichen Bayern noch einige weitere Fundstellen mit gleicher Keramik untersucht worden, auch die Altheimer Festungsanlage ist nicht allein geblieben, es haben sich in Niederbayern noch zwei ähnliche Anlagen hinzugefunden, die eine inmitten eines großen Wohngrubensfeldes bei Haunersdorf, B.-A. Deggen-
dorf, die andere bei Kothinggeichendorf, B. A. Landau a. J. (Anthr. Kbl. 51, 1920, S. 31 f). Die drei befestigten Siedlungen liegen in der Ebene. Die Bedeutung des Münchshöfener und Altheimer Typus wird von Reinecke so hoch gewertet, daß er auf ihre zeitliche Festlegung neue Folgerungen für die Chronologie Süd- und Norddeutschlands aufzubauen versucht (Germania 6, 1922, S. 45 f.).

In Nordbayern hat sich das Neolithikum außer in Höhlen hauptsächlich im Maingebiet gezeigt. Steinwerkzeuge des frühen Neolithikums erbrachten die Auffassungen Gg. Roßbachs in der Umgegend von Lichtenfels (Abh. Nat. Ges. Abg. 20, 1913, S. 1—8 m. Abb.), im übrigen herrschen die spiral-keramischen Siedlungen vor (vgl. Hods Führer; ein beachtenswertes Gefäß aus Pflaumheim ist Anthr. Kbl. 48, 1917, S. 65 erwähnt). Als spätneolithischer Depotsfund dürfen vielleicht die bei Großheubach am Main, B.-A. Miltenberg, zusammen mit einem Kupferbeil gefundenen vier Steinbeile angesprochen werden (K. Schumacher, Pr. Ztschr. 6, 1914, S. 38).

An den Ausgang der jüngeren Steinzeit führt die aus Grabfunden bekannte Glockenbecherkultur, die sich hauptsächlich an die Donau und an deren südliche Nebenflüsse anlehnt. Der bedeutendste Fundplatz ist das Hodergrabfeld von Großmehring bei Ingolstadt (Weber, BAUB 16, S. 125; Schumacher, A. h. Dorz. V, S. 355, Nr. 1103—1112), an das sich die gleichartigen Gräber von Altach bei Regensburg (Steinmeß, Dhd. h. D. Oberpfalz,

60, 1909, S. 143—146), Straubing (Ebner, *Jber. h. B. Straub.* 16, 1913, S. 11f.), Haunersdorf bei Plattling (*Pr. Ztschr.* 3, 1911, S. 377), München-Wolfratshäuserstraße (A. h. Dorz. V, S. 354, Nr. 1102) u. a. anschließen.

Die Gliederung der Metallzeiten wird bei uns jetzt durchweg nach den von P. Reinecke für Süddeutschland aufgestellten Stufen vorgenommen, wonach jeder der drei großen Abschnitte in vier Unterabteilungen zerfällt ¹⁾. Die einzelnen Stufen sind in Bayern jedoch nicht gleichmäßig stark ausgeprägt.

In der Bronzezeit folgt auf die bisher in mäßigem Umfange bekannt gewordene Stufe A die überaus verbreitete und offenbar lange dauernde Stufe B, an die sich dann gleich die Stufe D anzureihen scheint, während die Stufe C schwach entwickelt ist und bloß mit einigen Typen ihres Formenschatzes hervortritt.

Die Übergänge vom Neolithikum zur Bronzezeit sind noch nicht recht klar gelegt, aber doch durch ein paar neuere Funde völliger Verborgenheit entnommen, unter denen die Gräbern entstammende Keramik aus der Grunofschcn Ziegelei bei Dillingen hervorragende Bedeutung besitzt (*Jb. h. D., Dill.* 24, 1911, S. 227—231 m. Abb.). Der frühesten Bronzezeit gehören an das wichtige Hödergräberfeld der Ortlerschen Ziegelei bei Straubing (*Jber. h. D. Strbg.* 2, 1899, S. 1ff.; 3, 1900, S. 1ff.; 5, 1902, S. 10ff.; Schliz, *Pr. Ztschr.* 4, 1912, S. 61—66; Behrens, *Bronzezeit Süddeutschl.* S. 65ff.; Schumacher, *Ber. d. R.-g. Komm.* 10, S. 22f., alle mit Abb.), die Wohngrubenfunde der Jungmeierschen Ziegelei ebendasselbst (*Jber. Strbg.* 12, 1909, S. 9, 46; 13, 1910, S. 10, 26; 14, 1911, S. 8, 22 m. Abb.; Behrens a. a. O. S. 67) und die Funde aus dem benachbarten Pilling (*Jber. Strbg.* 17, 1904, S. 17 m. Abb.), die den Funden vom Adlerberg bei Worms in vielen Stücken verwandt sind, doch mit gewissen Bronzeformen und namentlich mit den Tongefäßen mehr in östliche Richtung weisen. Weitere einschlägige Funde hat Gustav Behrens im 6. Katalog des Röm.-german. Zentralmuseums „Bronzezeit Süddeutschlands“, S. 63ff., der auch für die übrigen bronzezeitlichen Stufen (einschl. Reineckes Hallstatt A) zu benutzen ist, zusammengestellt. Besondere Hervorhebung verdienen die Hödergräber von Geiselgasteig bei München und von Heroldingen (S. 64 u. S. 68 m. Abb.; *Mdn. Jb.* 7, 1912, S. 251), ferner die einen Übergang zur älteren Hügelgräberbronzezeit (Stufe B) bildenden Flachgräber der Gausrabschen Kiesgrube bei Kelheim. Eines derselben barg ein pithosartiges Gefäß mit Deckschüssel, in dem ein etwa sechsjähriges Kind beigelegt war. Diese Bestattungs-

¹⁾ Über die Unterscheidung der Bronzezeitstufen durch die einzelnen Forscher belehrt kurz der X. Bericht der Röm.-germ. Kommission, S. 19f. Vgl. auch Bayr. Vorg.-Grd. I/II, S. 18ff. Eine erneute Durcharbeitung des Stoffes könnte m. E. zu einer von der bisherigen Anschauung abweichenden zeitlichen Einteilung und Parallelisierung der einzelnen Stufen führen.

form steht bisher ohne weiteres Beispiel da (Behrens, a. a. O., S. 64; Das Bayerland 24, 1912, S. 474, 594), ebenso bildet das Steinplattengrab von Königsbrunn bei Augsburg eine außergewöhnliche Erscheinung (Anthr. Kbl. 50, 1919, S. 16, 19). Zu den bezeichnenden Merkmalen der frühesten Bronzezeit gehören die Depotfunde, deren überwiegende Zahl aus Rippenbaren oder Barrenringen besteht (Zusammenstellung bei Behrens, a. a. O., S. 1 ff. ¹⁾). Weber, Altb. Mscr. 2, 1900, S. 3 ff. m. 2 Abb.). Wahrscheinlich in den Übergang von Stufe A zu B gehört der nicht alltägliche Depotfund von Langquaid (Ndrb.), der sich aus 7 Randleistenbeilen, 1 Lanzenspitze, 9 durchlochten Kugelpopfnadeln, 3 Nähnadeln, 6 meißelartigen Nadeln, 1 weiteren Nadel und 6 verschiedenen Armringen zusammensetzt (Jacobs, BAUB 17, 1908, S. 33—36 m. Taf., Behrens, a. a. O., S. 13). Ebendort wird ein beim Gradhof (Bez.-A. Ingolstadt) gefundenes hübsches Bronzeschwert einzureihen sein (S. Wagner, Anthr. Kbl. 50, 1919, S. 12). Bei den Depotfunden findet wohl auch der merkwürdige Fund aus der Ruherten bei Rupprechtstegen, B.-A. Hersbruck, seinen Platz, der zwar nach des Herausgebers Angabe aus einem allerdings stark zerstörten Grabhügel stammt, dessen Einheitlichkeit aber doch füglich bezweifelt werden muß (S. v. Forster, Abh. Nat. Ges. Nbg. 18, 1909, S. 41—54 m. Abb.).

Die ältere Hügelgräberbronzezeit (Stufe B) tritt mit einer erstaunlichen Fülle an Funden auf. Zahlreiche größere und kleinere Grabhügelgruppen finden sich fast über unser ganzes Land bis gegen den Alpenrand hin verstreut. Die Typen zeigen, wie überhaupt in Süddeutschland und den angrenzenden Gebieten, weitgehendste Übereinstimmung, ohne daß Unterschiede zwischen einzelnen Landschaften völlig ausgeschlossen sind. Beispielsweise fehlen in Südbayern die Radnadeln bis auf eine einzige Ausnahme gänzlich, Winkelbandmuster als Gefäßverzierung sind an der Donau und weiter nördlich häufiger als im Süden. Im ganzen zeigt sich namentlich die ältere Bronzezeit in den fränkischen Kreisen weit weniger entwickelt als in Altbayern.

Seit dem Erscheinen von J. Naues „Hügelgräber zwischen Starnberger- und Staffelsee“ (1887) und „Bronzezeit Oberbayerns“ (1894) hat die Literatur über die Hügelgräber einen lebhaften Zuwachs erfahren, der das aus Naues Grabungen gewonnene Bild allerdings nicht wesentlich verschoben hat. Hingegen wurde die Kenntnis der Besiedlung zur älteren Bronzezeit beträchtlich erweitert und manche ältere Beobachtung geklärt. So hat Reinecke die Frage der Streuscherben in den Grabhügeln nunmehr einleuchtend beantwortet (Wiener Pr. Ztschr. 4, 1917, S. 83—91). Es kann nicht Aufgabe dieser kurzen Übersicht sein, jede neuere Veröffentlichung und Erwähnung eines Grabhügels oder einer Grabhügelgruppe vorzubringen, nur die wichtigsten Erscheinungen sollen genannt sein. In Naues Arbeitsgebiet gehören die

¹⁾ Nr. 8 ist mit Nr. 9 gleichzusetzen. Einige Ergänzungen gibt Reinecke im Anthr. Kbl. 51, 1920, S. 28. Vgl. auch Birtner, ebd. 50, 1919, S. 18.

Hügel bei Aschering (Pr. Bl. 17, 1905, S. 65—68). Schöne Funde erbrachten zwei Hügel mit Steinsetzungen bei Aying südl. München (Birchner, Anthr. Kbl. 51, 1920, S. 32, Mün. Jb. d. b. Kunst 11, 1919/20, S. 65). In die nächste Nähe Münchens führen die Grabhügel bei Untermenzing, in denen neben der üblichen Leichenbestattung auch Leichenverbrennung nachgewiesen wurde (H. A. Ried, BAUB 18, 1911, S. 113—117 m. 2 Taf.). Andere Hügelgräber in der Umgebung Münchens hat Weber zusammengestellt und besprochen (Altb. Mtschr. 11, 1912, S. 146—162)¹⁾. In der Umgebung Freising's (ndl. München) treffen wir auf drei von Jos. Wenzl genauestens untersuchte und beschriebene Grabhügelgruppen, zunächst auf die bei Eching in der Garchingener Heide, einem Überrest aus der Steppenzeit, gelegenen Hügel (Altb. Mtschr. 8, 1908, S. 104—110 m. 6 Abb., Sbl. h. D. Ztschr., 9, 1912, S. 34 m. Abb.), dann auf das Hügelfeld in der Riegerau (Altb. Mtschr. 10, 1911, S. 1—19 m. 9 Abb.)²⁾, endlich auf die prächtige hoch über der Isar gelegene Nekropole von Asentofen (BAUB 16, S. 85—116 m. 18 Taf., Sbl. h. D. Ztschr. 7, S. 100—106; 9, S. 35f; vgl. auch A. h. Dorz. V, S. 359, Nr. 1128—1131; Mannus 4, 1912, S. 284). Wieder erscheint hier neben Leichenbestattung auch Leichenbrand. Unter den hübschen Funden fällt ein Halschmuck aus Bernstein auf. Die Grabung bot zu allerlei allgemeinen lehrreichen Bemerkungen Anlaß. Nördwärts stoßen wir in der Nähe von Landshut auf die Grabhügel bei Haag (Vhdl. h. D. Ndrbay. 46, 1910, S. 270f., Pr. Ztschr. 3, 1911, S. 377), schließlich noch auf die Hügel in der Hofau bei Haunersdorf (Anthr. Kbl. 48, 1917, S. 65), beide mit Nachbestattungen der jüngeren Hallstattzeit. Nachbestattungen (durchaus nicht selten) wurden auch bei den Grabhügeln von Kasing, B.-A. Ingolstadt, beobachtet, die teils vom Ingolstädter historischen Verein (A. Raitzel, Sbl. h. D. Ingolst. 32, 1908, S. 5—16 m. 8 Taf.), teils von der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg (K. Hörmann, Abhdl. Nat. Ges. Abg. 21, 3, 1922) untersucht wurden. Auf die Ermittlung der Begräbnissitten wurde hierbei besonderes Gewicht gelegt. Die Ausgrabungen der Hügel bei Dentlingen und Asch-Leeder südlich Landsberg a. Lech (Frank, Pr. Bl. 15, 1903, S. 49—53; 16, 1904, S. 33—39 m. Taf.), im Burgholz bei Neuburg a. d. D. (J. Wölfler, Neub. Kollekt.-Blatt 74, 1910, S. 69—75), bei Gerolfing, B.-A. Ingolstadt (Raitzel, Sbl. h. D. Ingolst. 34, 1910/13, S. 23—27 m. 3 Pl.), bei Schwend, B.-A. Sulzbach i. Opf. und Labersricht, B.-A. Neumarkt i. O. (Festschr. Nat. Ges. Abg. 1901, S. 207ff., S. 224—233,

¹⁾ Einem verschleiften Hügelgrab dürften auch die Bronzen von der Parkstraße in Pasing entstammen, die gewöhnlich als Depotfund angesprochen werden (Behrens, a. a. O., S. 13. Abg. bei Steinbacher, Aubing, S. 10).

²⁾ Der hier erwähnte vorgeschichtliche Sträßenzug beruht sicher auf einem Schluß des Ausgräbers. Es handelt sich zweifellos um ein Teilstück der Römerstraße Augsburg—Landshut—Isarmündung, das sich aufs beste den nördlich und südlich der Riegerau bekannten Teilstücken dieser Straße einfügt.

auch hier Nachbestattungen), in der Umgebung Neumarkts i. O. (Th. Groll, *Jber. h. D. Neum.* 1/2, 1904/05, S. 55—69 m. 7 Taf.), sowie bei Gunzenhausen (Eidam, *Ausgrabungen und Funde bei G.*, *Festschr.* 1904) erbrachten im allgemeinen das gewohnte Bild. Mit einem größeren geschlossenen Gebiet beschäftigten sich zwei Arbeiten von Gg. Steinmeh: *Prähistorische Forschungen in der Umgegend von Laaber* (*Vdhf. h. D. Oberpfalz* 55, 1904, S. 1—40 m. 16 Taf.) und *Prähistorische Forschungen in der Umgegend von Regensburg* (*ebd.* 60, 1909, S. 125—146 m. 5 Taf.).

Es ist bisher noch nicht gelungen, den zu den Grabhügeln gehörigen Wohnstätten beizukommen. Um so größere Bedeutung haben für die Kenntnis der Wohnstättenkultur der älteren Bronzezeit die Funde von Karlstein bei Reichenhall, die neben Frühhallstatt- und Spätlatène-Siedlungsresten aus ungestörten Schichten zu Tag gefördert wurden (Weber, *Altö. Mtschr.* 5, 1905, S. 156ff.; 6, 1906, S. 128ff.; 8, 1908, S. 54ff., alle mit Abb. — *A. h. Vorz.* V, S. 394ff.). Die Hütten standen auf natürlichen oder künstlich geschaffenen Stufen des Berghanges, ihre Grundrisse waren noch leidlich zu erkennen. Aus den Scherben ließen sich zahlreiche Gefäße wiederherstellen, die mannigfaltige Größen und Formen zeigen. Unser Wissen von der Wohnstättenkeramik hat eine weitere Bereicherung erfahren durch die Grabung in der Höhle Schulerloch bei Kelheim, wo die etwa 30 cm starke älterbronzezeitliche Schicht als einzige die mächtige Moustierschicht überlagerte. Außer Scherben haben sich leider fast gar keine anderen Überreste gefunden (*Mchn. Jb.* 9, 1914/15, S. 329; Birchner, *Altmühltal*, Oberpfalz 1918 m. Abb.). Eine Siedlungsschicht bei Blödtach (Bez.-A. Markt Oberdorf) verdient einen Hinweis, weil sie den ersten derartigen Fund im bayerischen Allgäu darstellt (*Anthr. Kbl.* 51, 1920, S. 33, 35). Die Auffindung zweier Bronzenadeln gab Anlaß, einen Prügelweg im Agathazeller Moos beim Immenstadt im Allgäu¹⁾ der älteren Bronzezeit zuzuweisen (Ulrich, *Allg. Geschichtsfreund* 1910, Nr. 1, S. 48—56 m. Plan u. Abb.). Eine endgültige Entscheidung über seine Zeitstellung dürfte meines Erachtens damit noch nicht getroffen sein.

Die jüngere Hügelgräberbronzezeit (Stufe D) spielt in der Literatur keine so große Rolle wie die ältere. Zu einigen neueren Grabfunden (Rießler, *Pr. Bl.* 19, 1907, S. 1—3 m. Taf., vgl. *A. h. Vorz.* V, S. 205ff.) gesellten sich Wohngrubensfunde, unter denen der von Burgweinting bei Regensburg größere Bedeutung hat (Reinecke, *R.-g. Kbl.* 9, 1916, S. 54, *Anthr. Kbl.* 48, 1917, S. 64).

Die Hallstattzeit war lange Zeit fast nur in ihren jüngeren Stufen bekannt. Heute ist auch ihr Anfang, die Zeit der Urnengrabfelder (Reinecke A), gut, im Maingebiet sogar glänzend vertreten, wie ein Aufsatz von G. Hod

¹⁾ Neuere Funde aus der Doralpenzone benennt Reinecke, *Pr. Ztschr.* 7, 1915 S. 180, A. 2.

anschaulich darlegt (Frankenland 1, 1914, S. 243—261 m. 2 Taf., auch als Sonderdruck unter dem Titel „Die Frühhallstattzeit im bayerischen Maingebiet“ erschienen). Das Erscheinen der Urnengrabfelder geht zeitlich mit der dorischen Wanderung zusammen und ist offenbar auf eine ähnliche Völker-verschiebung zurückzuführen. Ob die Sitte der Bestattung in Grabhügeln durch die neue Form der Beisetzung wirklich auf längere Zeit verdrängt wurde, oder ob doch ein zeitliches Nebeneinander beider Bestattungsarten in Frage kommt, das zu untersuchen, bildet eine Aufgabe der Zukunft. Ebenso bedarf das häufige Vorkommen der „Altsachendepots“ in der Frühhallstattzeit noch weiterer Klärung. Unter den neueren Depotfunden ragen die von Benkhof bei Amberg i. Opf. und Winklßaß a. d. Laber (Ndrb.) hervor (Anthr. Kbl. 48, 1917, S. 66; Oberpfalz 4, 1910, S. 103f.; Pr. Jtschr. 3, 1911, S. 377f.), ebenso nehmen ob ihrer Reichhaltigkeit und der Art ihrer Zusammensetzung die Depotfunde von Stockheim, B.-A. Gunzenhausen (Eidam, Pr. Bl. 15, 1903, S. 17—20, 33—37 m. 2 Taf.) und von Niedernberg, B.-A. Aschaffenburg (Hod, a. a. O., S. 257; Bayernland 23, 1911/12, S. 717), eine überragende Stelle ein. Fünf kleinere, aber keineswegs unwichtige mittelfränkische Sammel-funde (Slachslanden, Reinhardshofen, Erlingshofen, Eßling bei Solnhofen, Mäbenberg) hat P. Reinecke zusammengestellt und besprochen (Jb. h. D. Mittelfrn. 53, 1906, S. 87—97 m. 2 Taf.; 54, 1907, S. 116—118 m. Abb.). Der Fund von Slachslanden enthält u. a. ein Bruchstück eines Möriger Schwertes. Zur Verbreitung dieses in Bayern häufigen Typus und zu seiner Stellung in der Vorgeschichte hat zuletzt G. Kossinna wichtige Bemerkungen gemacht (Mannus 9, 1917, S. 130ff., 134, 136 m. Abb. 8—11). Ein seltenes Einzelstück, nach Hod vielleicht auch von einem Depotfund herrührend, ein altitalischer Bronzehelm, kam in einer Kiesgrube bei Thonberg, B.-A. Kronach a. Main, zutage (Hod, Mitt. d. Germ. Nat.-Mus. 1911, S. 8ff.).

Durch die Vielseitigkeit der Funde zeichnet sich das Urnengräberfeld von Grünwald bei München aus (Ried, BAUB 19, S. 13—35, 12 Abb., 2 Taf.). Eine Besonderheit bilden kleine Bronzeringe, an denen mittels eines Zwischenstückes zwei nach außen blickende stilisierte Schwäne in wappen-ähnlicher Anordnung befestigt sind. Ried will diese Gebilde mit einem Jahreszeitenmythos und Sonnenkult in Verbindung setzen. Ebenfalls in Münchens Nähe, bei Englschalking, liegt ein Urnenfriedhof, von dem leider nur einige Gräber gerettet werden konnten (F. Wagner, R.-g. Kbl. 9, 1916, S. 87—89 m. 2 Abb.). Reiche Keramik erbrachten die Urnengräber bei Sandsbach und Böhmhart (Pollinger, Vhdl. h. D. Ndrbay. 44, 1908, S. 303—306 m. 21 Abb.; 46, 1910, S. 273f.). Das größte Gräberfeld, das von Kelheim, ist noch nicht veröffentlicht (Hinweis im „Sammeler“ 1916, Nr. 28). Mehr als 60 Gräber wurden hier gehoben. Metallgegenstände waren mit einer Ausnahme nur spärlich beigegeben. Die Gefäße aus diesem wie aus den beiden genannten niederbayerischen Urnengrabfeldern zeigen weichere Formen

als die aus Oberbayern stammenden und nähern sich damit der Keramik der zweiten Hallstattstufe.

Unter den ober- und unterfränkischen Urnenfeldern haben außer der Nennung in Hods Schrift einige noch besondere Erwähnung gefunden, nämlich das auf dem Hirschknocke bei Gundelsheim nö. Bamberg, bemerkenswert durch seine Tagenurnen (J. Schmaus, 68. Ber. u. Jb. 1910 h. D. Bamberg, S. 49—55 m. 2 Tafeln), das von Grundfeld-Reundorf, B.-A. Staffelstein (G. Roßbach, ebd. 70, 1912, S. 19—25 m. 3 Abb.) und jenes von Wolfsdorf, B.-A. Staffelstein (Derselbe, ebd. 71, 1913/14, S. 53—56). Neben der Brandbestattung kennen die beiden erstgenannten Begräbnisplätze auch die Skelettbestattung. In einem größeren Rahmen erscheinen die Beschreibungen der Urnengräber von Fuchsstadt, B.-A. Ochsenfurt (A. h. Vorz. V, S. 233, Taf. 43, 721—726) und Mainaschaff, B.-A. Aschaffenburg (ebd. S. 236, Taf. 44, 750/1).

In großer Zahl liegen die Grabhügel der Hallstattzeit in Wald und Flur. Sie unterscheiden sich von denen der Bronzezeit häufig durch größere Ausmaße. Ihr Inhalt entspricht fast stets den beiden jüngeren Hallstattstufen¹⁾. Nur wenige wichtigere Grabungsberichte können genannt werden. Von der gegen 80 Hügel zählenden Nekropole im Herrenfeld (östl. Günzburg) mußten einige Gräber geöffnet werden, die ansehnliche einfarbige und bunte Gefäße lieferten (Jb. h. D. Dillingen 21, 1908 bis 26, 1913). In einem der Gräber fand sich am Grund der achteckige Griff eines Schwertes (Bronzezeit C) sowie eine gerippte Nadel, die beide zu einer bronzezeitlichen Brandbestattung gehörten (Jb. 23, 1910, S. 136f). Mit einem bemerkenswerten Grabhügel im Donauried bei Kidlingen machte Reinecke bekannt (Jb. h. D. Dillingen 21, 1908, S. 117—132 m. 2 Tafeln). Der Hügel barg eine gering ausgestattete Beisetzgung der 3. Hallstattstufe, über der scharf getrennt eine reiche Nachbestattung der anschließenden letzten Stufe mit einem vierräderigen Wagen und Pferdegeschirr lag. Derartige Beigaben bilden in der Hallstattzeit keine Seltenheiten. Sie wurden z. B. festgestellt (allerdings ohne Wagen) in Gräbern (Stufe C) bei Unterfahlheim (Aus dem Ulmer Winkel 1912, S. 62 bis 64 m. Abb., s. auch Ber. R.-g. Komm. 7, S. 64), bei Eiting, B.-A. Brud (Reinecke, Altb. Mshr. 5, 1905, S. 37ff.), bei Haidforst, B.-A. Traunstein (Reinecke, ebd. S. 137), bei Lengensfeld i. Obpf. (Steinmeß, DhdL. h. D. Oberpf. 54, 1902, S. 231—246 m. 5 Taf.), bei Gaisheim (s. unten). Den der Oberpfalz eigentümlichen Gräbern mit bemalter Keramik, insbesondere solchen bei Beilngries, gilt ein Aufsatz G. von Merharts (BAUB 19, S. 37 bis 55 m. 6. Taf.), in welchem das Verbreitungsgebiet (Posen-Schlesien, Böhmen, Oberpfalz) dieses bunten Geschirrs behandelt wird. Eine im Jura anzutreffende Erscheinung sind die Steinbautengräber, von denen zwei durch kleine Vorberichte bekannt gemacht sind (S. Wagner, Anthr. Kbl. 48, 1917, S. 97; Mchn. Jb. 10, 1918, S. 270 m. 2 Abb. — Ament, 74. Ber. u. Jb. 1916,

¹⁾ Die Stufe C wird oft auch als Stufe der eisernen Hallstattschwerter bezeichnet.

h. D. Bbg. S. XII f.). Das eine liegt im unteren Altmühltal beim Kastlhof und brachte außer schönen Bronzen eine stattliche Ausbeute an Keramik, wie sie in dieser Fülle aus der letzten Hallstattstufe bei uns bisher nicht bekannt geworden ist, das andere wurde bei Neuensee, B.-A. Lichtenfels, festgestellt. Eine der größten bayerischen Grabhügelgruppen liegt bei Pürgen, B.-A. Landsberg a. L., auf die durch den Fund einer großen altgriechischen Bronzeschüssel die Aufmerksamkeit neuerdings gelenkt wurde. Reinecke hat ihre Stellung innerhalb unserer Vorgeschichte umschrieben und verschiedene Bemerkungen über die Handelsbeziehungen zur Späthallstattzeit daran geknüpft (Montelius-Festschrift S. 105—110 m. Abb., vgl. Landsb. Gesch.-Bl. 1912, S. 68—70). Eingeführte Bronzegefäße gehören überhaupt zu den Merkmalen der jüngeren Hallstattstufen. Einige schöne Stücke besitzt der historische Verein von Oberbayern (Altb. Mskr. 3, 1901/2, S. 124 ff. m. Abb., vgl. A. h. Dorz. V, S. 315—323). Um die Erforschung der vielen über das fränkische Land verteilten und meistens mit ansehnlichen Funden ausgestatteten hallstattischen Grabhügel hat sich besonders die Naturhistorische Gesellschaft in Nürnberg verdient gemacht. Bis auf einige neuere Untersuchungen sind die Grabungsergebnisse bereits veröffentlicht, meistens in ausführlichen, reich mit Bildern versehenen Berichten. Großenteils sind die Beschreibungen unter dem Sammeltitle „Vorgeschichtliche Denkmäler in der Umgebung von Nürnberg“ vorgetragen (L. Wunder, Festschr. Nat. Ges. 1901, S. 195—252 m. 17 Taf.; Abh. Nat. Ges. 15, 1906, S. 357—377 m. 8 Taf.; K. Hörmann, ebd. 20, 1913, S. 119—146 m. 1 Taf. u. 41 Abb.). Eine besonders große und wertvolle Ausbeute an Bronzen und Geschirr lieferten die „XV Grabhügel der Bedersloher Nekropole“ (S. v. Forster, Festschr. 1901, S. 253—280 m. 15 Taf.) sowie die benachbarten schon auf oberpfälzischem Boden gelegenen Hügel der Sandleite und des Bedershözl bei Gaisheim (Abh. Nat. Ges. 20, 1913, S. 105—118 m. 7 Taf.), deren Reichtum auf nordbayerischem Boden seinesgleichen sucht. Was sonst an veröffentlichten Grabfunden der jüngeren Hallstattzeit aus Franken vorliegt, bietet kaum Außergewöhnliches. Ich nenne die von H. Eidam untersuchten Grabhügel bei Stopfenheim und Döfingen, B.-A. Gunzenhausen (Ausgrabungen und Funde 1904, S. 21 ff.), die unterfränkischen Gräber, die F. J. Lang in einer kleinen „Aus Frankens Urzeit“ (30 S., 8 Taf. Würzb. 1905) benannten Schrift nebst einigen älteren Funden zusammengestellt hat, schließlich R. Herolds Grabungen bei Kosbach, B.-A. Erlangen (Sber. d. physik.-mediz. Sozietät Erlangen 45, 1913, S. 55—92 m. 10 Fig.), denen durch die Auffindung eines „Altars“ neben dem Grabhügel besondere Bedeutung zugemessen wurde. Einige Funde hat F. Heinrich chemisch untersucht (ebd. S. 93—99). Um zerstörte Hallstattgräber handelt es sich wohl auch in dem Bericht, den Thomas Wagner „über prähistorische Funde bei Elpersdorf“, unweit Windsbach, B.-A. Ansbach, gegeben hat (57. Ber. h. D. Mfrn., S. 127—130).

Über „die Fibeln der hallstattzeitlichen Grabhügel der Oberpfalz und ihre Bedeutung für die Zeitdauer der Besiedlung dieses Gebietes“ schrieb Naue (Pr. Bl. 14, 1902, S. 49—56, 68—71 m. 3 Taf.), die Fibeln der Prähistorischen Sammlung des Staates legte Ried vor (BAUB 19, 1912, S. 81 bis 103 m. 6 Taf.). Für die geschlossenen Bronzehohlringe, deren Hauptfundgebiet Bayern bildet, ist ein Aufsatz von E. Simek einschlägig (Wiener Pr. Ztschr. 4, 1917, S. 69—82 m. 8 Abb.).

Über die hallstattzeitlichen Wohnstätten sind wir ziemlich gut unterrichtet. Zunächst ist wieder Karlstein bei Reichenhall zu nennen, wo ein frühhallstattisches Dorf mitsamt dem zugehörigen Urnenfriedhof über den älterbronzezeitlichen Schichten gefunden wurde (Weber, Altb. Mtschr., a. a. O.; Reinecke, A. h. Vorz. V, S. 394—398, Taf. 68). Im Gegensatz zu den halb-ovalen Hütten der Bronzezeit haben die Hallstattbehauungen einen viereckigen Grundriß. Mit der Rückwand lehnen sie sich an den Berghang an. Die Siedlung hat ein Seitenstück in dem befestigten Frühhallstattdorf auf der „Großen Birg“ am Kochelsee (Reinecke, Arch. präh. Studienfahrt, S. 34). Bezeichnende, ganz mit den aus Südwestdeutschland bekannten Formen übereinstimmende Keramik der 1. Hallstattstufe wurde auf der Reifensburg bei Günzburg gewonnen (Oberndorfer, Jb. h. D. Dillingen 27, 1914, S. 178—185 m. 18 Fig.). Zahlreiche Wohnstätten sind von den das Ries umsäumenden Höhen bekannt geworden, die zum Teil von E. Friedhinger ausgegraben und beschrieben wurden (Jb. Nördl. Jb. 1, 1912, S. 20ff.). Auf dem Spitzberg bei Appetshofen fand er ein Pfostenhaus der frühen Hallstattzeit mit viereckigem Grundriß und Wänden aus reinem Holz (Pr. Ztschr. 7, 1917, S. 68 bis 73 m. 5 Abb., auch Nördl. Jb. 5, 1916, S. 11—16), auf dem Rollenberg eine gleichaltrige, durch einen Ringwall (mit Torlücke) geschützte Niederlassung (Sammler, Beil. d. Mn.-Augsb. Abdtg., Nr. 81, 7. 7. 1914), auf dem Reimlingerberg eine Siedlung der 3. Hallstattstufe, deren Häuser in unregelmäßiger Trapezform gebaut waren (Nördl. Jb. 8, 1920/21, S. 3—8 m. 4 Abb.; Anthr. Kbl. 51, 1920, S. 34). Die Zwischenräume der Pfosten waren mit Flechtwerk ausgefüllt und dieses beiderseitig mit Lehm verstrichen. Schließlich entdeckte Friedhinger bei Eierheim noch eine Wohnstätte der Späthallstattzeit (Nördl. Jb. 3, 1914, S. 36—38 m. Pl.).

Mit der Latènezeit betreten wir ein Gebiet, das lange Zeit zu den dunkelsten unserer heimischen Vorgeschichte gehörte, jetzt aber wohl durchforscht ist und namentlich in seinem letzten Abschnitt schier besser bekannt ist als irgendeine andere Zeit. Die Latènezeit wird allgemein nach Reineckes Vorgang in vier Stufen geteilt, von denen die erste den drei von O. Tischler aufgestellten Abschnitten neu hinzugefügt ist (Festschr. Mainz 1902, S. 53 bis 109, A. h. Vorz. V, Taf. 50, 51, 57, 63).

Deutlicher als anderwärts zeigt sich in der Nürnberger Gegend der Übergang von der Späthallstattzeit zur ersten Latènestufe. Dies hat K. Hör-

mann zu allgemeinen Ausführungen über „die Hallstatt- und die beginnende Latènezeit in der Umgebung von Nürnberg“ veranlaßt (Abh. Nat. Ges. Abg. 21, 1917, S. 1—12 m. 4 Taf.). Hörmann stützt sich hierbei auf die verschiedenen Sitten, die bei dem Begräbnis der Toten beobachtet wurden. Seine Darlegungen, denen er als weitere Stütze mehrere Grabungsberichte folgen ließ (ebd. S. 13—73 m. Abb. u. 24 Taf.), gipfeln in dem Satze (S. 73): „Der Hallstattritus konzentrierte sich um die Aufbahrung, der latènezeitliche vollzog sich durch den Einbau in die Steinsetzung.“ Zu den rituellen Beigaben in den Hügelgräbern Nordbayerns hatte sich Hörmann auch schon früher geäußert (Anthr. Korrb. 42, 1911, S. 34—39).

Reinedes Stufe A wird durch schöne dem Nordosten Bayerns entstammende Grabfunde beleuchtet (A. h. D. V, S. 281—287, Taf. 50), die durch das Grab von Menchau, B.=A. Kulmbach, eine weitere Vermehrung erfahren haben (Hinzler, 71. Ber. u. Jb. 1913/14 h. D. Bamg., S. 57—66 m. 3 Abb.). Heute werden sie durch eine Reihe von Wohnstättenfunden, die aber noch nicht veröffentlicht worden sind, ergänzt. Für die bei uns vorerst noch schwach vertretene 2. Stufe hat die Literatur nichts Neues zu verzeichnen. Um so stärker treten, wohl infolge des zunehmenden Eindringens der keltischen Stämme, die 3. und 4. Stufe auf. Wohnstätten freilich sind aus der 3. Latènestufe selten (z. B. bei Günzburg) beobachtet worden (Anthr. Kbl. 50, 1919, S. 19). Das wichtigste Gräberfeld dieser Stufe ist noch immer das am Steinbichel bei Manching, B.=A. Ingolstadt, aufgedeckte (Weber und Birkner, BAUB 16, S. 19—62 m. 12 Taf.; A. h. Dorz. V, S. 288—294, Taf. 51). Ein in Obermenzing bei München gelegener Begräbnisplatz (Mchn. Jb. 8, 1913, S. 311f., Abb. 4 steht verkehrt) hat besondere Bedeutung erlangt, da dort neben der üblichen Leichenbestattung auch Leichenverbrennung festgestellt wurde, was Reinede Anlaß zu einer Studie über die „Leichenverbrennung bei den Mittellatènefeldern Süddeutschlands“ gab (Mainz. Ztschr. 8/9, S. 111 bis 114). Dieses Gräberfeld hat aber auch noch durch einige ungewöhnliche Fundstücke Aufsehen erregt, die als medizinische Instrumente erklärt wurden (Ried, Arch. f. Anthr. N. 5. 12, 1913, S. 225—227 m. Abb.).

Die Kultur der Spätlatènezeit tritt uns in großer Anschaulichkeit entgegen. Für die Kenntnis der Wohnstätten muß nochmals auf Karlstein bei Reichenhall zurückgegriffen werden (Weber, a. a. O.; Reinede, A. h. Dorz. V, S. 364—369, Taf. 63; Koblik, Numism. Ztschr. N. 5. 3, 1910, S. 33ff.). Die Häuser unterscheiden sich von den bronze- und hallstattzeitlichen durch ihren leidlich rechtwinkligen Grundriß, sie lehnen sich nicht mehr an die Bergwand an, sondern sind auf ebenen Stellen des Berges ringsum frei errichtet. Zum Teil bestehen sie aus mehreren Gelassen. Trockenmauern ließen sich noch nachweisen.

Schon lange bekannt ist der Wohnstättenfund von Manching. Er ging indes der Wissenschaft halb und halb verloren, da sein Inhalt auf mehrere

Sammlungen verteilt wurde und die Erinnerung an die einheitliche Herkunft der Sunde nicht bewahrt blieb. Erst Reinecke hat den Zusammenhang wieder entdeckt und danach hat Witz in einer katalogmäßigen Aufzählung aller Stücke die Einheit des Sundes für alle Zeiten festgelegt (Sbl. h. D. Ingolst. 34, S. 3—10 m. Taf.).

Eine große Rolle spielen in der Besiedlungsgeschichte der Spätlatènezeit die Viereckschanzen. Die Festlegung ihrer Zeitstellung hat eine lebhafteste Sehne hervorgerufen¹⁾. Den römischen Ursprung der Viereckschanzen, den die gelehrte Forschung vor etwa 100 Jahren aufgebracht hatte, verteidigte in erster Linie Ohlenschlager (Die Heimat, Beil. d. Nürnberger Ztg. 1913, Nr. 47—49 und Altb. Mchr. 12, 1913/14, S. 45—57 m. 2 Taf.), während Reinecke im Anschluß an die Grabungen K. Schumachers in der Schanze von Gerichtstetten (Baden) die keltische Herkunft vertrat. Er bezeichnete in einer eindringlichen Antwort auf Ohlenschlagers Ausführungen die Merkmale, die die Viereckschanzen von ähnlichen römischen Anlagen trennen, wies hin, wie ihr Verbreitungsgebiet sich genau mit der Ausdehnung der Kelten zwischen Alpen und Main deckt und machte auf die alten neutralen Namen, Bauern-, Riesen-, Biberschanze, aufmerksam (Die Heimat 1914, Nr. 3—5; Der Bayer. Vorgesch. Fnd. I/II, 1921/22, S. 39—44).

Die wenigsten unserer zahlreichen Viereckschanzen konnten bisher untersucht werden, wo aber eine Grabung stattfand, stellten sich als Beweis des spätkeltischen Ursprungs entsprechende Scherben ein (Reinecke, R.-g. Kbl. 4, 1911, S. 19, Harster, Pr. Ztschr. 5, 1913, S. 227f.: Kelheim; Reinecke, a. a. O., 9, 1916, S. 72: Dietersburg; Jlg, Aus dem Ulmer Winkel 1912, S. 36: Raunertshofen. Die berühmten Viereckschanzen bei Deisenhofen, B.-A. München und andere damit zusammenhängende Fragen sind in den D. G. 8, 1907, S. 166—173 praktisch behandelt, sie werden aber der damaligen älteren Anschauung entsprechend noch für römische Legionslager gehalten. Vgl. auch der Bayer. Vorg. Fnd. I/II, 1921/22, S. 89ff.). Wichtige Ergebnisse zeitigte die Forschung über die Ringwälle und Abschnittsbesetzungen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die meisten unserer großen südbayerischen Wälle keltischen Ursprungs sind. Für die ganze Frage sind höchst beachtenswert die knappen Ausführungen Reineckes über keltische Oppida (Anthr. Kbl. 51, 1920, S. 30f.), die Stadtsiedlungen und Fliehburgen zugleich waren. In der Ebene liegt der riesige Ringwall von Manching mit etwa 7 km Umfang, dessen keltischer Name frühe verloren gegangen sein muß, da schon die Römer ihrer dortigen spätkaiserzeitlichen Niederlassung bloß nach dem Wall den Namen Dallatum beileigten (Weber, BAUB 16, S. 19ff.). Auch das Oppidum

¹⁾ Nur die Frage nach dem Alter der Hochäder erlebte einen gleich bewegten, oft bis zur Leidenschaft gesteigerten Meinungsaustrausch. Da die Hochäder nun endgültig aus der Vorgeschichte gestrichen werden dürfen, unterlasse ich die Angabe der reichen Literatur darüber und verweise lediglich auf das von Franke verfaßte Sonderheft 87 der „Deutschen Gaue“.

Soriodurum bei Straubing, das Reinecke scharfsinnig nachgewiesen hat, gehört zu den Ebenensiedlungen (Zber. h. D. Straub. 20, 1917, S. 13ff.). Die übrigen bekannten feltischen Oppida liegen an schon von Natur aus geschützten Plätzen. So war das Ostende des zwischen Altmühl und Donau gelegenen Bergrückens — des durch König Ludwigs I. Befreiungshalle berühmten Michelsberges bei Kelheim — ringwallartig abgeschlossen und durch zwei weitere Wälle, deren äußerer 4 km lang ist, noch besonders geschützt. Dieser gewaltigen Anlage, in der man wohl das Altkimmoennis des Ptolemäus erkennen darf, gegenüber liegt über Weltenburg auf dem südlichen Ufer der Donau eine andere befestigte Höhengiedlung, einerseits mit Spuren, die bis in die jüngere Steinzeit hinaufführen, andererseits unter Verstärkung des inneren Abschnittswalles bis ins 10. Jahrhundert herab benützt (Reinecke, Arch. = präh. Studienfahrt S. 16f.; Schneller, Bayerwald 12, 1914, S. 76—81, 110—115, 138—144 m. 9 Abb. u. Karte; verfehlt ist Auracher, Valentia und Artobriga an der Donau, Mdrb. Mskr. 4, 1915, S. 8—12). Die Mauer des Oppidum Boiodurum auf dem Altstadtshügel Passau wurde völlig zerstört und überlagert von der spätrömischen Mauer in beträchtlicher Tiefe aufgefunden (Reinecke, Germania 3, 1919, S. 57—61 m. Abb.). Mit den Kelheimer Anlagen zeigten nahe Verwandtschaft die ausgedehnten, großartigen Befestigungen auf dem Schloßberg über Kallmünz i. Obpf. nördlich von Regensburg (Dollader, Oberpfalz 10, 1916, S. 128—132; Reinecke, ebd. 11, 1917, S. 77—81, Anthr. Kl. 50, S. 13f.)¹⁾. Im Doralpenlande liegt auf dem Auerberg (B. = A. Markt Oberdorf), der sich 300 m über der Talsohle erhebt, ein stattliches Ringwallsystem latenezeitlichen Charakters, für dessen Besiedlung noch keine einschlägigen Funde nachgewiesen werden konnten²⁾. In der frühen Kaiserzeit hatten die Römer dort oben einen militärischen Posten (Frank u. Jacobs, BAUB 16, S. 63—84, Reinecke, Anthr. Kb. 51, S. 34).

Das Zusammentreffen mehrerer gleichalteriger Funde ermöglichte es, die Kelheimer Befestigungsanlage einem größeren Kulturbild einzufügen (Reinecke, R. = g. Kl. 4, 1911, S. 21). Auf dem Mitterfeld am Fuß des Michelsberges wurde eine stadtartige spätfeltische Niederlassung festgestellt, zu der der Begräbnisplatz bereits vor langer Zeit in Spuren gefunden worden war. Anlaß zur Entstehung der Stadt gab das Eisen, das auf den Höhen in einfachem Tagbau der Erde abgewonnen wurde. Lange schon waren die alten Schlackenhalden und Bohmerztagbauten bekannt, ihr latenezeitliches Alter wurde aber erst vor wenigen Jahren bei Versuchen, die Schlackenfelder zwecks Mangangewinnung auszubeuten, ermittelt. Auch die zugehörigen Schmelzöfen

¹⁾ Unter den oberpfälzischen Ringwällen sind jene des Rauhen Kulm bei Neustadt a. Kulm veröffentlicht worden (A. Neisdl, Die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen am R. Kulm (1912), 34 S., 8 Taf., 4 Pläne). Daß die Wälle bis ins Neolithikum hinaufreichen, ist ganz unwahrscheinlich.

²⁾ Diese Gipfelburg mit Strabos Damafia gleichzusetzen, ist eine bloße Vermutung.

tamen zum Vorschein (Rieger, R.-g. Kbl. 8, 1915, S. 92; Reinecke, Anthr. Kbl. 48, 1917, S. 96). Die Befestigungsanlage des Michelsberges bildete die Akropolis der Eisenindustrie treibenden spätkeltischen Bevölkerung, ihre Benützung ist durch Siedlungsniederschläge erwiesen. Spuren alter Eisengewinnung haben sich dann auch im südbayerischen Tertiärhügelland verfolgen lassen (Reinecke, Germania 1, 1917, S. 33—37, Nachträge aus dem Bezirke Dachau gibt Scheidl, D. G. 20, 1919, S. 139—141). Die wenigen bisher in Bayern (Schwaben) gefundenen eisernen Spitzbarren, die übrigens keineswegs auf die letzte Latènestufe beschränkt sein müssen, hat G. Kossinna in einer größeren Abhandlung aufgezählt (Mannus 7, 1915, S. 123, 340; 11/12, 1919/20, S. 412).

Auch für die Ring- und Abschnittswälle des Frankenlandes sind Beweise latènezeitlicher Benützung vorhanden, wir wissen sogar von vielen, daß der von ihnen umschlossene Raum schon von der jüngeren Steinzeit an bis herunter ins Mittelalter mehr oder weniger stark besiedelt war, wenn auch die Befestigungsanlagen selbst erst der Hallstatt- oder Latènezeit ihre Entstehung verdanken werden. Am berühmtesten ist wohl der Hesselberg bei Wassertrüdingen, B.-A. Dinkelsbühl. Die dortselbst im Spätsommer 1907 veranstalteten Nachgrabungen haben P. Reinecke und S. Hertlein beschrieben (55. Jb. h. V. Mfrn. 1908, S. 79—104 m. 3 Abb., vgl. auch ORL Lfg. 15, Nr. 69, Kastell Dambach, S. 9f. m. Plan), nachdem bereits vorher (ebd. 54, 1907, S. 93—115) Reinecke sich über die älteren Funde kritisch geäußert hatte. Eine hierbei aufgestellte Tabelle veranschaulicht die Besiedlungsgeschichte einiger wichtiger Ringwälle. Beachtenswert sind die kräftigen Fundniederschläge aus der Frühhallstattzeit. Für die Befestigungen der dem Hesselberg benachbarten Gelben Bürg bei Gunzenhausen liegt ein Hinweis von H. Eidam vor (Anthr. Kbl. 43, 1912, S. 140—142), neuerdings hat G. Hoß in einem volkstümlichen Aufsatz die jetzigen Anschauungen über ihre Geschichte zur Geltung gebracht (Blätter vom Altmühltal 1921, Nr. 24, Beil. 3. Altmühlboten). Im Altmühltal unterhalb Eichstätt treffen wir auf die kleine befestigte Siedlung bei Pfünz, die S. Winkelmann für die Latènezeit in Anspruch nimmt und für den Ort hält, nach dem die Römer ihr in nächster Nähe errichtetes Kastell Detoniana benannt haben (Sbl. h. V. Eichst. 17, 1902, S. 93—95 m. Karte), weiter talabwärts auf den Michelsberg bei Kipfenberg, der, schon seit der Bronzezeit besiedelt, vorgeschichtliche und mittelalterliche Anlagen trägt (Winkelmann, Sbl. Eichst. 21, 1906, S. 108 ff.; Das röm. Kastell Pfünz und andere vor- und frühgesch. Altertümer d. Umgeb. v. Eichst. 1911, S. 34 ff.; ORL Lfg. 29, Nr. 73a Kastell Böhming, S. 6f. m. Plan), schließlich auf die Schellenburg bei Entering mit wohl hallstattischer Befestigung (Ders., Sbl. Eichst. 22, 1907, S. 98—100 m. Plan; 28, 1913, S. 57). Über die Grabungsergebnisse auf der Engelsburg bei Rothenburg o. T. besitzen wir bisher nur einen Vorbericht (Preger, 56. Jber. h. V. Mfrn. 1909, S. VIII—X). Leider liegen über andere

nicht minder wichtige vorgeschichtliche Befestigungen wie z. B. die Ehrenbürg (Walberla) bei Forchheim, den Staffelberg bei Staffelstein am Main usw. noch keine Beschreibungen vor. Was E. Seyler in seiner Schrift über „Die Houburg und die Ringwälle der böhmischen Mark“ (München 1909, 54 S. m. Karte) vorgebracht hat, kann ernsthafter Kritik nicht standhalten.

In die keltische Zeit, nicht aber zum keltischen Volk gehört der längst bekannte, hinsichtlich seiner Zeitstellung und sogar seines Fundortes arg verkannte Bronzehelm aus Saulgrub im Maximilian-Museum Augsburg. Er hat nun durch Reinecke die gebührende und richtige Würdigung gefunden (Pr. Ztschr. 7, 1915, S. 179—188 m. 2 Taf.). Danach ist diese Helmhaube typologisch irgendwo am Südrande der Alpen, jedenfalls von der Brennerlinie westwärts unterzubringen, das Stück selbst wird auf Siedlungen eines nordalpinen „rätischen“ Kulturkreises zurückgehen.

Die Literatur über die römische Zeit Bayerns ist so reich, daß sie einer eigenen Besprechung bedürfte. Sie soll daher übergangen werden. Erwähnt werden soll nur der Miltenberger Loutonenstein, dessen Inschrift A. v. Domaszewski neu zu deuten versuchte (R.-g. Kbl. 4, 1911, S. 75), ohne m. E. damit einen Fortschritt zu erzielen. Viel einleuchtender ist S. Drexels Vermutung (ORK Lfg. 34, Nr. 38, Kastell Altstadt, S. 55f.), die S. Quilling zur Grundlage seiner Lesung genommen hat (Mannus 6, 1914, S. 334).

Zur Hinterlassenschaft der frühgermanischen Zeit gehören in Pfünz, Nassenfels und Kipfenberg gefundene Gefäße, wie sie früher nicht bekannt waren (Winckelmann, Abh. Nat. Ges. Abg. 20, 1913, S. 146—155 m. 2 Taf.), ein Frauengrab mit nicht alltäglicher Ausstattung vom Spielberg nw. Ottingen (Sischer, Jb. Dillingen 24, 1911, S. 199f. m. Abb.) sowie der Bronzegürtelschmuck des 5. Jahrhunderts von der Ehrenbürg, an den Reinecke allerlei geschichtliche Folgerungen anreichte (Pr. Ztschr. 3, 1911, S. 163—165 m. 2 Abb.).

Die Kenntnis über die früheste bayerische Besiedlung unseres Gebietes schöpfen wir aus den Reihengräbern, deren unser Land eine Unzahl birgt, sowie aus den Ortsnamenformen. 1902 hat Weber den Stand der Forschung für Oberbayern umschrieben (BAUB 14, S. 138—177 mit Verzeichnis der ing-Orte¹⁾), später gab er für Niederbayern einen kurzen Überblick (Mdrb. Mtschr. 2, 1913, S. 65—79).

Unter den in neuerer Zeit untersuchten Reihengrabfeldern tritt das von München-Giesing durch seine Größe hervor: zu früher schon gehobenen Gräbern kamen 1914 weitere 253. Die Funde gehen über den gewöhnlichen Durchschnitt nicht hinaus (Mchn. Jb. IX, 1914/15, S. 328). Ausführlich hat

¹⁾ Die ing-Orte in Niederbayern: BAUB 15, S. 159; in der Oberpfalz ebd. S. 171; in Oberösterreich ebd. 16, S. 1; im Kronland Salzburg ebd. S. 11. Die Auswertung der „bayerischen und schwäbischen Ortsnamen auf -ing und -ingen als historische Zeugnisse“ hat S. Riezler unternommen (Sggsber. Bayer. Ak. d. Wiss. 1909, 2) und im Anschluß hieran seine Ansichten über „die Landnahme der Baiuwaren“ in einer größeren Abhandlung neuerdings entwickelt (a. a. O. 1920, 16).

Th. Harster die Ergebnisse seiner Grabungen im Reihenfriedhof bei Kelheim (55 Gräber) dargelegt, aus dem auffallend viele Gefäße, Bauchkantentöpfe vom fränkischen Typus mit Stempelverzierung, größere Vasen schwäbischer Art sowie handgemachte Ware, gewonnen wurden (Pr. Ztschr. 5, 1913, S. 227—261 m. 18 Abb.). Zwei Riemenzungen mit frühchristlichen Sprüchen sowie eine Spatha mit Inschrift entstammen einem alemannischen Gräberfeld in Nördlingen (R.-g. Kbl. 7, 1914, S. 52—54 m. Abb., Germania 4, 1920, S. 86—88 m. Abb.). Die Inschriften der Spangen von Nordendorf haben durch Th. von Grienberger eine Besprechung erfahren (Ztschr. f. deutsche Philol. 45, 1913, S. 133—153). Die Feststellung, in welcher Weise die größere Spange getragen wurde, führte zu einer neuen Ordnung der vierzeiligen Inschrift, deren Text, von Grienberger kritisch untersucht, nunmehr lautet: *logap oro Wodan; wigip ponar unka Leubwinje*, was mit den Worten „disponit ab initio Wodan; benedicat Thonar nostrum amborum Leubviniam“ umgeschrieben wird. Die nur aus einer Zeile bestehende Inschrift der kleineren Spange lautet *bireljo elw*. Sie kündigt den Besitzer oder Spender der Spange, *bireljo* bedeutet wörtlich: „einer der mit der Urne zu schaffen hat“, *elw* wird mit *flavus*, gelb gleichgesetzt. Beide Inschriften leitet Grienberger sprachlich von den fränkischen Gebieten nördlich der Donau ab und rückt sie in die Zeit um 600 bis 625. In spätmerowingische Zeit führen zwei reich mit Goldschmuck ausgestattete Gräber eines Friedhofes bei Walda, B.-A. Neuburg a. d. D. (Mdn. Jb. 8, 1913, S. 312 m. Abb.) und ein Grabfund von Gerolfing bei Ingolstadt (Sbl. h. D. Ingolst. 34, S. 15—17 m. Abb.). Franken hat seit S. Englerts Grabungen bei Kipfenberg, B.-A. Eichstätt (Pr. Bl. 14, 1902, S. 23—25, 40—44) und Beckers Untersuchungen im Gebiet des Kastells Dambach (Jber. h. D. Mfrn. 50, 1903, S. 145—149 m. Plan) keine Vermehrung der Literatur zu den Reihengräbern aufzuzeigen, obwohl wertvolle neue Funde hinzugetreten sind (z. B. aus Munningen).

Mit der Stammesgeschichte der Bajuwaren beschäftigt sich eine Arbeit von J. Wiedemann (Forsch. 3. Gesch. Bayerns 16, 1908, S. 30—84), sodann ein Aufsatz über den Volksstamm der Hosi des ausgezeichneten, leider früh verstorbenen Erforschers der bayerischen Frühgeschichte, M. Gastlinger (BAUB 19, S. 1—12; Bedenken bringt vor C. Ritterling, Germania 1, 1917, S. 134, A. 2). Ihm verdanken wir auch eine Untersuchung über die Alemannen des Eugippius, in denen er Bajuwaren sehen zu dürfen glaubt (Bay. Hefte f. Volkskde. 4, 1917, S. 187—192), sowie die wichtige Schrift über die wirtschaftliche Bedeutung der bayerischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger (Freiburg i. B. 1903).

Nach der Einwanderung der Bajuwaren gab es natürlich noch stammfremde Volksteile hin und wieder im Lande. So werden im Indiculus Arnonis Romanen genannt, die nach J. Strnads nicht unwidersprochen gebliebener Anschauung zugewanderte Räter, keine zurückgebliebenen Noriker sein sollen (Alt. Mfrn. 14, 1917, S. 20—28). Die Slavensiedlungen der Oberpfalz

stellte A. Vierling zusammen (BAUB 14, S. 185, 16, S. 13—18, vgl. dazu „Oberpfalz“ 8, 1914, S. 177f., 13, 1919, S. 46—51).

Schließlich muß noch einiger Bodendenkmäler gedacht werden, die jetzt eine bessere Beschreibung oder Deutung gefunden haben. Der Karlsgraben, der berühmte Vorläufer des Ludwig-Donau-Main-Kanals, hat eine kritische von S. Beck verfaßte Studie erhalten, die alle historischen und topographischen Fragen erwägt (Nürnberg 1911, 91 S. m. Plänen).

Klar erkannt und geschieden von den Befestigungsanlagen der vorgeschichtlichen und römischen Zeit wurden die Fliehburgen (Refugien) aus der Zeit der Ungarneinfälle, die sich in der Regel durch einen mächtigen Wall mit Mörtelmauer, aber ohne Torlücke, auszeichnen (Frank, D. G. 9, 1908, S. 281—289; Reinecke, Arch.-präh. Studienfahrt S. 17, 32, vgl. auch „Sammeler“ Nr. 66, 17. Juni 1920).

Eine der wichtigsten Bereicherungen der Frühgeschichte Frankens bedeutet zweifellos das Buch „Castellum“ von Gg. Göpfert (Würzburg 1920, 160 S.). Eine Klärung der Frühgeschichte Ostfrankens nennt es der Verfasser selbst. Er führt den Beweis, daß die ursprünglichen frühfränkischen Siedlungen Eltmann, Hammelburg, Würzburg, Karlstadt, Neustadt a. d. S., die Talsiedlungen am Flusse sind und darunter nicht die (wie anderwärts erst nach den Kreuzzügen entstandenen) Burgen zu verstehen sind. In gleicher Weise hat Göpfert „die Anfänge der Stadt Bamberg“ beleuchtet (Jb. h. V. Bbg., 1922, S. 2—32). Einen verwandten Stoff behandelt Collard in seiner Schrift über „Das fränkische Krongut Hammelburg, Unterfranken“ (D. G. Sonderh. 113, 1921, 16 S.).

Mit diesen Denkmälern sind wir in die geschichtliche Zeit eingerückt.

Der vorstehende Überblick über die bayerische vorgeschichtliche Literatur, der natürlich nur die wichtigen Erscheinungen berücksichtigen konnte, soll nicht schließen, ohne an die Forscher zu erinnern, die nicht mehr unter uns weilen. Ich nenne nur einige Namen: Julius Naue († 1907), dessen Lebenswerk J. Heierli im letzten Heft der Prähistorischen Blätter (Bd. 19, 2, m. Schr. Verz.) ausführlich geschildert hat, Johannes Ranke († 1916), den Begründer der bayerischen vorgeschichtlichen Staatsammlung (Nachrufe von S. Birkner, Anthr. Kbl. 47, 1916, S. 35—40, Hochland 14, S. 85—97), Friedrich Ohlenschläger († 1916), den Verfasser der „Prähistorischen Karte von Bayern“ (Wiener Pr. Ztschr. 3, 1916, S. 151f., Altb. Mtschr. 15, 1919, S. 1—3 m. Schr. Verz.), Franz Weber († 1918), den Bearbeiter des oberbayerischen Inventarisationswerkes (Altb. Mtschr. 15, 1919, S. 4—6, Bayer. Hefte f. Volkskde. 5, 1918, S. 249—255, beide m. Schr. Verz.). In vielen Stücken steht die heutige bayerische Urgeschichtsforschung auf den Schultern dieser Männer. Freilich waren auch sie Irrungen unterworfen und ihre Anschauungen sind teilweise neuer und besserer Erkenntnis gewichen. Doch soll dadurch unser Dank an sie nicht geschmälert werden.

Die vorgeschichtliche Forschung in der Provinz Sachsen, in Anhalt und Großthüringen seit 1900.

(Nach der Literatur.)

Don Nils Nillasson, Halle.

Vorbemerkung.

Die vorliegende Arbeit ist in erster Linie als eine Orientierung in der reichen aber sehr verstreuten vorgeschichtlichen Literatur der Provinz Sachsen, Anhalts und Großthüringens gedacht; nebenbei ist aber auch versucht worden, eine Übersicht der wichtigsten Ergebnisse und Entdeckungen auf dem Gebiete der Vorgeschichtsforschung in den genannten Ländern zu geben, soweit sie in der Literatur behandelt worden sind.

Größere Arbeiten, die z. B. ganz Deutschland oder geographisch nicht umgrenzte Kulturgruppen behandeln, sind nur ausnahmsweise berücksichtigt worden; ebenso sind auch keine Aufsätze aus der Tagespresse, wenn sie auch manchen wertvollen Hinweis geben können, erwähnt worden.

Für die nachchristliche geschichtliche Zeit sind nur solche Arbeiten, die sich auf die Bodenforschung stützen, herangezogen worden. Übersichten und Fundzusammenstellungen von einzelnen Gebieten, die im Anfang der Arbeit angeführt worden sind, werden bei der Behandlung der einzelnen Zeitstufen nicht mehr genannt.

Ausführliche Literaturzusammenstellungen sind veröffentlicht worden: für Thüringen und den angrenzenden Teil der Provinz Sachsen, von Höfer in „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens“, bis 1908; und für die Provinz Sachsen, von Mötelfindt in „Abh. u. Ber. Magdeburg“, Bd. II, H. 4, 1914. Für die nachfolgenden Jahre sei hingewiesen auf die Literaturberichte in „Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ und in den „Berichten der Röm.-Germ.-Kommission“.

Zuletzt erübrigt sich noch, meinem Freunde, Herrn Dr. Walther Schulz meinen besonderen Dank auszusprechen für die wertvolle Hilfe, welche er mir in mancherlei Hinsicht erwiesen hat.

Literaturabkürzungen.

- Abb. u. Ber. Magdeburg = Abhandlungen und Berichte aus dem Museum für Natur- und Heimatkunde und dem naturwissenschaftlichen Verein in Magdeburg.
- Abb. d. D. Akad. d. Naturf. Halle = Abhandlungen der Kaiserl. Leop. Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher, Halle.
- Anh. Beitr. = Beiträge zur Anhaltischen Geschichte, Cöthen.
- Arch. f. Anthr. = Archiv für Anthropologie, Braunschweig.
- Centr.-Bl. f. Min. = Centralblatt für Mineralogie.
- Jahrb. Leipzig = Jahrbuch des städtischen Museums für Völkertunde zu Leipzig.
- Jahresb. Braunschweig = Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaft in Braunschweig.
- Jahreschr. = Jahreschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder.
- Jahreschr. f. thür. Altert. u. Denkmale = Jahreschrift des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Altertums und zur Erhaltung seiner Denkmale.
- Korrbl. f. Anthr. = Korrespondenzblatt für Anthropologie.
- Korrbl. Ges.-Ver. = Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.
- „Mannus“ = Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte.
- Mansf. Bl. = Mansfelder Blätter, Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld in Eisleben.
- Mitt. Altenburg = Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes, Altenburg.
- Mitt. d. Naturforsch. Ges. Altenburg = Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg.
- Mitt. Erfurt = Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde in Erfurt.
- Mitt. Gotha = Mitteilungen für Gothaische Geschichte und Altertumforschung.
- Mitt. Halle = Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum der Provinz Sachsen zu Halle.
- Mitt. Sangerhausen = Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Naturwissenschaft in Sangerhausen.
- Monatsbl. Merseburg = Monatsblatt des Vereins für Heimatkunde in Merseburg.
- Mont.-Bl. = Montagsblatt, wissenschaftliche Wochenbeilage der Magdeburgischen Zeitung.
- Mühlh. Gesch.-Bl. = Mühlhäuser Geschichtsblätter, Zeitschrift des Mühlhäuser Altertumsvereins.
- Nachr. = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde.
- N. Mitt. hist. antiqu. Forsch. = Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen, Halle.
- N. Beitr. Meiningen = Neue Beiträge zur Geschichte Deutschen Altertums; herausgegeben von dem Hennebergischen Altertumsforschenden Verein in Meiningen.
- P. 3. = Prähistorische Zeitschrift.
- Salzwedeler Jahresber. = Jahresberichte des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte zu Salzwedel.
- Stend. Beitr. = Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark, Stendal.
- Veröffentl. Halle = Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle.
3. Harzver. = Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Wernigerode.
3. J. E. = Zeitschrift für Ethnologie.
3. f. E. Verh. = Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
3. f. thür. Gesch. = Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde, Jena.
3. f. Phil. = Zeitschrift für deutsche Philologie.

Die Vorgeschichtsforschung in der Provinz Sachsen nebst Anhalt und den thüringischen Staaten kann auf eine mehr als hundertjährige Geschichte zurückblicken¹⁾. Als im Anfange des vorigen Jahrhunderts das Interesse für die heimatliche Geschichte besonders stark aufzublühen anfang, erkannte man auch die große Bedeutung des Erforschens der vorgeschichtlichen Denkmale. Die Gründung vieler der heute noch tätigen Geschichts- und Altertumsvereine und der mit ihnen verbundenen Sammlungen geht bis in diese Zeit zurück. Die in den verschiedenen Vereinszeitschriften erschienenen Ausgrabungs- und Fundberichte, sowie die oft bedeutenden Lokalsammlungen zeugen von einer regen und meistens auch verständnisvollen Forschungstätigkeit, wenngleich sie nicht immer den Anforderungen unserer Zeit entsprechen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Art Forschung nur selten über die Lokalforschung hinausgekommen ist. Daß aber eine auf ein enges Gebiet beschränkte Forschung Ergebnisse — abgesehen von dem Herbeibringen von Material und der Bedeutung für die Ortsgeschichte — von großer Tragweite erreichen kann, zeigen mehrere Beispiele aus unserem Gebiet. Erwähnenswert ist der Name Danneil aus Salzwedel, dessen Untersuchungen in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Altmark ihm den Ruhm verschafften, als einer der ersten das Dreiperiodensystem klar erkannt und wissenschaftlich begründet zu haben. Die Veröffentlichung der Fundberichte in den vielen Ortszeitschriften hat aber eine Verstreuthheit zur Folge gehabt, die das Übersehen sehr erschwerte. Dieser Mangel macht sich heute noch bemerkbar. Mit der 1882 erfolgten Gründung des Provinzialmuseums der Provinz Sachsen in Halle wurde ein Versuch gemacht, eine Zentralstelle für die vor- und kulturgeschichtliche Forschung zu schaffen. Diese Anstalt verfolgte dann in 30 Jahren ihre doppelte Aufgabe, bis 1912 die Kulturgeschichte ausgesondert wurde, und das Provinzialmuseum im Jahre 1921 in die Landesanstalt für Vorgeschichte der Provinz Sachsen umgewandelt wurde.

Etwa gleichzeitig mit der Gründung des Provinzialmuseums fängt die Vorgeschichte in Sachsen-Thüringen an, als Wissenschaft im modernen Sinn betrieben zu werden. 1883 erschienen die beiden ersten Hefte der von der historischen Kommission herausgegebenen „Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen“. Von dieser Veröffentlichung sind in den Jahren 1883 bis 1906 12 Hefte erschienen. Es lag auf der Hand, daß die reichen Funde aus der Steinzeit mit ihren mannigfaltigen und schwer erfahrbaren Erscheinungen zuerst das wissenschaftliche Interesse an sich ziehen würden. Der Jenaer Professor Friedrich Klopfsleisch versuchte in den ersten Heften der eben erwähnten Publikation die besonders für Thüringen und die südlichen Teile der Provinz Sachsen eigenartige steinzeitliche Keramik zu erklären und in ein System zu bringen. Wenn auch seine Erklärungsversuche heute in den

¹⁾ Näheres hierüber bei Hahne, „Zum Geleit“, Veröffentl. Halle. Bd. 1, S. 3.

meisten Punkten überholt worden sind, so ist er doch der erste, der die für die weitere Forschung sehr wichtige Einteilung dieser Keramik in Band- und Schnurkeramik gemacht hat. Auf diese Erkenntnis, daß wir es in Mitteldeutschland mit zwei ihrem Wesen und ihrem Ursprung nach ganz verschiedenen Gruppen zu tun haben, hat die gesamte steinzeitliche Forschung Mitteleuropas heute noch weitergebaut.

Von großer Bedeutung für die Weiterentwicklung der Vorgeschichtsforschung Sachsen-Thüringens war die Gründung der „Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder“, deren erster Jahrgang 1901 erschien. Als Vorläufer zu der Jahresschrift können zwei Hefte der „Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum der Provinz Sachsen“ betrachtet werden, die 1894 und 1900 herausgegeben worden sind. Neben den Lokalzeitschriften, die sich naturgemäß nur der engeren Heimat widmen konnten, entstand hiermit ein Sammelorgan, das in sich die Forschungsergebnisse der ganzen Provinz Sachsen nebst Anhalts und Thüringens vereinigen wollte. Diese ihre Aufgabe suchte die Jahresschrift durch Aufzählung der Neuerwerbungen, durch Literaturübersichten, Fundbeschreibungen und zusammenfassende Aufsätze zu verfolgen. Mit dem Umzug des hallschen Museums in sein neues Gebäude hörte die Jahresschrift vorläufig auf. Der nachher kommende Krieg machte auch ein weiteres Erscheinen unmöglich. Nach dem Kriege ist von Professor Hahne eine neue Schriftenreihe herausgegeben worden: „Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle“, die sich ein weiteres Ziel gesteckt haben und neben Aufsätzen und Arbeiten aus dem engeren Arbeitsgebiete des Museums auch solche bringen wollen, die die allgemeinen Fragen der Vorgeschichte behandeln.

Neben der Jahresschrift, die die vorgeschichtlichen Funde und Fragen der ganzen Provinz und Thüringens berücksichtigte, verdienen einige noch bestehende Lokalzeitschriften wegen der in ihnen erschienenen Beiträge zur Vorgeschichte ihres engeren Forschungsgebietes erwähnt zu werden. Die wichtigste Quelle für die Kenntnis der vorgeschichtlichen Verhältnisse der Altmark sind, dank der Forschungsarbeit von Kupka, die „Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkstunde der Altmark“, herausgegeben von dem Altmärkischen Museumsverein zu Stendal; außerdem enthalten auch die „Jahresberichte des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte zu Salzwedel“ mehrere Beschreibungen altmärkischer Funde. In der „Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde“ in Wernigerode sind die meisten der für die Harzgegend eigenartigen, frühheisenzeitlichen Steinkistengräber mit Hausurnen und die mit ihnen verbundenen Fragen behandelt worden; die namhaftesten Mitarbeiter dieser Zeitschrift waren Höfer und Becker. Die „Abhandlungen und Berichte aus dem Museum für Natur- und Heimatkunde und dem naturwissenschaftlichen Verein in Magdeburg“ haben einige vorgeschichtliche Abhandlungen geliefert, ebenso das

„Montagsblatt, Wissenschaftliche Wochenbeilage der Magdeburgischen Zeitung“; die in der letzteren Zeitschrift sind meistens volkstümlicher Art. Die Mansfelder Gegend hatte in Größler ihren bedeutendsten Erforscher; ein großer Teil seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind in „Mansfelder Blätter, Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld in Eisleben“ erschienen. In den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Naturwissenschaft in Sangerhausen“ beschreibt Krieg einige vorgeschichtliche Funde dieses Kreises. Die Funde aus Mühlhausen und Umgegend sind größtenteils in „Mühlhäuser Geschichtsblätter, Zeitschrift des Mühlhäuser Altertumsvereins“, von Sellmann veröffentlicht. Von thüringischen Zeitschriften, die auch für die Vorgeschichtsforschung in Betracht kommen, sind zu nennen: „Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde“, im Verlag von Gustav Fischer in Jena, „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde in Erfurt“ mit Zschiesche als Mitarbeiter auf dem vorgeschichtlichen Gebiete und „Mitteilungen für Gothaische Geschichte und Altertumforschung“ mit Beiträgen von Florjchüh. Eine ähnliche Bedeutung wie die, welche die Stendaler Beiträge für Altmark haben, besitzen für Sachsen-Altenburg die „Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes“; die vorgeschichtlichen Funde dieses Teiles von Thüringen sind hier von Amende beschrieben und zusammengestellt worden.

Um den bei einer gründlicheren wissenschaftlichen Tätigkeit sehr fühlbaren Mangel an einer Zusammenstellung der verstreuten Funde Thüringens zu beseitigen, hatte die historische Kommission der Provinz Sachsen schon 1895 durch einige mit der Vorgeschichte Thüringens vertraute Mitglieder die Arbeit in Angriff genommen, alle zugänglichen Funde aus diesem Gebiet aufzuzeichnen und in eine Karte einzutragen. Diese Arbeit wurde 1909 durch Göze, Höfer und Zschiesche zu Ende geführt. In diesem Jahre erschien das für das Studium der thüringischen Vorgeschichte außerordentlich wichtige Quellenwerk „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens“ mit einer im großen Maßstab gehaltenen Fundkarte. Neben Thüringen, dessen Grenzen mehr geographisch als politisch gedacht sind, wird auch der südliche Teil der Provinz Sachsen berücksichtigt. Die Funde sind politisch-geographisch nach den Kreisen bzw. den Ortschaften geordnet; innerhalb jedes Ortes sind sie zeitlich getrennt. Als Einleitung ist eine von Göze verfaßte, allgemein orientierende Darstellung der Vor- und Frühgeschichte Thüringens beigelegt. Das Werk schließt mit einer sehr umfangreichen Literaturzusammenstellung von Höfer. Als Ergänzung hierzu hat Mötelfind die vorgeschichtlichen Funde aus einigen thüringisch-sächsischen Privatsammlungen veröffentlicht (J. f. E. Bd. 46, 1914, S. 662—669 u. Bd. 49, S. 109—125, 1917).

Eine kurze Übersicht der Vorgeschichte Thüringens hatte Göze schon 1903 bei der Hauptversammlung des „Gesamtvereins der deutschen Ge-

schichts- und Altertumsvereine" in Erfurt gegeben (Korrbl. Ges. Ver. 1904, S. 61—68). Bei derselben Gelegenheit erschien eine Schrift von Höfer, „Archäologische Probleme in der Provinz Sachsen" worin der Verfasser als erster den Versuch unternimmt, die vorgeschichtlichen Verhältnisse der Provinz nach dem Gesichtspunkt der damals neuen, hauptsächlich durch Kossinna vertretenen Siedlungsarchäologie zusammenzufassen. Nach zwanzigjähriger Forschung ist natürlich vieles überholt worden, aber als die bis jetzt einzigen Gesamtübersichten der Vorgeschichte Sachsen=Thüringens besitzen sie beide, die Götzsche wie die Höfersche, zur Einführung immer noch ihren Wert.

Als Ergänzung zu den genannten Übersichten kann der von Hähne zu der Neueröffnung des Provinzialmuseums zu Halle 1918 verfaßte Führer genannt werden, der unter Hinweis auf die im Museum ausgestellten Gegenstände und durch eine kurze Beschreibung der verschiedenen Kulturgruppen dem Besucher ein lebendiges Bild der Kulturentwicklung in der Provinz Sachsen gibt.

Von Übersichten und Fundzusammenstellungen einzelner Gebiete, zu welchen auch einige Museumsführer und -kataloge gerechnet werden können, sind zu erwähnen: Mötelfindt, „Übersicht über die Vor- und Frühgeschichte der Grafschaft Wernigerode" (3. Harzver. Bd. 50, S. 1—26, 1917); diese Übersicht ist aber eher eine ganz allgemeine Charakterisierung der vorgeschichtlichen Kulturerscheinungen Mitteldeutschlands, als eine Darstellung der Vor- und Frühgeschichte des durch den Titel bezeichneten Gebietes, ein Umstand, der den Wert des Aufsatzes sehr vermindert. In einem Aufsatz betitelt: „Die vorgeschichtliche Besiedelung der Umgegend von Blankenburg" (3. Harzver. Bd. 46, S. 66—69, 1913) hat Höfer eine zeitlich geordnete Fundzusammenstellung für diese Gegend geliefert, ohne jedoch auf den Vorgang der Besiedelung einzugehen. Als Einleitung zu dem „Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Städtischen Museums zu Halberstadt" 1913 gibt Bärthold eine kurze Übersicht der Kulturentwicklung im Harzgau. In dem „Führer durch das Städtische Museum für Natur- und Heimatkunde zu Magdeburg" behandelt Hähne die vorgeschichtliche Abteilung (auch abgedruckt im Mont.-Bl. 1910, Nr. 30). Eine Sonderstellung nimmt der von Höfer und Merdel zusammengestellte „Katalog des AltertumsMuseums der Stadt Bernburg" 1911 ein; sämtliche Funde der bedeutenden Bernburger Sammlung werden hier kurz beschrieben und abgebildet, kurze Fundangaben mit Literaturhinweisungen sind auch beigefügt; hierdurch bekommt dieser Katalog einen nicht geringen wissenschaftlichen Wert. Seelmann hat in den „Beiträgen zur Vorgeschichte Dessaus und seines Weichbildes" 1901 einen Teil von Anhalt vorgeschichtlich behandelt. In der „Geschichte des Saalkreises" (Halle a. S. 1912) gibt der Verfasser, Schulze=Gallera, neben den allgemeinen Kulturbildern, die er entwirft, dankenswerte Zusammenstellungen der vorgeschichtlichen Funde des genannten Kreises; für die nachchristliche

Zeit stützt er sich aber hauptsächlich auf historische Nachrichten; als Nichtprähistoriker sind ihm auf dem vorgeschichtlichen Gebiete einige Fehlschlüsse unterlaufen. In der Arbeit „Zur Prähistorie Nordwestsachsens“ von Carl Herm. Jacob (Abh. d. D. Akad. d. Naturf., Halle, Bd. 94, Nr. 2, S. 113—232, 1911) werden mehrere Funde aus den angrenzenden Teilen der Provinz Sachsen berücksichtigt. Die geschlossenen vorgeschichtlichen Funde aus der Mansfelder Gegend und deren Nachbarkreisen, Quersfurt und Sangerhausen, sind von Größler zusammengestellt und beschrieben worden (Jahreschr. Bd. 1, S. 125—244, 1902 und Bd. 3, S. 97—107, 1904), ebenso die vorgeschichtlichen Gräber und Funde im Amtsbezirk Burgscheidungen (Kreis Quersfurt) (Mitt. Halle. H. 2, S. 70—104, 1900, Jahreschr. Bd. 1, S. 88—116, 1902 und Bd. 3, S. 107—129, 1904). Die Naumburger Gegend wird von C. Herrmann in einer populären Darstellung behandelt („Vor- und Frühgeschichte von Naumburg und Umgebung“, Naumburg 1912). Als Beigabe zur „Geschichte der Stadt Erfurt“ von Beyer und Biereye hat Zschiesche eine allgemeine Übersicht über „Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung“ mit Erwähnung der wichtigsten Funde und Fundstellen gegeben. Wissenschaftlich wertvoll ist die eingehende Beschreibung der vor- und frühgeschichtlichen Funde der Grafschaft Camburg, die Eichhorn in der 3. f. thür. Gesch. (N. F. Bd. 14, S. 97—144 und 269—330, 1903/04 und Bd. 17, S. 81—176, 1906) veröffentlicht hat. Über die umfangreichen Ausgrabungen, die Klopffleisch seinerzeit in dieser Gegend machte, wird hier ausführlich berichtet, die Einzelfunde werden aufgezählt und beschrieben und zum Schluß bringt der Verfasser eine kurze Übersicht der Besiedelung, die durch eine Fundkarte erläutert wird. Ein Überblick über die vorgeschichtlichen Sammlungen des Städtischen Museums zu Weimar, das eine große Zahl schöner Funde aus Thüringen, besonders aus dem Weimariischen Gebiete besitzt, gibt der von Möller herausgegebene Führer dieses Museums (2. Aufl. 1918); entsprechend den beiden Arbeitsgebieten des betreffenden Museums wird das Hauptgewicht auf zwei Sondergebiete der vorgeschichtlichen Forschung gelegt, auf die ältere Steinzeit, im Anschluß an die reichen Funde aus den paläolithischen Fundstätten des Ilmtales, und auf die vorgeschichtliche Technik. Zur Kenntnis der Vorgeschichte in Sachsen-Altenburg hat Amende zwei sehr beachtenswerte Arbeiten geschrieben: „Vorgeschichte des Altenburger Landes“ (Mitt. d. Naturforsch. Ges. zu Altenburg, N. F. Bd. 16, S. 1—40, 1919) und „Führer durch die vorgeschichtliche Sammlung des Altenburger Heimatmuseums, zugleich eine Vorgeschichte des Altenburger Landes“ (Mitt. Altenburg, Bd. 13, S. 107—206, 1922). Beiden Arbeiten sind mehrere Tafeln mit guten Abbildungen beigelegt. Die erste, mehr wissenschaftlich gefaßt, legt das Hauptgewicht auf die Beschreibung der Funde unter Angabe der Fundstellen, in der zweiten, die für ein breiteres Publikum bestimmt und als eine Erweiterung der ersteren zu betrachten ist, ist die Darstellung der Kultur-

formen mehr allgemein gehalten; beide geben ein gutes Bild der Befiedelung von Sachsen-Altenburg in vorgeschichtlicher Zeit. Eine allgemeine, für Laien bestimmte, in der Klarheit ihres Anschauungsmateriales kaum genügende Darstellung der Vorgeschichte bietet, mit besonderer Berücksichtigung der thüringischen Verhältnisse, die Schrift von Max Wilde, „Die Bewohner Ostthüringens in vorgeschichtlicher Zeit im Lichte der allgemeinen Vorgeschichte und nach heimischen Funden“ (Zeitz, Sis-Verlag, 1921, 79 S.). Die Schrift ist aus einigen Vorträgen im Zeitzer Altertumsverein entstanden; die Vortragsform ist auch in dem Buche erhalten. Hieraus ist wohl zu erklären, daß die Bronze- und Eisenzeit gegenüber der älteren und jüngeren Steinzeit etwas zu kurz berücksichtigt worden ist. Zuletzt sei noch ein kurzer Aufsatz „Zur Vorgeschichte des Herzogtums Meiningen (Franken)“ von G. Jakob-Bamberg erwähnt (M. Beitr. Meiningen, 14. Lief., 1899); in demselben Heft werden sieben Tafeln meiningischer Funde mit Erläuterungen veröffentlicht. In diesem Zusammenhang sei auch an das Tafelwerk „Tafeln zur Vor- und Frühgeschichte Thüringens“, Jena 1910, gedacht, wo G. Eichhorn auf sechs großen Lichtdrucktafeln die wichtigsten Fundstücke des Germanischen Museums zu Jena abgebildet hat.

Ältere Steinzeit.

Im Vordergrund der paläolithischen Forschung in Sachsen-Thüringen stehen die Fundstätten des Amtales, Taubach, Ehringsdorf und Weimar. Angeregt durch die zahlreichen Funde menschlicher Geräte, die besonders in den Travertinen bei Ehringsdorf zutage getreten sind, haben sich mehrere Forscher daran beteiligt. Eine groß angelegte Untersuchung fingen 1905 Hahne und Wüst an, der erste als Prähistoriker, der letztere als Geologe und Paläontologe. Zusammenfassendes darüber ist noch nicht erschienen. Die bisherigen Ergebnisse sind in mehreren kleinen Mitteilungen und Vortragsreferaten veröffentlicht worden. Von diesen seien als die wichtigsten hervorgehoben: Hahne und Wüst, „Die paläolithischen Fundschichten und Funde der Gegend von Weimar“ (Centr.-Bl. f. Min. 1908, S. 197—210) und „Die Fundstätten von Weimar, Ehringsdorf und Taubach auf Grund eigener Grabungen“ (Bericht über die Prähistoriker-Versammlung zur Eröffnung des anthropologischen Museums zu Köln, 1907, S. 75—86) mit einer umfangreichen Zusammenstellung der einschlägigen Literatur. Nach Hahne gehört die Hauptfundschicht in eine obere Fazies des Mousteriens mit Annäherung an das Aurignacien; Wüst verlegt diese Stufe an das Ende der dritten Eiszeit und läßt sie zum Teil in die folgende Interglazialzeit übergehen. Ihnen gegenüber stehen andere Forscher: R. R. Schmidt, der die Altersfrage sehr eingehend erörtert hat und in bezug auf die geologische Zeitstellung in der Hauptsache mit Wüst übereinstimmt, sieht in der Taubach-Ehringsdorfer Industrie typische Acheuléenarbeiten (Korrbl. f. Anthr. 1912, S. 57—60).

Wieggers ist in einer umfangreichen Arbeit: „Die diluvialen Kulturstätten Norddeutschlands und ihre Beziehungen zum Alter des Eöb“ (P. 3. Bd. 1, S. 1—36, 1909) auch auf diese Frage eingegangen. Nach ihm gehören Taubach und Ehringsdorf zum Chelléen oder Frühacheuléen, die er in das letzte Inter-glazial verlegt. Schließlich sei noch ein Vortrag von E. Weerth genannt, wo dieser Forscher die Kultur der genannten Fundstellen in die von Hausser aufgestellte Stufe von La Micoque einreißt („Über die paläolithischen Fundstätten der Gegend von Weimar“, Z. f. E. Bd. 48, S. 119—128, 1916). Mit der Auffassung von Hahne stimmt die von M. Derworn überein (Korrbl. f. Anthr. 1908, S. 9—10). Die an die Travertinlager des Imtales anknüpfenden geologischen Fragen sind auf der siebenten Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte in Berlin 1922 von Heß von Wichdorff erörtert worden („Mannus“, Erg.-Bd. 3, 1923, S. 12—23); seiner Ausführungen gemäß sind die Imtravertine in der letzten norddeutschen Inter-glazialperiode entstanden und reichen bis in die letzte Eiszeit Norddeutschlands, die in diese Gegenden von Thüringen nicht mehr vorge drungen ist. Das in den Museen zu Jena und Weimar aufbewahrte Material von Taubach ist in einem von G. Eichhorn herausgegebenen Tafelwerk auf 39 Lichtdrucktafeln abgebildet; jedes Fundstück ist mit einer kurzen Beschreibung versehen („Die paläolithischen Funde von Taubach in den Museen zu Jena und Weimar“, Jena 1909). In der Z. f. E. Bd. 49, S. 65—85, 1917 hat Pfeiffer „die Feuersteinwerkzeuge aus dem Fundplatz der Ehringsdorfer Untertiefer“ nach Typen und nach ihrer technischen Verwertbarkeit behandelt. Betreffs der Kulturstufe kommt er zu demselben Ergebnis wie Hahne und schlägt die Benennung „Taubach- oder Ehringsdorfer Moustereien“ vor.

Durch die in Ehringsdorf gefundenen menschlichen Skelettreste ist die Bedeutung der Imtaler Fundstätte erhöht worden. Der erste Fund, der Untertiefer eines Erwachsenen, wurde 1914 gemacht; der zweite, mehrere Teile eines kindlichen Skeletts, die nur 25 m vom vorigen entfernt lagen, stammen aus dem Jahre 1916. Beide Funde sind von Hans Virchow bearbeitet und in einer großzügigen Monographie veröffentlicht worden („Die menschlichen Skelettreste aus dem Kämpfischen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar“, Jena 1920). Die Fundstücke sind auf 8 Lichtdrucktafeln in natürlicher Größe, zum Teil nach Röntgenaufnahmen, abgebildet. Die mit großer Vorsicht und Zurückhaltung ausgesprochenen Ergebnisse faßt der Verfasser in folgenden Punkten zusammen: „Die Ehringsdorfer Untertiefer sind der Neanderthalrasse zuzuschreiben. Dem Kinde kann das Alter von 10 Jahren zuerteilt werden, der Erwachsene ist nicht senil. Einige Merkmale an dem Kiefer des Erwachsenen scheinen für weibliches Geschlecht zu sprechen. Die Wahrscheinlichkeit spricht für eine engere (Stammes-, Familien-) Gemeinschaft. Die Menschen, von denen Skeletteile in Ehringsdorf gefunden worden sind, sind wahrscheinlich die Träger der Ehringsdorfer Kultur.“

Eine mit Taubach-Ehringsdorf gleichalterige und in der Kultur gleichartige Fundstelle ist Rabuß bei Halle. Die von der Landesanstalt für Vorgeschichte 1914 angefangene Untersuchung wurde leider durch den Krieg unterbrochen. Die Kulturhinterlassenschaft ist ziemlich spärlich. Wichtige Ergebnisse gaben aber die botanischen und paläontologischen Untersuchungen (Weber, „Der Aufbau, die Flora und das Alter des Tonlagers von Rabuß“ und Soergel: „Der Rabußer Bedenton. Geologie, Paläontologie, Biologie“. Veröffentl. Halle, Bd. 1, H. 4, 1921). Die geologische Zeitstellung von Rabuß ist auch von Bayer behandelt worden („Mannus“, Bd. 13, S. 67—75, 1921). Andere schon länger bekannte paläolithische Fundstellen in der Provinz Sachsen sind: Hundisburg bei Neuhaldenleben (Z. f. E. S. 275—284, 1905, Savreau, und ebendort S. 915—920, Wiegers) und Osterode am Gr. Fallstein (Z. f. E. 1908, S. 543—547, Wiegers). Eine kurze Besprechung der genannten Fundstellen gibt Wiegers in der Z. f. E. 1907, S. 718—729.

Ganz neuerdings ist eine Arbeit erschienen, die die Kenntnis der paläolithischen Kultur Mitteldeutschlands einen bedeutenden Schritt weitergeführt hat (Hans und Richard Lehmann, „Die ältere Steinzeit Mitteldeutschlands“, „Mannus“, Bd. 13, S. 269—308, 1922). Von den Verfassern sind 3 neue Fundstellen entdeckt worden, die sich durch ihr Verhältnis zu den diluvialen Flußterrassen geologisch bestimmen lassen — Wangen im Unstruttal und Köchstedt und Wettin nicht weit von Halle. Die Schotterterrasse bei Wangen, wo Artefakte angetroffen wurden, ist in der ersten Hälfte der ersten Interglazialzeit entstanden; somit stellen die hier gemachten Funde die ältesten Zeugen menschlichen Daseins in Mitteldeutschland dar, möglicherweise gleichalterig mit dem Unterkiefer von Mauer; in die zweite Hälfte der ersten Interglazialzeit fallen die Köchstedter und Wettiner Funde, die zeitlich gleichgestellt werden mit den Funden von Hundisburg und Markkleeberg. Die Fundstelle von Ehringsdorf und Rabuß gehören nach Lehmann in die zweite Interglazialzeit. Die Verfasser sehen in dem mitteldeutschen Paläolithikum eine selbständige Fazies der Kultur der älteren Steinzeit, welche in das auf typologische Gründe aufgebaute französische System nicht eingeordnet werden kann oder darf. Die verschiedenen Stufen müssen demnach nach deutschen Fundorten genannt werden; vorgeschlagen werden: 1. Stufe von Wangen und 2. Stufe von Wettin — erstes Interglazial, 3. Stufe von Weimar — zweites Interglazial. Die genannten drei Stufen gehören dem Altpaläolithikum an. Zwischen der Weimarer Stufe und den nächstfolgenden Kulturen in unserem Gebiete, die erst der mittleren Steinzeit zugerechnet werden können, klappt eine Lücke, die durch das Vordrängen der Eismassen der dritten Eiszeit entstanden ist. Die jungpaläolithischen Stufen, die in die dritte Eiszeit fallen, sind erst in Süddeutschland zu finden. Wie weit die hier kurz wiedergegebenen Ausführungen durch die wissenschaftliche Kritik bestätigt oder widergelegt werden, muß abgewartet werden. Jedenfalls bringt die Arbeit durch ihre

neuen Gesichtspunkte einen wertvollen Beitrag zur Lösung der paläolithischen Probleme Mitteldeutschlands.

Mittlere Steinzeit.

Eine für die Kenntnis des nord- und mitteldeutschen Frühneolithikums sehr wichtige Fundstätte ist die bei Calbe an der Milde in der Altmark. Die Bearbeitung der auf dieser Fundstätte gemachten Funde verdanken wir in erster Linie P. Kupka, der seine Ergebnisse hauptsächlich in folgenden Schriften niedergelegt hat: „Das Campignien im nordeuropäischen Glazialgebiet“ (3. f. G. 1907, S. 192—244), „Das Frühneolithikum in der Altmark“ (Stend. Beitr. Bd. 2, S. 245—262, 1908) und als Erweiterung zu der letzteren „Altsteinzeitliches“ (ebendort Bd. 3, S. 223—234). Weiter sind zu erwähnen: „Das Campignien von Calbe a. d. Milde und seine Bedeutung für das deutsch-nordische Mesolithikum“ (Stend. Beitr. Bd. 4, S. 269—281, 1919) und „Zur Gliederung des heimischen Mesolithikums“ (ebendort, Bd. 4, S. 321—334, 1920). Während der Verfasser in den beiden erstgenannten Arbeiten sich hauptsächlich mit der Beschreibung der Fundstätten beschäftigt, behandelt er in dem letzteren die Kultur- und Zeitstellung derselben. Außerdem gibt er, wie schon aus den Überschriften hervorgeht, Ausblicke über verwandte Erscheinungen in ganz Nord- und Mitteldeutschland.

Die Fundstelle liegt südöstlich von dem Städtchen Calbe a. d. Milde in einem umfangreichen Sumpfbereich, das von der Milde umflossen wird. Die ersten Funde wurden schon am Ende der achtziger Jahre gemacht. Es waren knöcherne Harpunspitzen und Feuersteintlingen, die mit Elchknochen zusammen unter einer Torfdecke im „Schlid“ lagen; die später gesammelten Funde fanden sich auf den Rändern des Moores, und zwar sowohl auf dem Westufer als auf dem Ostufer. Ein Einschnitt in das Fundgelände auf dem Ostufer ergab eine 20—30 cm mächtige Schicht humösen Sandes, auf die eine stärkere Lage feinkörnigen, gelblichen Sandes folgte. Am Fuße der Böschung nahm die Deckschicht eine etwas größere Mächtigkeit und mehr moorigen Charakter an. Die Geräte lagern anscheinend auf der Sandschicht, aus der sie der Pflug an die Oberfläche befördert („Das Frühneolithikum usw.“ S. 246). Der Hauptteil des Fundmaterials, das größtenteils im Museum zu Stendal aufbewahrt wird, besteht aus Feuersteingegenständen, und zwar kommen alle die für das mitteldeutsche Frühneolithikum charakteristische Typen vor: Kernbeile und Spalter, querschneidige Pfeilspitzen, Schaber und Kraber, verschiedene Spitzen, 3. T. mit Einkerbungen für die Schäftung, Bohrer und anderes; mikrolithische Spitzen sind auch gefunden worden. Aus Knochen kommt nur ein Gerättypus vor — schmallanzettliche Harpunen mit Kerben nur an der einen Kante. Auf Grund typologischer Erwägungen wird Calbe a. d. Milde zeitlich mit Maglemose gleichgestellt (Stend. Beitr. Bd. 2, S. 243 f.).

Ein zweiter mit Calbe gleichartiger aber etwas jüngerer Fundort in der Altmark, den Kupka mit den dänischen Muschelhaufen vergleicht, liegt bei Arneburg (Stend. Beitr. Bd. 3, S. 223 u. f., Salzwedeler Jahresber. 1907, S. 151 u. f.).

Über eine im Westhavelland gefundene Renntierhornwaffe berichtet Brögger in der P. J. Bd. 2, S. 39—45, 1910. In dem Haveltone sind mehrfach bearbeitete Stücke von Renngeweiß angetroffen worden, die die ältesten menschlichen Geräte Nordeuropas darstellen und die Kossinna mit dem westeuropäischen Magdalénien gleichsetzt (vgl. Kossinna, Die Indogermanen I, Mannusbibl. Nr. 26, S. 9—13, 1921). Einige Fundorte für mikrolithische Feuersteinspitzen aus Thüringen erwähnt Auerbach („Mannus“, Bd. 2, S. 174—176, 1910). Die Feuersteinschlagstätte bei Kösen, Kr. Naumburg, wo Schießsche nur Abschläge gefunden hat (Jahreschr. Bd. 3, S. 9 u. f.), hat später auch eine typische Cardenoiensspitze geliefert.

Jüngere Steinzeit.

Seitdem Klopffleisch im vorigen Jahrhundert die erste Untersuchung über die steinzeitliche Tonware Sachsen-Thüringens machte, hat das Studium der Steinzeit, in erster Linie der steinzeitlichen Keramik, im Vordergrund gestanden. Auf Grund der Einteilung von Klopffleisch konnte Göke 1891 den schnurkeramischen Kulturkreis feststellen. Weiter beschrieb derselbe Forscher 1892 „Den Bernburger Typus“ (Z. f. E. Verh. 1892, S. 184—188) und 1900 „Die Kugelamphorengruppe“ (Z. f. E. 1900, S. 155—177). Die Behandlung der reichen und eigenartigen Funde von Rössen veranlaßte die Aufstellung des Rössener Typus (Z. f. E. Verh. 1900, S. 237—253). Die provinziälsächsischen und thüringischen Funde der Glockenbechergruppe sind von Größler in der Jahreschr., Bd. 8, S. 1—86, 1909, zusammengestellt worden. Zu diesen Gruppen mit größerem Verbreitungsgebiet kommen andere mehr lokalen Charakters, so die Walkernienburger und Moltenberger Gruppen und die Schönfelder Gruppe. Die neuesten Ergebnisse auf dem Gebiete der Steinzeitforschung geben einige bedeutungsvolle Übersichten und Zusammenstellungen, die in den allerletzten Jahren erschienen sind. Hier ist vor allem zu erwähnen das Kapitel „Steinzeit“ in Kossinnas „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ (Mannusbibl. Nr. 9, 3. Aufl., 1921) — eine in gedrängter Form gegebene Übersicht der steinzeitlichen Kulturen, wo zum ersten Male die gesamten steinzeitlichen Probleme unter dem Gesichtspunkt der Siedlungsarchäologie zusammengefaßt werden. Hierdurch ist das bis dahin ziemlich bunte aber starre Bild der steinzeitlichen Kulturen Mitteldeutschlands mehr lebendig gemacht worden, als frühere hauptsächlich auf stilistische und chronologische Einzelfragen beschränkte Untersuchungen es machen konnten. Auf die Auffassung von Kossinna stützt sich z. T. Åberg in einer umfangreichen Arbeit: „Das nordische Kulturgebiet in

Mitteleuropa zur jüngeren Steinzeit" (Uppsala 1918), das eine ausführliche typologische und siedlungsarchäologische Übersicht der einzelnen Beitypen und der dem nordischen Kulturkreis zugehörigen keramischen Stilgruppen gibt. In „Stand und Aufgaben der neolithischen Forschung in Deutschland" (VIII. Bericht der röm.-germ. Komm. 1917, S. 30—82) weist Schumacher auf die Hauptprobleme der deutschen Steinzeitforschung unter besonderer Berücksichtigung der neuesten Funde und Entdeckungen hin. Eine ins genaueste gehende Zusammenstellung der steinzeitlichen Trichterbecher, Krugenschälchen und Kugelflaschen, deren Fundorte und Verbreitungswege auf drei Übersichtskarten dargestellt werden, ist von Kossinna in „Mannus", Bd. 13, S. 13—40, 143—165 u. 239—268 gemacht worden.

An diese zusammenfassenden Arbeiten reiht sich eine große Zahl Einzeluntersuchungen.

Als Ergänzung zu der Arbeit von Krause und Schoetenjad von 1893 über die megalithischen Denkmäler der Altmark (3. f. E. 1893, S. 105—170), hat Blasius einige Untersuchungen derselben Denkmälergruppe, 3. T. in denselben Gebieten, veröffentlicht: „Die megalithischen Grabdenkmäler bei Neuholdensleben" (13. Jahresber. Braunschweig 1901), „Die megalithischen Grabdenkmäler im westlichen Teile des Kreises Salzwedel in der Altmark" (ebendort 1904), „Megalithische Denkmäler der Altmark zwischen Neumühle und Melling im Westen und Immekath im Osten" (ebendort 1904) und „Führer zu den megalithischen Grabdenkmälern im westlichen Teile des Kreises Salzwedel" (Salzwedeler Jahresber. Bd. 31, S. 95—114, 1904).

Drei größere Hügelausgrabungen sind zu erwähnen, die wichtige stratigraphische Belege für die relative Chronologie der mitteldeutschen Steinzeitkeramik gegeben haben; zwei von diesen, der Hügel bei Baalberge und der bei Pohlsberg, liegen in Anhalt, der dritte, der Derfflinger Hügel, bei Kalbsrieth in der Allstedter Erklade von Sachsen-Weimar. In dem vom Höfer ausgegrabenen Baalberger Hügel wurden Gräber dreier verschiedener steinzeitlichen Kulturgruppen gefunden: Zu unterst ein großes Steinplattengrab mit einem Henkelkrug und einem Henkeltöpfchen, beide unverziert; seitwärts von diesem, etwa in gleicher Höhe befand sich ein zweites Grab ebenfalls aus Steinblöden hergestellt und durch eine mit Ausschnitt versehene Steinplatte in zwei Kammern geteilt. Die innere Kammer enthielt zwei gut erhaltene Kugelamporen, die äußere ein Gefäß vom Bernburger Stil. In einer etwas höheren Lage wurde eine kleine Steinkiste mit schnurverzierten Gefäßen gefunden. Außerdem kamen einige frühbronzezeitlichen Nachbestattungen vor (Jahreschr. Bd. 1, S. 16—49, 1902).

Sagt ähnlich lagen die Verhältnisse in dem ebenfalls von Höfer untersuchten Pohlsberger Hügel bei Latdorf (Jahreschr. Bd. 4, S. 63—101, 1905). Auch hier fand sich in der Mitte des Hügels ein großes Steinplattengrab mit

einem Henkelkrug desselben Typus wie im Baalberger Hügel. Der Hügel enthielt außerdem Gräber mit Kugelamphoren, Bernburger- und Schnurkeramik, weiter einige Steinkisten aus der frühen Bronzezeit.

Ein südliches Gegenstück zu diesen beiden bildet der Derfflinger Hügel, von A. Möller ausgegraben und beschrieben („Der Derfflinger Hügel bei Kalbsrieth“, Jena 1912). Der Hügel, der eine längliche Form hatte und von Osten nach Westen gerichtet war, bestand aus einem westlichen Kern, der von einer Steinkiste aus kleinen Sandsteinplättchen überdeckt war. Der Kern war über ein in den festen Felsboden eingegrabenes Grab aufgeschüttet, das ein Skelett in hochender Stellung mit einem Feuersteinmesser als einzige Beigabe enthielt. Am Rande der Steinschicht, 3. T. unter, 3. T. über derselben — im ersteren Falle war die Steinschicht zerstört — befanden sich ebenfalls drei Höckerstelette, wovon das eine einen Schnurbecher und eine Streitart, das zweite ein dicknagiges Feuersteinbeil bei sich hatte; das dritte war ohne Beigaben. Östlich von dem Kern, aber sich daran anschließend, stand ein dolmenartiger Aufbau, der eine vierhentliche unverzierte Amphore und eine kleine Schale mit Griffhenkel enthielt. Weiter östlich, dicht dabei, war eine große Steinkiste mit Kugelamphoren aufgebaut. Weiter waren in dem Hügel mehrere spätere Bestattungen vorhanden — aus der Latène- und Merowingerzeit und aus dem Mittelalter. Aus den vermeintlichen stratigraphischen Verhältnissen der steinzeitlichen Gräber zieht Möller die chronologische Schlußfolgerung, die Bestattungen mit Schnurkeramik seien älter als das Kugelamphorengrab. Diese Schlußfolgerungen stehen aber im Widerspruch zu dem von Höfer aus den Baalberger- und Pohlsberger Hügeln gewonnenen Ergebnisse. Der Widerspruch ist aber auf zwei unrichtige Annahmen von Möller zurückzuführen. Die drei Gräber der Schnurkeramik am Rande der Steinschicht betrachtet Möller zwar als Nachbestattungen, aber nur in den älteren westlichen Teil des Hügels, und also als älter denn den Gesamthügel. Hierzu liegt aber kein zwingender Grund vor; sie können ebenso gut erst dann beigesezt sein, als der ganze Hügel hergerichtet worden war. Weiter beurteilt er die in dem Dolmenbau gefundenen Gefäße als Schnurkeramik, was sich nach neueren Untersuchungen als unrichtig gezeigt hat. Sie gehören einer neu aufgestellten Keramikgruppe an, die die „nordische“ genannt worden ist. Zu derselben Gruppe gehören auch die in den Hauptgräbern der Baalberger- und Pohlsberger Hügel gefundenen Henkelkrüge. Welches von den beiden Gräbern in dem östlichen, nachträglich zugekommenen Teil des Derfflinger Hügels, der Dolmenbau und das Kugelamphorengrab, das ältere ist, ist stratigraphisch nicht zu bestimmen. Da aber der stratigraphische Aufbau sowohl des Baalberger- als des Pohlsbergerhügels bestimmt dafür spricht, daß die Gräber mit den Henkelkrügen älter als die Kugelamphorengräber sind, so ist man auch berechtigt, dasselbe für das gleichartige Grab des Derfflinger Hügels anzunehmen.

Wichtige Ergebnisse haben auch die in den letzten Jahren von der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle auf dem Rössener Gräberfeld vorgenommene Ausgrabungen gebracht. Zu den altbekannten Funden¹⁾, die Göze 1900 behandelte, ist eine große Anzahl neuer hinzugekommen, über welche ein vorläufiger Bericht in *Mannus* Bd. 11 u. 12, S. 309—337, 1920, erschienen ist (Nilsson). Schon Göze hatte gezeigt, daß in Rössen zwei verschiedene Gräbertypen vorlagen, die Skelettgräber und die Brandgräber, die mit verschiedenartigen Beigaben ausgestattet waren. Durch die neueren Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß die Brandgräber durch die in ihnen gefundene Tonware auf eine Einwanderung von Schlesiern zurückzuführen sein, wo in dem Fundort Jordansmühl dieselbe Keramik vorkommt. Auf östlichen Einfluß deutet auch eine dritte Art von Tongefäßen, die unter dem Namen die „nordische Keramik“ zusammengefaßt wurde. Die Brandgräber (Jordansmühler-) und die nordische Keramik wurde auch in Wohngruben gefunden.

In den *Mansf.-Bl.* Bd. 20, S. 241—247, 1906 berichtet Größler über die Ausgrabung von Rössener Wohngruben in der Flur Helfta (Mansf. Seefr.). Zwei Rössener Gefälle von Hindenburg in der Altmark werden von Höfer in der *Jahreschr.* Bd. 10, S. 33 u. 35, erwähnt.

Das steinzeitliche Brandgräberfeld von Schönfeld und die dazugehörige Keramik ist von Kupka untersucht und beschrieben worden: „Eine neue spätneolithische Kultur aus der Altmark“ (*P. J.* Bd. 2, S. 45—51, 1910), „Neue Funde vom spätneolithischen Brandgräberfelde bei Schönfeld, Kr. Stendal“ (ebendort, S. 341—347) und „Neolithische Funde von Schönfeld“ (*Stend. Beitr.* Bd. 2, S. 67—70). Kupka sieht in dieser Keramik — große gewölbte Schalen ohne Standflächen mit in senkrechten Bändern geordneten Tiefstich- oder Schnittlinien — eine besondere Art der Bandkeramik, deren Muster in nordischer Technik hergestellt sind. Åberg dagegen, der auch ihre Entstehung behandelt hat („Zur Entstehung der Keramik vom Schönfelder Typus“, Halle 1916 und „Studien über die Schönfelder Keramik, die schwedische Bandkeramik und die jütländische Obergrabkeramik“, *Veröffentl.* Halle, H. 3, S. 1—16, 1918) leitet sie aus typologischen und technischen Gründen aus der westdeutschen Megalithkeramik her, möglicherweise unter Einfluß der Bandkeramik. Für die nordische Herkunft sprechen auch die dabei gefundenen dicknackigen, schmal-schneidigen Feuersteinbeile. In einer späteren Arbeit („La civilisation néolithique dans la Péninsule Ibérique“, Uppsala 1921, S. 195 bis 198) hat derselbe auch Einflüsse von der spanischen Glodenbecherkultur nachgewiesen; hierdurch wird der Anfang der Schönfelder Keramik ziemlich spät anzusehen sein. Weitere, in den genannten Arbeiten von Kupka und Åberg nicht erwähnte Fundorte der Schönfelder Keramik sind: Arne-

¹⁾ Einige ausgewählte Typen sind in *P. J.* Bd. 1, 1909, Taf. XI u. XXXVIII in guten Abbildungen wiedergegeben.

burg. Kr. Stendal und Klein-Ellingen, Kr. Osterburg, (Stend. Beitr. Bd. 3, S. 471 und Bd. 4, S. 312 u. f., Kupfa), Neuholdensleben, Dahldorf und Emden, Kr. Neuholdensleben (P. 3. Bd. 13 und 14, 1922, S. 158—165, Wieprecht).

In der Jahresschr. Bd. 10, S. 139—166, 1911 berichtet Göze über die Ausgrabung auf dem Gräberfelde bei Walternienburg (Kr. Jerichow I), das die reichverzierte Walternienburger Keramik geliefert hat. Es handelt sich hierbei um Flachgräber mit Leichenbestattung ohne Steinumfassung. Das in den Museen Berlin und Magdeburg aufbewahrte Material sowie das in Privatsammlungen befindliche wird in dieser Arbeit beschrieben, während das hallische Material von Reuß in derselben Zeitschr. Bd. 8, S. 217, 1909 u. Bd. 10, S. 19—20, 1911 veröffentlicht wird. Dem Ornamente nach ist die Walternienburger Keramik als eine Untergruppe der nordischen Tieftischkeramik aufzufassen, wenn auch die Form wesentlich davon abweicht. Nach der mehr oder weniger ursprünglichen Form der Gefäße unterscheidet Kossinna, der diese Gruppe die „Elbmegalithkeramik“ nennt, eine ältere und eine jüngere Stufe („Die deutsche Vorgeschichte“³, S. 25).

Die „nordische Keramik“. Eine altertümlich erscheinende Tonware behandelt Kupfa in den Stend. Beitr. Bd. 4, S. 364 u. f. („Die Wurzeln der mitteldeutschen Steinzeittonware“). Es handelt sich hierbei um ziemlich große, geradwandige Becher, die durch Tieftisch und eingeritzte Linien sehr reich verziert sind. Der Verfasser hält diese Keramik für die älteste in Mitteldeutschland und führt verschiedene Fundstellen derselben an. In derselben Arbeit wird auch eine Zusammenstellung einer zweiten, ebenfalls alten Keramikgruppe gegeben, die sich in der Hauptsache mit der von Nilsson¹⁾ genannten „nordischen Keramik“ deckt, und deren Haupttypen eine unverzierte Trichterhalsamphore und ein Henkelkrug sind. In diesen beiden Gruppen, zusammen mit der von Süden kommenden Bandkeramik sieht der Verfasser die drei Komponente, die die mitteldeutsche Steinzeitkeramik d. h. die sächsisch-thüringische Keramik gebildet haben. Die Heimat der oben an zweiter Stelle genannten Gruppe verlegt der Verfasser an die Nordränder der Alpen, wo auch eine ähnliche Keramik vorkommt, während sie Nilsson aus dem Norden herleitet (vgl. „Mannus“, Bd. 11/12, S. 329 bis 334). Ein der nordischen Gruppe zugehöriges Grab von Derenburg (Kr. Halberstadt) veröffentlicht Höfer in der Jahresschr. Bd. 10, S. 61 u. f., 1911; das im Grabe gefundene Gefäß schreibt der Verfasser mit Unrecht der frühen Bronzezeit zu.

Einen Sondertypus innerhalb der „nordischen Keramik“ bilden die Kannen mit hohem zylindrischen Hals und weitem Bandhenkel; eine Zusammenstellung dieser Kannen findet sich in der angeführten Arbeit von

¹⁾ Siehe oben S. 245.

Niklasson S. 330 u. f. Einen hier nicht berüchtigteter Fund von Schortewitz, Kr. Cöthen beschreibt W. Göze = Geuz in Anh. Beitr. H. 4, 1913. Eine große Scherbe aus Nietleben b. Halle, verziert durch liegende „Doppelhaken“ und Krüdenkreuze, dürfte ebenfalls von einer Henkelkanne herühren (Jahreschr. Bd. 8, 1909, S. 218).

Die Kugelamphorengruppe. In einer Arbeit „Über Kugelamphoren im Anschluß an einen Fund von Hindenburg (Kr. Osterburg) in der Altmark“ (Jahreschr. Bd. 10, S. 21—31, 1911) behandelt Höfer die Entstehung dieser Gefäßgruppe. Der Verfasser betrachtet die mitteldeutschen Kugelamphoren als ursprüngliche Typen, die in Mitteldeutschland ohne Beeinflussung von irgendeiner anderen Gefäßgruppe entstanden sind. Die kugelige Form läßt sich aus der tierischen Harnblase erklären, deren Ausgangsteil man um eine Holzröhre legte und mit gedrehtem Darm fest umwickelte. Die Verbindung von Blase und Mundstück wurde durch einen fest anschließenden Überzug von Flechtwerk bedeckt. Ein gemustertes Flechtwerk auf dem Halse des Vorbildes setzen die Nachbildungen auf dem Halse der tönernen Kugelamphore voraus¹⁾. Bei einigen Kugelamphoren ist die Verzierung durch Schnureindrücke hergestellt. Von diesen ist dann nach Höfer diese Technik auf die sächsisch-thüringische Keramik übergegangen, wo sie die häufigst vorkommende Verzierungsart wird. Die beschriebenen Funde von Hindenburg sind insofern wichtig, als zusammen mit zwei regelrechten Kugelamphoren auch zwei Gefäße gefunden wurden, die in ihrer Form und Verzierung eine Verbindung zwischen der Kugelamphoren- und der Bernburger Gruppe darstellen und dadurch einen Beweis für die Gleichzeitigkeit dieser Gruppen geben.

Von neueren Veröffentlichungen über Kugelamphoren, die nach der genannten Arbeit von Höfer erschienen sind, sind zu nennen: Kupka: „Ein neolithisches Grab von Polkriß, Kr. Osterburg“ (P. 3. 1911, S. 250—252 auch Stend. Beitr. Bd. 3, S. 234); derselbe „Eine neue Kugelamphore aus der Altmark“ (Döbbelin) (Stend. Beitr. Bd. 4, S. 341 u. f.) mit einer Zusammenstellung der altmärkischen Kugelamphorenfunde; Mötelfindt: „Altes und neues über die Kugelamphoren“ (3. f. C. 1915, S. 40—52) — Beschreibung der Funde aus Sittichenbach, Kr. Quersfurt, Leinawandung bei Altenburg, Zielitz, Kr. Wolmirstedt und Gardelegen, Kr. Gardelegen; Gandert: „Kugelflaschenfund bei Söllichau, Kr. Bitterfeld“ (Mannusbibl. Nr. 22, S. 127 u. f.) und Niklasson: „Fund der Kugelamphorengruppe aus Thüringen“ („Mannus“ Bd. 16). Vgl. Kossinnas S. 243 aufgeführte Arbeit.

Die Bernburger und Molkemberger Gruppe. Über die Ausgrabung eines großen Ganggrabes von Drosja bei Cöthen in Anhalt berichten Gorges und Seelmann in der Jahreschr. Bd. 4, S. 33—43, 1905. Die

¹⁾ Eine Befestigung des Erklärungsvorversuches von Höfer gibt ein Fund von Dänemark, wo ein mit Flechtwerk umwickeltes Tierhorn gefunden worden ist. (Kossinna, Indogermanen, Mannusbibl. Nr. 26, S. 2.)

9 m lange Grabkammer enthielt eine große Zahl Gefäße des älteren Bernburger Typus nebst Feuersteinabschlägen, dicknädigen Steinbeilen, einem Schieferanhänger und durchbohrten Tierzähnen. Ein Hügel mit großer Steinkammer in der Mitte und mehreren kleinen Steinkisten am Rande in Schortewitz, Kr. Cöthen, ist von W. Göze-Geuz ausgegraben und beschrieben worden (Anh. Beitr. h. 4, 1913); in der Kammer wurde eine kleine Bernбургertasse und in den Kisten einhenkelige Kannen der „nordischen Keramik“ gefunden. Eine Doppelkammer, die leider zerstört war, fand sich in Osterode am Fallstein, Kr. Halberstadt. Von dem Inhalt sind nur zwei kleine Bernburger Kuppen erhalten (Jahreschr. Bd. 7, S. 25 u. f., 1908, Voges). In Heilighthal, Mansf. Seckr. ist von Rauch ein Steinkistengrab, das aus kleineren Steinen aufgebaut war, ausgegraben worden. In diesem Grab fanden sich, nebst einem Skelette, mehrere Gefäße des Bernburger Stils, u. a. eine Trommel (Jahreschr. Bd. 10, 1911, S. 80—83).

Die ergiebigste Fundstelle der Molkembergergruppe in der Provinz Sachsen ist das Gräberfeld bei Tangermünde in der Altmark. Die hier gemachten Funde haben zuerst eine allgemeine Behandlung von Hartwich erfahren („Über die bei Tangermünde gefundenen Tongefäße und Scherben der jüngeren Steinzeit“. Salzwedeler Jahresber. Bd. 27, S. 147—166, 1900). Funde derselben Gruppe aus einem Gräberfelde von Burg bei Magdeburg sind von Kossinna veröffentlicht worden (Z. f. E. 1902, S. 169 u. f.). In den Stend. Beitr. Bd. 3, S. 496 u. f. beschreibt Kupka einige hierhergehörige Gräber von Kachau bei Tangermünde.

Die sächsisch-thüringische Gruppe. Seitdem Göze 1891 die erste Bearbeitung dieser Gruppe machte, sind, mit Ausnahme der allgemeinen Übersicht bei Åberg („Das nordische Kulturgebiet usw.“) nur einzelne Berichte oder kleinere Zusammenstellungen erschienen, die im folgenden unter Angabe der Fundorte aufgeführt werden: Heteborn, Kr. Oschersleben, Mühlbeck und Jörbig, Kr. Bitterfeld (Jahreschr. Bd. 8, S. 215—217 und 219), Kl. Mühligen, Kr. Bernburg, Anhalt (Z. f. E. 1915, S. 35 u. f.), Ober-Esperstedt, Mansf. Seckr. (Jahreschr. Bd. 10, S. 18 u. f., 1911), Frankleben, Kr. Merseburg (Monatsbl. Merseburg, 1912, S. 9), Erfurt (Programm des Realgymnasiums zu Erfurt 1905 und Mitt. Erfurt 1901, S. 31 u. f. und 1910, S. 3 u. f.), Heroldshausen, Kr. Langensalza (Jahreschr. Bd. 3, S. 23 u. f., 1904). Gräber dieser Gruppe sind auch unter dem großen frühbronzezeitlichen Hügel von Helmsdorf gefunden worden (siehe unten S. 256). Die schnurverzierten Gefäße in der Sammlung des „Mansfeldischen Geschichts- und Altertumsvereins zu Eisleben“ behandelt Größler in den Mansf. Bl., Bd. 20, S. 320—340, 1906. Die in dieser Sammlung befindlichen hierhergehörigen Funde stammen aus den Kreisen Mansfelder Gebirgs- und Seckreis, Querfurt und Sangerhausen. Steinkistengräber mit Schnurkeramik von Helmsdorf, Mansf. Seckr., werden in der Jahreschr. Bd. 8, S. 113—131, 1909,

ebenfalls von Größler beschrieben. In der P. 3. Bd. 1, S. 188—195, 1909 gibt Göze die Beschreibung einer Ausgrabung von Gräbern der sächsisch-thüringischen Gruppe von Poserna (Kr. Weißenfels), die deswegen von besonderem Interesse sind, weil hier Holzumkleidung beobachtet wurde; Holzreste sind auch in einem der Gräber von Erfurt gefunden worden. „Die steinzeitlichen Hügelgräber im Altenburgischen Ostkreis“ sind von Amende zusammengestellt und beschrieben worden (Nachr. a. d. herzogl. Lehrseminar 3. Altenb. 1909/12, S. 3—18, Mitt. Altenburg, Bd. 12, S. 128—156, 1911 und Bd. 13, S. 89—93); der Altenburgische Ostkreis ist sehr reich an steinzeitlichen Grabhügeln 3. T. von hervorragender Größe, die ausnahmslos der sächsisch-thüringischen Gruppe angehören; von diesen sind etwa 100 noch vorhanden. Über „Schnurkeramische Flachgräber“ desselben Gebietes siehe dieselbe Zeitschr. Bd. 13, S. 93—103. Lechler behandelt „Die reichverzierten Steinärte des sächsischen Typus“ und bringt den Nachweis, daß diese zusammen mit Gefäßen der sächsisch-thüringischen Keramik zusammen gefunden worden sind (Mannusbibl. Nr. 22, S. 1—10).

Im Verhältnis zu der großen Masse der Grabfunde des nordischen Kulturkreises in Mitteldeutschland sind die Siedelungen sehr selten; einige werden erwähnt von Nillasson in „Mannus“, Erg.-Bd. 3, 1923, S. 24—27. Eine Grabanlage oder Opferstätte, deren Fundmaterial aber dem der Siedelungen entspricht, wird von Wähle in „Mannus“, Erg.-Bd. 2, 1911, S. 32 u. f. beschrieben (Heiligenthal, Mansf. Seetr.).

Die Gruppe der Bandkeramik. Während wir über das gegenseitige Verhältnis der bisher behandelten Gruppen, die sämtliche dem nordischen Kulturkreis angehören, durch Übersichten und systematische Arbeiten ziemlich gut unterrichtet sind, herrscht in bezug auf den bandkeramischen Kulturkreis in Mitteldeutschland immer noch Unklarheit. Eine eingehende Untersuchung über denselben ist noch nicht gemacht worden. Nach der Verzierungsart der hierher gehörigen Keramik unterscheidet man nur zwei Gruppen: die der Linienband- oder Spiralmäanderkeramik und die der Stichreihen- oder Hinkelsteinkeramik. Bis vor kurzem waren im mitteldeutschen Gebiet fast nur Siedelungen bekannt oder wenigstens veröffentlicht; in der letzten Zeit sind aber auch einige Gräber entdeckt worden. Ihre Seltenheit scheint darauf zurückzuführen, daß sie sehr tief liegen, 1,5 m und mehr.

Wie weit nach Norden sich der bandkeramische Kulturkreis streckt, ist noch nicht festgestellt worden. In der Altmark ist er durch einzelne Scherben und Steingeräte nachgewiesen worden, aber ein zusammenhängender Fund aus diesem Gebiete ist nicht bekannt. Dagegen treten in der Halberstädter Gegend einige Siedelungen auf, die von dem verstorbenen Oberprediger Bärthold bearbeitet worden sind: „Eine Wohnstätte bei Halberstadt mit einfacher Bandkeramik“ (P. 3. Bd. 4, S. 374 u. f., 1912) und „Ein Gefäß vom Übergang zum Hinkelsteinstil“ (P. 3. Bd. 5, S. 593 u. f. 1913). Die

Verzierungs-elemente an den handkeramischen Gefäßen aus dem Harzgau bespricht derselbe Verfasser im Korrb. f. Anthr. 1914, S. 31 u. f. („Eine Mustertafel aus dem Harzgau“); auf die systematischen und siedlungsarchäologischen Fragen wird auch in einigen kleineren Mitteilungen eingegangen („Die Spiralmäanderkeramik in Sachsen=Thüringen“, P. J. Bd. 5, S. 276—282, 1913; „Von der Verzweigung der Völkerstämme in Sachsen=Thüringen“, P. J. Bd. 9, S. 117/120, 1917 und „Von den Steingeräten der Völkerschaften in Sachsen=Thüringen“, Korrb. f. Anthr. 1916, S. 75 u. f.). Eine handkeramische Siedlung von Tröbsdorf, Kr. Querfurt beschreibt Größler in der Jahreschr. Bd. 3, S. 118 u. f., 1904; Sellmann erwähnt eine von Ammern in der Nähe von Mühlhausen (Mühlh. Gesch.=Bl. Bd. 4, S. 38 u. f. 1914); weiter ist auch die von Edolstädt in der Grafschaft Camburg zu nennen (J. f. thür. Gesch. Bd. 20, S. 655, 1901 u. f., Derworn). Die steinzeitlichen Siedlungen im altenburgischen Ostkreise, die sämtlich dem handkeramischen Kulturkreis zuzuschreiben sind, sind von Amende behandelt worden (Mitt. Altenburg, Bd. 13, S. 29—62). Einen ausführlichen Bericht über die Ausgrabung in Lißdorf, Kr. Eckartsberga, wo ein viereckiger Hausgrundriß bloßgelegt wurde, gibt Schuchhardt in der P. J. Bd. 6, S. 293—303, 1914.

Von handkeramischen Gräbern aus Sachsen=Thüringen sind nur drei in der Literatur bekannt. In der Jahreschr. Bd. 7, S. 95—100, 1908, beschreibt Größler ein Höckergrab mit Handkeramik aus Großörner, Mansf.=Geb.=Kr.; im Anschluß daran behandelt auch der Verfasser die Frage nach der Entstehung der Bandverzierung, die er im Saalegebiete entstehen läßt — eine Auffassung, die sich wohl kaum halten läßt (S. 124—134); irrtümlich wird auch ein Gefäß aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert mit aufgelegten Rippen und Vogeldarstellungen als handkeramisch aufgefaßt (S. 110—123). Amende beschreibt zwei Schachtgräber, wovon das eine 3 m, das andere 5—6 m tief war; die Grabwände waren durch Holzstäbe gestützt; auch schien es, als ob die Gräber ursprünglich mit Holzdecken bedeckt gewesen wären; menschliche Skelettreste waren nicht vorhanden, weshalb der Verf. die Gräber als Brandgräber deutet (Mitt. Altenburg, Bd. 12, S. 67—75, Zipsendorf, Kr. Zeitz und Bd. 13, S. 185—201, Rehmsdorf, Kr. Zeitz).

Die steinzeitlichen Depotfunde aus der Prov. Sachsen und Thüringen sind von Schumacher in der P. J. Bd. 6, S. 38—39, 1914 zusammengestellt (Fundorte: Bübleben, Kr. Erfurt, Mönchpiffel und Ettersburg, Sachs.=Weimar, Freiroda, Kr. Delitzsch und Holleben, Kr. Merseburg). Hierzu kommt noch der Fund von Hemerten, Kr. Stendal (Stend. Beitr. Bd. 3, S. 468). Die spitznägigen dreieckigen Beile aus Thüringen stellt Mötelfindt zusammen (P. J. Bd. 4, S. 231—232, 1912). Einige altmärkische Einzelfunde — Beile aus Feuerstein und Seltstein — beschreibt Kupka (Stend. Beitr. 1908, S. 65—67 und J. f. E. 1915, S. 404—410). Barthold behandelt die verschiedenen Beiltypen im Harzgau — „Der Formenreichtum der jüngeren

Steinzeit" (Jahreschr. Bd. 3, S. 10—18 u. f., 1904) und „Die Nordgrenze des fazettierten Hammers und ihre Bedeutung" (Jahreschr. Bd. 6, S. 101 bis 108, 1905). Einige mineralogische Untersuchungen über Steinbeile der Umgebung von Halle und aus dem Regierungsbezirk Merseburg sind von Lüddecke ausgeführt worden (Jahreschr. Bd. 1, S. 1—15, 1902, Bd. 3, S. 1—8 und 129, 1904). Über einen steinzeitlichen Dolchstab aus Bornitz bei Zeitz berichtet Förtsch (ebendort, Bd. 3, S. 29—31, 1904). Das Jahrb. Leipzig, Bd. 5, 1911/12, S. 142 u. f. enthält eine Mitteilung über einen zweimal trepanierten Schädel aus einem Grabe bei Merseburg (Berger); ein zweiter trepanierter Schädel ist in einem Schnurkeramischen Grabe bei Helmsdorf angetroffen worden (Jahreschr. Bd. 8, 1909, S. 114). Die Steinkistengräber mit verzierten Wandsteinen aus der Provinz Sachsen und Thüringen werden von Kossinna zusammengestellt (Korrb. Ges. Ver. 1908, S. 343). Förtsch erwähnt ein solches Grab aus Ober-Eichstädt, Kr. Querfurt (Jahreschr. Bd. 3, S. 31—33, 1904). Im Montagsblatt 1912, Nr 11 berichtet Mötelfindt über die Pfahlbauten in den sächsisch-thüringischen Ländern; derselbe beschreibt auch einige Trichterrandbecher aus der Provinz Sachsen („Mannus" Bd. 3, S. 382—386, 1911). Wahle hat bei Burgisdorf im Mansf. Seefr. einen Fall von Skelettbestattung beobachtet; es handelt sich anscheinend hierbei um eine absichtliche Zerstörung des Skelettes vor der Bestattung („Mannus", Erg.-Bd. 2, S. 30 u. f., 1911). M. Wilde veröffentlicht ebendort Bd. 5, S. 304 u. f., 1913 ein Glockenbechergrab bei Weißfels und Zschiesche ein neolithisches Grab mit Schmutz aus Spondylusschalen bei Erfurt (Mitt. Erfurt, 1905, S. 133—140). Zwei Glockenbecherfunde mit dazugehörigen Kupferdolchen werden von Größler erwähnt (Mansf.-Bl. Bd. 15, S. 242 u. 243, 1901). Über die Ausgrabung eines Grabhügels mit Steinplattengrab und bronzeitlichen Nachbestattungen bei Lisdorf, Kr. Naumburg, berichtet Hagemann (Jahreschr. Bd. 9, S. 45—54, 1910). Einige steinzeitliche Höckergräber ohne Beigaben aus Buttstädt, Kr. Apolda, sind von Derworn ausgegraben worden; die dabei gefundenen Schädel werden ausführlich beschrieben (J. f. thür. Gesch. Bd. 20, S. 633 u. f., 1901). Als Grabfund wird von Kupka ein Fund eines Feuersteindolchs, eines geschliffenen Beils und eines Meißels gedeutet; der Fund stammt von Jeggel, Kr. Osterburg, Altmark (Stend. Beitr. Bd. 4, S. 29 u. f.).

Chronologie. In einem Vortrag „Über die Gliederung und Chronologie der jüngeren Steinzeit" (J. f. E. Verh. 1900, S. 259—278) stellt Göze für Sachsen-Thüringen zwei Gruppen-Komplexe auf, innerhalb welcher die Untergruppen teilweise zeitlich nebeneinander gestanden haben sollen; 1. Schnurkeramik-Zonenbecher und 2. nordwestdeutsche Megalithkeramik — Kugelamphoren — Bernburger Typus — Bandkeramik — Rössener Typus. Nach Göze vereinigt der Rössener Typus in sich Elemente aus der nordwestdeutschen Megalithkeramik, dem Bernburger Typus und der Bandkeramik;

der Endtermin dieser drei Gruppen muß also gleichzeitig sein. Nach der stratigraphischen Reihenfolge in dem von Klopffleisch ausgegrabenen Hügel „Spitzer-Hoch“ bei Latdorf — so wie sie Göthe deutet — kommt die Schnurkeramik in einer tieferen Schicht als der Bernburger Stil vor und ist somit älter als dieser.

Höfer, der bei der Ausgrabung des Baalberger Hügels (siehe oben S. 243) zu einem entgegengesetzten Ergebnisse kam, hat dann auch die stratigraphischen Verhältnisse des „Spitzer-Hoch“ einer eingehenden Prüfung unterzogen (Jahreschr. Bd. 1, S. 39—45). Dabei fand er, im Gegensatz zu Göthe, daß der stratigraphische Aufbau auch dieses Hügels für ein älteres Ansehen des Bernburger Stils gegenüber der Schnurkeramik sprach. Dasselbe Ergebnis hatte auch die Ausgrabung des Pohlsberger Hügels bei Latdorf und des Derfflinger Hügels bei Kalbsrieth (siehe oben S. 244 und Jahreschr. Bd. 4, 1905, S. 93 u. f.).

In der Jahreschr. Bd. 3, S. 133—138, 1904 behandelt Höfer die chronologische Frage der steinzeitlichen Keramikgruppen unter Berücksichtigung der Grabformen und sucht sie in die Stufen der nordischen Steinzeit zu bringen.

Eine erste zusammenfassende chronologische Übersicht sämtlicher mittel-deutschen Keramikgruppen ist von Kossinna gemacht worden („Die deutsche Vorgeschichte“, S. 20—21), eine Zusammenstellung, die der heutigen Auffassung der Wissenschaft entsprechen dürfte. Weiter ist von Miklasson in dem Bericht über die neueren Ausgrabungen in Rössen („Mannus“ Bd. 11/12, S. 336) die Aufeinanderfolge der hier vertretenen Gruppen kurz behandelt worden.

Wenn auch die Chronologie der mitteldeutschen Steinzeit in ihren Hauptzügen als endgültig feststehend zu betrachten ist, so gibt es immer noch Einzelheiten, die der Erklärung bedürfen.

Bronzezeit.

Für die Kenntnis der frühesten Bronzezeit des gesamten hier behandelten Gebietes wichtig ist die Zusammenstellung der einschlägigen Funde von Montelius in „Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien“, 1901.

In der Arbeit „Die Bronzezeit in der Altmark“ (Jahreschr. Bd. 7, S. 29/84, 1908) gibt Kupka zuerst einen nach Zeitstufen geordneten Überblick fast sämtlicher bis dahin bekannter bronzezeitlicher Funde aus der Altmark mit beschreibender Darstellung der einzelnen Fundstücke und unter Angabe der Fundumstände. Der Verfasser unterscheidet für Altmark drei Zeitabschnitte: 1. frühe Bronzezeit = Per. I, 2. ältere Bronzezeit = Per. II u. III und 3. jüngere Bronzezeit = Per. IV—VI n. Mont. Innerhalb dieser drei Zeitabschnitte werden die Funde in Einzel-, Depot- und Gräberfunde getrennt; eine systematische Behandlung der Gräbertypen, der Bestattungsweise und der Gefäßformen geht den Fundbeschreibungen voran.

Gräber aus der frühen Bronzezeit sind in der Altmark nicht nachgewiesen worden, was desto auffallender ist, als in dem Gebiete südlich davon, in der Halberstädter Gegend, zahlreiche solche vorkommen; dagegen sind die Einzel- und Depotfunde häufig. In der älteren Bronzezeit ist das Hügelgrab mit einem Steinkranz an der Basis die übliche Grabform; die Bestattungsart ist die Leichenverbrennung; die Leichenbrandurnen werden von kleinen Steintisten umgeben. Vereinzelt kommt aber auch das Flachgrab und die Skelettbestattung vor. In der jüngeren Bronzezeit ist die Leichenverbrennung alleinherrschend. Die Gräbertypen weisen viele Varianten auf: für den Beginn herrscht noch das Hügelgrab mit Einzelbestattung, daneben finden sich aber auch Flachgräber, z. T. in Gruppen und Reihen geordnet. In der letzten Hälfte der späten Bronzezeit ist das Hügelgrab mit Einzelbestattung — „Das Kegelgrab“ — verschwunden. An seine Stelle tritt der flache Hügel mit mehreren Bestattungen auf; nebenbei besteht noch das Flachgrab. Vereinzelt sind die sog. Glockengräber, wo ein weites, starkwandiges Gefäß über die Leichenbrandurne gestülpt worden ist, beobachtet worden. Neben dieser Entwicklung in der äußeren Gestalt der Gräber — von den sorgfältig hergestellten Hügeln mit nur einem Grabe zu dem flachen Hügel mit mehreren Bestattungen — geht die allmähliche Vernachlässigung im Bau der im Grabe befindlichen Steintisten, bis sie in der frühen Eisenzeit verschwinden. Gleichzeitig mit der Beschreibung der Gräber werden die Gefäßformen behandelt. Im großen und ganzen schließt sich die Altmark während der Bronzezeit dem nordischen Kulturkreis an. Die Mehrzahl der Metallgegenstände sind rein nordische Formen; die Keramik dagegen weist, besonders in dem späteren Abschnitt, starke Einflüsse von der ostdeutschen sog. Lausitzer Kultur auf.

Diese Übersicht wird nachträglich durch mehrere in den Stend. Beitr. Bd. 2—4 erschienene Einzelberichte ergänzt. Von diesen seien besonders folgende Aufsätze genannt: „Materialien zur Kenntnis der Bronzezeit in der Altmark“ (ebendort, Bd. 2, S. 262/272), „Neue Funde aus der jüngeren Bronzezeit“ (ebendort, Bd. 2, S. 324/334) und „Neue altmärkische Funde aus der Bronzezeit“ (ebendort, Bd. 3, S. 7/20). „Die altbronzezeitlichen Gräber von Havemark“, Kr. Jerichow II, die unter anderen Funden auch ein prachtvolles Schwert der Periode II geliefert haben, sind von Kupka in der Jahreschr. Bd. 8, S. 133—152, 1909 veröffentlicht worden. Im Anschluß an die Beschreibung des jahrzehntelang verschollenen aber wiedergefundenen Depotfundes von Darßkau, Kr. Salzwedel, bringt Kupka eine Zusammenstellung mit Literaturangaben der größeren altmärkischen Sammelfunde der Bronzezeit (Stend. Beitr. Bd. 4, S. 411/422); der Verf. zählt 13 solche Funde auf, und zwar 6 aus der Periode I, 3 aus der Periode IV und 4 aus der Periode V; aus den Perioden II—III sind keine bekannt. Zuletzt sei noch eine ungarische Doppelagat aus Carow, Kr. Jerichow II erwähnt (Jahreschr. Bd. 10, S. 73 u. f., 1911). Die bronze=

zeitlichen Sibern werden von Kupta in der *Jahreschr.* Bd. 9, S. 2/14, 1910 zusammengestellt.

Während in der Altmark die Gräber aus der frühen Bronzezeit fast unbekannt sind, kommen sie in dem Gebiet südlich davon, in der Halberstädter Gegend, zahlreich vor. Es sind die Gräber der sog. Aunjetitzer Kultur, die hier eins ihrer Verbreitungszentra haben. Die einzige zusammenfassende Behandlung der Aunjetitzer Kultur ist die von Kossinna in der *J. f. E.* 1902, S. 197 u. f. (für die Prov. Sachsen besonders die Seiten 201—203). Obgleich diese Zusammenstellung in manchen Punkten ergänzt werden muß, ist sie immer noch wertvoll und durch nichts Besseres ersetzt worden.

Im übrigen liegen nur Einzelberichte vor.

In der *P. J.* Bd. 2, S. 60/66, 1910, berichtet Göze über eine Ausgrabung südlich von Halberstadt, wobei sieben dieser Kulturgruppe angehörige Gräber — Hockerbestattungen in Steinkisten oder Steinpadungen — angetroffen wurden. Ähnliche Gräber sind auch am Windmühlenberge bei Klein-Quenstedt gefunden worden (Mötefindt in derselben Zeitschrift, Bd. 3, S. 274, u. f., 1911); ein Schädel von dieser Fundstelle ist von Schliz untersucht worden (*P. J.*, Bd. 4, S. 377 u. f., 1912). Über weitere aus derselben Gegend stammende Funde siehe *Jahreschr.* Bd. 10, S. 76/79, 1911. Grab- und Siedlungsfunde von Derenburg, Kr. Halberstadt, werden von Höfer in der *Jahreschr.* Bd. 5, S. 92 u. f. 1906, beschrieben; bei den hier aufgedeckten Gräbern wurden keine Steinumfassungen beobachtet. Ein weiteres Grab, ebenfalls von Derenburg, das als Beigabe ein einhanteliges Gefäß enthielt, wird von Höfer mit Unrecht der frühen Bronzezeit zugewiesen (siehe oben, S. 246). Weitere frühbronzezeitliche Grabfunde aus dem Nordharzgebiete erwähnt derselbe ebendort, Bd. 5, S. 97, 1906. In der *J. Harzver.* 1907, S. 244 u. f. und 1909 S. 156 u. f. berichtet Schönermark über zwei Ausgrabungen in der Nähe von Thale, die ebenfalls Keramik dieser Zeitstufe geliefert haben. Aus einem Hügelgrabe bei Königsau unweit von Aschersleben stammt ein offener, starker Halsring mit Stempelenden (*Jahreschr.* Bd. 5, S. 89, 1906, Höfer).

Von größeren Depotfunden ist nur einer zu erwähnen, der von Spiegelsberge bei Halberstadt stammt und von Höfer in der *Jahreschr.* Bd. 5, S. 94, 1906, beschrieben worden ist; der Fund setzt sich zusammen aus vier massiven Halsringen mit ösenartig umgeschlagenen Enden, 2 Armspiralen, 10 langen Spiralkrollchen und einem Bruchstück einer silbernen Nadel. Aus Westeregeln, Kr. Wanzleben stammt eine bronzene Doppelart (*P. J.* Bd. 3, S. 389, 1911, H. Schmidt). Über eine Goldschale von Crottdorf, Kr. Aschersleben berichtet Reuß in der *Jahreschr.* Bd. 9, S. 75 u. f., 1910.

Aus Anhalt veröffentlicht Höfer in der *Jahreschr.* Bd. 5, S. 91, 1906, zwei frühbronzezeitliche Gefäße, die in einem Skelettgrabe bei Baalberge, Kr. Bernburg angetroffen wurden. Funde von einem spätbronzezeitlichen Gräberfelde von Groß-Kühnau, Kr. Dessau werden von Seelmann in der

3. f. *E. Verh.* 1900, S. 466 u. f. und *Nachr.* 1901, S. 93 u. f., behandelt. Über einige spätbronzezeitlichen Grab- und Einzelfunde von verschiedenen Fundstellen siehe *Jahreschr.* Bd. 3, S. 75 u. f., 1904 (Seelmann). Außerdem sind noch 2 Depotfunde veröffentlicht worden, ein frühbronzezeitlicher aus Hoym, bestehend aus 8 massiven offenen Armringen, 6 Noppenringen und einer Tätowiernadel (*Jahreschr.* Bd. 9, S. 55/60, 1910, Höfer), und ein spätbronzezeitlicher aus der Nähe von Bernburg; der letztere wird zusammengesetzt aus 5 Bronzeringen, die um eine Urne herumgelegt waren, und 172 knopfähnlichen Schmuckgegenständen (*Jahreschr.* Bd. 3, S. 88/96, 1904). Außerdem erwähnt Seelmann ebendort Bd. 3, S. 75, einen größeren Fund vom Mühlberge zwischen Osternienburg und Trebbichau, Kr. Cöthen, bestehend aus Gefäßen, bronzenen Arm- und Fußringen, Bügelnadeln und Finger- ringen aus Gold und Bronze; der Fund ist nicht näher beschrieben worden.

Die östlichen Kreise der Provinz Sachsen, die sich zwischen die Provinz Brandenburg und den Freistaat Sachsen hineinschieben, gehören während der Bronzezeit zu dem ostdeutschen oder Lausitzer Kulturkreis. Aus dem früheren Abschnitt der Bronzezeit sind aus diesem Gebiet keine Funde durch die Literatur bekannt gemacht worden. Die mit Tongefäßen sehr reich ausgestatteten Brandgräberfelder, die hier vorkommen, setzen erst mit der Periode IV ein. Von neueren Ausgrabungsberichten seien genannt: Kaußsch: „Ausgrabungen in der Umgegend von Zahna und Wergzahna, Kr. Wittenberg“ (*Mitt. Halle*, Bd. 2, S. 17/24, 1900); Reuß: „Die Urnenfriedhöfe bei Woltersdorf und Bülzig, Kr. Wittenberg“ (*Jahreschr.* Bd. 9, S. 72/88, 1910); Förtsch: „Ausgrabung in Schweinert bei Klein-Rössen, Kr. Schweinitz“ (ebendort, Bd. 3, S. 54/59, 1904); Wahle: „Lausitzer Urnenfriedhof bei Mühlberg a. E., Kr. Liebenwerda“ (ebendort, Bd. 9, S. 35/44, 1910) und Troitsch: „Bronzezeitliche Friedhöfe bei Cosilenzien, Kr. Liebenwerda“ (*P. J.* Bd. 2, S. 356/367).

Der südliche Teil der Provinz Sachsen. Die frühe Bronzezeit in diesem Gebiet ist vor allem durch die zwei großen Hügel von Helmsdorf, Mansf. Seefr. und von Leubingen, Kr. Cöthensberga, vertreten. Der Leubinger Hügel, der von Höfer in der *Jahreschr.* Bd. 5, 1906 beschrieben worden ist, wurde schon 1877 von Kopfleisch ausgegraben; der Helmsdorfer Hügel ist von Größler untersucht und beschrieben worden (*Jahreschr.* Bd. 6, S. 1—87, 1907). Sowohl äußerlich wie nach dem Inhalte waren die beiden Hügel sich fast gleich. Die Größenverhältnisse waren etwa dieselben — Durchm. 33 bis 34 m, Höhe 7—8 m. Das Hauptgrab war in beiden Hügeln von einem Holzbau umgeben, der eine fest umschlossene Grabkammer mit schrägem Dach bildete. Die Beigaben waren ebenfalls gleichartig, und zwar fanden sich in jedem Grabe je ein offener massiver Armring, 2 Säbelnadeln, 2 Ohrringe und 1 Goldspirale — alles aus Gold — nebst einem großen Tongefäß; das Leubinger Grab enthielt außerdem folgende Gegenstände aus Bronze: 4 breite,

dreieckige Dolchflingen, 3 Meißel verschiedener Größe und 2 Randbeile. Die Beziehungen der Gräber bzw. der Funde zu der gesamten frühbronzezeitlichen Kultur werden eingehend behandelt. Auf der Kuppe des Leubinger Hügels befand sich ein slawischer Friedhof mit zahlreichen Bestattungen; in dem Helmsdorfer Hügel wurden mehrere Nachbestattungen aus verschiedenen Zeiten beobachtet; unter dem Hauptgrab des letztgenannten Hügels fand sich ein Grab mit Schnurkeramik. Als Anhang zu seiner Arbeit beschreibt Höfer einige gleichartige schon früher ausgegrabene aber nicht beschriebene Hügel- ausgrabungen aus der Provinz Sachsen und Thüringen: die Hügel bei Langel und Körner, Sachs.=Cob.=Gotha, den Orlishäuser und den Grifftädter Hügel im Kreise Eudartsberga, den Hügel von Sömmerda¹⁾, Kr. Weißensee und den Nienstedter Hügel, Kr. Sangerhausen.

Die Ausgrabung des Hügels von Nienstädt, die seinerzeit von Klopffleisch ausgeführt worden ist, wird von Eichhorn in der Jahreschr. Bd. 7, S. 85/94, 1908, beschrieben. Obgleich der Inhalt dieses Hügels hinter den reichen Funden aus den Leubinger und Helmsdorfer Hügeln weit zurücksteht, kommt ihm wegen der verschiedenartigen Grabbauten doch eine gewisse Bedeutung zu.

Altbronzezeitliche Flachgräber mit Skelettbestattungen sind bekannt von Goseck, Kr. Querfurt (Jahreschr. Bd. 1, S. 260/270, 1902, Förtsch) und aus der Mühlhäuser Gegend (Mühlh. Gesch.=Bl. Bd. 1, S. 15 u. f., 1900, Bd. 3, S. 7 u. f. 1902, Bd. 6, S. 12 u. f., 1905 und Bd. 10, S. 95 u. f., 1910, Sellmann).

Eine gewisse Sonderstellung innerhalb der bronzezeitlichen Fundgruppen Sachsen=Thüringens nimmt das sehr ergiebige Flachgräberfeld von Helmsdorf, Mansf. Seetr. ein. Es handelt sich hier um Steinkisten oder Steinpadungsgräber, deren Sohle immer gepflastert ist. Die Gräber enthalten teils Skelett-, teils Leichenbrandbestattungen. Die Keramik zeigt Einflüsse von der späten Lausitzer Kultur, obwohl die Bestattungsart davon abweicht, unter den Bronzebeigaben kommen verschiedene südliche Formen vor. Zeitlich sind die Helmsdorfer Gräber in die Periode IV und V zu setzen. Das Hauptfundmaterial ist in einer noch ungedruckten Dissertation von J. Lechler, Halle 1921, bearbeitet worden; einzelne Gräber sind aber schon früher veröffentlicht worden (Jahreschr. Bd. 8, S. 87/103, 1909, Größler, und Bd. 10, S. 84/88, 1911, Rauch). Größler und Rauch rechnen die Funde irrtümlich zu der älteren Bronzezeit. Diese Gräbertypen sind aber nicht nur auf das Helmsdorfer Gräberfeld beschränkt, sondern sind über den ganzen südlichen Teil der Provinz Sachsen verbreitet und greifen z. T. auf die Nachbargebiete

¹⁾ Unter den Funden aus dem Hügel von Sömmerda, abgebildet Tafel V, 5, erwähnt Verfasser irrtümlich auch einige Schnurkeramische Scherben, die, wie es sich bei der Neukatalogisierung der Sammlung des Halle'schen Museums herausgestellt hat, zu einem steinzeitlichen Hödergrab von Niedertopfstädt, Kr. Weißensee, gehören.

über. Einige Fundorte seien genannt: Lühfendorf, Kr. Querfurt (Jahreschr. Bd. 8, S. 220, 1909, Reuß), Ober-Eperstedt, Mansf. Seetr. (ebendort Bd. 10, S. 17, 1911 u. f., Reuß), Bornstedt, Kr. Sangerhausen, Neehausen und Höhnstedt, Mansf. Seetr. (Jahreschr. Bd. 8, S. 105/112, 1909, Größler), Wallhausen und Bennungen, Kr. Sangerhausen (Mitt. Sangerhausen 1906, S. 124/126 und 1910, S. 49 u. f., Krieg) und Arnstadt, Schwarzb.-Sondersh. („Mannus“ Bd. 14, S. 154—157, 1922, Caemmerer). Das von Schiesche beschriebene Gräberfeld von Waltersleben, Kr. Erfurt dürfte auch hierher zu rechnen sein (Jahreschr. Bd. 1, S. 116/124, 1902).

In den Mühlh. Gesch.=Bl. Bd. 5, S. 24/29, 1904, veröffentlicht Sellmann Funde von einem bronzezeitlichen Friedhofe bei Mühlhausen.

Über Funde aus der Diebeshöhle bei Ufrungen, Kr. Sangerhausen, die 3. T. aus Gräbern, 3. T. aus Herdgruben herrühren — u. a. ist hier ein kunjetischer Gefäß ausgegraben worden — berichtet Mötelfindt in der 3. f. E. 1914, S. 646/661; dieser Aufsatz enthält außerdem Angaben über das Vorkommen einiger Getreidearten in der Vorzeit.

In der 3. f. E. 1903, S. 84/86 beschreibt Hahne einen Bronzedepotfund vom Rittergut Piesdorf bei Belleben; Mansf. Seetr.; der Fund bestand aus 3 massiven, geschlossenen Beinringen aus Bronze, die zusammen mit einem frühbronzezeitlichen Gefäß gefunden worden waren. Im Anschluß daran hat Kossinna das Vorkommen ähnlicher Ringe aus der Provinz zusammengestellt.

Ebenfalls aus der älteren Bronzezeit stammt der bedeutende Depotfund von Dieskau bei Halle, der von Förtsch in der Jahreschr. Bd. 4, S. 3/33, 1905 veröffentlicht worden ist; außer mehreren Beilen, Hals-, Arm- und Beinringen, Bernsteinperlen und Spiralköllchen aus Bronze gehören zu diesem Funde 4 Dolchstäbe, wovon zwei mit noch gut erhaltener Schäftung aus Bronze, und 10 lose Dolchstabklingen, 3. T. mit noch feststehenden Nieten. Die verschiedenen Gegenstände sind in ausgezeichneter Abbildung wiedergegeben.

Über einen weiteren Dolch- oder Schwertstabfund von Canena, Saalkreis, berichtet Hub. Schmidt, in der P. 3. Bd. 1, S. 113/140, 1909. Nach einer eingehenden Beschreibung der beiden gefundenen Gegenstände — eines Dolchstabes mit noch erhaltener Schaftrohre aus Bronze und eines Dolches mit Griff und breiter, kurzer Klinge, werden die technischen, typologischen und chronologischen Fragen der Dolchstäbe eingehend behandelt.

Zuletzt sei noch ein frühbronzezeitlicher Depotfund von Unterrißdorf, Mansf. Seetr. genannt; der Fund setzt sich zusammen aus drei Halstringen mit aufgerollten Enden, einer Rudernadel, einem Armring mit Stempelenden, 2 Säbelnadeln, die zusammen in einem Tongefäß gefunden worden sind (Mansf.=Bl. Bd. 15, S. 244, 1901, Größler).

Aus Auleben, Kr. Sangerhausen stammt eine ungarische Doppelaxt (Jahreschr. Bd. 10, S. 75 u. f., 1911).

Einige bedeutende Depotfunde aus der späteren Bronzezeit mögen auch hervorgehoben werden:

Hüb. Schmidt beschreibt in der *J. f. E.* 1904, S. 416/452 einen Bronzesichelfund aus Oberthau, Kr. Merseburg und Reuß in der *Jahreschr.* Bd. 8, S. 223 u. f., 1909 einen ähnlichen Fund aus Bebra, Kr. Querfurt. Der Fund von Oberthau gibt dem Verfasser Veranlassung, die systematischen Fragen der Bronzesicheln zu behandeln.

Ein hauptsächlich aus Schmuckgegenständen — Armspiralen, Fußknöchelringen mit Spiralscheiben, großen Brillenfiseln, ebenfalls mit Spiralscheiben, und Halsringen — bestehender Sammelfund von Lützendorf, Kr. Querfurt veröffentlicht Reuß in der *Jahreschr.* Bd. 8, S. 215/228, 1909.

Zwei weitere Funde von Schmuckgegenständen sind die von Schortleben, Kr. Weisenfels und von Schaffstädt, Kr. Merseburg („*Mannus*“ Bd. 8, S. 113 und Bd. 9, S. 190, Kossinna).

Unter Heranziehung einer chemischen Untersuchung der Gegenstände beschreibt Reuß einen vorzüglich erhaltenen Waffenfund, der 1906 bei Erdarbeiten in der Nähe von Kehmstädt bei Bleicheroda, Kr. Grafschaft Hohenstein, angetroffen wurde; 0,5 m unter der Oberfläche lagen hier zusammen, alle die Spitzen nach einer Richtung zeigend: 2 Artensichwerter, ein Schwert von sog. Auvergnier Typus, 3 von Möriger Typus, eine Schwert Klinge mit Griffangel und eine große Lanzenspitze mit Tülle (*Jahreschr.* Bd. 7, S. 1—12, 1908).

Zwei Möriger Schwerter befanden sich auch in einem Depotfund von Kudenburg, Kr. Querfurt, beschrieben von Förtsch in der *Jahreschr.* Bd. 3, S. 33/42, 1904; der Fund enthielt außer den 3 Messern, 3 Lanzenspitzen, 1 Tüllenart, 1 Knopfsichel, 6 Armringe und 5 Nadeln.

Ein dritter Schwertfund von Leinungen, Kr. Sangerhausen wird von Kossinna im „*Mannus*“ Bd. 9, S. 130, Anm. 2 erwähnt und abgebildet.

Weiter hat Größler einige Bronzefunde, meist Einzelfunde, aus dem Mansfeldischen veröffentlicht: „Die Kupfer- und Bronzeefelte der Sammlung des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld“ (*Mansf.-Bl.* 1904, S. 160/168) und „Leitformen zur Erkennung des Alters vorgeschichtlicher Funde usw.“ (*Mansf.-Bl.* 1908, S. 45/62).

Thüringen. Für ein Gebiet Thüringens haben wir in der Arbeit „Die bisher bekannt gewordenen bronzezeitlichen Friedhöfe im altenburgischen Ostkreise“ von Amende (*Mitt. Altenburg*, Bd. 12, S. 393/430) eine ähnliche Zusammenstellung wie die oben schon genannte für die Altmark. Was dem Verfasser „durch eigene Ausgrabung fund geworden, was er in Druckschriften und Arbeiten gelesen, was er durch mündliche Überlieferung erfahren“ gibt er hier übersichtlich zusammengestellt. Alle bekannten Friedhöfe liegen im nordöstlichen Teil des Ostkreises, innerhalb eines Gebietes, das von Altenburg, Meuselwitz, Lueda und der Pahnawaldung begrenzt wird. Sowohl hügel-

wie Flachgräber kommen vor, ohne das ein Zeitunterschied zwischen den beiden Typen zu erkennen ist. Sie enthalten ausnahmslos Brandgräber und gehören dem Lausitzer-Kulturreise an. Zeitlich sind sie der mittleren und jüngeren Bronzezeit zuzuschreiben.

Mehrere Einzelberichte über altenburgische Grabfunde der Bronzezeit sind in den früheren Jahrgängen der genannten Zeitschrift erschienen; da sie aber sämtlich in der oben genannten Zusammenstellung berücksichtigt und erwähnt worden sind, wird auf diese hingewiesen. Später veröffentlicht ist nur die Beschreibung eines bronzezeitlichen Grabhügels bei Dorndorf (ebendort, Bd. 13, S. 103—106, 1919).

Aus Kriebitzsch im altenburgischen Ostreise stammt ein Depotfund der älteren Bronzezeit, bestehend aus 1 Randbeil, 10 Ösenhalbringen und 2 offenen sehr starken Bein- oder Armringen (ebendort, Bd. 12, S. 85 u. f., Amende).

Einen der späteren Bronzezeit zugehörigen Fund aus dem Münchendorf-Grund bei Jena beschreibt Eichhorn in der *J. f. G.* 1908, S. 194/200; außer einer großen Anzahl kleinerer Geräte und Schmutzgegenständen enthielt dieser Fund ein Antennenschwert, von dessen Scheide das profilierte Ortbard und die aus dünnem Bronzeband bestehende Umwicklung erhalten war.

In der *P. J.* Bd. 9, S. 119 u. f., 1902 berichtet Mötefindt über einen Depotfund von Frankenhäusen in Schwarzb.-Rudolst., bestehend aus einer zweigliedrigen, großen Bronzesibel mit Anhängsel, drei Armringen und einer Knopfsichel. E. Lehmann behandelt im „*Mannus*“ Bd. 13, S. 172/175, 1921 zwei thüringische Einzelfunde — ein Bronzeschwert aus dem Forstrevier Tonna bei Döllnitz, Sachs.-Cob.-Gotha, und eine Lanzenspitze aus Badra, Schwarzb. Sondersh. Zuletzt sei noch erwähnt eine Gußform einer Radnadel von Großschwabhausen, Sachs.-Weimar (*Zeitschr. f. thür. Gesch. N. F.* Bd. 12, S. 659, 1901).

Vorchristliche Eisenzeit.

Eine ihrer Zeit grundlegende Arbeit für die Kenntnis der früheren Eisenzeit unseres Gebietes war der von Höfer in der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1896 gehaltene Vortrag über „Das erste Auftreten des Eisens im Nordharzgebiete“ (*Korr.-Bl. Ges. Ver.* 1896, S. 128—137). Bis dahin war man bei der Beurteilung der früheisenzeitlichen Verhältnisse in der Provinz Sachsen nur auf die wenigen und unvollständigen Angaben bei Undset „Das erste Auftreten des Eisens“ 1882 angewiesen. Die Bedeutung der Höferschen Arbeit liegt hauptsächlich darin, daß er einige Typen aufweist, die hallstätischen Charakter zeigen und somit den Nachweis bringt, daß schon in dieser Zeit — der V. und VI. Periode der Bronzezeit — das Eisen im Nord- und Ostharzgebiete bekannt war, wenn er auch die absolute Datierung um einige Jahrhunderte zu spät

ansetzt. Später ist der Verfasser mehrmals bei der Behandlung der mitteldeutschen Hausurnen auf diese Frage zurückgekommen, besonders in der Arbeit „Steinkistengräber und Hausurnen von Hoym“ (3. Harzver. Bd. 31, S. 244—288, 1898).

Einen bedeutenden Fortschritt gegenüber diesen älteren Arbeiten bezeichnet die Abhandlung von E. Wahle „Die Kulturen und Völker der ältesten Eisenzeit im Flußgebiet der Saale“ (Jahreschr. Bd. 10, S. 89—138, 1911). Es werden hier drei verschiedene Kulturgruppen unterschieden, die bezeichnet werden durch: 1. die nordharzischen Steinkistengräber mit den sie begleitenden Hausurnen, 2. Skelettgräber, die mit gedrehten Halsringen, den sog. Wendelringen und Armringen in Steigbügelform ausgestattet sind, und 3. Brandgräber mit Gefäßformen, die sich an die Typen der späteren Lausitzer Kultur anschließen. Ethnologisch läßt der Verfasser, wobei er sich hauptsächlich auf die Untersuchungen von Kossinna stützt, diese drei Kulturgruppen auch drei verschiedenen Völkern entsprechen: Die Steinkistengräber den Germanen und die Skelettgräber den Kelten; die ethnologische Stellung der dritten Gruppe läßt er unentschieden, denkt aber bei diesen auch an die Germanen. Eher könnte man jedoch bei dieser Gruppe annehmen, daß sie die westlichsten Vorposten der ostdeutschen Bevölkerung dieser Zeit, der Illyrier nach Kossinna, darstellen oder vielleicht eine Mischbevölkerung zwischen diesen und den Germanen.

Einen weiteren Beitrag zur Lösung der ethnologischen Frage in dem mittleren Teil der Provinz Sachsen liefert die von Krüger entworfene Karte über die Verbreitung der germanischen Gräberfunde dieses Gebietes, die er im Anschluß an die Besprechung einer neuentdeckten Hausurne von Zwintschöna im Saalkreise veröffentlicht hat (Mannus, Bd. 5, S. 325—335, Taf. XXX. u. XXXI, 1913). Diese Karte ist nachträglich von Kossinna durch die Eintragung der keltischen Skelettgräber bereichert worden (Kossinna, „Die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit im Verhältnis zu dem Eisenfunde von Wahren bei Leipzig“, Mannus, Bd. 7, S. 87—126, Taf. XXI, 1915 und, ergänzt, „Die Herkunft der Germanen“, Mannusbibl. Nr. 6, 2. Aufl. Würzburg 1920).

Das Gebiet der Steinkistengräber beschränkt sich hauptsächlich auf das nördliche und östliche Harzvorland. Im Osten erstreckt es sich nur ausnahmsweise über die Saale hinaus. Zu den älteren Funden dieser Gräbergruppe mit oder ohne Hausurnen, die größtenteils von Becker und Höfer veröffentlicht und von Wahle (a. a. S. 91 u. f.) zusammengestellt worden sind, sind auch seit 1900 einige neue hinzugekommen. Aus dem Gräberfelde von Hoym in Anhalt beschreibt Höfer zwei neuentdeckte Hausurnen, gleichzeitig auch eine von Schwanebeck im Kreise Oschersleben (3. Harzver. Bd. 33, S. 447—458, 1900 und Korrbibl. f. Anthr. 1900, S. 115—118). Über eine Gesichtsurne von Nienstedt, Kr. Quedlinburg berichtet ebenfalls Höfer in

derselben Zeitschrift Bd. 40, S. 241—242, 1907. In der P. J. Bd. 6, S. 188 u. f., 1914 veröffentlicht Bärthold eine sog. Lufurne aus dem Gräberfeld bei Schwanebeck, die an die früher bekannten Gefäße von Unseburg und Eberswalde erinnert. Auf dem Gebiet der Ascherslebener Maschinenfabrik wurden im Herbst 1904 einige Steinkistengräber ausgegraben, die unter anderen Funden auch eine Hausurne von länglich viereckigem Grundriß mit abgerundeten Ecken lieferten (J. Harzver. Bd. 38, S. 149—156, 1904). Zu den neu veröffentlichten Hausurnen gehören auch die schon erwähnte von Zwintschöna im Saalkreise und die von Groß-Kühnau in Anhalt (Jahreschr. Bd. 3, S. 81, 1904). Eine Hausurne von Magdeburg von kugelförmiger Form mit 4 Füßen ist von Behn in der P. J. Bd. 10, S. 66 u. f., 1918 beschrieben worden; ebendort S. 77 werden auch die Eilsdorfer Gesichtstürnen unter ethnologischem Gesichtspunkte behandelt. Eine Übersicht der Hausurnenforschung und der Fragen, die sich daran knüpfen, gibt Mötelfindt in der J. Harzver. Bd. 48, S. 133—141, 1919.

In der Gegend östlich der Saale, bei Cöthen, sind von Göthe zwei Steinkistengräber ausgegraben worden, welche die am weitesten nach Osten vorgeschobenen Funde dieser Gruppe sind (P. J. Bd. 9, S. 55—65, 1917). In der Jahreschr. Bd. 6, S. 93—112, 1907 beschreibt Reuß zwei hierhergehörige Gräber aus Staßfurt; unter den Fundgegenständen von diesem Gräberfelde befindet sich auch ein gut erhaltenes Stiefelgefäß, wie es in der Lausitzer Kultur mehrfach beobachtet worden ist.

Außerhalb des Gebietes der Steinkistengräber kommen auch germanische Gräber der frühen Eisenzeit vor, z. T. mit z. T. ohne Steinkisten (vgl. die Zusammenstellung bei Wahle, S. 110—126 und die Karte von Krüger-Kossinna). Der bedeutendste Fund dürfte einer der von Wahle veröffentlichten Friedhöfe von Schenkenberg, Kr. Delitzsch sein (Jahreschr. Bd. 8, S. 153—214, 1909); die Funde von Schenkenberg gehören teilweise auch der Latènezeit an.

Im Gegensatz zu der eben behandelten germanischen Kultur mit Leichenbrandgräbern steht die in der ersten Periode der Eisenzeit — um 600 vor Chr. — unvermittelt auftretende Kultur der süddeutsch-keltischen Skelettgräber, die sich nach Norden hin bis in das Saalegebiet und in das Gebiet der Steinkistengräber erstreckt. Eine Zusammenfassung der thüringisch-sächsischen Funde dieser Gruppe ist noch nicht vorhanden; eine kurze Übersicht derselben gibt Wahle in der oben erwähnten Arbeit S. 127—132. Ihre ethnologische und chronologische Stellung ist von Reinecke (J. f. E. Verh. 1900, S. 486—490) und Kossinna (Korrbl. f. Anthr. 1907, S. 57—62) behandelt worden. Eine gute Fundzusammenstellung bringt Kossinna in „Mannus“ Bd. 7, S. 114 bis 117, 1915. Beschreibungen einzelner Funde sind in der Jahreschr. Bd. 3, S. 42—52, 1904 und in den Mitt. Erfurt Bd. 21, S. 155—157, 1900 veröffentlicht worden.

Der frühen Eisenzeit zuzuschreiben ist auch der schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gehobene Depotfund von Wölmisse bei Schlöben (Sachs.-Altenb. Westfr.). Der sehr bedeutende Fund — bestehend aus 3 gewölbten manschettenartigen Bronzearmbändern, 5 massiven Ringen aus Bronze mit angegossenen Füßen, einer gegossenen Hohlwulst, einem fantigen Bronzehalstring, verziert mit längsgestrichelten Dreiecken und Schrägstrichgruppen, 2 eisernen unverzierten Halstringen mit Endknöpfen, einem eisernen Flachbeil mit Seitenzapfen, einem eisernen Tüllenmeißel, einem eisernen Tüllenbeil und 2 eisernen Sicheln — ist von Kossinna im „Mannus“, Bd. 7, S. 88 u. f., 1915 und von Amende in den Mitt. Altenburg Bd. 13, S. 8—28, beschrieben und abgebildet worden.

Die in den vorhin genannten Schriften behandelten Funde und Fundgruppen gehören fast ausschließlich der Hallstattzeit an, d. h. den 8.—6. Jahrh. vor Chr. Aus den folgenden vorchristlichen Jahrhunderten — der Latènezeit — stammen eine Reihe großer Urnenfriedhöfe mit einer ziemlich eintönigen Tonware.

Für die Altmark hat Kupka in seiner Arbeit „Die frühe Eisenzeit in der Altmark“ (Jahreschr. Bd. 10, S. 37—60, 1911) eine Übersicht dieser Zeitperiode gegeben. Es liegen hier sowohl Wohnstättenreste wie Grabfelder vor; eine Befestigungsanlage bei Walsleben, Kr. Osterburg schreibt der Verfasser auch dieser Zeitstufe zu. Die Wohnstätten haben keine größere Bedeutung, da sie meistens weniger gut untersucht sind. Die Grabfelder dagegen sind sehr zahlreich; eine Karte erläutert ihre Verbreitung und gibt eine gute Vorstellung von der latènezeitlichen Besiedelung in der Altmark und von ihrer Abhängigkeit von den Bodenverhältnissen. Es sind nur Brandgräber gefunden worden; von solchen kommen aber sowohl Urnenbestattungen wie Brandgrubengräber vor. Die verschiedenen Gefäßformen wie die übrigen Fundtypen werden eingehend behandelt. Drei Zeitstufen werden unterschieden, die auch kurz charakterisiert werden.

Mehrere Einzelberichte über altmärkische Funde der Latènezeit, die ebenfalls von Kupka stammen, sind in Stend. Beitr. Bd. 2 bis 4 veröffentlicht. Die meisten von diesen sind aber in der eben erwähnten Übersicht berücksichtigt worden. Von größeren Gräberfeldern, die eine eingehende Behandlung gefunden haben, sind zu erwähnen: „Hinter der Mühle“ bei Walsleben, Kr. Osterburg (Stend. Beitr., Bd. 3, S. 86—103, Kupka) — dieser Aufsatz bringt außerdem eine Zusammenstellung der latènezeitlichen Gräberfelder der Altmark, Galgenberg bei Arneburg, Kr. Stendal (J. f. E. 1915, S. 414—423 und Stend. Beitr. Bd. 4, S. 169—182, Kupka), das Gräberfeld „Weiße-Warte“, Kr. Stendal (Stend. Beitr. Bd. 4, S. 182—191), Kriedeldorf, Kr. Salzwedel (Arch. f. Anthr. N. S. Bd. 1, S. 236—253, 1904, Lüdemann) und Schmeßdorf, Kr. Jerichow II („Mannus“ Bd. 4, S. 233—270, 1912, Busse). In der P. J. Bd. 11/12, S. 210—212, 1919/20 beschreibt Geride eine Platten-

sibel aus dem Gräberfelde bei Arensberg, Kr. Stendal. Die altmärktischen Siben der vorchristlichen Eisenzeit sind in der Jahreschr. Bd. 9, S. 14—21 von Kupka zusammenfassend behandelt worden.

Aus dem Gebiete südlich der Altmark — Anhalt, dem südlichen Teil der Provinz Sachsen und Groß-Thüringen — fehlen Übersichten über größere Gebiete; es liegen nur Einzelberichte vor.

Aus Anhalt veröffentlicht Becker den schon früher ausgegrabenen, fundreichen Friedhof von Lindau (Jahreschr. Bd. 2, S. 1—57, 1903). Über eine vorgeschichtliche Versteinerungssammlung, die in einem latènezeitlichen Gefäße gefunden wurde, berichtet Märker (Jahreschr. Bd. 3, S. 90—93, 1904); es waren hier 58 Arten Oligozäner Schnecken, Muscheln und Dentalien, meistens in gut erhaltenem Zustande vertreten. In der Jahreschr. Bd. 3, S. 82—83, 1904 stellt Seelmann einige latènezeitliche Einzelfunde aus Anhalt zusammen.

Provinz Sachsen südlich von Anhalt. Die von Wahle ausgegrabenen Friedhöfe von Schenkenberg, Kr. Delitzsch (s. oben S. 261), deren älteste Bestattungen in die Hallstattzeit zurückgehen, bestehen noch in der Latènezeit. Ein zweiter großer Friedhof dieser Zeit ist der von Graslücke bei Klein-Corbetha, Kr. Merseburg (Mitt. Halle Bd. 2, S. 43—67, 1900, Förtsch); mitten zwischen den Brandgräbern fand sich hier ein Skelettgrab der Hallstattzeit mit Hals- und Ohringen aus Bronze. In der Arbeit „Die La Tène-Funde aus der Leipziger Gegend. Ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Eisenzeit der Leipziger Tieflandsbucht“ (Jahrb. Leipzig, Bd. 2, S. 57—97, 1907), behandelt K. Jacob auch mehrere Funde aus der Provinz Sachsen; einige davon sind jedoch jünger und gehören dem ersten nachchristlichen Jahrhundert an (vgl. die Berichtigungen in der Besprechung von Kossinna in „Mannus“ Bd. 1, S. 159, 1909). Die Funde von Möritzsch, Kr. Merseburg, auch von Jacob erwähnt, werden von Waase in „Mannus“, Bd. 1, S. 273 bis 276, 1909, ausführlich beschrieben; auch sie sind teilweise jünger. Über einige latènezeitliche Grab- und Wohngrubensfunde aus der nächsten Umgebung von Mühlhausen berichtet Sellmann (Jahreschr. Bd. 10, S. 61—70, 1911 und Mühlh. Gesch.-Bl. Bd. 5, S. 29—30, 1904). Ein vorgeschichtlicher Schmelzofen zur Gewinnung von schmiedbarem Eisen, der auf der Einzinger Feldflur unweit von Sangerhausen gefunden worden ist, wird von Krieg in der Z. f. E. Bd. 46, S. 447—450, 1914 und in Mitt. Sangerhausen h. 10, S. 176—179, 1914, beschrieben.

Thüringen. In den Mitt. Gotha 1903 gibt Florischütz einen Bericht über die Ausgrabung auf dem Simmel bei Eischleben, Sachl.-Cob.-Gotha. Kropp beschreibt in der Z. f. thür. Gesch. N. F. Bd. 18, S. 376—408, 1908 das Gräberfeld von Großromstedt, Kr. Apolda, Sachl.-Weimar, wo 62 Gräber von Mitte der Latènezeit bis Anfang der Kaiserzeit ausgegraben wurden.

Während in der früheren Eisenzeit die Grenzen zwischen den Germanen und Kelten, bezeugt durch die Verschiedenheit in der Bestattung, etwa in der Nähe von Harz verlief, sind sie im Laufe des letzten vorchristlichen Jahrhunderts durch das Vordringen der Germanen weiter nach Süden bis weit nach Thüringen hinein verschoben worden (vgl. Kossinna, „Die Grenzen der Kelten und Germanen in der Latènezeit“, *Korrbl. f. Anthr.* 1907, S. 60 ff.). Die bis jetzt erwähnten latènezeitlichen Friedhöfe sind alle germanisch; die keltischen Gräber finden sich erst südlich von Jena. Nur sehr wenige hierhergehörige Gräber sind veröffentlicht worden. Sehr wichtig ist deshalb die Zusammenstellung von Kropf: „Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Dölkergrenze“ (*Mannusbibl.* Nr. 2, 1911). Ein großer Teil der Funde stammt von Ausgrabungen, die schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts gemacht wurden. Im Vordergrund der Behandlung stehen die Funde von Ranis, Wernburg und Pöhned im Kreise Ziegenrück, dazu kommen einige benachbarte, weniger ergiebige Fundstellen. Im zweiten Abschnitt werden einige Brandgräber aus der Umgegend von Pöhned und der Urnenfriedhof von Gera behandelt. Die Skelettgräber gehören meist der frühen Latènezeit an, die Brandgräber sind vorwiegend jünger. Über einige „Neue Latènebronzen aus Ranis“ siehe auch *J. f. thür. Gesch.* N. F. Bd. 12, S. 663—668, 1902.

Ein „Depotfund von Eisengeräten aus frühromischer Zeit“ von Körner, *Sachf.-Cob.-Gotha*, wird von Göze in der *J. f. E.* 1900, S. 201—214 beschrieben; eine große Anzahl sowohl von Waffen wie von Wirtschaftsgeräten und Werkzeugen waren hier in einer großen Urne gefunden worden.

Die mitteldeutschen Consitulen des 1. vorchr. Jahrhunderts werden von Schulz zusammengestellt und mit dem Auftreten der Hermunduren in diesem Gebiet kurz vor Chr. Geb. in Verbindung gebracht („*Mannus*“ *Erg.-Bd.* 3, 1923, S. 48—55).

Die hervorragendsten latènezeitlichen Denkmale Thüringens sind die Wallburgen. Einige davon dürften wohl auch späteren Zeitperioden angehören, aber da die wichtigsten und die, welche zeitlich bestimmt sind, fast ausnahmslos der Latènezeit zugesprochen worden sind, werden die Arbeiten über dieselben hier im Zusammenhang angeführt.

Schon vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Schliesche damit angefangen, die vorgeschichtlichen Burgen und Wälle in Thüringen aufzunehmen und zu beschreiben. Seine diesbezügliche Arbeiten sind in den „*Vorgeschichtlichen Alterthümern der Provinz Sachsen*“ h. X—XII, 1889 bis 1906 erschienen. Von ihm bearbeitet wurden: Die Burgen und Wälle im Thüringer Zentralbecken, auf der Hainleite, auf der hohe Schreide, der Sinne und der Schmüde. Die ausführlichen Lage- und Fundbeschreibungen werden begleitet von genauen Situationsplänen mit Profilzeichnungen der Anlagen. Derselbe Forscher hat auch in den *Mitt. Erfurt* h. 23, S. 63—91,

1902 eine „Übersicht über die vor- und frühgeschichtlichen Wallburgen in Thüringen“ gegeben.

In „Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens“ hat Göze kurze Beschreibungen der Wälle und Burgen der Rhön veröffentlicht: h. XXXI, S. 466 bis 472 — die Steinsburg auf dem kleinen Gleichberge bei Römhild; h. XXXIV, S. 471 — der Wallburg bei Queienfelde; h. XXXVI, S. 199 — die Duisburg; h. XXXVII, S. 37 bis 39 — die Burg auf dem Oechsen bei Dacha, S. 111 — der Wall auf Arzberg bei Oßbach, S. 159 — die Hessentuppe bei Dermbach, S. 174 — der Bayer bei Weilar und S. 193 — die Burg auf der alten Mark bei Erbenhausen. Zusammenfassend hat Göze: „Die vorgeschichtlichen Burgen der Rhön und die Steinsburg auf dem kleinen Gleichberge bei Römhild“ im „Mannus“, Erg.-Bd. 2, S. 11—18, 1911 behandelt.

Eine umfassende monographische Darstellung seiner langjährigen Untersuchungen auf der Steinsburg bei Römhild bringt Göze in der P. J. Bd. 13 u. 14, 1922, S. 19—83; ebendort werden Sonderuntersuchungen über die dort gefundenen Getreidefunde (Kade) und über die metallische Zusammenfassung der Eisenfunde (Hanemann) veröffentlicht. Eine zweite Monographie mit genauen topographischen Aufnahmen von der Steinsburg von C. Kämpel ist im Erscheinen („Die Steinsburg bei Römhild als ältester feltischer Kultplatz und größte germanische Völkerburg“, 1922; bis jetzt ist nur 1 Lieferung erschienen).

„Der Diesberg (Diesburg) an der Rhön, und der Steinwall auf demselben“ ist von A. Müller aufgenommen und beschrieben worden (3. f. thür. Gesch. N. F. Bd. 14, S. 239—249).

Nachchristliche Eisenzeit.

Auf der Hauptversammlung des Ges. Ver. d. d. Gesch. u. Altertumsvereine in Erfurt 1903 ist in einem Vortrag von Höfer „Der Einfluß der römischen Kultur auf Mitteldeutschland während der Kaiserzeit“ behandelt worden (Korrbl. d. Ges. Ver. 1904, S. 72—78). Höfer konnte schon damals, gestützt auf der damaligen Forschung, nachweisen, daß viele Gerätetypen, z. B. die Sabeln und die Mäanderurnen, deren Auftreten bis dahin mehrfach durch römischen Einfluß erklärt worden war, ihre Wurzeln in der einheimischen Kultur der vorhergehenden Jahrhunderte hatten; er wies aber auch nach, daß in Mitteldeutschland in mehreren Funden Gegenstände vorkamen — Münzen, Glas-, Terrasigillata- und Bronzegefäße, die auf direkte römische Einfuhr zurückzuführen waren; die römischen Einfuhrwaren treten allerdings erst in den 3. und 4. Jahrhunderten auf. Bei derselben Gelegenheit gab der Verf. eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten einschlägigen Funde.

Im Anschluß an einen von Hahne veröffentlichten Fund von zwei spätrömischen Skelettgräbern bei Trebiß bei Wettin, der u. a. ein Bronze-

beden mit Deckel und ein fasserolartiges Gefäß mit Ausguß enthielt, nennt Kossinna, der die Zeitbestimmung des Fundes bespricht, die entsprechenden Stücke aus Nord- und Mitteldeutschland (Nachr. 1903, S. 51—59). In der Mannusbibl. Nr. 22, S. 95—107 werden von Schulz „Die Skelettgräber der spätrömischen Zeit in Mitteldeutschland“ behandelt; Verf. bringt das Neuauftreten der Skelettbestattung im 3. Jahrh. in Zusammenhang mit der Einwanderung der Angeln und Warnen nach Mitteldeutschland.

An der Hand der nachchristlichen germanischen Altertümer in Altmark, die einzeln besprochen werden, gibt Kupka in Stend. Beitr. Bd. 3, S. 24—42 eine Übersicht der Besiedelung dieses Gebietes während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. In den ersten 3—4 Jahrhunderten hatte die Altmark eine ziemlich dichte Bevölkerung, die aber nachher fast völlig verschwindet; die dadurch entstandene Menschenleere sucht der Verf. dadurch zu erklären, daß „die bisher hier ansässigen Stammesreste der Warnen, Langobarden usw. sich nach Westen zurückzogen und in der Gruppe aufgingen, die später als Sachsen in das Licht der Geschichte tritt“. Als Ergänzung zu dieser Arbeit ist ein kleiner Aufsatz von demselben Verf. zu nennen: „Geschlossene altmärkische Grabfunde aus der späten Kaiserzeit“ (Stend. Beitr. Bd. 3, S. 104 bis 108); eine Terrasigillata Schale von Borstel, Kr. Stendal wird in derselben Zeitschrift Bd. 2, S. 277—278 beschrieben; über Einzelfunde von verschiedenen Grabfeldern berichtet ebenfalls Kupka (ebendort Bd. 2, S. 83—84 und 272—276). In der P. J. Bd. 2, 1910, S. 81—84 werden zwei germanische Tonlampen aus der Altmark veröffentlicht. Sörtsch bespricht in der Jahreschr. Bd. 3, S. 65—70, 1904 ein paar spätrömische Grabfunde von Mühlberge bei Mechau (Kr. Osterburg). Die in Altmark und ihren Grenzgebieten gefundenen römischen Münzen werden von Kupka in Stend. Beitr. Bd. 2, S. 84—91 zusammengestellt; weitere Münzfunde werden erwähnt in derselben Zeitschrift Bd. 2, S. 297 u. 388, Bd. 3, S. 147 u. 505 und Bd. 4, S. 62 u. 104. In der J. d. Harzver. Bd. 48, S. 62—65, 1915 behandelt Mötelfindt die römischen Münzen aus der Grafschaft Wernigerode. Die nachchristlichen Sibeln der Altmark sind von Kupka in der Jahreschr. Bd. 9, S. 21—34, 1910 zusammengestellt worden.

Aus Anhalt und den sächsisch-thüringischen Ländern südlich davon liegen nur Einzelberichte vor.

Zwei Brandgräberfunde aus Anhalt werden von Seelmann in der Jahreschr. Bd. 3, S. 83—85, 1904 beschrieben. Einen in Schladitz, Kr. Dehlißsch 1870 gemachten Fund, bestehend aus 2 Schüsseln, 3 Kasserollen, 1 Schöpfgefäße, 1 Sieb, 1 Rasiermesser und 2 Knäusen, veröffentlicht Jacob im Jahrb. Leipzig Bd. 3, S. 130—132, 1910; die Erklärung der Fundes als Depotfund ist von Jahn für unrichtig gehalten worden (über die Zeitstellung des Fundes vgl. die Ausführungen von Jahn in der P. J. Bd. 10, S. 119, Anm., 1918). Einige Brandgräber aus Priescha, Kr. Liebenwerda sind von Dögler

ausgegraben und beschrieben worden (P. 3. Bd. 4, S. 148/152, 1912). Aus dem Saalkreis stammt der oben schon erwähnte Fund von Trebitz. In der Jahreschr. Bd. 3, S. 262—265, 1904 beschreibt Förtsch ein Pferdegebiß mit anhängenden Ketten aus Nebra, Kr. Querfurt; der Fund wird vom Verf. mit Unrecht der Latènezeit zugesprochen. Ein Teil der Funde von dem reichen, leider zerstörtem Gräberfelde von Kämmeri-Hölzchen bei Weißenfels ist von M. Wilde und Mötelfindt im Mannus Bd. 6, S. 378/388, 1914 veröffentlicht worden. Sellmann beschreibt in den Mühlh. Gesch.-Bl. Bd. 4, S. 37—38, 1903 u. Bd. 13, S. 94—96, 1913 1 Skelettgrab und 3 Brandgräber aus der Umgegend von Mühlhausen. Von dem außergewöhnlich reich ausgestatteten Fürstinnengrab aus Hasleben, Sachs.-Weimar sind nur kurze Mitteilungen und Beschreibungen einzelner Gegenstände vorhanden (P. 3. Bd. 6, S. 573—574, 1913 und Bd. 9, S. 70/74, 1917, Führer des städt. Mus. zu Weimar, 2 Aufl. S. 149—156, Thür. Kalender 1915, S. 38/39, Jahreschr. f. Thür. Altert. u. Denkmale 1914/15, S. 99). Über ein zweites Grab aus Hasleben berichtet Florshütz in Mitt. Gotha 1911. Das Brandgräberfeld von Groß-Neuhausen, Sachs.-Weimar, ist von Göze behandelt worden (Nachr. 1900, S. 33/46). Eichhorn beschreibt einen Grabfund von Dienstädt bei Remda, Sachs.-Weimar (3. f. E. 1908, S. 902/914) und Geyer in den Mitt. Altenburg Bd. 11, S. 334/337 einen Grabfund von Bornitz bei Zeitz, Sachs.-Altenb.

Veröffentlichte Funde der Völkerwanderungs- und der fränkisch-merowingischen Zeit sind spärlich. Aus der Altmark fehlen nach Kupka Funde dieser Zeitperiode, ebenso aus Anhalt.

Ein Gegenstück zu den auf der Insel Gotland zahlreich vorkommenden Bildsteinen bildet der im halleischen Museum aufbewahrte „Reiterstein“ aus Hornhausen, Kr. Oschersleben, beschrieben und abgebildet von Hahne in Mannusbibl. Nr. 22, S. 171—180, 1922. Der Stein ist auf einem Gräberfelde gefunden, das zahlreiche Skelettgräber des 7.—8. Jahrhunderts geliefert hat. Auf der Vorderseite des Steines ist in Flachrelief ein mit Lanze, Schwert und Schild bewaffneter Reiter dargestellt; über und unter demselben befinden sich Tiereschlingen im Stil II der nordischen Tierornamentik.

In der Jahreschr. Bd. 3, S. 85 u. f., 1904 erwähnt Seelmann ein zerstörtes Brandgräberfeld von Aken a. E., Kr. Calbe.

Ein Grab der fränkisch-merowingischen Zeit aus Osendorf im Saalkreise beschreibt Reuß ebendort Bd. 8, S. 227 u. f. 1909. Derselben Zeitstufe zugeschrieben wird ein Gräberfeld von Stößen, Kr. Weißenfels; unter den zahlreichen Beigaben von Waffen, Geräten und Schmucksachen befindet sich ein völlig unversehrter sog. Rüsselbecher aus Glas (ebendort, Bd. 9, S. 77/88, 1910, Reuß).

Ein reich ausgestattetes Grab aus der Nähe von Laucha a. U. wird von Förtsch in den Mitt. Halle Bd. 2, S. 28/43, 1900 beschrieben.

Die Mühlenhäuser Gegend hat mehrere Gräberfelder aufzuweisen, die von Sellmann veröffentlicht worden sind (Mühlh. Gesch.-Bl. Bd. 14, S. 134/136, 1913, Bd. 20, S. 55/57, 1919, Jahreschr. Bd. 3, S. 18/23, 1904 und Bd. 4, S. 53/63, 1905). Funde von Erfurt und Umgegend werden von Schiesche in Mitt. Erfurt Bd. 24, S. 191/204, 1903 und Bd. 30/31, S. 7/16, 1909 behandelt.

Die an Zahl und Ausstattung außerordentlich reichen Gräber von Weimar haben in einer stattlichen Monographie von Göze eine würdige Behandlung bekommen („Die althüringischen Funde von Weimar“, 72 S. mit 20 Tafeln, Berlin 1912). Einige hier angetroffene Schmucksachen mit Runenschrift werden von Feist in der Z. f. d. Phil. Bd. 45, S. 117/133, 1913 von sprachlichem Standpunkt aus behandelt.

Zwei weitere Grabfunde aus Thüringen beschreibt Mötelfindt in der Jahreschr. Bd. 10, S. 71/73, 1911 (Köstlig, Kr. Saalfeld, Sachs.-Meiningen), und in der Z. f. E. 1913, S. 1003/1007 (Goldbach, Sachs.-Cob.-Gotha); das Köstliger Grab enthielt einen Glasbecher, 3 Nadeln aus Gold und 1 Goldmünze des weströmischen Kaisers Honorius (395—423).

Außerdem werden mehrere thüringische Funde der Merowingerzeit von Aberg behandelt in „Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit“, (Uppsala 1922).

Slawische und frühgeschichtliche Zeit.

Die slawische Besiedelung der Provinz Sachsen und der Nachbargebiete behandelt eine von dem im Kriege gefallenen Georg Krüger nachgelassene Abhandlung, „Die Siedelung der Altslawen in Norddeutschland“, Mannusbibl. Nr. 22, S. 116/133, 1921. Verfasser setzt, gestützt auf historische Nachrichten, die slawische Einwanderung etwa um 600 nach Chr.; archäologisch sind die Slawen erst im 8. oder 9. Jahrhundert bezeugt. Die westliche Grenze der beiden Slawenvölker, der Wilzen und Sorben, so wie sie durch Funde festzustellen ist, wird auf einer Karte dargestellt. Als Anhang ist ein Verzeichnis der spätesten germanischen Funde in dem Slawengebiet Ostdeutschlands und der westlichen Slawenfunde beigelegt worden.

Eine jüngst erschienene Arbeit versucht auf Grund der Burgwallforschung eine Zusammenstellung der frühslawischen Keramik des von den Sorben besiedelten Saalegebietes zu geben mit dem geschichtlich bedeutsamen Ergebnis, daß die Südslawen (Sorben) nur bis zur Saale eigenmächtig vorgeedrungen sind (Albrecht, „Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet“, Mannusbibl. Nr. 33, 1923).-

Die slawischen Altertümer aus der Altmark — Ringwälle, Wohnstätten, Gräber und Schatzfunde — sind von Kupka in den Stend. Beitr. Bd. 2, S. 334—356 zusammengestellt worden; die ältere Literatur wird auch hier angegeben.

Von Einzelberichten seien genannt: Kluge: „Ausgrabungen im Wendendorfe Kachau bei Arneburg“ (Stend. Beitr. Bd. 2, S. 113/316); Kupka: „Ein wendischer Grabfund von Warburg, Kr. Stendal“ (Z. f. E. 1906, S. 165 u. f.), derselbe: „Der Silberfund von Polfern, Kr. Osterburg“ (Salzw. Jahresber. Bd. 33, S. 122 u. f., 1906). Die Keramik einiger altmärkischen Burgwälle wird von Kupka in den Salzw. Jahresber. Bd. 32, S. 119/122, 1905 kurz behandelt; es handelt sich hierbei um slawische Scherbenfunde von den Burgwallanlagen von Warburg und Tangermünde; einige fragliche Funde von Tangermünde sind außerdem von Zahn in der Jahresschr. Bd. 3, S. 93—97, 1904 veröffentlicht worden.

Für die slawische oder frühdeutsche Rassenkunde von Bedeutung sind die Ausgrabungen der großen Gräberfelder bei Calbe a. S. und bei Staßfurt. Das calbesche Gräberfeld ist von H. Nikolai und Mötelfindt ausgegraben und beschrieben worden, während Schliz die anthropologische Untersuchung ausgeführt hat (Z. f. E. 1913, S. 83/100 u. 942/955, Abh. u. Ber. Magdeburg, Bd. 2, H. 4, 1914); derselbe beschreibt außerdem in der P. Z. Bd. 4, S. 378 u. f., 1912 einen slawischen Schädel aus Klein=Quenstadt b. Halberstadt. Über die Ausgrabungen auf dem Gelände der Engländerfabrik bei Staßfurt wird von Reuß in der Jahresschr. Bd. 6, S. 94 u. f., 1907 berichtet; an 85 Schädeln von dieser Fundstelle sind umfangreiche Messungen gemacht worden, die in einer Tabelle zusammengestellt worden sind. Germanische Reihengräber sind außerdem bekannt von Quedlinburg und Wernigerode (Z. Harzver. 1913, S. 312 u. f. und Mont.=Bl. 1913, S. 123 u. f.).

Slawische Siedlungs- und Gräberfunde aus der Umgebung von Dessau in Anhalt werden von Seelmann in der Jahresschr. Bd. 1, S. 49/61, 1902 u. Bd. 3, S. 68 u. f., 1904 veröffentlicht.

Über slawische Funde aus dem südlichen Teil der Provinz Sachsen sind nur einige Einzelberichte vorhanden: Hundertmark: Neuzeit Heidengräber (Kal. f. Ortsgesch. u. Heimatf. von Halle, Saalkreis und Umgebung 1917); Förtsch: Slawische Reihengräber von Gorsleben im Mansf. Seekreis (Jahresschr. Bd. 3, S. 70/74, 1904); Ortman: Von den Slawen (Monatsbl. Merseburg, Bd. 3, S. 31 u. f., 1916); als Ergänzung zu diesem Aufsätze, der einige Angaben über die slawische Besiedelung des Kreises Merseburg enthält, ist ein Verzeichnis von slawisch benannten Wüstungen mit Ortschaften beigelegt (ebendort, S. 32, 37 u. 38); Niklasson: „Ein slawischer Friedhof des 12. Jahrhunderts bei Treben, Kr. Weißenfels“ („Mannus“ Bd. 11/12, S. 338/346); über die Wiederherstellung des Friedhofes siehe „Die Denkmalpflege“ 1922, S. 68.

Die slawischen Gräber des Leubinger Hügels beschreibt Höfer in der Jahresschr. Bd. 5, S. 43—59, 1905; die Skelette aus diesen Gräbern sind von Wilh. Müller untersucht worden (ebendort, S. 60—76).

Thüringen. In dem Korr.-Bl. f. Anthr. 1901, S. 19 verzeichnet Reinecke einige slawische und spätgermanische Funde aus Thüringen.

Die slawischen Friedhöfe in Sachsen-Altenburg sind von Amende in den Mitt. Altenburg Bd. 13, S. 63—89 zusammengestellt worden.

Hierzu seien noch folgende Einzelberichte thüringischer Slawenfunde erwähnt: Förtsch: Brand- und Skelettgräber von Bodelwitz, Kr. Ziegenrüd (Jahreschr. Bd. 1, S. 79/88, 1902); h. Quanz: Skelettgräber von Soltwitz in Ost-Thüringen, Sachs.-Weimar (Nachr. 1902, S. 67—71), mit mehreren gut abgebildeten und beschriebenen Schädeln, ohne Beigaben; Derworn: Das Gräberfeld von Thiemsdorf bei Pöbneß (J. f. Thür. Gesch. Bd. 20, S. 645/655, 1901). Auf den letztgenannten drei Fundstellen fanden sich außer den Skelettgräbern aus slawischer Zeit auch Brandgräber der Hallstattzeit. Die Skelettgräber haben ein gutes anthropologisches Material geliefert, das 3. T. in den genannten Aufsätzen veröffentlicht worden ist.

Ein großes, sehr ergiebiges Gräberfeld von Camburg ist von Eichhorn in der oben S. 237 genannten Zusammenstellung der vorgeschichtlichen Funde der Grafschaft Camburg beschrieben worden.

Von den den Slawen zugesprochenen Burgwällen, von denen eine große Zahl besonders aus den östlichen Kreisen der Provinz Sachsen bekannt ist, sind nur ein paar wissenschaftlich untersucht worden: „Der Burgwall bei Seegrehna, Kr. Wittenberg“ (Mitt. Halle, Bd. 2, S. 67/70, 1900, Schiesche) und „Die Schanze bei Zwöckau, Kr. Delitzsch“ (N. Mitt. hist. antiqu. Forsch. Bd. 24, S. 240—242, Fr. Bode). Die altmärkischen Burgwälle verzeichnet Kupka in der eben erwähnten Zusammenstellung der slawischen Funde aus der Altmark S. 342 u. f., als Ergänzung dazu siehe Stend. Beitr. Bd. 3, S. 148.

Die Kößiger Wallburg in Anhalt wird von Schulze in Anh. Beitr. h. 24, 1920 beschrieben.

Über „Die vor- und frühgeschichtlichen Wallburgen im Kreise Sangerhausen“ berichtet Fr. Schmidt in den Mitt. Sangerhausen, h. 8, S. 103—126, 1912; Krönig behandelt die vorgeschichtlichen Befestigungen im Eichsfelde (Heimatland, Blätter für die Heimatkunde der Grafschaft Hohenstein, Bd. 11, S. 1—5). Über die thüringischen Wallburgen siehe oben S. 264.

Die Bedeutung der Bodenforschung auch für geschichtliche Zeiten ist in einem Vortrag von Höfer hervorgehoben worden („Die Erforschung frühmittelalterlicher Burgen“, Mannus, Erg.-Bd. 1, S. 17/24, 1910). Vom Verfasser selbst sowie von anderen sind auch einige Ausgrabungen historisch bekannter Siedlungsstätten ausgeführt worden, die genannt werden sollen: Höfer: „Die Ausgrabung des Königshofes Bodfeld (J. d. Harzver. Bd. 35, S. 183—246, 1902) und Prejawa: „Die alte Burg“ bei Grashorst, Kr. Gardelegen (Salzwedeler Jahresber. Bd. 32, S. 115/118, 1905).

Das Schuhsohlen-, Rad- und Kreuzsymbol auf den schwedischen Felszeichnungen.

Don Wilh. Gaerte, Königsberg, Pr.

Mit 35 Textabbildungen.

Saß auf jeder der Felszeichnungen Schwedens, die uns Bilder aus germanischer Urzeit vor Augen führen, erscheinen Schuhsohlen und Räder, oft mehrfach wiederholt und in den verschiedensten Verbindungen mit anderen Gegenständen, Menschen und Tieren. Die Bedeutung dieser Zeichen ist soweit ich sehe, bis heute noch nicht einwandfrei geklärt worden. Man hat im allgemeinen heilige Göttersymbole in ihnen sehen wollen¹⁾. Gewiß ist zuzugeben, daß beide Bilder, wie auch das Kreuz, an sich diese Deutung vertragen; doch kommt es jedenfalls ganz auf den Zusammenhang an, in dem Schuhsohle, Rad und Kreuz mit anderen Figuren zur Darstellung gelangt sind. Auf den meisten Felszeichnungen wenigstens scheint es, daß wir für alle drei Bilder nach einer anderen Deutung suchen müssen, die auch das innerliche Verhältnis klar aufdeckt, in dem Schuhsohle, Rad und Kreuz zu den mit ihnen zeichnerisch verbundenen Figuren steht.

Wir beginnen mit den Abb. 1—3²⁾; auf allen Zeichnungen sind die Schuhsohlen mit mehr oder minder regelmäßigen geometrischen Figuren verbunden, und zwar in dreifacher Art der Anbringung, inmitten der Umrißzeichnung, längs ihrer Kontur und senkrecht zu ihr, teilweise außerhalb teilweise drinnen stehend. Mit der Bezeichnung „Göttersymbol“ kann man hier nichts anfangen; denn die inhaltliche Beziehung des Begleitbildes zur Schuhsohle bleibt dabei unverständlich.

Um einer wahrscheinlichen Deutung der Gesamtzeichnungen näher zu kommen, versuchen wir zuerst die Abb. 4³⁾ zu erklären. Hier fehlt an dem

¹⁾ J. B. Aarbøger 1920 (S. Müller).

²⁾ Balzer, Glyphes des roches du Bohusläns 1881, Pl. 49, 13; 53, 1; 53, 4. Von diesem Werk ist im folgenden bei Angabe von Abbildungen stets nur die Nummer der Tafel angegeben.

³⁾ 49, 9.

unregelmäßigen Oval die Schuhsohle, die in Abb. 2 erscheint. Beide Bilder werden aber wohl dieselben Gedanken verkörpern, nämlich, wie ich vermute, ein Stück Land, das in Abb. 4 von dem dargestellten Kriegsheld siegreich durchquert wird. Analoge Darstellungen von Landbezirken liegen meines Erachtens nun auch in Abb. 1—3 vor. Mit dieser Erklärung ist aber gleichzeitig auch die gesuchte innerliche Beziehung des Landbildes zur Schuhsohle gefunden. Wenn wir in letzterer die Abkürzung eines schreitenden Menschen sehen, dann erinnert die Anbringung an der umrissenen Grenzlinie an die altgermanische und auch von anderen indogermanischen Völkern urkundlich bezeugte Sitte der Grenzumschreitung zwecks Besitznahme eines Landes. So bemächtigte



Abb. 1.



Abb. 2.



Abb. 3.

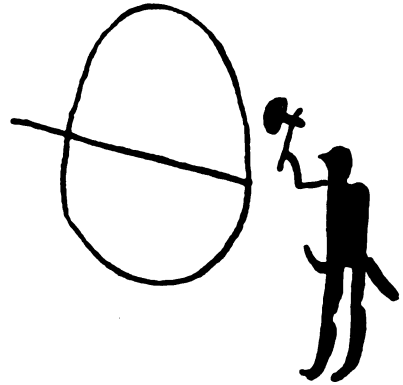


Abb. 4.

sich der in Island anlandende Norwege „des ganzen Grundes, den er von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends durchreisen konnte, wo die Tagereise begann und endete, wurde Feuer entzündet, das hieß ein Stück Land mit Feuer umziehen“¹⁾. Man vgl. ferner ähnliche Berichte in Gregors von Tours *historia ecclesiastica Francorum* 4, 14: igitur Chlotharius post mortem Theodovaldi cum regnum Francia suscepisset atque illud circumiret; 4, 16: omne, quod circumivi, laxare non potero; 7, 10: deinde ibat per civitates in circuitu positas. Bei den Slawen²⁾ war dieselbe Sitte zu Hause³⁾.

¹⁾ Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer* 4, I, 1899, S. 268; hier weitere Belege für diese Sitte auf S. 120 und 329.

²⁾ Dgl. Koehler, *Korr.-Bl. f. Anthropol.* 27, 1896, S. 57f.

³⁾ Es ist dies Herumgehen oder -reiten und -fahren (s. unten S. 275) ein Verfahren, dem wohl der uralte zaubrische Gedanke zugrunde liegt, das Umgangene in den eigenen Machtbereich hineinzuspinnen (vgl. Wuttke-Meyer, *Deutscher Volksaberglaube* 3, 1900, S. 184). Person und umgangener Gegenstand werden durch diese Zeremonie eng miteinander verknüpft. Aus dieser Überlegung heraus führt man heute noch in Westfalen dreimal die Braut um das Herdfeuer oder den neuen Knecht um den Wagen (Wuttke-Meyer, *a. a. O.*, S. 373 u. 404).

Die Zeichner unserer Abb. 1—3 haben also in kurzer, hieroglyphisch anmutender Bilderschrift die Tatsache verewigt, daß sie ein Stück Land erobert, umgangen und es so ihrem Machtbezirk einverleibt hatten. Wie eine

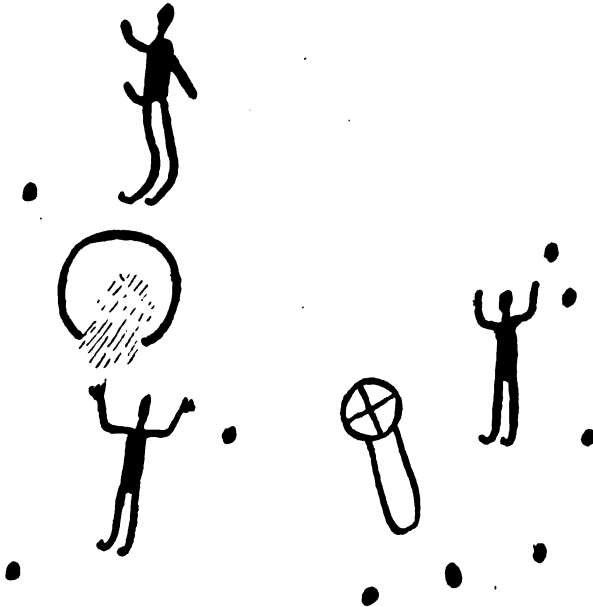


Abb. 5 a.

Illustration dieses Vorganges mutet auch die Abb. 5a an (Balzer, Pl. 9/10, 2). Der phallische Mann ist der Sieger, der „in circuitu“ — man vgl. den unter ihm befindlichen Kreis — durch das eroberte Land — symbolisiert durch den Wagen, vgl. unten — schreitet; begrüßt von der die Hände erhebenden, d. h. sich unterwerfenden Bevölkerung, setzt er die Grenzsteine ¹⁾ fest. Einen ähnlichen Vorgang dürfen wir hinter der Abb. 5b ²⁾ vermuten.

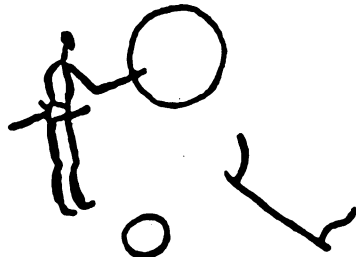


Abb. 5 b.

Für Abb. 2 und die Schuhsohle innerhalb der Abb. 1 die Erklärung zu finden, dürfte nach diesen Feststellungen nicht schwer fallen. Der Sieger hat seinen Fuß aufs fremde Land gesetzt und es somit in Besitz genommen. Die Schuhsohle ist demnach hier das

¹⁾ Als solche möchte ich die Punkte auf dem Bilde deuten. „Die Legung der Grenzsteine geschah feierlich... in Gegenwart des Volkes und beiderseitiger Nachbarn“ (Grimm, a. a. O., II, S. 74).

²⁾ 18/21.

Symbol der Besitzergreifung, mithin ein Herrschafts- und Machtzeichen.

Diese Deutung findet ihre Stütze in zahlreichen Gebräuchen, die sich bei den verschiedensten Völkern an den Schuh bzw. Fuß anknüpfen. Erstens sei auf die sogenannten Fußstapfensteine hingewiesen, die über die meisten Gebiete Europas verstreut sich vorfinden und deren Bedeutung als Grenzsteine in den meisten Fällen wohl sicher sein dürfte¹⁾. Als Besitzzeichen sind an ihnen gewöhnlich ein oder zwei Füße eingehauen, die die Sage dann bei Einführung des Christentums, als man ihren ursprünglichen Sinn aus dem Auge verloren hatte, naturgemäß vielfach mit den Personen der Heiligen oder dem Teufel in Verbindung brachte.

Bekannt sind ferner jene Darstellungen aus altorientalischer Geschichte, wo der Sieger dem vor ihm liegenden Besiegten den Fuß auf den Leib setzt. Diese Sitte erinnert an den 110. Psalm: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege;“ oder Psalm 8: „Du hast ihn (den Menschen) zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße getan.“ Auch in germanischer Vorzeit spielte der Fuß dieselbe Rolle. Wir verweisen auf eine Statue des St. Olaf in der Kirche zu Bollnäs (Helsingland); der Heilige steht hier auf einem am Boden liegenden Mann, der wohl das unterworfenen Heidentum darstellt²⁾. Im mittelalterlichen Deutschland trat bei Belehnung der Herr mit seinem rechten Fuß auf den des Vasallen³⁾.

Zum Trauungsritual der Esten gehört es, daß die Braut vor der Trauung ihren Fuß auf einen Stein stellen muß, wobei der Spruch rezitiert wird: „Tritt auf die dich Anfeindenden! Besiege, die dich bekämpfen wollen⁴⁾“. Während der Trauung auf den Fuß des anderen treten, bedeutet in demselben Lande wie auch in Deutschland die Oberherrschaft in der Ehe erlangen⁵⁾. Im Vogtland stellt sich die Braut in die Haustüre, stemmt beide Füße gegen die Pfosten und spricht: „Ich stehe unten und oben an, ich bin der Herr und nicht der Mann⁶⁾.“

„Auf Siegelringen, oder wenn das Siegel selbst fußsohlenartig gestaltet ist, zeigt die Fußsohle das Besitzrecht an, nach dem Grundsatz: quidquid pes tuus calcaverit, tuum erit“ (E. Münz in S. X. Kraus' Real-Enzyklopädie der christlichen Altertümer u. Fußsohle).

¹⁾ Vgl. Koehler, a. a. O.; Treichel, Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1897, S. 72ff.; H. Seger, Jahrb. d. Schles. Mus. V, 1909, S. 49ff.

²⁾ Svenska Fornminnes-föreningens Tidskrift 10, 1900, S. 291, Abb. 22.

³⁾ Grimm, a. a. O. S. 196.

⁴⁾ E. v. Schröder, Die Hochzeitsgebräuche der Esten. 1888, S. 78.

⁵⁾ v. Schröder, a. a. O., S. 79; Wuttke-Meyer, a. a. O., S. 372.

⁶⁾ Wuttke-Meyer, a. a. O., S. 373.

Dieselbe Rolle wie der Fuß spielt nun in Volksgebräuchen auch der Schuh; er ist ein „Symbol der Zugehörigkeit, der Herrschaft“¹⁾. Von diesem Gesichtspunkt ist die altnordische Sitte verständlich, daß bei Adoption und Legitimation zuerst der Vater dann der Adoptierte und die übrigen Geschlechtsangehörigen in einen aus Ochsenleder gefertigten Schuh traten²⁾. Ferner war es im germanischen Altertum Brauch, daß mächtigere Könige geringeren ihre Schuhe zusandten, die diese zum Zeichen der Unterwerfung tragen mußten (Grimm, a. a. O. S. 214/15). Übergabe von Schuhen durch den Bräutigam an die Braut, wie es altgermanische Sitte war, bedeutete, daß letztere in ein Besitzverhältnis zu ihrem künftigen Gatten trat. „Sobald die Braut den Schuh an den Fuß gelegt hat, wird sie als seiner Gewalt unterworfen betrachtet“³⁾. So legt König Rother die Schuhe seiner Braut selber an. Andererseits bedeutet der Schuh im Besitze der Braut Macht und Herrschaft in der kommenden Ehe. Im Asbachschen glaubte man, wenn sich die Braut vom Bräutigam den linken Schuh anschnallen lasse, sie werde im Hause

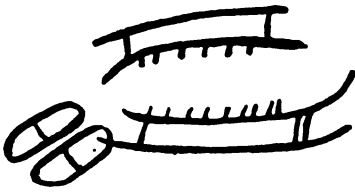


Abb. 6.

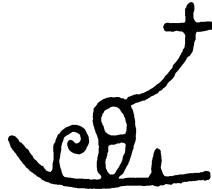


Abb. 7.

herrschen⁴⁾. Allemannische Sitte ist es, daß einer der Gäste, gewöhnlich der Ehrengeselle oder Brautführer während des Brautmahls unter dem Tisch der Braut Schuh oder Pantoffel zu entwenden sucht⁵⁾, wohl um der zukünftigen Frau die Möglichkeit zu nehmen, in der Ehe „den Pantoffel zu schwingen“. So war im Altgermanischen das Ausziehen des Schuhs auch Symbol für die Auflassung von Gut und Erbe⁶⁾. Dieselbe Sitte findet sich im alten Testament; im Buch Ruth 4, 7 heißt es: „Es war aber von alters her eine solche Gewohnheit in Israel, wenn einer ein Gut nicht beerben noch kaufen wollte, so zog er seinen Schuh aus und gab ihn dem anderen. . . . und der Erbe sprach zu Boas: Kaufe du es, und er zog seinen Schuh aus.“ Wir verstehen jetzt, wenn es im 60. Psalm heißt: „Meinen Schuh strecke ich über Edom.“

Die Erklärung, die vorher für die Abb. 1—3 gegeben wurde, erhält durch die oben angeführten Beispiele dafür, daß Fuß und Schuh im Volksleben

¹⁾ Grimm, Deutsches Wörterbuch IX, u. Schuh, Sp. 1850.

²⁾ Weinhold, Altnord. Leben. S. 290; Grimm, Deutsche Rechtsaltert. 4, I, S. 213.

³⁾ Grimm, a. a. O., S. 214.

⁴⁾ Grimm, a. a. O., S. 214.

⁵⁾ Grimm, a. a. O., S. 214.

⁶⁾ Grimm, a. a. O., S. 215.

seit alter Zeit bis heute noch als Symbol der Macht und Herrschaft Geltung hat, die bestmögliche Stütze. Die Deutung gewinnt weiter an Wahrscheinlichkeit, wenn wir uns noch andere Verbindungen, in denen das Symbol der Schuhsohle auf den Felszeichnungen auftritt, vor Augen führen. Wie mit dem Landzeichen ist es auch mit Schiffsbildern verknüpft, z. B. in den Abb. 6—7¹⁾. Von den zwei Schiffen in Abb. 6 ist eines umgekehrt gezeichnet, eine Darstellung, die die Verfertigung des Fahrzeuges zum Ausdruck bringt; das

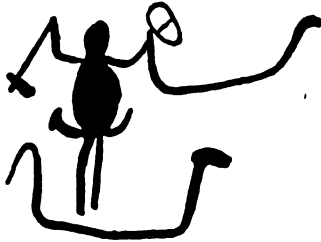


Abb. 8.



Abb. 9.

andere] ist durch die beiden Schuhsohlen als in Besitz genommen, gefapert gekennzeichnet.

Daselbe trifft für Abb. 8²⁾ zu. Abb. 9³⁾ zeigt zwei Schuhsohlen inmitten einer Viehherde; was liegt näher, als diese auf Grund des Symbols für erbeutet zu erklären? Die Beispiele lassen sich vermehren; doch mögen diese wenigen, aber äußerst sprechenden genügen.

Ein anderes Zeichen, das nächst der Schuhsohle sehr häufig auf den schwedischen Felszeichnungen erscheint, ist das Rad. Auch von ihm gilt,



Abb. 10.



Abb. 11.

was oben bereits von der Schuhsohle hervorgehoben wurde, daß es nämlich kaum immer als heiliges Götterzeichen angesprochen werden kann, weil der Zusammenhang, in dem es auftritt, einer derartigen Deutung im Wege steht. Wie die Schuhsohle ist auch das Rad vornehmlich mit Schiffszzeichnungen zu einem Gesamtbilde verbunden. Dahinter aber jedesmal ein Sonnenschiff — das Rad als Symbol der Sonne gefaßt — sehen zu wollen, geht nicht an.

¹⁾ Fornvännen VI, 1911, S. 146, Fig. 1 und Balzer, a. a. O., Pl. 5/6.

²⁾ Pl. 47.

³⁾ 3.

Einmal fiel ein solches Götterschiff ganz aus dem Rahmen der kriegerischen Darstellungen heraus, und zweitens verträgt sich die Art der Anbringung des Rades am Schiff ganz und gar nicht mit jener Erklärung. Man vergleiche nur die Abb. 10—12¹⁾. Vielmehr legt die Abb. 10 eine andere Deutung nahe. Es fällt nämlich auf, daß hier das Rad am Bug des Schiffes angebracht ist, wie in Abb. 8 die Schuhsohle. Die Frage drängt sich auf, ob vielleicht auch die Idee, die das Radzeichen verkörpert, sich mit der oben dargelegten symbolischen Bedeutung der Schuhsohle deckt. Diese Frage glaube ich bejahen zu dürfen: Auch das Rad ist nichts anderes als ein Herrschafts- und Machtzeichen. Wie ist es aber zu dieser Bedeutung gekommen und wie läßt sie sich erweisen?

Man könnte denken, daß das Rad als heiliges Symbol der göttlichen Macht der Sonne, was es gewiß in jenen fernen Zeiten gewesen ist, allmählich ganz allgemein als Machtzeichen sich Geltung verschafft hat. Doch so einfach scheint der Fall nicht zu liegen. Man wird in erster Linie wohl daran festhalten müssen, daß das Rad eine Abkürzung des Wagens darstellt. Die Bilderschrift,

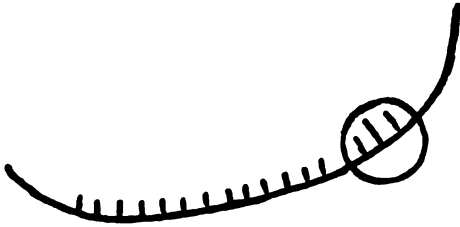


Abb. 12.



Abb. 13.

wie sie uns in den Felszeichnungen vor Augen liegt, ist kurz in ihrer Ausdrucksweise, symbolisch-andeutend, und sie bringt unter Weglassung alles Überflüssigen nur das zum Verständnis Notwendigste zur Darstellung. Wir müssen also zuerst einmal in einer Voruntersuchung die Frage in den Vordergrund rücken, welche Rolle der Wagen im altgermanischen Kriegsleben gespielt hat. Die Untersuchung über die Symbolik des Rades läuft also letzten Endes parallel mit der Beantwortung der Frage nach der sinnbildlichen Bedeutung des Wagens.

Es ist nun interessant festzustellen, daß nach altgermanischer Gepflogenheit „ein Land mit dem Wagen befahren“ Besitznahme des betreffenden Landstriches bedeutete²⁾, genau wie es die Umgehung symbolisch zum Ausdruck brachte. So ließ sich Heinrich der Welfe von Ludwig dem Frommen so viel Land verleihen, als er mit einem goldenen Wagen umziehen könnte (Grimm, a. a. O., S. 122). „Einen merkwürdigen Beleg bietet ferner das flevische Alluvionsrecht zwischen Rhein, Issel und Wael, nämlich jeder Eigen-

¹⁾ 53; 4, 8; 3.

²⁾ Vgl. Grimm, a. a. O., S. 255.

tümer von Althubigem am Fluß belegenem Lande darf den im Wasser sich ansehenden Grund erwerben, insofern er ihn mit einem schwer geladenen Mistwagen langsam und feierlich befahren läßt" (Grimm, a. a. O., S. 255)¹⁾.

Die mannigfachen Wagendarstellungen auf den schwedischen Felszeichnungen dürften demnach wohl in dieser Sitte des Landumfahrens zum Zwecke der Neuerwerbung von Ländereien ihre Erklärung finden. Wir greifen von den zahlreichen Abbildungen nur einige heraus, z. B. Abb. 13²⁾. In Abb. 14³⁾ ist sogar die Fahrspur in einer Spirale angedeutet. Bemerkenswert ist hier die

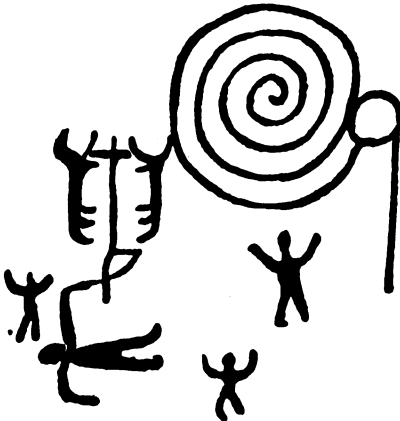


Abb. 14.



Abb. 15.



Abb. 16.

kurze, andeutungsweise Darstellung des Wagens durch einen Kreis mit damit verbundenem Strich. Hätten wir nicht die volleren Verbildhungen in den Abb. 15—18⁴⁾ und den Vergleich mit Abb. 13, wir würden schwerlich ein Fahrzeug hinter dieser Zeichnung vermuten. Schließlich ist von dem ganzen Wagen



Abb. 17.



Abb. 18.

nur das Rad übrig geblieben, das nun in demselben Sinne wie der Wagen als Sieges- und Herrschaftszeichen Verwendung findet.

¹⁾ Wie Grimm richtig bemerkt, ist „der Wagen hier nicht bloß Symbol, sondern zugleich Probe und Maß der Haltbarkeit des angeschwemmten Grundes“.

²⁾ 18/21. Erigierter Penis und erhobene ausgespreizte Hand weisen die Person auf dem Wagen als Sieger aus.

³⁾ 55, 4.

⁴⁾ 4, 4; 4, 1; Serie II, 3/4; 42/3. In den beiden ersten Abbildungen erscheint der eigentliche Wagen in strenger Seitenansicht, während die Deichsel in Draufsicht wiedergegeben ist.

Führen wir uns noch einige Abbildungen vor Augen, wo die behandelten Sinnbilder erscheinen. Stark verkürzte Darstellung von Schiff und Wagen tritt uns in Abb. 19¹⁾ entgegen; dasselbe ist der Fall bei Abb. 20²⁾. Als einzelnes Rad begegnen wir dem Sinnbild in Abb. 21³⁾.

Als reiner Kreis schwebt es über dem Schiff in Abb. 22⁴⁾. Bemerkenswert durch manches andere Beiwerk ist die Abb. 23⁵⁾. Überall wollte der



Abb. 19.

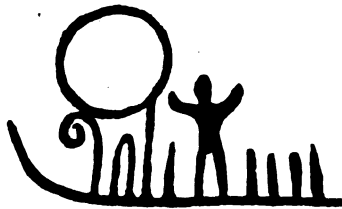


Abb. 20.

Zeichner durch Hinzufügung des abgefürzten Wagens oder des Rades andeuten, daß das dargestellte Schiff in siegreichem Kampfe erobert worden ist. Diese Tatsache wird bei den Abb. 20—21 noch dadurch verdeutlicht, daß ein Mann der Besatzung in nicht mißzuverstehender Haltung seine Darstellung erhalten



Abb. 21.

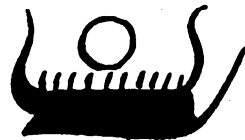


Abb. 22.

hat; die erhobenen Arme und bei Abb. 21 der herabhängende Penis und die Fesselung lassen ihn als Besiegten erkennen.

Nach alledem dürfen wir wohl das Radsymbol, was seine ideale Bedeutung anlangt, neben das Schubsohlenzeichen stellen; beide versinnbildlichen

¹⁾ 3.

²⁾ 5/6.

³⁾ 14/15.

⁴⁾ 27/28.

⁵⁾ 9/10, 1. Der Kreis, der um das eigentliche Rad herumgelegt ist, könnte auf die kreisförmige Umfahrt hindeuten; vgl. Abb. 5, wo beide Bilder noch getrennt erscheinen.

die Besitzergreifung eines Gegenstandes und stellen sich als Macht- und Herrschaftszeichen dar.

Wiel seltener als die beiden bisher behandelten Symbole begegnet das Kreuz auf den schwedischen Felszeichnungen. Ich greife die zwei Abb. 7 und 24¹⁾ heraus. Wie Schuhsohle und Rad erscheint es hier im Zusammenhang mit einem Schiff. Die Vermutung drängt sich sofort auf, daß das Zeichen unter diesen Umständen die gleiche Idee verkörpert, wie die obigen Symbole. Wie steht es mit dem sonstigen Gebrauch des Kreuzes in altgermanischer Zeit? Es liegen Urkunden vor, die uns mitteilen, daß dieses Zeichen an Grenz-

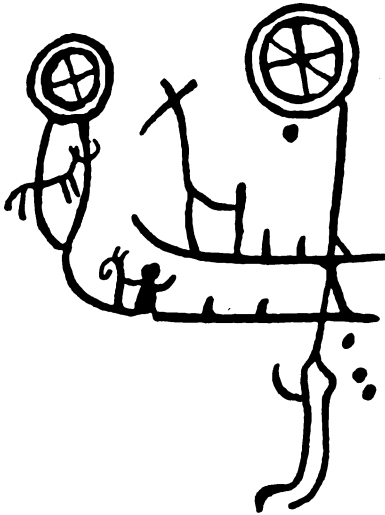


Abb. 23.



Abb. 24.



Abb. 25.

steinen dieselbe Verwendung fand wie die Schuhsohle²⁾. Auch Grenzbäume wurden mit Kreuzen versehen (Grimm, a. a. O. II, S. 72f.).

Wir dürfen also, glaube ich, auf Grund dieser Tatsachen schließen, daß das Kreuz als gleichwertig mit der Schuhsohle in Anwendung kam, also symbolisch dieselbe Idee zum Ausdruck brachte wie Schuhsohle und Rad. Diese Erklärung gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit, wenn, wie anzunehmen ist, das gleicharmige Kreuz, aus dem Dierspeichenrad entstanden, d. h. die Abfürgung des Rades darstellt. Wie man einerseits bei diesem die Speichen wegließ und so ein reiner Kreis übrig blieb (vgl. oben die Abb. 13, 14, 15, 20), so dürfte andererseits durch Weglassung der Felgen das Kreuz entstanden sein. Seine geringe Anwendung auf den Felszeichnungen scheint auf verhältnismäßig spätes Aufkommen hinzudeuten.

¹⁾ 57.

²⁾ Grimm, a. a. O., II, S. 70ff.

Außer den hier behandelten Symbolen der Schuhsohle, des Rades und Kreuzes dürften sich noch andere auf den Felszeichnungen ausfindig machen lassen. Doch dies möge einer zukünftigen Einzelforschung vorbehalten bleiben. Im folgenden seien nur noch einige Einzelheiten aus den Bildern herausgegriffen, die auf Grund unserer urkundlichen Überlieferung eine Deutung erfahren sollen.

Es begegnet öfters auf den Felszeichnungen eine einzelne unbewaffnete Reiterfigur mit derselben Handgeste, wie sie den Sieger auf dem Triumphwagen (Abb. 13) auszeichnet (vgl. Abb. 25)¹⁾. Deutet diese Darstellung vielleicht auf die germanische Sitte hin, durch Umreiten ein Land in Besitz zu nehmen? Bemerkenswert ist es, daß dieser Reiter oft in Verbindung mit dem Schiff erscheint, genau wie der Siegerwagen. Und wie dieser ohne Lenker nach den obigen Ausführungen das Siegesymbol darstellen dürfte, so kann wohl mit Wahrscheinlichkeit dasselbe von dem einzelnen Hengst in Abb. 26²⁾ geschlossen werden. Gewöhnlich wurde diese Handlung auf einem Esel oder einer Eselin vorgenommen³⁾. Steine mit eingeschlagenem Hufeisen, die sich



Abb. 26.



Abb. 27.



Abb. 28.

besonders in nordischen Ländern noch heute vorfinden und als Grenzsteine anzusprechen sind, gehen sicher auf diesen Brauch zurück⁴⁾.

Mannigfach waren, wie wir sehen, gemäß unseren Urkunden die Handlungen, die im altgermanischen Leben die Besitznahme eines Landes erforderte. Es geschah diese durch Umgehen, Umfahren, Umreiten des betreffenden Landstückes. Aber noch von anderen symbolischen Handlungen, die der neue Herr vollziehen mußte, spricht die schriftliche Überlieferung. Auch durch Umpflügen wurde Land erworben und in Besitz genommen. „Heinrich der Welfe ließ sich von Ludwig dem Frommen so viel Landes verleihen, als er... mit einem goldenen Pflug⁵⁾ umackern könnte⁶⁾“. Auch

¹⁾ 44.

²⁾ Serie II, Pl. 1/2. Auch dem Phallos der Abb. 27 (51/52, 3) liegt wohl ein Wahrzeichen mit derselben Idee zugrunde.

³⁾ Bei Grimm, a. a. O., I, S. 119ff. finden sich viele Belege für diese Sitte.

⁴⁾ Vgl. oben S. 3, Anm. 1.

⁵⁾ Dieser erinnert an den goldenen, vom Himmel gefallenen Pflug der Scythen, Herodot, Melpom. 5.

⁶⁾ Grimm, a. a. O., I, S. 121f.; man beachte hier besonders die Sage vom schwedischen König Gylfi.

das Umpflügen bei Gründung der Stadt Rom mag in diesen Zusammenhang gehören. Desgleichen sei eine Mitteilung erwähnt, die die Kölnische Zeitung am 16. Juli 1861 brachte: „Der neue türkische Sultan wechselt seine Kleidung mit der eines Bauers von Kopf bis zu den Füßen, stellt sich in einen anstoßenden Garten hinter einen mit Ochsen bespannten Pflug, zieht eine Furche hin und eine zurück, trägt Erde und sät¹⁾“.

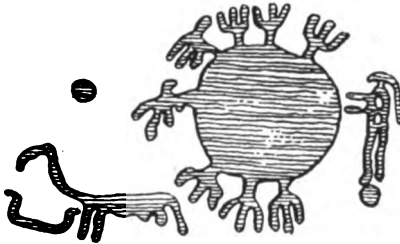


Abb. 29.

Vergleicht man mit diesen Nachrichten die Darstellungen des Pflügens auf den schwedischen Felszeichnungen (z. B. Abb. 14 und 28²⁾), dann wird man sich wohl nicht des Eindrucks entziehen können, daß hier die gleiche symbolische Handlung der Besitzergreifung durch Pflügen vorgenommen wird,

von denen die Urkunden sprechen. Ein einfaches Genrebildchen hinter dieser Art der Darstellungen zu sehen, geht kaum an. Denn nur Ereignisse, die kräftig und tief in das Leben der Nordländer hineingegriffen haben, keine alltäglichen Vorkommnisse, sondern starke Erlebnisse aus altnordischer Vergangenheit können auf den Felszeichnungen ihren bildlichen Ausdruck erhalten haben. So sind wir denn wohl berechtigt, in diesen Pflügerdarstellungen die Erinnerungsbilder jener Handlungen zu erkennen, wodurch die Besitzergreifung eines Landstückes symbolisch vollzogen wurde. Für diese Deutung spricht



Abb. 30.



Abb. 31.

besonders die Abb. 14, wo neben dem pflügenden Mann die Hieroglyphe des Landbefahrens erscheint. Die rings umher dargestellten Personen geben sich hier durch die Geste des Armaufhebens deutlich als unterworfenen Bevölkerung kund.

Eine in ihrer Bedeutung noch nicht klar erkannte Zeichnung ist jenes Rundbild, an dessen Peripherie gewöhnlich Gabeläste angebracht sind (Abb. 29³⁾).

¹⁾ Zitiert nach Grimm, a. a. O., I, S. 355.

²⁾ 29, 7.

³⁾ Nach Mannus 1914, S. 175, Abb. 23.

Es wird als Sonnenscheibe mit Händen gedeutet¹⁾. J. Bing²⁾ sieht in den Ansätzen meines Erachtens richtiger „Gewächse mit Zweigen“. Zum näheren Verständnis der Sigur stelle ich daneben die Abb. 30³⁾. Auf letzterer Abbildung gewahrt man einen Mann, der an einem dieser gegabelten Gegenstände zu hängen scheint. Wir haben es also wohl mit einem Baum zu tun, an dem jemand hängt. Das Rundbild dürfte demnach ein Lokal sein, das, rings von Bäumen eingefast, vielleicht ein Gehöft darstellt⁴⁾. Außerhalb links oben erscheint ein Paar Schußsohlen, weiter links oben ein Gefesselter — die Arme fehlen. Das Gesamtbild scheint etwa von folgendem Vorgang zu



Abb. 32.



Abb. 33.

berichten: Ein Gehöft wurde erobert, die Bewohner teils gehängt, teils in die Gefangenschaft geführt. In Abb. 31 tritt uns das Gehöft ohne Baumpflanzung entgegen. Aus ihm kommen zwei Personen mit Zweigen in den Händen heraus. In ihnen dürfen wir die bittflehende, sich unterwerfende Einwohnerchaft sehen; denn Darreichung von Ästen war im germanischen Mittelalter der symbolische Ausdruck für die Übergabe eines Grundstückes⁵⁾.

¹⁾ So z. B. von H. Schneider, Veröffentlichungen des Provinzial-Museums zu Halle 1918, S. 12.

²⁾ Mannus 1915, S. 175.

³⁾ 27/28; 42/43.

⁴⁾ Dgl. die Beschreibung des Gehöftes des Eumäus in der Odyssee 14, 10: *καὶ ἐθρίγκωσεν ἀχέρδω* = er hatte ihn (den Hof) eingefast mit dem wilden Birnbaum.

⁵⁾ Dgl. die Belege für diese Sitte bei Grimm, a. a. O., I, S. 180ff.

Eine kurze Besprechung verdient in diesem Zusammenhange das bekannte Kivikdenkmal. Eine ausführliche Deutung der Abbildungen ist von J. Bing, *Mannus VII*, 1915, S. 61 ff. versucht worden. Er sieht in den Darstellungen der ersten Platte (Abb. 32)¹⁾ feierliche Frühlingsumzüge, während die zweite (Abb. 33)²⁾ verschiedene Darstellungen einer Herbstfeier veranschaulichen soll. „Das neue Feuer wird gegründet, der Beschwörer steht daneben und die Zaubermusik tönt. Der Kessel mit dem Opferblute kocht und um ihn stehen... die acht Weibergekleideten. Vor dem Rachen der Erde, der die Opfer verschlungen hat, stehen die Männer, die den Begräbniszug geführt haben...“ Bing übersieht bei seiner Erklärung der Bilder, daß einige Personen ohne sichtbare Arme dargestellt sind, also wohl Gefesselte veranschaulichen dürften (vgl. oben S. 13, Abb. 30), ferner, daß die an sich sehr ansprechend gedeutete Feuerbohrung in Abb. 33 nicht inmitten des sogenannten „Zauberkreises“ stattfindet, sondern auf seiner Peripherie. Wir erinnern uns sofort an die altnordische Sitte, zum Zwecke der Besitznahme eines Landes dieses „mit Feuer zu umziehen“ (vgl. S. 2). Gewiß könnte



Abb. 34.

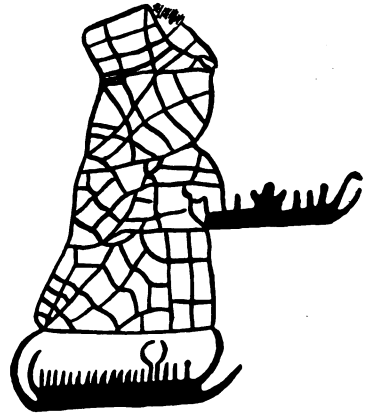


Abb. 35.

auch unser Kivikdenkmal einen derartigen Vorgang veranschaulichen. Die übrigen Bilder würden einer solchen Deutung nichts entgegenzusetzen haben, im Gegenteil sie nur befürworten. So legt scheinbar die mit langem Rod bekleidete Person, wohl der neue Herr, „seine Hand aufs Land“ (vgl. oben S. 3, Abb. 5b). Das seltsame Gebilde in der mittleren Reihe der Abb. 33 scheint mir eher auf einen Herd hinzudeuten als auf „einen Opfertessel mit Opferblut“. Man beachte, daß neues Feuer auf dem Herde anzünden im germanischen Altertum symbolisch die Besitznahme einer Siedelung bedeutete³⁾. Vollends der Siegerwagen auf Abb. 32 ist uns aus obigen Ausführungen wohlbekannt; vor ihm schreitet mit erhobenem Schwerte — kein „Stab“ —

¹⁾ Nach Mannus, a. a. O., S. 71, Abb. 9.

²⁾ Mannus, a. a. O., S. 72, Abb. 10.

³⁾ Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer* I, S. 268 ff.; vgl. Abb. 34 (Baſter, Pl. 22, 5); hier scheint auch ein Herd vorzuliegen, verbunden mit dem bekannten Sieges- und Herrschaftszeichen, der Abbrüviatur des Wagens.

ein Trabant des Herren und analog römischer Sitte wird die unterworfenen Bevölkerung im Triumphzuge aufgeführt.

Hiermit seien die Deutungsversuche beschlossen. Stets haben wir im Verlauf der obigen Ausführungen zurückgegriffen auf altgermanische Rechtsbräuche, die in Urkunden geschildert und in noch heute üblichen Gepflogenheiten sich uns erhalten haben. Auf dieser Grundlage fußend wird man wohl noch manches Unklare in den Felszeichnungen dem Verständnis näher bringen, vorausgesetzt, daß man sich von dem Vorurteil freimacht, als seien vornehmlich kultische oder religiös-mythische Gedanken und Vorgänge zur Darstellung gekommen. Gewiß scheinen auch wohl Bilder dieser Art vorzuliegen ¹⁾. Doch die Mehrzahl der Felszeichnungen durchtönt Kampfschrei und Waffenklang; Kriegs- und Eroberungszüge haben hier ihren monumentalen Ausdruck gefunden in Bildern, wodurch der siegreiche Ahne der späteren Wikingers seine Taten verewigen wollte. Kühn setzte er in seinem starken Eroberungs- und Ausdehnungsdrange seinen Fuß als Sieger auf Nachbargebiete, durchfuhr auf dem Siegerwagen triumphierend das neue Land, brachte ihm den Pflug und damit Kultur und schob die Grenzsteine weit über das ihm angestammte Gebiet hinaus. Die Inseln des Meeres lief er mit seinen Drachenschiffen an (vgl. Abb. 32) ²⁾, bezwang sie und schuf sich in stetem Kampf mit Mensch und Natur so den Geist, der ihn schließlich hinausdrängte aus der zu eng gewordenen Heimat, um auf dem Festlande neue Reiche zu gründen, und dem letzten Endes sogar das stolze Römerreich sich beugen mußte.

¹⁾ Vgl. J. Bing, *Mannus* 1914, S. 149ff. 1922, S. 259ff., der mir jedoch in seinen religiös-mythischen Ausdeutungen zu weit zu gehen scheint. Ihn übertrifft noch in kühnem Gedankenflug, dem ich nicht zu folgen vermag, Herm. Schneider, *Veröffentl. d. Prov.-Mus. zu Halle* 1918. Auch O. Almgren, *Festschrift Adalbert Bezzenberger* 1921 dargebracht, S. 1ff. wandelt auf den Pfaden der kultischen Erklärungsweise. Man wird seinem in Vorbereitung befindlichen Werke über die schwedischen Felszeichnungen mit Spannung entgegensehen dürfen.

²⁾ 47/48, meines Erachtens eine Insel mit darauf befindlichen Straßen.

Ein sog. „Turbanring“ aus Leitmeritz.

Don J. Kern, Leitmeritz.

Mit 3 Textabbildungen.

Eine der reichsten Leitmeritzer prähistorischen Fundstätten war das nunmehr aufgelassene Werk VI der Aktienziegelei an der Kamaiter Straße. Die daselbst im Laufe von Jahrzehnten dem Lehmabbau zum Opfer gefallenem Wohn- und Abfallgruben und Gräber sind jedoch bedauerlicherweise nicht Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung geworden, und die vielen Fundgegenstände — leider fast immer nur Gelegenheitsfunde beim Lehmgraben — wurden meist vertrödel¹⁾ und brachten so unserer Wissenschaft nur geringen Nutzen.

Einiges wenige schenkte der verstorbene Verwalter der Kalt- und Ziegelwerks-Aktiengesellschaft Leitmeritz, Ferdinand Kopriwa, der urgeschichtlichen Abteilung des Teplitzer Museums, welches ferner 1903 durch Ankauf der sogenannten Lobositzer Lokalsammlung seines verstorbenen Kustos Robert Ritter von Weinzierl auch die wenigen von hier stammenden Fundstücke dieser Sammlung erwarb und 1905 durch Schenkung eine weitere Anzahl solcher aus dem Nachlasse des verstorbenen Dr. Friedrich Sode in Wien zugewendet erhielt. Von hier stammt auch der prachtvolle, wohlerhaltene Sekteiler aus Amphibolith, den die Museums-Gesellschaft Teplitz aus Leitmeritzer Privatbesitz ankaufte, und welcher im Tätigkeitsberichte 1907/08, S. 11, irrtümlich als Lufawitzer Fund ausgewiesen erscheint.

Im Leitmeritzer Stadtmuseum befindet sich von solchen älteren Funden herzlich wenig²⁾. Einiges liegt im Landesmuseum in Prag aus³⁾, manches mag in kleineren Museen aufbewahrt und in Privatbesitz zerstreut sein.

¹⁾ Prähist. Fundchronik, Mitteil. des Nordböh. Exkursionsklubs, Jahrg. XX, und Mitteil. der Zentralkommission Wien, N. S. VIII/67.

²⁾ Antert, Prähistorisches aus dem Leitmeritzer Gewerbemuseum. Mitteil. des Nordböh. Exkursionsklubs, Jahrg. XXVI/370.

³⁾ Píč, Starozitnosti usw. I, 1, S. 209 und Tafel LV, mit Proben von Leitmeritzer neol. Keramik, und Mitteil. der Anthrop. Gesellsch. Wien, Jahrg. XXVI/135 (menschliche Schädelreste aus neol. Gruben, nach Dr. h. Matiegka Beweise prähist. Anthropophagie).

Erst von 1902 ab grub hier der Primararzt des Leitmeritzer allgemeinen öffentlichen Krankenhauses, Dr. Franz Mittelbach, planmäßig und sammelte alle Fundgegenstände für den Lokalklub Leitmeritz des Nordböhmisches Excursionsklubs. Sie bilden nun einen wertvollen Bestandteil des Leitmeritzer Stadtmuseums. Diese erfolgreichen Bemühungen, in letzter Stunde für Leitmeritz noch zu retten, was jahrzehntelang hier verabsäumt worden war, verdienen die Anerkennung aller Heimatfreunde.

Die Grabungsprotokolle und Situationspläne, deren Veröffentlichung Dr. Mittelbach mir zusagte, werden erkennen lassen, wie ergebnisreich diese Arbeit war.

Soweit die Funde vom Werke VI noch überblickt werden können, sind es Reste der Kulturen der Sticherkeramik, der Späthallstattzeit und der Latène-Periode. Kennzeichnend für diesen Fundort ist der prächtige Sticher-

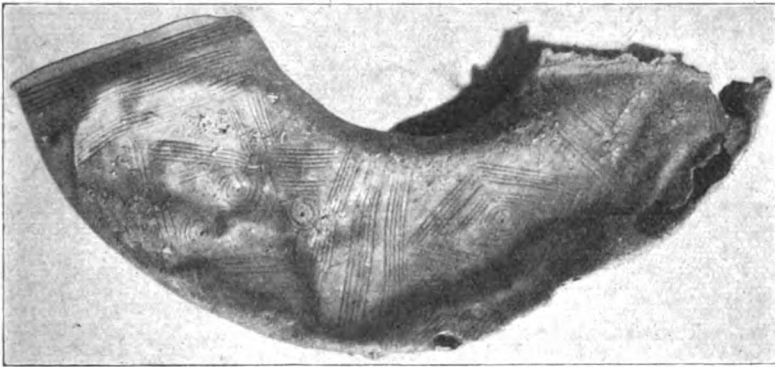


Abb. 1.

reihen-Gefäßschmuck, vereinzelt schönes Steingerät, bemalte Hallstattkeramik, aber nur spärliche Metallfunde.

Ohne dem eingehenden Berichte über die Grabungsergebnisse vorgreifen zu wollen, sei hier eines Fundes gedacht, der den Rathauseinsturz ¹⁾ auf wunderbare Weise überstand, durch seine Seltenheit zu unseren hervorragendsten Museumsstücken gehört, bis heute aber eine richtige Deutung vermissen ließ.

Es handelt sich um den bedeutenden Rest eines jener seltenen riesigen Späthallstatt-Hohlwulste, die in unserer heimischen Literatur unter der Bezeichnung „Turbanringe“ eingeführt erscheinen ²⁾, kunstvoll aus Bronze gefertigte, dünnwandige, offene, innen geschlichte Wulstringe, mit reichem Ornamentenschmuck ganz bedeckt (Abb. 1).

¹⁾ Mannus VII/359.

²⁾ Plé, Starozitnosti usw. I, 2, S. 51 f., Taf. XXX, auch Taf. XXIII.

Das Leitmeritzer Stück kam, wie mir Dr. Mittelbach mitteilte, plattgedrückt und arg verknittert in der erdigen Ausfüllung einer Abfallgrube zum Vorschein, ist also sicher kein Grabfund. Weinzierl hielt den Gegenstand für die bronzene Schmuckhaube einer Hallstattfrau, auch als Helmbruchstück wurde der Fund gedeutet. — Das Stück ist (auch an der Bruchfläche) gleichmäßig dunkelgrün patiniert, die Patina zum Teil krustig.

Das Auftreten übermäßig großer Ringformen gegen Ende der Hallstattzeit ist eine bis jetzt nicht völlig verständliche Merkwürdigkeit. Im allgemeinen lassen sich zwei Gruppen solcher übertrieben großer Formen feststellen, und zwar solche, die dem Körperzierrat nachgebildet sind, d. h. den Charakter eines offenen Schmuckringes bewahrt haben, wenn sie auch dessen Form in riesiger Vergrößerung wiedergeben, und zweitens andere, in sich geschlossene Hohlringe mit verzierter Vorderseite und einer Anzahl rechteckiger Radialschlitze auf der glatten Rückseite. Letztere Ringe, als Körper-

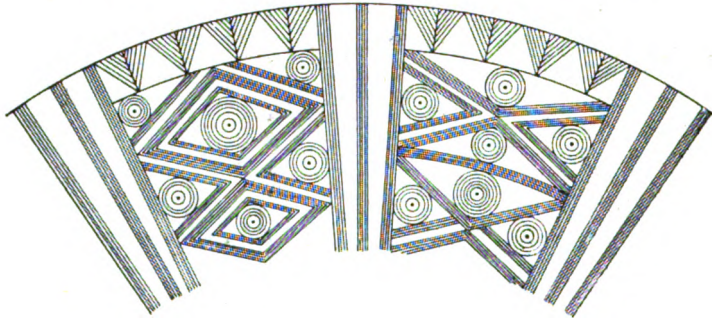


Abb. 2.

schmuck ungeeignet, haben jetzt eine durchaus befriedigende Erklärung als Pferdegeschirrzierat gefunden ¹⁾.

Vertreter der ersten Gruppe sind die Hohlwüste oder „Turbane“ und die „Totenkranze“ ²⁾. Für praktischen Gebrauch scheinbar untauglich wurden diese Ringe als phantastischer Kopfschmuck, und zwar als ein spezifischer Grabschmuck ³⁾ (dies um so lieber, als solche Ringe auf dem Schädel von Skeletten aufliegend gefunden worden sein sollen), oder als eine Art Hoheitszeichen, etwa wie eine Krone getragen, sodann als Votivgaben und endlich gar als Schmuck übermenschlich großer Götterbilder aufgefaßt.

¹⁾ Šimek, Die prähist. Bronzehohlringe. Wiener Prähist. Zeitschr., Jahrg. IV, S. 68 ff.

²⁾ Hörter, Gräber der jüngsten Hallstattzeit bei Mayen, Rheinland. Mannus VII, 351 ff. und Tafel XXXVI/3.

³⁾ Koslinna bekämpft für die rheinischen „Totenkranze“ diese Auffassung jedenfalls mit Recht; a. a. O. S. 336, Anmerkung.

Das Verbreitungsgebiet der „Turbanringe“ stellte seinerzeit Píč¹⁾ fest. Die „Byčistala“ ergab ebenfalls ein Exemplar²⁾.

Besser als eine Beschreibung zeigt die Abb. 2 das gefällige, reiche, charakteristische Späthallstattmuster des Leitmeritzer Stückes. Entgegen der von Much³⁾ beschriebenen Herstellungsweise ist unser Blechring kunstvolle Treibarbeit, wie sein Erhaltungszustand beweist. Die wiedergegebene Ornamentzone ist im Mittel 10,75 cm breit, so daß vom Wulstumfang 6 cm für die bei unserem Ringe unverzierte Unterseite verbleiben.

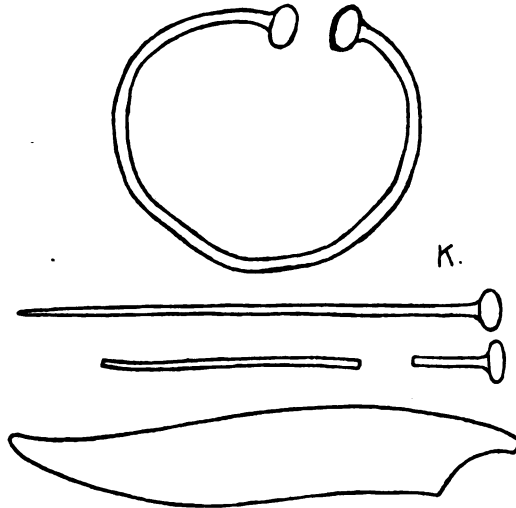


Abb. 3.

Seine Maße stellen ihn ebenbürtig an die Seite der größten bekanntgewordenen Höhlwulste:

Größter Außenumfang des Bruchstückes, $\frac{2}{5}$ des ganzen

Ringes	31,2 cm
Innenumfang des Bruchstückes	13 (12) cm
Wulstumfang (Blechbreite)	18,75 (17,6) cm
Randdicke der Öffnung	0,375 cm
Randdicke des Innenschlitzes	0,217 cm
Dünnste Stelle	0,075 cm
Im Mittel.	0,1 cm

Gewicht 262 g. Daraus dürfen wir schließen, daß der Ring etwa einen Durchmesser von 25 cm hatte und gegen 550 g wog.

¹⁾ Píč, a. a. O., S. 52. Siehe auch Reinecke, Prähist. Varia IV, Korrespbl. f. Anthropol., Ethn. u. Urgesch., Jhrg. XXXI, S. 29!

²⁾ M. Much, Kunsthist. Atlas I, Taf. LXXXVI, Abb. 8.

³⁾ M. Much, Funde der Hallstattperiode usw. Mitteil. d. Zentralkommission Wien, Jahrg. XXI, S. 163.

Die Grabungen ergaben auch bemalte Hallstattgefäßscherben jüngerer Art: braunschwarze, plumpe, breitschweifige Malerei auf dem roten Grunde der mit Rötelschlick überzogenen dickwandigen Gefäße. Die Muster sind mit Strich, Strichgruppe und Gitter erschöpft. Es sind aber vereinzelt auch feintonige, dünne Gefäßreste mit Spuren sorgfältigerer Malerei hier nachgewiesen.

Außer dem oben beschriebenen Hohlwulstbruchstück lieferten die Späthallstattgruben dieser Örtlichkeit noch einige Metallgeräte, die sich im Teplitzer Museum als Schenkung Kopriwas befinden. Ich gebe in Textabbildung 3 diese charakteristischen Kleinfunde nach Skizzen wieder.

Es sind dies ein eiserner Schmudring, eine ganze eiserne Nadel, Bruchstücke einer bronzenen Nadel und ein geschwungenes zierliches Messerchen aus Eisen. (Außerdem noch ein schlankes eisernes Tüllenbeil.)

Im Gegensatz zu den petschaftähnlichen, kräftig profilierten Ringenden der Latènezeit gewahren wir an dem wiedergegebenen Schmud flachrundliche Knopfsenden von ovalem Querschnitt, kennzeichnende Endungen der alten, massiven Hallstattringe, die hier auf dem schon drahtdünnen Schmud aber plump wirken.

Diese wenigen Kleinfunde ergänzen in willkommener Weise das Bild der Späthallstattstufen C und D auf Altleitmeritzer Boden.

Korrekturnote: Das Leitmeritzer Stadtmuseum bewahrt von hier als beachtenswerten Fund das Bruchstück eines zartknochigen, in der Hitze gebräunten und mit vorgeschichtlichem Harz Kitt ausgegossenen menschlichen Schädelbäges. (Kern.)

Zur Latènezeit in Osteuropa.

Don B. v. Richtöfen, Breslau.

Mit 4 Textabbildungen.

In der neuen Posenener Zeitschrift „Przegład Archeologiczny“ veröffentlichte Kostrzewski eine ausführliche Abhandlung über die Latènekultur im Gebiete des einstigen Königreichs Polen¹⁾. Die Art der Stoffbearbeitung ist die gleiche wie in seinem auf die Spätlatènezeit beschränkten Werk über die Kultur der Ostgermanen²⁾. Die im Przegład angeführten und besprochenen Funde sind zum großen Teil bereits in der eben erwähnten deutschen Arbeit verwertet worden. Jedoch läßt der Sonderaufsatz über Polen, besonders der Nachtrag in Przegład II—III, Heft 2—4 auf Grund bisher unbekannter Funde, manche Einzelheiten klarer hervortreten, als es bei Mitbehandlung der polnischen Spätlatènekultur in weiterem Rahmen der Fall sein konnte. Besonders Interesse dürfen die der Natur der Sache nach nicht zahlreichen Nachrichten über Funde aus den älteren Latènestufen Polens sowie der zum Teil mitberücksichtigten Nachbargebiete beanspruchen³⁾. Wichtig sind in der polnischen Arbeit ferner die zahlreichen guten und meist erstmalig veröffentlichten Abbildungen. Hingewiesen sei hier nur auf den Kronenhalsring von Kluczewo, Kr. Płońsk⁴⁾ und die verzierten Waffen: das zweischneidige

¹⁾ J. Kostrzewski: Kultura lateńska (Latène) na obszarze b. Królestwa Polskiego; Przegład Archeologiczny I, Heft 1—2 (Posen 1919), S. 2—27 (mit 53 Abbildungen im Text und einer Karte). Dgl. dazu Revue Archéologique Polonaise, Résumé Français I. Jahrgang (1919), S. 1—2 (Sonderdruck zu Przegład Archeol. I, 1—2). Ausführlicher Nachtrag: J. Kostrzewski: Jeszcze o kulturze lateńskiej na obszarze b. Królestwa Polskiego. Przegład Archeol. II—III, Heft 3—4 (1920—21), S. 114—122 (mit 5 Abbildungen im Text).

²⁾ J. Kostrzewski: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, Mannusbibliothek Nr. 18 (Würzburg 1919), vgl. dazu M. Jahn, Mannus XII, 419ff.

³⁾ Der wichtige Fundort von Iwanowice ist auch kurz erwähnt in: Kostrzewski: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit I, S. 254.

⁴⁾ Dgl. Kostrzewski: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit I, S. 78. Wieder abgeg.: Wiadomości Archeol. VI (Warschau 1921), S. 133.

Schwert von Szadef und die Lanzenspißen aus Paruszewice, Kuznocin, Łegonice und Polen, Fundort unbekannt. Im folgenden soll eine Zusammenstellung der bisher nicht oder nur wenig bekannten Funde gegeben und Kostrzewski's Stellungnahme zu einigen Stücken kurz besprochen werden, soweit sie Neues bringt oder eine Entgegnung erfordert.

An keltischen Latänesunden aus Kongreßpolen und den Nachbargebieten erwähnt Kostrzewski:

Miedwiedówka, Kr. Czeryńsk (Ukraine): Frühlatänesibel — Reinede B — (S. Demetrykiewicz: Studja przedhistoryczne w Szwajcarji I, Sonderabdr. S. 6, vgl. dazu auch Wiener Prähist. Zeitschr. V (1918), S. 89).

Zalesie, Kr. Radomysl: Urne und Frühlatänesibel — Reinede B — (S. Biela-ſzewski: Archeologiczeskaja Lietopis Juznoj Rossij, Bd. II (1904), S. 63ff., Fig. 1—2.)

Stefanowo, Kr. Zastawień (Bukowina): Mittellatänesibel und Glasarmband. (S. Jos. Szombathy in: Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild, Bd. Bukowina, S. 55—56, mit Abb. Wien 1899.)

Horodnica, Kr. Horodenka (Ostgalizien): Mittellatänesibel. (Vgl. Przyby-ſławski: Repert. zabytków przedhistor. Galicyi wschodniej, Światowit I, S. 160 u. Taf. III, Fig. 2 sowie bes. P. Reinede: Die kelt. Altert. im mittleren Europa, Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 28, 1896, S. 39.)

Gorzowa, Kr. Chrzanów (Westgalizien): Schatz keltischer Goldmünzen (Mittel-latäne) (vgl. Wiadomości Numizmatyczno-Archeologiczne II, 316—320 und Materiały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne III, 101).

Zwanowice, Kr. Miechów (Kongreßpolen): 2 Brandgräber (Mittellatäne) — Grab 1: Zweifelhedeiges Schwert mit Scheidenrest, reich verzierte Lanzenspiße¹⁾, zerbrochener Schildbuckel, Bruchstücke eines Schildrandbeschlages, vier Bruchstücke einer Schwertfette und zwei Mittellatänesibeln, alles aus Eisen. Majewski-Mus. Warschau, Kat.-Nr. 18799—18905 u. 18808. — Grab 2: Knochengefüllte, auf der Drehscheibe hergestellte Urne mit aus freier Hand gearbeiteter Deckhülle, zerfallene ziegelarbene Dase sowie zweifelhedeiges Schwert mit Scheidenresten, verbogene Lanzenspiße, ein Schildbuckel, zwei Schwertfettenbruchstücke und eine Mittellatänesibel, die letzten Gegenstände sämtlich aus Eisen. Majewski-Mus. Warschau, Kat.-Nr. 19041, 19048, 19066—71. Einer der Schildbuckel zeigt keltischen Typ. (Bisher nicht ausreichend veröffentlicht, vgl. Kostrzewski: „Die ostgermanische Kultur der Spätlatänezeit I“, 254. — „Światowit IX“ (1911), S. 83 u. 129. — Rocznik Polskiego Towarzystwa Krajoznawczego VI (Warschau 1912), 4, 174—175 u. 179.)

Manze, Kr. Nimptsch (Schlesien). Dieser Fund verdient eine genauere Veröffentlichung:

Südlich von Manze wurden 1904 an der östlichen Grabenböschung der Kunststraße nach Reifau nahe dem Wege nach Grünhartau durch Arbeiter Eisenwaffen gefunden. Herr Häusler C. Soffner in Manze erwarb aus diesem Funde zwei zweifelhedeige Schwerter, eine Lanzenspiße und eine Schwertfette, die er seinem Bruder Herrn Kaufmann H. Soffner in Weißstein übergab. Dieser schenkte sie in dankenswertester Weise dem Breslauer Museum (Mus. Breslau, Kat.-Nr. 514—517:05).

¹⁾ Analogien in Ungarn. Vgl. dazu Kossinna: Verz. Eisenlanzenp. als Kennz. der Ostgermanen. Zeitschr. f. Ethnolog., Bd. 37 (1905), S. 374.

Abb. 1 (Kat.-Nr. 515 : 05): Eiserne Lanzenspitze, stark verrostet und beschädigt, oben umgebogen. Der umgebogene Teil ist nach der Auffindung abgebrochen und nicht erhalten. Blatt mit scharfem Mittelgrat, Tülle mit kleinen Nietlöchern, zwischen denen eine Rille die Tülle umläuft. Gesamtlänge noch 20 cm, Länge der Tülle 6,2 cm. Größte Breite noch 4,7 cm.

Abb. 2 (Kat.-Nr. 516 : 05): Zweischneidiges eisernes Schwert, stark verrostet, zweimal verbogen. Spitze abgebrochen. Klinge fast flach. Griffangel mit Knopf. Die Klinge

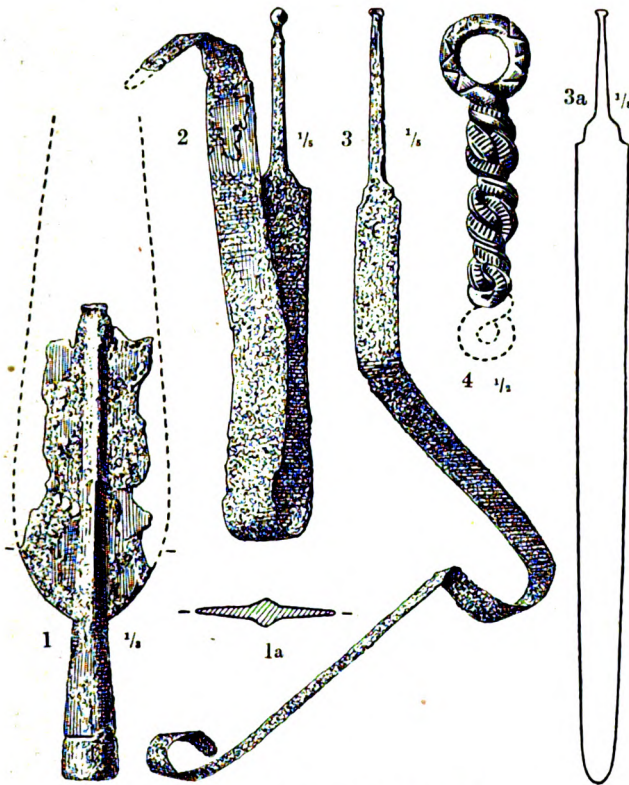


Abb. 1-4. Manze, Kr. Nimptsch.
(Abb. 3a ist eine schematische Zeichnung von Abb. 3.)

setzt am Griffübergang scharf rechtwinklig ab und wölbt sich dann ziemlich hoch auf. Gesamtlänge des gerade gerichteten Schwertes noch 77 cm, Länge des Griffes 11 cm, größte Breite 5 cm.

Abb. 3 (Kat.-Nr. 517 : 05). Zweischneidiges eisernes Schwert, besser erhalten, dreimal gebogen. Klinge kaum gewölbt. Griffangel ohne Knopf. Die Klinge setzt am Griffübergang scharf rechtwinklig ab und wölbt sich dann hoch auf. Sie verjüngt sich erst in der Nähe der Spitze. Gesamtlänge 82 cm, größte Breite 5 cm, Länge des Griffes 12 cm.

Abb. 4 (Kat.-Nr. 514 : 05). Eiserne Schwertkette, gut aber nicht vollständig erhalten, nur auf der Oberseite mit eingeschlagenem Muster verziert. Keltischer Charakter. Vgl. M. Jahn: „Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit.“ Mannus-

bibliothek Nr. 16, S. 27. Über Stücke auf germanischem Gebiet s. ebendort S. 125. Vgl. ferner Jahrb. d. städt. Mus. f. Völkerr. Leipzig, II (1907), Taf. XV, Fig. 43 (Schwertkette von Cröbern). Daß Skelettbefattung für Manze nicht in Frage kommt, erweist der an den Fundstücken klar erkennbare Brandrost.

Die durch archäologische Funde bewiesene Tatsache der vorübergehenden Anwesenheit von Kelten in einem Teil des Gebietes der später polnischen Länder hat nach Kostrzewski auch eine Bestätigung durch Sprachforschungen gefunden, denen zufolge verschiedene topographische Namen in Südwestpolen keltischen Ursprungs sind (besonders Flußnamen, z. B. Nida, Raba, Ropa, San usw.¹⁾, ferner werden aus nördlicher gelegenen Gebiet auch die Namen Mień, Mroga u. a. für keltisch gehalten). Kelten sind nach Kostrzewskis Meinung in die russischen Länder von Ungarn her, vor allem aus Siebenbürgen, und nach Klein-Polen und Schlesien von Südwesten her durch die Mährische Pforte eingedrungen; für Schlesien kommt jedoch hauptsächlich der Weg durch das Glazer Becken in Frage²⁾. Die keltischen Funde Schlesiens sind bisher sämtlich frühlatènezeitlich. Der ursprünglich von Kostrzewski richtig beurteilte³⁾, von Jahn früher für keltisch-mittelatènezeitlich gehaltene⁴⁾ Manzer Fund gehört der ostgermanischen Spätlatènekultur an. Maßgebend für die Zeitbestimmung ist in erster Linie das eine Schwert (Abb. 3 u. 3a). Es zeigt deutlich den in der ostgermanischen Spätlatènekultur häufigen Typ mit hoch aufgewölbter Griffangel⁵⁾. Abb. 2 gehört einer weniger ausgeprägten Form desselben Typus an. Die späte Datierung wird noch durch das ausgesprochen rechtwinklige Absetzen der Klinge gegen die Wölbung des Griffübergangs bestätigt. Manze liegt in dem während der Spätlatènezeit von Germanen bewohnten Gebiet. Schon deshalb ist auch unser Fund als germanisch anzusehen, abgesehen davon, daß noch Einzelheiten in der Schwertform dafür sprechen dürften. Die Schwertkette widerspricht dem nicht. Daß sich solche Stücke bis in die Spätlatènezeit halten, beweist z. B. Brandgrab 8 aus Essenheim in Oberhessen⁶⁾. Auf das Vorkommen von Schwertketten in germanischem Gebiet ist schon im Fundbericht von Manze hingewiesen worden.

Die Träger der germanischen früheisenzeitlichen Kultur in den später polnischen Ländern bilden nach Kostrzewski, ebenso wie in der Spätlatènekultur, nur eine Herrschicht, während die Nachkommen der Urnengräberbevölkerung im Lande verblieben. Für diese Auffassung ist bisher ein

¹⁾ Rożwadowski: Studja nad nazwami rzek słowiańskich I (Rozprawy wydziału historycznego. Akad. Umiej w Krakowie, Bd. XLIII), vgl. ferner Niederle: Starożytności I, 2, S. 309—310.

²⁾ Vgl. entsprechend gelegene Funde z. B. den von Edersdorf, Kr. Neurode. S. dazu Seger: Die Grafschaft Glaz in vorgeschichtlicher Zeit. S. 129 in Glazer Heimatfunde V.

³⁾ Kostrzewski: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit I, S. 252.

⁴⁾ Jahn: Die Bewaffnung der Germanen. S. 27.

⁵⁾ Jahn: Die Bewaffnung der Germanen. S. 102, Abb. 106a.

⁶⁾ Mainzer Zeitschr. VI, S. 142.

ernst zu nehmender Beweis nie gegeben worden. Dagegen bringt Kostrzewski auch einige interessante Fundnachrichten, die zu beweisen scheinen, daß die „Gesichturnenkultur“ (Steinkistengräberkultur) erheblich weiter ostwärts gelangt ist als früher angenommen wurde. So befinden sich nach Kostrzewski entsprechende typische Gefäße aus der Gegend von Belzec und Kamionka Strumilowa (Kat.-Nr. 230 u. 895) sowie aus Uwisla, Kreis Husiatyń (Ost-Galizien)¹⁾, im Lubomirski-Museum in Lemberg. Eine Nachricht von Chamiec, daß sich Steinkistengräber der frühen Eisenzeit, die den bekannten aus dem unteren Weichselgebiet entsprechen, auch in Wolhynien gefunden hätten, gewinnt jetzt an Wahrscheinlichkeit²⁾. Kostrzewski hält die Gesichturnenkultur, besonders seit er die weit östlich liegenden Funde kennen lernte, für möglicherweise basternisch. Die südliche Gruppe der ostgermanischen Spätlatènekultur, die Kostrzewski Kossinna folgend³⁾ aus der Gesichturnenkultur herleitet, nennt er also nur noch mit Vorbehalt wandalisch.

Die ostgermanische Spätlatènekultur ist, wie die neuen Funde beweisen, im Gebiete des einstigen Königreichs Polen stärker verbreitet gewesen, als ursprünglich angenommen wurde. Trotzdem bleibt Kostrzewski bei der Ansicht, daß sie nur von einer Herrenschicht herrühre. Dagegen ergeben die Forschungen in anderen Gebieten, daß die germanische Besiedlung der Spätlatènezeit und auch der Kaiserzeit verhältnismäßig dicht gewesen ist. Auch in Polen werden neue Funde das voraussichtlich immer mehr beweisen, so daß die Ansicht von einem Weiterleben größerer Teile der alten Urnenfelderbevölkerung nur noch unwahrscheinlicher wird. Die von Kostrzewski angeführten Gründe, weshalb es keine eigenen Funde einer entsprechenden Kultur gibt, — denn, daß bedeutzamere Reste der alten Bevölkerung in der neuen sofort kulturell ganz aufgingen, ist doch unmöglich anzunehmen — können als solche nicht anerkannt werden. So sagt Kostrzewski z. B., daß vielleicht die Armut der Unterjochten sie daran gehindert habe, Gegenstände aus dem wertvollen Metalle herzustellen, die der Nachwelt überliefert worden sein könnten!⁴⁾ Die von Kostrzewski mehrfach für einen Zusammenhang mit der Urnenfelderkultur in Anspruch genommene Sitte der Beigabe zahlreicher Tongefäße bei der wandalischen Gruppe⁵⁾ ist von Jahn bereits in anderer Weise ungedwungen erklärt worden⁶⁾. Klarer als früher ergibt

¹⁾ Dgl. Zbiór Wiadomości do antrop. Krajowej XV (Kraťau 1891). Taf. III, 1, b3w. S. 44. — Dgl. dazu besonders unten S. 302, Nachtrag.

²⁾ Chamiec: Wśród stepów i jarów (Vorgefch. d. Ukraine), Bibl. Warszawska, Bd. IV (1900), S. 488.

³⁾ G. Kossinna: Derzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 387.

⁴⁾ Przegląd Arch. I, 1—2, S. 7.

⁵⁾ Dgl. Kostrzewski: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit I, S. 237 und Przegląd Arch. I, Heft 1—2, S. 22.

⁶⁾ Mannus XIV, S. 311.

sich infolge der neuen Funde in Polen die dortige Grenze zwischen der nördlichen („burgundischen“) und südlichen („wandalischen“) Gruppe. So bestätigen die Funde von Borowiczki (Brandgruben, ringförmige Gürtelschließe) und besonders Setropie (dreieckige Spätlatènesibel, halbmondförmiges Rasiermesser und sichelförmiges Messer) die Annahme der Zugehörigkeit der Gegend zwischen Weichsel und Dzialdówka zum „burgundischen“ und das dort häufige Auftreten von ganzen Gefäßen die der Gegend östlich der Dzialdówka zum „wandalischen“ Gebiet¹⁾. Dobre (vgl. *Przegląd Archeol.* I, S. 10, Abb. 4) wie 3. B. auch Kompina, Kr. Łowicz (vgl. „*Przegląd Arch.* I, 1—2, S. 10, Abb. 3) gehörte ebenfalls zu der teilsförmig ins wandalische Gebiet hineinreichenden burgundischen Gruppe²⁾. „Burgundischen“ Charakter hat von den Funden aus dem betreffenden Gebiet neben den in: „Die Ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit“ angeführten Stücken 3. B. der Gürtelhaken von Niechciań, Kr. Kutno („*Przegląd Arch.* I, 1—2, 9, 18 Abb. 41). Die Gegenstände aus Kłięzy Młyny Kr. Turęć (einschneidiges Schwert und 2 Speerspitzen mit Widerhaken) sprechen möglicherweise für ein Weiter-nach-Süden-rücken der burgundischen Gruppe. Zu deren Hauptgebiet gehört Totary, Kr. Gostyń, zur wandalischen Gruppe dagegen Bogoryja, und Komorna, Kr. Sandomir, Wola Żalężna, Kr. Opoczno und der Fundort aus der Gegend von Prasza, Kr. Wieluń. Verschiedene bisher in Polen nicht vertretene Typen unter den neuen Fundstücken weisen auf den engen Zusammenhang mit dem westlichen Nachbargebiet hin, 3. B. die Gefäßform, welche Abb. 1 „*Przegląd Archeol.* II, 3—4, S. 115 an einem Stück aus Wróblewo zeigt³⁾); die ebendort S. 117 abgebildete Sibel des Typs B vom Mittellatèneschema aus Łuszyn, endlich das halbmondförmige Rasiermesser und das sichelförmige Messer aus Setropie (*Przegląd Archeol.* II, 3—4, S. 118, Abb. 4 und 5). Besonders erwähnenswert sind ferner eine Sibel von jütländischem Typ aus Łuszyn (*Przegląd Archeol.* II, 3—4, S. 117, (vgl.: *Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit* I, S. 26—28, Fig. 12 und 13)⁴⁾, sowie die Schwertscheide aus Żeran, die Kostrzewski für aus dem feltischen Gebiet eingeführt hält⁵⁾.

Die Kostrzewskische Fundstatistik in „der ostgermanischen Kultur der Spätlatènezeit“ ist im einzelnen wie folgt zu ergänzen:

A. Neue Funde aus bekannten Fundorten:

Gulin-Gulinek, Kr. Radom: Eisensibel vom Mittellatèneschema, ähnlich Fig. 32. *Przegląd Archeol.* I, 1—2, S. 17. Sammlung des Lehrerseminars Radom.

¹⁾ S. Kostrzewski: *Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit*. I, S. 231—32.

²⁾ Vgl. Kostrzewski: *Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit*. I, S. 227, 228, 233 u. Karte.

³⁾ Vgl.: *Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit*. I, S. 186, Fig. 207.

⁴⁾ Entsprechende sind aus Brandenburg bekannt.

⁵⁾ Nicht abgebildet — ähnlich verzierte Stücke aus Ungarn. Vgl. *Archeologiai Ertesito* X (1890), 265, Fig. 1 u. XXII (1902), 428.

Kwiatków, Kr. Kolo: Zweifachneidiges Schwert, zweimal verbogen mit glockenförmiger Parierstange und Scheidereften; 5 Lanzenspitzen, von denen vielleicht zwei latènezeitlich sind. *Mus. Kalisch, Kat.-Nr. 257. Wiadomości Arch. V, 211, Nr. 28 u. 31.*

Łuszyń, Kr. Kutno: Eiserne ringförmige Gürtelschließe, Bruchstücke einer eisernen Sibel, wohl Spätlatèneschema, mit flachem, breitem, mit 3 Knöpfen verziertem Bügel (wahrscheinlich aus Jütland eingeführt), 2 eiserne Sibeln von Mittellatèneschema.

B. Funde aus neuen Fundorten:

Bogoryja, Kr. Sandomir: Beschädigte eiserne Sibel von Mittellatèneschema mit rundem Knopf auf dem umgebogenen Fuß. *Museum der Gesellschaft für Landeskunde, Kielce.*

Borowiczki, Kr. Płoc: Aus Brandgrubengräberfeld 4 eiserne Schwerter, 3. T. verbogen, mit Resten von zwei Scheiden, 2 eiserne Lanzenspitzen, eiserne ringförmige Gürtelschließe ähnlich: *Przegład Arch. I, 1—2, S. 18, Fig. 42*; ein vollständiger Schildbude! und Reste eines zweiten, eimerförmiges einhenkliches mit einem wagerechten Band schräger Striche verziertes Tongefäß, Bruchstücke weiterer Gefäße, darunter von einem mit Stufenornament und einem Gefäß des Typs: *Przegład Archeol. I, 1—2, S. 10, Fig. 2.* — *Museum der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Płoc. Wohl vom selben Gräberfelde: Gefäßbruchstücke. Sammlung Sr. Tarczyński, Płoc. S. Kowalewski: Spis inwentarza przedm. archeol. i pamiątek histor. Fr. Tarczyńskiego, Płoc 1909, S. 18, Nr. 221.*

Dobre, Kr. Nieszawa: Einige Spätlatènegefäße aus einem spätlatène- und kaiserzeitlichen Gräberfelde im Warschauer Museum für Landwirtschaft und Industrie, darunter ein tonnenförmiges Henkelgefäß. (Vgl. *Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit II, S. 70*, der Fundort fehlt jedoch auf der Zusammenstellung nach Fundgebieten II, S. 92.)

Komorna, Kr. Sandomir: Unverziertes henkelloses Gefäß ähnlich *Fig. 4 Przegład Archeol. I, 1—2.* *Sammlung des Lehrerfeminars Radom.*

Kojiny Stare, Kr. Mława. Brandgräberfeld der Spätlatène- und Kaiserzeit: Schwarzes, eimerförmiges einhenkliches Gefäß mit Zickzackmuster zwischen zwei parallelen Linien, gelblich-braunes, henkelloses unverziertes Gefäß ähnlich: *Przegład Archeol. I, 1—2, Fig. 4.* (*Spis inwent. przedm. Fr. Tarczyńskiego, S. 13, Nr. 94, S. 15, Nr. 144.*) *Diözesan-Museum Płoc.*

Einhenkliches gelbbraunes Gefäß vom obigen Typ mit schraffierten Dreiecksmuster, schwärzliches, eimerförmiges einhenkliches Gefäß, Bruchstück einer eisernen Sibel mit unterer Sehne, Bruchstück eines sichelförmigen eisernen Messers. — *Museum der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Płoc. Weitere Funde wie verbogenes Schwert (?) und Gefäße verschollen. (S. Zbiór wiad. do antrop. Krajowej IV, S. 16.)*

Ksiezzy Mlynny, Kr. Turck: 2 spätlatènezeitliche Gefäße (Krausen), einschneidiges Schwert mit unterem Scheidenbeschlag, 2 eiserne Sibeln von Spätlatèneschema, 2 Speerspitzen mit Widerhaken, 1 eiserne Lanzenspitze und eiserne Messer (Wieviel?). *Prähistorisches Museum Warschau.*

Gegend von Praszka, Kr. Wieluń: Bronzene Sibel mit Kugel an dem Fuß, ähnlich *Fig. 35: Przegład Archeol. I, 1—2*, aber mit kürzerer Rolle. — *Museum der Gesellschaft für Landeskunde Petrikau. S. Wiadom. Arch. V, 61, Nr. 49* (dort als Fundort unbekannt).

Setropie, Kr. Płoc. Aus Brandgruben: Kleines unverziertes, einhenkliches Gefäß ähnlich *Fig. 3: Przegład Arch. I, 1—2*, ein gerades und ein sichelförmiges eisernes Messer, halbmondförmiges Rasiermesser, eiserne Ahle, eiserne Gürtelschließe, 2 dreieckige eiserne Sibeln und Reste von 2 anderen. *Vgl. Kowalewski, a. a. O. S. 7, Nr. 33 u. S. 16, Nr. 773.*

Totary, Kr. Gostyń: Zum Teil im Feuer gewesene Spätlatènescherben mit wagerechten gestrichelten Bändern verziert. *S. Przegład Archeol. III, 3—4, S. 88, Fig. 5, Nr. 2.*

Wola Załęzna, Kr. Opoczno: Gefäßbruchstücke, 3. T. in Brand gewesen und verzogen, 1 gerades und 1 sichelförmiges Messer, große eiserne Sibel von Mittellatèneschema

(10,5 cm lang), ähnlich Fig. 32 Przegład Archeol. I, 1—2. S. Wiadom. Archeol. V, 219, Nr. 30a und wahrscheinlich auch 31 (ebendort Nr. 306 erwähntes Messer wahrscheinlich kaiserzeitlich).

Wróblewo, Kr. Ciechanów: Gefäß (Przegład Arch. II, 3—4, S. 115, Fig. 1). Vgl. Kowalewski, a. a. O. S. 17, Nr. 200.

Zerań, Kr. Warschau: Am Rande eines großen Glödengrabes flache Brandgrube, daraus eisernes zweischneidiges Schwert mit Scheidenrest und 3 kleine eiserne Ringe. S. Wiad. Arch. V, 223. Warschau, Museum für Landwirtschaft und Industrie.

Sundort unbekannt, wahrscheinlich Gegend von Wloclawek: Beschädigtes zweischneidiges Schwert, ursprünglich verbogen, jetzt gerade gerichtet, mit erhaltener wahrscheinlich früher mit Grübchen verzierter Parierstange, Lanzenspitze mit durchgehender Tülle und Bruchstücke einer eisernen Sibel mit großer Rolle aus 4 Windungen und unterer Sehne. Wohl ähnlich Fig. 36, Przegład Archeol. I, 1—2. Seminar-museum Wloclawek.

Sundort unbekannt, wahrscheinlich auch Gegend von Wloclawek: Großes schwarzes, einhenkliges, vasenförmiges, weitmündendes Gefäß, schwarzer henkelloser Becher mit einem Band schraffierter Dreiecke verziert, zweischneidiges Schwert, verbogen, Klinge mit Punkten verziert mit Bruchstücken der eisernen Scheide, verbogene Lanzenspitze, schlank mit scharfem Mittelgrat, ringförmige eiserne Gürtelschließe (ähnlich der aus Borowiczki) und eine 13,2 cm lange eiserne Sibel, ähnlich Fig. 32 Przegład Archeol. I, aber mit unterer Sehne. — Museum der Gesellschaft für Landeskunde Wloclawek.

Sundort unbekannt. Großes schwarzes einhenkliges Gefäß, in der Mitte stark verjüngt. Sammlung des Lehrerseminars in Radom.

Sundort unbekannt. Schwärzlich braunes annähernd doppelkugelförmiges Gefäß mit einem Henkel, nach der Mitte hin stark verengt. Museum Kalisch, Kat.-Nr. 100. S. Wiad. Arch. V, 211, Nr. 29.

Wichtige andere Ergänzungen zur Sundliste für die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit gab bereits Kossinna unter dem Titel: Wandalen an der unteren Oder in der frühen Eisenzeit¹⁾. In den letzten Jahren sind außerdem in Schlesien mehrere neue Spätlatènefundstellen entdeckt worden, die eine gelegentliche, besondere Besprechung verlohnen.

Nachtrag: Während des Druckes der vorliegenden Mitteilung erschien im Przegład Archeol. II, Posen 1922, die Fortsetzung eines Aufsatzes Kostrzewski über die Steintistengräberkultur (= Gesichturnenkultur) der frühen Eisenzeit. (Vgl. Przegład Archeol. I, 3—4, S. 112—137.) Diese Gruppe umfaßte, wie in der Abhandlung nachgewiesen wird, auch fast ganz Kongreßpolen und Teile von Galizien (s. auch oben S. 299). — Die gleichfalls erst soeben herausgegebene reich erweiterte neue Auflage der Vorgeschichte Posens von Kostrzewski (Wielkopolska w czasach przedhistorycznych, Posen 1923) bringt u. a. zum ersten Male ausführliche Begründungen des Verfassers für seine Ansicht, daß die Urnenfelderbevölkerung auch nach der Gesichturnenzeit unter einer germanischen Herrenschicht in ihren Wohnsitzen verblieb. — Leider war es nicht mehr möglich, die beiden Arbeiten oben zu berücksichtigen.

¹⁾ Mannus XII, S. 409—411.

Der Räuberberg bei Schwenow in der Mark.

Don Hans-Henning v. der Osten.

Bericht über die Aufnahme am 8./9. September 1921.

Mit 11 Abbildungen im Text und auf Tafel XIII u. XIV.

Ungefähr 7 km Luftlinie südsüdöstlich vom Scharmühelsee im Kreise Beestow zwischen den Dörfern Schwenow und Görzdorf liegt in der Niederung nördlich des Drobschsees der Räuberberg, ein alter Ringwall. Eine natürliche Erhebung inmitten einer Niederung, die einstens ein See war, ist er durch künstliche Aushebungen und Anschüttungen zu einem befestigten Platz umgewandelt worden.

Der Drobschsee liegt in einem ziemlich breiten Graben, der auf beiden Seiten durch steile, mit Nadelholz bestandene Hänge eingerahmt, sich von Norden her in fast genau südlicher Richtung bis zum Spreetal hinzieht. Kleinere Seen in diesem Graben, durch kleine Gewässer miteinander verbunden, die die sumpfigen Niederungen zwischen den einzelnen Seen durchfließen, zeigen an, daß der Graben vorzeiten ganz unter Wasser gestanden hat. Besonders bei der Niederung nördlich des Drobschsees erinnern sich die älteren Bewohner der in der Nähe liegenden Dörfer, daß das Wasser des Sees noch fast bis an den Fuß des Räuberberges gestanden hätte. Man muß sich also jetzt an Stelle der Wiesen einen großen See vorstellen wenn man ein richtiges Bild von der Lage dieses Ringwalles bekommen will (Abb. 1 u. 7).

Der mit altem Laubholz bestandene Räuberberg erhebt sich vom Niveau der Niederung an seiner höchsten Stelle (auf dem mittleren (2) Wallring) bis zu 18 m (Abb. 8). Nach Westen hin ist er vom Grabenrand 100 m, nach Osten ungefähr 300 m entfernt. Heute ist der Ringwall über die neu drainierten Wiesen leicht von allen Seiten zugänglich, während er früher als eine Insel ohne Verbindung mit den Ufern im See gelegen hat. So ist die Lage des Räuberberges als Zufluchtsort als äußerst geeignet anzusprechen: versteckt in einem Graben, dessen Ufer auf beiden Seiten höher als er und mit einem breiten

Waldgürtel bestanden waren, rings von Wasser umgeben, also nur auf Schiffen erreichbar und abseits irgendeines größeren Ortes.

Der Volksmund erzählt dann auch, auf dem Räuberberg hätten früher lange die „kleinen Leute“, die „Lüttjen“, im Verborgenen gelebt, bis sie entdeckt wurden und dann fortgezogen seien. Eine Wanderfrage, wie sie von beinahe allen hier in der Nähe liegenden Ringwällen erzählt wird. Dem bei Wulfersdorf — ungefähr 6 km vom Räuberberg entfernt — liegenden Ringwall hat sie sogar den Namen gegeben — Lüttjenberg. Weiter erzählt die Sage, in späteren Zeiten hätten Räuber auf ihm gehaust, die besonders die

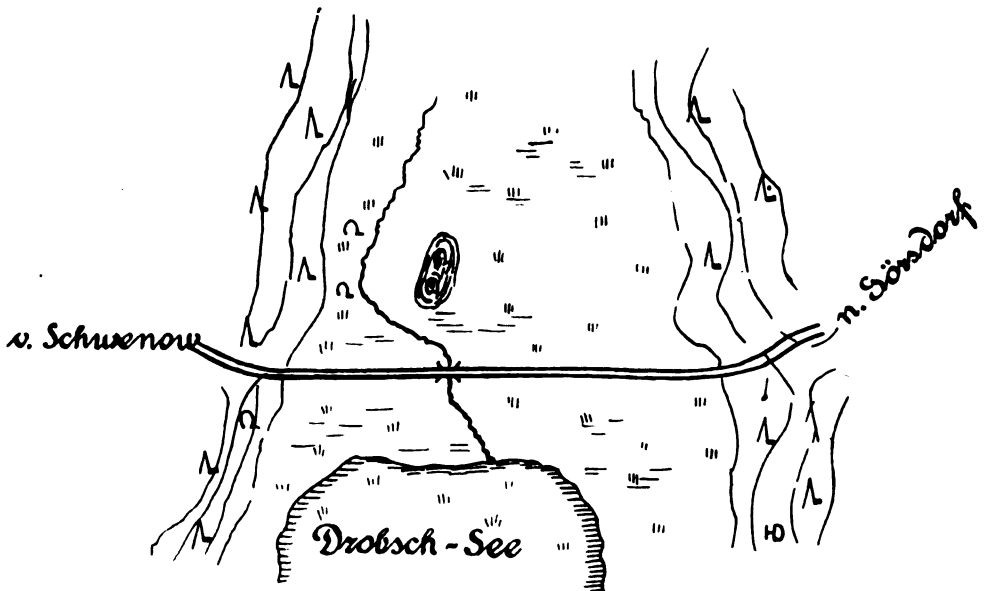


Abb. 1. Übersichtsskizze.

auf der alten Straße von Frankfurt/Oder nach Leipzig — 4 km nördlich vom Räuberberg bei Prensendorf soll sie entlang geführt haben — hinziehenden Kaufleute überfallen hätten. Die Schätze hätten sie alle in einer großen gemauerten Höhle im Innern des südlichsten großen Walles, des Kerns, vergraben. Der Eingang sei jetzt aber nicht mehr zu finden. Endlich sei der Wall auch zur Zeit des 30jährigen Krieges als Zufluchtsort benutzt worden.

Der Räuberberg ist im Grundriß (Abb. 2 und 3) ein nach Norden etwas spitz zulaufendes Oval, das in der Mitte leicht nach innen geschwungen ist. Die Längsachse beträgt 165 m, die Breitenachse 75—85 m.

Umgeben wird die Anlage von einem Wall und Graben, der auf der westlichen Seite fast vollständig zerstört, auf der östlichen besser erhalten ist. Die Maße sind dort:

- Länge der Böschung . 1 m
- Wallkrone 1,20 m
- Grabensohle 2,00 m
- Böschungswinkel etwa 30° .

Die Anlage selbst besteht aus einem Kern, um den sich zwei hufeisenförmige Wallringe herumlegen.

Der am südlichsten gelegene Kern wird von dem 2. mittleren Wallring ganz um-

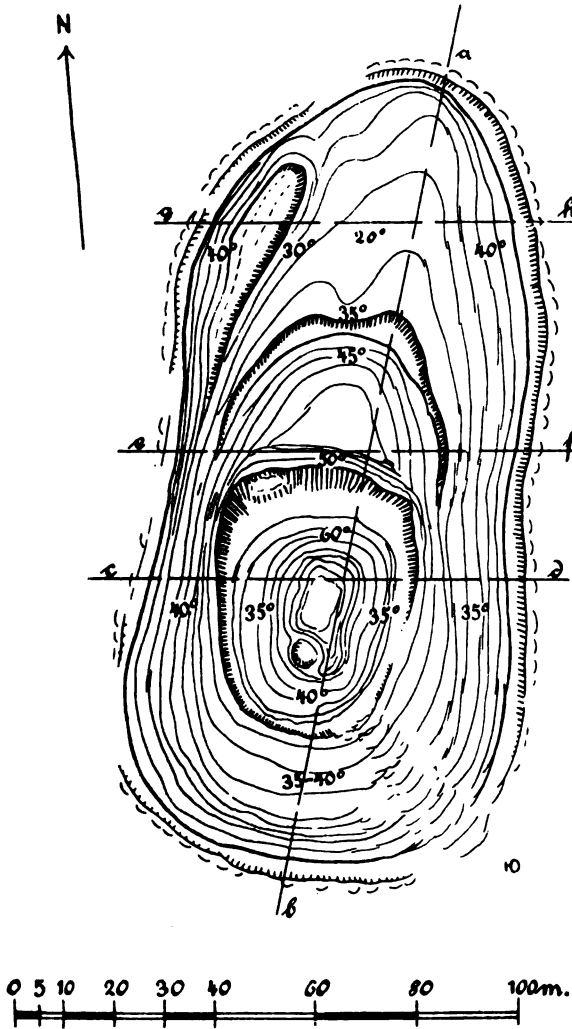


Abb. 2. Die wichtigsten Böschungswinkel sind auf den betreffenden Flächen eingetragen.

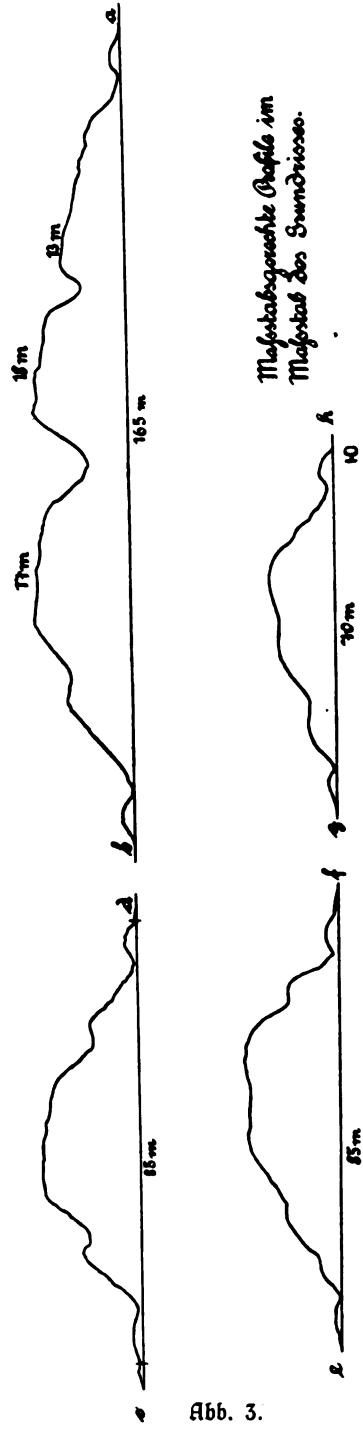


Abb. 3.
20*

geben, der im Norden am Abfall in den 1. Wallgraben seine höchste Höhe hat — überhaupt die höchste der ganzen Anlage — 18 m vom Niveau der Niederung gemessen. Nach Süden fällt die Wallkrone des 2. Wall-

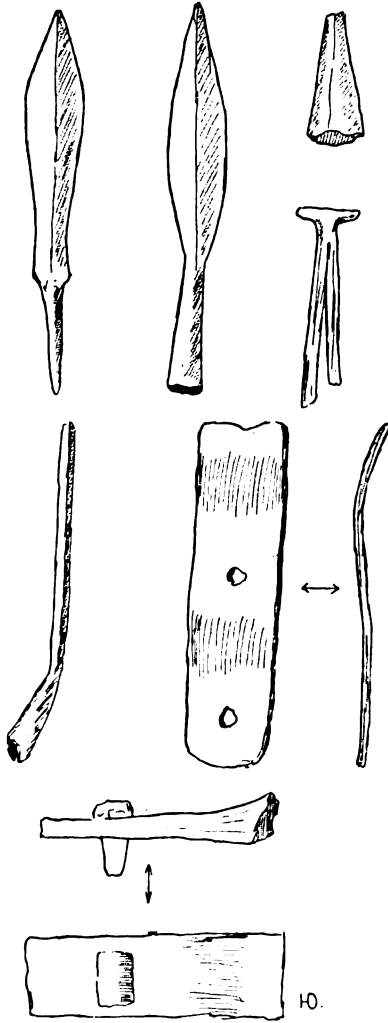


Abb. 4.

ringes auf beiden Seiten gleichmäßig ab und umschließt so den ganzen Kern mit einem Wall und Graben, der auf der Westseite besser als auf der Ostseite erhalten ist. Der Kern selbst erhebt sich mit einem Böschungswinkel von 35—40° um 10 m, von der Grabensohle des 1. Wallgrabens gemessen, zu einer Gesamthöhe von 17 m¹⁾. An der Nordseite ist der Abfall in den 1. Graben bedeutend steiler (60°). Die Oberfläche des Plateaus ist ziemlich rechteckig. An der Südwestecke des Plateaus befindet sich eine runde Grube. Dicht unter der Grasnabe derselben stieß man bei einem Anstich auf eine stark mit Lehm und Tontrollen durchsetzte Erdschicht und darunter gleich auf eine sehr sorgfältig gefügte Koppfteinpflasterung. In der Mitte des Plateaus befindet sich außerdem noch einmal eine rechteckige Erhebung. Der Anstich dort ergab rote lehmige Erde, darunter Koppfteinpflasterung, darunter reiner weißer Sand. Am nördlichen Rande, kurz vor dem Abfall in den Einschnitt des 1. Wallgrabens, fanden sich in ungefähr 30 cm Tiefe Pferde- und Wildschweinknochen, eiserne Nägel, Zwingen, Bänder und zwei verschiedene Arten von Pfeilspitzen (Abb. 4) — solche mit Tülle und solche mit Dorn zum Einlassen der Spitze in Holz. Dergleichen fanden sich dort Scherben von der

typischen spätslawischen Art (Abb. 5). Stark profiliertes Rand, einfache Ringverzierung. Die Scherben sind sehr dünnwandig und aus feingeschlemmtem grauem Ton. Gegenstände der gleichen Art fanden sich auch zwischen den einzelnen Steinen, der gleich darunter liegenden Pflasterung. An der gleichen

¹⁾ Die Höhenangaben sind, wenn nicht anderes ausdrücklich erwähnt wird, vom Niveau der Niederung an gerechnet.

Stelle soll früher eine eiserne Schere gefunden worden sein, die aber verloren gegangen ist.

In dem 1. Wallgraben — zwischen Kern und 2. Wallring — ergaben Anstiche auf Süd-, Ost- und Westseite nur Sand. An der Nordseite fand sich besonders in den Verbreiterungen des Grabens an der Ost- und Westseite (Abb. 9) eine fette lehmige Schicht bevor man auf Sand stieß, desgleichen auch in der kleinen Mulde am Südabhange des 2. Wallringes.

Die Wallkrone des 2. Wallringes, dessen südlicher Verlauf schon oben besprochen wurde, bildet im Norden ein leicht nach Norden abfallendes Plateau, das dann wieder verhältnismäßig steil (45°) zum 2. Wallgraben abfällt. Es wird zur Hälfte von diesem Graben und dem 3. Wallring eingeschlossen, der ungefähr in der mittleren Höhe des 2. Wallabhanges entlang führt, sich terrassenförmig verflacht und in ihm verläuft (Abb. 10 und 11).

Der 2. Wallgraben zeigte in den Anstichen keine Kulturschicht. Nach Norden wird die Anlage von dem 3. Wallring abgeschlossen, dessen Krone,

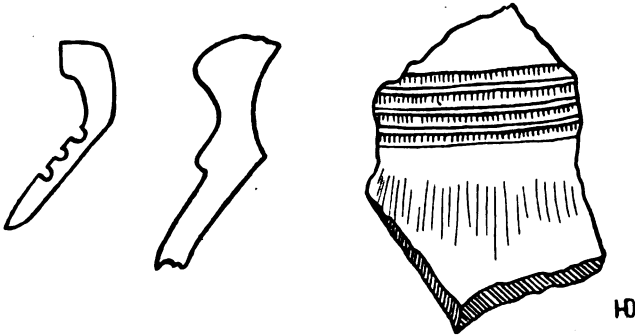


Abb. 5. $\frac{1}{2}$ Nat. Gr.

wie die des 2. Ringes, nach Norden auch ein leicht abfallendes Plateau bildet, an der östlichen Seite mit einem bastionartigen Ausläufer (Abb. 11).

An der Westseite im Norden befindet sich tiefer gelegen als der 2. Graben ein terrassenförmiger Einschnitt.

Ein Zugang zu der Anlage läßt sich nicht unmittelbar feststellen. Der schräg zum ersten Wallgraben an der Südostseite heraufführende Weg stammt aus neuerer Zeit. Auch ist es kaum anzunehmen, daß der Zugang von dieser dem Ufer am weitesten abgelegenen Seite gewesen wäre. Viel näher liegt es, den Zugang an der Nordostseite bei der Terrasse zu suchen, die sicher eine alte künstliche Anlage ist.

Bei den, wegen Mangel an Zeit zu einer genaueren Untersuchung, nur sehr flachen Anstichen ließ sich mit Bestimmtheit nur eine Kulturschicht feststellen, und zwar nach den Scherben zu urteilen eine spätslawische.

Ähnliche Anlagen befinden sich in der ganzen Gegend sehr viele, doch keine so gut erhalten wie der Räuberberg.

In nächster Nähe seien hier noch 5 erwähnt:

1. Der Lüttjenberg bei Wulfersdorf. Da er kaum Baumbestand hat, sind ein Teil seiner Wälle bis fast zur Unkenntlichkeit abgetragen worden. Funde: graue, dünnwandige Scherben.

2. Ringwall am Feldweg Budow-Tauche. Die Anlage liegt mitten im Acker und soll bis vor einiger Zeit noch gut erhalten gewesen sein. Dann haben die Bauern die Steine der Pflasterung herausgerissen und die Wälle planiert, so daß kaum noch überhaupt etwas von der Anlage zu erkennen ist.



Abb. 6. Urnen aus dem Gräberfeld bei Budow b. Beestow.

3. Kirchwall in Budow. Die Anlage ist in späterer Zeit noch verändert worden (zuletzt durch den Bau der Kirche).

Die beiden anderen Ringwälle sind so gut wie zerstört und kaum mehr als solche zu identifizieren.

Die gleichen Scherben wie auf dem Kern des Räuberberges finden sich sehr häufig beim Pflügen auf den Feldern in der Umgegend. Ganze Gefäße sind bis jetzt jedoch noch nicht gefunden worden.

Bei dreien dieser Ringwälle (Lüttjenberg, Budower Kirchwall, Ringwall

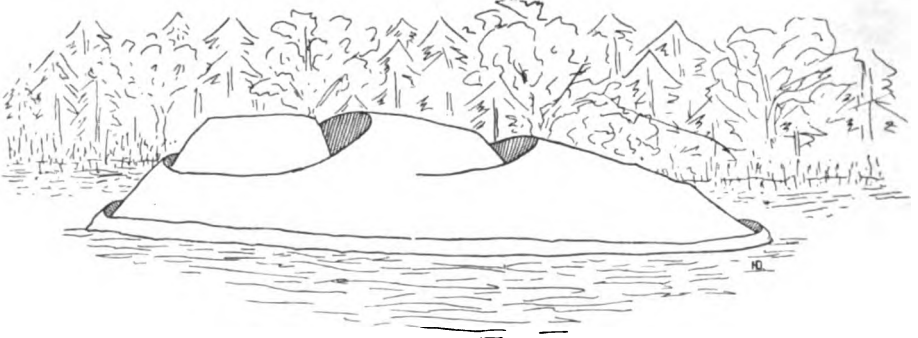


Abb. 7. Schematische Skizze der ganzen Anlage.

am Feldweg Budow-Tauche) haben sich ganz in der Nähe Lausitzer Urnenfelder von ziemlich großer Ausdehnung gefunden, in denen Urnen aus den verschiedenen Perioden gefunden wurden (Abb. 6).

Ob diese in irgendwelcher Beziehung zu den Ringwällen stehen, müssen erst noch weitere, tiefere Grabungen ergeben.

Der Räuberberg gehört zum Rittergut Görzdorf, dessen Besitzer, Herr Rittergutsbesitzer Mießner, mir die Untersuchung des Ringwalles gütigst gestattete.

Die Kulturschicht in unseren Städten und ihre Auswertung für die Volksbildung.

Von Bernard Högge in Osnabrück.

Unsere engere und weitere Heimat besitzt glücklicherweise noch eine Anzahl vor- und frühgeschichtlicher Wehranlagen, hierzulande gewöhnlich *Wittkefinsburgen* genannt. Unter Schuchardts Leitung haben auf der Kuller Burg im Jahre 1891 Ausgrabungen stattgefunden, sie förderten im Hauptwalle eine mit Mörtel aufgeführte Mauer, sowie die Fundamente zweier Ecktürme zutage. An dem durchgehenden Wege ließen sich innere steinerne Torbauten, ein hölzernes Außentor und Teile des alten Pflasters nachweisen. Nennenswerte Einzelfunde dagegen, die man besonders gern begrüßt hätte, wurden leider nicht gemacht. Ein ähnliches Ergebnis zeitigte eine im vorvorigen Jahre versuchte Grabung auf der *Wicksborg* im *Gehn*.

Demgegenüber sei hier auf eine Fundstätte verwiesen, die gewiß die erwünschten Einzelfunde in reichster Zahl birgt, die aber hierzulande der Wissenschaft und Volksbildung in fast allen Fällen verloren gehen: gemeint ist die stellenweise meterhohe Kulturschicht unserer deutschen, hier insbesondere unserer niederdeutschen Städte. Man sehe sich hieraufhin unsere Landes- und städtischen Museen an: in günstigen Fällen sind einige Gelegenheitsfunde aufgestellt; von einer planmäßigen Auswertung der Funde wird in den seltensten Fällen gesprochen werden können. Im folgenden soll an einem Beispiel gezeigt werden, wie im Weichbilde unserer alten Städte bei Ausschachtungsarbeiten verfahren werden müßte. Daß tatsächlich die Grundflächen alter Städte im Laufe der Zeit stellenweise bedeutend gewachsen sind, läßt sich im einzelnen, namentlich auch für Osnabrück, ziemlich leicht nachweisen.

„Die Häuser und die Kapelle an der Wallmauer gerieten bei der Belagerung durch die Schweden in Brand und wurden dem Erdboden völlig gleich gemacht; an ihrer Stelle sind jetzt Gärten.“ Dieser Satz aus der lateinisch

geschriebenen Stadtchronik war dem rührigen Verwalter eines städtischen Museums bekannt genug. Als daher in unserer baulustigen Zeit eine Bank die betreffenden Grundstücke für den Bau eines Geschäftsgebäudes erwarb, ging er zu dem Handelsherrn, der ihm mit freundlichem Entgegenkommen jede Hilfe, auch diejenige, die etwa Geldopfer erfordere, zusagte. So hatte unser Freund Oberwasser und konnte auf seinem Felde nach Herzenslust losackern.

Zunächst wurde der Mutterboden fortgeschafft, der jahrhundertlang Gemüse und Obst getragen hatte, um zu sehen, ob sich nicht die ursprüngliche Anlage der früheren Gebäude nachweisen ließ. Nicht nur diese wurde festgestellt, sondern auch ein Holzverschalter und ein zweiter steingefasster Brunnen, mehrere Abortanlagen und eine Abfallgrube wurden aufgedeckt. Der erste Brunnen war vermauert, der zweite zugeschüttet. Die Gebäude hatten die uralte Anlage: ein gemauertes Kammerfach, davor die Sachwerthalle. Als man nachträglich versuchte, den Grundriß zu zeichnen, stellte sich jedoch heraus, daß jedes der drei Gebäude irgendwelche Besonderheiten aufwies, die wertvollen Stoff nicht nur dem Volkslundigen, sondern auch dem heute schaffenden Baumeister liefern konnten. Ein Gebäude mußte durchaus aus Holz gerichtet sein, denn Mauerreste ließen sich hier nicht vorfinden. Nachdem noch eine einfache Wasserleitung aus Tonröhren mit bildlichen Darstellungen, eine Rinnsteinanlage, eine merkwürdige Dielensteinsetzung, die Grundmauern der alten Kapelle, sowie ein alter Weg und eine Hofeseinfriedigung aus sonderbarem Reifiggeflecht nachgewiesen waren, schritt man dazu, den Plan des gesamten ehemaligen Baugrundes zu zeichnen und in Felder einzuteilen. Diese wurden mit Nummern versehen, um nachher die Einzelfunde richtig einzeichnen zu können.

Der Museumsleiter ließ jetzt die Arbeiter eine Tiefgrabung ausführen. Der zugeschüttete Brunnen wurde ausgehoben; er erwies sich buchstäblich als eine Fundgrube. In der Tiefe von einem halben Meter fanden sich die ersten Scherben eines Kruges; es folgten in bunter Reihe: ein Eisenband, 2 Scheren von der Art unserer Schaffscheren, Kupfer- und Messingbeschlag, ein Kinderschühchen, ein Stück Leder, ein einfacher, ein doppelseitiger Kamm aus Bein, eine Flötepfife, ein Messer und wieder Scherben, diesmal von Halbporzellan; eine Spindel, ein Holzteller, eine Schnalle, die Scherben einer Tonlampe. Manche Gegenstände waren nicht zu bestimmen; fortgeworfen wurde vorerst nichts; die nicht zu bestimmenden Sachen wanderten in eine besondere Kiste. Eine Sandschicht wurde gewissenhaft auf einem feinen Drahtsieb durchgeseiht; einige Kammzähne, eine Nadel aus Bein waren das Ergebnis.

Eine 2. und 3. Tiefgrabung an geeignet erscheinender Stelle wurden gemacht, bis man auf gewachsenen Boden traf. Bei dieser Gelegenheit förderte man eine vorgeschichtliche Graburne, eine sog. Gesichtsurne mit den üblichen

Beigaben ans Licht; sie wurde sofort in eine feuchtes Tuch geschlagen und vorsichtig in den nahen Museumsteller getragen, damit sie nicht beim ersten Schreck über das grelle Tageslicht zu Staub zerfiel. Wieder ein Beweis, daß die Siedelungsarchäologie recht hat, wenn sie nachweist, daß häufig vorge-schichtliche und heutige Siedelungen zusammenfallen. Die schwerste Arbeit war das Freilegen einer meterdicken Steinwerfede, wobei eine Sprengung nachhelf. Aber die Mühe wurde belohnt. In einer Mauerhöhlung des untersten Fundaments stand ein Tongefäß mit 3 kurzen Füßen und einem kugelichten Boden; das Gefäßinnere war mit Asche und Erde angefüllt, neben ihm lagen Holzkohlen, Eisenkladen und Tierknochen. Der mit dem Museumsleiter befreundete Universitätsdozent der Zoologie bestimmte die letzteren schließlich als die Knochen eines Lammes: Ein sog. Hausbauopfer, das den früheren Menschen das Symbol eines Zaubers war, der die Haltbarkeit des Baues verbürgte. Noch im späten Mittelalter muß diese Sitte gebräuchlich gewesen sein, wie aus einer Stelle im 4. Gesang des „Rafenden Roland“ von Ariost hervorgeht.

Es würde zu weit führen, alle Einzelfunde zu nennen. Erwähnt seien aber noch: das Bruchstück einer Kandare aus Bein; eine Haustürschwelle mit rätselhaften Zeichen; Ofentacheln mit Darstellungen aus der Sage; bei der Kapelle ein Säulentnauf mit frühmittelalterlichen Stilkennzeichen; verschiedene Handwerksgeräte, die auch dem heutigen Mann der Technik noch allerlei lehren können, der in jedem ursprünglichen Werkzeug den verlängerten menschlichen Arm sieht.

Im Laufe der etwa vier Wochen währenden Ausgrabungsarbeiten war allmählich das Verhältnis zwischen dem hochstudierten Ausgrabungsleiter und den einfachen Spatenmännern das denkbar beste geworden. War es diesen übel zu nehmen, wenn sie anfangs Sinn und Wert des Unternehmens gänzlich mißverstanden und mit lobenswertem Freimut aus ihrer Gesinnung dem Doktor gegenüber keinen Hehl machten? Dieser aber hatte keine Mühe gescheut, den Arbeitern an einzelnen Fundstücken immer wieder zu zeigen, wie die Wissenschaft durch die Auswertung derselben sich in den Dienst der Heimatkunde stellt. Ihm war eine Freude, bei diesen Leuten zu einem kleinen Teile nachzuholen, was leider Volkserziehung und Volksunterricht in unserem Lande durchaus versäumt haben: die gründliche („gründlich“ hier auch buchstäblich gemeint) Kenntnis der Heimat und ihrer Geschichte bis in die fernsten Zeiten; Heimatkunde, geschöpft nicht allein aus lebendiger Naturanschauung, aus Büchern und den anderen bekannten Quellen, sondern auch aus den Ergebnissen der schönen Wissenschaft des Spatens. Zudem fühlten die Arbeiter im Laufe der Wochen recht gut, daß dem Doktor das übereinstimmende Verhältnis des Menschen zu seinem Nächsten schließlich doch noch mehr bedeutete als die Wissenschaft; dementsprechend behandelte er die Leute und diese wieder ihn. So war er keineswegs überrascht, als ihm eines

Morgens von einem schlichten Manne ein wertvoller Münzfund gebracht wurde.

Nachdem von der Ausgrabungsstelle in ihren verschiedenen Höhenlagen noch genaue Einzelzeichnungen entworfen und eine Reihe Lichtbilder aufgenommen waren, konnte das Feld mit ruhigem Gewissen dem neuzeitlichen Baumeister überlassen werden. Die Bank bezahlte schließlich auch die Kosten, der Drucklegung des von unserem Museumsleiter verarbeiteten wissenschaftlichen Stoffes; und dieser wieder sorgte dafür, daß in den Heimatblättern des Gaues die neu gewonnenen Erkenntnisse auch der Volksbildung zugute kamen. Daß in dem kleinen Schriftchen mit den vielen Abbildungen die Bank zugleich ihre inzwischen fertig gestellten neuen Geschäftsgebäude und deren Zweck in sachlicher Weise vorführte, wird niemand tadeln; im Gegenteil, solcher Reklame kann jeder Volksfreund die weiteste Verbreitung wünschen.

Zum vorstehenden Inhalt wäre noch nachzutragen, daß sämtliche angeführten Gegenstände nicht etwa er-, sondern gefunden sind. Der kürzeren schriftlichen Mitteilung wegen aber hat sich der Schreiber dieser Zeilen gestattet, die Fundstücke auf eine Ortlichkeit zu verlegen, die bei verschiedenen Gelegenheiten gemacht wurden. Wollte aber jemand daraus folgern, daß also doch hin und wieder bei uns mit Ausschachtungsarbeiten vorbildlich verfahren würde, so muß ihm entgegnet werden, daß die größere Zahl der Sachen in Schweden, allerdings teilweise unter der Leitung eines deutschen Gelehrten, gehoben sind. Und nur die schwedischen Einzelfunde sind planmäßig ergaben, während die deutschen, namentlich der vorgeschichtliche Urnenfund und die Tonröhren mit bildlichen Darstellungen, gelegentlich gemacht sind und noch ihrer wissenschaftlichen Verwertung harren.

Man stelle sich einmal die Bautätigkeit einer alten Stadt seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis jetzt vor, um zu ermessen, welche Fülle des wertvollsten Quellenstoffes für die Heimatkunde durch die Unterlassung jeglicher planmäßigen Aufsicht bei Ausschachtungsarbeiten verloren gegangen ist und noch täglich verloren geht. In Osnabrück beispielsweise wurde und wird gebaut auf dem alten Kulturboden der Alt- und Neustadt, wird gebaut auf dem Gertrudenberg, wo die Schweden hausten und auf der Nürnberg, wo die Nonnen ihre Meierei hatten, wird gebaut auf der Petersburg, der alten Trutzfeste des Bischofs: aber eine wissenschaftliche Aufsicht für etwaige Funde ist nirgendwo, und in anderen Städten sind die Verhältnisse nicht besser. Planmäßige und fachkundige Aufsicht aber müßte sein auch sonst, wo immer, in der Stadt oder auf dem Lande: Spaten und Hacke, Dampfpflug und Bagger in Tätigkeit treten, bei Wege-, Kanal-, Eisenbahn- und Hausbauten so gut wie beim Urbarmachen des Bodens oder Anlegen eines Brunnens. Leider ist das eine Forderung, für deren Verwirklichung bei uns kaum der Anfang gemacht ist. Unsere Museumsleiter und Heimatvereine werden sich gewiß in den Dienst der Sache stellen, denn dafür sind sie da;

aber ihre Tätigkeit wird vielfach fruchtlos sein, solange die Volksbildung hier nicht Wandel geschaffen hat. Und wo sollen schließlich die Volksbildner das nötige geistige Rüstzeug holen, wenn selbst auf den Universitäten trotz aller Sachgelehrsamkeit und trotz aller wissenschaftlichen Quellen kein Dozent ist, der wissenschaftliche Heimatkunde mit kluger Synthese vermittelte!?

Allerdings gibt es noch Leute genug, die derartigen Anregungen nicht nur gleichgültig, sondern sogar feindlich gegenüberstehen: Vertreter des alten, namentlich auch vorkriegszeitlichen Materialismus, Nützlichkeitsfanatiker, die auf einem unfruchtbaren, steinigem, aber schönen Berge gerade in dem Augenblicke einen Kartoffelacker erster Güte entdecken, wenn die Halde wegen eines gewaltigen Sündlings und anderer Naturdenkmäler zum Schutzgebiet erklärt werden soll. „Wir haben heute was Besseres zu tun, als uns mit derlei Sachen zu befassen,“ ist ihre stehende Redensart. Wenn sie aber das „Bessere“ nennen sollen, sind sie gleich stumm. Dabei wünschen solche Leute aber doch auch, daß das Volk Vaterlandsliebe an den Tag legen soll. Vaterlands- und Heimatliebe sind aber durchaus gleiche Begriffe. Eine Kulturwüste, wie manche Gegenden Deutschlands bereits zu nennen sind, als Heimat zu lieben ist schwer, viel schwerer als manche glauben möchten. Leichter ist die Liebe zur Heimat, wenn diese schön ist, wenn ich sie und namentlich ihre Geschichte gründlich kenne. Heimatgeschichte aber lernt man vorzüglich auch aus den Ergebnissen der schönen Wissenschaft des Spatens, worauf in den vorliegenden Ausführungen besonders hingewiesen werden sollte.

Nochmals: Fr. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen¹⁾.

Von Friedrich Schilling.

Im letzten Mannusheft hat Professor Ferdinand Bork das Nötige ausgeführt, was der Kaukasist zu B.s Schrift zu sagen hat. Die große Indogermanen- und Germanenfrage ragt jedoch in drei weitere wichtige Wissensgebiete hinein; und von hier aus den Scheinwerfer kritischer Durchleuchtung noch einmal auf das Büchlein zu lenken, scheint mir im Dienste unserer Wissenschaft unumgänglich, besonders angesichts der Gefahr, die solche im Gewande bestechendster Sachlichkeit auftretenden „Forschungen“ für Laiengemüter darstellen.

1. Von Prof. Bork schon angedeutet ist, daß Braun die Rassefrage, den anthropologischen Gesichtspunkt, völlig ausschaltet, und dies vorzüglich. Seine Unwissenheit oder etwaige noch unglaublichere Oberflächlichkeit auf dem Gebiet der Rassenkunde mag jedoch durch ein Selbstzeugnis von ihm noch klarer gekennzeichnet werden, handelt es sich doch hier um Dinge, die nachgerade jeder gebildete Laie kennt: Br. verbindet die, auch von ihm zugegeben, autochthone nordische Rasse mit der dunkeln, kleinwüchsigem Mittelmeerrasse zu einer kulturellen und ethnischen Einheit, die „Süd- und Westeuropa bis zum Norden hinauf vor der Ankunft der Indogermanen besiedelte.“ (S. 41 bei Br.). Daß Br. durch diese „Aus-schaltung“ der Rassefrage sein ganzes Gebäude auf abrutschenden Boden gebaut und dem Zusammensturz preisgegeben hat, ist klar.

2. Die Sprachwissenschaft glaubt einen Unterschied erkannt zu haben zwischen dem Verhältnis des Germanischen und dem der übrigen historischen idg. Sprachen zur idg. Ursprache. Es wird von Braun und seinem Kronzeugen Feist betont, daß das Germanische in Lautstand und Flexion gegenüber dem Urindogermanischen einen starken „Verfall“ zeige. Umgekehrt nimmt

¹⁾ Vgl. Mannus 15, Heft 1/2, S. 174ff.

Schirmeisen (Mannus III, S. 91ff.) gegenüber dem Germanischen „in den andern Dialekten des Idg. durchweg weitergehende Entartungen“ an, „die durch die in weitere Entfernungen hin erfolgte Auswanderung der Träger dieser Dialekte usw. bewirkt worden seien, während das häuslich bleibende Germanische im wesentlichen zugleich unverändert geblieben sei“¹⁾. Ich kann mich nun, so entschieden ich die Feist-Braunsche Auslegung des sprachlichen Befundes ablehne, doch auch der Schirmeisenschen nicht anschließen; ich halte vielmehr beide Auffassungen für ungeschichtlich im eigentlichen Sinne, d. h. für zuwiderlaufend den Prinzipien sprachlichen Geschehens. Beide Meinungen gehen nämlich nicht von der Grundtatsache des als Veränderung erscheinenden Geschehens, des Werdens, der Entwicklung aus, sondern nehmen im Sprachleben den Zustand, die Tendenz der Erhaltung, das Unverändertsein, als Norm und Ausgangspunkt ihres Urteils an. Feist belastet zudem aus der ihm eigenen Feindseligkeit gegen alles Nordische heraus seine kritische Waagschale zuungunsten der Germanen, in dem er verschweigt, daß auch die übrigen idg. Sprachen starke Veränderungen erlitten haben, und indem er alle Veränderung auf germanischer Seite ganz subjektiv als „Verfall“ bezeichnet. Eine ins Einzelne gehende Erörterung der hier vorliegenden sprachgeschichtlichen Grundphänomene gehört vor das Forum der Sprachwissenschaft und nicht hierher. Es genügt hier, als Wichtigstes festzustellen, daß: die auf germanischer Seite stärkere Abweichung des Flexions- und Lautcharakters vom Uridg. wahrscheinlich erklärt ist durch das Beibehalten der uridg. Entwicklungslinie bei dem auf uridg. Heimatboden zurückbleibenden Germanischen,

¹⁾ Geheimrat Kossinna hat seine Stellung zu dieser Anschauung in einer längeren, der Abhandlung Schirmeisens im Mannus vorausgeschickten Verwahrung gekennzeichnet. Auch aus der „Herkunft der Germanen“ (S. 28) geht deutlich hervor, daß Geheimrat Kossinna die Auffassung von Sch. ablehnt; er läßt vielmehr die Tatsache der germanischen Lautverschiebung bestehen und setzt ihre Durchführung, wenigstens in den entscheidenden Zügen, in den Ausgang der skandinavischen Steinzeit, also um 2000 vor Chr. In einer Anmerkung hat Geheimrat Kossinna mit versteckter Ironie etwa gesagt: Wem es zuviel ist, hierüber nachzudenken, braucht sich ja nur Schirmeisen anzuschließen und die germanische Lautverschiebung überhaupt abzulehnen. Die Verborgenheit dieser Ironie hat natürlich Herrn Sigmund Feist (Indogerm. u. Germanen, Halle 1919², S. 24ff.) veranlaßt, seine sonst so gehässig scharfen Augen hier etwas weniger anzustrengen, sich im Sinn der Worte etwas zu irren, und nun frisch der Öffentlichkeit vorzufälschen, Geheimrat Kossinna stehe auf Schirmeisens Standpunkt. Die unglücklichen Opfer des Herrn Feist sind durch diese Künste in der Unversehrtheit ihres Augenlichtes so geschädigt, daß sie selbst beim Nachschlagen der Quelle die boshafte Entstellung oft nicht bemerken werden. Ich spreche aus Erfahrung! Diese für Herrn Feist kennzeichnende Art und Weise, Äußerungen und Ergebnisse der Wissenschaft für die Öffentlichkeit „vorzubereiten“, mag Erklärung genug dafür sein, daß Geheimrat Kossinna es für unter seiner Würde hält und halten wird, auch nur die Feder zu rühren, um einen solchen Vertreter „deutscher“ Wissenschaft gehörig ins rechte Licht zu setzen. So etwas richtet sich selbst.

während demgegenüber bei den abwandernden Idg. die uridg. Entwicklung sehr bald abgebrochen und das Entwicklungsmoment auf eine ganz neue Linie abgelenkt wird. Das Abbrechen der angeborenen Entwicklung und die Abiegung der Veränderungstendenz in eine neue Richtung bei den Kolonialindogermanen erklärt sich einfach durch die völlige Veränderung der kulturbologischen Umweltbedingungen, die sich ja auch, und hier am sichtbarsten, in dem Heraustreten aus der Urzeit in die Altertumsstufe der Kultur (im Sinne Breysigs) auswirkt; daß da auch die überkommene sprachliche Veränderungsrichtung erschüttert, abgebrochen und eine neue Entwicklung aus neuen Bedingungen begommen wird, ist erklärlich. Es kann hierbei, vom Urindogermanischen aus gesehen, das Abbrechen der alten Linie als ein Stehenbleiben auf altindog. Stufe erscheinen und bei den Kolonialindogermanen unter Umständen (d. h. falls die kolonialsprachliche Entwicklung hier nicht zerstörend einsetzt) eine verhältnismäßig bessere Erhaltung des uridg. Zustandes beobachtet werden, als bei dem mit starken Schritten auf der alten Linie weitererschreitenden Germanischen. — Im übrigen widerspricht es allen Forderungen des Gleichsetzungsverfahrens, wenn man eine in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, in vollem Lichte gar erst im 4. Jahrh., in Erscheinung tretende Sprache, das Germanische (Gotische), mit den Zuständen verwandter Sprachen vergleicht, die ein halbes bis ein ganzes Jahrtausend früher liegen; man muß doch wohl vorher die Vergleichungsobjekte chronologisch auf den gleichen Nenner bringen! Man kann höchstens das Gotische, die lateinische Volkssprache um 300 nach Chr., das Volksgriechisch um 300 nach Chr., das Umgangssindisch der gleichen Zeit mit der Ursprache vergleichen und wird sich dann nicht mehr unterstehen zu behaupten, das Germanische nehme hinsichtlich der Entfernung vom Urindogermanischen eine Ausnahmestellung ein. Alles etwaige Mehr an Veränderung beim Germanischen ergibt sich leicht aus dem um volle 1000 Jahre längeren Verharren in einer stufenmäßig urzeitlichen, schriftsprachlosen Kultur; von dem Veränderungstempo urzeitlichen Sprachlebens haben wir schlechterdings keine sichere Vorstellung; auf Grund von Analogien ist es jedoch als Presto anzusehen.

3. Wir haben gesehen, daß selbst wenn man die Germanen als reine Fortsetzung der Urindogermanen ansieht, bei eindringendem und gutwilligem Nachdenken mit den sprachgeschichtlichen Tatsachen fertig zu werden ist. Daß jedoch die Germanen in Wirklichkeit aus einer Verschmelzung von Nordindogermanen und Dorindogermanen hervorgegangen sind, ist aus den Forschungen von Geheimrat Kossinna längst als archäologisch nachweisbare Tatsache hervorgegangen, und die Herren Feist und Braun irren sich, wenn sie meinen, mit ihrem Hinweis auf den nicht reinindogermanischen Charakter des Germanischen etwas erschütternd Neues zu bringen. Man sieht hier deutlich, wohin die Ignorierung der Archäologie führt: Man fabelt drauflos von der Indogermanisierung der nichtindogermanischen Vorgermanen

und tastet in der angeblich nebelverhüllten Urzeit nach einem Volk herum, das die Vorgermanen indogermanisiert haben könnte — und findet keins, verwickelt sich aber doch, statt den Mund zu halten, in die lächerlichsten Hypothesen. Nun, von welcher Seite eine Beeinflussung des idg. Teils der Vorgermanen ausgeht, wissen wir: Es sind die Dobbertiner, die auf Jütland und Südschweden der Umklammerung durch die Nordindogermanen nicht entgehen können und nach zunächst kultureller Indogermanisierung schließlich auch sprachlich, politisch und blutlich mit ihnen verschmelzen. Ich schließe mit der Darstellung, die Geheimrat Kossinna in seinem Vortrag „Höhepunkte nordindogermanischer Kultur“ (Mannus 11/12, S. 274 (1920) von diesem Vorgang gibt¹⁾:

„Der Schluß der Steinzeit ist die Zeit völliger Ausgleichung und Verschmelzung der beiden Kulturen und der sie tragenden Stämme, nämlich der durch die zu reichlichen Südwanderungen gar zu sehr geschwächten Nordindogermanen einerseits, der Binnen-Jütländer andererseits: das Ergebnis dieser Mischung, die auch eine Sprachmischung ist, sind die Germanen. Hier liegt also der Ursprung der Germanen.“

Frankfurt (Oder), März-Mai 1923.

¹⁾ Vgl. auch „Die Indogermanen“ (Mannus Bibl. 26), S. 76/77 (Tabelle).

II. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Mit einer am 19. Oktober 1922 im Universitätsgebäude veranstalteten Sitzung wurde die Winterarbeit der Zweiggesellschaft eröffnet.

Der Vorsitz, Geheimrat Kossinna, begrüßte unter den Gästen mit besonderer Freude und Wärme das hochverdiente Ehrenmitglied Herrn Heinrich Maximilian Stahel aus Bielefeld und besprach dann die trotz aller äußeren Hemmnisse, wie sie die schweren inneren und äußeren politischen Verhältnisse mit sich bringen, mutig und erfolgreich fortschreitende stille Arbeit der Gesellschaft. Alle Welt bewundere den Mannus, da er fast in voller Friedensstärke und Friedensgüte fortlebe und nach wie vor pünktlich erscheine. Das Wunderbarste hierbei sei jedoch, daß er an die Mitglieder so gut wie verschenkt werde. Neu eintretende Mitglieder begleiten ihre geringe Beitragszahlung oft mit der Äußerung: „märchenhaft billig“ oder ähnlich. Solch reichem Beifall erfreue zwar des Sängers Herz, aber die Befürchtung eines Rückschlages liege doch zu nahe. Bei jedem Mitgliede setze der Verleger mindestens 40 Mk. zu und das Schlimmste hiebei sei, daß die Gesellschaft stark zunehme, in wenigen Monaten um 40 Mitglieder. Wenn das so weiter gehe, würde die Gesellschaft bankrott. Ernst gesprochen, werde, selbst wenn die Notgemeinschaft statt 25000 Mk., wie für 1922, das Vierfache, also 100000 Mk. für 1923 spende, doch mit einem Mitgliedsbeitrage von mindestens 300 Mk. zu rechnen sein — falls es eben der Wille der Gesellschaft sei, den Mannus in alter Stärke und auf der alten Höhe zu erhalten. Andernfalls müßte sein Umfang stark eingeschränkt werden, wodurch dann weiter der Zuschuß der Notgemeinschaft ebenso stark eingeschränkt werden, wenn nicht gar ganz fortfallen würde.

Folgende Preise für die Herstellung eines Mannusbandes zeigen eine berebete Sprache:

1 Bogen Satz, Papier, Druck kostet heute	28,000 Mk.	} 38,000 Mk.
1 Seite Textabbildungen und 1 Klischeetafel	10,000 „	

Dazu kommen noch die ungeheueren Preise für Umschlag und Buchbinder.

Danach berechnet sich der Band von 20 Bogen heute auf 1 Million Mk. — Tatsächlich wird er im nächsten Jahre wahrscheinlich noch sehr viel mehr kosten.

Es war eine Erquickung, aus den Reden mehrerer Mitglieder zu vernehmen, daß die Gesellschaft zu jedem notwendigen Opfer für die Erhaltung des Mannus mit Freude und Begeisterung bereit sei.

Und auch die Mannusbibliothek, die zwar nur mittelbar der Gesellschaft angehöre, aber doch im Geiste der Gesellschaft von dem Herausgeber mit aller Hingabe geleitet werde, schreite rüstig vorwärts, so daß demnächst die Bände 30 und 31 zur Ausgabe gelangen werden.

Gewiß werde es bei allen Kennern die höchste Befriedigung erwecken, wenn sie hören, daß es dem Herausgeber gelungen sei, die seit Jahrzehnten sehnlichst erwartete neue Ausgabe von Almgrens Sibelwerk jetzt endlich sicher zu stellen durch Aufnahme in die Mannusbibliothek.

Bevor der Vorsitz der dem Redner des Abends das Wort erteilte, führte er zu dem Stoffe des Vortrages etwa Folgendes aus:

Unsere Gesellschaft hat die Richtung, von den beiden Quellströmungen, aus denen die heutige deutsche Kultur gespeist worden ist, der einheimisch germanischen und der südeuropäischen (Antike und Christentum), vor allem die einheimische in das ihr zukommende Licht zu setzen, das ihr von unserer Bildung und Erziehung teils in unerhörter Weise versagt, teils nur in ganz unzureichendem Maße zugestanden worden ist. Von dem überragenden Einfluß der Antike, insonderheit der Römer auf die Germanen sind wir durch die einseitig parteiische Darstellung humanistischer Sanatiker derart überfättigt worden, daß es nicht nur tut, nicht einmal gut tut, in diese fehlerhaft viel zu tief gehauene Kerbe noch weitere Schläge zu tun. Die germanische Archäologie hat gezeigt, daß der Einfluß der Römer auf die Germanen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung recht gering ist und, nur für den Kenner merkbar, fast nur in der Übernahme geringfügiger Einzelheiten der Verzierungen an eingeführten griechisch-römischen Bronzegefäßen und ihre Übertragung auf kleinere einheimische Metallgeräte durch die Germanen besteht. Unvergleichlich größer war der orientalische Einfluß in der Ornamentik, den die Goten in Südrußland am Schwarzen Meere übernahmen und der ganzen germanischen Welt mitteilten, so daß der Gotenstil ein halbes Jahrtausend in ganz Europa herrschte. Erst die Franken in Belgien und Frankreich nördlich der Seine haben viel von der überragenden Technik der Römer geerbt und später den rechtsrheinischen Germanen übermittelt. Das Gebiet, das der heutige Vortrag uns vorführen will, Süddeutschland, steht gewissermaßen in der Mitte zwischen dem römisch mehr oder weniger unbeeinflussten Germanentum Nord- und Mitteldeutschlands einerseits und dem römisch stark beeinflussten Westfranken andererseits. Ich möchte aber hier noch kurz hinweisen auf die unklare Vieldeutigkeit, in der der Begriff „römisch“ überall gebraucht wird, wenn es sich um die Quelle von Einflüssen auf die Germanen handelt. Man muß streng scheiden zwischen italischem Römisch, dessen Einflüsse auf Germanentum in der Kaiserzeit außerordentlich gering sind, und dem provinziellen Römisch an Rhein und Donau, das wiederum aus ganz verschiedenen Quellen erflossen ist. Die römischen Grenzheere brachten neben Italischen Eigenheiten aus den Stämmen des ganzen römischen Reichs nach Rhein und Donau hin und verschmolzen all dies zu der besonderen römisch-militärischen Zivilisation. Ganz anders setzt sich die bürgerliche Zivilisation jener Grenzprovinzen zusammen, von denen aus die Grenzgermanen stark beeinflusst wurden: hier sind zu scheiden die Donaugrenzzivilisation, die rheinische Grenzzivilisation und die reine gallorömische Zivilisation des nicht an den Rhein grenzenden Galliens. Gerade die rheinische Provinzialkultur ist zu starken Teilen von der dort wohnenden germanischen, später romanisierten Bevölkerung, wie Ubier, Sugamben am Niederrhein, Rhein- und Nedarwaben am Oberrhein mitbestimmt worden. Längst ist z. B. festgestellt worden, daß die sog. belgische Tonware, die Terra nigra, germanische Erfindung gewesen ist, wie später aus ihr hauptsächlich auch die fränkische Tonware entsteht. Der Begriff „römisch“ muß also künftig geteilt und genauer umgrenzt werden, sonst laufen die Forscher auf diesem Gebiete Gefahr, den Römern zuzuteilen, was Eigentum der Gallier oder Alpenalten oder Germanen war, und so einer gewissen Geschichtsfälschung Vorschub zu leisten.

Dann hielt Herr Privatdozent Dr. Ernst Wahle aus Heidelberg einen Lichtbildvortrag über das Thema: Der Zusammenhang zwischen römischer und frühmittelalterlicher Kultur in Süd- und Südwestdeutschland im Spiegel archäologischer Forschung.

* * *

Die Schlußsitzung des Jahres fand am 23. November 1922 im Universitätsgebäude statt.

Der Vorsitz, Geheimrat Kossinna, eröffnete die Verhandlungen mit kurzen geschäftlichen Mitteilungen. Darauf hatte er die traurige Pflicht, das Hinscheiden des einen der beiden stellvertretenden Vorsitzenden der Hauptgesellschaft, des Geheimen Regierungsrats Universitätsprofessors Dr. Adalbert Bezzenberger in Königsberg anzuzeigen, den ein plötzlicher unerwarteter Tod am 31. Okt. hinweggenommen hat. Bezzenberger war leßthin einer der wenigen noch lebenden Mitbegründer unserer Gesellschaft und ihr in unverbrüchlicher Treue ergeben, was namentlich in den ersten schweren Jahren des Bestehens und Sichdurchsetzens der Gesellschaft von Bedeutung war. Seine unermüdbaren Arbeiten für die Vorgeschichte des altpreußischen Landes, mit dem er, obwohl Kurhessen von Geburt, aufs innigste verwachsen war, und seine Doppelstellung als Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft, was er vormittags war, und als Leiter der Königsberger Altertumsgesellschaft „Prussia“ und Vorstand des Prussia-Museums, deren Pflichten er nachmittags erledigte, ließen ihm kaum noch Zeit, für den Mannus zu arbeiten. Doch fehlte er bis zum Kriege fast nie bei den Hauptversammlungen der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. An einer Geschichte der Schere in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, die ihm aus einem Vortrage bei der Dortmunder Tagung der Gesellschaft von 1912 erwachsen war, arbeitete er mit großen Unterbrechungen bis an sein Lebensende. Noch einige Wochen vor seinem Tode schrieb er mir, als ich ihm über die Raumbedrängnis des Mannus klagte: „Fürchten Sie nicht, daß meine Scherearbeit schon jetzt in Ihre Hände kommt; frühestens 1923 oder erst 1924“. Nun ist es anders gekommen. Noch im vorigen Jahre konnte ich zu seinem 70. Geburtstage dem Dank unserer Gesellschaft für seine Treue durch Widmung meiner „Indogermanen“ wie auch des 13. Bandes des Mannus wärmsten Ausdruck leihen. Am schwersten wird die Heimatsforschung in Altpreußen durch den Hingang des Ehrenpräsidenten der Prussia betroffen, nachdem erst im vorigen Jahre sein Nachfolger im Amte des Präsidenten, Prof. Peiser, verstorben ist (vgl. Mannus 13, S. 138 ff.). Von den archäologischen Schriften Bezzenbergers stehen in erster Reihe seine sehr gründlich abgefaßten „Fundberichte“ über die von ihm veranstalteten Ausgrabungen in Ostpreußen, erschienen in den „Sitzungsberichten der Altertumsgesellschaft Prussia“ seit 1891 (S. 17 ff.). Unter den selbständigen Schriften ist vor allem zu nennen das Buch „Analysen vorgeschichtlicher Bronzen aus Ostpreußen“ (Königsberg 1904), daneben noch „Die kurische Nehrung und ihre Bewohner“ (Stuttgart 1889).

Der Vorsitz leitete dann den kommenden Vortrag des Abends mit etwa folgenden Ausführungen ein: „Wir sind heute zusammengekommen, um einen Vortrag zu hören, der von der allergrößten Bedeutung und von allerschwerstem Gewicht auch für unsere Gesellschaft ist und weit darüber hinaus, im Grunde für jeden Deutschen es sein muß. Freilich ist es keine Vorgeschichte, aber ein Stoff, der mit der deutschen Vorgeschichte doch aufs engste verknüpft ist.“

Wozu treiben wir denn Vorgeschichte?

Doch nicht nur aus Altertümerei! sondern weil die Vergangenheit in Geschichte und namentlich in Vorgeschichte uns erst wahrhaft aufklärt über die Gegenwart und sogar über die Zukunft. Wer von höherer Warte aus die deutsche, germanische und indogermanische Vorgeschichte überschaut, dem wird es nicht bange werden vor der Not der heutigen Zeit. Der weiß, daß schon in alten Jahrtausenden Zeiten hoher Blüte, wie etwa die Bronzezeit, abwechselten mit Zeiten des Niedergangs, eines Niedergangs der nicht bloß Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte lang anhalten kann: ich denke da z. B. an die sog. frühe Eisenzeit des 7.—3. Jahrh. vor Chr. Immer aber haben sich Germanen, wie Deutsche, aus den Zeiten des Rückgangs oder wenigstens des Stillstandes der Entwicklung, der Erlahmung der Kulturkraft schließlich wieder emporgerissen oder langsam und mühevoll emporge-

arbeitet. Das Germanentum ist dann wieder auferstanden wie der Phönix aus der Asche und wieder emporgeflogen zur Sonnenhöhe, so daß es einer ganzen Welt Bewunderung abzwang. — Das ist für mich stets einer der vornehmsten Punkte der Überlegung in der deutschen Vor- und Frühgeschichte gewesen, zu erkennen, worin eigentlich das Wesen des Germanentums besteht, seine Seele. Ein Volk ist ein zu vielfältig zusammengesetztes Etwas, zu voll von Widersprüchen und einander entgegengesetzter Strebungen, als daß es möglich wäre, in einer kurzen Formel sein eigenstes Wesen zu bezeichnen. Aber soviel kann man doch ersehen: die Germanen sind ein Volk von großer Bedächtigkeit und doch wieder von einem unbegrenzten Fortschrittsdrang. Sie streben nach Verinnerlichung, haben einen Hang in die Tiefe und Weite, ins Unendliche, ins Unpersönliche und sie sind doch wieder die schärfsten Individualisten, die ausgesprochensten Persönlichkeitsmenschen, das gerade Gegenteil von allem, was man ein Herdenvolk nennt, wie es Romanen und Slawen sind. Der Germane endlich ist vermöge seiner unpersönlichen, sachlichen Denkart auch milde und gerecht und hat eine unausrottbare Vorliebe für natürliche Einfachheit und Wahrheit. Dieses Letztere, Einfachheit und Wahrheit, scheint mir einer der bemerkenswertesten und wichtigsten Eigenschaften der Germanen zu sein; und ich meine, dies sind gerade auch die Eigenschaften, die seine Kunst aufs stärkste beeinflussen müssen. Mit dieser letzten Erörterung komme ich aber dem Thema schon zu nahe, über das wir eine Meisterin ihres Faches jetzt hören werden, die gerade diesem Punkte langjährige eindringende Forschungsarbeit gewidmet hat.“

Dann hielt Fräulein Dr. Maria Grunewald (Berlin) einen Lichtbildvortrag: Vom Wesen germanischer Kunst in geschichtlicher Zeit (Malerei des 15. bis 17. Jahrh.).

Obwohl die Germanen bedeutungsvolle Werke der Kunst in überreichem Maße hervorgebracht haben, sind sie sich selber der eigenen Größe auf dem Gebiet bisher noch nicht recht bewußt geworden. Anerkennung und Bewunderung der großartigen Schöpfungen wurden behindert durch die geistige Verwirrung, die aus der Fremde hereingetragene falsche Wertmaßstäbe in uns anrichteten. Jahrhundertlang war leider die gesamte europäische Kunstlehre abhängig von den Schriften der Antike und der italienischen Renaissance. Die dort vertretenen Ansichten hatten sich aus der völkisch bedingten Erzeugung ergeben, erschienen aber den Beteiligten in naiver Selbstverständlichkeit als allgemein gültig und wurden leider als solche auch von den nordischen Gelehrten übernommen. Dabei kam natürlich die Bewertung der Art des eigenen Volkes zu kurz. Wo sie von der klassischen abwich, empfand man sie ohne weiteres zumeist als geringer, ohne zu ahnen, daß in vielen Fällen, von einem andern Standpunkt aus betrachtet, aus der Abweichung gerade ein höherer Wert sich ergeben mußte.

Seit einigen Jahrzehnten indessen haben manche deutsche Forscher den Mißstand erkannt und jeder auf seine Weise versucht, das Wesen germanischer Kunst aus der völkischen Eigenart zu verstehen. Dem Ziel strebt auch der folgende Vortrag zu.

• Besonders deutlich lassen sich die Eigentümlichkeiten unserer Schöpfungen durch Vergleich mit den klassischen, namentlich den italienischen, erkennen; es soll daher eine ausführliche Gegenüberstellung vorgenommen werden. Von Größe und Bedeutung des klassischen Stiles wird nur beiläufig die Rede sein. Sie sind bekannt genug und in umfangreichen Schriften fast schon zu häufig gewürdigt worden. Dagegen läßt es sich nicht vermeiden, in diesem besonderen Fall das zu betonen, was dem klassischen Stil fehlt und was gleichzeitig den Vorzug deutscher Art ausmacht. Darin liegt kein Aburteil. Die klassische Kunst ist in sich vollkommen und hätte durch Aufnehmen germanischer Züge nur verlieren können. Jede der beiden Auffassungen schließt die andere aus. Aber das Große deutscher Art glänzt uns besonders leuchtend auf, wenn wir erkennen, wie es andern Völkern fehlt und wie damit für uns in jenen überhaupt die letzte Vollkommenheit fehlt.

Um das Wesen deutschen Bildtums zu erörtern, könnte man vom deutschen Menschen ausgehen, der es geschaffen und sich selbst in ihm offenbart hat. Jedoch ist namentlich aus Gründen kunstwissenschaftlicher Genauigkeit der umgekehrte Weg vorzuziehen. Wir nehmen zur Grundlage unserer Betrachtung die besondere Form, in welcher der Germane die Sehwelt gestaltet, und schließen aus ihr auf das Wesen seiner Seele. Übersehau man die Werte germanischer und klassischer Kunst in großem Überblick, so empfindet man deutlich den verschiedenen Stil. Dieselben Gegenstände: Menschen, Landschaft usw. werden abweichend gesehen, und mehr noch in völkisch bedingter, urwüchsig schöpferischer Kraft je in besonderer Art gestaltet.

Der Unterschied ist kurz folgender. Zieht man die Formenwelt der in Betracht kommenden Werte je auf eine Linie ab, so nähert sich die klassische den geregelten Gebilden der Geometrie: einer Geraden, einer flachen ebenmäßigen Schweifung; die germanische der Gestalt und Bewegung alles frei Gewachsenen mit seinen aus dem Trieb des Lebens gezeugten unendlichen Möglichkeiten im Richtungswechsel. Daraus ergibt sich sowohl die Naturbehandlung in Köpfen, Körpern, Pflanzen, Gewändern, als auch der bildmäßige Aufbau. Dort ebenmäßige Glätte und zugestuzte Übersichtlichkeit, hier sprudelndes, schäumendes, üppiges Leben.

Dem Gegensatz der Form entspricht die Stellung zu Licht und Farbe. Sie bedeuten dem germanischen Künstler unendlich viel mehr als dem klassischen. Die Sehwelt erscheint ihm aus Licht und Farbe gewoben, während der klassische Meister vor allen Dingen fest umgrenzte Körper wahrnimmt. Man wird verstehen, daß für ein weenhaftes Arbeiten in Licht und Farbe die eben beschriebene frei bewegliche Form die Voraussetzung bildet. Nur um sie begrifflich deutlicher zu machen, wurde sie als Linie erläutert. Häufig erscheint sie nicht als solche, sondern als ineinander verlaufendes Flächengewoge.

Auch der Raum wird im eigentlichen Sinn erst von dem Germanen wahrgenommen und gestaltet; der klassische Mensch kennt statt dessen nur ein Gefüge von Körpern.

Sucht man nun in der besonderen Form das Wesen der Seele zu erschauen, die sich in ihr offenbart, so wird man zunächst erkennen, daß der deutsche Mensch gegenüber dem klassischen eine unendlich viel tiefere Empfindung für alles Lebendige hat. Ja, es möchte uns scheinen, als wenn überhaupt erst der Germane die Schönheit des Lebens an sich entdeckt hätte. Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und der unergründlichen ihnen innewohnenden Regungen fesselt ihn aufs äußerste und ist ihm in jeder Abwandlung wertvoll. Der klassische Mensch dagegen macht sich ein Etwas zurecht, das ihm als schön gilt, und modelliert den Reichtum der Welt nach diesem Schema ab. Auch für den Germanen gibt es Schönheit, freilich anderer Art. Doch selbst in volklicher Frische ist ihm das schöne Gesicht, der schöne Körper nicht alles, sondern nur ein Teil der großen Erscheinungswelt, der auch wichtig ist, aber neben anderem. Außerdem geht er im Ausdruck der Innerlichkeit ganz bedeutend weiter als der Weltsche, der sich durch seine konventionelle Linie den Weg zum Letzten der Seele verbaut. Auch eine großartige Wahrhaftigkeit ist durch gehendes Kennzeichen deutscher Darstellung. Sie kann nur da auftreten, wo den Schaffenden die gefällige Linie, die alles glättet und vertuscht, nicht behindert.

Häufig wird der Gegensatz des Intimen und des Repräsentativen hervorgehoben, erstes als Eigenschaft der germanischen, letztes der klassischen Kunst. Die geglättete elegante Linie der letzten gibt jeder Figur das Ansehen, als wenn sie repräsentativ für einen Zushauer dastünde. Der deutsche Mensch dagegen scheint nur in sich und aus sich zu leben, ganz gleich ob ihn jemand sieht oder nicht. Darin ist das Wahrhaftige und Innerliche seines Ausdrucks begründet. Zur Erklärung des Gegensatzes pflegt man Außerlichkeiten heranzuziehen, wie das Leben der südlichen Völker auf der Straße, in der Öffentlichkeit, der nördlichen mehr im Hause; es handelt sich aber vor allen Dingen um einen Wesensunterschied. Auch der nordische Mensch muß in bestimmten Fällen „repräsentieren“, um es

zunächst einmal bei dem Fremdwort bewenden zu lassen. Auch er kennt Volksversammlungen und öffentliche Körperschaften. Seine Fürsten und sein Adel sind es gewohnt, vor der Öffentlichkeit zu stehen. Aber schau man doch Fürsten, Adel und vornehme Gesellschaft in deutscher Kunst, wo sie noch nicht verwelkt ist, an und man wird einen bedeutenden Gegensatz gegen das antike und romanische Wesen finden. Man vergleiche z. B. Holbeins Herzog von Norfolk mit Raffaels Julius II., namentlich die Hände als Seelenkinder. Bei Raffael besagen sie nichts als leere Eleganz, die sich nur sehen lassen will; bei Holbein spricht in Form und Bewegung der bedeutende und vornehme, in sich selbst sichere Charakter eines hochgestellten Mannes. Er ist durchaus Herzog, jeder Zoll ein Edelmann, der gewohnt ist, in der Öffentlichkeit zu stehen; aber er ist Germane. Man fühlt in ihm etwas wie einen inneren jeilischen Adel, der die Berechtigung zu der äußeren hohen und weithin sichtbaren Stellung gibt. Man fühlt etwas von innerer Verantwortlichkeit dem Volk gegenüber, während für den Weltschen die Hauptsache das Sichanerkennen und Sichbewundernlassen ist. Wort und Begriff „repräsentativ“ sind freilich auf eine solche Haltung kaum mehr anwendbar — glücklicherweise! dann sind wir das Fremdwort los — sondern es handelt sich um Verantwortungsbewußtsein der Allgemeinheit gegenüber. Der Zusammenhang des deutschen innerlichen Wesens mit einer solchen Auffassung öffentlicher Stellung leuchtet ohne weiteres ein.

Die Beispiele lassen sich vermehren. An Frauen (Rembrandt: Saskia von 1643 in Berlin. Sebastiano del Piombo: Dorothea — Berlin) finden wir in Deutschland äußere Dornehmheit als Spiegel der inneren, in Italien gesellschaftliche Konvention. Auch auf diesem Gebiet hat wie in dem oben erörterten Betracht der Schönheit die deutsche Kunst die umfassendere Art. Sie kennt Dornehm und Gering, öffentliches und häusliches Leben, weiß es deutlich zu sondern, gibt aber alles in der tiefen nordischen Art. Während die Weltschen die oberflächliche gesellschaftliche Konvention allgemein bevorzugen, genau so wie sie es mit der konventionellen Schönheit tun.

Wie bereits ausgeführt, zeigt die germanische Kunst im Vergleich zur klassischen innigere Naturnähe. Doch muß man sich hüten, die klassische daraufhin als formlich überlegen anzusehen. Im Gegenteil. Auch im rein Formlichen gibt sie ein etwas blasses, gar zu glattes Schema. Es fehlt das letzte Feuer, die letzte künstlerische Kühnheit. So liebend, so hingebend der Deutsche sich in Welt und Leben versenkt, so sehr weiß er im freien Spiel der Form unerhört neue künstlerische Gebilde zu erfinden. Das ist ein fast selbstverständlicher Zusammenhang. Natur ist ja noch nicht Kunst. Der tieferen Hingabe muß eine gewaltigere schöpferische Gestaltung entsprechen. Je glühender das Leben, desto mächtiger muß die Formkraft sein, die es bändigt, und aus ihm schöpferisch Neues, nämlich Kunst, werden läßt. Dürer, Grünewald, Rembrandt u. a. beweisen die über alles Weltsche hinausgehende, kühn und meisterlich spielende Bildfähigkeit des deutschen Geistes.

Die Bezeichnungen germanisch und deutsch sind im obigen unterschiedslos gebraucht worden. Eine bestimmte Abgrenzung hat sich für die neuere Kunst noch nicht herausgebildet.

Seit Spenglers Veröffentlichung über den „Untergang des Abendlandes“ hat man sich gewöhnt, das Abendland als ein einheitliches Ganze zu betrachten. In gewissem Sinn mit Recht. Das germanische Wesen, das sich mit den germanischen Stämmen über Westeuropa ausbreitete, ist für die gesamte geistige Entwicklung sehr bestimmend gewesen. Dagegen wirkte der Einfluß der Antike; dazu kamen gewisse örtliche Besonderheiten. Auch in der Kunst lassen sich die beiden Hauptströmungen im gesamten Abendland deutlich verfolgen. Seine stärkste, ungebrochene Kraft entfaltet der germanische Geist in Deutschland und in den Niederlanden. Seine Spuren finden wir aber auch in Frankreich, Spanien und selbst in Italien. Nur würde es über den Rahmen eines Vortrags hinausgehen, die ganze Ausbreitung und allmähliche Abwandlung aufzuzeigen.

Ausführlich dargelegt mit Nennung zahlreicher Beispiele sind obige Betrachtungen in dem Buche von Maria Grunewald: „Germanische Formensprache in der bildenden Kunst“. Straßburg 1918, und in dem Vortrage derselben Verfasserin: „Dom Wesen germanischer Kunst“ gedruckt 1920 im Hatentreu-Verlag Hellerau bei Dresden. Mit Abbildungen.

In der anschließenden regen Erörterung des Vortrags ist besonders hervorzuheben, was Herr Prof. Dr. Franz Bock aussprach. Er wies darauf hin, daß sich das Leben der Nordländer mehr im Hause abspielt, ihr Blid daher für die Intimitäten des Raumes in weit höherem Maße geschärft sei als der der Südländer, die weit mehr in der Öffentlichkeit, auf der Straße leben und sich stets wie auf der Bühne geben, stets eine gewisse schöne Haltung annehmen, weil sie sich stets von Fremden beobachtet fühlen. Diese Tatsache spiegelt sich auch in der Art der Komposition der italienischen Bilder wieder.

*
*
*

Die erste Sitzung im 15. Lebensjahre der Haupt- wie der Zweiggemeinschaft fand am 6. Februar 1923 im Universitätsgebäude statt.

Der Vorsitz, Geheimrat Kossinna, machte zunächst die erfreuliche Mitteilung, daß die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ unserer Gesellschaft für den diesjährigen Mannus 150000 Mk. habe zukommen lassen, wofür er hier auch öffentlich geziemend dankte. „Wenn man aber bedenkt, daß es sich bei den Kosten für den Mannus um Millionen handelt — denn eine Million, die wir vor ein paar Monaten errechneten, langt heute schon bei weitem nicht mehr —, dann ist die Beihilfe der Notgemeinschaft doch nur eine kleine Hilfe. Die Mitglieder werden sich also darauf gefaßt machen müssen zu dem erhöhten Beitrag von 300 Mk., der ja allseits sehr pünktlich eingegangen ist, einen nicht unerheblichen Nachtragsbeitrag für das 2. Doppelheft des Mannus hinzuzufügen zu müssen. Wenn man aber bedenkt, daß im Buchhandel ein Band wie unser Mannus jetzt schon weit mehr als 10000 Mk. kostet und voraussichtlich bald das Diefache dieses Betrages kosten wird, so müssen wir trotz des erhöhten Jahresbeitrages wieder, wie im vorigen Jahre, sagen, der Mannus wird an die Mitglieder geradezu verschenkt. Unsere Mitgliederzahl, die Ende vorigen Jahres 580 betrug, ist trotz des so stark erhöhten Jahresbeitrags auf gleicher Höhe geblieben und wird voraussichtlich bald das sechste Hundert überschritten haben.“

„Was den heutigen Vortrag anlangt, so denkt vielleicht dieser oder jener, daß wir den Rahmen unserer Wissenschaft oder den archäologischen Untergrund und Stoff unseres Arbeitsgebiets zu sehr zu verlassen beginnen. Da bitte ich zu berücksichtigen, daß nicht nur das Stoffliche, sondern auch das Geistige im Vorleben unserer Urahren zu erforschen Aufgabe unserer Wissenschaft und also auch unserer Gesellschaft ist. Daher der letzte Vortrag von Frä. Dr. Maria Grunewald über die germanische Malerei des 15. und 16. Jahrh., der uns einen tiefen Blid tun ließ in das, was germanische Art ist, was nicht.“

„Der heutige Vortrag führt uns in das Gebiet der Mythologie, nicht besonders auf Grund der Seltenezeichnungen oder der heiligen Wagengebilde u. ä., obwohl auch diese vielleicht mit hineinspielen werden, sondern auf Grund der vergleichenden Mythenforschung im größten Stile, wie sie das Kennzeichen einer kleinen, aber 3. T. aus hervorragenden Gelehrten bestehenden Mythologengruppe der früheren „Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung“ ist. Einer der bedeutendsten unter ihnen Heinrich Lehmann ist leider durch den Krieg uns entzogen worden. Unter den lebenden nimmt — sagen wir es ohne Scheu — die weitaus erste Stelle unser heutiger Redner ein. Die wenigsten wohl aus dieser Versammlung werden von diesem Gelehrten ersten Ranges bisher überhaupt etwas gehört haben; um so notwendiger ist es, daß wir alle der Bedeutung dieser Stunde uns bewußt werden. Wer mich kennt, weiß, daß es nicht meine Art ist zu schmeicheln, am wenigsten in Sachen der Wissenschaft. Auch liegt es mir fern, etwa von hinten herum unsere Gesellschaft verhimmeln zu wollen durch Lobeshymnen auf einen ihrer Redner.“

„Nein, es ist mir bitter ernst, mit der Zukunft der mythologischen Forschung, die ich als Teil unserer Vorgesichte betrachte, wenn auch ein großer Teil ihres Quellenstoffes literarischer Art ist. Aber sie führt uns mit großer Sicherheit in die arische Urzeit zurück, die Zeit des noch ungetrennten arischen oder indogermanischen Urvolks, und zwar, was als Ergänzung für die vorgeschichtliche Archäologie so wichtig ist, in das Geistesleben der Urzeit, der arischen wie der germanischen.“

„Manche von ihnen, die in meinem Alter sind, haben wohl ein gelindes Grauen vor dem Betribe der Mythologie, wie es in unserer Jugend üblich war. Was man damals erstrebte, war lediglich die Erklärung der Mythen. Darüber war freilich schon die Krankheit, die Mythen aus Nebel- und Wolkenbetrachtungen durch Phantasie und Erbdichtung des Urmenschen oder am liebsten des Urorientalen entstehen zu lassen. Aber Donner und Blitz waren damals an der Tagesordnung, also Naturerscheinungen von machtvoller Gemüts- einwirkung, als Quelle der Mythen. Und doch liegt hier nur das Gebiet der Dämonologie vor. Aber weder niedere Dämonologie, deren letzte Reste sich in unserem Aberglauben erhalten haben, noch höhere Dämonologie, d. h. der alte Götterglaube, haben ihrem Ursprunge nach etwas mit Mythologie zu tun. Nach Donner und Blitz trat der Sonnengott als Herrscher im Reiche der Mythologen auf. Ich erinnere hier an das Buch von Leo Frobenius: Das Zeitalter des Sonnengottes. Der Hauptverfasser dieser Lehrer war Zeit seines Lebens Montelius“.

„Aber vor mehr als 30 Jahren schon erkannte der schon genannte Heinrich Lehmann, daß es Sonnenmythen nicht gebe, sondern alle Mythen auf die Anschauung der Wandlungen des Mondes zurückgehen, und er bekehrte alsbald auch Georg Hüßing zu dieser Anschauung; Ernst Siede vertrat ähnliche Meinungen; ihnen gesellte sich auch Ferdinand Bork, unser Königsberger Mitglied, zu. 1906 wurde von diesen und anderen Forschern hier in Berlin die „Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung“ gegründet. Sie gab bis zum Kriege die „Mythologische Bibliothek“ heraus, eine Reihe meist ausgezeichnete Werke von Lehmann, Hüßing, Siede u. a., nicht zuletzt auch von dem damals noch jungen Dr. Wolfgang Schulz, von dem zwei tiefeschürfende Bände „Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise“ erschienen (1909). Denn auch das Volksrätsel gehört in den Kreis der Mythologie, wie man ja schon der Edda entnehmen kann, ebenso wie die Märchen, die eine geradezu herrliche Quelle der Mythologie bilden, insonderheit der germanischen. Wollte Gott, daß Herr Wolfg. Schulz sein Vorhaben ausführen kann, uns die Grimmschen Märchen, von allen unechten Schläden gereinigt, in der dichterischen Form wiederherzustellen, die sie oft noch andeuten: als Ballade vom tanzenden Reigen gesungen. Denn Märchen sind keine Kindermärchen, so wenig wie Volkslieder Kinderlieder sind. Beides sinkt erst in den Kreis der Kinder hinab, wenn die Erwachsenen von ihm nichts mehr wissen wollen.“

„Ich will nicht weitläufig werden und etwa die zahllosen bedeutungsvollen Abhandlungen von Schulz hier vorführen oder auch nur nennen, aber ein kleines prächtiges Büchlein muß ich noch erwähnen, nämlich: „Die Anschauung vom Monde und seinen Gestalten in Mythos und Kunst der Völker“. Berlin, Treptow-Sternwarte 1912 (Weltallabhandlungen Nr. 25). — Als die Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung sich nach dem Kriege aufgelöst hatte, hatte Schulz sich bereits eine eigene Zeitschrift geschaffen unter dem Titel „Mitra“; leider ist sie über den ersten Band nicht hinaus gediehen. — Gegen Siede vertreten Schulz wie auch Hüßing und einige Mitstreber die offenbar richtige Ansicht, daß die Forschung nicht nur auf die mythischen Motive Jagd machen dürfe, sondern jeden Mythos als Einzeldichtung zu behandeln, aus dem Gestein, in dem er eingekittet liegt, möglichst rein herauszumeißeln und in seinem vollen Verlauf darzustellen habe. Jeder Mythos erzählt, daß der und der Held von den und den Eltern geboren, die und die Taten verrichtet, bestimmte Leiden erduldet und gewöhnlich auch in bestimmter Weise gestorben und sehr oft wieder auferstanden ist (Lehmann). Und das ist eben das

stets sich wiederholende, vom Dorzeitmenschen unablässig angestaunte und unaufhörlich in neuen, aber stets einander sehr ähnlichen Bildern und Erzählungen erklärte oder vielmehr nur beschriebene Erlebnis des Mondes.“

Darauf hielt Dr. Wolfgang Schulz (Wien-Görlitz) den Vortrag: Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen.

Museum für Naturkunde und Vorgeschichte zu Danzig.

Das frühere Westpreussische Provinzial-Museum ist im bisherigen Umfange in die Verwaltung der Freien Stadt Danzig übergegangen und führt von jetzt an die Bezeichnung: Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig. Die Verwaltung des Museums ist insofern umgestaltet worden, als das Museum in 4 Abteilungen gegliedert worden ist: 1. Mineralogisch-geologische Abteilung, 2. Botanische Abteilung, 3. Zoologische Abteilung, 4. Vorgeschichtliche Abteilung.

Jede Abteilung ist in sich selbständig und hat einen eigenen Abteilungsleiter. Die Leitung der Vorgeschichtlichen Abteilung hat Dr. La Baume übernommen, der an Stelle des aus dem Museumsdienst ausgeschiedenen früheren Direktors Professor Kumm zum Direktor des Museums ernannt worden ist.

Für die vorgeschichtliche Forschung bedeutet diese Neugestaltung insofern einen großen Fortschritt, als nunmehr die umfangreiche westpreussische Vorgeschichtsammlung eine eigene Abteilung des Danziger Museums bildet und sich der Leiter dieser Abteilung ausschließlich der Vorgeschichte widmen kann. Hat auch das Museum insofern die Veränderung den größten Teil seines Ausgrabungsgebietes verloren, so wird die Bedeutung der vorhandenen Sammlung, die das Museum in erster Linie der rastlosen Tätigkeit und dem eifernen Fleiße des verstorbenen ersten Direktors Professor Conwentz verdankt, dadurch nicht geschmälert. Jetzt gilt es vor allem, diese großen Schätze wissenschaftlich durchzuarbeiten und zu veröffentlichen, was bisher nur mit einzelnen Teilen der Sammlung geschehen ist; daneben wird es Aufgabe des Museums sein, das Gebiet der Freien Stadt Danzig planmäßig auf vorgeschichtliche Reste zu untersuchen, und nicht zuletzt, durch Vorträge und Führungen weiteste Kreise mit den Ergebnissen der deutschen Vorgeschichtsforschung bekannt zu machen. Alle diese Aufgaben sind bereits in den letzten Jahren durch Dr. La Baume, der nunmehr Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung geworden ist, in Angriff genommen worden, wobei er aufs beste durch Archivdirektor Dr. Kaufmann und seine Mitarbeiter am Danziger Staatsarchiv wie auch durch Professor Stremme, Ordinarius für Geologie an der Technischen Hochschule und Leiter der geologisch-mineralogischen Abteilung des Museums für Naturkunde und Vorgeschichte, unterstützt wird. Die Jahresberichte des Museums, von denen der letzte 1916 erschienen ist (Nr. 34—36, 1913 bis 1915), können aus Mangel an Mitteln leider nicht fortgesetzt werden; statt ihrer sollen „Mitteilungen“ herausgegeben werden, in denen außer geschlossenen Abhandlungen aus dem Gebiet der Vorgeschichte auch Fundberichte veröffentlicht werden sollen. So steht zu hoffen, daß das Danziger Museum bald wieder die seiner Bedeutung für die Vorgeschichte Ostdeutschlands entsprechende Achtung und Wertschätzung erlangen wird, die es einst zu Zeiten von Lissauer und Conwentz besessen hat.

Anton Rzehak †.

Am 31. März 1923 starb zu Brünn Anton Rzehak, Professor der Geologie und Mineralogie an der dortigen Deutschen Technischen Hochschule, woselbst er seit 1873 als Privatdozent, dann als a. o. Professor, seit 1905 als Ordinarius gewirkt hatte. Geboren

1855 zu Neuhoj bei Seelowitz unweit Brünn widmete er sich dem Studium der Chemie und der Geologie, wobei er sich eng an Prof. A. Makowsky angeschlossen. Auch für die Vorgeschichte, insbesondere die der Sudetenländer, bedeutet sein Tod einen herben Verlust, war er doch der einzige ernste und zugleich außerordentlich fleißige Forscher dieses Gebiets auf deutscher Seite, obwohl er nur als Liebhaber hier arbeitete. Schon 1879 hatte er bei Mönitz mit Erfolg gegraben und seitdem war er stets bestrebt, dem Namen dieses Fundorts jenen Inhalt beizulegen, den wir mit dem Namen „Aunetitz“ verbinden. Sehr bekannt wurde Rzeha's Name durch die Veröffentlichung und wissenschaftlich sofort richtig getroffene Bewertung des altpaläolithischen Untertiefers von Ochos bei Brünn (Verhandl. d. naturforsch. Ver. in Brünn 44, 1906).

Die meisten seiner zahlreichen Abhandlungen zur mährischen Vorgeschichte erschienen in der „Zeitschrift des deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens“. Die wichtigsten sind: Über einige merkwürdige vor- und frühgeschichtliche Altertümer Mährens (1899); Neue prähistorische Funde aus Mähren (1902); Beiträge zur Kenntnis der Bronzezeit in Mähren (1906 ff.); Zur Kenntnis der neolithischen Keramik Mährens (1909); Das Idol aus dem Brünner Löß (1911); Die jüngere vorrömische Eisenzeit (Latènezeit) in Mähren (1913); Die römische Eisenzeit in Mähren (1918). In der „Zeitschrift des mährischen Landesmuseums“ erschienen: Ein merkwürdiges Dotiergefäß (1901); Prähistorische Funde aus Eisgrub und Umgebung (1905); die Schalensteine („Opfersteine“) im westmährischen Granitgebiet (1906). In den *Annales Musci Franciei* veröffentlichte er: Keramische Studien in der Sammlung des Franzens-Museums (1896); Die prähistorische Sammlung des Franzens-Museums (1899). Besonders wichtig ist seine Veröffentlichung des großen „Bronzedepotfundes von Przejawlk in Mähren“ (Jahrb. f. Altertumsk. I. Wien 1907); endlich: Die Gefäßformen des Urnenfriedhofs von Horkau (ebd. IV. 1910).

Seine Schriften sind ja nicht frei von manchen Irrtümern, wie sie einem „Selbstlerner“ so leicht unterlaufen; aber sie zeigen überall die größte Sorgfalt und Vorsicht und nehmen ständig zu an Vertiefung. Trotz dieser hochachtbaren Leistungen erhob er in seiner Bescheidenheit nie den Anspruch als prähistorischer Sachmann zu gelten. Seit vielen Jahren mahnte ich ihn immer wieder, eine Gesamtdarstellung der mährischen Vorgeschichte zu geben, um das ungenügende Buch Cervintás zu ersetzen. Mit der Behandlung der germanischen Kultur zur Kaiserzeit 1918 hatte er die vorbereitenden Einzeluntersuchungen abgeschlossen. Er beabsichtigte nun endlich meinen Wunsch zu erfüllen, zunächst aber nur im Rahmen des geplanten „Realexikons für Vorgeschichte“. Als er aber hörte, daß ich bei diesem Unternehmen unbeteiligt sei und das Werk von seinen Urhebern überhaupt wie eine Parteisache aufgezo-gen würde, verlor er, wie er mir schrieb, jegliche Lust zur Mitarbeit, weil er nunmehr keine Hoffnung auf eine wahrhaft ersprießliche Gestaltung jenes Werkes hatte.

Unvergessen wird dem Dahingeshiedenen das Große bleiben, das er in seinem Heimatlande mit unermüdlicher Aufopferung als Deutscher den Deutschen geleistet hat.

G. K.

Der schwedische Reichsantiquar Dr. Bernhard Salin ist in Ruhestand getreten. Sein Amt ist auf einen Kunsthistoriker übergegangen, da in Schweden die Erhaltung der Kunstdenkmäler jetzt im Vordergrund staatlicher Betätigung auf dem Gebiete der Kunst- und Altertumsforschung steht.

A. M. Tallgren, Professor der Vorgeschichte an der Universität in Dorpat, hat sein Amt niedergelegt und ist nach Helsingfors zurückgekehrt. Sein Nachfolger in Dorpat wird der Dozent Birger Nerman aus Upsala, der die Dorpater Professur jedoch nur auf zwei Jahre angenommen hat.

III. Bücherbesprechungen.

Hans Hahn. 25 Jahre Siedlungsarchäologie. Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule. Mannus-Bibliothek Nr. 22. Leipzig 1922. VIII und 180 Seiten, 161 Abbildungen im Text und auf 14 Tafeln.

1885 begründete Montelius die exakte Vorgeschichtswissenschaft. 10 Jahre später gab Kossinna seine „Siedlungsarchäologische Methode“ bekannt, die die Vorgeschichtsforschung befähigte, Völkergeschichte zu schreiben und die Geschichte der Menschheit um Jahrtausende weiter zurückzuverfolgen als es bisher möglich war. Seine Schüler feierten den 25. Jahrestag dieser bahnbrechenden Tat durch ein Sammelwerk, das davon Zeugnis ablegen soll, wie mannigfache Früchte Kossinnas Lehrtätigkeit an der Berliner Universität hat reifen lassen. Gleichzeitig gedenkt die gemeinsame Schrift der so zahlreichen gefallenen und verstorbenen Mitschüler, deren begeistertem Schaffen der allzufrühe Tod ein schroffes Ende bereitet. Hahn, der Herausgeber des Buches, gibt der Geschrift die Geleitworte, 18 Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten unserer Wissenschaft bilden ihren Inhalt.

Zu einer ersten Gruppe möchte ich 6 Beiträge vereinen, die Forschungsergebnisse zusammenfassend vorführen und Wert darauf legen, sie jedermann übersichtlich und anschaulich darzustellen. Mörtesindt schildert in knappen, treffenden Sätzen die Hauptzüge der Geschichte der Vorgeschichtsforschung, Wahle legt in einem Arbeitsprogramm dar, wie durch das Studium des Abhängigkeitsverhältnisses des Vorzeitmenschen von der Natur unsere Forschung vertieft werden kann, Girke gibt auf zwei Zeittafeln die zeitliche Stellung der Kulturen Europas zueinander nach Art geologischer Profildarstellungen wieder, ein für schnelle Belehrung ausgezeichnetes Verfahren. Dadurch daß Girke auch die germanische, keltische und illyrische Kultur durch verschiedene Schraffur heraushebt, gelingt ihm eine außerordentlich anschauliche Darstellung der Ausbreitung der Germanen, aber er ist auch genötigt, in noch ungeklärten Fragen Stellung zu nehmen, die dann häufig zu Widersprüchen reizen muß¹⁾. Hätte Girke selbst die Veröffentlichung vornehmen können, würde er sicher den Tafeln auch eine Begründung und Legende beigefügt haben. Windler sucht in seinem Beitrag zur Herkunft der Aunjetitzer Keramik auf 2 Tafeln die typologischen Entwicklungsreihen des schlesischen und böhmischen Fundstoffes übersichtlich vor Augen zu führen. Sein empfehlenswertes Darstellungsverfahren käme, wie er selbst betont, besser zur Geltung, hätte er sich ein einfacheres Objekt als Beispiel gewählt²⁾. Da Windler keine Möglichkeit hatte, das reichhaltige noch unveröffentlichte Material in Schlesien kennen zu lernen, weisen seine Spalten für das schlesische Doraunjetitz und Frühaunjetitz große Lücken auf, die hoffentlich bald durch schlesische Veröffentlichungen ausgefüllt werden. Andree stellt in zwei, schnell orientierenden Aufsätzen das natürliche Vorkommen von Nephrit und Jadeit und die hauptsächlich der österreichischen Forschung zu verdankenden Ergebnisse über vorgeschichtlichen Bergbau auf Kupfer und Salz in Europa zusammen. Das Bestreben, das der Mehrzahl der angeführten Arbeiten zugrunde liegt, den behandelten Stoff durch Karten, Tabellen und Entwicklungstafeln schnell und leicht verständlich zu machen, ist freudig zu begrüßen. Gerade Kossinna hat diesem wichtigen Faktor für weitere Verbreitung von Forschungsergebnissen in seinen neueren Arbeiten, unterstützt von seinen Schülern, stark Rechnung getragen.

Eine zweite Reihe bilden die Fundveröffentlichungen. Lechler stellt in einem mit trefflichen Abbildungen ausgestatteten Beitrag die reizvolle Gruppe der verzierten Steinärzte

¹⁾ Besonders fiel mir die Zuteilung der gesamten böhmischen Bronzezeitkultur zum keltischen Kreis auf, die doch hauptsächlich zum Lausitzer Typus (illyrisch) gehört.

²⁾ Vgl. z. B. die ähnliche, freilich viel einfachere Darstellung der Sporenentwicklung bei Jahn, Der Reiterjorn, Taf. 1.

aus der thüringischen Schnurkeramik zusammen. Gummel (Steinzeitliche Streitärte von Rügen) bietet einen kleinen Nachtrag zu Åbergs Steinzeitwerk. Gandert veröffentlicht einen reichen Grabfund der steinzeitlichen Kugelflaschengruppe von Söllichau, Kr. Bitterfeld, Schulze ein Hügelgrab (!) der jüngsten östlichen Entwicklungsstufe derselben Gruppe, deren Gefäße schon reichlich Schnurverzierung tragen. Der Fundort Kalzig, Kr. Züllichau, liegt ebenso wie Söllichau in einem bisher verhältnismäßig wenig durchforschten Gebiet, aus dem jeder Fund daher doppelt wertvoll ist. Aus Plettkes wissenschaftlichem Nachlaß ist ein kurzer Bericht über eine frühbronzezeitliche Teilbestattung aus Groß Würbitz, Kr. Freytag, aufgenommen worden. Quente hinterließ die Bearbeitung einer Siedlungsgrabung aus der Zeit um Chr. Geb. von Vehlou, Kr. Ostprignitz. Mit großem Geschick sucht er aus einem Gewirr von Pfostenlöchern ein Haus zu rekonstruieren, das, wie ein Modell zeigt, zwar technisch möglich, aber mit seiner eigenartigen Vorhalle, der komplizierten Türkonstruktion und der ungünstigen Lage des Herdes im Durchgang der beiden Wohnräume recht unwahrscheinlich anmutet. Ich möchte eher annehmen, daß nicht alle Pfostenlöcher zu demselben Hause gehören, sondern daß sich wie bei der anschließenden Grabungsfläche die Grundrisse mehrerer Häuser überdecken. Eine lang erwartete Veröffentlichung ist der Bericht Hahnens über den Reiterstein von Hornhausen, Kr. Wschersleben, und seine Befunde, „das wertvollste Besitztum des Hallenser Museums“. Mehrere unvollständig erhaltene Steinplatten, nach Hahne Denkmäler von zwei nebeneinander liegenden Skelettgräbern, zeigen in Holzschneidmanier Darstellungen zweier Krieger zu Pferde, Jagdszenen und verschlungene stilisierte Tierleiber, alles im Stil der nordgermanischen Tierornamentik des 7. Jahrhunderts nach Chr. Die für Deutschland einzigartigen Bildwerke werden dem Leser auf zahlreichen guten Abbildungen bis in alle Einzelheiten genau vorgeführt. Eine eingehende Würdigung der Funde hat Hahne in Aussicht genommen.

Der chronologischen Methode ist der Beitrag von Åberg zur Chronologie der Merowingerzeit gewidmet, der bisher nur schwedisch und an schwer zugänglicher Stelle veröffentlicht war¹⁾. Åberg weist Brenners absolute Zeitangaben zurück, nach denen der südgermanische Kulturstrom erst gegen 450 nach Chr. einsetzen soll und stützt die alte Datierung Salins, die den Kulturstrom mit dem Hunneneinfall im Jahre 375 beginnen läßt.

Eine letzte Gruppe von Beiträgen behandelt siedlungsarchäologische Fragen. Bosch-Gimpera untersucht die Bevölkerungsverhältnisse Spaniens während des 6. bis 3. Jahrh. vor Chr. vom archäologischen Standpunkt aus. Es gelingt ihm das Siedlungsgebiet der Kelten, die im 6. Jahrh. von Südfrankreich nach der Nordwestküste der Halbinsel einwandern, festzustellen und ihre Kultur — nach der weiteren Ausbreitung in den folgenden Jahrhunderten — gegen die iberischen Fundgebiete abzugrenzen. Jahn gibt in einer Studie zur Herkunft der schlesischen Wandalen eine Gruppe von mittelschlesischen Skelettgräbern des 1. Jahrh. nach Chr. bekannt, die er, Kossinna und Almgren folgend, den Silingen zuschreibt und von Seeland herleitet. Schulz gibt eine dankenswerte Zusammenstellung der spätkaiserzeitlichen Skelettgräber in Mitteldeutschland, deren plötzliches Auftreten am Ende des 3. Jahrh. nach Chr. er auf eine Einwanderung von Warnen und Angeln vom Westrand des Ostseegebietes her zurückführt. Aus Krügers Nachlaß stammt eine wertvolle Arbeit über die Siedelung der Altslawen in Norddeutschland. Es ist das Bruchstück einer unvollendeten tiefgründigen Abhandlung über die slawische Kultur, die für die Forschung von außerordentlichem Wert gewesen wäre, da die slawische Epoche bisher fast kaum systematisch bearbeitet worden ist. Krüger ist es gelungen, die im Saalegebiet sitzenden Sorben von den nördlicher lebhaften Wilzen auch in ihrem Kulturnachlaß, besonders der Keramik, zu scheiden. Die Sorben sind nach ihm kurz vor 600 aus Böhmen nach Mitteldeutschland eingewandert. Seine Zusammenstellungen der spätesten germanischen Funde in dem Slawengebiet Ostdeutschlands und der westlichsten Slawenfunde bieten eine willkommene Vorarbeit für weitere Forschungen.

Breslau, im Februar 1923.

M. Jahn.

¹⁾ In der Zeitschrift Rig, Bd. II—III (Almgrenfestschrift), S. 97ff.

Dr. **Julius Andree**, Bergbau in der Vorzeit. I. Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zinn und Salz in Europa. (Mit 27 Textabbildungen, 179 Tafelabbildungen und 3 Tabellen. Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig 1922.)

Wer die Schwierigkeiten einer kritischen Beurteilung des mittelalterlichen und selbst des spätmittelalterlichen Bergbaus in Deutschland kennt, wird verstehen, mit welchen Zweifeln man an die Lesung eines Buches herantritt, das den vorzeitlichen Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zinn und Salz zum Gegenstand hat. Man erlebt aber eine sehr angenehme Überraschung. Der Verfasser des Buches, obwohl noch junger Gelehrter, ist sich der Schwierigkeiten seiner Aufgabe voll bewußt gewesen und gibt eine so sorgfame, einwandfreie Kritik der gesamten Literatur und eine so leichtflüssige Darstellung des ganzen Stoffes, daß man dieses Buch unbedenklich jedem Gebildeten auf das Wärmste empfehlen kann. Der ungemein vielseitige und anschauliche Bilderschatz, der auf 13 Tafeln und im Text verteilt ist, fesselt und überzeugt den Leser von Anfang an bis Ende des trefflichen Buches.

So unwahrscheinlich der vorgeschichtliche Bergbau auf Feuerstein an sich erscheinen mag — standen doch an der Erdoberfläche dem vorgeschichtlichen Menschen genügende Mengen Feuerstein sofort greifbar zur Verfügung —, so geben die Denkmäler hierfür untrügliche Beweise. In allen vorgeschichtlichen Feuersteinbergwerken findet sich stets die Hirschgeweihhade als Bergmannsgezühe der Vorzeit. An manchen Orten kommen auch neben den Hirschgeweihhaden erklärlicherweise aus dem Feuerstein selbst hergestellte Flinthaden vor. Sowohl in den unterirdischen Feuersteingruben von Obourg wie von Strépy hat man verschüttete vorgeschichtliche Bergleute mit ihrer Hirschgeweihhade wieder aufgedeckt, — was ja in der deutschen Literatur zuerst von Kossinna bekannt gemacht wurde (Mannus I). Während nun die Hirschgeweihhaden und die ebenfalls vorkommenden Hirschgeweihhämmer als besondere Bergmannsgeräte keine sichere Zeitbestimmung gestatten, liefern Steinbeile und keramische Reste einwandfreie Beweisstücke für das vorgeschichtliche Alter der Feuersteinbergwerke. Auf Grund der Begleitfunde ist der Feuersteinbergbau vom Campignien bis nahezu zum Ende des Neolithitums in Betrieb gewesen, die Sumpunkte in den verschiedenen Gegenden weisen recht wechselnde steinzeitliche Kulturzeiten auf. Freilich wird man bei der Beurteilung namentlich der französischen und belgischen Sundeberichte recht vorsichtig verfahren müssen. In jenen Gegenden pflegt man noch heute vielfach ganz primitive Schächte mit blinden Stollen für alle möglichen Zwecke anzulegen, eine altertümliche Bergbauart, die an unsere mittelalterlichen Dudelbaue erinnert. In der Zeitschrift „Steinbruch“ (1919, Heft 19—20) hat der Unterzeichnete z. B. auf „eine eigentümliche Art unterirdischer Steinbrüche bei Jodoigne unweit Tienen in Belgien“ hingewiesen. Derartige „puits“ oder „Pütte“, wie man in den flämischen Gebieten sowohl diese flachen Dudelschächte als auch übrigens die Dorfbrunnen bezeichnet, wurden und werden noch heute dort vielfach zur einfachen Gewinnung von Bodenschätzen aller Art angelegt, besonders früher zur Feuersteinaussuchung für Flinten, Feuerzeuge und Mühlenzwecke, aber auch für die Kreideverwertung zu Düngezwecken angelegt. Im allgemeinen hat der Verfasser auch diese Punkte hinreichend berücksichtigt.

Während die unterirdische Feuersteingewinnung nur in lödernen Ablagerungen stattfand, war die Kupfererzförderung auf das Auffuchen und Verfolgen von Kupfererzgängen im felsigen Gebirge angewiesen und hier finden wir nun tatsächlich die Uranfänge des wirklichen Bergbaus. In vorzüglicher Klarheit entwirft der Verfasser ein übersichtliches Bild von den klassischen Kupferbergwerken am Mitterberg bei Bischofshausen in Salzburg, die bereits in der mittleren Bronzezeit und bis zum Beginn der Hallstattzeit in Betrieb waren. Er schildert die dortigen Schächte und Stollen, das Feuersehen, die Beleuchtung der Arbeitsstätten, die Gewinnung und Scheidung der Erze und ihre Verhüttung. Sowohl die einzelnen Grubengeräte wie die zur Zeitbestimmung noch wichtigeren begleitenden vorgeschichtlichen Leitfunde werden aufgeführt. Wichtig ist ferner die Zusammenstellung aller weiteren Punkte in Salzburg, Steiermark, Kärnten und Tirol, an denen gleichartiger

vorgeschichtlicher Kupferbergbau umgegangen ist. Auch werden ähnliche Vorkommen in Frankreich, England, Irland, Spanien und Portugal und in anderen Gegenden besprochen.

In gleicher Weise hat der Verfasser den gesamten Stoff über den vorgeschichtlichen Zinnbergbau zusammengetragen, von dem er feststellt, daß er mit dem ältesten Kupferbergbau gleichalterig ist. Er bespricht eingehend die ältesten Zinnbergwerke in Frankreich, in Cornwall, in Spanien und in der Provinz Costana. Nebenbei wird darauf hingewiesen, daß im Sichelgebirge und im Erzgebirge in Mitteldeutschland möglicherweise auch noch Spuren vorgeschichtlichen Zinn- und Kupfer-Bergbaus vorhanden sein möchten. In diesem Zusammenhang sei übrigens auf das kaum bekannte Vorkommen von Olsniß im sächsischen Vogtland hingewiesen, das, genau wie Cornwall, zugleich Kupfer und Zinn führende Gänge besitzt. Über den spätmittelalterlichen dortigen Bergbau auf Zinn und Kupfer hat der Unterzeichnete im Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen im Königreiche Sachsen im Jahre 1918 eine eingehende Abhandlung veröffentlicht. Wenn auch nicht an dieser Stelle, so doch vielleicht an benachbarten Vorkommen des Erzgebirges und Sichelgebirges wäre die Auffindung bronzezeitlichen Kupfer- und Zinnbergbaus denkbar.

Vorgeschichtliche Salzbergwerke kennt man bisher drei: am Salzberg bei Hallstatt im Salztammergut, am Dürenberg bei Hallein und Koulpe bei Jgdor im südlichen Kaukasien. Die ganze Art des Bergbaus, die Gezüge und die datierbaren Fundgegenstände sind völlig gleichartig den Beobachtungen bei dem vorgeschichtlichen Kupferbergbau in Salzburg und Tirol. Auch den Salzbergbau in Österreich muß man demnach von der mittleren Bronzezeit an bis in den Anfang der Hallstattzeit, also etwa 1600—900 vor Chr. setzen. Später, in der Latènezeit, gewann man bei Hallstatt und Hallein das Salz nur noch aus Sole durch Versieden.

Dem Buche ist noch ein ausführliches Literaturverzeichnis beigegeben. Bei einer Neuauflage dürfte eine Erweiterung durch Aufnahme der vorgeschichtlichen Gold-, Silber- und Eisenbergwerke am Platze sein. Bezüglich Gold sei auf die Ausführungen von Pošopny über die ältesten Bergbauspuren in Böhmen und im Erzgebirge hingewiesen und auf die gleichartigen uralten Goldwäschereien im Schwarzatal in Thüringen in den umfangreichen Tagebauen und Dudelschächten auf den höheren Terrassen, auf die der Unterzeichnete in seiner „Geschichte des Thüringer Goldbergbaus und der Thüringer Goldwäschereien“ zuerst aufmerksam gemacht hat.

Berlin, Februar 1923.

Bergrat Dr. **Heß von Wichdorff.**

Die germanischen Neumen als Schlüssel zum altchristlichen und Gregorianischen Gesang von Dr. **Oskar Fleischer**, Professor der Musikwissenschaft an der Universität Berlin. Frankfurt a. M. 1923, Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. Mit Wiedergaben von Gesängen in Neumen und in moderner Notenschrift auf 115 Notentafeln und mit einer Entzifferungstabelle.

Neumen sind bekanntlich die Musiknotenschriften des mittelalterlichen Gesanges. In ihnen sind tausende von Musikstücken aus dem frühen Mittelalter bis in seine späten Zeiten erhalten geblieben, ein ungeheurer Schatz, der aber bisher nicht gehoben werden konnte, weil man die Zeichen nicht zu entziffern vermochte. Schon seit Jahrhunderten bemühten sich die Musikforscher um die Lösung des Problems. Aber alle Arbeiten endeten schließlich in der Resignation. Man glaubte am Ende, daß dieses ganze verwickelte Zeichensystem gar keine rechte Notenschrift sei, sondern nur Andeutungen für auswendig gelernte Melodien.

Jetzt, wo die Musikforschung auf diesem toten Punkt angelangt ist, kommt endlich helles Tageslicht in diese Sache. Das Entzifferungssystem, das uns das vorliegende Werk bringt, indem es seine Richtigkeit durch alle erdenkliche Belege nachweist, ermöglicht nunmehr, die Neumen zu lesen. Die vielen Übertragungen in moderne Notenschrift liefern dafür den besten Beweis, und zudem ist dieser Schlüssel so einfach, daß ihn selbst musikalisch weniger Gebildete mit Erfolg anwenden können.

Was aber die Vorgeschichte bei diesem Werke besonders angeht, sind folgende, bisher gänzlich unbekannte Tatsachen: jeder germanische Volksstamm hat nämlich sein eigenes Neumensystem, die Ostgoten, die Langobarden, Franken, Alemannen, Angelfachsen und Sclandinavier. Zwar gehen alle diese idiomatischen Tonchriften auf ein Grundsystem zurück, das seinerseits wieder auf die Akzentzeichen, die sogenannten Prosodien der griechischen Grammatiker, zurückführt. Die ersten christlichen Jahrhunderte kannten nur die griechischen Akzente, die auch für die Aufzeichnung der primitiven Tonbewegungen des orthodoxen christlichen Gesanges ausreichten. Als aber nach der Völkerwanderung die Germanen sich des römischen Reiches bemächtigten, führten sie als Arianer eine freiere Gesangsweise mit sich. So besonders die Goten. Ihre melodischeren Gesänge zeichneten sie auf unter Benützung der griechischen Akzente und einer eigenen Tonchrift, die sich bei den Westgoten in Spanien bis in das 12. Jahrhundert hinein als ausgebildete Sprachschrift besonders in Urkunden und dergleichen erhalten hat. Durch Verbindung dieser germanischen Tonchrift mit den altgriechischen Prosodien ist also das entstanden, was man die Neumen nannte.

Die westgotische Urtonchrift ist uns in vielen Denkmälern in den spanischen Bibliotheken erhalten. Genau dieselben Zeichen, die hier als Buchstaben erscheinen, sind in dem abschriftlich erhaltenen Antiphonar des Königs Womba aus dem 6. Jahrhundert als Tonzeichen verwendet. Der Verfasser gibt davon mehrere Proben. Ebendieselben Zeichen finden sich fast ohne jede Aenderung bei allen germanischen Völkerschaften des Mittelalters wieder. Die Schlußfolgerung liegt auf der Hand. Es ergibt sich daraus ohne weiteres, daß die verschiedensten germanischen Stämme eine einheitliche Tonchrift von Hause aus besaßen haben, und ferner, daß die Germanen schon früh über alles Erwarten sich musikalisch betätigt haben müssen. Ihre Tonchrift und freiere Melodiebildung ward im 7. Jahrhundert wahrscheinlich unter Papst Gregor II. von der römischen Kirche aufgenommen, wie so vieles andere germanische Kulturgut eben durch die Kirche sich bis auf heutige Zeiten erhalten hat. Seitdem spricht man von dem Gesang der römischen Kirche als vom „Gregorianischen Gesange“, der also nicht auf Gregor I., sondern auf Gregor II. zurückführt, wie man schon seit längerer Zeit aus anderen Gründen gemutmaßt hat.

Es erweist sich mithin, daß an der Gestaltung der mittelalterlichen Musik, aus deren Schoße ja die moderne Musik überhaupt erwachsen ist, die Germanen den wesentlichsten Anteil haben. Das stimmt auch zu allem, was wir schon aus vorgeschichtlichen Zeiten über die musikalische Bedeutung der Germanen wissen. Sicherlich trägt diese Entdeckung zur Aufklärung der ganzen germanischen Kultur mit bei.

Daß das Werk auf streng philologischer Methode aufgebaut ist und seine Schlüsse überall streng wissenschaftlich gesichert hat, bedarf wohl bei dem Namen des Verfassers kaum einer besonderen Erwähnung.

Der Altmeister der Musikwissenschaft, der eine ganze Lebensarbeit der Erforschung dieses wichtigsten Problems der Musikgeschichte widmete, hat damit eine wissenschaftliche Großtat geliefert, die ihresgleichen vielleicht nur in der Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilschrift hat, doch mit dem großen Unterschiede, daß ihm keine Bilinguen zu Hilfe kamen, sondern alles durch mühseligste Kleinarbeit, unzählige Versuche und strengste Logik errungen werden mußte. So hat Professor Gleischer in einer Zeit, die alle deutsche Kultur zu vernichten droht und ernste Geistesarbeit dem Moloch Journalismus opfert, das Banner wahren Gelehrtentums hochgehalten. Indem er der Musikwissenschaft, die leider oft und besonders gern zum Tummelplatz eines geschwägigen Dilettantismus gemacht wird, ein neues Gebiet erschlossen hat und neue Bahnen weist, hat er gezeigt, wie sie berufen ist, bei der Erforschung der Geisteskultur unseres Volkes ein gewichtiges Wort mitzusprechen und den Schwesterwissenschaften der Vorgeschichte und Geschichte die wertvollsten Ergänzungen zu bieten.

Berlin.

Johannes Regner.

E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform. München 1922.

Eine Arbeit, die es unternimmt, die mittelalterlichen Denkmäler auf ältere Vorstufen zurückzuführen, muß für jeden Vorgeschichtsforscher eine willkommene Gabe sein, zumal wenn sie einen so reichen Stoff bringt, wie es das Buch E. Jungs tut. Freilich würde das Ergebnis noch ein weit reicheres gewesen sein, wenn sich Verf. bei der Erklärung und Deutung der mittelalterlichen Altertümer nicht lediglich auf die germanischen Mythen und

Göttervorstellungen beschränkt, sondern seine Aufgabe von einer höheren Warte aus gelöst hätte. Die germanischen Mythen und Göttergestalten gehen ja mit ihren letzten Wurzeln bis in die indogermanische Urzeit zurück, und die gemeinindogermanischen Mythen hängen wieder eng mit denen anderer Völker zusammen und wurzeln schließlich in allgemein menschlichen Vorstellungen und Vergleichsbildern, mit denen man sich die mannigfachen Erscheinungen

in der Umwelt und vor allen die wunderbaren Vorgänge am Himmel begreiflich zu machen versucht hat. Dabei übersieht Verf. auch noch, daß das Christentum vom Orient ausgegangen ist, und daß es daher in erster Linie die dort aus jenen Allgemeinanschauungen entwickelten Sondervorstellungen und deren

formale Ausdrucksmittel übernommen haben muß, die mit der Ausbreitung der Lehre Christi natürlich gleichfalls mit übertragen wurden. Ein besonders lehrreiches Beispiel dafür bilden die „ritterlichen Heiligen“ Georg, Michael und Martin (S. 189 ff.). Das älteste Beispiel für diesen Typus sehen wir auf einem koptischen Relief (Abb. 1). Hier ist der berittene Drachentöter Georg noch durchaus in der Form und mit der

Kopfbildung dargestellt, die die alten Ägypter ihrem Mondgott Horus zu geben pflegten, ein Beweis, daß dort das Schema ganz unmittelbar aus der ägyptischen Kunst übernommen worden ist. Das Motiv selbst ist aber ursprünglich nichts anderes, als die Bekämpfung des durch den Drachen versinnbildlichten Schwarzes durch den lichten Mondhelden. Auch die verschiedenen Verschlingungsmotive, für die Verf. eine ganze



Abb. 1.



Abb. 2.

Reihe bildlicher Belege gebracht hat, sind astralmythischen Ursprungs und versinnbildlichen bald das Verschwinden des Mondes 3. 3. der Konjunktion, bald das der Sonne nach ihrem Untergange, bald die Sonnen- und Mondfinsternisse. Unzutreffend ist auch die Herleitung des Kreuzes aus dem angeblichen Sonnenrade (S. 232 ff.) und die Auffassung des Sonnenrades selbst als Wagenrad (vgl. Wille, Religion d. Indogerm. S. 137 ff.). Ebenso die Auffassung der heraldischen Lilie als dreiteilige Flamme (S. 323 ff.), für die Verf. trotz der etwas sehr weitschichtigen Ausführungen über einen alten Feuertult keinerlei Stützen gebracht hat. Die heraldische Lilie, die sich bis in sehr frühe Zeiten zurückverfolgen läßt, ist vielmehr offenbar nichts anderes, als der auch in zahllosen Mythen und Märchen wiederkehrende, meist an den Jungbrunnen gebundene dreizweigige Baum, der schon auf altägyptischen und jusanischen Darstellungen begegnet (Wille, a. a. O., S. 169, Abb. 198) und der später, wie auch in den Märchen, vielfach zu einem einfachen Dreiblatt zusammenschumpft. Dies lehrt besonders deutlich eine Darstellung auf einem Siegel Gudeas, bei der die thronende Gottheit ein Wassergefäß mit der daraus hervorsprossenden dreiteiligen Lilie in der Hand hält (Jeremias, Handb. d. altor. Geistesult. S. 127, Abb. 106.; i. oen Abb. 2). Die Sterbekerze und das auf Gräbern an bestimmten Festen angezündete Licht, auf das sich Verf. bei seinen Ausführungen über die „dreiflammige Kerze“, d. h. die heraldische Lilie, beruft, haben mit dem Feuertult sicher nichts zu tun, sondern sie sind Überbleibsel der alten Wärmefeuer, die man nach uralten präanimistischen Vorstellungen dem (wegen der Kälte einer Leiche) scheinbar frierenden Toten, dem „lebenden Leichnam“, zu seiner Erwärmung anzuzünden pflegte (Wille, a. a. O., S. 60).

Vermißt habe ich in dem Buche vor allem die in der kirchlichen Kunst so häufig vorkommenden Trinitätsdarstellungen in Gestalt dreigesichtiger oder dreiköpfiger Wesen (vgl. K. v. Spieß, Trinitätsdarstellungen mit dem Dreigesichte; Werke der Volkskunst. Bd. II, h. 1 u. 2 mit zahlr. Abb.), die in den dreigesichtigen germanischen Göttervasen, dem Tricephalus auf dem Goldhorn von Gallehus, den dreiköpfigen und dreigesichtigen Götterdarstellungen auf keltischen Altären, den gleichartigen indischen Darstellungen usw. ihre Vorläufer haben (Wille, Indien, A. u. Europa. S. 209 ff., Abb. 198a—e; Abb. 200b—d) und die in letzter Linie auf die Dreigestaltigkeit des Mondes zurückgehen. Ebenso fehlt eine genügende Würdigung der an den mittelalterlichen Denkmälern so viel verwendeten Tier-symbole, wie des Ebers, des Hundes, des Hasen, der Schildkröte, der Kröte, der Schnecken und Muscheln usw., obwohl diese Tiere doch auch in den altgermanischen Mythen und der mythischen Kunst eine sehr große Rolle spielen. Auch die kultischen Gefäße, wie die Aquamanile, die Hedwigsgläser usw. hätten herangezogen werden können, da auch sie ihre Vorläufer schon in der vorgeschichtlichen Kunst haben. Ebenso das besonders an den sogenannten Reidköpfen so häufig vorkommende Motiv der herausgestreckten Zunge, dem wir im germanischen Hornkreuze mehrfach schon an früheisenzeitlichen Gesichtsurnen begegnen und das, wie besonders eine Statuette von Cagliari lehrt (Wille, Religion d. Indogerm. S. 18, 161, Abb. 25—28) gleichfalls auf alte Mondmythen zurückgeht. Trotz dieser und noch verschiedener anderer Lücken und trotz der erwähnten irrigen Auffassungen ist das Buch als Ganzes doch zu begrüßen. Nicht nur wird der Sachmann aus den reichen, durch zahlreiche treffliche Abbildungen belebten Stoffe mancherlei Anregungen schöpfen, sondern auch der Laie wird beim Lesen des von einem warmen vaterländischen Haupte durchwehten, anziehend geschriebenen Werkes voll auf seine Kosten kommen.

Rochlitz i. Sa.

G. Wille.

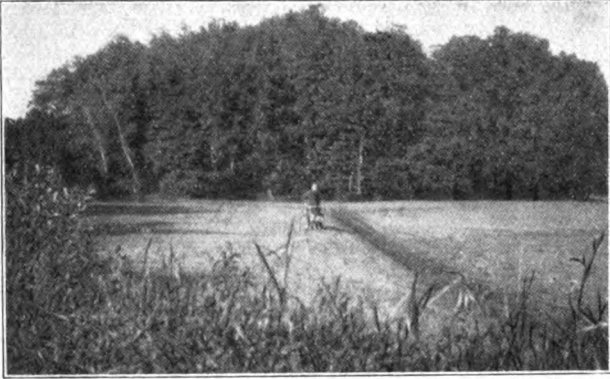


Abb. 8. Räuberberg von Süden.

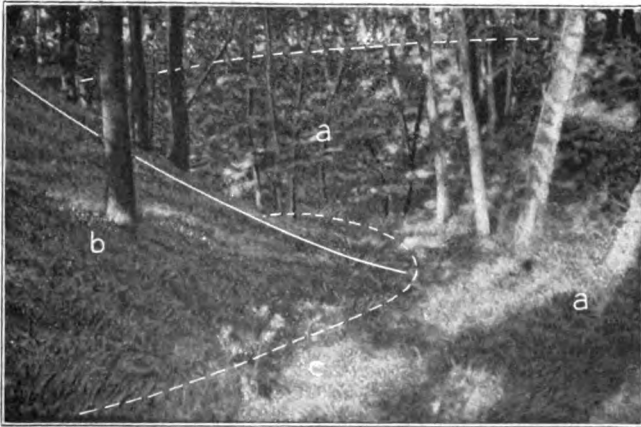


Abb. 9. Verbreitung des 1. Wallgraben an der Nordostede.

- a) 2. Wallring,
- b) Kern,
- c) Grabensohle des 1. Wallgrabens.



Abb. 10. 2. Wallring und 3. Graben auf der Ostseite.

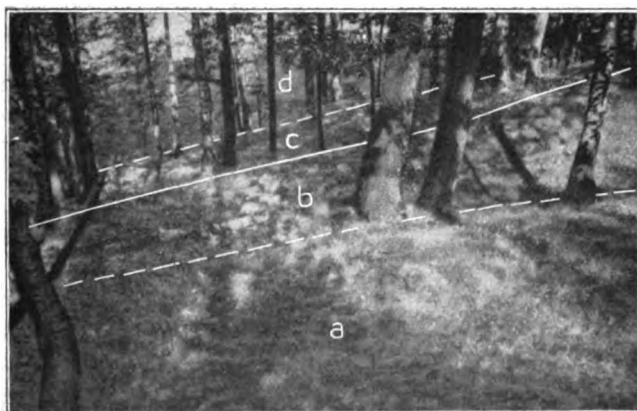


Abb. 11. Blick vom 2. Wallring auf den 3. nach Nordwesten.
(Schräg von oben.)

- a) 2. Wallring,
- b) 3. Wallring,
- c) Terrasse an der Nordwestecke,
- d) Niederung.

Neu:

Die Gepiden

Forchtungen zur Geschichte Daziens im frühen Mittelalter und zur Vorgeschichte des rumänischen Volkes.

Von Dr. Constantin E. Diclescu.

I. Band. XV und 262 Seiten mit 1 Tafel, 10 Abbildungen und 2 Karten im Text. 1923. G.-Z.* 5.

Diese wichtige Arbeit, die nicht nur für Ethnologen, Prähistoriker und Linguisten, sondern für alle Gebildeten, die Sinn für geschichtliche Studien haben, bestimmt ist, vermittelt eine gründliche Bekanntschaft mit dem Volke, das die mittelalterliche Welt von der hunnischen Gefahr errettet hat und bringt Klarheit über vieles Unbekannte und Falschgedeutete im Kulturleben des rumänischen Volkes. Der Verfasser hat als Geschichtsforscher auch die Ergebnisse der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie in ausgiebiger Weise herangezogen und die Behandlung des Stoffes in sprachwissenschaftlicher Beziehung durchgeführt.

Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus.

Von Georg Wilke.

84 Seiten mit 74 Abbildungen im Text. 1921. G.-Z.* 2,4, geb. 3,4.

Die Urkunden zur Nachprüfung von Tacitus' Angaben verdanken wir in erster Linie der deutschen Vorgeschichte; in Wort und Bild wird uns hier vor Augen geführt, was uns durch Ausgrabungen und auf antiken Kunstdenkmalen darüber überliefert wurde, so daß wir uns ein Bild von der Kulturhöhe unserer Vorfahren zu Tacitus Zeiten machen können. Dem Prähistoriker vom Fach und dem Schulmann bietet das Buch manche Anregung.

VORZEIT. Nachweise und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiet der Vorgeschichtsforschung. In Gemeinschaft mit Fachgenossen herausgegeben von Prof. Dr. Hans Hahn.

Zuerst erklaren:

Band 1:

Vom Hakenkreuz

Die Geschichte eines Symbols

von

Dr. Jörg Lechler.

VIII u. 27 Seiten mit 351 Abbildungen auf 36 Tafeln. 1921. G.-Z.* 2,5, Vorzugsber. 2 (Einband 1). Bei Bezug der Fortsetzung und bei gleichzeitiger Bestellung von 20 Stück tritt die Vorzugsber. in Kraft.

Der erste Band bietet wirkliche Wissenschaft — keine Vermutungen — über das Hakenkreuz. Seine ursprüngliche Bedeutung als Sinnbild des Leben- und Segenpendenden war in Vergessenheit geraten; es ist ein Verdienst der Vorzeitforschung, dies wieder aufgedeckt zu haben.

Band 2:

Bergbau in der Vorzeit

I. Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zinn, Salz in Europa.

Nebst einem Anhang:

Bergmännliche Gewinnung von Kalkspat, Ocker und Bergkristall.

Von Dr. Julius Andree, Münster i. W.

IV u. 72 Seiten mit 27 Abbildungen im Text, 179 Tafelabbildungen und 3 Tabellen. G.-Z.* 3, Vorzugsberechnung 2,4, (Einband 1).

Trägt alles zusammen, was über den Bergbau in grauer Vorzeit bisher bekannt geworden ist. Das interessante Bildmaterial wird nicht nur den Bergbautreibenden, sondern jeden Gebildeten zum Ankauf reizen. Man staunt einfach, mit wela' primitiven Mitteln unsere Vorfahren sich die Schätze der Erde nutzbar zu machen wußten.

Die folgende Nummer dieser neuen Bächerel wird behandeln:

Bausbau in der Vorzeit. Von Dr. Walther Schulz, Halle.

* Diese Grundzahl \times Schlüsselzahl ergibt den jeweiligen Inlandspreis. Vorzugsberechnung bei Abnahme von mindestens 4 verschiedenen Bänden. Nach dem überholungen Ausland wird in der betr. Landeswährung berechnet, die Grundzahl ist dann Preis in Schweizer Franken.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Neue Bände und neue Auflagen.

- No. 10. **Wilke, Dr. Georg, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa.** 2. ergänzte Aufl. IV, 276 Seiten mit 216 Abbild. im Text. 1923. Einzeln 12, Vorzugsberechnung 9,6
- No. 11. **Schulz-Minden, Dr. Walther, Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit.** 2. ergänzte Aufl. VIII, 143 Seiten mit 60 Abbildungen im Text. 1923. Einzeln 5*, Vorzugsberechnung 4
- No. 22. **25 Jahre Siedlungsarchäologie.** Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule. Beforgt von Prof. Dr. Hans Hahn. VIII u. 180 Seiten mit 150 Abbildungen im Text und auf 14 Tafeln. 1922. 6*, Vorzugsberechnung 4,8 (Einband 1,5)
- No. 23 u. 24. **Sirke, Dr. Georg †, Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.** VIII, 59, VIII u. 129 Seiten mit 76 Tafeln, enthaltend 346 Abb. 1922. 9, Vorzugsber. 7,2 (Einband 1,5) Brochüriert, in 2 Einzelbänden erhältlich, gebunden nur in einem Doppelband.
- No. 26. **Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, Die Indogermanen. Ein Abriss.** I. Das indogermanische Urvolk. IV und 79 S. mit 150 Textabb. und 6 Tafeln. 1921. 4,5, Vorzugsberechnung 3,6 (Einband 1,5)
- No. 27. **Dutschmann, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens.** VIII u. 32 S. 1921. 1,5 Vorzugsber. 1,2 (Einband 1,2)
- No. 28. **Frischbier, Dr. Erich, Germanische Fibeln im Anschluß an den Pyramonter Brunnenfund.** VI u. 102 S. mit 14 Tafeln. 1922. 4, Vorzugsberechnung 3,2 (Einband 1,5)
- No. 29. **Hoeck, Baurat G. Th., Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst.** VI u. 43 S. mit 36 Abbildungen. 1922. 2, Vorzugsberechnung 1,6
- No. 30. **Strauß, Konrad, Studien zur mittelalterlichen Keramik.** IV u. 46 S. mit 4 Tafeln 37 Abb. im Text. 1923. 2,5, Vorzugsberechnung 2
- No. 31. **Wilke, Dr. Georg, Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung.** IV u. 235 S. mit 277 Abbildungen im Text. 1923. 7, Vorzugsberechnung 5,6
- No. 32. **Hjelmgren, Prof. Dr. Oscar, Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinziäl-römischen und südrussischen Formen.** 2. ergänzte Aufl. Etwa XII u. 252 S. mit 13 Tafeln und 2 Karten. 1923 (Unter der Presse)
- No. 33. **Albrecht, Dr. Christoph, Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet.** IV u. 48 S. mit 3 Tafeln und 52 Textabbildungen. 1923. 2,5, Vorzugsberechnung 2
- No. 34. **Diculescu, Dr. Constantin C., Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien.** V u. 64 S. mit 29 Textabbildungen. 1923. 3,5, Vorzugsberechnung 2,8 (Unter der Presse)
- No. 35. **Schulz, Dr. Wolfgang, Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Sellenen, Römern, Kelten, Germanen, Litauern, Slawen** (Unter der Presse)

* Diese Grundzahl \times Schlüsselzahl ergibt den jeweiligen Inlandspreis. Vorzugsberechnung tritt ein, wenn man abonniert oder mindestens 4 verschiedene Bände auf einmal bestellt. Für das Ausland ist die Grundzahl = Schweiz. Frankenpreis.

1
44. J

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus



Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

15. Band

Heft 4 / Schluß

Leipzig • Verlag von Curt Kabitsch

1923

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Salomonstraße 18b.

Inhalt des vorliegenden 4. Schluß-Heftes des 15. Bandes:

I. Abhandlungen und Mitteilungen.

Grunewald, Dr. Maria, Altgermanische Weltanschauung und deutschdriftliche Kunst . . . 331
Titel und Inhaltsverzeichnis zum 15. Bande.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1924 zunächst 5 Goldmark für das 1. Halbjahr; für Mitglieder der Berliner Zweiggemeinschaft I G.-III. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b (Postcheckkonto Leipzig 54 228), zu erfolgen. Österreicher Mitglieder zahlen pro Halbjahr 50000 S. Kr. und können den Betrag auf Postsparkassenkonto Wien No. 156 722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Tschechoslowakei zahlen 30 Kč für das Halbjahr und können diesen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzsch bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauerstraße 11 einzahlen.

Neuanmeldungen sowie Abmeldungen sind entweder an den Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Ernst Suetthage, Berlin NW 5, Outgowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b. Postcheckkonto Leipzig No. 54 228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschriftet sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind Federzeichnungen, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des Mannus im Buchhandel während des Erscheinens beträgt Goldmark 16 für den Band, nach Abschluß des Bandes wird er erhöht. Ferner sei auf die drei **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht. Für die ersten 14 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XIV und **Ergänzungsband I bis III** können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

∞ ∞ **Vorgeschichtliche Volksbücher** ∞ ∞
Im Auftrage der Wiener prähistorischen Gesellschaft herausgegeben von
Univ.-Prof. Dr. Oswald Menghin.

1. Band: Rassenkunde
mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkes
vor allem der Ostalpenländer
von Prof. Dr. Gustav Kraittek.

Mit 1 Karte, 26 Textabbildungen und 64 Bildnissen auf 16 Tafeln
in Halbleinen gebunden 2.— Grundpreis mal Schlüsselzahl der Buchhändler, in Österreich
30 000 Kr., Ausland 2 Schweizer Franken

Die Rassenkunde ist eine junge Wissenschaft und deshalb noch Gegenstand heftiger wissenschaftlicher Meinungsverschiedenheiten. Für vieles wird erst eine ferne Zukunft volle Klärung bringen. Aber der gegenwärtige Stand der Forchtung ist in diesem Buche klar und sachlich dargelegt, so daß ihm auch jene die Anerkennung nicht verlagen werden, die grundsätzlich auf einem anderen Standpunkt stehen als der Verfasser.

Zu beziehen durch:
Frei-Deutschland, Verlags-, Versand- und Altbuchhandlung, G. m. b. H.
Sontra in Hessen

Altgermanische Weltanschauung und deutsch-christliche Kunst.

Seftvortrag zur Feier des 65. Geburtstages des Herrn Geh. Regierungsrats Univ.-Professor Dr. Gustaf Kossinna am 28. Sept. 1923.

Don Dr. Maria Grunewald, Berlin.

In der Kunst offenbart sich die Weltanschauung ihrer Schöpfer. Einheitlich in ihrem Wesen erscheint die Erzeugung jedes bedeutenden Volkes. Seine Bildwerke teilen unwillkürlich eingeborene vollstliche Auffassung mit. Und so wird man umgekehrt aus ihnen wiederum Weltanschauung erkennen können. Es ist das sogar ein besonders sicherer Weg, die Stellung einer Geistesgemeinschaft zu Welt und Leben zu ermitteln. Nur fragt es sich, auf welche Weise man die Beziehung zu knüpfen unternimmt. So wäre es wohl von gewisser Wichtigkeit, ob die Schaffenden vorzugsweise in Stein oder in Holz arbeiten, mit Ölfarbe oder Fresko malen. Aber es lassen sich in dem Betracht tiefere geistige Gründe schwerer herausfinden und es steht auch ihr Erkenntniswert nicht an erster Stelle. In höherem Maße ausschlaggebend wird der dargestellte Inhalt und am tiefsten führt uns ins Wesen Eigenart der Formensprache. Sie erweist sich als unmittelbarste und unwillkürlichste Äußerung des schaffenden Geistes, während darzustellende Geschichten und Personen immer noch mit künstlicher Willkür ausgesucht werden können.

Ägypter und Griechen (um Beispiele herauszugreifen) hatten das Glück, als Darstellungsgut eigene Sagen verwenden zu dürfen, die sie in eigen-geschaffenem Stil formten. Wir befanden uns dagegen im Nachteil. So reich und wunderbar tiefer Geist der Väter Götter und Helden schon früh geschaut hatte — das Schicksal wollte es, daß jenes Eigen einer fremden Macht wich, ehe unsere darstellende Kunst den Anlauf zu voller Entwicklung nahm. Die Blütezeit unserer Bildnerei wird beherrscht vom Christentum.

Und doch konnte dieses keinen Einfluß gewinnen auf das innerste Wesen: die Formensprache. Allerdings schuf sich das Christentum, das als eine so starke und weitgreifende Geistesbewegung auftritt, mit seiner vordringenden Kraft auch einen eigenen Stil, der vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert blühte. Wir nennen ihn den byzantinischen. In seiner Art wird er bestimmt von der christlichen Weltabgewandtheit, der Verachtung alles Natürlichen, der Verehrung eines überirdischen weltverneinenden Gottes. Diese Gesinnung drückt sich aus in flächenhafter (körperloser) Erscheinung und feierlicher Linienführung. Den Stil hat der christliche Geist geschaffen, er steht dem altorientalischen nah.

Wenn nun in der europäischen Kunst, die im Anschluß an die byzantinische einsetzt, den geistigen Stoff der Darstellung auch christliche Geschichten bilden, so handelt es sich in der Form doch keineswegs um Ausdruck christlichen Erlebens. Im Gegenteil, in ganz Europa (mit Ausnahme von Rußland) erwacht sofort inniges Bestreben, die Natur zu fassen und treu zu gestalten, eine Gesinnung, die dem Christentum widerspricht. Innerhalb der allgemeinen Naturliebe aber weichen noch voneinander ab mittelmeeerische und germanische Art.

Trotzdem es nun scheint, als müßten wir uns für den Nachweis weltanschaulichen Ausdrucks ganz auf die Formensprache beschränken, da der erzählende Inhalt fremden Ursprungs ist, so werden wir dennoch versuchen, auch inhaltlich wenigstens Spuren unserer eingeborenen altgermanischen Auffassung aufzudecken.

Es fragt sich, wie weit man zurückgehn will in dem, was man als altgermanisch betrachtet und welche Züge jenes Geistes man hervorhebt. Geltungsgebiet sei hier die Sagenwelt, die uns freilich in später Verarbeitung vorliegt, aber dennoch hervorragende Kennzeichen aufweist, deren Dasein sicher sehr weit zurückgeht.

An erster Stelle steht für den Germanen Empfinden des Schicksals als ungeheurer, unausweichlicher Macht. „Sinstre Nornen schufen lange Not,“ heißt es in der Edda. Und „des Schicksals Gespinnst umspannt die Lande“. Oder „Odin schuf, daß den Schlummerbann zu lösen mir nicht gelang.“ Mag die Macht Norne oder Odin genannt werden, wesentlich ist ihre zwingende Gewalt, ihre Unabwendbarkeit. Diese Vorstellung durchzieht die ganze Sagenwelt. Ja, sie äußert sich an Stellen und in einer Art, wo es noch besonders auffällt. „Keine Frau ist schöner geboren als du,“ sagt Sigurd in der Dölsungensage zu Brynhild. Merkwürdige Sprache! Warum nicht einfach: „Keine Frau ist schöner als du“? Aber in dem „geboren“ liegt Schicksalsempfinden, Erfühlen der Mächte, über die wir nicht Herr sind und die doch unser Leben bestimmen. Freilich, auch andere Völker wissen darum. Die Tatsache ist zu auffallend, als daß nicht jedes Denken von ihr berührt werden müßte. Es gibt allgemein menschliche Geistesgebiete. Aber das Allgemeine bekommt in jedem Einzelwesen und in jeder Volkheit eine besondere Farbe, besondere Betonung. Eine Eigenheit tritt hier mehr zurück, dringt anderwärts vor; dadurch erhält jede menschliche Gemeinschaft ihr bestimmtes ausgeprägtes Gesicht.

Nach solcher Einräumung wird man wohl behaupten dürfen, daß in der Germanenwelt Schicksalsverstehen sich stärker erweist als anderswo. Es begleitet und durchdringt geradezu die Auffassung jedes Geschehens. Und zu weiterem Beweis könnten wir sogar unsere späteren Kirchenlieder heranziehen, die in vielen tiefgefühlten Worten bekennen, wie unser Schicksal, ja unser ganzes Sein und Wesen in Gottes Händen steht. Das wäre als Weiterentwicklung altgermanischen Anschauens zu begreifen.

Suchen wir nun in der Blütezeit unserer Kunst nach einem Bild für solche Anschauung, so bietet sich vor allem die große Schicksalsgöttin Dürers (Kpffst. B. 77) dar. Ein gewaltiges Weib, schweren Körpers, mit prallen ausladenden Schenkeln, hartem Kopf schwebt auf einer Kugel über der Erde. Schwebt — nein, sie schwebt nicht! Sie lastet, sinkt. Sie preßt eine Wolkenbede so tief, als wollte sie den Raum ersticken. Und Licht und Finster jagen unter ihr über der Tiefe wie Schauer wartender Angst.

Warum wählte Dürer ein solches Weib? Er kannte die italienische Schönheit der Zeit, er kannte auch leichte italische Bewegung. Trotzdem gibt

er schweren Körper und starres Stehn. Er hat die Frau so gestellt, daß sie uns das feste Standbein zuwendet, während das spielende zurücdritt und den Eindrud der Haltung kaum mitbestimmt. Er, der Bewegung so hervorragend meisterte, wie seine Holzschnitte zur Offenbarung beweisen, hätte auch der Schicksalsgöttin Schwung mitzuteilen vermocht, wenn er es gewünscht hätte. Aber ein Empfinden hielt ihn zurück, daß die Gewalt des Ausdrucks anderes heische. Er hat, wie Wölfflin überzeugend ausführt, das feste Stehn des Modells am Fußboden beibehalten. Aber nicht aus Schwäche. Es sieht nun aus, als ob die Frau auf der Kugel rutscht. Grad dadurch wird das Lasten und Nachuntendressen überaus stark versinnlicht.

Bewußt auch steht zu Körperschwere die göttlich feine Schönheit des Gefieders. Überirdisch, umhaucht von ewiger Himmelsheißheit künden Flügel im Weib die Göttin. Ein blinkend Sieghaftes erstrahlt aus düsterem Zwang.

Nichts gibt es in der klassischen Kunst, das solcher Erfindung gleichkäme. Jene kennt nur die schöne Frau, der man Abzeichen in die Hand gibt, um sie als Geschick kenntlich zu machen. Das ist gedankliche Allegorie. Dürers Schöpfung bedeutet Erlebnis und Sinnbild. Ein Bild, das den Sinn der gewünschten Vorstellung wesentlich ausdrückt. Wie die altgermanische Norne, so steht diese Göttin als Neues und Einziges unter den Dölkern da.

Solgerecht wird man vermuten, daß sich auch sonst noch in des Meisters Wert etwas vom Erleben des Verhängnisses kundgebe. Und tatsächlich tritt es an mehr als einer Stelle zutage. Zunächst in den Holzschnitten zur Offenbarung des Johannes. Zwar deren dichterische Grundlage ist biblisch und hat mit Germanentum nichts zu tun. Um so mehr aber der bildliche Ausdruck. Innere Glut und Leidenschaft im Schauen unabwendbarer Schrecknisse — sie brechen hervor wie düstere Klänge des Walkürenliedes der Edda, wo grause Göttinnen das blutige Tuch des Todes weben. Eine „furchtbar erhebende Dichtung“ nennt Jakob Grimm das Lied und so fühlt man auch Dürers Gesichte. Es raßt das Verderben zur Erde. Himmel zerbirßt, Erde flammt, Menschen sinken unter Rosseshufen, Schwertern der Engel. Die Leidenschaft im Gefühl des Unentrinnbaren, sie ist nordisch. In den biblischen Worten wird das Geschehen gewiß groß geschildert, der leitende Gedanke aber besteht im Strafgericht. Die Bilder geben Wucht des Schicksals an sich.

Auch beweist noch ein weiteres der Werke Dürers, daß wir mit unserer Erklärung auf dem richtigen Wege sind: das große Kohlebild der Mutter von 1514. Eine furchtbare Vergöttlichung des Verhängnisses! Wie schauerlich vom Leben zerrüttet erscheint da menschliche Gestalt! Jung kam die Frau in die Ehe und mußte achtzehn Kindern das Leben geben unter gedrückten arbeits-schweren Verhältnissen. Als der Sohn sie zeichnete, war sie 64 Jahre alt. Dem Aussehen nach möchte man meinen, sie wäre neunzig gewesen. Was hätte sie einem alltäglichen Menschen bedeutet? Nichts Besonderes. Ein vom Leben zertretenes Geschöpf, wie es deren viele gibt. Nichts anderes als irgendeine ganz unwichtige Kleinbürgersfrau. Aber hier ist es der Künstler, der im Schauen erzittert vor den Geheimnissen des Weltenalls, die Geheimnisse Gottes sind. Er bebt vor dem Unergründbaren, der zertrümmert, wen er will. Und er betet an in großem Ernst und Erschütterung.

Jede seiner starken schwarzen Linien deutet ins Erhabene: die traurigen Sorgenfurchen der Stirn, Schwarz der verfallenen Wange, hart zusammengekniffener Mund, der von beständiger übermäßiger Willensanstrengung redet, stiere Augen, die fast blöd sind und doch so welkenfern und weltentief. Sie schaut ins Leere, die Zertrümmerte. Nach innen geht der Blick der Seele.

Eigenes Leben zieht herauf, weh und groß, und heheitsvoll umglänzt ein heiliges die irdische Vernichtung. Grate und Furchen zerklüfteten Halses heben und senken sich schwer von Schicksalsgewalt. Und wie göttliche Ruhe über allem Leid zieht feierlich die Linie des Schleiers um Erregung der Züge.

Man muß sich klar darüber werden, daß die klassische Welt für solches Schauen weder Verständnis noch Bildausdruck hat. Erst in der deutschen Gestalt wird das Unergründbare göttlich. Dürers Erlebnis können wir an altgermanisches Geistesum unmittelbar anschließen. Sein Gottgefühl ist inniger, doch von derselben Art. Einst in Urzeittagen geprägte Form der Weltanschauung hat sich in ihm strebend weiter entwickelt. Und namentlich vertieft aus allen Kräften deutschen Gemüts.

Weiter finden wir vollkliches Schicksalsgefühl ausgedrückt an einer Stelle, wo wir es kaum vermuten würden: in einer Verkündigung. Grunewald hat sie geschaut. Eine ganz andere Geschichte hat er erdacht, als wir sie sonst zu sehen gewohnt sind. Der Engel, den andere Künstler verehrend, anbetend vor Maria niedersinken lassen, hier kommt er befehlend. Drohend umflammt von feurigem Gewand, die Züge vor Anstrengung zusammengezogen und gerötet, den Singer durchbohrend ausgestreckt — so kündet er starkes Gottesgebot. Auch in ihm lebt Normendanken fort in neuer Verkleidung. Grunewalds Tat ist einzig.

Und um sie noch besonders deutlich herauszustellen, vergleichen wir aus italischem Gut grad das, was ihm am nächsten steht. Der alte Tizian hat für die Kirche S. Salvatore in Venedig eine Verkündigung gemalt, in der der Engel auch mit Gewalt über Maria kommt. Doch immer noch gibt er sich schmeltzender, lyrischer; der deutsche Jüngling fährt daher in rücksichtslosem Ernst.

Auch Mariens Wesen wird wichtig für den Inhalt der Geschichte. Tizian malt eine elegante bewußte Dame, die die Süßigkeit des Unterliegens gleichsam vorempfindet, Grunewald ein kindhaftes unbewußtes deutsches Mädchen, das sichtlich kindisch empört sich wegwendet von dem stürmenden Engel, der ihre gewohnte artige Andacht unterbricht. Durch ihre Einfalt wird die schicksalhafte Kraft des Engels unterstrichen.

Haben wir nun erkannt, wie von außen kommende Ereignisse dem Deutschen als göttlich das Herz durchdringen, so fragen wir weiter, wie er selber dem ihn treffenden Geschehen antwortet. Er kämpft. heldischer Sinn ist Grundzug altgermanischen Wesens.

Doch sei zunächst eine andere Geisteseseigenart erörtert, die freilich ausgeprägt erst später auftritt: faustisches Grübeln vor den Rätseln des Daseins. Dürer hat ihm in der „Melancholie“ Gestalt gegeben. Am Boden kauert ein kräftiges Weib. Den Kopf in die Faust gestützt. Ins Leere blicken die Augen, Hand hält ratlos einen Zirkel. Ringsum Unrat, Widerwärtigkeit: verworrene Gegenstände, Finsternis, grelles Licht, Fledermaus, ekles Tier der Nacht. Das ist Not, die den Geist bedrängt. Wohin er sich wendet, starrt Entsetzen. Da legt sich lähmend der Tod aufs Herz, ins Aug starrt Selbstmord.

Und doch trägt die Frau zierliches Kränzchen, Sinnbild der Schönheit und der Freude. Und sie hat Flügel, schöne starke Schwingen, die wohl hinauf ins Licht zu tragen vermöchten. Aber der Augenblick lastet zu dumpf, sie kann sich nicht erheben. Und auch das reizende Flügelkind, das ihr beigejelt ist zu folgen in sonnige Fernen, hoßt verdrossen auf rutschendem Mühlstein, gehemmt durch dieselbe Not.

Wir verstehen heute unter Melancholie etwas anderes, träumende Schwermut, die auch Lenau meint, wenn er sagt: „Du geleitest mich durchs Leben, sinnende Melancholie.“ Dürer dagegen wollte das Faust- und Hamleterelebnis geben, das später die germanische Dichtung ausführlich durchgeföhlt hat.

Vorgebildet sind auch alle diese Schöpfungen deutschen Geistes schon in Odin, dem Suchenden, der sein eines Auge um Wissen gab. Nicht als zufällig darf man es empfinden, wenn hier Suchen nach Weisheit mit dem Schicksalsgedanken in Verbindung gebracht wird. Es ist unter der Vorstellung Schicksal alles von außen Kommende, alles außer uns Bestehende zu begreifen, das wir als fremde Macht fühlen und in das wir mit unseres Geistes Kräften einzudringen suchen.

Dürer, der Gewalt des Schicksals so tief empfand, er kannte auch faustisches Grübeln und Ratlosigkeit.

Aber auch den Heldensinn. Mutiges Kämpfen gegen Not und Tod. Er schuf den Ritter, der kaltblütig seines Weges fährt, ob Tod und Teufel ihn schon dicht bedrängen. Das ist altgermanisch. Nicht weicht der Kühne drohendem Geschid. Er zwingt es unter sich. Und sankte er, so fällt er als Held. Bis in den Tod ragt aufrecht der Geist. So war die Todeschlacht der Nibelungen oder das starke Herz jeder anderen Heldengestalt, die unser Volk einst erdacht und gleichzeitig mit leiblichen Augen unzählige Male vor sich gesehen.

Dürer freilich meinte, als er das Blatt schuf, den Christen, der trotz Tod und Teufel seinen Weg durch die Welt geht. Aber waren nicht alle europäischen Völker Christen? In Dürers Erfindung ist der Ausdruck des Mutes deutsch und zeigt sich gleich dem Wesen der Eddadichtung. Es geht eine geistige Macht von diesem Gepanzerten aus, die den Feind niederschlägt auch ohne Schwert. Niederschlägt! darauf ruht der Ton. Denn trotzdem der Ritter sich nicht regt, sprüht aus seiner strammen Art, aus Druck und Spannung jeder Linie ein die Stirn bieten, Angriff und Schlag dem Gegner. Durchaus nicht christliche Geduld. Und man möchte an altnordische Verse denken wie: „Mut ist mehr wert als die Macht des Schwertes, treffen tapfre sich: kühnen Mann sah den Kampf ich gewinnen mit stumpfer Stahlflinge.“

Christliches Heldentum besteht im Dulden und gipfelt im Martyrium. Davon gibt natürlich auch deutsche Kunst reiche Proben. Wenn man aber eine Zeichnung wie die vier kämpfenden Engel (B. 69) der Offenbarung Dürers ansieht, so flammt einem doch noch anderer Geist daraus entgegen. Wir haben das Werk bereits bei Erörterung der Schicksalsgewalt genannt. Indessen nicht nur Glut und Leidenschaft vernichtenden Geschids lodern in dem Engellokampf; sondern auch jubelnder Sturm heißen männermordenden Streites. Wie Rausch werden wilder Angriff, losbrechender Hieb empfunden. Wie Blitze zucken Schwerter, scharf stoßen Flügel herab. In schneidenden Richtungen gehen Gestalten der Engel gegen- und ineinander. Schreiend im Kampfesrasen öffnet sich der Mund. Das ist germanische Lust, es dringt vor der feurige streitbare Held. Und man erinnert sich der Worte Brynhilds, die schauerlich schön von Sigurd dem toten sagt, seine Herrlichkeit in einem Bild sammelnd: „Hätte fünf Söhne zu Siegestaten, kampfgierige, der König gezeugt“.

Kampfgierige! Darauf liegt der Ton. Das ist Preis des Helden, das bedeutet sittliche Größe. „Nichts besteht in der Welt, so lehrt der (altgermanische) Mythos, das nicht durch Kampf erhalten würde,“ schreibt Axel Olrik¹⁾. Und verbreitet würde, wachsen könnte, möchte man hinzufügen. Daher wird Kampf, und zwar vordringender, zuschlagender sittliche Pflicht.

¹⁾ Axel Olrik, Nordisches Geistesleben. Heidelberg 1908. S. 22.

Nun spielen aber in Sagen anderer Völker auch zahllose Kriege und in ihrer bildlichen Verherrlichung steht Deutschland sogar zurück, weil die christliche Geschichte sie verwirft. Wie häufig begegnen uns z. B. in Griechenland Amazonen-, Kentauren- und sonstige Schlachten. Sie bilden den Hauptinhalt griechischer Kunst. Trotzdem wagen wir es, das genannte Blatt Dürers als besonders deutsch hervorzuheben und Heldensinn als germanisch zu feiern. Denn Dürers Zeichnung überragt an Tiefe und Gewalt jede griechische oder italische Darstellung. Sie ist geistiger. Die klassischen Werte geben körperlichen, stofflichen Streit. Hier ist Seele der Kampfesglut und Siegesgewalt im edelsten Sinn erfüllt. Der moderne Expressionismus, so viel minderwertige Werke er auch hervorgebracht haben mag, er hat uns da sehen gelehrt. Deshalb verstehen wir Dürer um so tiefer, sein Liniengefüge bedeutet Kampfessturm. Griechische und italische Formen sind zu weich geschwungen und können letzten Ausdruck geistig göttlichen Rasens nicht hergeben. Darum müssen wir auch nordisches Heldentum Griechen gegenüber als das tiefere erkennen. Aus deutscher Seele stieg die Schau dieses göttlichen Bildes.

Und wie spricht altnordische Dichtung! Nicht nur häufen sich für Helden Beiwörter wie „der kampfesühne, waltstattfrohe, die ebertühnen, Kampfesbaum, Heervernichter, Heerleiter“. Sondern Frauennamen erinnern an Kriegesgetümmel und froh reiten göttliche Einherier täglich zum geistbefulgenden Angriff. Von Sigurd dem Knaben heißt es bereits „Mut hat er mehr als ein alter Mann; vom gierigen Wolf erwart' ich Beute.“ Welch ein Bild! Dem gierigen! Wolf! erwart' ich Beute. Man darf nie vergessen, daß es sich in solchen Worten um sittliches Lob handelt. Das ist eine Sprache, die an Spannung und Feuer über Homer hinausgeht, und auch der Tonfall, die rein formliche Art der Eddadichtung hat den raschen, kurzen, dröhnenden Schritt.

Zum Vergleich wurden bisher nur Griechenland und Italien herangezogen, weil die Auffassung fernerer Völker zu weit von uns abweicht, ein Herausheben ihrer Eigenheit infolgedessen unnötig erscheint, vielleicht auch dem Abendländer gar nicht möglich ist.]

Noch ein Bild Dürers aus der Offenbarung sei in dem Zusammenhang genannt: der Streit des Erzengels mit dem Drachen (B. 72). Es zeigt ein Erleben, das von dem bisher erläuterten abweicht. Nicht kaltblütig durch überlegene Geisteskraft drückt hier ein Held den Gegner an die Wand, nicht siegt er kühn losbrechend in unwiderstehlichem Sturm, sondern grüblerisch, schwer führt er die Lanze, schwächtigen Körpers stemmt er sich mühsam wider den Feind. Es ist einer, der es sich überlegt, der „groß Macht und viel List“ des Gegners kennt und hart den Sieg erarbeitet.

Bewundernd stehen wir vor dem Meister Dürer, der so verschiedene Arten fand, Kampfesstimmung auszudrücken. Andere Künstler der Zeit zeigen sich zwar nicht so vielseitig, aber doch auch sehr sprühend im Erfühlen festen, angriffsfrohen Wesens. Prachtvoll dräuen Landsknechte und Ritter von Urs Graf und Hans Holbein dem Jüngeren. Überall spricht die Linie mit einer Kühnheit und Spannung und in sprudelndem Übermut, vor dem alle klassischen Darstellungen verblaffen.

So sehen wir, daß Schicksalempfinden und Heldensinn, Hauptzüge altgermanischen Geistes, sich auch in der Zeit deutschchristlicher Kunst noch als lebendig erweisen. Eine ganz andere Gewalt und Verbreitung hätten sie wahrscheinlich erlangt, wenn deutsche Kunst altgermanischen statt christlichen Stoffen sich hätte zuwenden können.

Lassen sich diese Beziehungen zwischen Alt und Neu also nur mit einzelnen Beispielen belegen, so führt geradezu ins Herz unserer bildkünstlerischen Art die Verehrung des Lichtes als göttlicher Macht, die in Germanien bis in Urzeiten zurückzuverfolgen ist. Sonnenfeiern waren unsern Vorfahren Gottesfeste. „Ja,“ wird man fragen, „wie soll sich denn das in christlicher Kunst bemerkbar machen?“ Es ist, so merkwürdig das zunächst klingen mag, in Deutschland ihre bestimmende Grundlage. Eigenart deutscher Kunst wächst aus der Schau des Lichtes. Durch unsere Meister erst wird es wesenhaft verstanden, und zwar sowohl in seiner sinnlichen Erscheinung, als auch im Ausdruck geistigen Geschehens. Das Morgenland sah die Welt flächenhaft, Griechen und Italiener erblicken Körper, der Germane schaut Licht. Allerdings erweisen Fläche — Körper — Licht sich auch als Entwicklungsgang darstellender Kunst überhaupt. Auch Griechen beginnen mit der Fläche und auch die Deutschen. Aber während morgenländisches Bildtum im Ebenen verharret, schreitet der Grieche fort zum Körper, der Germane zum Körper und vor allen Dingen zu seinem Ziel, dem Licht. Auch Ägypter haben freistehende Körper gebildet, doch sind sie nicht als solche gesehen, sondern in Ebenen zusammengefügt. Auch der Grieche und später besonders der Italiener nehmen Rücksicht auf Lichterscheinungen, sie vergessen aber darüber den Körper nicht. Das Hell bleibt bei aller virtuosen Spielerei Beleuchtung. Für den Deutschen ist das All durchsichtig. Hell und Dunkel durchdringen die Dinge und machen vor keiner Oberfläche halt, es gibt keine festen Grenzen.

Dadurch entstehen z. B. Erscheinungen, die man bei den Niederländern als Stoffmalerei hervorzuheben pflegt. Man sollte jedoch die Eigenheit anders benennen oder zum mindesten scharf erläutern, daß sie nur den Sonderfall einer großen einheitlichen Anschauungsweise bedeutet. Die übliche falsche Bewertung ist eine Folge unserer durch klassische Kunst irrefeleiteten Art zu urteilen. In jener haben dargestellte Gegenstände feste Oberflächen, eben Grenzen, die beleuchtet und beschattet sein können. Beeinflußt nun nimmt man diese Anschauung als unverrückbare Notwendigkeit an. Sieht etwas anders aus, so deutet man es als einzelnen, wenn auch bemerkenswerten Sonderfall, als Abweichung vom Selbstverständlichen. Besonders in den Niederlanden, aber auch in Deutschland setzt mit dem 15. Jahrhundert innige Lichtbeobachtung ein. Die Körper haben nicht mehr feste Grenzen; sie fangen das Licht, strahlen wieder oder lassen durch auf verschiedene Weise. Daraus ergibt sich eigentümliches Aussehen von Samt, Seide, Pelz, Edelsteinen, Haut, Haaren usw. Aber aller Reichtum ist nur Ausdruck der einen Tatsache: Grunderlebnis der künstlerischen Anschauung ist Licht. Mit dem Begriff Stoffmalerei wird das Verstehen irrefeleitet. Man glaubt, eine Kleinlichkeit vor sich zu haben, Beachten einzelner Färbchen und Färbchen mit nachahmender Treue. So hat es auch Michelangelo¹⁾ von seiner italienischen Einstellung aus angesehen. Und wir haben italienisch beschränktes Sonderurteil einfach nachgeplappert, anstatt uns selbst aus unserm Wesen heraus groß zu verstehen.

Lichterlebnis als Grundlage deutscher Kunst ist noch nicht erkannt, sondern jede Erscheinung immer als etwas einzelnes und oft falsch beurteilt worden. Vor allen Dingen wird nicht betont, daß die Lichtschau bei uns viel früher einsetzt als in Italien. Nicht nur Stoffmalerei ist davon Zeuge, sondern bereits Jan van Eyck hat durchgebildetes Helldunkel sowohl auf einigen Tafeln des Genter Altars als auch in der kleinen Maria in der Kirche (Berlin — Kais.

¹⁾ Herm. Grimm, Leben Michelangelos. Bd. 2, S. 264f. 1898.

Sr. Museum) oder der Muttergottes des Kanonikus van der Paele. Mit seinen Gemälden vergleiche man Werke des Masaccio, z. B. die kleinen Tafeln in Berlin. Da wird der Unterschied überraschend deutlich. Bei Ouwater finden wir entwickeltes Empfinden des hell in hell (Auferweckung des Lazarus — Berlin), einen Ansatz zu dem, was später die Freilichtmalerei erstrebt. Dirk Bouts gibt schöne schwebende Dämmerung im Raum (z. B. im Passah-Mahl, das sich früher in Berlin befand). Auch Konrad Witz ist den gleichzeitigen Italienern im Schauen des Lichts bedeutend überlegen.

Ebenso wenig wird in der üblichen Kunstgeschichte diese deutsche Eigenart bei Dürer und Grünewald gegenüber Italien betont. Da handelt es sich zunächst um die schon öfter genannten Holzschnitte zur Offenbarung, erschienen 1498. Fälschlich werden sie als rein lineare Schöpfungen begriffen. Gewiß, auch die Linie spricht, aber mehr noch Weiß und Schwarz, Licht und Finster als raumurchwirkende Mächte. Körper erscheinen im Gewoge von Licht und Finster aufgesogen. Man vergleiche ein Blatt wie die sieben Posaunenengel (B. 68) mit der Dreifaltigkeit Dürers von 1511. Die letzte ist italienisch beeinflusst. Als feste Masse wurden Gestalten herausgeformt mit begrenzenden Oberflächen. Umspielt zeigen sie sich allerdings von einem Licht, das in Italien in der Zeit undenkbar wäre und nur deutscher Schau der Welt ent wachsen konnte. Man stelle sich zum Vergleich Stiche Marc Antons vor. Aber das Blatt der sieben Posaunenengel wurde ganz aus Licht und Finster als bestimmenden Grundmächten gewirkt. Die Dinge sind durchleuchtet und durchtunkelt. Wir haben eine Glimmererscheinung vor uns, Vorstufe zu Schöpfungen Rembrandts. Ausdrucksvolles hell und Dunkel und leidenschaftsgespannte Linie geben zusammen Wirkung des Werkes und nur Verblendung durch klassische Formenwelt hat uns verhindert, solch groß gestaltete Einheit richtig zu sehn. Derartige Erfindung gibt es in der klassischen Kunst nicht, daher die Ratlosigkeit des Urteils. Innerhalb deutscher Erzeugung steht aber Dürers Werk nur natürlich. Mit selbstverständlicher Sicherheit ordnet es sich zu Jan van Eyck und Konrad Witz einerseits, zu Rembrandt andererseits. Auch im Gethsemanebild von 1515 und bei dem Engel mit dem Schweißtuch (Eisenabzügen B. 19 und 26) erscheint alles aus Licht und Dunkel geformt. Gegenständliche Grenzen, Körpereinheiten sind aufgehoben. In der Art ist das in Italien undenkbar.

Nur wenige Beispiele wurden genannt, sie ließen sich leicht vermehren. Teils sind Dürers Schwarz-Weiß-Schöpfungen überhaupt aus dem Lichterlebnis gezeugt, teils tritt es begleitend auf. Doch gibt es daneben auch andersartige Entwürfe. Besonders die Ölgemälde stehen abseits.

Da setzt aber Grünewalds Kraft ein. Wir vergegenwärtigen uns seinen Auferstehenden, der zerlöst in Sonne gen Himmel fährt. Geschaffen 1510. Wir blicken nach Italien. Nicht annähernd findet sich Ähnliches. Die heilige Nacht von Correggio ist sowohl später entstanden, als auch merklich schwächer im Lichtverstehen. Correggio gibt belüchtete Körper, Grünewald durchleitetes Angesicht. Ja, je mehr man sich in seine merkwürdige Erfindung versenkt, desto mehr wird man von Staunen erfüllt. Wie kam der Meister zur Schau dieser Sonne, in der ein Blonder zum Himmel schwebt? Vergessen wir einen Augenblick die christliche Welt! Und wir könnten meinen, heidnisches Bild vor uns zu haben. Aus Winternacht steigt Ostersonne, strahlend, blendend und in ihr verklärt der weiße Balder als Gott des Lebens.

Und hier wie auch schon in andern der genannten Beispiele wird sinnliche Erscheinung zugleich geistige Macht. Licht wird zum Sinnbild seelischen

Geschehens. Nicht nur Frühlingssonne steigt aus Winternacht, sondern auch Geisteskraft sprengt Fesseln des Grabes. Es ist das Leben, die schöpferische Tat, die den Tod besiegt.

So auch verklärt Grünewald seine Iphenheimer Maria im Tempel in Strahlenglanz und schwebender Sonne und so umleuchtet er Mutter und Kind durch Ströme von Licht, die aus Himmelshöhn Wolken durchschießend stürzen, verklärte Engelscharen in sich aufnehmend. In Dürers Offenbarung und in den genannten beiden Eisenätzungen bedeutet stürmisches Hell Dunkel leidenschaftlich seelisches Geschehen. Um die „Melancholie“ blüht es gespannt, Hieronymus ist behaglich umsummt von Sommer Sonne.

Für Bedeutung des Lichts in Rembrandts Werk wäre es nicht nötig, einzelne Beispiele anzuführen, da niemand daran zweifelt, daß sein ganzes Schaffen dem Lichtverstehn entwächst. Dennoch sei ein Gemälde in besonderer Absicht genannt, der Segen Jakobs in Kassel, wegen der ausgesprochenen wundervollen Farbigkeit seiner Lichterscheinung. Bläulicher Perlenglanz wie Mondeschein umschimmert rechts die Frau und tropft verhauchend gegen goldgleißende Sonne, die strahlend links aufbirst im blonden Knaben und ihr Leuchten bis in blaue Mondnacht versendet¹⁾.

Stauend wieder stehen wir vor solcher Erfindung. Ist es nicht nur neue Form jener altgermanischen Felszeichnungen²⁾, die Mond und Sonne in noch rohen Gestalten nebeneinander stellen? Aus schematischen Zeichen wurde im Lauf der Jahrtausende sinnliches und geistiges schwingendes, glühndes Leben. Sonne glüht und Mond erschimmert. Webend, schwebend tauchen sie aus Urweltiefen, spielen gegen-ineinander, leuchten auf und versinken. Der Künstler hat in letzte Geheimnisse des Lichts geschaut. Ewig traurig, daß in diesem Sonnen- und Mondesglanz, echt germanischem Heiligtum, nicht auch Gestalten deutscher Gottheit ewiges Heil uns volkhaft tief und wahrhaftig künden!

Die Farbigkeit der Lichterscheinung ist etwas ausgesprochen Germanisches, der Italiener kennt nur Hell und Dunkel. Vorgebildet war sie besonders durch Grünewald und den Meister von Meßkirch und neben Rembrandt steht als ihr starker Vertreter Rubens. Körper, Haare, Gewänder durchsonnt er und läßt sie erschimmern wie lichttrunkene farbglühende Luft. Glänzendes Beispiel bietet die heilige Cäcilie in Berlin. Wie flüssiges Gold tropfen die Haare der Engelbübchen, ihre Körper sind entstofflicht, verklärt in durchsichtigen Rosenblütenhauch.

Wiederholend sei das Ergebnis der Lichtbetrachtung noch zusammengefaßt. In Deutschland setzt die Darstellung früher ein als in Italien, findet stärkere Verbreitung und erreicht mächtigere sinnliche und geistige Kraft. Der Italiener hält trotz Helldunkels gern an starrer Körperoberfläche fest und im Barock erscheinen Hell und Finster ihm, verglichen etwa mit Rembrandts Schau, selber gleichsam als Körper. Fast wie feste weiße und schwarze Masse stehen sie gegeneinander. Während Rembrandts und auch schon Dürers und Jan van Eyds Strahlendämmer schwebend, unfaßbar durchsichtig verhaucht. Licht und Finster wirken, wenn es erlaubt wäre, sich so auszudrücken, in Deutschland mehr als Kräfte denn als Körper, als Weltenall durchrieselnde feinste Schwingungen. Man wird verstehen, was gemeint ist, und das Unzulängliche des Bildes entschuldigen.

¹⁾ Um die volle Farbwirkung zu erhalten, muß man das Auge ein paar Sekunden über das Bild wandern lassen. Blau und Gelb steigern sich gegenseitig.

²⁾ Gustaf Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte. 3. Aufl. S. 85. Leipzig 1921.

Wir gehen weiter. Warum verehrt der Germane das Licht, was meint er damit? Abgesehen von der Gewalt der Erscheinung an sich, ihrem einflussvollen Auf und Ab, die natürlich ihre Wirkung nicht verfehlt haben, betet er an schöpferische Kraft: das Zeugende, Lebentreibende. Daß dieser Gedanke wirklich gedacht wurde beweist eine Stelle bei dem Theologen Beda (8. Jahrh.), wo er für das Julfest, das Fest der Sonnengeburt, den alten Namen „Müternacht“ angibt¹⁾. Man hatte also auch die besondere Beziehung zur menschlichen Fruchtbarkeit hergestellt.

Wie spiegelt sich das in der bildenden Kunst? Wieder müssen wir wie früher bei Betrachtung des Lichtes sagen: Verehrung schöpferischer Kraft ist Grundlage der gesamten deutschen Erzeugung. Wie alle Sehdinge dem Germanen vom Licht durchdrungen erscheinen, so auch werden sie alle durchbebt und durchflutet von den Mächten schöpferischen Lebens. Das Wachstümliche in jedem lebendigen Ding und das vom Leben Erfasste und Beeinflusste selbst im toten, das sieht und erfüllt der Nordmann.

Um die Tatsache zu erläutern, gehn wir zunächst wieder auf ein allgemein übliches, aber sehr kleinliches und irreführendes Urteil ein. Man pflegt zu sagen, der Deutsche bevorzuge die individuelle Erscheinung, der Italiener suche das Typische, Allgemeine. Schon diese Begriffe! Man riecht ihre Herkunft aus antiker Dentart. Was in aller Welt aber haben wir damit zu tun? Sollen wir unser Wesen denn immer durch falsche Auffassung schmälern und verkümmern? Das genannte Urteil würde deutschen Schöpfungen den Kunstwert absprechen. Es sähe aus, als erstrebten unsere Meister slavische, photographische Treue. Keineswegs jedoch verhält es sich so. Allerdings wirken deutsche Gestalten persönlicher als italische und allerdings bleibt der Deutsche persönlichem Aussehen treu. Doch nicht als Nachahmer, sondern als Erschauer der Ewigkeitsgründe persönlichen Wesens. Es handelt sich nicht um photographische Knechtstat, sondern um Wesens- und Lebensschau, die zu gewaltigen aus innerstem Grunde der Kunst geborenen Neuschöpfungen führen. Der Italiener dagegen glättet die Linie, nähert sie geometrischem Ebenmaß und ersticht dadurch den Ausdruck des Lebens. Wenn man also deutsches und welsches Schauen miteinander vergleicht, so erkennt man: der Nordmann erfüllt das Wesen des Lebendigen, der Südländer faßt mechanisch auf. So erst wird der Unterschied richtig begriffen.

Der natürliche Stengel einer Blume ist geriefelt, bildet Knötchen, wechselt Richtung, Blütenblätter treiben eigenwillige, in kleinsten Abständen sich wandelnde Besonderheiten in Form und Farbe, Rinde der Bäume ist rauh, Ansaß der Äste wirkt auf Form und Richtung des Stammes. Aus alledem erwächst der Ausdruck des Lebendigen, werdenden, Treibenden. Es sind die inneren sprossenden, vorstoßenden Kräfte, die scheinbar willkürlich und doch tief sinnvoll und gesetzmäßig das Aussehen gestalten. So meint es denn auch der Deutsche. Aber der Welschmann ist blind und taub den klopfenden Pulsen des Lebens, dem Herzschlag der Erde. Er entfernt jede Unregelmäßigkeit, stützt alles zu auf Glätte und tötet. Seine Bäume, Blumen, Felsen sehen aus wie aus Papier regelmäßig ausgeschnitten, aus Pappe gelehmt. Nicht viel anders die Menschen. Denn in ihrer Darstellung findet sich derselbe Unterschied. Die Linie des Lebens wird zur ebenmäßigen geometrischen Form gealättet in Anliß und Körper.

¹⁾ Zeitschr. d. Allg. deutsch. Sprachvereins. März 1923. Alfred Göze, Das Weihnachtsfest in deutscher Sprache und Sitte.

Der menschliche Körper bildet in der italischen Kunst einen Hauptgegenstand der Darstellung und wird besonders studiert in seiner funktionellen Beweglichkeit in Muskeln und Gelenken. Das verträgt sich gut mit der sonstigen Auffassung, denn auch diese Bewegung ist mechanisch. Der Germane dagegen beachtet lieber Schwingen und Weben schöpferischen Lebens, die Form des triebhaft Wachsenden und Gewachsenen. Die Lebenslinie wird zur Grundlage seiner Kunst. In ihr birgt sich herrliche eigenwillige Stoßkraft, die nur dem tief sich Verjüngenden und aus dem Herzen der Welt heraus Empfindenden ihr Geheimnis aufzutut. Doch ahmt der Erkennende nun nicht nach, er schafft neu aus demselben Urgrund. Abweichung vom natürlichen Vorbild geht unter Umständen viel weiter als im Welschland. Grundlage jedoch bleibt die ausdrucksvolle tiefe Form des ewig werdenden und Treibenden, des Schöpferischen. So finden wir weibliche Körper bei Rubens und Rembrandt, Dürers Schicksalsgöttin (die männlichen Körper der drei Meister lehnen sich an das klassische Vorbild an), männliche Gestalten bei van Eyck und Grünewald. Die starken, über Natur hinausgehenden Ausdrucksformen Grünewalds im Sebastian und Auferstehenden des Isenheimer Altars gründen sich doch in der natürlichen Linie des Lebens. Ihre Geheimnisse werden gesteigert zum Schwingen gebracht, während klassische Kunst glättet und tötet. Der Adam des Jan van Eyck ist keine Nachahmung, sondern gezeugt aus Erfühlen des Lebenswunders. Nur schwingt in ihm das Gefühl mehr in ruhiger Andacht während es in Grünewald inbrünstig leidenschaftlich hochgeht. Die genannten sind nur einzelne Beispiele, es erwächst aber die gesamte deutsche Kunst aus dem Verstehen des ewig werdenden.

Haben wir durch solche Schau Verbindung geschaffen mit der Verehrung des Lichts als zeugender Gewalt, so können wir außerdem anknüpfen an die Vorstellung des Weltenbaums. Ein Volk, dem ein Baum, ein treibender, grünender, als Träger der Welt gilt, gibt damit zu erkennen, daß im Erlaufen des Lebens seine wesentliche Kraft besteht. Auch die Schöpfung des ersten Menschenpaars aus Bäumen würde hierhergehören.!

Nun wissen wir aber, daß Licht auch von andern Völkern als göttlich angebetet wurde. Denken wir z. B. an Ägypten! Der Sonnengott Re ist der höchste der Götter und Amenophis IV. führt Vergöttlichung der Sonne selber ein. Sehen wir jedoch das Bildtum an! Die Sonnenscheibe wird schematisch dargestellt und vor ihr Anbetende. Das bedeutet gedankliche Allegorie. Der Germane schaut Licht als weltdurchdringend und erspürt in ihm erschütternde unsagbare, nur durch Farbe auszudrückende Geheimnisse. Dadurch bezeugt er sich als tiefster wesentlicher Träger der Lichtverehrung und des Lichtverstehens. Der künstlerische Wert der ägyptischen Darstellungen wird durch diesen Vergleich natürlich nicht angetastet, nur besteht er nicht wie bei uns in der Lichterscheinung.

Einen heiligen Baum gab es auch im Orient. Dargestellt wird er schematisch mit Anbetenden. In Germanien wird Wesen des Lebendigen innerster Sinn aller Gestaltung. Dadurch bezeugt sich der nordische Mensch als innigster Träger des Lebens.

Es wurde in diesen Ausführungen schon einmal darauf hingewiesen, daß fast alle Geistesgebiete sowohl allgemein menschlich sind, als auch in jedem Volk und schließlich in jeder Persönlichkeit ihre besondere Färbung erhalten. So finden sich die Geisteseseigentümlichkeiten, die wir als besonders germanisch erläutert haben, zwar bei andern Völkern auch in Andeutungen, entfalten

jedoch erst in uns volle Kraft, beherrschende Geltung und letzte Reife und erweisen sich damit als unser besonderer Weisensinhalt.

Unsere Betrachtung würde sich erfüllen, wenn es gelänge, alles in obiger Ausführung Erörterte zusammenzuschließen in Einheit. Wir sind noch nicht vollendet. Einst hatten wir groß angelegte Frühzeit des Geistes. Sie versank oder schien zu versinken vor dem Ansturm zweier gewaltiger Fremdmächte: der Antike und des Christentums. Nun vergaßen wir das Eigene so sehr, daß wir in wissenschaftlicher Forschung unsere Entwicklung letzten Endes auf Antike und Christentum zurückführten. Heute ist die Erkenntnis unserer Vor- und Frühgeschichte weit gediehen und es haben auch Versuche begonnen, die Linie unserer Geistesgeschichte in unser eigenes Altertum zurückzuführen statt nach Griechenland und Palästina. Wir kommen endlich dazu, Antike und Christentum als die Fremdmächte zu erkennen, die sie tatsächlich in uns gewesen sind. Ihnen gegenüber gehörte sich die Fragestellung: Wie weit ist das Fremde derart vom deutschen Geist verarbeitet worden, daß es als solches sich nicht mehr erkennbar zeigt, sondern im deutschen Wesen verloren aufgeht? Wo steht es unverarbeitet als Fremdkörper da? So würden wir dazu gelangen, auch fremde Mächte vom deutschen Gesichtspunkt aus zu betrachten.

Zweite notwendige Forschung wäre die hier vorgetragene: Wie macht sich altgermanisches Gut auch in christlicher Zeit bemerkbar, wenn auch unter fremdem Namen? Auf diese Weise würde man erst echt deutsche Geistesgeschichte aufzubauen imstande sein.

Schließlich bewegt uns aufs tiefste der bereits erwähnte Gedanke: Wie lassen sich die hier erörterten Weltanschauungsgebiete zur Einheit schmieden? In altgermanischer Zeit war Beziehung von Schicksal und Heldeninn hergestellt, bemußt wurden sie zusammen empfunden. Schöpferische Kraft indessen hatte man wohl verehrt, doch nur körperlich und ohne Bezug zu Schicksal und Heldeninn. Da muß unsere Tat einsetzen. Uns werde schöpferische Tat zum höchsten sittlichen Gut, und wir sollten das Gebot fühlen als geboren aus Verehrung der göttlichen ewig zeugenden Kräfte der Natur. So vollenden wir, was unsere Väter ahnend schauten.

Mertwürdiger= oder auch natürlicherweise findet man im heutigen Schrifttum sehr häufig Begehrt nach schöpferischer Tat ausgesprochen. Und vor hundert Jahren nennt Fichte in den „Reden an die deutsche Nation“ Schöpferkraft eine Haupteigenschaft deutschen Geistes. Goethe sagt mit Nachdruck: „Im Anfang war die Tat“. In solchen sozusagen absichtslosen, nur aus ursprünglichem Seelentrieb aufquellenden Zeugnissen offenbart es sich, wohin der deutsche Geist zielt. Und mit Erstaunen und Freude stellen wir fest, daß in den vom Altgermanentum unbeeinflussten Urteilen doch altes Blut spricht und die alte Seele, die im Schöpferischen das Göttliche sah.

Wir tun einen weiteren Schritt. Wir versuchen Schöpferat zusammen zu binden mit Schicksalsmacht und Heldeninn. Sittliches Ziel des Deutschen ist es, das von außen Kommende, über das er nicht Macht hat, mit kühnem und erfinderischem Geist zu zwingen, ihm bildsamer Stoff zu werden zu gestaltender Tat. Nordischem Schöpferinn eignet ein Zug von Kühnheit und Stoßkraft. Es lebt noch der Nordlandrede, der das Schicksal zwingt. Und dieses Fremde, Drohende wird ihm heute mehr, als es einst war. Kaum mehr ein Gegner, dem man trotzt; sondern gefügiger Knecht, den man zum Dienen zwingt.

Damit wäre für den Deutschen ein Mittelpunkt sittlich gottümlichen Lebens gegeben, der von dem christlichen abweicht. Dort „Sünde < Erlösung“,

hier „Schicksal < Gestaltung“. Meiner Meinung nach handelt es sich da um den Wesensstern deutscher Anschauung. Aus altgermanischem Keim erwächst folgerecht und sinngemäß Vollendung, die uns gehört und uns die freudige Lebensbejahung bringt, nach der wir verlangen.

Ich habe mir die Freiheit genommen, mit diesem Ausblick den angegebenen Vortragsgegenstand, der nur ein Vergleich innerhalb vergangener Geistesgeschichte sein sollte, zu überschreiten. Man möge es mir verzeihen. Vielleicht geben die neuen Gedanken manchem der hier weilenden Hörer Anregung. Damit wäre mein Vorgehen genügend gerechtfertigt. Wir befinden uns ja in einem Kreise, der nicht nur wissenschaftlicher Erforschung der Vergangenheit sich widmet, sondern auch unter Führung unseres allerdehnten Herrn Geheimrats Kossinna zur Förderung deutschen Wesens beitragen will. In tiefer Verehrung seien alle heut vorgebrachten Gedanken zu allererst ihm geweiht. Ihm, dem echten Deutschen, dem kühnen Kämpfer und schöpferischen Förderer deutscher Volkheit! Und neues Heil sei ihm gewünscht am heutigen Festtag zu seiner unermüdbaren Tätigkeit, die eigene und fremde Kraft mit Eifer und Treue in den Dienst des Vaterlandes stellt!

Zusätze.

1. Zu Albrecht Dürer.

Es ist eine nicht genug zu brandmarkende Unsitte deutscher Kunstwissenschaft, für Werte fremder Völker mit unermüdbarem Eifer nach Erklärungen zu suchen, die sie bis in letzte kleinste Einzelheiten von tiefstgründiger Weisheit erfüllt erscheinen lassen, eigenvolkliches Bildtum aber, wo man es nicht gleich versteht, namentlich wenn es von klassischer Art abweicht, sofort als minderwertig abzutun. Solcher üblen Einstellung ist auch Dürers großartige Schicksalsgöttin, eine der tiefsten Offenbarungen deutschen Geistes, zum Opfer gefallen. Selbst der große Heinrich Wölfflin hat sich, vorbeeinflusst durch klassische Anschauung, täuschen lassen. Er empfindet wohl die Macht der Erscheinung, glaubt aber doch, in Einzelheiten Befangenheit und Mangel feststellen zu müssen, während allein künstlerische Weisheit sinnvoll bis ins letzte gewaltigen Schöpfungsgedanken formt. Heinrich Wölfflin, Die Kunst Albrecht Dürers. München 1905, S. 96f. Wer sein Auge vor allen Dingen an klassischer Kunst schult, verliert leicht die Fähigkeit, deutschen Geist in seiner Tiefe zu begreifen und deutsche Werte in ihrem innern Zusammenhang zu sehen.

Weiter liebt man es in Deutschland allgemein, da wo in eigener Kunst gewaltig Großes auftrat, mit wunderlicher Betriebsamkeit nach bestimmendem Einfluß aus italienischen Ländern zu suchen, während man es ganz und gar nicht beachtet und kaum erwähnt, wenn der Welsche sich vom Deutschtum gelenkt zeigt. So steht die italienische Kunst des 15. Jahrh. unter bestimmendem nordischen Einfluß, man spricht aber nur ganz allgemein von verwandtem Charakter. Beginnt aber im 16. Jahrh. ein Vordringen italienischer Form nach Deutschland, so wird die Tatsache weit über das gebührende Maß aufgebauscht.

Soviel über die allgemeine Haltung der Kunstwissenschaft. Besonderen Fall bedeuten die vier Kampfgel Dürers (B. 69). Es ist falsch, in dieser prachtvollen Schöpfung einen Einfluß Mantegnas zu betonen. Mit größerem Recht könnte man etwa Michelangelos sizilianische Schöpfungsbilder von Ghiberti abhängig machen. Aber wer täte das? Man würde höchstens eine Anregung zugeben. Auch Dürer hat von Mantegna Anregung empfangen.

An Tiefe und Leidenschaft der Persönlichkeit ist er der weit Überlegene. Mantegna schildert hier und da Seelenaufbruch, im allgemeinen neigt er eher zum Ruhigen, ja Starren. Dürer zeigt sich innerlich aufs großartigste erschüttert, von Stürmen durchbebt in der Offenbarung, dem Erlanger Selbstbildnis, in Gethsemanedarstellungen, der Melancholie, dem Bild der Mutter. Zudem steht dieser sein Ausdruck natürlich und selbstverständlich innerhalb der gesamten deutschen Erzeugung, die von Anfang an in Bau- und Bildwerten von tiefster Erregung zittert und schließlich einen Grunewald hervorbringt, der nur einer von vielen ist. Ruhige Zustandsbilder fehlen nicht, die Volksseele ist durchaus nicht einseitig bestimmt. Wo aber Seelenrausch gegeben werden soll, da läßt er alle klassischen Ausdrucksmöglichkeiten weit hinter sich.

Der Expressionismus von heute hat uns da erst recht sehen gelehrt. Er hat uns empfindlich gemacht für Ausdruckswert der Linie und der Farbe. In größtem Maße finden wir diese Sprache in deutscher Kunst. Wölfflin hat seinen Dürer zu einer Zeit geschrieben, da das Empfinden für den Seelenwert der Form noch nicht genügend geschärft war. Daher die schiefen Urteile über die Offenbarung. Daher das gönnerhafte Lob für den Engeltampf, vor dessen Größe man in die Knie sinken sollte. Und daher die Überschätzung Mantegnas, der jede Bewegung mehr „mechanisch-funktionell“ als „expressiv“ gibt.

Die oben erwähnten erblichen Laster deutscher Kunstgeschichtsschreibung führen nun auch dazu, daß man es nicht wagt, deutschen Stil mit deutschem Namen zu bezeichnen, und daß man infolgedessen die meisten deutschen Werte vom Anfang des 16. Jahrh. (die holländischen des 17.) falsch einreihet. Man kennt nur die Begriffe Spätgotik und Renaissance (für das 17. Jahrh. den Barock). Was nicht spätgotischen Charakter hat, das gehört zum Renaissancestil. Es entbehrt nicht der Komik, Dürer und Grunewald als Renaissancekünstler, d. h. Wiederbeleber der Antike, gewertet zu sehen. Mit nur ein wenig Überlegung hätte man schon lang erkannt haben müssen, daß wir es in ihrem Werk mit einer rein deutschvölkischen Kunstweise zu tun haben, die Konrad Witz, Jan van Eyck, Dürer, Grunewald, Rembrandt und die andern in sich faßt.

Am lehrreichsten ist der Fall Dürer. Seine Arbeiten lassen sich in drei Gruppen ordnen: 1. Spätgotik, 2. Italisierendes, 3. Meisterdeutsch. Das Spätgotische (und das Gotische überhaupt) ist nur eine Abart des allgemein Deutschen. Die Bestrebungen, den Begriff Gotik auf alles Germanische, z. B. auch auf das Werk Rembrandts, auszudehnen, halte ich nicht für günstig. Was wir mit Gotik bezeichnen, bedeutet einen so einheitlichen und in seinem Sondercharakter so ausgeprägten Stil, daß man ihn am besten in dieser Geschlossenheit beläßt, für das allgemein Germanische aber einen anderen Namen findet. Der beste Name ist „deutsch“, weil Deutschland den Mittelpunkt der Erzeugung bildet und die Holländer ja doch auch nichts anderes als ein deutscher Stamm sind. Das allgemein Deutsche würde also die Gotik mit umfassen, sie wäre nur eine besondere, eigentümliche Ausprägung des Gesamtdeutschen.

Über das, was man bei Dürer spätgotisch zu nennen hat, sind die Kunstgelehrten sich ja einig. Hauptwerk: Offenbarung. Italisierend wären (auch allgemein anerkannt) z. B.: Stich Adam und Eva von 1504, Selbstbildnis von 1506, Holzschnitt des Abendmahls 1523 u. a. Meisterdeutsch z. B. Flucht nach Ägypten (Holzschnitt B. 89), Melancholie, Hieronymus von 1514 u. a. In den letzten beiden Werken spürt man, daß der Meister italische Schule durchgemacht hat; er lernte die funktionell durchdachte Bewegung des menschlichen Körpers in Muskeln und Gelenken kennen. Das bedeutet in diesem Fall

jedoch nur eine Äußerlichkeit, gleichsam ein technisches Können, das er ganz in deutsche Gestaltung aufgenommen hat. Ein Dastehen wie das der Melancholie wäre in Italien undenkbar, ebenso die Anordnung der sie umgebenden Gegenstände und das Lichtspiel. In dem allen spricht die deutsche Lebens- und Ausdruckslinie, die der Italiener nicht kennt, und deutsche Lichtschau. Das gleiche gilt vom Hieronymus im Gehäus. Er ist ja ganz germanisch, ganz Vorstufe der holländischen Innenbilder des 17. Jahrh. Auch Wölfflin spricht den Gedanken aus S. 198. In der Schicksalsgöttin einen sich Spätgotik und Meisterdeutsch. Eine Einigung, die um so leichter zustande kommt, weil beide Stile ja aus deutschem Geist geboren sind, insofgedessen ohne Sprung ineinander übergehn. Auch dieser Gestalt merkt man an, daß Dürer italische Körperauffassung kennt. Aber was besagt das? Er hat eine technische Errungenschaft benutzt, die er vorfand. Hätte er sie nicht zufällig vorgefunden, so hätte er sie sich selber erarbeitet.

Dagegen hat ihn das italische Vorbild umgeworfen im Adam-Eva-Stich. Da ist Italien wirklich beherrschender Einfluß geworden, nicht nur dienende Anregung. Daher das Trodene und Kalte der Wirkung. Solche Arbeit muß man Entgleisung nennen. Ebenso das berühmte Selbstbildnis von 1506. Berühmt wurde es zu einer Zeit, da wir für unsern eigenen Charakter blind und unempfindlich waren und gebannt nur nach der „Schönheit“ der Antike und Renaissance starrten. Es galt immer nur das als vollendet, was sich jenem Ideal näherte, während wir heut einsehen, daß gerade Nachahmung minderwertige Arbeit wirkt. So sehr ich meinem Lehrer, Herrn Geheimrat Wölfflin, zu tiefem Dank verpflichtet bin für alles, was ich von ihm empfang, kann ich doch nicht umhin, einen Satz aus seinem „Dürer“ nach meiner Einsicht zu verändern. Er sagt über das Selbstbildnis von 1506 „daß Dürer im Typus so hoch greifen konnte, wäre ohne Italien nicht möglich gewesen“. Richtig müßte das Urteil lauten „daß Dürer so falsch!! greifen konnte, wäre ohne Italien nicht möglich gewesen“. Es darf ein solcher Satz nicht unbeanstandert stehen bleiben, weil er immer wieder das gesunde und natürliche deutsche Urteil irreführt. Das Selbstbildnis von 1506 hat durch den Zwang, den Dürer sich selbst anlegte, etwas widerlich Gefünsteltes und Salbungsvolles im Ausdruck erhalten.

Es gibt im Grund bis heut eine systematisch aufgebaute Geschichte nur für die italische Kunst. Die deutsche halten wir in lauter Einzelstücken in Händen und reihen diese, so gut oder so schlecht es geht, unter die aus italischem Schaffen sich ergebenden Begriffe ein. Betrachten sie auch kaum in ihrem Eigenwert, sondern immer nur in Beziehung zu Italien. Erst wenn wir uns entschließen werden, im Erforschen unserer volklichen Erzeugung von deren eigenem Wesen auszugehn, können wir hoffen, in ihr eine sinnvolle Geschichte aufzudecken, in der wohl fremder Einbruch als solcher erkannt, aber deutscher Art ihr volles Recht gegeben würde.

Man darf sie nicht in den verheerenden Renaissancebegriff hineinpressen, der etwas ganz anderes meint. Hagen schlägt in seinem „Grünwald“ die Benennung „nationale Renaissance“ vor. Mir scheint das Wort äußerst unglücklich gewählt. Erstens sind es zwei Fremdwörter; zweitens müht man sich vergebens ihre Bedeutung zu erkennen. Was heißt „national“? Daterländisch? Volklich? Es kann nur das letzte gemeint sein, da staatliche Grenzen für die Kunst ja nicht in Betracht kommen. Also „volkliche Wiedergeburt“? Was bedeutet das? Wann war die erste Geburt? Welcher Niedergang lag zwischen der ersten und der zweiten, der die besondere Betonung rechtfertigte?

Nur zu sehr hat es den Anschein, als wenn der Name etwas gedankenlos erfunden wäre. Auch betont Hagen bei Grunewald viel zu viel italienischen Einfluß und es ist nur ein Glück, daß unser Meister seinen Auferstehenden vor Raffaels Transfiguration schuf; sonst wäre auch dessen Bewegung sicher von Italien abhängig gemacht worden. Verstimmend wirkt bei Hagen das Herabsetzen Dürers gegen Grunewald. Fruchtbarer wäre es gewesen, in beiden das gleiche deutsche Wesen aufzuzeigen.

Auch Franz Boß sucht nach einem Stilbegriff für die Kunst Grunewalds. Er sagt: „Grunewald ist der Vater des Barock im Norden“. (Die Werke des Matthias Grunewald, Straßburg 1904. Matthias Grunewald. München 1909.) Gefährlicher als die Erweiterung des Begriffs der Gotik, erscheint mir diese Verbreiterung des Barock. In der Vorstellung Barock liegt der Gedanke des Übertriebenen, Seltsamen, Gesuchten. Er ist in Italien geprägt aus der Entdeckung des Gegensatzes zur klassisch-regelmäßigen Linie. Auch haftet den Erscheinungen, um die es sich dort handelt, tatsächlich etwas Gesuchtes, Gefürchtetes an. Die deutsche Kunst baut aber auf anderer Grundlage auf. Nicht auf der geglätteten klassischen Linie, sondern auf der ungebärdigen der Natur. Die rauschende Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens ist nicht seltsam und übertrieben, sondern natürlich. Grunewald ist nicht barock, sondern deutsch. (Vgl. meine Ausführung über den Expressionismus!) Wenn Franz Boß ihn barock nennt, so tut er grad das, was er abzulehnen wünscht, er mißt ihn nach fremdem Wertmaßstab. Auch des Meisters Lichtbehandlung darf man keineswegs mit dem italienischen Barockstil in Verbindung bringen, sie ist eine ausgesprochen deutsche Eigenschaft.

Weiteres Beispiel für die geistige Einstellung, die immer von Italien ausgeht, wäre z. B. Wölfflins Vergleich der franzhaltenden Männer Dürers im Triumphbogen mit den Sklaven der sizilianischen Decke, S. 235. Eine minderwertige Stelle bei Dürer wird in Beziehung gesetzt zu einem Vollwerk Michelangelos, um Deutsch und Italienisch zu vergleichen. Wo bliebe Italien, wenn man fragte, was es Schöpfungen wie der Schicksalsgöttin oder der Melancholie an die Seite zu setzen habe? Vergleichen wir z. B. die Melancholie mit Michelangelos Jeremias! Eine gerechte Zusammenstellung, weil es sich um zwei Vollwerke handelt. Und doch! Wie verblät der Italiener! Wie ist seine Linie matt! Elegant und glatt, ohne Fähigkeit, die letzten Gründe der Seele aufzuwühlen.

Auch die Betrachtung der Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Max müßte in ganz andere Richtung führen. Es handelt sich nicht um Auseinandersetzung zwischen Spätgotik und Renaissance. Sondern es sind diese Zeichnungen eine herrliche, hochentwickelte Blüte des deutschen Zierstiles, der in der Völkerwanderungszeit und früher beginnt. Sie wachsen sinnvoll hervor aus den verschlungenen Bändern und Ranken, in denen menschliche Gestalten und Tiere schweben auf „romanischen“, d. h. echt germanischen Säulenköpfen und Leuchtern, auf gotischem Chorgestühl und sonstigem Zierat. Es ist die wundervoll reiche und saftige Art, in freiem Spiel unerschöpfliche Märchenbilder zu erfinden und sie in überlegener künstlerischer Weisheit anmutig ineinander fluten zu lassen, während die klassische Kunst nur wenige tote, mechanisch aneinander gereihete Motive kennt. Wir vergessen ganz, das eigene Wesen im Zusammenhange zu sehen, weil wir immer nur darauf achten, inwiefern es irgend eine Beziehung zur klassischen Kunst haben könnte.

Ein Wort noch zum Expressionismus! Die Kunstströmung unserer Zeit hat uns Altdeutsches besser sehen gelehrt. Dennoch stimmt sie im Seelen-

grund mit unserm früheren Volksgut meist nicht überein. Die alten echten Schöpfungen kamen aus einer tiefen Wahrheit und Erschütterung deutschen Gemüts, die modernen sind meist künstlich, gesucht und drücken gern verkommene, defadente Stimmung aus. Das muß unterstrichen werden, weil das übliche Kunstschristentum liebt, es zu verwischen. Das zeigt sich schon in der Beurteilung der Vergangenheit. Grünwald, Greco, Tintoretto werden gleichgeordnet. Allerdings sind sie alle drei Expressionisten, aber der erste in echter Tiefe und Größe, die beiden andern defadent und affektiert. Grad daher werden diese heut besonders geliebt. Ihnen kann mans eher nachmachen; Grünwald zu erreichen ist schwer, vielleicht unmöglich. Oder man wählt sich etwas Erotisches: Ägypter, Neger, zum Vorbild. Jene sind zwar in sich rein und groß. Unseren Zeitgenossen aber hilft der fremde Anstrich meist nur, eigene innere Leere zu verdecken. Man mimt einen gewissen Charakter und braucht doch weder tief noch wahr zu sein. Einer der wenigen Echten neuer Zeit war der Holländer van Gogh. Wenn wir richtige Stellung zur altdeutschen Kunst gewinnen wollen, so müssen wir durchaus die Frage nach innerer Wahrheit und Reinheit des expressionistischen Bildtums tun.

Albrecht Dürer betreffend pflegt man hier und da einem Zweifel an seinem Deutschtum zu begegnen, weil sein Vater aus Ungarn kam. Es bedürfte aber keines gelehrten Nachweises für sein deutsches Blut. Seine Werke reden die deutsche Sprache und stehen gleichen Charakters neben denen Grünewalds, Rembrandts und der andern.

2. Zur Lebenslinie als Grundzug deutscher Kunst.

Heinrich Wölfflin nennt in seinem Dürerbuch als das, was den Meister in der Gestalt der Schicksalsgöttin ergriff, das „Wunder des Lebens“. Herrliche Einsicht! Schönes Wort! Dieses Wunder ist es tatsächlich, das aufsprüht in der feurigen Umarmung des Künstlers mit der Natur. Nur die Wissenschaft war lahm und träg bisher, es zu erkennen und in ihm Haft und Halt der gesamten deutschen Erzeugung zu fassen. Auch bei Wölfflin blinzt der Gedanke nur wie ein Funken auf, in der ausführlichen Erörterung selbst der Schicksalsgöttin treten wieder die üblichen Vorstellungen vom Modellmäßigen, Individuellen, Naturalistischen in den Vordergrund. Weit entfernt bleibt die Gesamtauffassung von der Absicht, im schöpferischen Lebensgefühl die Wurzel aller deutschen Kunst zu finden.

Simmel stellt in seinem „Rembrandt“ klassische und germanische Kunst gegenüber unter den Begriffen Form und Leben. Im zweiten bekundet sich eine Ahnung des Richtigen. In der Ausführung aber schweift wieder alles zum Individuellen, was durchaus falsch ist und der deutschen Kunst eine Kleinlichkeit, beschränktes Kleben am Einzelding andichtet, das ihr gänzlich fern liegt. Der Gegensatz Leben — Form kann aber überhaupt nicht als richtig gefunden gelten. Allerdings sehen wir die deutsche Darstellung der klassischen im Erfassen des Lebens weit überlegen. Sie hat überhaupt erst die Lebenslinie entdeckt, die der antike Barock vergeblich im Individuellen und Unregelmäßigen suchte. Es handelt sich im Germanischen nicht um das Einzelding, sondern um Wesen des werdenden, wachstümlichen. Als Gegen dieses Lebensgefühls darf man jedoch nicht für die griechisch-italische Welt Form setzen, da auch in reiner Formerfindung der deutsche Stil überragt. Die klassische Kunst hat einige magere, sehr durchsichtige Schemata, nach denen sie ihre Gebilde fügt; die deutsche ist unerschöpflich wie die ewige Zeugungskraft Gottes. Besonders deutlich erhellt das aus der Baukunst. Man denke sich neben einem griechischer

Tempel ein sogenannt „romanisches“, d. h. echt germanisches Gotteshaus wie etwa die Abteikirche von Maria Laach. Dort wenige, leicht verfolgbare Linien, magere Erfindung. Hier glühendes, reiches, üppiges Leben in Haupt- und Nebenschiffen, Chören, Türmen, d. h. vieltimmiger rauschender Zusammenklang gegen Eintönigkeit. Man vergleiche die immer wiederkehrenden gleichmäßigen Kopfbildungen antiker Säulen in wenigen Grundformen und schwellende Fülle deutscher Erfindung an derselben Stelle. Nicht anders zeigt sich das Bildtum. Konrad Witz gegen Masaccio, Grunewald gegen Raffael oder hundert andere Deutsche gegen entsprechende Italiener reden die bekannte Sprache. Unglaublich quellende Formfülle in freien und reinen Melodien und Harmonien ertönt im schöpferischen Rausch deutscher Gestaltung.

Als nur natürlich muß man es erkennen, daß der deutsche Stil wie im Erfassen des Lebens so auch in reiner Formfindung den klassischen übertrifft. Sonst fehlte ja ein Hauptwert des Künstlerischen. Dem reicheren Lebensgefühl muß sinngemäß reichere Formbegabung entsprechen, um die Fülle der Natur in künstlerischer Schöpfung zu bändigen. Vgl. darüber meine Schrift: „Germanische Formensprache in der bildenden Kunst“. Straßburg 1918, S. 31 ff.

Es ist vielleicht nicht unangebracht, an dieser Stelle noch einmal auf Sichtiges Betonung deutscher Schöpferkraft hinzuweisen. Er hat sein Erkennen nicht aus dem Wissen um deutsche Kunst geholt. Aber es bewahrheitet sich auch auf dem Gebiet des Bildtums und bezeugt so den Zusammenhang alles germanischen Geisteslebens.

Merkwürdigste Betrachtung bringt Worringer (Formprobleme der Gotik). Er nennt die deutsche Kunst kurzweg einen „Zwitzer“, weil er in ihr übermäßigen! Naturalismus und übermäßiges! Formenspiel feststellen zu müssen glaubt. So sehr er es abzuleugnen sucht, merkt man diesem Urteil die klassische Grundeinstellung an. So hätte vielleicht ein Grieche nordische Kunst empfunden. Das Fassungsvermögen hätte bei ihm wie bei Worringer für die große Geisteswelt des Germanischen nicht ausgereicht. Worringers Deutung ist ganz abwegig und dichtet dem deutschen Wesen einen fatal hysterischen Ton an, der unsere alte einfache Größe geradezu in ihr Gegenteil verkehrt. Es ist allerdings durch das Christentum hier und da etwas Hysterie in das deutsche Gefühl gekommen; doch handelt es sich um wenige Stellen, während der Seelengrund im allgemeinen durchaus gesund und echt blieb. Aber die Auffassung Worringers und auch anderer Kunstschriftsteller trägt moderne Hysterie in die alten Werke hinein. Vgl. die Ausführungen zum Expressionismus im Zusatz 1. Zu Albrecht Dürer.

Am meisten ist Worringer eingenommen vom Orientalischen. Es liegt ihm offenbar am besten. In ihm findet er höchstes und tiefstes Erleben, während er das germanische Wesen überhaupt nicht versteht.

Zu erwähnen wären noch Spenglers (Untergang des Abendlandes I) Ausführungen über das Gefühl für das werdende in der abendländischen (d. h. germanischen) Kultur. Sehr gut sind seine Betrachtungen über die Philosophie Goethes. Sie ergeben daselbe, was hier über das deutsche Lebensgefühl gesagt ist.

3. Zu Raum, Licht, Farbe.

Über Raumanschauung ließe sich manches sagen, auch in Verbindung mit altgermanischem Geist, besonders seit Otto Sigfrid Reuter (Das Rätsel der Edda. Sontra 1921) wohl mit Recht den Weltenbaum als die Weltachse erklärt hat, um die sich der Sternenhimmel dreht. Da aber der Gedanke in

meinem Vortrag nicht berührt worden ist, so mag jede Ausführung unterbleiben. Durch Reuters Erklärung wird der Inhalt des Baumsinnbildes als des Wächstümlichen, Lebendigen nicht erschüttert. Das Wichtige ist eben, daß grad die Vorstellung Baum zum Träger der Welt wird. Die andern Sinnbilder Reuters für die Weltachse haben weniger Bezug zum Lebendigen, treten aber auch in der altgermanischen Sage gegen die Baumvorstellung sehr zurück.

Lichterscheinungen kennt auch die ostasiatische Malerei. Sie stehen aber in anderem Zusammenhang und sind überhaupt nicht so umfassend. Grad das Ganze des hier erörterten Geistesums ergibt den germanischen Charakter.

Gegen materialistisches Erklären der frühen deutschen Lichtmalerei durch Ableitung aus der Öltechnik hat Hagen (Deutsches Sehen. München Pieper) geltend gemacht, daß selbstverständlich der Wunsch, bestimmte Erscheinungen zu geben, zur Erfindung der Technik geführt hat. Das Geistige, der Stilwille ist das Bewegende. Ich hatte denselben Gedanken schon früher öfter in Vorträgen geäußert.

Leider findet man im kunstgeschichtlichen Schrifttum sehr häufig die Bemerkung, der Deutsche wäre besonders stark im Schwarzweiß, weniger in der Farbe. Das Urteil stammt aus einer Zeit, da man als Vertreter deutscher Kunst fast nur Dürer genauer kannte. Er ist tatsächlich im Schwarzweiß stärker als in Ölgemälden. Doch pflegt man zu vergessen, daß auch einige seiner Ölbilder farbig gut sind und viele seiner Wasserfarbenskizzen ausgezeichnet. Immerhin, man kann aus seinem Werk heraus schon auf den Gedanken kommen, daß dem Deutschen Schwarzweiß besser liege. Wenn aber heut das Urteil, wie es tatsächlich geschieht, so z. B. auch von Hagen, einem Kenner deutscher Kunst, noch immer wiederholt wird, so ist das Sünde gegen das eigene Volkstum. Wir kennen Grünewald, wir kennen den Meister von Meßkirch (vgl. über den letzten meinen Aufsatz im Deutschen Adelsblatt. Berlin. September 1922), wir kennen Rubens und Rembrandt und die vielen, vielen anderen, und da sollten wir wissen, daß deutsches Farbverstehen im allgemeinen so tief und dem italischen so unendlich überlegen ist, daß es einen Vergleich kaum lohnt. Aber die Kunstwissenschaft arbeitet viel zu viel mit Abbildungen und kennt daher auch heut noch die großen Taten der eigenen Meister nicht. In Italien zeigen nur die Venediger Ansätze zu tieferem Farbverstehen. Wir müssen auch in diesem Fall die Überlegenheit deutscher Kunst für beide Gebiete, sowohl im Schwarzweiß als auch in der Farbe, für uns in Anspruch nehmen.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Neueste Nummern; vollständige Verzeichnisse sendet der Verlag an Interessenten
kostenlos

- No. 22. **25 Jahre Siedlungsarchäologie.** Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule. Belegt von Prof. Dr. Hans Hahn. VIII u. 180 Seiten mit 150 Abbildungen im Text und auf 14 Tafeln. 1922. 6*, Vorzugsberechnung 4,8 (Einband 1,5)
- No. 23 u. 24. **Girke, Dr. Georg †, Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.** VIII, 59, VIII u. 129 Seiten mit 76 Tafeln, enthaltend 346 Abb. 1922. 9, Vorzugsber. 7,2 (Einband 1,5) Broschürt, in 2 Einzelbänden erhältlich, gebunden nur in einem Doppelband.
- No. 25. **Kienau, M. M., Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253.** 32 Seiten mit 1 Seite Abbildungen im Text und 1 Stadtplan. 1921. 2, Vorzugsberechnung 1,6 (Einband 1,2)
- No. 26. **Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, Die Indogermanen. Ein Abriss. I. Das Indogermanische Urvolk.** IV und 79 S. mit 150 Textabb. und 6 Tafeln. 1921. 4,5, Vorzugsberechnung 3,6 (Einband 1,5)
- No. 27. **Dutschmann, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens.** VIII u. 32 S. 1921. 1,5 Vorzugsber. 1,2 (Einband 1,2)
- No. 28. **Frischbier, Dr. Erich, Germanische Fibeln im Anschluß an den Pyramonter Brunnenfund.** VI u. 102 S. mit 14 Tafeln. 1922. 4, Vorzugsberechnung 3,2 (Einband 1,5)
- No. 29. **Hoeck, Baurat G. Th., Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst.** VI u. 43 S. mit 36 Abbildungen. 1922. 2, Vorzugsberechnung 1,6
- No. 30. **Strauß, Konrad, Studien zur mittelalterlichen Keramik.** IV u. 46 S. mit 4 Tafeln 37 Abb. im Text. 1923. 2,5, Vorzugsberechnung 2
- No. 31. **Wilke, Dr. Georg, Die Religion der Indogermanen.** IV u. 235 S. mit 277 Abbildungen im Text. 1923. 7, Vorzugsberechnung 5,6
- No. 32. **Almgren, Prof. Dr. Oscar, Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinziäl-römischen und südrussischen Formen.** 2. ergänzte Aufl. XIX u. 254 S. mit 9 Abb. im Text, 11 Tafeln und 2 Karten. 1923. 7, Vorzugsberechnung 5,6
- No. 33. **Albrecht, Dr. Christoph, Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet.** III u. 48 S. mit 3 Tafeln und 52 Textabbildungen. 1923. 2,5, Vorzugsberechnung 2
- No. 34. **Dicaulescu, Dr. Constantin C., Die Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien.** V u. 64 S. mit 29 Abbildungen im Text. 1923. 3,5, Vorzugsberechnung 2,8
- No. 35. **Schulz, Dr. Wolfgang, Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Sellenen, Römern, Kelten, Germanen, Litauern, Slawen.** IV u. 256 S. mit 75 Abb. im Text. 1924. Etwa 10, Vorzugsberechnung etwa 8

* Die angegebenen Preise sind Goldmarkpreise; für das Ausland ist die Goldmark = Schweiz. Frankenpreis, nach dem sich die Umrechnung in die anderen Landeswährungen richtet.

Vorzugsberechnung tritt ein, wenn man abonniert oder mindestens 4 verschiedene Bände auf einmal bestellt.

Die Gepiden

Forchtungen zur Geschichte Daziens im frühen Mittelalter und zur Vorgeschichte des rumänischen Volkes.

Von Dr. Constantin E. Diclescu.

I. Band. XV und 262 Seiten mit 1 Tafel, 10 Abbildungen und 2 Karten im Text. 1923. G.-M. 5.

Diese wichtige Arbeit, die nicht nur für Ethnologen, Prähistoriker und Linguisten, sondern für alle Gebildeten, die Sinn für geschichtliche Studien haben, bestimmt ist, vermittelt eine gründliche Bekanntschaft mit dem Volke, das die mittelalterliche Welt von der hunnischen Gefahr errettet hat und bringt Klarheit über vieles Unbekannte und Falschgedeutete im Kulturlieben des rumänischen Volkes. Der Verfasser hat als Geschichtsforscher auch die Ergebnisse der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie in ausgebligter Weise herangezogen und die Behandlung des Stoffes in sprachwissenschaftlicher Beziehung durchgeföhrt.

Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus.

Von Georg Wilke.

84 Seiten mit 74 Abbildungen im Text. 1921. G.-M. 2,4, geb. 3,4.

Die Urkunden zur Nachprüfung von Tacitus' Angaben verdanken wir in erster Linie der deutschen Vorgeschichte; in Wort und Bild wird uns hier vor Eugen geführt, was uns durch Ausgrabungen und auf antiken Kunstdenkmälern darüber überliefert wurde, so daß wir uns ein Bild von der Kulturhöhe unserer Vorfahren zu Tacitus Zeiten machen können. Dem Prähistoriker vom Fach und dem Schulmann bietet das Buch manche Anregung.

VORZEIT. Nachweise und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiet der Vorgeschichtsforschung. In Gemeinschaft mit Fachgenossen herausgegeben von Prof. Dr. Hans Hahn.

Zuerst erschienen:

Band 1:

Vom Hakenkreuz

Die Geschichte eines Symbols

von

and. archäol. prähist. Jörg Lechler.

VIII u. 27 Seiten mit 351 Abbildungen auf 36 Tafeln. 1921. G.-M. 2,5, Vorzugsber. 2 (Einband 1). Bei Bezug der Fortsetzung und bei gleichzeitiger Bestellung von 20 Stück tritt die Vorzugsber. in Kraft.

Der erste Band bietet wirkliche Wissenschaft — keine Vermutungen — über das Hakenkreuz. Seine ursprüngliche Bedeutung als Sinnbild des Leben- und Segenpendenden war in Vergessenheit geraten; es ist ein Verdienst der Vorzeitforschung, dies wieder aufgedeckt zu haben.

Band 2:

Bergbau in der Vorzeit

I. Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zinn, Salz in Europa.

Nebst einem Anhang:

Bergmännische Gewinnung von Kalkspat, Ocker und Bergkristall.

Von Dr. Julius André, Münster i. W.

IV u. 72 Seiten mit 27 Abbildungen im Text, 179 Tafelabbildungen und 3 Tabellen. G.-M. 3, Vorzugsberechnung 2,4, (Einband 1).

Trägt alles zusammen, was über den Bergbau in grauer Vorzeit bisher bekannt geworden ist. Das interessante Bildmaterial wird nicht nur den Bergbautreibenden, sondern jeden Gebildeten zum Ankauf reizen. Man staunt einfach, mit welcher primitiven Mitteln unsere Vorfahren sich die Schätze der Erde nutzbar zu machen wußten.

Die folgende Nummer dieser neuen Bächerel wird behandeln:

Bausbau in der Vorzeit. Von Dr. Walther Schulz, Halle.

Die angegebenen Preise sind Goldmarkpreise; für das Ausland ist die Goldmark = 12 1/2 Frank. Preis, nach dem sich die Umrechnung in die anderen Landeswährungen richtet.

Vorzugsberechnung tritt ein, wenn man abonniert oder mindestens 4 verschiedene Bände auf einmal bestellt.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus



Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

16. Band (1924)

Mit 403 Abbildungen im Text und 2 Tafeln

Leipzig * Verlag von Curt Kabitzsch
1925

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürz A. G., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Abhandlungen und Mitteilungen	1, 193
Aus Museen und Vereinen	127
Nachrichten	192, 382
Bücherbesprechungen	179, 382
Mitglieder-Verzeichnis	I

Bierbaum, Georg: Münzfunde der vor- und frühgeschichtlichen Zeit aus dem Freistaat Sachsen. Mit 1 Karte im Text und Tafel I	279
Bork, Ferdinand: Zur Entstehungsgeschichte des Sutharc. Mit 1 Abbildung im Text	127
Burkhardt, Robert: Zur Lage von Vineta	113
Gaerte, Wilh.: Die Griffplanze in der vorgeschichtlichen Kultur Scandinaviens. Mit 3 Textabbildungen	62
Hagen, J. O. v. d.: Das Latène-Gräberfeld auf dem Forstgrundstück am Aalgast bei Schmiedeberg i. d. Udermark. Mit 48 Textabbildungen und 1 Plan	80
Hed, H.: Ein Randbeil aus der Gemartung Laufensfelden in Nassau. Mit 2 Textabbildungen	58
Hed, H.: Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Hessen-Nassaus 1900—1922. I. Nassau	138
Kossinna, Gustaf: Zum Nienberger Fibeltypus. Mit 2 Textabbildungen	111
Kossinna, Gustaf: Zum Haaropfer	112
Kossinna, Gustaf: Ein schwedisches Seitenstück zu einer udermärtischen Bronzeplatte. Mit 1 Textabbildung	159
Kossinna, Gustaf: Zu meiner Ostgermanen-Karte. Mit 1 Karte und 4 Textabbildungen	160
Kossinna, Gustaf: Wandalische Vorposten am rechten Elbufer	278
Kossinna, Gustaf: Sitzungsberichte der Berliner Zweiggelellschaft	176
Kunkel, Otto: Die vor- und frühgeschichtliche Forschung in der hessen-darmstädtischen Provinz Oberhessen seit 1900. Mit einer Kartenfzisse und 1 Abbildung	335
La Baume, Wolfgang: Literatur zur Vorgeschichte von Westpreußen 1900—1923	325
La Baume, Wolfgang: Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte	178
La Baume, Wolfgang: Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig	178
Lechler, Jörg: Das Gräberfeld auf dem Sehringberge bei Helmsdorf. Mit 277 Textabbildungen und Tafel II	385
Lehmann, Ernst: Die Neuordnung der Erfurter vorgeschichtlichen Sammlung. Mit 3 Textabbildungen	153
Lienau, M. M.: Pseudo-Parallelen zu den runden (brunnenähnlichen) Schächten im Lössower Burgwall	78
Lienau, M. M.: Alte und neue Funde bei und in Frankfurt a. O. Mit 4 Textbildern	260
Martin, J.: Beiträge zur Moorleichenforschung. Mit 2 Abbildungen im Text	241
Niklasson, Nils: Der stratigraphische Aufbau des Baalberger Hügels bei Bernburg, des Pohlsberges bei Latdorf und des Derfflinger Hügels bei Kalbsrieth. Mit 4 Textabbildungen	46

	Seite
Nitlaffon, Nils: Ein Grab der Kugelamphorengruppe aus Thüringen. Mit 4 Textabbildungen	55
Nitlaffon, Nils: Die steinzeitliche Siedlung bei Treben, Kreis Weissenfels, nebst einem Beitrag zur Kenntnis des handkeramischen Hauses. Mit 10 Abbildungen im Text	226
Richtshofen, B. von: Zum Stand der Vorgeschichtsforschung in Posen und dem westlichen Kongresspolen	302
Schiefferdeder, P.: Über den Kulturzustand der Urmenichen. Mit 7 Abbildungen	1
Schirwig, K.: Ein seltener Fund aus dem Harzgebiet. Mit 15 Textabbildungen	74
Schirwig, K.: Ein Grabfund der frühen Kaiserzeit bei Quedlinburg. Mit 4 Textabbildungen	97
Schulz, Wolfgang: Grundrissliches über Religion und Mythos der Arier	193
Schulz, Wolfgang: Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen	119
Schulz, Walthor: Die Fibeln des Begräbnisplatzes von Nienberg. Mit 7 Textabbildungen	99
Wilke, Georg: Ein altgermanisches Haaropfer. Mit 3 Textabbildungen	64

Bücherbesprechungen.

Almgren, Oscar, und Birger, Herman: Die ältere Eisenzeit Gotlands (M. Jahn)	182
Clauß, Ludwig Ferdinand Dr.: Die nordische Seele, Artung, Prägung, Ausdruck (Hans Hähne)	384
Dettweiler, Geh. Of.-Rat Prof. Dr.: Züchterische Beobachtungen im Orient (Otto Friedr. Gander)	190
Diculescu, Constantin C.: Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien (M. Jahn)	382
Geschichtsunterricht im neuen Geiste. I. Teil: Urgeschichte (Walthor Schulz)	188
Güntert, Hermann Dr.: Der arische Weltkönig und Heiland (Hans Hähne)	383
Günther, Dr. Hans: Rassenkunde des deutschen Volkes (H. A. Prieße, Hannover)	179
Gunz, Karl: Lehrbuch der Geschichte (Walthor Schulz)	188
Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen, Bd. VII (Albert Krebs)	191
Naumann, Hans: Primitive Gemeinschaftskultur (Wolfgang Schulz)	207
Schirmacher, Käthe: Unsere Ostmark (M. Jahn, Breslau)	187
Schröder, Leopold von: Arische Religion (Wolfgang Schulz)	193
Siede, Ernst: Indogermanische Mythologie (Wolfgang Schulz)	201
Strauß, Konrad: Studien zur mittelalterlichen Keramik (Albrecht)	383
Douga, Paul: La Tène (M. Jahn, Breslau)	184
Wels, K. H.: Die germanische Vorzeit (Walthor Schulz)	187
Wilke, Georg: Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung (Wolfgang Schulz)	213

171 28 124

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus



Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

16. Band

Heft 1-2

Leipzig * Verlag von Curt Kabitsch

1924

Inhalt des vorliegenden 1—2. Heftes des 16. Bandes:

I. Abhandlungen und Mitteilungen.

	Seite
Schiefferdecker, P.: Über den Kulturzustand der Urmenichen. Mit 7 Abbildungen.	1
Niklaffon, Nils: Der litographische Aufbau des Baalberger Sögels bei Bernburg, des Pöhlbeiges bei Laidort und des Derflinger Sögels bei Kabstrieth. Mit 4 Textabbildungen.	46
Niklaffon, Nils: Ein Grab der Kugelamphorengruppe aus Thüringen. Mit 4 Textabbildungen.	55
Beck, B.: Ein Randbeil aus der Gemarkung Laufenfelden in Nassau. Mit 2 Textabbildungen.	58
Gaerte, Wilh.: Die Griffzange in der vorgegeschichtlichen Kultur Skandiavens. Mit 3 Textabbildungen.	62
Wilke, Georg: Ein altgermanisches Haaropfer. Mit 3 Textabbildungen.	64
Schirwig, K.: Ein eisenerer Fund aus dem Sarzgebiet. Mit 15 Textabbildungen.	74
Lienau, M. M.: Pseudo-Parallelen zu den runden (brunnendhlichen) Schächten im Kollower Burgwall.	78
Bagen, G. O. v. d.: Das Latène-Gräberfeld auf dem Forstgrundstück am Halgast bei Schmiedeberg i. d. Uckermark. Mit 48 Textabbildungen und 1 Plan.	80
Schirwig, K.: Ein Grabfund der frühen Kaiserzeit bei Quedlinburg. Mit 4 Textabbildungen.	97
Schulz, Walther: Die Fibeln des Begräbnisplatzes von Nienburg usw. Mit 7 Textabbildungen.	99
Kossinna, Gustaf: Zum Nienburger Fibeltypus. Mit 2 Textabbildungen.	111
Kossinna, Gustaf: Zum Haaropfer	112
Burkhardt, Robert: Zur Lage von Vineta.	113
Schulz, Wolfgang: Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen.	119
Bork, Ferdinand: Zur Entstehungsgeschichte des Futharc. Mit 1 Abbildung im Text.	127
Beck, B.: Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Bessens-Nassaus 1900—1922. I. Nassau.	138
Lehmann, Ernst: Die Neuordnung der Eriurter vorgegeschichtlichen Sammlung. Mit 3 Textabbildungen.	153
Kossinna, Gustaf: Ein schwedisches Seitenstück zu einer uckermärklichen Bronzeschmuckplatte	159
Kossinna, Gustaf: Zu meiner Ostgermanen-Karte. Mit 1 Karte und 4 Textabbildungen.	160

II. Aus Museen und Vereinen.

III. Bücherbesprechungen.

IV. Nachrichten.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geknehen als durch Beltritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgehichte beträgt für 1924 zunächst 5 Goldmark für das 1. Halbjahr; für Mitglieder der Berliner Zweiggeseilschaft 1 G. m. mehr; die Einzahlung deselben hat an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b (Postcheckkonto Leipzig 54 228), zu erfolgen. Österreicherliche Mitglieder zahlen pro Halbjahr 50000 S. Kr. und können den Betrag auf Postsparkassenkonto Wien No. 156 722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Tschechoslowakei zahlen 30 Ks für das Halbjahr und können diesen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzsch bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauerstraße 11 einzahlen.

Neuanmeldungen sowie Abmeldungen sind entweder an den Vorgesetzten, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Ernst Suetthage, Berlin NW 8, Quilowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b. Postcheckkonto Leipzig No. 54 228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beidrehen sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeldung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind Federzeichnungen, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des Mannus im Buchhandel während des Erhelnens beträgt Goldmark 16 für den Band, nach Abhluß des Bandes wird er erhöht. Ferner sei auf die drei **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht. Für die ersten 14 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XV und **Ergänzungsband I bis III** können neu einretrende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Abhandlungen und Mitteilungen.

Über den Kulturzustand der Urmenschen.

Von Prof. P. Schiefferdederer, Bonn.

Mit 7 Textabbildungen.

In zwei Arbeiten (1917 und 1922) habe ich ein in dem Abri von Laussel gefundenes, aus dem oberen Aurignacien herstammendes Relief des näheren beschrieben, gedeutet und restauriert, das meiner Meinung nach ein bedeutendes Kunstwerk darstellt. Dasselbe läßt auf einen sehr begabten Künstler schließen, der ohne einen besonders hervortretenden Lehrer, ohne Kunstschule fähig war, ein solches Kunstwerk aus sich zu schaffen. Dieses Relief stellt den Kampf zweier junger Aurignacmänner um ein von ihnen gefangenes Neandertalmädchen dar, ist durchaus künstlerisch aufgefaßt und sehr lebendig. Es ist wohl anzunehmen, daß der Künstler Augenzeuge dieses Kampfes war, und daß er den Neandertalmenschen gut kannte, denn die Gestalt des Neandertalmädchens ist sehr charakteristisch dargestellt. So liefert uns dieses Relief auch zugleich das Abbild eines Neandertalmenschen, das einzige, das wir bisher besitzen, und wird dadurch zu einem Unikum. Das Relief stammt aus dem oberen Aurignacien. Es ist demgemäß etwa 40—60000 Jahre mindestens alt, kann aber auch noch wesentlich älter sein.

Zugleich mit diesem Relief sind an der gleichen Stelle gefunden worden zwei weitere Reliefs von zwei älteren nackten Frauen, die wahrscheinlich von demselben Künstler herrühren. Sie sind ebenfalls prächtig durchgeführt und augenscheinlich bei einer besonderen Zeremonie begriffen, über deren Bedeutung man zweifelhaft sein kann, die aber wahrscheinlich eine Begrüßungszeremonie ist, wobei auch Getränke verwandt wurden. Wasser wird dazu wohl nicht gebraucht worden sein, sondern wahrscheinlich schon alkoholische Getränke.

Von der damaligen Aurignacrasse kennen wir noch einige weitere menschliche Darstellungen aus sehr verschiedenen Gegenden: aus Niederösterreich, von der Mittelmeerküste (Höhlen von Grimaldi) und aus Südfrankreich, die merkwürdigerweise wiederum Wiedergaben von älteren Frauen sind, die wiederum alle einen und denselben sehr auffallenden Typus zeigen: sehr fette ältere Frauen, die jedenfalls mehrfach oder vielfach geboren haben, mit kolossalen Hängebrüsten, Spitzbäuchen, mächtigen Fettmassen um die Hüften herum und gewaltigen Schenkeln. Sie entsprechen durchaus den hier in Laussel durch Zeichnung dargestellten Frauen. Jedenfalls sprechen diese aus so verschiedenen Gegenden stammenden Kunde dafür, daß in den verschiedenen Stämmen dieses Aurignacmenschen eine starke Begabung für die bildende Kunst

vorhanden war. Auch das starke Schmuckbedürfnis dieser Menschen, wie wir es aus vielfachen Sunden erschließen können, spricht dafür. Die Schmuckbänder, welche sie trugen, die hauptsächlich aus Muscheln, Fischwirbeln und Tierzähnen bestanden, wozu dann noch aus Knochen oder Elfenbein künstlich hergestellte und teilweise recht hübsche Schmuckgegenstände kamen, lassen uns das Schönheitsbedürfnis dieser Menschen deutlich erkennen. Diese Kunstbegabung und dieser Kunsttrieb findet sich auch bei ihren Nachkommen in den späteren urzeitlichen paläolithischen Kulturperioden, so im Solutrén und Magdalénien, in welcher letzterem sie ihre höchste urzeitliche Blüte erreichten, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Spanien, der Schweiz und in Deutschland. Diese selbe Begabung taucht dann später wieder auf bei den verschiedenen Stämmen und Rassen, die sich aus dem Aurignacmenschen herausgebildet haben, bei den Assyriern und Ägyptern, bei den Chinesen und Japanern, sie erreichte ihre höchste Blüte in der altgriechischen Kunst, wir finden sie wieder bei jetzigen Naturvölkern und bei unseren jetzigen Kulturvölkern. Während dieser langen weiteren Entwicklungszeit hat sich diese Kunst in ihrer Ausübung natürlich mehr und mehr vervollkommenet, aber im Grunde ist es doch dieselbe Anlage. Sie verbindet uns mit jenen Urmenschen als ein Zeichen, daß wir ihre Nachkommen sind, als eine von den vielen Brüden, die von uns zu ihnen sich hinüberspannen.

Solche Kunstwerke, wie die hier besprochenen, werden immer nur von wenigen, vielleicht sehr wenigen Menschen haben ausgeführt werden können, ist es doch jetzt noch ebenso. Selbstverständlich wird auch damals sich so mancher Unberufene darin versucht haben, aber er wird bald davon Abstand genommen haben. Das praktische Leben der damaligen Zeit, die Sorge um die Jagdbeute und die persönliche Sicherheit und derartige Dinge nahm die Menschen viel zu sehr in Anspruch, als daß sie sich mit brotlosen Künsten abzugeben Zeit und Lust hatten, wenn nicht ein besonders starker ihnen angeborener Kunsttrieb sie dazu zwang. Uns ist eine größere Anzahl von Werken der bildenden Kunst auf Höhlenwänden, auf Geräten und Schmucksachen von den Menschen des Aurignacien, Solutrén und Magdalénien hinterlassen worden, wenn wir aber bedenken, daß diese im Laufe von einer ganzen Anzahl von tausenden von Jahren entstanden sind, so sind es doch nicht so viele, daß die besseren von ihnen nicht von verhältnismäßig nur sehr wenigen Menschen hergestellt worden sein könnten. Es fragt sich nun, aus welchen Gründen diese Kunstwerke ausgeführt sein werden, und diese Frage führt uns weiter zu der Frage, was wissen wir überhaupt über das geistige Leben jener Urmenschen, denn aus diesem müssen sich doch die Gründe für die Ausführung dieser Kunstwerke ergeben haben. Ich habe oben schon davon gesprochen, daß der angeborene Kunsttrieb ein mächtiger Antrieb zur Anfertigung von Kunstwerken ist. Das ist sicher richtig, aber die Art der entstehenden Kunstwerke kann deshalb doch verschieden sein, und die ist eben abhängig von dem Denken und Fühlen der jedesmaligen Zeit oder der in ihr lebenden Menschen. Das einfachste und nächstliegende ist die Freude an der Verzierung von Geräten und Schmucksachen. Dieser Grund wird zu diesen Zeiten immer vorhanden gewesen sein, gerade so wie er es heute ist. Aber einmal ist es möglich, daß solche Verzierungen noch eine andere Bedeutung haben, und zweitens ist dieser Grund nicht maßgebend für die Zeichnungen auf anderen Gegenständen als auf Geräten und Schmucksachen. Ferner kommt es auch sehr darauf an, welcher Art die Werke der bildenden Kunst sind, was in ihnen dargestellt wird. Das hängt sehr wesentlich von der Denkungsweise der betreffenden Menschen ab. Ebenso abhängig

davon ist weiter auch die Art, wie es dargestellt wird. Auf diese verschiedenen Fragen möchte ich nun im folgenden eingehen.

Mit ganz ähnlichen Fragen hat sich Derworn eingehend beschäftigt. Er unterscheidet eine „physioplastische“ und eine „ideoplastische“ Kunst. Die erstere entspricht genau der Natur; wirken dagegen bei dem Zeichnen assoziative Kombinationen mit, so kommt in der Zeichnung nicht das reine Erinnerungsbild des Gegenstandes zum Ausdruck, sondern alles, was der Zeichner von dem Gegenstande denkt und weiß: dann haben wir die ideoplastische Kunst. Nach Derworn beherrscht die physioplastische Kunst das ganze Paläolithikum, die ideoplastische Kunst findet sich dagegen im Neolithikum. Derworn hebt indessen dabei auch gleich hervor, daß die physioplastische Kunst des Paläolithikums ev. zu ornamentalen Zwecken schon verändert worden ist. Daß im Neolithikum die Kunst eine so starke Veränderung zeigt, hat nach ihm seinen Grund darin, daß zu dieser Zeit die Menschen geistig so weit entwickelt waren, daß mystische Ideen von Seele, Geistern u. dgl. in ihnen auftauchten und auch ihre Kunst beeinflussten, die nun nicht mehr nur das wirklich Gesehene darstellte, sondern alles mögliche, was der Künstler sich eben dabei dachte. Die Entstehung der Seelenidee, die Annahme, daß außer dem zugrunde gehenden Körper noch etwas anderes vorhanden sei, was beim Tode den Körper verlasse, würde also die Denkweise der Neolithiker so stark beeinflusst haben, daß ihre Kunst eine ganz andere wird. Daraus folgt dann, was Derworn (1908) auch betont, daß der Paläolithiker noch nicht unter dem Einflusse dieser Seelenidee gestanden haben kann. Der Umschwung bei dem Neolithiker ist also bedingt „durch ein starkes Emporwuchern des Vorstellungslebens“ (1908, S. 31).

„Dieser notwendige Schluß aus unserer psychologischen Analyse der künstlerischen Produktion findet nun in der Tat durch alle heutigen Erfahrungen über die prähistorische Kulturentwicklung eine glänzende Bestätigung. Eine große Fülle von Tatsachen zeigt uns, daß in jene Zeit des Überganges der erste größere und ungemein folgenschwere Beginn des Theoretisierens und Spekulierens über den Menschen und seine Umgebung fällt. Es ist die Konzeption der Seelenidee und die darauf beruhende dualistische Spaltung des menschlichen Wesens in Leib und Seele“ (1908, S. 31).

Nun fragt es sich zunächst, läßt es sich nachweisen, daß dem Paläolithiker die Seelenidee in der Tat fremd war? Da ist die nächste Frage die, wie verhielten sich die Paläolithiker zu ihren Toten? Mit dem Tode steht die Seelenidee im engsten Zusammenhange, wie das auch Derworn ausgeführt hat. Bei den Menschen des Aurignacien, bei den Aurignacmenschen, um eine kurze Bezeichnung zu wählen, finden wir ganz ausgesprochene Beerdigungen. Diese sind nur, soweit sie in Höhlen liegen, erhalten worden. Im Verhältnisse zu der Größe der Bevölkerung, die man für die damalige Zeit annehmen muß, sind es sehr wenige Gräber, und so wird man annehmen müssen, daß nur besonders angesehene Leute in Höhlen beigesetzt wurden, um diese Gräber besonders zu schützen; ob die anderen außerhalb der Höhlen beerdigten Menschen auch in derselben Weise begraben wurden wie die in den Höhlen, wissen wir nicht, doch ist es kaum wahrscheinlich, da die Höhlengräber besonders kostbar waren. Die Leichen wurden z. T. auf einer alten Herdschicht beerdigt (vielleicht war der Herd auch damals schon, wie später, ein besonders bevorzugter und angesehener Platz. Man ließ die Herdschicht entweder so, wie sie war, oder hob sie mehr oder weniger zu einer

Grube aus, die unter Umständen so groß war, daß drei Leichen darin untergebracht werden konnten, falls eben so viele gleichzeitig unterzubringen waren. Ein solches Grubengrab wurde zuweilen ersetzt durch eine Art von primitiver Steinfiste, die aus mehreren aufrecht gestellten Steinen bestand, über denen in einzelnen Fällen horizontale Steinplatten lagen, die aber nie die ganzen Körper, sondern nur deren oberes oder unteres Ende schützten. Häufig wurden die Toten weiter auf ein Lager von pulverisiertem Eisenrötel gebettet, mit dem man sie auch bestreut zu haben scheint. Mitunter fehlte dieser Rötelschmuck aber auch, ohne daß man dafür Gründe auffinden kann. Ich spreche hier ausdrücklich von einem Rötelschmucke, denn sicher handelte es sich um eine Schmückung und damit Ehrung der Leichen, da auch sonst der Rötel zur Schmückung des Körpers verwandt wurde. Wenn er in so großen Mengen aufgewendet wurde, wie das zu einem solchen Rötelbette notwendig war, wird es sich sicher um einen recht kostbaren Schmuck gehandelt haben, der auch wieder nur für sehr geehrte Personen in Frage kommen konnte. Die Toten beiderlei Geschlechtes wurden gewöhnlich mit ihrem vollen Schmucke begraben, der in den meisten Fällen aus Kopfnezen, Halsbändern, Brustlagen, Arm- und Handgelenkbändern und Zierbändern an den Knien bestand. Der Schmuck war für Männer und Frauen der gleiche. An der Seite der Körper waren häufig Gebrauchsgegenstände, meist Feuersteingeräte, niedergelegt. Es ist anzunehmen, daß die Gräber überdies zum Schutze gegen Raubtiere mit Erde bedeckt waren, und daß man die Höhlen nach der Beisetzung der Toten für einige Zeit verließ. Darauf weisen die sterilen Schichten über den Begräbnisschichten hin. Ich entnehme diese Angaben aus dem Buche von Obermaier (S. 190—191), der sie nach den Mitteilungen von R. Verneau wiedergegeben hat. Sie beziehen sich besonders auf die Funde in den Höhlen von Grimaldi bei Mentone am Mittelmeere, doch stimmen die sonstigen derartigen Funde aus dem Aurignacien mit ihnen prinzipiell überein.

Was kann man nun aus diesen Angaben schließen? Die einfache Beerdigung einer Leiche, namentlich der einer besonders angesehenen Persönlichkeit, würde auch so gedeutet werden können, daß man die Leiche einfach vor der Beschädigung durch wilde Tiere schützen wollte. Anders ist es schon, wenn man der Leiche den gesamten Schmuck mitgibt und namentlich, wenn man ihr Gerätschaften, in diesem Falle Feuersteinwerkzeuge, mitgibt, und zwar meist auch noch handlich zum Gebrauche gelagert. Sowohl der Schmuck wie die Werkzeuge werden damals kostbar gewesen sein, und es handelt sich meist um sehr reichen Schmuck. Auch das Rötelbett diente als kostbarer Schmuck, wie er dem Lebenden anstand. Schmuck, Geräte und Rötelbett scheinen mir entschieden dafür zu sprechen, daß man annahm, das Dasein des Gestorbenen sei noch nicht zu Ende, sondern setze sich irgendwo und irgendwie noch fort. Welche Gedanken sich die damaligen Paläolithiker darüber gemacht haben, wie und wo es sich fortsetze, kann man natürlich nicht wissen, aber der Umstand, daß die Horde die Höhle verließ, nachdem eine solche Beerdigung in ihr stattgefunden hatte, scheint mir dafür zu sprechen, daß man den Verstorbenen an dem Orte, wo er begraben war, entschieden fürchtete, demnach annahm, daß er an dieser Stelle weiterexistierte oder wenigstens Neigung hätte, an sie öfters zurückzukehren. Diese Angst vor dem Geiste des Verstorbenen findet man noch bei unseren Naturvölkern vielfach wieder. Ob die damaligen Paläolithiker schon so weit waren, daß sie wirklich an „Geister“ dachten, will ich hierbei ganz dahingestellt sein lassen, ich habe das Wort „Geist“ hier nur gebraucht, um eine kurze Bezeichnung zu haben, wahrscheinlich haben sie darüber überhaupt

noch nicht scharf nachgedacht, sondern nur die Furcht vor etwas gehabt, was sie nicht kannten, und was ihnen infolgedessen doppelt unheimlich war. Der Mensch, der noch soeben gelebt und geatmet hatte, lag jetzt still, bewegungslos da. Der Mensch, vor dem sie bis zu dieser Minute als vor einem Mächtigen, vielleicht ihrem Häuptlinge, Furcht gehabt hatten, und den sie infolgedessen geehrt hatten, da sie ihn eben fürchteten, war jetzt zu einer regungslosen Masse geworden, die sich nicht mehr selbst schützen, die nichts mehr tun konnte, und die sich in Kürze zersetzte, so daß die menschliche Gestalt verschwand. Der dem Munde entströmende Hauch hörte auf. Dieser ganze Vorgang war den Menschen etwas Unbegreifliches. Was war natürlicher, als daß der dem Munde zuletzt entströmte Hauch zu etwas Selbständigem wurde, das weiterlebte. Dazu kamen die Träume, in denen man den Menschen wieder vor sich sah. Ich will hierauf nicht weiter eingehen, Derworn hat alles dies sehr hübsch zusammengestellt. Es war etwas Reales von dem Verstorbenen übrig geblieben und dieses Unbekannte, aber Reale, fürchtete man, es war gewissermaßen der „Auszug aus dem Verstorbenen“, sein „eigentliches Wesen“, was weiterlebte, etwas Derartiges zu fürchten, hatte man allen Grund, denn man war ihm gegenüber wehrlos. Wie sollte man es bekämpfen, man sah es nicht, und man hörte es nicht. Diese Furcht muß sehr groß gewesen sein, denn die Horde verließ die Höhle auf Nimmerwiedersehen, wie das aus der Dike der auf die Beerdigung folgenden sterilen Schicht hervorgeht. Erst, nachdem das Grab völlig wieder verschüttet war, nachdem also ein ganz neuer Höhlenboden wieder entstanden war, zog irgendwann wieder eine neue Horde in die Höhle ein, vielleicht aus den Nachkommen der früheren bestehend, bei denen inzwischen jede Erinnerung an die früheren Vorgänge verschwunden war, vielleicht auch eine ganz andere. Kann doch die Zeit, in der die Höhle unbewohnt blieb, viele Jahrzehnte, vielleicht Hunderte von Jahren betragen haben.

Der Aurignacmensch, der wahrscheinlich von Osten her in Europa und so auch in Frankreich eingewandert ist, hat diese Anschauungen und Gebräuche sehr wahrscheinlich schon aus seiner Urheimat mitgebracht, möglich ist es indessen auch, daß er sie bei seiner jedenfalls sehr lange Zeit in Anspruch nehmenden Durchwanderung von Europa sich erst neugebildet oder wenigstens weiter entwickelt hat. Als die Urheimat wird man ja wohl irgendeinen Teil von Asien anzusehen haben. Ist es schon merkwürdig genug, daß man solche Gebräuche bei dem Aurignacmenschen findet, so ist es noch weit merkwürdiger, daß man ähnliche auch schon bei dem Vorgänger dieses, dem Neandertalmenschen, nachweisen kann. Dieser gehörte einer ganz anderen Menschenart an als der Aurignacmensch, die auch als *Homo primigenius* bezeichnet worden ist, während der Aurignacmensch der noch jetzt lebenden Art, dem *Homo sapiens*, angehörte. Der Neandertalmensch tritt in Europa weit früher auf, womit nicht gesagt ist, daß in anderen Gegenden der Erde der Aurignacmensch nicht ebenso früh aufgetreten sein kann. Der Neandertalmensch stand geistig und wohl auch körperlich tiefer als der Aurignacmensch und ist voraussichtlich ausgestorben, in Europa wohl vernichtet durch den Aurignacmenschen, der sein Nachfolger wurde. Nun lassen die Funde des Neandertalmenschen erkennen, daß auch er schon seine Leichen beerdigte, allerdings nicht in so vollkommener Weise, wie der Aurignacmensch. Entweder wurden flache Gruben für die Leichen hergestellt oder diese wurden auch auf den flachen Boden gelegt. Sie lagen im allgemeinen in Schlafstellung, unter Umständen ruhte dabei der Kopf auf einer Art von Kopfstützen auf, das aus Steinen hergestellt worden

war. Der Kopf- und Schulterteil der Leiche wurde mitunter durch Steinplatten geschützt. Ein Röteltbett findet sich nicht, wohl aber hat man Stüchchen von Röteln als Beigabe gefunden. Schmutzsachen finden sich nicht, denn diese Menschen kannten solche, wie es scheint, noch nicht. Wohl aber finden sich als Beigaben Feuersteingeräte und Waffen und, was besonders bemerkenswert ist, auch Beigaben von Teilen von Tieren als Lebensmittel für den Toten. Aus dem Gesagten geht zweifellos hervor, daß die Neandertalmenschen der Meinung waren, daß der Verstorbene in irgendeiner Weise nach seinem Tode weiter existiere. Wenn wir diese Anschauung sogar bei dieser so tief stehenden Menschenart finden, so ist es schließlich nicht so merkwürdig, daß wir sie in ähnlicher Weise auch bei der höher stehenden Aurignacart finden. Ich kann daher die Annahme von Derworn, daß der Paläolithiker ein Fortleben nach dem Tode nicht annahm oder sich darüber überhaupt keine Gedanken machte, nicht teilen. Daß unsere Ansichten darüber verschieden sind, kann sehr wohl darauf beruhen, daß die Arbeiten von Derworn früher verfaßt sind, und daß wir inzwischen nähere Kenntnisse über jene fernen Zeiten erlangt haben.

Ich muß zu dem bisher Gesagten noch anführen, daß Derworn sich 1908 in folgender Weise ausgesprochen hat. Er spricht davon (S. 30), daß sich zur Zeit des Überganges von der paläolithischen zu der neolithischen Kultur ein tiefgreifender Umschwung im Geistesleben des Menschen vollzogen habe. Eine solche einschneidende Änderung entstehe aber nicht plötzlich, so werde sich auch diese allmählich entwickelt haben und in manchen Gegenden früher, in anderen später aufgetreten sein, wie ja die paläolithische und die neolithische Kultur selbst in verschiedenen Gegenden zu sehr verschiedener Zeit sich abgelöst haben. Er spricht dann (S. 46) über die Länge der Zeit, die nach der letzten Eiszeit verfloßen sei und sagt weiter:

„Es gewinnt immer mehr Wahrscheinlichkeit, daß die neolithische Kultur von Osten her allmählich nach Europa importiert wurde, denn es kann nach allen neueren Erfahrungen über das Alter der neolithischen Kultur in den östlichen Mittelmeerlandern kaum noch zweifelhaft sein, daß dort die Wiege der neolithischen Kultur gestanden hat und daß die letztere dort bereits existierte, als noch der Westen in rein paläolithischer Kultur lebte“.

Und weiter:

„Jedenfalls dürfte der Westen nur sehr langsam und zunächst immer nur von vereinzelt Kulturideen des Ostens infiziert worden sein, und zwar in verschiedenen Gegenden zu sehr verschiedener Zeit, bis sich durch den Kulturaustausch innerhalb des Westens selbst eine gleichmäßige neolithische Kultur verbreitet hatte. Es ist daher auch gar nicht ausgeschlossen, daß z. B. die Sitte der Leichenbestattung schon verhältnismäßig früh vom Osten her nach den westlichen Mittelmeerküsten gedrungen ist, ebenso wie manche andere vereinzelt Kulturerscheinung, ohne daß damit schon das gesamte Gefolge der neolithischen Kultur seinen Einzug gehalten hätte. Die Seelenidee mit allen ihren zahllosen Konsequenzen, die das Denken des Menschen durchdringen, ist aber offenbar erst mit der Ausbreitung des gesamten neolithischen Kulturbesitzes im Westen zur allgemeinen Verarbeitung und Herrschaft gelangt, denn schlechterdings hat sie auf das Denken des paläolithischen Jägers noch keinen Einfluß geübt.“

Im Aurignacien und noch mehr im Moustérien, dem der Neandertalmensch angehörte, befinden wir uns im reinen Paläolithikum, noch viele tausende von Jahren vom Neolithikum entfernt, und doch müssen wir an-

nehmen, daß zu dieser Zeit schon die Menschen an ein Weiterleben nach dem Tode geglaubt haben. Zu dieser Zeit hat auch im Osten sicher noch kein Neolithikum bestanden. Der Osten mag ja auch damals schon weiter vorgeschritten gewesen sein als der Westen, schon aus dem Grunde, weil der Homo sapiens zuerst im Osten aufgetreten zu sein scheint und von dort aus in sehr lange dauernder Wanderung seinen Weg allmählich nach dem Westen gefunden hat, wo wir ihn in Frankreich als Aurignacmenschen wiederfinden. Er wird sehr wahrscheinlich die Sitte der Beerdigung in der oben geschilderten Weise aus dem Osten schon mitgebracht haben, wie ich oben schon kurz bemerkt habe, aber im Westen lebte damals schon die Menschenart des Neandertalers, die auch sonst den größten Teil von Europa bewohnte, die ebenfalls die Beerdigung schon kannte, ebenfalls schon ein Weiterleben nach dem Tode annahm, wenn auch bei ihr die Beerdigungsart weit einfacher war, als bei den östlichen Einwanderern, entsprechend ihrer ganzen einfacheren Lebensweise, die wieder auf der tieferen Kulturstufe beruhte. Hier brauchte der Osten den Westen also gar nicht mehr zu infizieren. Wo der Neandertalstamm ursprünglich hergekommen ist, das ist noch in Dunkel gehüllt. Vielleicht aus Afrika, wie Klaatsch angenommen hat. Daß die Kunstleistungen des Aurignacmenschen trotzdem scheinbar rein physioplastisch geblieben sind, ist vollkommen richtig, wenigstens soweit man überhaupt von rein physioplastischer Kunst sprechen kann. Ich werde hierauf weiter unten noch einzugehen haben. Von dem Neandertaler kennen wir keine Kunstwerke. Der Unterschied zwischen ihm und dem Aurignacmenschen in dieser Hinsicht ist sehr charakteristisch. Es scheint mir nach dem Gesagten, daß Derworn die Geisteshöhe des Paläolithikers doch zu gering eingeschätzt hat, und weiter, daß die Seelenidee an sich, wenigstens in dieser frühen naiven Form, das Denken der Menschen doch nicht in dem Grade beeinflusst hat, daß eine merkbar ideoplastische Kunst die Folge war.

Die älteste Kunst, die wir kennen, eine scheinbar rein physioplastische Kunst, stammt von dem Aurignacmenschen her. Die ältesten uns erhaltenen Bilder, solche von einzelnen Tieren, stammen aus dem älteren Aurignacien, aus der Grotte von Pair-non-Pair bei Marcamps (Gironde) her, wie das Derworn 1909 anführt, zugleich mit einer photographischen Wiedergabe. Sie sind, wie alle diese paläolithischen Zeichnungen sehr lebendig und naturwahr. Dabei sind es, wie Derworn hervorhebt, und wie das ja auch selbstverständlich ist, alles Zeichnungen aus der Erinnerung, denn in diesen tiefen, dunklen Höhlen war ein Zeichnen nach dem Tiermodelle selbstverständlich ausgeschlossen. Dem paläolithischen Jäger waren aber diese Tierbilder von Jugend auf so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sie klar vor sich sah und sie auch ohne unmittelbares Modell durchaus richtig zu zeichnen vermochte, falls er ebensoviel künstlerische Begabung besaß. Auf dieses letztere möchte ich denn doch besonderes Gewicht legen. Allen damaligen Jägern waren diese Tierbilder genau bekannt, aber es sind sicher nur sehr wenige gewesen, die sie darzustellen vermochten. Es gehörten dazu eben ein Künstlerauge und eine Künstlerhand. Wenn Derworn meint, die Handfertigkeit sei damals durch die Herstellung der Werkzeuge u. ähnl. im allgemeinen so ausgebildet gewesen, daß sie auch zur Darstellung solcher Kunstwerke ausgereicht hätte, so möchte ich eine solche Möglichkeit bezweifeln. Ich möchte es für ausgeschlossen halten, daß überhaupt irgend eine Ausbildung der Handfertigkeit genügen würde, solche Werke herzustellen, die hauptsache ist die Anlage dazu. Auch damals hat manch einer es versucht, der es doch nicht konnte, das sieht

man aus den befrägten Plättchen die man findet. Auch manche von den großen Felszeichnungen zeigt Korrekturen, wenn der richtige Umriss nicht gleich gelungen ist, aber an derartige Bildwerke haben sich wohl auch damals nur künstlerisch Begabte herangewagt und jedenfalls stammen die schön gelungenen großen und kleinen Bildwerke von solchen her.

Nun hat Derworn weiter angenommen, daß die Paläolithiker wohl einzelne Wesen, Menschen oder Tiere, darzustellen vermochten, daß sie aber noch nicht so weit waren, Gruppen darzustellen. Er sagt (1914, S. 26):

„Eine schematisierende Ideoplastik entsteht ferner sehr leicht, wenn die Darstellung dem Zweck der Mitteilung oder Beschreibung dienen soll, besonders wenn ganze Szenen oder Begebenheiten berichtet werden. Eine solche deskriptive Benützung der Kunst fehlt dem Paläolithikum noch vollständig. Hier sind nie ganze Szenen oder Vorgänge, sondern immer nur einzelne Tiere oder auch Menschen, höchstens einmal Gruppen von Tieren, etwa zwei weidende Renntiere oder eine vom Bullen gefolgte Renntierfuh, oder eine herangaloppierende Herde von wilden Pferden, wie sie der Jäger gelegentlich beobachtet hat, dargestellt. Die deskriptive Wiedergabe von Handlungen und Begebenheiten beginnt erst im Neolithikum, z. B. auf den Felsbildern Spaniens und erreicht in der Bronzezeit Schwedens auf Felsflächen eine reiche Entwicklung. Dabei werden die einzelnen Figuren ideoplastisch schematisiert, weil es für den Zweck der Beschreibung gar nicht nötig ist, alle Einzelheiten wiederzugeben, wenn nur der Beschauer weiß, was damit gemeint ist. Diese Vereinfachung der figuralen Darstellung in der deskriptiven Ideoplastik, die wir bei den Indianern und Australiern, bei den Afrikanern und Asiaten ebenso beobachten wie bei den nachpaläolithischen Völkern Europas führt schließlich zur Entwicklung einer wirklichen piktographischen Symbolik, die eine der primitivsten Formen der Schrift bildet.“

Hierzu sagt Derworn dann weiter in derselben Arbeit in einer Anmerkung (1914, S. 71):

„Die angeblichen Szenendarstellungen der paläolithischen Kunst, wie z. B. die Darstellung des anscheinenden Wisentjägers von Laugerie-Basse sind nichts als phantasiervolle Deutungen moderner Autoren. Es ist geradezu ein charakteristisches Merkmal des Wesens der paläolithischen Kunst, daß sie keine zusammenhängenden Handlungen oder Vorgänge darstellt. In dieser Beziehung besteht auch ein fundamentaler Unterschied zwischen der paläolithischen Kunst und der Kunst der Buschleute in Südafrika, welche letztere in mancher anderen Beziehung unter den Kunstproduktionen aller heute noch lebenden Naturvölker zweifellos der paläolithischen Kunst am nächsten steht. Die Buschmannskunst zeigt sehr häufig umfassende Szenenbilder und hat nicht selten direkt erzählenden oder berichtenden Charakter. Diese Tatsache, sowie die nicht ganz seltene Vernachlässigung der Proportionen in den Figurendarstellungen zeigt, daß die Buschmannskunst trotz ihres bisweilen noch sehr naturwahren Charakters doch keine rein physioplastische Kunst mehr ist und nicht ohne weiteres mit der paläolithischen Kunst auf die gleiche Stufe gestellt werden darf. Es haben sich hier eben offenbar von außen her schon ideoplastisch wirkende Einflüsse auf die ursprünglich wohl auch rein physioplastische Kunst geltend gemacht.“

In dieser eben mitgeteilten Anmerkung unterstreicht Derworn einiges von dem, was er im Texte gesagt hat, noch besonders. Ich kann mich mit seinen Ausprüchen nur teilweise einverstanden erklären. Daß wir im Paläo-

lithikum nicht solche schematisierten Zeichnungen berichtenden und erzählenden Charakters finden, wie bei den jehigen Naturvölkern und auf den Felswänden in Schweden, ist im allgemeinen vollkommen richtig, indessen finden wir aus dem französischen Magdalénien schon richtige Bilderschriften und namentlich schematisierte Bilder aus dem spanischen Magdalénien. Die paläolithische Kunst ist sicher im wesentlichen naturwahr, soweit das nach der Fähigkeit der damaligen Künstler eben möglich war, aber es ist nicht richtig, daß sie uns feine Gruppen und Szenen vorführt. Was den sich heranschleichenden Wisentjäger von Laugerie-Basse anlangt, so muß ich sagen, daß ich den immer für einen solchen gehalten habe, und auch noch jetzt halte. Sodann erinnere ich an die reizende Hirschgruppe von Lortet und schließlich an das 1922 von mir restaurierte Relief von Laussel, das die Krone der bisher gefundenen Bilder ist. Auch in dieser Hinsicht unterschätzt Derworn meiner Meinung nach den Paläolithiker. Sodann erinnere ich an den großen, figurenreichen Fries aus der Cueva de la Dieja bei Alpera in Spanien und an die berühmte Tanzszene aus Cogul. Beide sollen aus dem Magdalénien stammen und also paläolithisch sein. Auch Obermaier (S. 434 und 435) hält diese Zeitbestimmung für zweifellos. Nach ihm würden auch die stark schematisierten Bilder aus den spanischen Südpromontorien noch paläolithisch sein. Sie würden nach ihm vielleicht die Vorgänger der höchst sonderbaren Zeichnungen des Azyliens sein, die von eingewanderten Spaniern herrühren sollten.

Ich habe soeben schon hervorgehoben, daß der paläolithische Künstler im allgemeinen naturwahr war, so weit er eben die Fähigkeit besaß, es zu sein. Aber *ultra posse nemo obligatur*. Wo die Fähigkeit aufhörte, half er sich auf andere Weise. In einer vor kurzem erschienenen Arbeit (1918) habe ich auf einen solchen Fall aus der alten spanischen Kunst hingewiesen, der außerdem genau übereinstimmt mit der Buschmannskunst: Ein an einem Taue in die Höhe kletternder Mensch stellt das Symbol dar für eine an der Seite einer Felschlucht hoch oben gelegene Wohnhöhle. Der Künstler vermochte die Felschlucht nicht darzustellen, so stellte er nur den kletternden Mann dar. Was das bedeuten sollte, wußte damals jeder. Das Wasser des in der Felschlucht rauschenden Baches wurde durch einige Wellenlinien dargestellt. Denkt man sich das alles klar in die Mitte jenes berühmten Frieses von Alpera eingetragen, so bekommt der ein ganz anderes Aussehen. Aus diesem Mittelbilde folgt dann auch das weitere kupperte Terrain der übrigen Teile des Frieses, das schon durch die vielfach sonst unverständlichen Stellungen der verschiedenen Jäger von dem Künstler ausgedrückt, bisher aber wohl kaum richtig verstanden worden ist. Man hat diese ganz eigenartigen Stellungen der Jäger bisher entweder nicht beachtet oder sie in anderer Weise gedeutet, als es wahrscheinlich der Wirklichkeit entspricht. Ähnliches gilt für die Buschmannszeichnung, die ich in jener Arbeit zum Vergleiche herangezogen habe. Also an die Stelle der reinen physioplastischen Naturwiedergabe ist hier ein gleichfalls physioplastisches Symbol getreten, weil der Künstler es nicht anders machen konnte, es war ein Notbehelf. Ganz ähnliches findet man auf dem berühmten Bilde der wandernden Hirschgruppe von Lortet (Abb. 1), wie ich das auch in jener Arbeit hervorgehoben habe: die Hirsche wandern am Ufer eines Sees hin, das Wasser vermochte der Künstler nicht darzustellen, also stellte er es durch ein Symbol dar: Fische, die scheinbar in der Luft zwischen den Hirschen sich befinden. Da jeder Mensch wußte, daß Fische nur im Wasser leben, so wußte er auch, daß hinter den Hirschen sich eine Wasserfläche befand. Die Fische sind das Symbol für „Wasser“, das

„Zeichen für Wasser“. Dieses Bild ist auch so gedeutet worden, daß die Hirsche durch das Wasser hindurchgehen. Auch das ist möglich, doch scheint es mir weniger wahrscheinlich, da dann die durch das Wasser mehr oder weniger verdeckten Körper der Hirsche wohl nicht so deutlich dargestellt worden sein würden. Durch die Aufnahme solcher physioplastischer „Symbole“ oder „Zeichen“ wird die Kunst meiner Meinung nach nicht verändert, sie bleibt „physioplastisch“, ist nur noch unvollkommen in der Technik. Aber noch weiter geht das. Auch Derworn hat angenommen, daß eine Veränderung der physioplastischen Bilder zu ornamentalen Zwecken, die mitunter recht hochgradig sein kann, die Kunst noch „physioplastisch“ läßt. Ich möchte dem beistimmen. Ich möchte aber noch weiter gehen. Es setzt allmählich eine Schematisierung der Bilder ein, die sehr hochgradig wird, und zwar schon innerhalb des Paläolithikums, sowohl in Frankreich wie in Spanien, wenn die Annahmen richtig sind, daß die so stark schematisierten Zeichen der südspanischen Kunst noch dem Paläolithikum angehören (Obermaier S. 435). Die schönen, rein physioplastischen Bilder der alten Zeit werden mehr und mehr vereinfacht und schematisiert, bis sie kaum noch oder gar nicht mehr als die Abkömmlinge

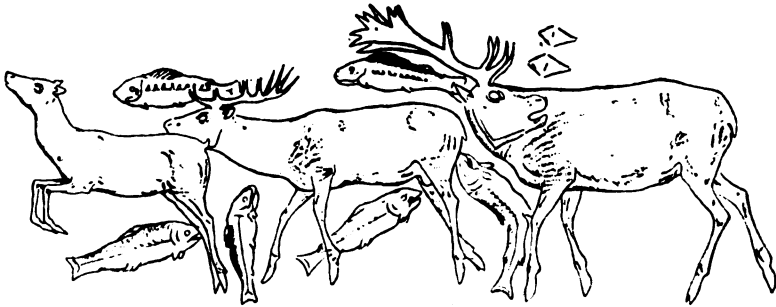


Abb. 1. Cortet.

jener alten Kunst zu erkennen sind, wenn man nicht die Übergangsformen findet. Die alten schönen Bilder konnten nur hochbegabte Künstler anfertigen, diese vereinfachten Zeichen konnte schließlich jedermann herstellen, wenn er es durch Übung gelernt hatte. So entsteht aus den ursprünglichen Kunstwerken allmählich eine Bilderschrift, dann eine Zeichenschrift, die schließlich zu einer Buchstabenschrift führt, die dem allgemeinen Verkehr zu dienen vermag. Eine solche muß für Jedermann leicht erlernbar sein. So wird aus der bildenden Kunst eine Mitteilungen und Beschreibungen dienende Verkehrsmethode. Die schließliche Buchstabenschrift kann man nicht mehr als eine Form der Kunst ansehen, wohl aber noch die ersten Zwischenstadien, wie sie uns in alten Bildinschriften und in neueren der Naturvölker vor Augen treten. Derworn hat diese Art Kunst schon als „ideoplastisch“ angesehen, ich möchte dem nicht zustimmen. Es handelt sich meiner Meinung nach nicht um eine „schematisierende Ideoplastik“ (Derworn, 1914, S. 26), sondern um eine „schematisierte Physioplastik“. Diese Kunst hat mit dem Dualismus von Leib und Seele, mit Geistern, mystischen Anschauungen usw. gar nichts zu tun. Daß die von ihr gelieferte Bilderschrift nicht mehr die frühere künstlerische Höhe zeigen kann, ist selbstverständlich und aus Zweckmäßigkeitsgründen zu verstehen, wie ich das kurz auseinandergesetzt habe.

Ganz etwas anderes ist es, wenn irgendwelche Werke der bildenden Kunst mystischen oder magischen Zwecken dienen. Sie können mancherlei Art sein. Es können Darstellungen von Geistern sein, wie z. B. der Meergeist der Melanesier (Derworn, 1914, S. 33), oder es können Amulette sein, so z. B. die von Derworn abgebildeten Amulette der Golden gegen Gelenksteifigkeit und Auszehrung (1914, S. 28), und ähnliches. Das ist zweifellos eine „ideoplastische Kunst“, die mitunter in der naivsten Weise vorgeht und oft keine Kunstwerke mehr liefert, sondern nur noch Handwerkerware, wenn man so sagen darf, z. B. bei der Herstellung von Amuletten, da die Leute, die sich mit diesen Dingen beschäftigten, ganz andere Talente besitzen mußten und besaßen als die eines hervorragenden Künstlers.

Scheinbar rein ideoplastisch sind die futuristische Kunst, der Kubismus und ähnliches, wie das Derworn schon auseinandergesetzt hat (1914). Aber es scheint mir, daß auch diese seltsame Art der Kunst dem Paläolithikum nicht fremd gewesen ist.

Obermaier gibt auf Seite 300 die Abbildung einer „stilisierten weiblichen Figur“ auf einem Mammuthstohzahnfragmente nach Križ wieder, zugleich mit einem Elfenbeinanhängsel (Abb. 2). Beide Gegenstände stammen aus dem berühmten Fundorte von Predmost her und gehören also dem Solutréen an, d. h. dem Paläolithikum. Man mag dieses Frauenbildnis „stilisiert“ nennen, aber diese „Stilisierung“ ist dann eben „futuristische Kunst“. Wie man auf der nebenstehenden Abbildung erkennt, ist die Frauengestalt in ganz eigenartiger Weise nur durch Strichgruppen dargestellt, alle ihre Teile sind in solche aufgelöst worden. Dem Künstler hat die naturgetreue Darstellung nicht mehr genügt, er hat etwas Höheres schaffen

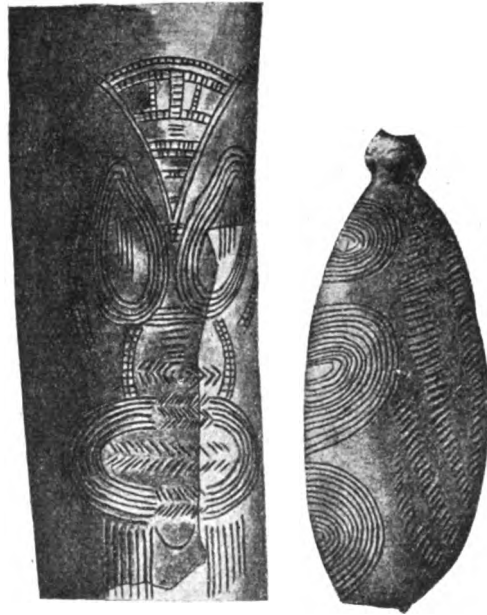


Abb. 2. Predmost.

wollen, etwas, das einer ganz besonderen Idee von Schönheit entsprach, die höchstwahrscheinlich ganz neu in ihm entstanden war, der Idee einer Kunst, die er neu schuf, und die ihm als die Zukunftskunst erschien. Er war damit der erste uns bekannte Futurist geworden. Solche Ideen werden eben mit einem Menschen zuerst irgendwo und zu irgend einer Zeit geboren. Andere können dann später von einer solchen Idee infiziert werden, so kann sich eine entsprechende Schule bilden, so kann eine neue Kunstströmung entstehen. Ob das in diesem Falle so weiter gegangen ist, wissen wir nicht, wir kennen nur das Elfenbeinanhängsel und eine Anzahl sonstiger Strichzeichnungen außer der weiblichen Figur noch, sie mögen leicht von demselben Künstler oder seinen Schülern herrühren. Hier handelt es sich also um eine ideoplastische Kunst des Paläolithikums. Hier handelt es sich in keiner Weise um eine

Schematisierung, um eine Erleichterung der Herstellung zu irgend einem Zwecke, im Gegenteile die Herstellung eines solchen Bildes war sicher nicht leicht und setzte die Begabung dieses besonderen Künstlers voraus. Es war für die damalige Zeit etwas ganz hervorragendes, Einzigartiges und scheint das auch geblieben zu sein, falls nicht irgendein neuer derartiger Fund uns anders belehrt. Nun dieser Fall von Futurismus scheint mir in keiner Weise zusammenzuhängen mit der Seelenidee, irgendwelchen sonstigen mystischen Ideen und dem Dualismus zwischen Leib und Seele, es ist ideoplastische Kunst ohne solche Einwirkungen, diese kann also nicht immer auf solche Einwirkungen zurückgeführt werden und es ist endlich ideoplastische Kunst des Paläolithikums, die also nicht erst mit dem Neolithikum beginnt. Selbst wenn diese Frauengestalt von Predmoft irgend etwas Besonderes, meinetwegen bis zu einem gewissen Grade heiliges, Verehrungswürdiges hätte darstellen sollen, wäre die Art der künstlerischen Darstellung doch als eine futuristische anzusehen und aus dem Zwecke, zu dem die Herstellung des Bildes geschah, nicht zu begreifen. Daß zu jener Zeit hier in Predmoft aber in der Tat schon mystische



Abb. 3. Grönland und Predmoft.

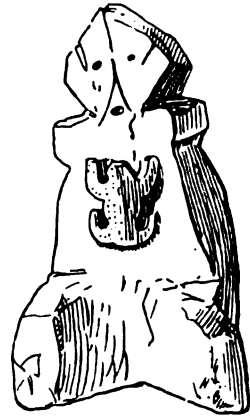


Abb. 4. Giljaten.

Anschaunungen vorhanden waren, das scheint mir hervorzugehen aus dem Funde von eigentümlichen, kleinen, sitzenden menschliche Figuren, welche recht genau übereinstimmen mit solchen aus Grönland und solchen von den Giljaten. In Abb. 3 findet man eine Wiedergabe einer Abbildung von Obermaier (S. 299) für die Figur aus Predmoft und eine solche aus Grönland, in Abb. 4 eine solche einer Figur der Giljaten nach Derworn (1908, S. 24, Fig. 27). Diese letztere trägt allerdings noch ein besonderes Gebilde auf der Brust, soll sie doch auch ein Amulett gegen Brustschmerzen sein. Etwas Derartiges ist auf den anderen nicht zu sehen. Die Figuren von Predmoft, es sind deren 7 gefunden worden, sind etwa 13 cm lang und unten platt, so daß sie aufgestellt werden konnten. Man muß danach wohl annehmen, daß sie in Hütten aufgestellt gewesen sind und als eine Art von Hausheiligen gedient haben, denn daß man so große Figuren hätte um den Hals tragen sollen, ist doch wohl unwahrscheinlich, und es hätte dann auch die glatte untere Fläche zum Aufstellen keinen Zweck gehabt. Man könnte hieraus auf zweierlei schließen: einmal, daß die Bevölkerung von Predmoft Hütten besessen hat, und zweitens, daß man damals schon soweit war, daß man solche Hausheilige brauchte,

und das würde dann allerdings darauf schließen lassen, daß mystische Ideen zu dieser Zeit schon ziemlich entwickelt waren. Diese würden dann also auch schon direkt dem Paläolithikum zukommen. Es scheint mir übrigens in dieser Beziehung auch keinen Unterschied zu machen, ob man diese Figuren als Amulette oder als eine Art von Hausheiligen deuten will. Bei dieser letzteren Deutung bleibt es natürlich ganz offen, wie man sich die Bedeutung eines „Hausheiligen“ zu jener Zeit vorstellen will. Daß die Bevölkerung von Predmost lange Zeit dieselbe Stätte bewohnt hat, geht ja aus den so zahlreichen dort gefundenen Tierknochen deutlich hervor, da würde es nicht auffällig sein, wenn man auch einfache Hütten erbaut hätte.

Wenn man zu dieser Zeit schon solche mystischen Ideen als vorhanden annehmen muß, dann würde übrigens auch die Frage als nicht unberechtigt erscheinen, ob nicht auch der so zahlreiche Schmud der Aurignacmenschen schon mit solchen zu tun hatte. Es scheint mir schwer zu sein, hierfür etwas Beweisendes zu finden. Das einzige Schmudstück, das hierfür in stärkerem Maße sprechen würde, scheint mir das Gürtelschild der linken männlichen Figur auf dem in meinen beiden Arbeiten (1917 und 1922) behandelten Relief von Laussel zu sein. Ich habe es einfach als „Schmudschild“ besprochen. Das würde die nächstliegende und ganz neutrale Deutung sein. Dieses Schmudschild könnte aber gleichzeitig auch ein Amulett sein. Es ist kein richtiger Gürtel, den die Figur trägt, es ist augenscheinlich nur ein Schild, das mit einer um den Körper gelegten Schnur so befestigt ist, daß es vor den Nabel zu liegen kommt. Der Nabel ist aber eine ganz besondere, merkwürdige Stelle des Körpers, die wohl zu mystischen Betrachtungen Veranlassung geben kann und auch zu solchen Veranlassung gegeben hat. Der Nabel kann als eine Art von Eingang in das Innere des Körpers angesehen werden und ist auch als ein solcher angesehen worden. So würde es schon möglich sein, daß er als Platz für die Anbringung eines Amulettes dienen konnte. Ferner findet man jetzt noch Stämme, bei denen die Frauen dauernd eine dünne Schnur um den Leib tragen, die mitunter allmählich tief in die Haut einschneidet, da sie eben dauernd getragen wird. Die „Gürtelfrage“ scheint mir überhaupt nicht uninteressant zu sein. Ich kann auf sie hier nicht näher eingehen, habe auch keine eingehenderen Studien gemacht und kenne die einschlägige Literatur nicht. Ich möchte hier nur kurz folgendes bemerken, was mir so nebenbei aufgefallen ist. Es scheint mir zunächst zwei Arten von Gürteln zu geben. Eine Art, die nur zum Schmud oder mystischen oder magischen Zwecken dient und eine zweite Art, die zum praktischen Gebrauche bestimmt ist. Die erste Art wird auf dem bloßen Körper getragen, ob außerdem auch über Gewändern, weiß ich nicht. Die zweite Art dient praktischen Zwecken, nebenbei auch zum Schmud und zum Schutze, sie wird über Gewändern getragen, ob ausnahmsweise auch auf dem bloßen Körper, weiß ich nicht. Die erste Art wird vorwiegend wohl dauernd getragen und ist infolgedessen unter Umständen oder vielleicht auch häufig nicht zu öffnen. Die zweite Art dürfte wohl immer zu öffnen sein. Zur ersten Art gehören die einfachen Schnüre, mit oder ohne Schild in der Nabelgegend. Diese Schnüre können sich aber auch vervielfachen und irgendwie geschmückt sein, mit Muscheln, Perlen usw. In letzter Zeit habe ich ein sehr schönes Stück der letzteren Art gesehen. Ein Herr, der lange in Sansibar gelebt hat, zeigte mir einen wunderschön aus Gold mit Steinen gearbeiteten Gürtel. Es war ein altes Stück und bestand aus einem Schilde, das augenscheinlich vor dem Nabel getragen worden war und einer Anzahl von Goldkettchen (9),

die von diesem Schilde ausgingen und mit Unterbrechung durch je ein kleines Schild ganz in der Nähe des großen den Körper umgaben. Der Gürtel war nicht zu öffnen, mußte also im wesentlichen dauernd getragen worden sein. Er sollte einer Samu-Araberin gehört haben. Der Herr nahm an, daß dieser Gürtel von unten her über die Beine auf den Leib gezogen worden sei. Mir ist es nicht klar, wie das möglich sein soll, selbst wenn die Frau sehr schmalhüftig ist, aber ich weiß allerdings auch keinen anderen Weg, wie er auf den Körper gekommen sein kann. Der Gürtel mußte eben schon dem Kinde angelegt worden sein. Der Herr behauptete weiter, daß solche Gürtel von sehr verschiedener Art und Kostbarkeit dort in Afrika von Weibern dauernd getragen würden. Mir fiel dieser Gürtel außer wegen seiner Schönheit hauptsächlich deshalb auf, weil er genau dem Gürtel des Mannes von Laussel entsprach. Nur wird dieser letztere natürlich nicht durch mehrere Kettchen, sondern durch eine Schnur oder einen Fellstreifen gehalten worden sein. Besonders auffallend war mir dabei noch, daß von dem Schilde dieses afrikanischen Gürtels Kettchen nach unten herunterhingen, welche in kleinen dreieckigen Plättchen endigten. Diese Kettchen bildeten einen Behang, der von dem Mittelschilde und den beiden kleinen Schilden, beiderseits von diesem, herunterhing und die Bauchpartie dicht unterhalb des Gürtels bedeckte und schmückte. Da die drei Platten rechteckig waren, so bildeten die Kettchen einen gerade verlaufenden Streifen. Dieser Streifen entsprach also ziemlich genau jenem Dreieck, das ich bei dem Manne von Laussel als von dem Schilde herunterhängend beschrieben habe. Ich habe seinerzeit angenommen, daß vielleicht ein dreieckiges Fellstück herabhinge, es wäre aber auch möglich, daß Schnüre oder Fellstreifen herunterhingen, welche zusammen solch ein Dreieck bildeten, und daß diese Schnüre nicht einzeln, sondern in ihrer Gesamtheit als Dreieck dargestellt worden wären, was bei der Kleinheit der ganzen Figur nur natürlich wäre. Da das Schmuckschild von Laussel nicht ein Rechteck ist, sondern in der Mitte stärker nach oben und unten hin vorspringt, so erklärt sich auch hieraus vielleicht die Dreieckform. Jedenfalls hängt also bei beiden Gürteln von den Schilden etwas herab, was den Bauch weiter bedeckt, es ist also in dieser Hinsicht eine prinzipielle Übereinstimmung vorhanden. Diese afrikanischen Gürtel dienen nur sehr teilweise zum Schmucke, denn sie werden unter der Kleidung getragen, sind also für gewöhnlich nicht sichtbar, sondern nur dem betreffenden Herrn und Gebieter, sie haben dagegen sicher eine mystische oder magische Bedeutung. Herr Dr. Veltin (1903), dem wir sehr eingehende und interessante Studien über die Sitten und Gebräuche der Suaheli verdanken, gibt auf S. 52 an:

„Mit dem zehnten Jahre kommt eine Frau zu dem Mädchen, ihre sogenannte „kungwi“ (Lehrmeisterin), und bekleidet sie mit einer Perlschnur (utunda) um die Hüften. Diese Frau bleibt ihre Freundin und Ratgeberin fürs Leben. Diese weiße Perlschnur bedeutet Liebe; sie soll im Manne das Verlangen erwecken, die Frau zu begehren. Von einer Frau, die keine Perlschnur um den Leib trägt, sagen die Leute, ihre Hüfte sei lahm.“

Und auf S. 212, wo er von den Schönheitsmitteln spricht, sagt er:

„Wenn sie (die Frau) Jasminblüten auftreiben kann, kauft sie auch diese, streut sie über das Bett, andere befestigt sie an ihrer Halskette und bindet schließlich auch einige an ihre Perlkette, die alle Suaheli-Frauen um die Hüften auf dem bloßen Leibe tragen.“

Diese Perlschnüre werden also zweifellos zu mystischen oder Zauberzwecken getragen, sie sollen einen Liebeszauber ausüben,

als Amulette werden sie aber augenscheinlich nicht angesehen, als solche führt Delten ganz andere Dinge an. Von den Amuletten wird ferner angegeben, daß sie bei Bedürfnissen und beim Beischlase abgelegt werden, und daß eine menstruierende Frau sie nicht berühren darf, von der Perlschnur wird das nicht angegeben, ebensowenig, ob sie zu öffnen ist, und wie sie angelegt wird. Wem fällt hierbei nicht der Gürtel der Aphrodite ein, der dieser ja auch den besonderen Liebesreiz verlieh? Ob und wie weit diese Perlschnüre bei den Suaheli-Frauen und Mädchen sichtbar sind, oder ob sie dauernd von der Kleidung verdeckt werden, ist nicht angegeben. Diese Perlschnüre scheinen mit dem Nabel nichts zu tun zu haben, sie sind ja auch keine Amulette, keine Schutzmittel. Ob der Gürtel des Mannes von Laussel nun nur als Schmuckstück zu betrachten sein dürfte oder auch schon als Zaubermittel oder als Amulett, läßt sich zunächst nicht nachweisen, die Möglichkeit würde aber vorhanden sein. So würden diese afrikanischen Gürtel dann vielleicht auf die Urzeit zurückzuführen sein.

Die zweite Art von Gürteln ist breiter und kräftiger. Sie dient praktischen Zwecken, zunächst dazu, die Kleidung zusammenzuhalten, sodann aber dazu, um Gegenstände anzuhängen und so bequem mit sich herumzutragen. So kann dieser Gürtel auch Taschen ersetzen. Alle möglichen Dinge, die man zur Hand haben möchte, können an ihm getragen werden, Waffen und Geräte. Das ist ja bekannt. Diese Gürtel sind daher auch oft sehr stark und breit und können so schön verziert sein, daß sie gleichzeitig als Schmuck dienen. Ob derartige Gürtel auch auf dem bloßen Leibe getragen werden, ist mir nicht bekannt. Ebensowenig, ob sie auch mystischen Zwecken dienen. Sie sind wohl stets zu öffnen, und daher durch irgend eine Vorrichtung geschlossen, einen Haken, Knebel, eine Schnalle u. dgl., die dann wiederum als Schmuck ausgestaltet sein können. Unter Umständen können solche Gürtel so breit und fest sein, daß sie als Schutz für den Körper dienen, als Panzer. Bei diesen Gürteln kommt ein mystischer Schutz des Nabels natürlich nicht in Frage. Der Ursprung dieser Gürtelart in der Urzeit muß weit später liegen als der der vorigen Art, da sie ja über den Kleidern getragen werden, solche aber bekanntlich in der Urzeit des Menschen erst sehr spät auftreten.

Von den männlichen Figuren aus dem Paläolithikum ist diese von Laussel die einzige, an der solch ein gürtelartiges Gebilde zu sehen ist, die Frauengestalten dieser Zeit zeigen gar nichts davon.

Eine ganz besondere Form der Kunst scheint mir die Darstellung von allegorischen Bildnissen zu sein, bei denen die Figuren selbst durchaus physioplastisch sind. Es gibt ja genug solcher Darstellungen aus sehr verschiedenen Zeiten. Das ganze Bild ist rein ideoplastisch, aber die es zusammensetzenden Figuren sind durchaus naturgetreu dargestellt. Es sind natürlich wohl meist keine genauen Wiedergaben der Modelle, diese sind mehr oder weniger verschönert, dadurch werden sie meiner Meinung nach aber nicht weniger physioplastisch, sie sollen doch nur schöne Natur sein, wie man sie eben nur selten findet. In dieser Weise werden doch schließlich alle Kunstwerke hergestellt, wenigstens, wenn sie schöne Natur darstellen sollen. Man will durch diese allegorische Kunst bestimmte Ideen darstellen. Sie kann daher auch direkt übergehen in die religiöse Kunst. So können durch sie „Idole“ hergestellt werden. Nun finden wir im Paläolithikum, wie schon erwähnt, kleine plastische Bildwerke, im Aurignacien, welche besonders starke und üppige Frauen darstellen, Frauen, die augenscheinlich mehrfach oder vielfach geboren haben, mit großen Hängebrüsten, starken Spitzbäuchen und riesigen

Settanhäufungen um die Hüften (Abb. 5 und 6). So in Willendorf, in Österreich, so in den Höhlen bei Mentone, so in Mittel- und Südfrankreich, so als Reliefs wieder in Laussel. Es sind sehr merkwürdige Bildnisse und man hat sie als „Idole“ gedeutet, als „Idole der Fruchtbarkeit“ z. B. Ich möchte das nicht als richtig annehmen, man hat gar keine Beweise dafür, und ich kann mir auch nicht recht denken, daß die Aurignacmenschen schon solche Ideen gefaßt haben könnten. Solche Ideen würden meiner Meinung nach doch schon eine lange geistige Erziehung voraussetzen. Die Fruchtbarkeit ist ein ganz abstrakter Begriff, und wir finden sonst nichts, was darauf hindeutet, daß der Aurignacmensch schon abstrakte Begriffe gefaßt hat. Ich möchte diese Bildnisse für ganz konkrete Darstellungen halten. Es können ältere Frauen gewesen sein, welche in der Horde eine besondere Verehrung genossen, vielleicht eben, weil sie Mütter so vieler Mitglieder der Horde waren, und vielleicht auch, weil sie als weise Frauen galten. Sie waren jedenfalls verehrt und einflußreich. Die Frau wird in jener Urzeit überhaupt eine besondere Stellung gehabt haben. Sie gebar die Kinder und das war natürlich etwas sehr Wichtiges. Der Mann hatte damit scheinbar nichts zu tun. Wie das v. Reizenstein (1909) hervorgehoben hat, hat der Urmensch sicher lange Zeit nichts davon gewußt, daß der Koitus nötig sei zur Schwangerschaft, gerade so, wie die Tiere davon nichts wissen. Der Mensch ist ja doch aus einem tierischen Stadium hervorgegangen. Wie lange dieses Unwissenheitsstadium gedauert hat, davon wissen wir nichts. Wir wissen daher auch direkt nichts darüber, ob vielleicht schon der Neandertalmensch oder der Aurignacmensch die Sache erkannt hatten, oder noch unwissend waren. Es ist übrigens, wie mir scheint, gar nicht leicht sich vorzustellen, wie der Mensch schließlich den richtigen Zusammenhang erkannt hat. Am wahrscheinlichsten ist es mir noch, daß er erst durch die Beobachtung der von ihm gehaltenen Haustiere auf die Erkenntnis des Vorganges gekommen ist. Das würde aber wahrscheinlich auch erst zu einer Zeit möglich gewesen sein, als die Tiere schon in Ställen gehalten wurden, also sehr spät, voraussichtlich erst im späteren Neolithikum. Sollte das richtig sein, dann versteht man aber auch, daß solche Sagen, wie die von der Befruchtung durch Geister oder Götter und von einer unbefleckten Empfängnis sich so lange halten konnten, da sie eben erst spät aufgetreten waren. Ja, nach v. Reizensteins Untersuchungen würden sogar noch jetzt lebende Naturvölker mehr oder weniger ausgesprochen auf diesem Standpunkte stehen. Es würde das auch ganz verständlich sein, wenn es sich um Völker handelt, welche keine Viehzucht treiben, oder nicht in der Lage sind, bei dieser genaue Beobachtungen nach der betreffenden Richtung hin zu machen, und welche auch in bezug auf ihre eigenen geschlechtlichen Zustände nicht in der Lage sind, die nötigen Beobachtungen zu machen. Ich verweise dieserhalb auf die Arbeit von v. Reizenstein. Sollte das so sein, dann würden die Paläolithiker noch in einem völligen Unschuldszustande gelebt haben, in dieser Hinsicht also noch in einer paradiesischen Zeit. Der Koitus war ihnen aus der tierischen Zeit her überkommen und galt ihnen jedenfalls als ein sehr schönes Vergnügen, das möglichst oft genossen wurde, da es so bequem und leicht zu genießen war, wobei man sich um den Verwandtschaftsgrad natürlich nicht kümmerte. Da die Horden voraussichtlich klein waren, und als große Familien angesehen werden konnten, so war der Koitus mit nahen und ferneren Verwandten das Gegebene. Da nun trotzdem die Menschen jener Zeiten sich kräftig fortgepflanzt haben und nicht entartet sind, so folgt daraus, daß die Nachteile der Verwandtenehe und der Inzucht für den Menschen doch

nicht so groß sein können, als vielfach angenommen wird. Unter diesen Umständen bedeuteten nun aber die Frauen für eine solche Horde noch etwas ganz anderes als das später der Fall war. Nur sie hatten die Fähigkeit, die Horde zu erhalten und zu vermehren. Die Männer besorgten die Nahrung durch die Jagd und verteidigten die Horde und ihr Eigentum, so namentlich auch die Weiber und Kinder, gegen die Feinde, aber die Gebärtätigkeit der Frauen stand doch höher. Wenn nun namentlich eine Frau recht viele und gesunde und starke Kinder geboren hatte, so war es nur natürlich, daß sie ein hohes Ansehen genoß, daß wohl auch ihre Meinungsäußerungen besonders hoch geschätzt wurden, und daß sie infolgedessen auch im Bildnisse dargestellt wurde, falls sich ein hinreichend begabter Künstler zu der betreffenden Zeit in der Horde befand. Familien in unserem Sinne hat es damals nicht gegeben, da die Väter fehlten. Man kann aber wohl annehmen, daß die Kinder einer Frau mit ihrer Mutter an der Spitze kleinere Kreise in der Horde bildeten und so eine Gliederung derselben bewirkten. Ich will diese Kreise als „Kinderkreise“ bezeichnen, sie ersetzen also unsere Familien. Je größer nun ein Kinderkreis war, und je kräftiger und tüchtiger seine Mitglieder waren, um so mächtiger und angesehenener wird er in der Horde gewesen sein, um so angesehenener und mächtiger auch die an der Spitze stehende Mutter. Wenn diese nun außerdem noch selbst sich durch Erfahrung und Klugheit auszeichnete, war es sehr natürlich, daß sie besonders geehrt wurde und eine Art von führender Stellung einnehmen konnte. Es scheint nun, daß sich hierin die Ansicht der Menschen allmählich änderte, denn man findet solche Bildnisse von älteren Frauen nur aus dem Aurignacien, später, aus dem Solutröen und dem Magdalénien, nicht mehr. Was für Gründe für diese Änderung in Betracht gekommen sind, wissen wir nicht. Schuchardt (1914) hat angenommen, daß die in Reliefs dargestellten Frauen aus dem Abri von Laussel, sowie die eine ähnlich demütige Haltung zeigenden Frauenfiguren von Mentone und von Willendorf, schon beten und opfern. Angesichts dieser und vieler anderer Beziehungen zwischen dem Paläolithikum und den späteren Kulturperioden am Mittelmeere erklärte er eine Nachprüfung der bisher von der Geologie meist angenommenen hohen Zeitanätze der letzten Eiszeit für sehr wünschenswert. Was die Figuren von Willendorf und Mentone anlangt, so muß ich sagen, daß ich nicht finden kann, daß sie eine demütige Haltung einnehmen, aus der man schließen könnte, daß sie beten oder opfern. Die Venus von Willendorf steht ruhig da, den Kopf vornübergebeugt, so daß die schöne Frisur recht deutlich sichtbar wird, auf deren kunstvollen Aufbau augenscheinlich besonderer Wert gelegt wurde, die auffallend dünnen Unterarme und Hände auf die kolossalen Brüste gelegt, wie auf Polster. Es ist eine etwas merkwürdige Stellung, ich würde sie aber einfach für eine bequeme Ruhestellung halten, bei der die kunstvolle Frisur und die Brüste, die ja als die Ernährungsorgane für die Kinder von hoher Bedeutung waren, besonders deutlich hervortreten sollten. Auch die äußeren Geschlechtsteile sind recht deutlich dargestellt, wenngleich nicht mehr, als der Natur entsprach. Durch sie hindurch wurden aber die Kinder geboren. Sie waren also als in nächstem Zusammenhange mit der Geburt stehend, auch besonders wichtig, nur durch ihre Beziehung zur Geburt, nicht durch ihre Beziehung zum Verkehr mit dem Manne in diesem Falle. Diese Frau ist sicher nicht als Genußspenderin dargestellt worden, sondern als Gebälerin, als die Stammutter oder als eine von den Stammmüttern, vielleicht als die fruchtbarste und daher angesehenste. Ich halte diese Figur somit für eine ganz realistische, physiologische und individuelle Darstellung, aber nicht für ein Idol oder eine betende

oder opfernde Frau. Ganz Ähnliches dürfte für die Statuette von Mentone gelten. Was nun die beiden Frauengestalten von Laussel betrifft (Abb. 5 und 6), so steht die eine deutlichere (Abb. 5) und blickt stark seitwärts und etwas nach



Abb. 5. Laussel.

unten. Sie blickt also nicht gerade aus und stark nach unten, wie das die beiden vorigen Figuren tun. Ihre Stellung ist in keiner Weise demütig, aber ganz anders als bei den beiden anderen Figuren, denn sie hält in der erhobenen

rechten Hand ein Horn, das ja wohl ein Trinkhorn sein wird. Die Frisur ist auf dem Relief stark abgeschweert. Der linke Arm wird nach unten gehalten, so daß die Hand vor dem Bauche liegt, nicht auf demselben, sondern etwas vor ihm, denn der Unterarm erscheint in Verkürzung. Ist dieses Bildnis schon durch seine Haltung und das Horn merkwürdig, so ist es weiter noch merk-



Abb. 6. Lauffel.

würdiger dadurch, daß man noch ein zweites Frauenbildnis gefunden hat (Abb. 6), das diesem ersten genau entspricht, nur steht es gerade umgekehrt: während die erste Frau nach links blickt und das Horn in der rechten Hand hält, blickt die zweite nach rechts und hält das Horn in der linken Hand. Beide Frauen zeigen prinzipiell denselben Körperbau, entsprechend auch den Bild-

nissen von Willendorf und Mentone, aber sie sind dabei doch deutlich individuell verschieden, so daß der Künstler sicher zwei damals lebende Frauen mehr oder weniger genau porträtiert hat, beide in einer gemeinsamen Handlung begriffen. Welches kann nun diese Handlung gewesen sein? Die Frauen halten die Hörner horizontal, sie gießen also die in diesen enthaltene Flüssigkeit nicht aus, und blicken dabei gemeinsam auf etwas hin, was zwischen ihnen sich befindet, denn ich möchte annehmen, daß diese beiden Frauen zu einem und demselben Bilde gehören. Wenn diese Frauen opfern sollten, dann würden sie nur ein Trinkopfer darbringen können. In diesem Falle würden sie die Hörner so halten müssen, daß die Flüssigkeit herausfließen kann. Das ist aber nicht der Fall. So bleibt meiner Meinung nach nichts weiter übrig, als anzunehmen, daß sie jemand, der zwischen ihnen steht, feierlich begrüßen wollen. Wir erfahren also aus diesen Darstellungen mancherlei: einmal, daß die damaligen Menschen schon Trinkhörner kannten, hieraus folgt, daß sie es auch verstanden, eine trinkbare Flüssigkeit herzustellen, die sicher etwas anderes war als Wasser. Vielleicht war sie schon alkoholhaltig. Drittens, daß sie schon die Sitte der feierlichen Begrüßung kannten, was eine immerhin schon ziemlich hohe Kultur voraussetzt, und endlich, daß diese Begrüßung nicht von Männern ausgeführt wurde, sondern von Frauen, und nicht durch junge Mädchen, sondern durch ältere Frauen. Nicht der Körperreiz der Frau war also ausschlaggebend, sondern ihr Verdienst als Gebärende, welches ihr auch eine so angesehenere Stellung verliehen hatte, daß sie zu solch feierlichem Gebrauche ausersehen wurde. Man kann hieraus einen Schluß darauf machen, wie angesehen ihre Stellung auch sonst in der Horde war. Die hier so feierlich begrüßte Person wird sicher ein Mann oder eine Gruppe von Männern gewesen sein, welche von einem besonders bedeutsamen Kriegs- oder Jagdzuge sieg- und erfolgreich zurückkehrten. Die Männer wurden nach ihren Leistungen in dieser Hinsicht sicher auch hochgeschätzt, sie wurden von den angesehensten Frauen feierlich begrüßt, aber wie ihre Stellung sonst diesen gegenüber in der Horde war, das wissen wir nicht. Als Erzeuger und Vorfahren der Kinder und damit aller Menschen konnten naturgemäß nur die Frauen angesehen werden, somit konnten Verwandtschaften auch nur durch diese zustande kommen, somit mußte sich ganz von selbst ein Mutterrecht zu jener Zeit entwickeln, soweit damals überhaupt von irgendwelchen Rechtsanschauungen schon die Rede war. Zu dieser Zeit kam nicht in Frage, wie später, daß nur die Mutter sicher, der Vater aber zweifelhaft war, sondern die Mutter kam überhaupt nur in Frage, einen Vater gab es noch gar nicht. Sich in die Denkungsart der Menschen dieser Zeiten hineinzuversetzen, dürfte auch dem scharfsinnigsten Menschen der Jetztzeit nur in gewissem Grade gelingen, immerhin erscheint es mir wertvoll, es doch zu versuchen; etwas wird dabei doch immer herauskommen. Selbstverständlich wird zu jener Zeit kein weibliches Wesen zur alten Jungfer geworden sein. Sobald, wie es möglich war, wird jedes Mädchen entjungfert worden sein. So wird man auch gar nicht auf die Idee gekommen sein, daß weibliche Wesen unfruchtbar blieben, wenn ein Mann ihnen fernblieb, das kam eben nicht vor. Daß der Liebesgenuß eine hervorragende und sehr öffentliche Rolle spielte, geht aus einem Bildnisse hervor, das ebenfalls aus Laussel stammt, aber aus dem Solutréen, und also einige tausend Jahre jünger sein kann. Ich habe dieses Bildnis vor kurzem beschrieben und gedeutet (1920). Es stellt eine besondere Art des Koitus dar, die damals vielleicht neu gefunden worden war, und infolgedessen, als etwas Wesentliches angesehen und dargestellt wurde. Ich habe in jener Arbeit hervorgehoben, daß es immerhin wieder auf einen

geistigen Fortschritt hindeutet, wenn solche von der gewöhnlichen Art des Koitus abweichende Form gefunden wurde, und daß dieses Relief daher für uns recht wichtig ist. Wenn man sich vorstellt, daß entweder die ganze Horde zusammen wohnte und zusammen schlief, oder daß, falls schon Hütten vorhanden waren, doch immer einzelne Abteilungen so wohnten und schliefen, so wird man es verstehen, daß eine solche neue Form des Koitus lebhaften Interesses und vielleicht ungeteilter Anerkennung sicher war.

Nach dem bisher Gesagten kann jene berühmte Tanzszene aus Cogul auch nicht einem „Fruchtbarkeitszauber“ gedient haben, sondern nur einer Verherrlichung des Liebesgenusses, denn es ist ein Mann daran beteiligt mit sehr deutlich dargestelltem Penis, und ein Mann war für die Fruchtbarkeit unnötig.

Es wäre auch möglich, daß zu der Zeit, als jene Frauenbildnisse entstanden, infolge ihres hohen Ansehens, Frauen an der Spitze der Horden standen, und daß erst später Männer als Häuptlinge an ihre Stelle traten. Man könnte das vielleicht dadurch erklären, daß in jener ältesten Zeit die Menge der Menschen noch so gering war, und daß infolgedessen die selbst kleinen Horden soweit voneinander entfernt wohnten, daß Kämpfe zwischen ihnen nur sehr selten vorkamen. Daher genügte es, wenn eine Frau an der Spitze derselben stand. Wild war sicher auch in solcher Menge vorhanden, daß es für die Männer der Horde nicht schwer war, die nötige Nahrung zu beschaffen. Das änderte sich später, als bei zunehmender Bevölkerung die Horden selbst größer wurden und näher aneinander wohnten, da gab es immer neue Kämpfe, und da wird es nötig geworden sein, daß ein Mann an die Spitze trat, um die Ordnung innerhalb der Horde selbst aufrecht zu erhalten und die Führung im Kampfe zu übernehmen. Damit brauchte sich die Stellung der Frau als Gebäerin noch nicht zu ändern, aber der Mann gewann ihr gegenüber so sehr an Ansehen, daß solche weibliche Bildnisse nicht mehr hergestellt wurden. Das ist natürlich nur eine Vermutung, eine Möglichkeit, aber bei so unbekanntem Verhältnissen muß man an möglichst Verschiedenes denken, um später die Möglichkeit zu haben, dasjenige, was als das Wahrscheinlichste anzusehen ist, auszuwählen.

Hiernach würden also diese weiblichen Bildnisse als rein physischplastische, individuelle Darstellungen anzusehen sein, nicht als „Idole“.

In späteren Zeiten, so im Magdalénien, findet man nicht mehr diese alten, dicken Frauen dargestellt, sondern jüngere, schlanke Mädchengestalten. In diesen Zeiten gab es schon mehr Menschen, da war die Vermehrung derselben nicht mehr so nötig, und vielleicht trat daher die „Vielgebäerin“ mehr zurück hinter der „Lustspenderin“. In dieser Zeit werden die weit größer gewordenen Horden es auch nötig gehabt haben, daß ein erfahrener und tapferer Mann an ihre Spitze trat, die Herrschaft des, wenn auch klugen und erfahrenen, Weibes reichte nicht mehr aus, denn es gab nun schon Schwierigkeiten bei der Jagd und Kämpfe der benachbarten Horden, da mußte ein Mann die Führung haben. Das waren auch die Zeiten, als das seltener werdende Wild jene magischen Zauberriten in den Höhlen wünschenswert erscheinen ließ und jene tierischen Erntefeste gefeiert wurden auf besonderen Festplätzen, auf denen die Häuptlinge der umliegenden Horden zusammen kamen. Ich spreche hierüber noch. Da trat die früher so hoch verehrte „Gebäerin“ zurück hinter den erfahrenen und tatkräftigen Häuptling, der jetzt zugleich Jagd- und Kriegsleiter und Leiter der magischen Zeremonien wurde: erster Häuptling und erster Priester. Da wir gesehen haben, daß man im Solutrén schon eine neue Koitusart erfand, und diese besonders bildlich darstellte, so wird

man auch weiter schließen können, daß zu dieser fortgeschritteneren Zeit die geschlechtliche Lustempfindung weiter vorgeschritten war, und wird daraus dann auch begreifen, daß man die schlankere jüngere Frau jetzt bei der Darstellung wählte, wir würden sagen, das „junge Mädchen“, die „Jungfrau“, wir müssen aber bedenken, daß es solche Personen damals voraussichtlich nicht gab, da die heranwachsenden jungen Mädchen oder Kinder eben sofort entjungfert wurden sobald das tunlich war. Nur Kinder besaßen damals voraussichtlich das charakteristische Zeichen der „Jungfrau“. Es war dieser Brauch kein Zeichen einer Entartung, sondern das einer kräftigen Entwicklung, und hat den Völkern in keiner Weise geschadet. Gab es doch damals eine so ausgezeichnete natürliche Auswahl der Frauen durch die Männer und vielleicht auch umgekehrt, wie sie später wohl nie mehr möglich gewesen ist. Der „Tüchtigste voran“. Und diese Auswahl hat augenscheinlich verwandtschaftliche Schädigungen, junges Alter und alles übrige siegreich überwunden.

Es scheint mir weiter, daß rein physioplastische Darstellungen, ohne selbst irgendwie ideoplastisch verändert zu werden, in den Dienst einer mystischen Idee gestellt werden können, und es scheint mir weiter, daß dies im Paläolithikum schon in hohem Grade geschehen ist.

Wir finden in einer Anzahl von Grotten oder Höhlen in Frankreich eine ganz außerordentlich reiche Ausschmückung der Wände mit Bildern von Tieren, die meist ganz vorzüglich dargestellt worden sind. Nun hat Reinach (1903) darauf aufmerksam gemacht, daß diese Tiere sämtlich solche sind, die dem Menschen nützlich sind, ihm schädliche Tiere, irgendwelche Raubtiere, die ihm selbst oder den von ihm gejagten Tieren Schaden könnten, seien nicht dargestellt worden. Das wird wohl sicher im wesentlichen auch jetzt noch richtig sein, doch berichtet Graf Begouen, daß er in der von ihm so genau untersuchten Höhle des Tuc d'Audoubert an einer Stelle auf den Felsen gezeichnet die Bilder zweier seltsam geformter Raubtiere mit geöffneten Rachen gefunden habe. Auch von einigen anderen Orten her sind Bilder von Raubtieren bekannt, aber im ganzen nur sehr wenige. Auch Bilder von Vögeln sind sehr selten, ebenso von Fischen. Was die Vögel anlangt, so ist das verständlich, denn, da die französischen Paläolithiker Pfeil und Bogen nicht gekannt zu haben scheinen, so kamen die Vögel als Jagdtiere nicht in Betracht. Was die Fische anlangt, so wurden sie sicher gefangen, man hat Angelhaken und Harpunen gefunden, aber sie werden wahrscheinlich doch nur einen nebensächlichen Teil der Nahrung geliefert haben, die Hauptjagdtiere waren die großen Vierfüßler. Bilder von Wisent, von Wildpferd, Renntier, Mammut sind daher sehr zahlreich vorhanden, und auch Steinbock, Hirsch und Gemse finden sich öfters. Dabei ist es merkwürdig, daß bestimmte Tiere in bestimmten Höhlen besonders stark vertreten sind. Von den Raubtieren findet sich dagegen immer nur hin und wieder einmal ein Bild. Daß diese eigentümliche Art der Verteilung der Tierbilder nicht zufällig sein kann, möchte ich in Übereinstimmung mit Reinach auch als sicher annehmen. Nun hebt Reinach hervor, daß ein sehr alter Glaube bestehe, nach welchem man durch das Abbild eines Wesens Macht über dasselbe gewinne. Es ist dies auch der Grund, warum Völker eine Abneigung haben und es geradezu verweigern, von sich Abbilder herstellen zu lassen. Ging und geht noch heute, selbst in Europa, der Glaube an die durch das Bild zu gewinnende Macht doch so weit, daß man dadurch, daß man dem Bilde einen Schaden zufügte, glaubte, auch dem durch das Bild dargestellten Menschen in gleicher Weise Schaden zu können. Diese von Reinach angeführten Tatsachen sind ja auch allgemein bekannt. Er meint nun, daß die

Paläolithiker schon der Ansicht gewesen seien, daß man Tiere veranlassen könne, in die Nähe der Höhlen, der Wohnplätze der Jäger, zu kommen, wenn man ihre Bilder in der Höhle anbrächte, am besten natürlich in möglichst großer Anzahl. Dann würde die Horde ihr Jagdwild leicht haben erreichen können. Er verweist dabei auf die Gebräuche, welche von einem australischen Stamme bekannt sind in bezug auf die Totentiere. Es werden von diesen Australiern die Bilder der betreffenden Tiere auf Felsflächen oder auf den Boden gezeichnet und dann finden Zeremonien besonderer Art vor diesen Bildern statt. Bei diesen Feierlichkeiten sind Frauen, Kinder und nicht eingeweihte Männer ausgeschlossen. Die Zeremonien haben den Zweck, die Vermehrung des betreffenden Tieres zu veranlassen. Nun ist es ja sehr auffallend, daß die Bilder in den französischen Höhlen gewöhnlich erst an Stellen beginnen, an denen das Tageslicht aufgehört hat, Stellen also, die völlig im Dunklen liegen. So ist nach den Mitteilungen von Obermaier (S. 238) die Höhle von La Mouthé etwa 220 m lang, aber erst 90 m vom Eingange, wo völlige Finsternis herrscht, beginnen die Bilder. Die Höhle von Combarelles ist eine schmale, gewundene Grotte von 225 m Länge, in ihr beginnen die Bilder erst 119 m hinter dem Eingange. In der Höhle von Font-de-Gaume gelangt man erst nach 65 m weiter Wanderung in den „Bilderaal“, in der 1400 m langen Höhle von Niaux erst nach 500 m. Es besteht nach Obermaier kein Zweifel, daß früher die Bilder in diesen Höhlen auch näher dem Eingange vorhanden waren, sie haben sich aber nur da erhalten, wo sie vor der Einwirkung der Atmosphärien möglichst geschützt waren. Wenn das nun auch der Fall gewesen sein mag, so steht doch jedenfalls so viel fest, daß die Bilder sich tief in das völlig dunkle Innere der Höhlen hinein erstreckten und daß ihr Beginn von vorn herein tief im Inneren der Höhlen lag, und da die damaligen Menschen natürlich nicht daran gedacht haben, die Bilder so tief in den Höhlen anzulegen, daß sie vor der Einwirkung der Atmosphärien geschützt waren, damit sie viele tausend Jahre erhalten blieben, so haben sie einen ganz besonderen Grund gehabt, sie dort auszuführen, wo beständig völlige Finsternis herrschte. Daß die damaligen Menschen Augen gehabt haben, die im Finsternen sehen konnten, was Reinach für möglich hält, ist natürlich ausgeschlossen, denn solche Augen gibt es überhaupt nicht. Es bleibt also nur übrig, anzunehmen, daß diese Bilder bei künstlicher Beleuchtung hergestellt worden sind, und daß sie auch nur bei künstlicher Beleuchtung betrachtet werden konnten. Größere Feuer hat man in diesen tiefen Partien der Höhlen nicht anzünden können, denn der Rauch derselben würde erstickend gewesen sein und die Beleuchtung würde bei dem schlecht brennenden, mehr schwelenden Feuer und dem dichten Rauche nur sehr mangelhaft gewesen sein, man muß also annehmen, daß die Beleuchtung von Settlampen geliefert wurde. Aus dem Magdalénien kennt man Steinslampen, welche mit Fett gespeist werden konnten, so gerade aus der Höhle La Mouthé eine. Wenn das matte, zitternde Licht einer solchen Settpunzel nach unserem Geschmack auch sicher recht mangelhaft war, so wurde es damals doch ebenso sicher sehr geschätzt, da es das einzige war, das man hatte. Bei dem Lichte solcher Lampen also müssen die Bildnisse ausgeführt und betrachtet worden sein. Das unsichere Licht derselben bot einen Vorteil: die Tierbilder schienen sich zu beleben, was den Eindruck wesentlich erhöhte. Reinach betont, daß man an den Höhlenwänden keine Spuren von Rauch findet. Auch dieser Umstand spricht dafür, daß man keine Holzfeuer benutzte, sondern Lampen. Er spricht aber weiter dafür, daß diese bilderreichen Abschnitte der

Höhlen nicht als Wohnräume dienten, sondern nur selten benutzt und daher auch nur selten erleuchtet wurden. Es waren also nicht mit Bildern ausgeschmückte Wohnräume, sondern Räume für ganz besondere Gelegenheiten. Nicht die Wohnräume der damaligen Menschen wurden mit diesen Bildern verziert, die den Leuten alltäglich zur Freude dienen konnten, sondern Räume, die nur selten besucht wurden und die daher ganz besonderen Zwecken dienen mußten. Die Künstler endlich, welche diese Bildergalerien herstellten, taten das nicht zu ihrem Privatvergnügen, sondern sie taten es zur Erfüllung ganz besonderer Zwecke, und daher sicher im Auftrage der Horde, welcher die Höhle gehörte. Es waren einige wenige tüchtige Künstler, welche entweder einmal zufällig in der betreffenden Horde geboren waren, oder welche auch von Horde zu Horde herumzogen und gegen Entschädigung solche Bildnisse herstellten. Wenn dem so war, so können diese langen und reichhaltigen Bildergalerien nur die Bedeutung von „Heiligtümern“ gehabt haben, Heiligtümern allerdings wahrscheinlich in noch sehr naivem Sinne. Die Idee, daß man durch ein Abbild, das man besitzt, eine gewisse Macht über ein Wesen erlangt, ist meiner Meinung nach eine so nahe liegende, daß es nicht wundernehmen kann, wenn sie schon diesen Urmenschen geläufig war. Wenn sie solche Bilder in ihren Höhlen anbrachten, so werden sie die Empfindung gehabt haben, daß sie dort eine Anzahl der von ihnen gewünschten Tiere vereinigt hätten, und wenn sie vor diesen Bildern irgendwelche Zeremonien aufführten, so werden sie des Glaubens gewesen sein, durch diese die in die Höhle gebannten Tiere und durch sie wieder die übrigen draußen beeinflussen zu können. Da diese „Heiligtümer“ oder vielleicht besser „Zauberstätten“ in den Höhlen so tief innen im Dunklen lagen, so wird es sicher beabsichtigt gewesen sein, nicht alle Mitglieder der Horde an diesen Feierlichkeiten teilnehmen zu lassen, sondern nur bestimmte, also wahrscheinlich alle diejenigen, welche als Jäger in Betracht kamen, also die erwachsenen Männer. Zu bestimmten Zeiten im Jahre, die wahrscheinlich mit dem Leben der betreffenden Tiere in Zusammenhang standen, werden diese Feierlichkeiten abgehalten worden sein. Solche Ideen und ihre praktische Verwendung passen gerade für sehr tief stehende Völker, wenigstens bei ihrer ersten Entstehung, denn man kann weiterhin merkwürdigerweise feststellen, daß sie als „alte Überlieferungen“ später außerordentlich fest haften in der Seele der Menschen, und späterhin bei der zunehmenden geistigen Begabung noch immer sich vertiefen und umrankt werden von allerlei mystischem Beiwerke, durch das sie scheinbar sicherer begründet und jedenfalls weiter ausgebaut werden, bis dann schließlich eine Zeit kommt, in der zunächst bei einigen wenigen Menschen die Erkenntnis durchbricht, daß diese ganze großmächtig gewordene Anschauung Unsinn ist. Bis aber eine solche neu gewonnene Erkenntnis sich weithin im Volke verbreitet, so daß sie die alte überlieferte Anschauung vernichtet, kann dann sehr lange dauern. In unseren Kulturvölkern findet man so manche Beispiele hierfür. Wir brauchen uns wirklich nicht besonders erhaben zu dünken gegenüber unseren sogenannten „Naturvölkern“. Der weitere Ausbau solcher Ideen hat sich natürlich in den späteren Jahrtausenden allmählich vollzogen. Sind schon die oben genannten Höhlen recht beweisend für die hier gemachte Annahme, so ist am beweisensten eine Höhle, die des Tuc d'Audoubert, welche von dem Grafen Begouen und seinen Söhnen genauer untersucht worden ist. Diese Höhle liegt im Dep. Ariège, in der Gemeinde von Montesquieu-Avantès, also im Süden Frankreichs. „Tuc“ bedeutet in der ortsüblichen Sprache einen „Felskamm“. Die Höhle war schon früher von dem Grafen

untersucht worden und hatte ihm sehr schöne Selszeichnungen von Tieren aus dem Aurignacien und Magdalénien geliefert. Sie ist sehr schwer zugänglich und sehr kompliziert gebaut. Durch den Anprall eines Flußchens, des Dolp, ist ein Wassergang ausgespült worden, und man muß auf etwa 60 m Länge in einem Boote unter der Erde hineinfahren, um zu der Höhle zu gelangen. Ich folge hier den Angaben von Begouen (1912). Bei niedrigem Wasserstande kann man indessen zur Not auch trockenen Fußes hineinkommen. Während des Winters und nach starken Gewittern tritt das Wasser selbst in die unteren Galerien ein, der Fluß ist dann ein reißender Strom und verhindert absolut jeden Eintritt in die Höhle. Diese selbst setzt sich aus drei Stodwerken zusammen, von denen das unterste in der Höhe des Wasserspiegels liegt. Etwa 150 m vom Eingange entfernt muß man einen kleinen Selsabhang von 2 m Höhe ersteigen, um in das zweite Stodwerk zu gelangen. In diesem verläuft ein Gang, der sich stellenweise zu weiten Sälen erweitert. Hier fanden sich schon Selszeichnungen und Spuren von Malereien. In der Ecke eines von diesen Sälen beginnt dann ein enger Gang, der weiter nach oben führt. Nach einer Steigung von 12,5 m kommt man in das dritte Stodwerk. Der hier beginnende Gang ist eng und unregelmäßig. An manchen Stellen findet man zahlreiche Tierbilder in die Selswand ingraviert. So den Kopf einer Hirschkuh, sodann zwei seltsam geformte Raubtiere mit offenem Rachen, in einem kleinen Saale Gravierungen von Pferden, Wisenten usw. Diese Bilder erscheinen sehr verschieden von denen in dem unteren Stodwerke, älter und wahrscheinlich dem Aurignacien entstammend. Von diesem kleinen Saale aus nun führt ein enger und niedriger Gang weiter, der ganz durch Tropfsteinsäulen verschlossen war, die erst weggebrochen werden mußten, um einen Durchgang zu gewinnen. In einem weiteren Saale findet man dann auf dem lehmigen Boden zahlreiche Spuren von Bärenknochen und Haufen von Bärenknochen, deren Besitzer hier augenscheinlich gestorben sind. Der Diluvialmensch, der hier eindrang, hat aus den Bärenkiefen die großen Eckzähne herausgebrochen, die zum Schmucke verwendet wurden. Ein Unterkiefer eines kleinen Bären ist, nachdem ihm sein Eckzahn herausgebrochen worden war, vom Menschen auf einen Selsvorsprung gelegt worden und ist auf diesem durch Kalksinter festgeklebt. Um diese Bärenskelette herum zeigt der Boden die Spuren von nackten menschlichen Füßen und namentlich von den Zeßen. Diese Füße ähneln denen von jetzigen Menschen von geringer Größe. Die große Zeße ist etwas groß, wie bei allen Menschen, welche barfuß gehen. In diesem Teile der Höhle fand sich auf dem Boden ein kleiner Schaber aus Feuerstein vom Magdalénientypus, ein Zeichen dafür, daß zu der Zeit des Magdalénien Menschen diesen Teil der Höhle besucht haben. Außer einigen weiteren solchen Feuersteininstrumenten fand sich auch ein durchbohrter Zahn eines Rindes. Weiterhin gelangt man dann in einen kleinen Saal, nachdem man einen lehmigen Abhang hinaufgeklettert ist, auf dem man noch die Spuren des Hinaufkletterns von Menschen und Bären wahrnimmt. Von den Bärenkrallen findet man hier lange Furchen, die Tiere sind auf dem schlüpfrigen Boden ausgeglitten. Der Lehm Boden dieses Saales zeigt ein Gewirr von gekrümmten Linien, dessen Bedeutung noch nicht verständlich ist, und zwischen den Linien tiefe Eindrücke. Diese sind die Eindrücke von menschlichen Fersen. Durch das kalkhaltige Wasser hat sich auf der Oberfläche des Bodens eine ganz dünne, hautartige Kalkschicht abgelagert mit sehr feinem Korne, etwa von der Dicke einer Eierschale, und diese Kalkschicht gibt außerordentlich genau alle Feinheiten des Bodens wieder. Hebt man dieses Kalkhäutchen ab, so hat man einen ganz genauen Abdruck der Fersen, an denen

man die geringsten Details deutlich erkennt, so daß auch die Hautverdickungen klar hervortreten. Auch diese Fersenabdrücke, die später noch genauer studiert werden sollen, erschienen klein und von kleinen Menschen herstammend. Merkwürdigerweise sieht man hier nun aber nur Abdrücke von Fersen, nie von einem ganzen Fuße oder von Zehen, während an anderen Stellen der Höhle, wie schon erwähnt, sehr deutliche Zehenabdrücke sich vorfanden. Der Saal ist so niedrig, daß man schon gleich am Eingange sich nicht mehr aufrecht halten kann, man mußte sich also niederhocken. Welche Bedeutung nun diese eigentümlichen Linien Spuren haben und welche Bedeutung man diesem Hocken auf den Fersen zuschreiben kann, — und der Boden zeigt massenhaft solche Eindrücke — ist noch unbekannt. Vielleicht handelt es sich hierbei um einen mit der Idee einer Zauberei verbundenen Ritus. Hinter diesem Teile der Höhle liegt dann ein Endsaal, in dessen Mitte zwei aus dem Lehm oder Tone des Bodens modellierte Wisentstatuetten gefunden wurden. Wenn man in diesen Saal eintritt, sieht man die Tiere, einen männlichen und einen weiblichen Wisent, von hinten und es sieht aus, als wenn sie längs der Felswände vor dem Menschen hinliefen. Die beiden Tiere sind nicht ganz hintereinander gestellt, das vordere steht etwas links von dem anderen und auch nicht so horizontal wie das erste. Es hat sich auf den Vorderbeinen etwas erhoben und scheint den Felsen hinaufzuklettern. Das vordere ist fast unverfehrt, nur das Ende des rechten Hornes und der Schwanz sind abgefallen, doch liegt das Schwanzstück daneben auf der Erde. Der Saal ist im ganzen hinreichend feucht, so daß der Ton seine Plastizität hat bewahren können, immerhin sind einige Risse aufgetreten, die aber die Tierkörper nicht wesentlich beschädigt haben. Das vorderste Tier lehnt sich ganz an den Fels. Da für das hintere der Fels nicht lang genug war, so hat der Künstler einige Steine herangeholt und den Fels verlängert, damit der Hinterteil des Wisent eine Stütze fand. Das vordere Tier ist das Weibchen. Die Köpfe sind besonders sorgfältig modelliert worden. Das Auge ist bei dem Weibchen durch eine Tontugel dargestellt worden mit einer Vertiefung in der Mitte. Diese Nachahmung des Auges und des Blickes gibt dem Kopfe Leben. Bei dem männlichen Tiere ist das große Auge einfach rund und erscheint leblos. Der Bart des männlichen Tieres, der bis zum Bauche hinabzieht, ist angedeutet durch feine Striche mit einem Spatel aus Holz oder Knochen, während die mehr wollige und gröber erscheinende Mähne von dem Künstler mit seinem Daumen ausgeführt worden ist, der sehr deutliche Eindrücke hinterlassen hat. Die beiden Statuetten zeigen soviel natürliches Leben, einen solchen Realismus in der Wiedergabe und eine solche Technik, daß man den Hersteller als einen richtigen Künstler ansehen muß. Es dürften dies wohl die ältesten Tonstatuetten sein, die bisher auf der Erde gefunden worden sind. Allerdings ist es möglich, daß die oben schon besprochenen kleinen Statuetten der Frauen von Mentone und Willendorf älter oder gleich alt sind. Neben diesen beiden Statuetten lag dann noch auf dem Boden eine kleine Tonstatuette von 13 cm Länge, die ebenfalls einen Wisent darstellt, aber nur sehr flüchtig ausgeführt ist. Eine Furche scheidet die Beine und den Bauch von einer kleinen Erhöhung des Bodens, die augenscheinlich als Postament dienen sollte, damit man die Statuette von allen Seiten betrachten konnte. Eine Skizze von einem Wisent (41 cm lang) war noch auf den Boden gezeichnet, der Rückenfонтur war einfach durch eine 2 cm tiefe Furche, die mit dem Finger ausgeführt war, angedeutet. Die Modellierung des Kopfes war gerade angefangen, das eine Horn sprang schon vor. Ein kleiner Steinblock, der von der Decke heruntergestürzt ist, hat diesen Kopfteil zerquetscht. Der Künstler, der

diese Statuetten ausgeführt hat, ist augenscheinlich seiner Zeit plötzlich von seinem Werke abgerufen worden und nicht wieder zurückgekehrt, so daß die angefangenen Statuetten unvollendet blieben. Diese sind uns erhalten geblieben Dank der Feuchtigkeit der Höhle und dann dem Verschlusse durch die Tropfsteinsäulen, der ja allerdings erst sehr viel später entstanden sein kann. Während des ganzen Solutréen und Magdalénien muß der Durchgang ja noch offen gewesen sein, wenn auch die Anfänge dieser Säulenbildungen schon vorhanden gewesen sein mögen. Waren die Wisentstatuetten auch noch nicht ganz vollendet, so machten sie im großen und ganzen doch einen fertigen Eindruck. Stellen wir uns vor, daß der Zug der Besucher dieses „Heiligtums“ oder dieser „Zauberhöhle“ erst durch den unterirdischen Zugang an dem brausenden Flusse in das Innere gedrungen war, dann durch die Gänge in die verschiedenen Stodwerke vorgeedrungen war, an den Tierbildern vorbei und mit Aufenthalt in den Sälen, in denen seltsame Zeremonien ausgeführt wurden — man denke an den niedrigen Hörsaal mit den Fersenabdrücken und den geschlängelten Linien und daß dann endlich die Leute in diesem letzten Saale diese beiden Wisente scheinbar vor sich herfließen sahen, ganz lebendig in ihrem Ausdrucke, Bildwerke, die sie sonst nie gesehen hatten, die ihnen also um so lebendiger vorkommen mußten, so wird man zugeben müssen, daß der Eindruck dieser Höhle auf die naiven Besucher ein gewaltiger sein mußte. Die Leute mußten im Innersten erregt sein, um so mehr als eine gewisse Ermüdung zu dieser seelischen Erregung dazukam. Die hier angewandten Mittel sind die nämlichen, durch welche auch die späteren alten Kulturvölker bei ihren Mysterien wirkten, nur daß diese letzteren, geistig weit höher stehend, noch mehr Mittel zur Verfügung hatten. Im Prinzip war es aber dasselbe. Wie oft und wie lange Zeit hindurch diese Höhle besucht worden ist, läßt sich nicht sagen. Aus dem in ihr gefundenen Werkzeuge der Magdalénienstufe kann man aber schließen, daß sie auch noch im Magdalénien besucht wurde, also wohl jedenfalls viele tausend Jahre hindurch. Sie war demnach für jene Völker schon ein durch sein Alter geweihtes Heiligtum oder eine solche Zauberhöhle und mag weit berühmt gewesen sein. Die beiden Wisentstatuetten maßen 61 und 63 cm und lagen 700 m vom Eingange der Höhle entfernt in völliger Finsternis, ebenso wie die sämtlichen Gänge und Säle der Höhle. Diese tiefe Finsternis und der Gedanke, tief im Inneren der Erde zu sein, wird die Gemütsbewegung der Besucher noch gesteigert haben, während die Tierbilder in den Gängen und Sälen durch die schwache, flackernde Beleuchtung noch dazu lebendig erschienen.

Ich habe oben schon bemerkt, daß wir von dem Neandertaler keine Bildwerke kennen, obwohl auch dieser schon Höhlen als schützende Aufenthaltsorte kannte und benutzte. Wie ich oben schon ausgeführt habe, ist es möglich, daß er noch nicht die Fähigkeit besaß, zu zeichnen, vielleicht auch nur noch nicht die Technik kannte, solche Bilder haltbar auf Felswänden zu entwerfen. Es ist aber auch denkbar, daß er geistig noch nicht so hoch stand, um die Idee eines solchen Bilderzaubers zu fassen. Es könnte endlich auch sein, daß ihm noch die Beleuchtungsmittel fehlten, und das kann man sogar als ziemlich sicher ansehen, um tief in die Höhlen einzudringen, und dort Zeichnungen auszuführen, und daß solche, wenn er sie in den hellen vorderen Teilen ausführte, infolge der Einwirkung der Atmosphärien uns verloren gegangen sind. Man sieht, es sind mancherlei Möglichkeiten vorhanden, um das Fehlen der Neandertalzeichnungen zu erklären, als die wahrscheinlichste Ursache würde mir allerdings die geistige Unfähigkeit zur bildlichen Darstellung erscheinen.

Reinach kommt in seiner Arbeit noch auf die Tänze unserer Naturvölker in Tiermasken zu sprechen, welche ja auch den Zweck haben, das Jagdwild dem Jäger leichter zugänglich zu machen. Man hat auch aus dem Magdalénien derartige Bilder von tanzenden Männern gefunden, und kann daher annehmen, daß auch damals schon derartige Tänze ausgeführt wurden. Man findet aber andererseits aus derselben Zeit auch Bilder von maskierten, in Tierhäute gesteckten Männern, die wahrscheinlich das Wild beschleichen wollen. Auch die Jäger unserer Naturvölker üben diesen Brauch. Auf den bekannten Buschmannmalereien findet man solche Szenen ebenfalls dargestellt. Wir ersehen also aus den Bildern des Magdalénien, daß der damals lebende Mensch nicht nur ein geübter und geriebener Jäger war, der sein Wild zu überlisten versuchte, sondern daß er auch durch Zaubertänze auf sein Jagdwild einzuwirken versucht hat. In diesen beiden Hinsichten würde er sich also unseren Naturvölkern schon genähert haben. Ich würde hieraus nicht den Schluß ziehen, daß der Magdalénienmensch geistig unseren jetzigen Naturvölkern schon nahe stand, diese stehen sicher beträchtlich höher, sondern daß manche von den Ideen und Gebräuchen unserer Naturvölker ihren Ursprung schon in jener Urzeit genommen haben. Der körperliche und geistige Besitz des Menschen stammen eben aus allen jenen Zeitabschnitten her, die er während seiner gesamten stammesgeschichtlichen Entwicklung durchlebt hat. So ist der Mensch in seinem gesamten jetzigen Sein untrennbar mit seiner ganzen Vorzeit verwachsen und kann auch in seinem geistigen Leben nicht nur neu sein, sondern ist im Gegenteil unentrinnbar seinen früheren geistigen Eindrücken unterworfen, die er nur ganz allmählich durch neue geistige Errungenschaften ändern kann, die dann wieder weiter auf die nächsten Geschlechter einwirken und so diese wieder fest mit den jetzigen verknüpfen.

Nun hat vor kurzem Hausser, der bekannte Schweizer Antiquitätenhändler, dem wir mehrfache sehr schöne Funde (3. T. zusammen mit Klaatsch) verdanken, einen Opferplatz aus dem Magdalénien beschrieben (1917, S. 86—91, besonders S. 88—91). Von einem großen, wohl bei einem Erdbeben herabgestürzten Steinblocke bedeckt, war der Platz wohl erhalten geblieben. Nach Entfernung des Selsblockes ließ sich folgendes feststellen. Es fand sich eine regelrechte Herdstelle, deren Platte aus Flußkieseln zusammengesetzt, länglich und stark mit Asche und Kohle bedeckt war. Sie war umgeben von einem Kranze von Steinplatten, auf denen Tiere gezeichnet waren. Alle Bildseiten dieser Platten waren nach der Herdstelle gerichtet gewesen. Der ganze Platz mißt in ovaler Form 15:8 m. Eine ungeheure Menge von Schädelresten von Wildpferd, Wisent und Rentier, ferner große Mengen von Hornzapfen, Geweihschäufeln und Geweihsprossen lagen bis zu einem Meter Höhe aufhäuft auf einem Teile des Platzes bei der Feuerstelle, auch Stoß- und Backzähne von Mammut. Aufgeschlagene Markknochen fehlten gänzlich. In unmittelbarer Nähe des Herdes lagen nach der anderen Seite hin Dutzende von Schmuckstücken: zierliche, durchbohrte Zähne, durchlochte Steine und Knochenanhänger, Bergkristallperlen, Nadeln, Ocker, Kultstäbe (sog. Kommandostäbe) usw. Ferner zwei große, scharfe Feuersteinklingen und 11 Schalensteine. Auf einem dieser Steine fanden sich vier regelmäßig angeordnete Schalen. Nach Hausser können diese Schalensteine nur zum Auffangen des Blutes der Opfertiere gedient haben. Nach der von Hausser gegebenen Beschreibung, aus der ich hier die wichtigsten Dinge mitgeteilt habe, kann es sich

in der Tat wohl nicht um einen Wohnplatz gehandelt haben; daß es ein Opferplatz war, scheint möglich zu sein, aber nicht wahrscheinlich. Von einem naiven mystischen Jagdtierzauber, wie ich ihn bisher besprochen habe, bis zu einem Opferplätze ist ein weiter Weg. Wenn hier geopfert wurde, so scheinen im wesentlichen die Köpfe bestimmter Jagdtiere geopfert worden zu sein, einmal wohl, weil sie das Charakteristische an dem Tiere waren, und dann, weil diese Teile für die Ernährung weit weniger wichtig waren als das Fleisch des übrigen Körpers. Der Mensch hat augenscheinlich zu allen Zeiten einen nützlichen Egoismus besessen, der ihn nur das abgeben ließ, was ihm weniger notwendig war. Nun bleibt allerdings die wichtige Frage offen: wem opferte der Magdalénienmensch? Sollte er schon an ein höheres Wesen geglaubt haben, das er sich durch Opfer günstig stimmen wollte? Diese Frage läßt sich vorläufig wohl nicht irgendwie sicher beantworten. Ich muß indessen sagen, es erscheint mir äußerst unwahrscheinlich, daß der so real, naiv real denkende Paläolithiker schon solche ins Unsichtbare schweifende Ideen gehabt haben sollte. Weit eher scheint es mir möglich zu sein, daß es sich hier wiederum um eine andere Form des Tierzaubers gehandelt hat. Hierfür scheinen mir namentlich auch die mit Tierbildern bedeckten Steine, die die Herdstelle umgaben, zu sprechen. Wenn man für diese „Opferstelle“ eine Deutung zu finden sucht, so wird eine solche nur rein subjektiv sein können, da für sie Beweise kaum zu finden sind. Ich möchte annehmen, daß diese „Opferstelle“ eine Art von Ergänzung darstellt zu den Höhlen mit ihren Tierbildern. Diese selbst scheinen mir in zwei Arten zu zerfallen:

1. In solche, welche gleichzeitig Wohnhöhle und Heiligtum oder Zauberhöhle waren. Im vorderen, helleren und luftigeren Teile wohnte die Horde, im hinteren, dunkelen, als „tabu“ betrachteten Teile befand sich ihr Heiligtum, also ein Privatheiligtum der Horde, gewissermaßen für den Hausgebrauch bestimmt.

2. In solche, welche nur als Heiligtum oder Zauberhöhle dienten. Diese werden voraussichtlich nicht nur im Besitze einer Horde gewesen sein, und daher als gemeinsames Heiligtum für mehrere Horden, für einen Bezirk, gedient haben. Von solchen kenne ich bis jetzt nur die Höhle des Tuc d'Audoubert.

Diese beiden Arten der Heiligtümer dienten dem gewissermaßen platonischen Zauberkultus, der in der naiven Besitznahme der Jagdtiere durch ihre Abbilder bestand. Einem ganz anderen Zwecke könnte dieser „Opferplatz“ gedient haben. Hier kamen die Jäger eines Bezirkes vielleicht zusammen, um die Ergebnisse ihrer Jagden zu feiern. Sie mögen hier eine Art von tierischem „Erntefest“ gefeiert haben zu bestimmten Zeiten des Jahres. Sie schleppten dazu nicht die ganzen Tiere herbei, sondern nur die charakteristischen Teile derselben, die Köpfe oder beim Mammute die Stoßzähne und Backzähne, da die Köpfe denn doch zu schwer waren, und natürlich nur einige solche. Das eine oder andere Tier hätte ja auch ganz hingeliefert werden sein können, um die Unkosten des Mahles mit seinem Fleische zu decken, aber da man keine sonstigen Skelettknochen außer den Schädeln gefunden hat, so ist das unwahrscheinlich. In den Köpfen war das Gehirn enthalten, so ist es möglich, daß man bei diesen Festen dieses als Lederbissen verzehrt hat. Man findet ja auch die Schädel nach der Beschreibung nicht ganz vor, sondern in Stücken, das spricht dafür, daß das Gehirn herausgenommen wurde. Die Schädelreste und die Hörner ließ man liegen, vielleicht aus Bequemlichkeit, vielleicht auch zum Andenken an die Feiern ev. als Triumphzeichen. Es würde dies meiner Deutung nach also ein „Festplatz“ gewesen sein. Diese Feste

hatten aber, wie ich schon erwähnt habe, wohl gleichzeitig auch eine Bedeutung für den Tierzauber, vielleicht sollten sie die Herrschaft des erfolgreichen Jägers über die Jagdtiere verherrlichen und dieses den um den Platz herum aufgestellten Tierbildern, die wieder als lebendig, oder wenigstens die lebenden Tiere ersetzend gedacht wurden, ad oculos demonstrieren. Hausser hat den Platz als „Opferplatz“ gedeutet. Ich möchte diese Deutung nicht für richtig halten. Was für Tiere sollten denn dort geopfert werden? Man hat Reste gefunden von Wildpferd, Wisent, Rentier (die Köpfe) und Mammut (Stoßzähne und Backzähne). Alle diese Tiere ließen sich aber natürlich nicht lebend nach dem Opferplatze bringen und dort abschlachten. Die Schalensteine, die Hausser gefunden hat, und von denen er annimmt, daß sie zum Auffangen des Blutes der geschlachteten Tiere gedient haben, müssen also eine ganz andere Bedeutung gehabt haben, welche, ist freilich schwer zu sagen. Vielleicht sind die Gehirne hineingelegt worden. Die Paläolithiker haben sehr wahrscheinlich an irgendwelches „Opfern“ auch noch gar nicht gedacht. Das Opfern ist erst möglich, wenn man Jemand hat, dem man opfern kann, und wenn man Tiere hat, die man opfern kann. Solche hat man aber erst, wenn man Haustiere hält. Die ersten Haustiere sind aber wohl sicher erst im Neolithikum vorhanden gewesen, nur der Hund schon im Mesolithikum, aber dieser wurde nicht gegessen, und zum Opfer gehörte ein eßbares Tier, denn die Grundidee war doch wohl zunächst die, daß man dem mächtigen Wesen, das man sich günstig stimmen wollte, etwas gutes zum Essen darbot. Der Rauch mit dem Dufte des verbrannten Fleisches stieg nach oben, und labte so das unsichtbare Wesen, das man anders nicht füttern konnte, allenfalls verzehrten die Priester mehr oder weniger heimlich das sonstige Fleisch als Vertreter des unsichtbaren Wesens, oder auch öffentlich zusammen mit den Opfernden. Dem Gesagten zufolge wird das „Opfern“ erst im Neolithikum aufgefunden sein und zu dieser Zeit waren dann auch sicher schon mystische Ideen von unsichtbaren und mächtigen Wesen vorhanden. Wenn Hausser weiter annimmt, daß die vielen an dem Platze gefundenen Schmucksachen dem Priester des Platzes angehört hätten, so ist die nächste Frage wohl, ob denn damals Priester überhaupt schon vorhanden gewesen sein werden. Hausser freilich scheint dieserhalb gar kein Bedenken zu haben. Er sagt (S. 90):

„Deshalb (wegen des ganzen Befundes) kann ich in diesem Herde keine gewöhnliche Feuerstelle anerkennen, die etwa nur profanen Zwecken gedient haben sollte; hier kommt dem Feuer eine erhöhte Bedeutung zu, es ist der Altar. Die erste rituelle Stätte, die wir bis heute aus fernster Vergangenheit kennen! Hier an dieser geheimnisvollen Stätte opferten die Jäger des Magdalénien dem unsaßbar Gewaltigen, der ihnen die Jagdtiere zutrieb, sie in rasender Glucht ihnen wieder entführte oder ihnen ab und zu eines zu erlegen Gelegenheit gab. Diesem Großen, Unverstandenen und deshalb doppelt Gefürchteten, den man nicht sah, den man nur ahnte und zu fühlen vermeinte, brachte der Primitive das Reinste und Impo- nierendste vom Tierkörper selbst: Kopf und Gehörn. Auf dem Steinaltar erhielt man das Feuer in fortwährender Glut, und daneben legte der Leiter der zeremoniellen Handlung, der urweltliche Priester, seinen Schmuck und sein Gerät, Messer und Zauberstäbe.“

Daß der Magdalénienmensch schon an ein mächtiges unsichtbares Wesen geglaubt haben sollte, das ihm nach seinem Belieben Jagdwild auslieferte oder nicht, ist äußerst unwahrscheinlich. Daß dieser Platz kein gewöhnlicher Wohnplatz war, möchte ich nach dem Befunde ebenfalls annehmen, ich habe

ihn ja eben für einen Festplatz erklärt. Wenn der Magdalénienmensch aber noch an kein überirdisches Wesen glaubte, konnte auch noch kein Priester da sein, der dieses vertrat. Ferner ist nicht recht einzusehen, warum der von Hausser angenommene Priester seinen reichen Schmuck neben dem Feuer auf dem Boden niedergelegt haben sollte, während er selbst sich wo anders befand. Dieser Boden war doch wirklich keine geeignete Aufbewahrungsstätte für seinen Schmuck. Ich möchte annehmen, daß zu den Feiern auf diesem Festplatze Abgesandte der einzelnen Horden kamen, nicht die sämtlichen Jäger der Horden, denn der Platz war nur klein. Es sind 11 Schalensteine gefunden worden. Ob diese Zahl auf die Zahl der Besucher hindeuten könnte, ist eine offene Frage. Man darf wohl annehmen, daß die Jäger einer Horde sich einen Führer wählten. Gesellig lebende Tiere haben stets ein führendes Tier und die Schimpansen der von der Preußischen Akademie der Wissenschaften auf Teneriffa eingerichteten Anthropoidenstation haben sich, wie Rothmann und Teuber (1915) berichten, auch sofort einen Führer gewählt, dem sie sich unterordneten, da ist es äußerst wahrscheinlich, daß auch die Paläolithiker schon ähnliches getan haben werden. Über das wahrscheinliche Verhältnis dieser männlichen Führer oder Häuptlinge zu den älteren Frauen habe ich oben schon gesprochen. Möglicherweise haben auch die mehr verbündeten Horden eines Bezirkes schon ein gemeinsames Oberhaupt gewählt, das dann eine solche Festversammlung einberief und den Vorsitz hatte. Über alle solche Dinge sind ja natürlich nur Vermutungen möglich. Jedenfalls waren alle solche Einrichtungen auch bei ganz naïv-realen Menschen denkbar. Man muß sich aber bei diesen Vermutungen vor allem hüten, sich von den Grenzen solcher naïv-realen Anschauungen weiter zu entfernen. Die Führer der einzelnen Horden werden für die Privatheiligtümer dieser Horden und für die in diesen vorzunehmenden Zeremonien und Feiern zu sorgen gehabt haben, der „Oberhäuptling“, wenn wir ihn so nennen wollen, vielleicht für die den Horden gemeinsamen Heiligtümer, so für das von Luc d'Audoubert und für den Festplatz von Hausser. So kann man sich die Verhältnisse vielleicht denken. Wie die Feste auf dem Festplatze gefeiert worden sein mögen, darüber läßt sich vorläufig nichts sagen, wenn es aber zu jener Zeit schon alkoholhaltige Getränke gab, was ja nach den Trinkhörnern der Frauen von Laussel nicht unwahrscheinlich ist, dann ist es schon zu verstehen, daß nach einem solchen Feste so manches Schmuckstück der Teilnehmer, die doch natürlich in ihrem vollen Schmucke erschienen, und bei jenen schmuckliebenden Menschen war das nicht wenig, auf dem Festplatze liegen blieb und so, durch den großen Felsblock sicher behütet, nach Zehntausenden von Jahren Hausser in die Hände fallen konnte. Ich möchte vermuten, daß jene alten Magdalénienhäuptlinge auf diesem Festplatze recht feucht-fröhlich gewesen sein werden, und wenn sie dort geopfert haben sollten, wohl nur dem Gotte ihres Genußmittels geopfert haben werden, der Bacchus oder Gambrius nahestand, aber sicher auch nur unbewußt, da sie sich auch zu einem solchen irgendwie vorgestellten und benannten Gotte sicher noch nicht aufschwingen konnten. Ich habe oben schon kurz diese Dinge erwähnt.

Zu dieser Zeit sind „Häuptling“ und „Priester“ (der „erste Anfang eines Priesters“, wenn überhaupt schon davon die Rede sein konnte) wohl sehr wahrscheinlich noch in derselben Person vereinigt gewesen, die Verhältnisse lagen so einfach, daß das möglich war. Bei der damaligen Stufe der geistigen Entwicklung beschränkte sich das Priestertum noch auf sehr einfache und seltene Zeremonien, und das Häuptlingstum wird auch noch in seinen ersten

Anfängen begriffen gewesen sein. Später, als die Menschen sesshaft wurden und Ackerbau und Viehzucht trieben, im späteren Mesolithikum und dann im Neolithikum, wurden die Verhältnisse ganz andere und wesentlich komplizierter, da tauchten dann auch ganz neue Ideen und Vorstellungen in bezug auf unsichtbare und mächtige Wesen, Geister, Götter u. dgl. auf, welche einem selbständigen Priestertume den Weg bahnten.

Derworn denkt über die hier von mir besprochenen Dinge wesentlich anders. Er führt die hier von mir ausführlicher besprochene Ansicht Reinachs nur als „Kuriosum“ an. Er sagt an dieser Stelle (1908, S. 45—46) weiter:

„Ganz abgesehen davon, daß wir bisher noch durchaus keinen sicheren Anhaltspunkt haben für die Annahme magischer oder überhaupt religiöser Vorstellungen in der paläolithischen Jägerkultur, wären aus rein inneren psychologischen Gründen unter der Voraussetzung magischer Vorstellungskreise diese physioplastischen Darstellungen völlig undenkbar, wie ein bloßer Umblick unter den Kunstproduktionen der von magischen und abergläubischen religiösen Ideen erfüllten Naturvölker zeigt. Solche Vorstellungen beeinflussen stets und überall die Kunst des primitiven Menschen in ideoplastischem Sinne und hätten unfehlbar den Tierbildern der Höhlenwände ihre Spuren aufgeprägt. Im übrigen hat die seltsame alle psychologischen Verhältnisse verkennende Hypothese Reinachs bisher auch keinen sonderlichen Anklang gefunden.“

Ich selbst habe die Arbeit von Reinach zufälligerweise erst bei der Abfassung dieser Arbeit kennen gelernt. Ich habe aber, solange ich mich überhaupt mit der Urgeschichte beschäftige, stets ganz dieselben Anschauungen gehabt (wie ich sie hier auch ausgesprochen habe) und sie auch in meiner Vorlesung über Urgeschichte vorgetragen. Sie erschienen mir äußerst naheliegend. Ich kann auch die hier mitgeteilten Einwände von Derworn nicht als richtig anerkennen und verweise wegen alles Näheren auf das oben Gesagte. Ich habe ja dort schon hervorgehoben, daß es auch eine naive, ideoplastischen Zwecken dienende Kunst geben kann, die rein physioplastisch erscheint, ja daß eine solche sogar noch jetzt recht komplizierten ideoplastischen Anforderungen genügen kann.

Ich möchte hier übrigens noch besonders betonen, daß ich nicht annehme, daß sämtliche Felsbilder nur zu magischen Zwecken gezeichnet worden sind, als solche möchte ich zunächst nur die ansehen, welche in den dunklen Teilen der Höhlen liegen, denn die Dunkelheit des Ortes scheint mir hierfür ein Beweis zu sein, außerdem findet man hier gewöhnlich auch eine ganze Anzahl von Bildern, welche dieselben Tiere darstellen. Anders liegt es bei den Bildern, die sich in Halbhöhlen (Abriss) oder sonst im Hellen befinden. So sind z. B. die von mir besprochenen Bilder von Laussel sicher nicht zu magischen Zwecken bestimmt gewesen, es handelte sich bei diesen um wichtige Vorgänge, die der Künstler festzuhalten wünschte. Zu dieser Art der Bilder gehören sicher auch die Tanzszenen von Cogul und der große Jagdfries von Alpera. Sicher werden von weiteren Bildern eine Anzahl zweifelhaft bleiben. Hierauf einzugehen, liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit.

Ich möchte jetzt noch kurz auf die Kleinkunst jener Zeit eingehen. Auch diese war hochentwickelt, namentlich in der letzten Periode des Paläolithikums, im Magdalénien. Sie scheint in der Tat, wenigstens der Hauptsache nach, der Neigung zum künstlerischen Schmucke gedient zu haben. War doch der damals in Europa lebende Stamm des Aurignacmenschen von ganz besonders starker künstlerischer Begabung und von hohem Kunstsinne erfüllt. Immerhin würde

ich es, nachdem wir jetzt die Bedeutung der Höhlenmalereien kennen gelernt haben, für möglich halten, daß auch manche von diesen Kleinkunstzeichnungen noch eine Bedeutung für den „Jäger“ oder den „Menschen“ hatte. Namentlich würden da in Frage kommen jene sogenannten „Kommandostäbe“ oder „Zauberstäbe“ oder „Kultstäbe“, deren Bedeutung ja noch durchaus dunkel ist. Am wahrscheinlichsten ist mir für diese immer noch die Deutung von Schoeten'sach, daß sie zum Zusammenhalten der Fellkleidung gedient haben. Dem steht allerdings der Umstand entgegen, daß man von einer solchen Kleidung dieser Leute gar nichts weiß. Wo man menschliche Figuren findet, sind sie stets unbekleidet, höchstens maskiert. Andererseits findet man Nähnadeln, die für die Herstellung von Kleidung sprechen. Vielleicht ist die Kleidung nur selten und ausnahmsweise benutzt worden, dann ist aber wieder das zahlreiche Vorkommen dieser schön geschmückten Stäbe nicht recht zu verstehen. Allerdings könnten die Nähnadeln auch einen ganz anderen Zweck gehabt haben, nämlich den, den zahlreichen Schmutz auf Schnüre aufzuziehen, was mit einem anderen Instrumente kaum ausführbar gewesen wäre. Dann brauchten wir das Vorhandensein von Kleidern nicht anzunehmen, wenigstens nicht im französischen Paläolithikum und die „Stäbe“ müßten eine andere Bedeutung haben. Nun auf diesen rätselhaften Stäben findet man öfters ganze Reihen derselben Tierköpfe; als reine Verzierung sind diese Bilder stark einförmig, vielleicht haben sie aber neben dem Zwecke der Verzierung noch eine besondere „magische“ Bedeutung für den Jäger gehabt. Hierüber läßt sich aber zunächst nichts weiter sagen, es ist nur eine Möglichkeit. Besonders interessant sind auch die beiden aus Laugerie-Basse stammenden Stäbe, deren Gabelenden als Penes ausgebildet sind. Sollte das einfacher Schmutz sein ohne Nebenbedeutung?

Den von Derworn, besonders 1914, über den großen Unterschied zwischen unserer Kinderkunst und der Kunst des Paläolithikums geäußerten Ansichten würde ich im wesentlichen zustimmen können. Meiner Meinung nach hängt aber die Kunst unserer Kinder sehr von dem Alter ab und dem in dem betreffenden Alter vorhandenen Verständnis für die gestellte Aufgabe. Wenn man einem kleinen Kinde den Auftrag gibt, einen Gegenstand zu zeichnen, so versteht es gar nicht, was es eigentlich tun soll. Es sieht sich den Gegenstand auch gar nicht weiter genauer an, sondern zeichnet im wesentlichen aus dem Gedächtnisse alles auf, was es von dem Gegenstande weiß, ob es das nun selbst gesehen hat, oder ob es ihm nur gesagt worden ist. Daher kommen dann jene wunderlichen Bilder zustande, auf welchen man gleichzeitig das Äußere und das Innere eines Hauses, eines Brunnens, eines Wagens usw. sieht, wie Derworn sie abbildet. Das hört auf, sobald das Kind mit zunehmendem Alter das Verständnis erlangt für das, was es darstellen soll. Es ist sehr zu begrüßen, daß in neuerer Zeit in den Schulen der Zeichenunterricht so erteilt wird, daß das Kind schon sehr früh dazu angehalten wird, nach dem Modelle zu zeichnen, und somit möglichst früh zu der richtigen Erkenntnis gebracht wird dessen, was es darstellen soll. Es ist klar, daß je mehr ein Kind von Jugend auf in der Natur lebt, und je weniger es „erzogen“ wird, d. h. von anderen, meist Erwachsenen, beeinflusst wird, es um so weniger in seine Bilder hineinzeichnen kann, was es nicht sieht, denn es erfährt darüber nichts. Ebenso ist es klar, daß besonders für die bildende Kunst begabte Kinder bessere und richtigere Zeichnungen liefern werden als die anderen, und als ein solches Kind nach beiden Richtungen hin ist jedenfalls die 8jährige Hopi-Indianerin anzusehen, von der Derworn Zeichnungen wiedergibt. Der Paläolithiker wußte, als erwachsener Mensch, genau was er darstellen wollte,

und stellte das auch mehr oder weniger schön dar, je nach seiner Begabung, und die schönen Bildnisse, die wir jetzt bewundern, rühren eben sicher von ganz besonders begabten Menschen her. Die Kunst unserer kleinen Kinder besteht also, meiner Meinung nach, aus einem innigen Gemische von Physioplastik und Ideoplastik und dazu kommt dann die mangelhafte Technik.

Die Kunst unserer jetzigen Naturvölker, die Derworn unmittelbar mit der Kinderkunst zusammenstellt, gleicht dieser sicher in mehrfacher Hinsicht. Auch sie ist eine innige Mischung von physioplastischer und ideoplastischer Kunst, aber zwischen der Kunst des kleinen Kindes und der des Naturvolkes besteht doch auch wieder ein großer Unterschied: die Ideoplastik des Kindes ist eine ganz naive und hängt mit Mystik, mit Seele usw. in keiner Weise zusammen. Die Kunst des Naturvolkes dagegen ist entweder beschreibend ideoplastisch oder phantastisch ideoplastisch, im letztern Falle in durchaus mystischem Sinne und bewußt mystisch. Sie hängt dann allerdings sehr stark zusammen mit Seelenideen, Zauberei usw. Die von ihr verändert dargestellten Figuren sind bewußt verändert, um eben die mystischen Ideen zum Ausdruck zu bringen. Das **Naturvolk** versucht, sich durch seine Kunst einen bildlichen, sichtbaren Ausdruck zu schaffen für die Mystik seines Inneren. Das, was das **Kind** in seinen ideoplastischen Kunstwerken ausdrückt, ist das, was es von den dargestellten Gegenständen weiß, aus eigener Erfahrung und aus der Belehrung der anderen. Die Technik kann bei dem Naturvolke ebenso mehr oder weniger mangelhaft sein, wie beim Kinde, im allgemeinen wird sie bei dem Künstler des Naturvolkes wohl beträchtlich höher stehen als beim Kinde, weil er ein erwachsener Mensch ist, und weil sich nur solche Leute mit der Herstellung von Bildnissen beschäftigen werden, die wenigstens etwas Talent besitzen. Selbstverständlich braucht aber ein einem jetzigen Naturvolke angehörender Mensch nicht immer nur Bildnisse herzustellen, welche mit irgendwelcher Mystik durchtränkt sind, er kann auch andere herstellen, so beschreibende oder zu seinem Vergnügen, zur Ausschmückung von irgendwelchen Gegenständen oder Selbflächen dienende. Obermaier führt eine hierauf bezügliche Stelle aus dem Reisewerke von Koch-Grünberg an betreffend die Eingeborenen Südamerikas (S. 253). Allerdings scheint der Geschmack dieser durch andere, mehr mystische Zeichnungen stark verbildet zu sein, denn der Reisende führt an, daß die Zeichnungen durchweg stark geometrisch stilisiert sind. Das künstlerische Talent dieser Völker scheint also nicht so groß zu sein, wie ihre Liebe zu künstlerischen Darstellungen, da die Künstler sich von der hergebrachten Darstellungsweise nicht so frei machen können, daß sie naturgetreu zu arbeiten vermögen. Der Aurignacmensch und seine Nachkommen im Solutréen und Magdalénien hatten den Vorzug, noch in keiner Weise durch nicht naturgetreue Zeichnungen verbildet zu sein, und besaßen außerdem eine besonders hohe Begabung für die künstlerische Darstellung.

Derworn (1914) unterscheidet eine „ornamentale“, eine „schematisierende“ und eine „phantastische“ Ideoplastik. Er sagt ferner (1914, S. 3):

„Analyziert man eine Reihe von charakteristischen Beispielen für die Kunstproduktion der nachpaläolithischen Zeit oder der heute lebenden Naturvölker oder des Mittelalters oder des Kindes oder schließlich der modernen von der Naturwahrheit abgewandten Kunstströmungen, so findet man sehr bald, daß allen diesen Leistungen ein gemeinschaftliches psychologisches Moment zugrunde liegt. Diese Kunst stellt gar nicht wirklich

beobachtete Gegenstände dar, sondern Darstellungsgebilde, die dem Assoziationsleben mit allen seinen tausend verschlungenen Wegen entsprungen sind und die sich bald weniger, bald mehr von der Ähnlichkeit mit realen Objekten entfernen, bis zu völlig neuen Phantasieschöpfungen hin."

Und weiter auf S. 40 und 41:

"Man stellt in der ideoplastischen Kunst nicht dar, was man sieht, sondern was man denkt."

Und auf S. 41 weiter:

"Machen wir uns aber auf der anderen Seite klar, wie die Darstellung eines realen Objektes naturwahr wird, so finden wir da zwei Möglichkeiten, die beide verhindern, daß das einfache Darstellungsbild des realen Objektes mit solchen Darstellungen assoziiert wird, welche seine künstlerische Wiedergabe in ideoplastischem Sinne beeinflussen. Entweder es sind solche Assoziationen gar nicht vorhanden, oder sie werden durch bewußte Kritik ausgeschaltet. Beide Fälle werden die Entstehung eines physioplastischen Bildes gestatten, aber im ersteren handelt es sich um eine naive unbewußte, im letzteren um eine absichtlich erstrebte Physioplastik, so wie ja auch die Ideoplastik eine naive, oder, etwa bei den Modernen, eine bewußt gewollte sein kann."

Überlegt man sich nun, ob es überhaupt in Wirklichkeit eine ganz reine "Physioplastik" gibt oder jemals gegeben hat, so kommt man, wie mir scheint, zu einer Verneinung dieser Frage. Auch der tiefstehende und naivste Mensch beherbergt in seinem Gehirne eine gewisse Anzahl von eigenen Erfahrungen und von Erfahrungen anderer, die ihm mitgeteilt worden sind, und es ist ganz unausbleiblich, daß diese seine Kunstleistungen beeinflussen werden. Der naive Mensch denkt auch gar nicht daran, sich hiergegen zu wehren. Dazu kommt dann die bei jedem Menschen andere Gehirnbeschaffenheit, die ererbt ist, und bei zwei Menschen gleicher Kunstbegabung verschiedene Abbilder desselben Gegenstandes schon an sich entstehen läßt. Beides wirkt zusammen und bewirkt, daß von demselben Tiere, von derselben Pflanze usw. jeder Mensch ein etwas abweichendes Abbild geben wird. Die Abweichungen werden um so zahlreicher sein, je komplizierter der darzustellende Gegenstand ist. Bei dem Bilde eines Tieres werden im allgemeinen die Unterschiede größer sein als bei dem einer Pflanze und bei dieser größer als bei dem eines einfachen unbelebten Gegenstandes. Eine wirklich reine physioplastische Wiedergabe wird nur die Maschine leisten, also z. B. die photographische Kamera und auch diese nur, wenn sie nicht vom Menschen erst eingestellt wird, da durch die Art der Einstellung schon wieder ein subjektives Moment in die Wiedergabe hineinkommt. Man kann bei der bildenden Kunst des Menschen also eigentlich immer nur von einer **Mischung der beiden Kunstarten** sprechen, in den extremen Fällen wird von der anderen Kunstart nur ein Minimum in der Mischung vorhanden sein. Daher habe ich auch oben schon von einer solchen Mischung gesprochen. Bewußt stärker ideoplastische Kunst ist eigentlich nur die phantastische (natürlich auch immer nur als Mischung), und für diese gilt auch noch am meisten der Ausspruch, daß bei ihr der Gegensatz zwischen Leib und Seele usw. zum Ausdruck kommt. Die Kinderkunst kann stark naiv ideoplastisch sein. Die "ornamentale" und die "beschreibende" Ideoplastik enthalten noch so wenig von Ideoplastik, daß man sie vielleicht richtiger als "ornamental veränderte" und "zum Zwecke des leichteren Gebrauches schematisierte" Physioplastik bezeichnen könnte, wie ich das oben auch getan habe.

Die „allegorische“ Kunst kann rein physioplastische Figuren aufweisen, wenigstens dem Anscheine nach (geringe Beimischung) und die Kunst des Paläolithikers kann ebenfalls scheinbar rein physioplastische Bildwerke uns vorführen mit doch schon naive magischen Zwecken. So gibt es also gar keine reine physioplastische oder ideoplastische Kunst, sondern stets nur Mischungen beider, und gerade dadurch werden die Kunstwerke um so interessanter für uns und um so geeigneter als Führer für die Kultur zu dienen, wie letzteres ja Verworn auch hervorgehoben hat.

Sehen wir uns nun um, was wir weiter über die Kultur des Paläolithikers aus den alten Sunden erschließen können.

Zunächst die Kleidung. Kein Abbild eines französischen oder deutschen Paläolithikers zeigt eine Spur von Bekleidung. Nur als Masken getragene Tierhäute finden wir, ausschließlich bei Männern, als Jagd- oder Tanzmasken. Bei den weiblichen Personen finden sich hier und da Schmudhbänder um die Handgelenke als einzige Bekleidung. Aus dem Solutréen und Magdalénien finden wir aber Nähadeln in Frankreich wie bei Prédmost. Hieraus muß man wohl schließen, daß Kleidung, natürlich nur Fellkleidung, zu diesen Zeiten getragen wurde, aber wahrscheinlich nur ausnahmsweise, bei besonders rauher Witterung oder auch bei Festen als Schmud, ferner als die eben erwähnten Jagd- und Tanzmasken. Das Normale war sicher auch zu diesen Zeiten die völlige Nacktheit. Im Aurignacien findet man noch keine Nadeln. Damals war es aber auch wärmer, nur ausnahmsweise mag man sich in Felle gehüllt haben, die aber noch nicht zu Kleidern verarbeitet waren. Ähnliches wird für das warme Moustérien gelten, während des kalten Moustérien wird wohl eine einfache Fellumhüllung das Gegebene gewesen sein. Ich habe mich oben schon, bei der Besprechung der Aus schmückung der „Kommandostäbe“ über diesen Gegenstand kurz geäußert, und bin da zu dem Schlusse gekommen, daß die „Nähadeln“ vielleicht hauptsächlich gar nicht zum Nähen gedient haben, sondern zum Aufziehen der durchbohrten Muscheln, Zähne, Wirbel usw. auf Schnüre. Dann würde es leicht zu verstehen sein, warum wir keine Kleidung auf den Darstellungen finden. Übrigens waren diese Nähadeln zum Nähen wenig geeignet. Sie waren bei weitem zu schwach, um Felle zu durchbohren, und so mußten alle Stiche erst mit Pfriemen vorgebohrt werden. Eine recht umständliche Näharbeit. Wenn die Menschen damals Fellkleidung trugen, so mußten sie übrigens auch verstehen, das Leder oder die Felle so zuzubereiten, daß sie tragbar wurden.

Sehr merkwürdig ist es, daß man im spanischen Magdalénien die Frauen mit besonderen Röcken bekleidet findet, so z. B. auf der berühmten Tanzszene von Cogul, ebenso auch auf dem Friesse der Cueva de la Vieja. Es sind deutliche Röcke, welche mehr oder weniger weit auf die Unterschenkel herabhängen und den Oberkörper ganz frei zu lassen scheinen, vielleicht trug man auf diesem auch vorn offene Jäckchen. Ferner tragen bei den Spaniern Männer und Frauen eigenartige Kopfbedeckungen von verschiedenen Formen, die Frauen im wesentlichen spitz zulaufende Mützen oder Kappen, ähnliche spitze Kappen scheinen auch in Frankreich von den Männern getragen worden zu sein. Man wird annehmen müssen, daß diese Röcke und Kopfbedeckungen aus Fellen hergestellt waren, da ein anderes Material zu jener Zeit noch nicht vorhanden war. Die Männer sind wieder völlig nackt dargestellt. Auf den französischen Darstellungen tragen weder die Männer noch die Frauen irgendwelche Kleidung, auch die bekannte schwangere Frau, welche unter dem Renn-tiere liegt, zeigt keine Bekleidung, sie trägt nur ein paar Armbänder um das

Handgelenk. Durch das Klima kann dieser Unterschied nicht gut bedingt sein, denn man wird annehmen dürfen, daß Spanien eher wärmer war als Frankreich.

Schmuck wurde im Aurignacien, Solutréen und Magdalénien reichlich getragen, meist bestehend aus Muscheln, und zwar Ozeanmuscheln in Frankreich, fossilen Muscheln in Predmost (Mähren). In allen Fällen muß man Tauschhandel annehmen, durch welchen diese Muscheln an ihre Gebrauchsorte gelangten. Diese Feststellung eines Handels in der damaligen Zeit ist sehr wichtig für die Beurteilung der Kultur. Ferner wurden als Schmuck verwandt: Bären- und Hirschzähne, Fischwirbel und endlich aus Knochen und Elfenbein künstlich hergestellter Schmuck. Ja, es wurden sogar Muscheln und Zähne künstlich in Elfenbein nachgebildet. Es bestand also ein hohes Verschönerungsbedürfnis. Dazu kam Körperbemalung mit sehr verschiedenen Farben. Zuerst wurde augenscheinlich nur Rot angewandt, mit der Zeit traten immer neue Farben hinzu. Sicher hat diese Bemalung als Schmuck gedient. So auch schon bei den Neandertalern. Ob sie gegebenenfalls auch als Schutz gegen die Witterung benutzt wurde (die mit Zeit angeriebenen Farben werden dazu über größere Flächen des Körpers gestrichen) wissen wir nicht. Wenn der Neandertaler ebenfalls schon eine Hautbemalung als Schmuck benutzt hat, worauf die gefundenen Ockerstückchen hindeuten, so spricht das dafür, daß er nicht stark behaart gewesen sein kann. Ob „Tätowierung“ schon bekannt war, wissen wir nicht. Besonders reich ist der Schmuck, den man an den Leichen der Grimaldihöhlen findet: Schmuckbänder um den Kopf, um den Hals, Brustlatze, Schmuckbänder um Oberarm, Ellenbogen, Handgelenk, Schmuckbänder um Knie, um Fußgelenke; an den Knien öfters verhältnismäßig große Muscheln. An den beiden Kinder skeletten fanden sich sehr lange Muschelschnüre um Bauch und Schenkel. Die spanischen Männer tragen als Hauptschmuck deutliche Schmuckbänder um die Knie, die seitlich ziemlich lang herunterhängen, die Frauen kürzere um die Ellenbogen, in denen mitunter Federn zu stecken scheinen. Die spanischen Männer trugen augenscheinlich auch einen Federerschmuck, der ganz ähnlich aussah wie der der nordamerikanischen Indianer, er beschränkte sich allerdings auf den Kopf und hing nicht wie bei diesen, auf den Rücken herunter. Er wurde wohl nur, wie auch bei den Indianern, von Häuptlingen oder ähnlich hochstehenden Herren getragen. Wenigstens läßt hierauf der Fries von Alpera schließen. Ich möchte übrigens annehmen, daß die Röcke der spanischen Frauen auch im wesentlichen als Schmuck dienten und nicht zum Schutze gegen die Witterung, das letztere wird wohl kaum nötig gewesen sein. Daher denn auch die Eigentümlichkeit, daß einige von den Frauen rot, andere schwarz dargestellt worden sind.

Vor kurzem habe ich in einer Arbeit (1918) darauf hingewiesen, daß der Umstand, daß alle Schmuckfachen weiß waren, dafür spricht, daß die Haut der damaligen Menschen nicht weiß, sondern dunkler gefärbt war.

Die Frauen legten im Aurignacien augenscheinlich viel Wert auf eine schöne Frisur, denn diese ist auf den Bildnissen auffallend deutlich dargestellt worden, auch die in Laugerie-Basse gefundenen langen Haarnadeln sprechen dafür, daß der Frisur viel Wert beigelegt wurde. Ob diese Nadeln von Männern oder Weibern getragen wurden, oder von beiden, wissen wir nicht.

Die Haartracht der spanischen Frauen im Magdalénien scheint nach der Tanzszene von Cogul zu schließen, ganz anders gewesen zu sein, als die der französischen und deutschen im Aurignacien. Während man bei diesen letzteren den Kopf umgeben sieht von Reihen von Lösschen oder auch vielleicht von

Zöpfen, die um den Kopf herumgelegt wurden, sieht man bei den Spanierinnen glattes, frei herunterhängendes Haar, das entweder ziemlich kurz erscheint oder auch bis über die Schultern reicht. Jedenfalls haben sie langes glattes Haar befehen, kein gekräuseltes und keine Locken. Es ist wichtig, dies von den Menschen jener Zeit zu wissen.

Bei dem sich an den Wisent heranschleichenden Jäger erkennt man ziemlich deutlich einen das Kinn schmückenden Spitzbart (siehe weiter unten Abb. 7). Noch deutlicher tritt ein solcher hervor auf dem einen Kaitus darstellenden Relief von Laussel (Solutrén), welches ich vor kurzem beschrieben habe (1920). Hier erkennt man bei dem von oben gesehenen, auf dem Rücken liegenden Manne ganz deutlich einen in der Mitte geteilten Bart am Kinne, der einen wohlgepflegten Eindruck macht. Dieses Relief stammt aus dem Solutrén, der Wisentjäger aus dem Magdalénien, diese Barttracht scheint also damals die herrschende gewesen zu sein und sich durch Jahrtausende hindurch fortgesetzt zu haben. Einen ganz entsprechenden Bart erkennt man auch auf der Skizze des Mannes von Colombière, die aus dem Aurignacien stammen soll. Danach würde diese Tracht noch älter gewesen sein. Sehr auffallend ist die ganz eigenartige spitze Kopfform bei dem Wisentjäger und bei dem Manne von Colombière, es sieht so aus, als ob die Leute spitze Kappen trügen, namentlich bei dem letzteren Manne.

Die aus Feuerstein, Knochen, Renntiergeweih, Hirschgeweih, Elfenbein hergestellten Werkzeuge und Waffen des Homo sapiens zeigen durch das Aurignacien, Solutrén und Magdalénien hin einen deutlichen Fortschritt und sind in der letzten Stufe hoch entwickelt, sowohl, was die Güte ihrer Herstellung anlangt, wie die Mannigfaltigkeit der Formen und damit ihrer Anwendungsweise. Ein deutliches Zeichen für die verhältnismäßig schon recht hohe Kultur jener Zeit. Bei dem spanischen Magdalénienmenschen kamen noch dazu Pfeile und Bogen, wie uns vor allen der große Fries der Cueva de la Vieja bei Alpera zeigt. Köcher findet man aber damals noch nicht und infolgedessen trägt jeder Jäger außer seinem Bogen nur einige wenige Pfeile in der Hand und legt beim Schießen die unbenutzten auf den Boden. In Frankreich scheinen Pfeile und Bogen gefehlt zu haben, wenigstens hat man bisher auf keinem der Bilder eine Wiedergabe von solchen gefunden, dafür wurde hier augenscheinlich der Wurfspeer viel benutzt. Die pfeilartigen Gebilde, welche den abgebildeten Tieren mitunter im Leibe stecken, können gerade so gut Pfeile wie Wurfspeere sein. Da die Spanier Pfeil und Bogen besaßen, so ist bei ihnen auch der Federschmuck erklärlich, der auf französischen Abbildungen bis jetzt nicht gefunden worden ist. Sie vermochten eben die geeigneten Vögel herunter zu holen, was die Franzosen nicht konnten.

Sehr auffallend ist es, daß man schon im Moustérien Steinkugeln von schöner Arbeit findet, für die man bisher noch keinen anderen Zweck hat auffinden können, als daß sie als Kugeln für Wurfriemen verwendet worden sein können, die vielleicht ähnlich beschaffen waren, wie die südamerikanischen „Bolas“. Das würde eine auffallend frühe Erfindung dieser furchtbaren Waffe sein. Merkwürdigerweise hat man diese Kugeln später nicht mehr gefunden. Man könnte ja natürlich auch annehmen, daß diese Kugeln einfach geworfen worden sind. Es würde mir das unwahrscheinlich sein. Die Herstellung einer solchen Kugel muß viel Arbeit gekostet haben. Wurden die Kugeln frei geworfen, so war eine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie verloren gingen, dafür waren sie aber zu kostbar. Es ist mir bisher auch nicht bekannt geworden, daß irgendein Naturvolk der Jetztzeit solche Steinkugeln als einfache

Wurftugeln benützt. Nur in einer kurzen Notiz habe ich vor einiger Zeit etwas Derartiges gelesen. In einer Mitteilung betitelt: „Die erste Entdeckung Amerikas vor neunhundert Jahren und das Vinland-Problem“ in „Über Land und Meer“ Jahrg. 62, Nr. 10, Okt. 1919, S. 208—209, deren Verf. merkwürdigerweise nicht genannt ist, wird gegen das Ende angegeben, daß im Jahre 1680 durch einen Doktor Dighton etwa $\frac{1}{2}$ Meile südlich der Stadt Taunton, am Taunton River, in der Gegend der Seaconnet-Passage der Narragansett-Bai in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und der dort befindlichen Mount-Hope-Bai ein Grauwadenblock von 5 Fuß Höhe und 11 $\frac{1}{2}$ Fuß Länge gefunden worden sei, in den eine seltsame Inschrift eingemeißelt sei, daher der Block als „writing-rock“ bezeichnet worden sei. Da diese Inschrift unzweifelhaft mit eisernen Werkzeugen eingegraben worden ist, so kann sie nicht von den damaligen Indianern herrühren. Es scheint sich vielmehr um einen von den alten grönländischen Normannen gesetzten Grenzstein zu handeln, auf dem unter Vermischung von lateinischen und Runenbuchstaben, Thorfinn Karlsefni, der ums Jahr 1010 in Vinland geweiht haben muß, durch die teilweise lesbaren Worte „Nam Thorfins“ (Besitznahme Thorfins) die Grenze seines Besitztums anzeigte und zugleich einen Kampf mit



Abb. 7. Laugerie Basse.

steintugeln schleudernden Strälingern darstellte. „Strälinger“ würden nach dem gewöhnlichen Gebrauche des Wortes Eskimos sein, es wird aber in der Mitteilung angegeben, daß es auch Indianer gewesen sein können. Diese Notiz ist die einzige, die mir zufällig bekannt geworden ist, ich habe aber die Literatur auch nicht genauer durchforscht, die Sache lag mir zu fern. Ob die hier angeführten Steintugeln nun so schön hergestellt waren, wie die aus dem Moustérien, und ob sie mit der Hand oder mit einer Schleuder geworfen wurden, das bleibt unbekannt. Immerhin ist die Notiz interessant und das ist der Grund, warum ich sie hier angeführt habe.

Das aus dem Magdalénien stammende Bild des an einen Wisent sich von hinten her heranschleichenden Jägers (Abb. 7) zeigt etwas anderes sehr Interessantes: der Jäger hat sich auf dem Bauche kriechend an den Wisent herangeschlichen und liegt jetzt hinter ihm auf der Erde, wobei er sich auf den linken Arm stützt. Der rechte ist seitlich ausgestreckt und trägt in der deutlich erkennbaren Hand einen Riemen oder eine Leine (der Lage der Dinge nach wohl wahrscheinlich einen Riemen), der hinter dem Rücken des Mannes weiter verläuft und schließlich sich über seinen rechten Schenkel schlägt und zwischen den Beinen endigt. Das vordere Ende dieses Riemens läuft in eine Schlinge aus, die vor der Hand liegt. Dies kann man meiner Meinung nach auf dem Bilde erkennen. Dann würde dieser in eine Schlinge auslaufende Riemen

aber ein Lasso sein, wahrscheinlich nicht so lang, als die jetzigen sind, aber immerhin im Prinzip ein Lasso. Der Jäger wird wohl beabsichtigen, diesen dem Wisent über den Kopf zu werfen.

Wenn diese Deutungen richtig sind, würden Bolas und Lasso uralte Jagdgeräte oder Waffen sein, die sich dann weiter vererbt haben, vielleicht aber auch zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern mehrfach neu erfunden worden sind.

Endlich hatten die Magdalénienjäger auch schon „Wurfhölzer“, um ihre Wurfspieße kräftiger schleudern zu können, eine gar nicht einfache Erfindung.

Aus dem Magdalénien, besonders dem Fundplatze von Laugerie-Basse, findet man endlich auch Pfeifen aus Knochen. Da sie von verschiedener Größe sind, werden sie verschieden hohe Töne erzeugt haben. Sie werden voraussichtlich als Signalpfeifen verwendet worden sein, und man darf annehmen, daß die Leute fähig waren, die verschieden hohen Töne zu unterscheiden. Sonst hat man bisher nichts gefunden, was auf ein musikalisches Empfinden hinweist.

Es spricht manches dafür, daß diese Paläolithiker auch schon eine Art von Schrift besaßen haben, in zwei Formen: einmal als eine Art von Bilderschrift: man findet Reihen von verschiedenen, eigenartigen, uns unverständlichen Zeichen auf den Höhlenwänden. Zweitens eine Art von Kerbschrift: man hat verschiedenartige Kerben auf Stäben gefunden. Diese letztere Schrift kann ja vielleicht nur als Erinnerung für den Menschen gedient haben, der die Kerben gemacht hat, jene Zeichen auf den Höhlenwänden müssen aber doch wohl allgemeiner verstanden worden sein. Es ist also die Möglichkeit vorhanden, daß wir hier in der Tat schon die ersten Anfänge einer Schrift vor uns haben.

Eine Sprache hat der Aurignacmensch ja sicher gehabt, die sich im Solutréen und Magdalénien weiter vervollkommenet haben wird, und zwar eine im Verhältnisse zu den ersten Sprachanfängen wohl schon ziemlich vorgeschrittene Sprache. Ich habe kürzlich in zwei Arbeiten (1919a und b) nachweisen können, daß die tierischen Kaumuskel sich beim Menschen zu Sprachmuskeln differenziert haben, und habe darauf hingewiesen, daß diese Umbildung sich ganz allmählich vollzogen haben muß im Laufe von Jahrmillionen. Da werden zu der Zeit des Aurignacmenschen, der uns ja seinem Stamme und der Zeit seines Auftretens nach schon so nahe steht, die Muskeln schon stark umgebildet gewesen sein, und demgemäß kann damals auch die Sprache schon einen bedeutenderen Grad der Entwicklung erreicht haben im Vergleiche mit ihren ersten Anfängen. Näheres darüber weiß man freilich nicht, und kann es aus den Befunden auch nicht erschließen. Einen Anhalt gewährt dafür aber die Form des Kinnes. Walkhoff (1919) hat in einer sehr interessanten Arbeit auseinandergesetzt, daß unsere jetzige Kinnform dadurch herausgebildet worden ist, daß die Sprache sich zu der jetzigen Vollkommenheit entwickelt hat, da sehr wichtige Sprachmuskeln, der Geniohyoideus und vor allem der Genioglossus, von dem Teile des Kiefers ihren Ursprung nehmen, der vorn dem Kinne entspricht. Dadurch ist dieser Teil des Kiefers bei der sonstigen allmählichen Reduktion erhalten geblieben und hat sich als vortretendes Kinn ausgebildet. Diese seine Schlüsse werden, wie er das anführt, bestätigt durch die Arbeit des Amerikaners Louis Robinson (1914), der von einem ganz anderen Gesichtspunkte bei seiner Untersuchung ausging; es ist das also eine sehr wertvolle Bestätigung. Wir werden demnach beim Urmenschen aus dem Grade der Ausbildung des Kinnes einen

Schluß ziehen können auf den Grad der Ausbildung der Sprache. Der Aurignacmensch steht nun in dieser Hinsicht deutlich höher als der Neandertaler. Sein Kinn ist schon neutral und diese Ausbildung setzt sich bis zum Magdalénien weiter fort, so daß das Kinn zu dieser Zeit schon mehr oder weniger deutlich positiv geworden ist. Wenn dementsprechend die Sprache des damaligen Menschen sicher auch noch weit weniger entwickelt gewesen ist, als unsere jetzige, so ist sie doch sicher weit besser entwickelt gewesen als die des Neandertalers, dessen Kinn fliehend war. Diese starke Weiterentwicklung des Kinnes scheint mir übrigens dafür zu sprechen, daß die Zeit, welche das Aurignacien, Solutrén und Magdalénien gedauert haben, eine recht lange gewesen sein muß. Eine solche Umwandlung des Kiefers konnte doch nur sehr langsam vor sich gehen. Sollte es gelingen, diese Zeitdauer einwandfrei festzustellen, so würde man andererseits ein Maß erhalten für den Zeitraum, den eine solche Umbildung erfordert. Bis jetzt weiß man ja über derartige doch sehr wichtige Dinge noch gar nichts. Das Kinn des Neandertalmenschen ist noch so rückständig, daß die Sprache dieses Menschen wohl sehr viel unvollkommener gewesen sein wird als die des Aurignacmenschen, ein weiteres Zeichen für die Überlegenheit dieses, der der Neandertaler dann auch erlag. Wie ich in meiner Sprachmuskelarbeit ausgeführt habe, wird während des ganzen Paläolithikums, und schon früher, die Sprache bestanden haben, die allmählich immer vollständiger wurde. Es ist wohl wahrscheinlich, daß der verhältnismäßig so hoch stehende Aurignacmensch schon bei seiner Einwanderung eine Sprache mitbrachte, die höher stand als die sonstigen damaligen Sprachen.

Nach den letzten Mitteilungen von Steinmann (1917) sind seit Beginn der letzten Eiszeit als Mindestschätzung etwa 40000 Jahre verfloßen, seit Ende derselben etwa 12000 Jahre. Während der letzten Eiszeit haben voraussichtlich ein Teil des Solutrén und das Magdalénien gelegen, dem dann nach Schluß der Eiszeit das Azylien folgt. Die Dauer der Eiszeit ist hiernach etwa 28000 Jahre gewesen. Vorher in der letzten Zwischeneiszeit liegt voraussichtlich das Aurignacien und der erste Abschnitt des Solutrén, wie lange diese beiden gedauert haben, läßt sich bis jetzt nicht bestimmen, wahrscheinlich aber recht lange. Jedenfalls haben diese drei Kulturperioden also weit über 28000 Jahre gedauert. Näher kann man diese für die Umbildung des Kinnes so wichtige Zeit vorläufig nicht bestimmen.

Ich bin in meiner letzten Arbeit über dieses Thema (1919 b) auch auf die Frage nach dem Gebrauche des Feuers eingegangen, und auf den Einfluß dieses Gebrauches auf die Herstellung der Nahrung und damit auf den menschlichen Kauapparat. Schon der Neandertaler hat sicher Fleisch am Feuer geröstet oder gebraten, das geht aus den Knochenrömmern hervor, die zusammen mit Herdspuren aus seiner Zeit sich finden. Auch in der Höhle von Krapina, also ganz früh im Moustérien, ist das Fleisch sicher schon am Feuer zubereitet worden. Der Aurignacmensch und seine Nachkommen haben diesen Gebrauch also zweifelsohne auch gehabt, aber gekocht haben sie wohl sicher noch nicht, da ihnen noch jegliche Kenntnis der Töpferei abging. Diese scheint erst im Mesolithikum, im Campignien, ihren Ursprung genommen zu haben. Bis zu einem gewissen Grade, nämlich soweit das gebratene Fleisch in Betracht kam, wird also vom Neandertalmenschen an ungefähr die leichter taubar gemachte Nahrung ihren Einfluß auf die Umbildung des ganzen Kauapparates ebenfalls ausgeübt haben. Zu irgendeiner Zeit während der Einwirkung der Sprache muß eben diese neue Einwirkung dazu gekommen sein, wie ich das in meiner oben zitierten Arbeit ausgeführt habe. Später kam dann endlich

noch der Einfluß der durch das Kochen noch weiter erweichten Nahrung hinzu. Unter der Einwirkung des Sprechens, des Bratens und Kochens ist dann schließlich der Kieferapparat entstanden, den wir jetzt haben. Der Gebrauch dieses Apparates zum Beißen als Waffe ist ja schon mehr und mehr in Wegfall gekommen mit der Herstellung der ersten Waffen, die wirksamer waren als der tierische Biß, also schon zu Zeiten, die weit früher lagen als die hier besprochenen.

Wie haben die Paläolithiker nun gewohnt? Die nächstliegende Antwort scheint zu sein, daß sie in den mit Bildern geschmückten Höhlen gewohnt haben. Zum Teile wird diese Antwort auch richtig sein, aber wohl nur zu einem kleinen Teile. Sicher werden Abris und Höhlen als Wohnungen benutzt worden sein, aber nur für einen kleinen Teil der Bevölkerung und nur für einen Teil des Jahres. Die Hauptmenge der Bevölkerung hat jedenfalls außerhalb der Höhlen gelebt, gerade so, wie auch nur ganz wenige in Höhlen begraben wurden. Die ausgemalten großen Höhlen waren eben der Hauptsache nach Zauberorte und dienten nur nebenbei auch Wohnzwecken. Man findet in ihnen zum Teile auch nur wenig Wohnspuren. Auch Obermaier hält das für möglich (S. 252—253). Die große Mehrzahl der Bevölkerung muß also im Freien gehaust haben unter dem Schutze von Windschirmen oder auch vielleicht schon von Hütten. Nun findet man in der Tat auch Bilder, welche hüttenartige Gebilde darstellen, so z. B. in der Höhle von Font-de-Gaume (vgl. die Abb. 166 in Obermaier, S. 252). Wenn diese Gebilde Hütten sind, so sind sie sogar schon recht hübsch ausgebaut gewesen. Ich habe oben schon darauf hingewiesen, daß, falls die in Predmost gefundenen sitzenden Figuren wirklich eine Art von Idolen darstellen, sie eigentlich nur als Heiligtümer oder Amulette für Wohnungen gedient haben können, daß sie dann also das Bestehen von selbständigen Wohnungen voraussetzen. Die großen Herdplätze, welche man findet, werden wohl außerhalb dieser Hütten gelegen und der gemeinsamen Benutzung gedient haben. Soweit die Horden außer ihren Hütten noch Höhlen zur Verfügung hatten, werden diese wohl als Winterwohnungen gedient haben, vielleicht auch zu Rückzugsorten bei feindlichen Anriffen usw. Andere Höhlen, so namentlich die flachen und daher auch die Halbhöhlen (Abris) werden dauernd zu Wohnzwecken benutzt worden sein. In Predmost aber z. B. gab es überhaupt keine Höhle, nur einen Windschutz, und ähnliches wird oft der Fall gewesen sein, oder, falls es Höhlen gab, werden sie zu klein gewesen sein für die Bevölkerung, da mußten dann Hütten aushelfen. Meiner Meinung nach ist es sogar wahrscheinlich, daß man weit früher solche gehabt hat. Wir wissen, daß im Acheuléen bei St. Acheul eine große Stätte zur Herstellung von Waffen und Geräten bestand, aus der voraussichtlich solche weithin verhandelt und verkauft wurden. Diese Werkstätte hat dort tausende von Jahren bestanden, man kann nun wohl nicht annehmen, daß die dortige Bevölkerung so lange Zeit ohne Hütten ausgekommen sein sollte. Höhlen gab es dort nicht. Also in dieser so frühen Zeit schon wird man Verkaufswege und Hütten annehmen müssen. In den älteren Perioden des Paläolithikums wird man ja wohl annehmen können, daß die Horden frei umhergezogen sind, mehr oder weniger lange an einem Orte verweilend, wie es die Verhältnisse mit sich brachten, aber in den späteren Perioden haben sie augenscheinlich lange an einem gewählten Orte gewohnt. Es ging das, da das Wild damals noch so zahlreich war, daß in der Umgebung des Wohnplatzes genug für die Ernährung der Horde zu finden war. Als später im Magdalenien die Zahl der Menschen bedeutend größer geworden war und

das Wild infolgedessen mehr abnahm, da ging man auch dazu über, Tierzauber auszuüben, um die Jagd zu erleichtern, daher dann die Höhlenbilder.

Aus dem Gesagten folgt, daß der Paläolithiker der letzten Zeit schon über eine nicht unbedeutende Kultur verfügte, und daß der mit dem Aurignacmenschen zuerst in Europa deutlich hervortretende Homo sapiens (nachdem er vorher schon Europa in langer Wanderung durchzogen hatte) den früheren Menschenarten weit überlegen war, daher der Untergang dieser. Er war schon ein richtiger Mensch, wie wir ihn jetzt kennen, und näherte sich stark unseren Naturvölkern. Selbstverständlich stand er geistig erhebtlich tiefer als diese. Man muß sich daher auch immer vor Augen halten, daß die uns überkommenen Anzeichen von seinen geistigen Regungen anders aufzufassen sind als die der jetzigen Naturvölker, auch wenn sie scheinbar denen dieser letzteren sehr ähnlich sind. Daher sind auch die Ausdrücke unserer Sprache, welche sich auf diese Dinge beziehen: „Heiligtümer“, „Geister“, „Weiterleben nach dem Tode“, „magische Riten“ usw., in anderem, mehr naivem Sinne aufzufassen, als wir es jetzt gewöhnt sind, sie zu gebrauchen, wir besitzen aber keine anderen wirklich passenden Ausdrücke und müssen daher diese nicht ganz passenden benutzen.

Teilweise hat man diese Menschen allerdings auch sicher überschätzt, so wenn Hauser (1917) bei der Besprechung seines „Opferplatzes“, meines „Festplatzes“, die Magdalénienjäger einem „unfaßbar Gewaltigen“, einem „Großen, Unverstandenen und deshalb doppelt Gefürchteten“ opfern läßt, und einen geschmückten Priester bei dem Opferfeste annimmt. Soweit gingen die Ideen der damaligen Menschen sicher noch nicht. Daß ein geschmückter Oberhäuptlings-Priester das Fest leitete, habe ich oben auch angenommen, dieser hat aber nicht all den Schmutz getragen, den man dort findet (siehe S. 31).

Unser jetziger materieller und geistiger Besitz, sowohl bei Natur- wie bei Kulturvölkern, stammt z. T. noch aus jener Urzeit her, z. T., natürlich zum größten Teile, aus den späteren Perioden. Bei der allmählichen weiteren Entwicklung ist geistig wie materiell immer mehr Neues hinzugekommen, was zu unserem jetzigen Besitze gehört. Wie bei einem Baume der innerste Teil der älteste ist und die mehr nach außen liegenden Jahresringe immer jüngerer Erwerb sind, alle Jahresringe zusammen aber den Baum bilden, so ist es ähnlich auch mit uns. Natürlich hinkt der Vergleich, wie alle Vergleiche. Vor allem ist der Mensch in der Lage durch neue Gedanken und neue Erfindungen Altes durch Neues und Besseres zu ersetzen, aber trotz allem bleibt er fest verbunden mit seiner ganzen Vergangenheit und wird auf diese Weise zu einem immer komplizierteren Wesen.

Diese Arbeit gehört wieder zu der Reihe derer, die ich zur Biologie des Menschengeschlechtes ausgeführt habe.

Nachtrag. Während des Druckes dieser Arbeit erhielt ich die folgende Mitteilung aus der Deutsch. Allg. Zeitung vom 5. IX. 23 zugesandt: „In der außerordentlich schwer zugänglichen Höhle von Saint Martory bei Toulouse entdeckte der Prähistoriker Norbert Casteret Tonmodelle von verschiedenen Tieren, die in Europa in vorgeschichtlichen Zeiten vorhanden waren. Die Höhlenbewohner, die hier künstlerisch tätig waren, gehörten dem „Magdalénien“ an, einer vorgeschichtlichen Epoche, die etwa 20000 bis 85000 Jahre zurückliegt. Die romantische Geschichte der Entdeckung schildert der Professor der Anthropologie an der Universität zu Toulouse, Graf

Henry de Begouen, dessen Schüler der Entdecker ist: Die unterirdische Quelle eines kleinen Zuflusses der Garonne bildet eine Höhle, die viel zu hoch (niedrig?) liegt, als daß der Zugang so ohne weiteres möglich wäre. Casteret, der ein tüchtiger Schwimmer ist, schwamm öfters den Fluß bei Saint Martory herauf bis zu der Grotte, wo sie (er?) verschwindet. Eines Tages war der Wasserstand niedriger, so daß er in die sonst ganz vom Wasser ausgefüllte Höhle eindringen konnte. Mit einer elektrischen Lampe auf dem Kopfe schwamm er wohl zwei Kilometer den unterirdischen Fluß entlang und entdeckte auf der rechten Seite eine trodene Gallerie, die offenbar nur gelegentlich überschwemmt war. Er kletterte hinauf und das erste was er sah, war die Form eines Bären aus Ton. Er drang weiter vor und entdeckte rohe Wandgemälde von Tieren und eine ganze Menge von Tonmodellen. Neben der plastischen Darstellung des Bären lag ein wirklicher Bärenschädel, wie wenn der vorgeschichtliche Bildhauer mitten in der Arbeit nach der Natur durch irgend eine Katastrophe gestört worden wäre. An der Wand der Gallerie lehnten zwei große tönerne Darstellungen zweier Höhlenlöwen. An einer anderen Stelle lagen drei große Pferde und andere tönerne Formen, die schwer beschädigte Tiere darstellten. Damit ist zum ersten Male die Werkstätte eines vorgeschichtlichen Bildhauers gefunden. Seltsam ist, daß alle diese Tierplastiken verstümmelt waren, und zwar schon zu der Zeit, da der Künstler sie schuf. Diese Höhlen, in denen Tiere dargestellt sind, werden wahrscheinlich Stätten der Zauberei gewesen sein. Wie heute noch die Eskimos, die Indianer und afrikanischen Stämme, so benutzten die vorgeschichtlichen Menschen die Tierdarstellungen zu magischen Zwecken". Vergleicht man diese Mitteilung mit der oben von mir gegebenen Beschreibung der Höhle von Tuc d'Audoubert, die von dem Grafen Begouen entdeckt worden ist, so fällt die ungemein große Übereinstimmung in der Lage der beiden Höhlen auf. In beiden Fällen ein Fluß, der den Eingang zur Höhle verdeckt, von ihm ansteigend die innere Höhle. Es lag damals also augenscheinlich die Absicht vor, solche durch Tiermodelle ausgezeichnete Höhlen, möglichst versteckt auszusuchen. Einmal, um den Eindruck auf die Zugelassenen zu verstärken und dann, um die Tonmodelle möglichst feucht und dadurch dauerhaft zu erhalten. Wurden sie trocken, so zerfielen sie eben zu Staub. Es ist aber alles Mögliche, daß die damaligen Menschen auf solche Ideen schon kamen. Interessant ist es, daß in der neuen Höhle auch Raubtiere dargestellt worden sind, und alle Tiere verstümmelt sind. Ursache unbekannt. Sehr merkwürdig ist auch die Übereinstimmung beider Höhlen darin, daß der Künstler von seinem noch nicht vollendeten Werke durch eine uns unbekannte Ursache plötzlich abgerufen worden, und augenscheinlich nicht mehr zurückgekehrt ist. Interessant ist weiter die Frage, wie die paläolithischen Künstler in diese Höhlen hineingekommen sind. Jedenfalls haben sie gut schwimmen können müssen, und wir erfahren so, daß diese Kunst den damaligen Menschen bekannt war, sie war ihnen allerdings auch oft sehr nötig. Wie der Künstler es aber gemacht hat, Lebensmittel in genügender Menge und namentlich Licht mit sich in die Höhle hineinzubringen, das ist schwer auszuendenken. Leider gibt die Zeitung nicht an, aus welcher Zeitschrift sie ihre Mitteilung entnommen hat, so daß es mir nicht möglich war, diese Quelle zwecks näherer Kenntnisnahme durchzusehen.

Literatur.

1. Begouen, Le Comte de, Les statues d'argile de la caverne du Tuc d'Audoubert (Ariège). (L'Anthropologie T. 23, 1912, p. 657—665, 3 Sig.)
2. Boule, Marcellin, L'homme fossile de La Chapelle-aux-Saints. Paris, Masson et Co. Zuerst erschienen in: Annales de Paléontologie T. 6 u. 7, 1911 u. 1912, 278 p., 101 Sig. i. Text u. 15 Taf.
3. Häufler, O., Der Mensch vor 100000 Jahren. Leipzig, S. A. Brodthaus, 1917, 142 S. m. 96 Abb. i. Text u. 3 Karten.
4. Salanne, Gaston, Bas-Reliefs à figuration humaine de l'abri sous roche de „Laussel“ (Dordogne). (L'Anthropologie. T. 23, 1912, p. 129—149, 7 Sig.)
5. Obermaier, Hugo, Der Mensch der Vorzeit. Bd. 1 von: „Der Mensch aller Zeiten“. Allgem. Verlagsanstalt, Berlin-München-Wien.
6. Reinach, Salomon, L'art et la magie à propos des peintures et des gravures de l'âge du renne. (L'Anthropologie. T. 14, 1903, p. 257—266.)
7. Reizenstein, Ferdinand, Freiherr v., Der Kausalzusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis in Glaube und Brauch der Natur- und Kulturvölker. (Zeitschr. f. Ethn. Jahrg. 41, 1909, S. 644—683, m. 6 Abb. i. Text.)
8. Robinson, Louis, The story of the chin. From the Smithsonian Report for 1914, p. 599—609, Washington 1915.
9. Rothmann, M. und Teuber, E., Aus der Anthropoidenstation auf Teneriffa. I. Ziele und Aufgaben der Station sowie erste Beobachtungen an den auf ihr gehaltenen Schimpansen. (Abhandl. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. Jahrg. 1915, Physik.-Mathem. Kl. Nr. 2, S. 1—20, mit 2 Abb. im Texte.)
10. Schiefferdeder, Paul, Bemerkungen über zwei Basreliefs von Laussel und über das Abbild eines Neandertalers. (Arch. f. Anthropol. N. S. Bd. 15, 1917, S. 214—229, mit 2 Abb. im Text.)
11. Derselbe, Eine eigentümliche Zeichnung aus der Urzeit im Vergleich mit einer Buschmannzeichnung. (Präh. Zeitschr. Bd. 10, 1918, S. 58—65, mit 2 Abb. im Text.)
12. Derselbe, Untersuchung einer Anzahl von Kaumuskeln des Menschen und einiger Säugetiere in Bezug auf ihren Bau und ihre Kernverhältnisse nebst einer Korrektur meiner Herzarbeit (1916). (Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. Bd. 173, 1919 a, h. 4, 5, 6, S. 265—334, mit 36 Textabb.)
13. Derselbe, Über die Differenzierung der tierischen Kaumuskeln zu menschlichen Sprachmuskeln. (Biol. Zentralbl. Bd. 39, Nr. 9, 1919 b, S. 421—432.)
14. Derselbe, Über ein Bildwerk aus der Urzeit. (Libro en honor de D. Santiago Ramón y Cajal, Madrid, 1922, Tomo II, p. 515—537, mit 2 Abb.)
15. Schuchhardt, C., Stulpturen aus der älteren Steinzeit. (Zeitschr. f. Ethnol. Jahrg. 46, 1914, h. 4/5, S. 772—773.)
16. Steinmann, G., Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. (Aus Natur und Geisteswelt, 302. Bändchen, II. Aufl., 105 S. mit 24 Abb. im Texte. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1917.)
17. Deltzen, C., Sitten und Gebräuche der Suaheli nebst einem Anhang über die Rechtsgemohnheiten der Suaheli. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1903, 423 S.
18. Derworn, Max, Naturwissenschaft und Weltanschauung. Jena, Gust. Fischer, 1904, 48 S., II. Aufl.
19. Derselbe, Zur Psychologie der primitiven Kunst. Jena, Gust. Fischer, 1908, 47 S., 35 Abb. im Texte.
20. Derselbe, Die Anfänge der Kunst. Jena, Gust. Fischer, 1909, 72 S., 3 Taf. u. 32 Abb. im Texte.
21. Derselbe, Ideoplastische Kunst. Jena, Gust. Fischer 1914, 74 S., 71 Abb. im Texte.
22. Waltherhoff, Die phylogenetische Entwicklung und Ausbildung des menschlichen Kinnes. (Arch. f. Anthropol. Bd. 45, h. 1/2, 1919, S. 12—43, mit 1 Taf. u. 18 Abb. im Texte.)

Der stratigraphische Aufbau des Baalberger Hügels bei Bernburg, des Pohlsberges bei Latdorf und des Derfflinger Hügels bei Kalbsrieth.

Ein Beitrag zur Chronologie der jüngeren Steinzeit Mitteldeutschlands.

Von Nils Nilsson.

Mit 4 Textabbildungen.

In der ersten zusammenfassenden chronologischen Übersicht der mitteldeutschen Keramikgruppen, die von Göze 1900¹⁾ aufgestellt wurde, wird die sächsisch-thüringische Keramik für älter als die Bernburger Keramik und die Kugelamphoren aufgefaßt. Zu dieser Ansicht war Göze gekommen teils auf Grund typologischer Erwägungen, teils auf Grund der stratigraphischen Verhältnisse in dem von Klopffleisch 1880 ausgegrabenen Hügel „Spitzen hoch“ bei Latdorf. Höfer, der 1901 den in der Nähe befindlichen Hügel bei Baalberge untersuchte²⁾, kam aber hierbei zu einer entgegengesetzten Auffassung. Hierauf ließ er, soweit es nach den vorhandenen Berichten und nach den Aussagen von bei der Ausgrabung anwesenden Augenzeugen noch möglich war, die Angaben über die Fundverhältnisse im „Spitzen hoch“ nachprüfen und fand, daß diese sich mit seinem aus dem Baalberger Hügel gewonnenen Ergebnis in Einklang bringen ließen³⁾. Eine weitere Bestätigung gab die ebenfalls durch Höfer ausgeführte Untersuchung des Pohlsberges bei Latdorf⁴⁾. Die Zeitfolge der fraglichen Keramikgruppen schien also gesichert zu sein⁵⁾. Dann veröffentlichte aber Möller 1912 den Bericht über seine Untersuchung des Derfflinger Hügels bei Kalbsrieth⁶⁾, dessen stratigraphischer Aufbau, so wie er von Möller gedeutet wurde, wiederum eine Stütze für die alte Auffassung Gözes von 1900 zu geben schien. Die Frage war also wieder unsicher und ist bis heute noch nicht geklärt worden⁷⁾. Eine genaue Nachprüfung des stratigraphischen Aufbaues der drei Hügel an der Hand der veröffent-

¹⁾ Zeitschr. f. Ethn. Verh. S. 259 u. f. 1900.

²⁾ Jahresschr. f. d. Vorg. d. sächs.-thür. Länder (im folgenden abgefürzt „Jshr.“) Bd. I, S. 16 u. f. 1902.

³⁾ Ebendort S. 39—45.

⁴⁾ Jshr. Bd. IV, S. 63 u. f. 1905.

⁵⁾ Siehe Altert. u. heidn. Vorzeit. Bd. V, S. 56 (Schumacher) u. Zeitschr. f. Ethn. S. 220 u. f., 1902 (Kossinna); Kossinna nimmt jedoch eine teilweise Gleichzeitigkeit der sächsisch-thüringischen Keramik mit den Kugelamphoren bzw. der Bernburger Keramik an (vgl. die Tabelle in „Die deutsche Vorgeschichte“, S. 20).

⁶⁾ A. Möller, Der Derfflinger Hügel b. Kalbsrieth. Jena 1912.

⁷⁾ Siehe Schumacher, „Stand und Aufgaben der neolithischen Forschung in Deutschland“, VIII. Ber. d. röm.-germ. Komm. S. 49, 1917.

lichten Ausgrabungsberichte wird indessen zeigen, daß der Widerspruch nur scheinbar ist und z. T. auf eine unrichtige Beurteilung einiger in den Hügeln gefundener Gefäße zurückzuführen ist.

Bevor ich aber zur Behandlung der Sunde und Sundverhältnisse der drei fraglichen Hügel übergehe, möchte ich auf zwei Fragen kurz eingehen, die für die weiteren Erörterungen von Bedeutung sind. Bei der einen handelt es sich um die typologische Entwicklung der Bernburger Keramik, bei der anderen um die chronologischen Beziehungen zwischen dieser und den Kugelampforen¹⁾.

Was man gewöhnlich unter der Bezeichnung „Bernburger Keramik“ versteht, ist keine selbständige Gruppe, sondern nur der jüngere Teil der Gesamtgruppe der Walternienburg-Bernburger Keramik. Die enge Zusammengehörigkeit der Walternienburger- und der Bernburger Keramik ist aber erst ziemlich spät erkannt worden. Bei der Entdeckung des reichen Gräberfeldes von Walternienburg wurde zwar die Verwandtschaft der hier gefundenen Keramik mit der Bernburger hervorgehoben, diese wurde aber zuerst durch gegenseitige räumliche und zeitliche Berührung erklärt²⁾. Frühere vereinzelt Sunde der Walternienburger Keramik wurden entweder der Bernburger Keramik zugesprochen, oder man begnügte sich damit, sie als „havelländische“ oder ganz allgemein als Tieffstichtkeramik zu bezeichnen. Die zeitliche Aufeinanderfolge und die typologische Abhängigkeit der Walternienburger und der Bernburger Keramik wird erst durch Kossinna ausgesprochen³⁾, der auch innerhalb der Walternienburger Keramik — von ihm die „Mittellelbnemegolithkeramik“ genannt — eine ältere und eine jüngere Stufe unterscheidet⁴⁾. Der Auffassung von Kossinna schließt sich Åberg an, der auch den zusammenhängenden Entwicklungsgang kurz skizziert⁵⁾. Es ist aber möglich, noch einen Schritt weiter zu gehen. Die Walternienburg-Bernburger Keramik läßt sich nämlich zwanglos in 5 durch die typologische Entwicklung bedingte Unterstufen aufteilen, und zwar kommen 2 auf den Walternienburger Teil und 3 auf den Bernburger Teil. Diese Unterstufen werden der Kürze halber mit Walternienburg I und II und Bernburg I, II und III bezeichnet. Walternienburg I ist etwa gleichzeitig mit der älteren Ganggräberkeramik des Nordens und Bernburg III hängt typologisch mit der Doraunjetitzer Stufe zusammen.

Zwischen der Bernburger Keramik und den Kugelampforen ist seit lange eine zeitliche Übereinstimmung angenommen worden⁶⁾. Die wichtigsten Belege hierfür sind⁷⁾:

Der Grabfund von Müzliß⁸⁾ (Kr. Westhavelland), der 3 Bernburger Gefäße und 1 Kugelampfore enthielt.

¹⁾ Diese beiden Fragen werden ausführlicher behandelt in einer in Vorbereitung befindlichen Arbeit über „Die Walternienburg-Bernburger Kultur und ihre Bedeutung für die Chronologie der jüngeren Steinzeit Mitteldeutschlands“.

²⁾ Göze, Das neolithische Gräberfeld von Walternienburg. Jshr. Bd. X, S. 139 u. f., besonders S. 150, 1911.

³⁾ Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte³, S. 28.

⁴⁾ Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte³, S. 28.

⁵⁾ Åberg, Das nordische Kulturgebiet in Mittel-Europa während der jüngeren Steinzeit. Uppsala, S. 158, 1918.

⁶⁾ Z. f. Ethn. S. 176, 1900 (Göze) und Jshr. Bd. I, S. 25. 1902 u. Bd. X, S. 24, 1911 (Höfer).

⁷⁾ An dieser Stelle wird der von Höfer und anderen herangezogene Fund aus dem Baalberger Hügel (Jshr. Bd. I, S. 23. u. f. 1902) nicht berücksichtigt, weil er meines Erachtens für unsere Frage nicht ohne weiteres zu verwerten ist (s. unten S. 51f.).

⁸⁾ Z. f. Ethn. Verh. S. 557 u. f. 1895. Taf. VIII (Schmidt); Brunner, Die steinzeitliche Keramik der Mark Brandenburg. S. 9, Abb. 18 u. S. 10, Abb. 19, 20, 21.

Der Fund von Hindenburg¹⁾ (Kr. Oschersleben in der Altmark), bestehend aus 2 Kugelamphoren und 1 Bernburger Tasse; die letztere ist auch an und für sich durch die Verzierung — 3. T. in sog. Bogenstück ausgeführt, was sonst für die Bernburger Keramik fremd ist — eine Zwitterbildung zwischen den beiden Keramikgruppen²⁾.

Der große Kugelamphorenfund von Börtewitz³⁾ b. Mügeln im Freistaate Sachsen. Nebst zahlreichen Kugelamphoren und deren üblichen Begleitgefäßen, den sog. weitmündigen Töpfen, fanden sich hier 1 ganz erhaltene Henkeltasse und Scherben von wenigstens 2 anderen, die in der Form eine unverkennbare Übereinstimmung mit den Bernburger Tassen aufweisen.

Ein weiterer Beweis für die Abhängigkeit der fraglichen Keramikgruppen voneinander bildet das bei den Gefäßen der Kugelamphorengruppe häufige Vorkommen des ausgesparten Winkelbandes, das von der Bernburger Keramik übernommen ist. Als Beispiele seien genannt:

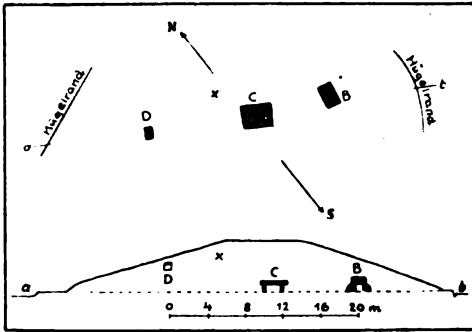


Abb. 1. Der Baalberger Hügel b. Bernburg. Lageplan und Durchschnitt. Nur die steinzeitlichen Funde sind eingezeichnet. (Nach Jshr. Bd. I, 1902, Taf. IV.)



Abb. 2. Baalberge. (Nach Kosfinna, Deutsche Vorgeschichte²⁾, Abb. 43.)

Eine Kugelamphore von Halberstadt⁴⁾ (die Verzierung bei diesem Stück ist durch Schnurlinien ausgeführt).

Die weitmündigen Töpfe von Bedendorf⁵⁾ (Kr. Oschersleben), Latdorf⁶⁾ (Kr. Bernburg) und von Kezin⁷⁾ (Kr. Osthavellande)⁸⁾.

Die Gefäße der Bernburger Keramik aus den angeführten Funden gehören dem späteren Teil dieser Gruppe an (etwa Bernburg III); ebenso ist das ausgesparte Winkelband ein verhältnismäßig spät auftretendes Ornament.

¹⁾ Jshr. Bd. X, S. 21 u. f. 1911, besonders S. 24; Taf. III: 3 (Höfer).

²⁾ Ein ganz ähnliches, etwas kleineres Gefäß, anscheinend von unbekanntem Fundort, ist abgebildet im Kat. des Altertumsmus. der Stadt Bernburg S. 46, Nr. B. 423.

³⁾ Präh. Z. Bd. V, S. 362 u. f. 1913, Taf. 15:11 (K. h. Jacob).

⁴⁾ Landesanstalt f. Vorgesch. zu Halle Nr. 2297.

⁵⁾ Mitt. aus dem Prov. Mus. d. Prov. Sachsen. Bd. I, S. 37, Abb. 26, 1894.

⁶⁾ Jshr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 1.

⁷⁾ Brunner a. A. S. 2, Abb. 1.

⁸⁾ Höfer, der dieselben Beispiele mit Ausnahme der Kugelamphore von Halberstadt anführt (Jshr. Bd. X, S. 21, 1911), zieht auch die Kugelamphore von Baalberge heran (Jshr. Bd. I, Taf. III: 8, 1902); was er aber bei diesem Stücke als Winkelband auffaßt, ist nicht das von der Bernburger Keramik übernommene, sondern findet seine Erklärung am Gefäße selbst, wo es als erhöhte Leiste zwischen den eingestochenen Rauten am Halse entstanden ist.

Hieraus würde sich also ergeben, daß die Kugelamphoren nicht mit der Bernburger Keramik im ganzen, sondern nur mit deren späterem Teil zeitlich zusammenfallen.

Im folgenden gebe ich zunächst einen kurzen Überblick über die Funde und Fundumstände des Baalberger Hügels, des Pohlsberges und des Derfflinger Hügels, um dann die daraus sich ergebenden chronologischen Schlussfolgerungen zu ziehen.

Im Baalberger Hügel (Abb. 1) wurden Gräber drei verschiedener steinzeitlicher Kulturgruppen angetroffen. Zu unterst auf der Sohle etwa im Zentrum des Hügels fand sich ein von Westen nach Osten gerichtetes Steinplattengrab (C) von 1,50 m Länge, 0,80 m Breite und 0,80 m Höhe, alles im Lichten gemessen; in diesem Grabe wurden nebst einigen Skelettresten zwei Gefäße gefunden — eine Henkeltanne von einem Typus, den wir nach diesem Funde den Baalberger Typus nennen wollen (Abb. 2), und ein kleines Henkeltöpfchen¹⁾, beide unverziert. Seitwärts von dem Steinplattengrabe, nach Osten hin, ebenfalls auf der Sohle stand ein zweites Grab (B) in der Richtung von Norden nach Süden, das aus mächtigen

Sandsteinblöcken aufgebaut war; durch eine dünne Zwischenwand, die mit einem halbrunden Ausschnitt von 50 cm Breite versehen war, war es in zwei Kammern geteilt, einer nördlichen von 75 cm und einer südlichen von 1,35 m Länge. Die Breite betrug etwa 70 cm und die Höhe 75 cm. In der nördlichen, kleineren Kammer — dem Vorraum — wurden eine verzierte Henkeltasse²⁾, die Höfer dem Bernburger Stil zuschreibt, und der obere Teil eines Feuersteinmeißels gefunden, in der südlichen zwei Kugelamphoren³⁾; in beiden Kammern fanden sich zerstückte Knochen als Überreste eines oder mehrerer Skelette. Am nordwestlichen Abhang des Hügels wurde in einer höheren Lage eine kleinere, leicht gebaute Steinkiste (D) von nur 1,05 m Länge und 0,70 m Breite im Inneren angetroffen; diese enthielt ein Skelett in Hockerstellung mit dem Kopfe nach Süden und zwei Gefäße der sächsisch-thüringischen Keramik⁴⁾. Nicht weit davon fand man eine unverzierte Henkeltasse mit scharfem Bauchknick und eine Scherbe mit Winkelband- und Schachbrettverzierung (×), von Höfer ebenfalls dem Bernburger Stil zugerechnet. Außerdem kamen im Hügel mehrere frühbronzezeitliche Gräber vor.

Fast ähnlich lagen die Verhältnisse im Pohlsberge (Abb. 3). Etwa in der Mitte des Hügels und 3. T. in dem gewachsenen Boden eingesenkt stand zwischen zwei Steinreihen ein Steinplattengrab (a), bedeckt von einer einzigen Platte; die Größenverhältnisse waren, im Lichten gemessen: Länge 1,42 m,

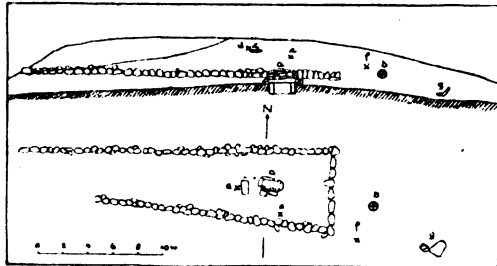


Abb. 3. Der Pohlsberg bei Latdorf. Durchschnitt und Lageplan. Eingezeichnet sind nur die steinzeitlichen Funde. (Nach Jshr. Bd. IV, 1905, Taf. VII.)

¹⁾ Beide auch abgeb. Jshr. Bd. I, 1902, Taf. III: 9 u. 10.

²⁾ Jshr. Bd. I, 1902, Taf. III: 6.

³⁾ Jshr. Bd. I, 1902, Taf. III: 7 u. 8.

⁴⁾ Jshr. Bd. I, 1902, Taf. III: 11 u. 12.

Breite 70 cm und Höhe 95 cm; die Richtung war von Osten nach Westen. Außer einigen „porösen“ Knochen wurde im Grabe nur ein einziges Gefäß gefunden, und zwar eine Henkeltanne ¹⁾ etwa derselben Form wie die aus dem Zentralgrabe des Baalberger Hügels. Die übrigen steinzeitlichen Funde lagen sämtlich höher oder am Abhänge des Hügels. Nach Osten hin, 1,25 bis 1,50 m unter der Hügeloberfläche wurde ein Haufen Scherben (b) angetroffen, die sich zu einer kurzhalbjigen Amphore und einem schnurverzierten Becher zusammensetzen ließen ²⁾. Da sie frei in der Erde lagen und keine Knochenreste dabei beobachtet werden konnten, ist zu vermuten, daß sie aus einem zerstörten Grabe stammen; ob aber die Scherben auf ihrem ursprünglichen Platze lagen oder ob sie verschleppt worden sind, läßt sich nicht mehr bestimmen; jedenfalls können sie nicht weit verschleppt sein. Oberhalb des Zentralgrabes, etwas nach Westen und nur etwa 1 m unter der Oberfläche standen auf einer länglichen Steinplatte (c), die in der Richtung von Norden nach Süden lag, eine Amphore etwa derselben Form wie die vorhin erwähnte aber ohne Verzierung und ein schnurverzierter Becher ³⁾; weiter wurden hier die Scherben eines zweiten Bechers, zwei facettierte Steinärzte und mehrere Perlen aus Kupfer gefunden ⁴⁾; Skelettreste waren auch hier vorhanden. In der Nähe dieses Grabes fand sich ein einzelner Scherben „vom Bernburger Typus“ mit einem Zapfen und zwei Punktreihen verziert ⁵⁾. Südlich vom Zentralgrabe aber bedeutend höher als dieses lag ein zweiter einzelner Scherben (e) mit altem Bruch, der die Form und die Verzierung des Gefäßes von Rhinow (Brunner, Fig. 33) aufwies ⁶⁾. Am südlichen Abhang, 75 cm unter der Oberfläche, wurden eine unverzierte Henkeltasse (f) mit scharfem Umbruch ⁷⁾ angetroffen und einige Meter weiter nach außen zwei Schädelstücke, die vielleicht dazu gehört haben. Der letzte zu erwähnende steinzeitliche Fund ist eine große Steinplatte (g), die unter dem östlichen Abhang stand. Die Platte, von 1,55 m Länge, war in der Richtung von Norden nach Süden aufgestellt. Bei ihr lagen mehrere Scherben, die von einem weitmündigen Topfe ⁸⁾ der Kugelamphorengruppe herrührten; weiter fanden sich auch hier einige verzierte Scherben einer Kugelamphore; Steinplatte und Scherben gehören anscheinend zusammen.

Zu diesen steinzeitlichen Funden kamen mehrere bronzezeitliche Gräber an verschiedenen Stellen im Hügel.

Ein südliches Gegenstück zu diesen Hügeln bildet der Derfflinger Hügel bei Kalbsrieth (Abb. 4). Der Hügel hatte eine längliche Form in der Richtung von Osten nach Westen. Er bestand aus einem westlichen Kern, der von einer Steinschicht aus kleineren Sandsteinplättchen überdeckt war. Dieser Kern oder innere Hügel war über ein in den festen Felsboden eingetieftes Grab (a) aufgeschüttet, das ein Skelett in Hoderstellung mit einem Feuersteinmesser als einzige Beigabe enthielt. Südöstlich vom Mittelgrabe, am Rande der Steinschicht und 3. T. unter, 3. T. über derselben — im vorigen Falle war die Steinschicht zerstört — befanden sich ebenfalls drei Hoderbestattungen (b) frei in der Erde liegend; bei der einen wurde ein schnur-

¹⁾ Jshr. Bd. IV, 1905, Taf. IX: 19.

²⁾ Jshr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 11 u. 12.

³⁾ Jshr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 6 u. 7.

⁴⁾ Jshr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 9 u. 10.

⁵⁾ Jshr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 5.

⁶⁾ Diese Scherbe ist verloren gegangen.

⁷⁾ Jshr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 4.

⁸⁾ Jshr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 1.

verzierter Becher und eine einseitig gewölbte Steinart¹⁾ gefunden, bei der zweiten ein dicknackiges Feuersteinbeil²⁾; die dritte war ohne Beigaben. Östlich vom inneren Hügel, aber sich daran anschließend, stand auf drei Steinplatten ein kleiner, nur etwa 20 cm hoher „Dolmenbau“ (c), über den kleinere Steine pyramidenförmig aufgehäuft waren; den oberen Abschluß bildete eine mit Näpfchen versehene Steinplatte. Zwischen den Wänden des Dolmenbaues standen eine vierhenklige unverzierte Amphore und ein kleiner Napf mit Griffhenkel³⁾. Weiter östlich, dicht dabei war eine Steintiste (d) aufgebaut, die nebst einem Skelett mehrere Gefäße der Kugelamphorengruppe⁴⁾ enthielt. Weiter fanden sich im Hügel mehrere spätere Gräber — aus der frühen Bronzezeit, der Latène- und der Merowingerzeit, sowie aus dem Mittelalter.

Die Übereinstimmung der beiden ersten Hügel bezüglich des Aufbaues und des Inhalts ist auffallend. Beide hatten im Zentrum eine Steintiste mit gleicher Keramik — die Henkelkanne vom Baalberger Typus; seitwärts davon aber auf der Hügelsohle ein zweites Steingrab mit Kugelamphoren und in höherer Lage Gräber mit sächsisch-thüringischer Keramik. Die zeitliche Reihenfolge der drei Gräberarten und Keramikgruppen ergibt sich von selbst; die älteste Bestattung muß das Zentralgrab sein, später hinzugekommen ist das Kugelamphorengrab und als jüngste Bestattung müssen die Gräber mit sächsisch-thüringischer Keramik betrachtet werden.

Außer den drei erwähnten Keramikgruppen ist noch eine vierte vertreten — die Bernburger Keramik; ihr relatives Alter ergibt sich aber nicht ohne weiteres aus den stratigraphischen Verhältnissen. Höfers Behauptung, sie sei älter als die sächsisch-thüringische Keramik beruht auf einer unrichtigen Beurteilung der Henkelkannen, die er der Bernburger Keramik zurechnet oder wenigstens mit dieser zeitlich gleichsetzt. Die Henkelkannen treten aber nie mit der Bernburger Keramik zusammen auf, sondern müssen als eine Sondergruppe betrachtet werden, die von jener zeitlich und kulturell getrennt ist. In dem östlichen Steingrave des Baalberger Hügels fanden sich in der südlichen Kammer die Kugelamphore, in der nördlichen das „Bernburger“ Gefäß. Hieraus schließt Höfer, daß die beiden Gefäße gleichalterig sind. Oben S. 47f. ist aber schon gezeigt worden, daß die Kugelamphoren nur mit der späteren Bernburger Keramik zeitlich zusammenfallen; in keinem Falle

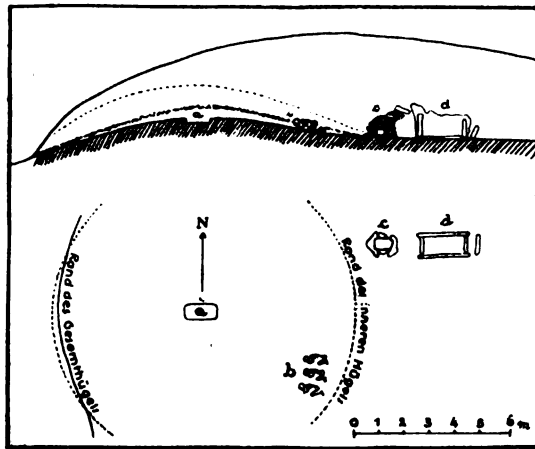


Abb. 4. Der Derfflinger Hügel b. Kalbsrieth. Durchschnitt und Lageplan. Eingezeichnet sind nur die steinzeitlichen Funde. (Nach Armin Möller, Der Derfflinger Hügel b. Kalbsrieth. Jena 1912, Taf. I.)

¹⁾ Möller, Der Derfflinger Hügel. Taf. III: 6 u. 7.
²⁾ Möller, Der Derfflinger Hügel. Taf. III: 8.
³⁾ Möller, Der Derfflinger Hügel. Taf. III: 9 u. 10.
⁴⁾ Möller, Der Derfflinger Hügel. Taf. II.

ist beobachtet worden, daß Kugelamphoren schon zur Zeit der älteren Bernburger Keramik vorkommen. Das erwähnte Gefäß aus dem Baalberger Hügel gehört aber wenigstens zu dieser, wenn es nicht noch älter ist — das Vorhandensein einer Schulterverzierung spricht sogar für die jüngere Walternienburger Stufe. Infolgedessen ist anzunehmen, daß auch im vorliegenden Falle das Bernburger oder richtiger Walternienburger Gefäß älter ist als die Kugelamphore desselben Grabes. Sein Vorkommen im selben Grabe wie diese braucht nicht dagegen zu sprechen. Höfer sagt selbst, daß das Grab von beiden Enden zugänglich war und daß man also in die eine Kammer hinein konnte, ohne mit dem Inhalte der anderen in Berührung zu kommen. Es ist aber noch wahrscheinlicher, daß das Grab einmal nachträglich geöffnet worden ist, und zwar, als die Bestattung mit den Kugelamphoren beigesezt wurde¹⁾. Bei dieser Gelegenheit ist die ältere Bestattung mit Bernburger (Walternienburger) Keramik weggeräumt und 3. U. zerstört worden; die Knochenreste und das unversehrte Gefäß sind in den Vorraum übergeführt und die übrigen Gefäße und Scherben herausgeworfen worden. Ich halte es nämlich auch für sehr wahrscheinlich, daß die als Einzelfund bezeichnete unverzierte Tasse und die Scherbe, die bei × gefunden wurden und die derselben Entwicklungsstufe wie das im Grabe gefundene Gefäß zugehören, mit diesem ursprünglich einen Fund gebildet haben. Hiernach wären die im Baalberger Hügel gefundenen Stücke der Bernburger (Walternienburger) Keramik stratigraphisch — und zeitlich — zwischen die Henkelkanne des Zentralgrabes und die Kugelamphoren zu setzen.

Im Pohlsberge sind die Funde der Bernburger Keramik sämtlich in gestörter Lage angetroffen. Stilistisch dürften sie, sowohl unter sich wie mit den entsprechenden Funden aus dem Baalberger Hügel übereinstimmen, d. h. sie gehören der älteren Bernburger- oder der jüngeren Walternienburger Stufe an²⁾. Der weitmündige Topf der Kugelamphorengruppe dagegen weist in der Verzierung einen unverkennbaren Einfluß seitens der jüngeren Bernburger Keramik auf. Auch hier würde sich also dieselbe Reihenfolge ergeben wie im Baalberger Hügel.

Etwas verwickelter sind die Verhältnisse des Derfflinger Hügels. Aus dem stratigraphischen Aufbau des Hügels zieht Möller, wie anfangs schon angedeutet worden ist, die chronologische Schlußfolgerung, die Gräber mit sächsisch-thüringischer Keramik seien älter als das Kugelamphorengrab. Da er hierdurch in Widerspruch zu den oben dargelegten, von Höfer schon vorgetragenen Ergebnissen aus dem Baalberger Hügel und dem Pohlsberge kommt, muß untersucht werden, ob die Deutung Möllers die einzig mögliche ist³⁾. Die älteste Bestattung ist unzweifelhaft das im Felsboden unter dem westlichen Teil des Hügels eingetiefte Höckergrab. Da aber hier außer einem Feuersteinmesser keine Beigaben vorhanden waren, ist es nicht möglich, es

¹⁾ M. W. sind Kugelamphoren nie in zweiräumigen Kisten gefunden worden, während diese Grabform in der Bernburger Kultur nicht allzu selten ist.

²⁾ Der Mangel an charakteristischer Verzierung muß es unentschieden lassen, ob sie dieser oder jener Stufe zugerechnet werden sollen.

³⁾ Die Stratigraphie des Derfflinger Hügels ist auch von Mötzing kritisch erörtert worden (Zeitschr. f. Ethn. 1915, S. 45 u. f.). Um den scheinbaren Widerspruch, der in dem Aufbau des Baalberger Hügels und des Pohlsberges einerseits und dem des Derfflinger Hügels andererseits besteht, zu erklären, spricht er die Möglichkeit aus, das Kugelamphorengrab und der „Dolmenbau“ des letzteren gehörten zu einem besonderen Hügel, der erst später mit dem westlichen Teil zusammengebaut worden ist. Der Widerspruch läßt sich jedoch meines Erachtens erklären ohne die Beobachtungen Möllers anzuzweifeln.

einer bestimmten Kulturgruppe zuzuschreiben. Die drei Gräber mit sächsisch-thüringischer Keramik am Rande der Steinschicht betrachtet Möller zwar als Nachbestattungen aber nur in dem älteren, westlichen Teile des Hügels und also als älter als den Gesamthügel. Zu dieser Annahme liegt aber kein zwingender Grund vor; sie können ebensogut erst dann beigelegt sein, als der Gesamthügel bereits hergerichtet war. Hierfür spricht auch der Umstand, daß in dem Falle, in dem das Grab unter der Steinschicht lag, diese zerstört war. Die Stütze, die Möller für seine Annahme angibt, die auffallende Tiefe — 1—1,25 m — braucht nicht ausschlaggebend zu sein, besonders da anzunehmen ist, daß bei den zahlreichen Nachbestattungen der Hügel wohl allmählich erhöht worden ist. Den Dolmenbau und die Steinkiste mit den Kugelamphoren hält Möller für zusammengehörend oder wenigstens für gleichzeitig errichtet, woraus folgt, daß die Gefäße des Dolmenbaues und die der Steinkiste gleichalterig sein müssen. Stratigraphisch ist dieses sehr wohl möglich, ergibt sich aber nicht unbedingt aus dem Befunde. Hätten die Gefäße der beiden Anlagen derselben Keramikgruppe angehört, so wäre Gleichalterigkeit ohne weiteres anzunehmen. Dieses ist aber nicht der Fall. Die Gefäße der Steinkiste gehören der Kugelamphorengruppe an, über die im Dolmenbau spricht sich Möller nicht ausdrücklich aus, aber anscheinend rechnet er sie zu der sächsisch-thüringischen Keramik. Mötelfindt spricht sie ausdrücklich dieser Gruppe zu¹⁾. Die kleine Amphore hält er nämlich für eine verkümmerte Form einer gleich gestalteten großen Amphore, „die uns aus der Schnurzeit in den thüringisch-sächsischen Ländern recht geläufig ist“ und bildet ein ähnliches Gefäß von Wegeleben bei Halberstadt ab. Die Zugehörigkeit dieser beiden Gefäße zu einundderselben Keramikgruppe dürfte unbestreitbar sein; diese Gruppe aber als sächsisch-thüringische Keramik zu bezeichnen, halte ich für unrichtig. Sie gehören vielmehr derselben Keramik- bzw. Kulturgruppe²⁾ an, wie die Kannen aus dem Baalberger Hügel und dem Pohlsberge, können aber trotzdem jünger als diese sein, da diese anscheinend am Anfang und die Gefäße des Dolmenbaues am Ende der Entwicklung stehen. Die Frage über das zeitliche Verhältnis zwischen dem Dolmenbau und der Steinkiste muß vorläufig offen bleiben. Dagegen lassen sich aus vorhin angegebenen Gründen die drei Höder am Rande der Steinschicht in Übereinstimmung mit den entsprechenden Gräbern des Baalberger Hügels und des Pohlsberges als jünger erklären. Es muß aber zugegeben werden, daß, wenn die stratigraphischen Verhältnisse dieser beiden Hügel nicht so klar gelegen hätten, auch die Erklärung von Möller annehmbar gewesen wäre.

lassen wir die durch die vorhergehende Erörterung gewonnenen Ergebnisse kurz zusammen, so ergibt sich folgende Reihenfolge der in den drei Hügeln vertretenen Keramikgruppen:

¹⁾ Zeitschr. f. Ethn. 1915, S. 50.

²⁾ Diese Gruppe ist bis jetzt nicht umschrieben und zu ihrer Entstehung geklärt worden. Bis vor kurzem war sie fast unbeachtet geblieben. Ein erster Versuch, sie von den übrigen Keramikgruppen Mitteldeutschlands herauszuheben ist von Kupka (Stendaler Beitr. Bd. IV, H. 7, 1921, S. 375 u. f.) und vom Verf. (Mannus Bd. 11/12, S. 332 u. f. 1920) gemacht worden. Kupka faßt aber die Gruppe zu weit, indem er ihr Gefäßformen hinzurechnet, die nicht zu ihr gehören, z. B. die Amphoren mit Trichterhals und zwei Henkeln am Halsansatz, die anderer Herkunft sein müssen, als die Amphoren mit vier Henkeln am Bauchrand. Verf. behandelt nur die letzteren ohne Berücksichtigung der Beigefäße. Bezüglich der Herkunft gehen die Meinungen Kupkas und des Verf.s auseinander.

Baalberge	Pohlsberg	Derffling	
Sächs.-thür. Keram.	Sächs.-thür. Keram.	Sächs.-thür. Keram.	
Kugelamphoren	Kugelamphoren	Kugelamphoren	Gefäße des Dolmenbaues
Bernburg I (Walternienb. II)	Bernburg I (Walternienb. II)		
Kannen von Baalberger Typus	Kannen von Baalberger Typus		

Hierzu sei bemerkt, daß das aufgestellte Schema in erster Linie nur Gültigkeit für die drei angeführten Fälle hat und nur soweit verallgemeinert werden darf, als die vorhandenen Entwicklungsstufen der betreffenden Keramikgruppen in Frage kommen ¹⁾. So gehören z. B., was schon hervorgehoben worden ist, die im Baalberger Hügel und dem Pohlsberge gefundenen Kannen anscheinend einer ziemlich frühen Entwicklungsstufe dieses Typus an, während die hier angetroffenen Gefäße der sächsisch-thüringischen Keramik späte wenn auch nicht die letzten Formen dieser Gruppe sind. Die Gesamtgruppe der sächsisch-thüringischen Keramik und die der Baalberger Kannen und der übrigen mit diesen zusammengehörenden Gefäßtypen müssen sich also viel näher stehen, als aus dem Schema hervorgeht; es ist denkbar und sogar wahrscheinlich, daß sie in Abhängigkeits- oder Verwandtschaftsverhältnis zueinander stehen. Eine ältere Stufe der sächsisch-thüringischen Keramik kann denn in einer gewissen Zeit mit den Kugelamphoren oder der jüngeren Bernburger Keramik zusammenfallen, während die jüngere Stufe der Baalberger Kannen ebenfalls mit diesen Gruppen gleichzeitig sein kann. Diese Fragen näher zu beantworten ist aber erst dann möglich, wenn die fraglichen Keramikgruppen nach Zusammensetzung der Funde und nach der Form und Verzierung der einzelnen Gefäße eingehend analysiert worden sind.

Halle (Saale), Landesanstalt für Vorgeschichte, November 1923.

¹⁾ Selbstverständlich ist auch nicht gesagt, daß die angeführten Keramikgruppen bzw. Entwicklungsstufen unmittelbar aufeinanderfolgen. Andere Gruppen bzw. Entwicklungsstufen können sich sehr wohl dazwischen schieben. So ist z. B. ziemlich sicher, daß Bernburg II zwischen Bernburg I und den Kugelamphoren liegt. Da sie aber nicht in den behandelten Fällen vorhanden waren, müssen sie auch unberücksichtigt bleiben.

Ein Grab der Kugelamphorengruppe aus Thüringen.

Don Nils Nilsson, Halle a. S.

Mit 4 Textabbildungen.

In der Nähe von Bad Sulza i. Thür. — Verwaltungsbezirk Apolda, Sachsf.=W. — liegt das Dorf Sonnendorf. In den nicht weit vom Dorfe befindlichen Kiesgruben sind im Laufe der Jahre mehrere vorgeschichtliche Funde gemacht worden; die der letzten Jahre sind größtenteils in den Besitz des Herrn Lehrer Grauert in Taugwitz gekommen, der durch sein Interesse für die heimatische Vorgeschichte mehrere wertvolle Funde, die sonst der Zerstörung heimgefallen wären, gerettet hat.

Das Grab wurde 1920 in der Oehleyschen Kiesgrube, etwa 100 m südwestlich von Sonnendorf und etwa 5 m unterhalb des höchsten Punktes des Höhenrückens angetroffen. Ehe Herr Grauert benachrichtigt wurde, war der Fund von den Arbeitern leider schon zum Teil zerstört worden. Es war jedoch möglich, mehrere wichtige Feststellungen zu machen und die Fundgegenstände zu bergen.

Auf der Oberfläche wäre nichts zu sehen gewesen¹⁾. Erst unterhalb der Humusdecke zeichnete sich die dunklere Grabfüllung in dem hier an-



Abb. 1. $\frac{1}{8}$.

¹⁾ Die Fundumstände sind nach Angaben von Herrn Grauert aufgezeichnet; die Fundgegenstände sind in seinem Besitz; in den Sammlungen der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle befinden sich Nachbildungen derselben.

stehenden gelben Kies ab. Das Grab bildete ein fast rechteckiges Viereck von 1,25 m Länge und 60 cm Breite, mit dem Kopfende nach Norden. Die Grabsohle befand sich etwa 1 m unter der Oberfläche; das Fußende jedoch etwas tiefer als das Kopfende.

Das Skelett lag auf der linken Seite in hochender Stellung, mit stark angezogenen Beinen; die Arme waren nach oben gebogen mit den Händen vor dem Gesicht.

Am Kopfe stand ein größeres Gefäß, eine sog. weitmündige Amphore, die wie der Schädel zusammengedrückt war. In der Nähe der Hände lag ein dicknackiger Feuersteinmeißel, von welchem nur der Nackenteil wiedergefunden wurde; ein Feuersteinbeil befand sich in der Gegend zwischen Brust und Bauch.

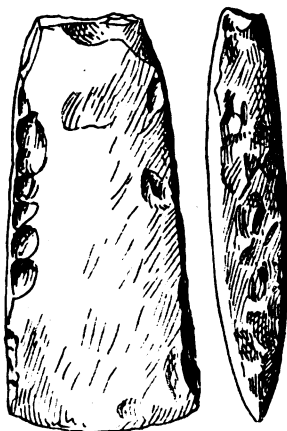


Abb. 2. Etwa $\frac{1}{2}$.



Abb. 3. Etwa $\frac{2}{3}$.

Unten an den Füßen wurde ein Schweinsunterkiefer und ein Unterschenkelknochen, ebenfalls von einem Schweine, angetroffen. Außerdem befand sich im Grabe ein Stück einer Eberzahnlamelle.

Die weitmündige Amphore (Abb. 1), von der üblichen Form, ist etwa 27—28 cm hoch, mit einem Mündungsdurchmesser von etwa 19 cm. Die größte Bauchweite beträgt etwa 29 cm; die Farbe ist dunkelbraun. Die Verzierung am Halse besteht aus Rauten, die durch dicht aneinandergestellte Winkelftiche hergestellt sind. Der Rand wird von zwei wagerechten Reihen ähnlicher Stiche umsäumt. Die Schulter ist durch fransenartig, etwas schräg herunterhängende Schnittlinien, die in Gruppen getrennt sind, verziert; die Linien werden unten von Winkelftichen abgeschlossen.

Von den übrigen Beigaben sind zuerst die beiden Feuersteingeräte zu erwähnen. Das Beil (Abb. 2) erinnert durch seine Größe und regelmäßige Form wie durch seine sorgfältige Herstellung an die schönsten nordischen Stücke dieser Art. Die Länge beträgt 13,5 cm, die Breite an der Schneide 6,2 cm

und am Nacken 3,5 cm. Die größte Dicke ist 2,5 cm. Die Breitseiten sind gut geschliffen, während an den Schmalseiten, die durch die scharf zugeschlagenen Ränder mit den Breitseiten fast einen rechten Winkel bilden, nur die größeren Unebenheiten entfernt worden sind. Die Farbe des Feuersteins ist hellgrau. Von dem Meißel (Abb. 3), der in seiner Herstellungsart mit dem Beile zu vergleichen ist, fehlt der Schneideteil. Die ursprüngliche Länge wird auf etwa 10 cm geschätzt, wovon nur ein Stück von 8 cm erhalten ist. Die größte Breite ist 2 cm, die Dicke 1,3 cm.

Der ziemlich gut erhaltene Schädel (Abb. 4), der hier in drei Ansichten abgebildet ist, erinnert in seiner Form sehr an den Schädel aus dem Kugel-



Abb. 4.

amphorengrabe aus dem Derfflingerhügel bei Kalbsrieth¹⁾. Das Geschlecht ist männlich.

Das Sonnendorfer Grab, das auf Kossinnas „Verbreitungskarte der Kugelflaschen“ unter Nr. 60a eingezeichnet ist²⁾, ist einer der südlichsten Funde der Kugelamphorengruppe in Thüringen. Die ganze Grabanlage wie die Zusammensetzung der Beigaben stimmt mit dem genannten Grabe aus Kalbsrieth überein, nur mit dem Unterschied, daß hier jede Steinumsetzung fehlte, während das Kalbsriether Grab eine gut gebaute Steinkiste hatte.

¹⁾ Prähistor. Zeitschr. Bd. IV, S. 48, Abb. 11.

²⁾ Mannus Bd. 13, Tafel VIII und S. 256.

Ein Randbeil aus der Gemarkung Laufenselden in Nassau.

Von H. Hed, Diez a. L.

Mit 2 Textabbildungen.

Aus dem Nachlaß des vor einigen Jahren verstorbenen Bergrats Ulrich Diez gelangte vor kurzem durch Schenkung seiner Tochter, Fräulein Auguste Ulrich, ein Randbeil in den Besitz der vorgeschichtlichen Abteilung des städtischen Museums zu Diez a. L., das für die Erforschung der bronzezeitlichen Besiedelung Nassaus von Interesse sein dürfte.

Das Stück ist von auffallend kleiner Gestalt: Gesamtlänge 9,5 cm, Sehne der Schneide 3,5 cm, mittlere Breite 1,8 cm. Die Schneide ist stark abgenutzt, das Bahnende durch Anfeilen in neuerer Zeit leicht beschädigt, jedoch wird hierdurch die Feststellung der ehemaligen Gestalt nicht beeinträchtigt. Die Randleisten treten beiderseitig nur schwach hervor. Nach dem äußeren Befund handelt es sich bei der Masse des Beiles um eine verhältnismäßig zinnarme Bronze, jedoch mußte eine chemische Untersuchung, die hier völlige Klarheit hätte bringen können, unterbleiben, da eine weitere Verletzung vermieden werden sollte. Die Form entspricht z. T. Lissauers Typenkarte Abb. 12 mit Variante der Schneide Abb. 11 D¹⁾, doch erscheint als wesentliche Abweichung vom Lissauer'schen „armoritanischen“ Typ das halbkreisförmige Bahnende, das für diesen Typus bei Lissauer nicht vorkommt. Dagegen zeigt der „sächsisch“ Typ sehr oft die halbkreisförmige Nackenform, so daß es sich bei dem Laufenseldener Randbeil doch mehr um eine ältere Art des „sächsischen“ Typus handeln dürfte, den Lissauer in einigen jüngeren Stücken abgebildet hat²⁾.

¹⁾ Lissauer, Zeitschr. f. Ethn. 36, 1904, S. 5: „Die Typenkarte der Flach- und Randbeile“, Abf. B, S. 542—544.

²⁾ Den Hinweis verdanke ich der Güte des Herrn Geheimrats Professor Dr. Kossinna, dem ich hierfür zu größtem Dank verpflichtet bin.

Über den Fundort gibt eine kurze Bemerkung des früheren Besitzers Aufschluß. Nach ihr ist das Beil „in dem Walddistrikt Grauekopf der Gemarkung Laufenselden nächst des Pfahlgrabens gefunden“ worden. Für die Zuverlässigkeit dieser Angaben bürgt die Person Ulrichs, der nicht nur ein lebhaftes Interesse für Vorgeschichte besaß, sondern auch, dank näheren Beziehungen zu Cohausen, die Bedeutung genauer Fundangaben zu würdigen wußte. Wenn diese in vorliegendem Falle auch noch nicht mit allen Einzelheiten ausgestattet sind, die wir heute von einer genauen Fundangabe verlangen, so liegt die Schuld hieran weniger an einem Verschmämmnis des ehemaligen Besitzers des Beiles, als an dem bescheidenen Stand der damaligen Forschungsschulung überhaupt. Trotzdem bleibt es zu bedauern, daß uns die Fundnotiz keine Angaben darüber macht, ob das Stück als Einzelfund einem Zufalle seine Bergung verdankt oder einem der in der Umgebung des „Grauen Kopfes“ liegenden Grabhügel entstammt. Beides wäre möglich, da die Gegend des „Grauen Kopfes“ als vorgeschichtliches Siedlungsgebiet bekannt ist.

Am Nordabhange des Berges liegt das Kastell Holzhausen a. d. Heide; den Fuß des „Grauen Kopfes“ umspannt der Limes, in dessen Nähe das Randbeil gefunden worden ist; ein von Cohausen s. Zt. oberflächlich ange-schnittener Grabhügel liegt in unmittelbarer Nähe¹⁾, und mehrere Hügelgräberfelder befinden sich in benachbarten Distrikten der Gemarkungen Laufenselden und Holzhausen a. d. Heide²⁾. Hinzu kommt noch, daß zwei alte Völkerwege, die „Hessenstraße“ und die „alte Straße“ in der Nähe des „Grauen Kopfes“ vorbeiführen³⁾.

Die Hessenstraße, vom Rhein bei Lorch oder St. Goarshausen (?) kommend, führt über Nastätten—Holzhausen a. d. H.—Kastell Holz-

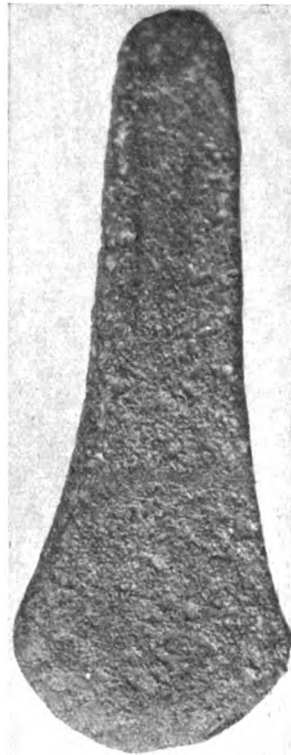


Abb. 1. ^{1/1}. Laufenselden.
(Aufnahme Karl Bender, Hof-
photograph, Diez a. L.)

¹⁾ v. Cohausen, „Der römische Grenzwall in Deutschland“, 2. Lieferung, S. 208, Abj. 3.

²⁾ Vgl. den Lageplan (Abb. 2).

³⁾ v. Cohausen, a. a. O. 2, S. 201/202, 208/209 und 3, S. 302. Schumacher, „Nassauische Annalen“ Bd. 44, 1916/17, S. 187 und Karte S. 196. (Schumacher kennt jedoch nur die Hessenstraße.)

Beide Straßen müssen bereits in vorrömischer Zeit vorhanden gewesen sein. Dafür sprechen sowohl die zahlreichen Grabhügel an ihrem Zuge, als auch die Lage des Kastells, das genau im Winkel zwischen beiden Verkehrswegen gelegen ist.

Zur Chronologie des Stückes ist folgendes zu bemerken: Die nur schwach angedeuteten Randleisten und der geringe Zinngehalt verweisen das Beil bereits in die früheste Bronzezeit, nach Kossinna noch in Periode Ib, da in Ic schon Beile mit ziemlich hohem Rand und stärkerem Zinnzusatz auftreten.

Da an die sonst um diese Zeitstufe besonders in Rheinhesen und der Pfalz ansässige Adlerbergbevölkerung nicht gedacht werden kann, deren Siedlungsspuren zudem in Nassau bisher fehlen, da diese Kulturstufe außerdem nur Flach- und Doppelbeile, aber keine Randbeile kennt, kann die Herkunft des Laufensfeldener Beiles nur dem frühen Dorstoß jenes Hügelgräberstammes zugeschrieben werden, dessen Spuren bisher auch in Kurhesen und in der Umgebung von Gießen festgestellt worden sind ¹⁾.

Die Hauptmasse der Hügelgräberbevölkerung scheint jedoch erst mit Beginn der Periode II in Nassau, wie überhaupt ins Rheingebiet eingewandert zu sein und ist dann während der Periode II dort sesshaft geworden. Die unserem Laufensfeldener Fundplatz am nächsten liegenden Grabhügel von Strüht ²⁾, dürften mit ihrem bronzezeitlichen Inhalt (Radnadel, Knöchelbänder usw.) wenigstens kaum vor Periode IIb, wahrscheinlich sogar erst in Periode IIc zu setzen sein. Auch die Brillenspirale von Nastätten ³⁾ läßt sich zwanglos dieser Zeitstufe einfügen.

¹⁾ Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. S. 64/65, Mainz, 1921, bei E. Wildens.

²⁾ v. Coßhausen, „Nassauische Annalen“ XV, S. 386: „Hügelgräber in der Gegend von Zorn und Strüht“ (Fund: Museum Wiesbaden). Behrens, „Bronzezeit Süddeutschlands“. Katalog d. Röm.-Germ. Zentralmus. Nr. 6, S. 198, Nr. 478. Brenner, „Nassauisches Heimatbuch“, S. 534, Abb. 5 u. 13.

³⁾ Brenner, a. a. O., S. 543, Abb. 12. Orig. Museum Wiesbaden.

Die Grifflanze in der vorgeschichtlichen Kultur Skandinaviens.

Don Wilh. Gaerte, Königsberg, Pr.

Mit 3 Textabbildungen.

Auf den Felsenzeichnungen des Tanumer Kreises erscheint zweimal ein Krieger, der eine eigentümliche Lanze schwingt. Die Abb. 1—2¹⁾ bringen ihn mit der Waffe zur Anschauung. Deutlich nimmt man einen Griff wahr, der im rechten Winkel an dem Schaft des Speeres ansitzt. Ich möchte daher



Abb. 1.



Abb. 2.

diese Waffe als Grifflanze bezeichnen. Leider ist die Figur in Abb. 2 im oberen Teile verwischt, so daß man nicht mit Sicherheit entscheiden kann, ob die geschlängelte Linie mit dem Griff im Zusammenhang stand, also vielleicht eine Schnur darstellte, mittels deren die geschleuderte Waffe zurückgeholt werden konnte.

Es ist nun interessant festzustellen, daß ein ähnlicher Wurfspieß schon früher in Waizen (Ungarn) gefunden worden ist. Sr. v. Pulszky berichtet

¹⁾ Balzer, Glyphes des rochers, 1881, Taf. 45/46, 1; 31/32.

darüber in den Verhandlungen der Zeitschr. f. Ethn. IX, 1877, S. 276, wie folgt: „Auf einem Felde der Stadt Waiken im losen Sandboden wurde im Frühling ein Kupfergegenstand . . . ausgeadert (vgl. unsere Abb. 3¹⁾). Es ist wohl eine Art Wurfspeer; denn am unteren Ende wird der runde hohle Stiel wieder flach, ist aber gerade an dieser Stelle abgebrochen, wo er wahrscheinlich in dem längeren hölzernen Stiel eingefügt war. In der Mitte der Waffe sehen wir eine Art Handhabe, ebenfalls abgebrochen, vielleicht war an dieser die Leine befestigt, durch die der Wurfspeer oder die Harpune zurückgezogen ward. Das Merkwürdige an dieser Waffe ist einerseits, daß sie aus

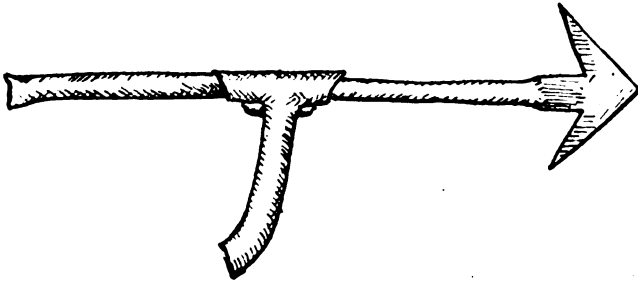


Abb. 3.

reinem Kupfer, und zwar durch Hämmern, nicht durch Gießen verfertigt ist. . . . andererseits, daß die Handhabe durch Zinn roh an den Stiel angelötet ist. . . . da dieser Wurfspeer an mehreren Orten Spuren starker Vergoldung zeigt und die pfeilartige Spitze samt Widerhaken ganz stumpf ist, scheint er nicht zum Kampfe, sondern zur Zier gebraucht worden zu sein. Der Stiel ist durch das Hämmern des ursprünglich flachen Kupferstreifens gerundet worden, ebenso die angelötete Handhabe. Dieser interessante Gegenstand wurde am 16. Juli vom Besitzer des Feldes dem Nationalmuseum geschenkt.“

¹⁾ Nach Zeitschr. f. Ethn. IX. 1877, Taf. XVII, 1.

Ein altgermanisches Haaropfer.

Don Georg Wilke.

Mit 3 Textabbildungen.

Wenn auch das Menschenopfer sich bei vielen indogermanischen Einzelvölkern, namentlich den Kelten, Germanen und Slawen, bis weit in die christliche Zeit hinein erhalten hat und es selbst in dem hoch zivilisierten kaiserzeitlichen Rom, wenn auch nur im Geheimen, noch lange fortlebte ¹⁾, so muß daneben doch schon frühzeitig der Brauch aufgekommen sein, an Stelle des ganzen Menschen nur einzelne Teile von ihm zu opfern. Als solche Teilopfer kommen neben dem Zahn=²⁾, Ohr=³⁾, Singer=⁴⁾ und Nagelopfer=⁵⁾ besonders die Haaropfer in Betracht, die aus dem Altertum nicht nur für die verschiedensten indogermanischen, sondern auch für nichtindogermanische Völker durch schriftliche Zeugnisse vielfach bezeugt sind.

In Ägypten wurden sie beim Tode des Apis dargebracht (E. Siede, Püßhan S. 114); auch trugen die Priester einen kahl geschorenen Kopf ⁶⁾. Die alten Araber rasierten sich den Kopf, wenn sie in die Schlacht zogen ⁷⁾. Jesaias 3, 17 droht den Töchtern Zions, der Herr werde ihren Scheitel kahl machen. Und Petrus wird von seinen Feinden zum Spott das Haar geschoren, aber Petrus infamiam in honorem, illusionem in gloriam convertit ⁸⁾. Das Haarabschneiden war also bei den Juden augenscheinlich, wie bei anderen Völkern das Abschneiden der Nase, der Ohren und andere Körperverstümmelungen ursprünglich eine Form der Strafe, die letzten Endes nichts anderes als ein Sühneopfer an die verletzte Gottheit bedeutete. So werden auch

¹⁾ Höfler, Organotherapie S. 4.

²⁾ Wilke, Religion d. Indogerm. S. 229.

³⁾ Herodot IV, 71; 188.

⁴⁾ Wilke, Mannus VI, S. 17.

⁵⁾ Derselbe, Mannusbibliothek Nr. 10, 153.

⁶⁾ Otto, Priester und Tempel im hellenistischen Ägypten II, 256.

⁷⁾ Samter, Familienfeste der Griechen und Römer. 55.

⁸⁾ S. Kraus, Realencyklop. d. christl. Altertümer II, 902.

in einem japanischen Drachennythos dem aus dem Himmel ausgestoßenen Helden Sofanoo zur Strafe für seine Untaten die Haare und Nägel abgeschritten¹⁾, und ähnliche Bräuche kehren, wie wir noch sehen werden, auch bei indogermanischen Völkern wieder²⁾).

Am häufigsten bezeugt unter diesen ist das Haaropfer bei den Griechen. Sokrates faßt den jungen Phädon, der ihn im Gefängnis besucht und untröstlich ist, in seine Loden und sagt: „Willst du das schöne Haar aus Trauer um mich abschneiden? Das sollst du nicht, denn niemand braucht um mich zu trauern. Aber wenn wir den Beweis, den wir suchten, nicht erbringen, dann Phädon traure und deine Loden mögen fallen“ (Nach Th. Birt, Von Homer bis Sokrates, Leipzig 1921, S. 393f.). Des Achilleus Vater Peleus gelobt für den Fall der Rückkehr seines Sohnes dessen Haare dem Flußgotte Spercheios zu opfern, doch weiht es Achill seinem gefallenen Freunde Patroklos, dessen Leichnam auch sonst über und über mit Haaren bedeckt wird³⁾. Ebenso findet sich das Haaropfer als Totenopfer in der Iphigenie von Tauris, in der Euripides den Orestes zu seinem Freunde Pylades (V. 702) sagen läßt:

*Τύμβον δὲ χῶσον κ' ἀπίδες μνημεῖά μοι
καὶ δάκρυ, ἀδελφῆ, καὶ κόμας δότω τάφῳ*

Und an einer weiteren Euripidesstelle heißt es:

*Ἰερὸς γὰρ οὗτος τῶν κατὰ χθονὸς θεῶν,
Ὅ τοῦ τοῦ ἔγχος κρατὸς ἀγνίσει τρίχα.*

Das Haar erscheint also hier als ein Opfer an die chthonischen Gottheiten, was auch noch aus einer Notiz des betreffenden Scholiasten erhellt, der zu dieser Stelle bemerkt, es sei Sitte gewesen, dem Toten, sobald er die Seele ausgehaucht habe, das Haar abzuschneiden⁴⁾.

Außer an die Toten und die chthonischen Gottheiten wurde das Haaropfer in Griechenland auch noch bei mancherlei anderen Gelegenheiten dargebracht. Nach Lufianos opferten die Griechen die Jünglingshaare, die von Geburt an als heilig galten, im Tempel, wo sie in silbernen oder goldenen,

¹⁾ Außerdem sei hier noch auf die in Berlin (Zeitschr. f. Ethnol. 1893, 280) und namentlich in Westpreußen (Zeitschr. f. Ethnol. 1893, 568 f.) weit verbreiteten, in der Regel mit Mohn bestreuten israelitischen Zopfgebäude hingewiesen, die sogenannten Berches oder Barches. Der Name entspricht wahrscheinlich dem Plural von berächah „Segen“ und bedeutet daher ursprünglich „Segensbrot“. Diese Zopfgebäude „werden ausschließlich für den gewöhnlichen Sabbath bereitet oder auch sonst zu Festen, namentlich aber zum Purim, das ist das Losfest, gefeiert zur Erinnerung der Juden aus dem durch Haman ihnen drohenden Untergang, wie im Buch Esther zu lesen. Sie werden auf den Tisch gelegt und mit einem Decken zugedeckt, sodann in Stücke geschnitten, nachdem, wie bei jeder Mahlzeit, vom Hausherrn ein Kiddisch, der Segensspruch, gesprochen und auch von der ganzen Familie gesprochen (beuschen), gebetet wurde“. A. Treichel, a. a. O. 569.

²⁾ L. Frobenius, Das Zeitalter des Sonnengottes I, 150.

³⁾ Ilias XXIII, 135 ff.

⁴⁾ Höpfler, Arch. f. Anthrop. 1906, wo das Haaropfer sehr eingehend behandelt wird.

mit dem Namen der betreffenden Personen versehenen Büchsen aufbewahrt wurden¹⁾. Und nach der gleichen Quelle mußten die Jünglinge und Mädchen vor ihrer Hochzeit dem Hippolyt ihre Haare opfern: *τῆσι παρθένοισι καὶ τοῖσι* (Jünglingen) *νόμον ἐποίησαντο μὴ μὲν ἄλλως γάμον ἔνειναι, πρὶν Ἰππολύτῳ κόμας κείρασθαι*. Auch der Iphinoe²⁾, der Pallas Athena³⁾ und der Hygieia⁴⁾ wurden Haaropfer dargebracht, ebenso der Hera, der Artemis⁵⁾ und dem Apollo, in dessen Heiligtum in Delphi nach Plutarch (Theseus) die Jünglinge und Mädchen bei der Jünglingsweihe ihr Haar darbrachten. Besonders aber wurden den verschiedenen Wassergottheiten Haaropfer geweiht. Schon oben hatten wir das Gelübde des Peleus kennen gelernt, der dem Flußgotte Spercheios die Haare seines Sohnes Achilleus gelobt (Jl. XXIII, 144). Und ein Scholiast, der den Lyciter Pindar (48 v. Chr.) kommentierte, berichtet: „*τὰς μὲν γὰρ πρῶτας κόμας τοῖς ποταμοῖς ἀποκείροντο σύμβολον τοῦ ἐξ ὕδατος εἶναι παντῶν τῆν ἀσκησιν*“. Ebenso war der oben erwähnte Hippolyt, der besonders in Trözen verehrt wurde, eine Wassergottheit. Aus diesem Grunde war es nach den übereinstimmenden Zeugnissen von Lufianos⁶⁾ und Hermotimos⁷⁾ auch verboten, auf dem Schiffe die Haare zu verschneiden, es sei denn, daß ein Sturm wütete. Denn das Haar sollte eben als letzte Opfergabe für den Fall äußerster Seenot aufgespart werden. Endlich sei hier auch noch einer Darstellung aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. auf einem kleinen Marmor=Aediculum aus Theben in Thessalien gedacht. Sie zeigt zwei Haarzöpfe, die Philombrotos und Aptonetos in Seegefahr dem Poseidon für ihre Rettung gelobt haben (Abb. 1). Diese Darstellung bildet zugleich einen Beweis dafür, daß man schon damals das wirkliche Haaropfer durch substituierende Nachbildungen zu ersetzen pflegte. Solche Nachbildungen, und zwar aus Brot- oder Kuchenteig, waren jedenfalls auch die altgriechischen *σπεῖρα τριχῶν* und *τὸ πλάσμα στρεπτόν*. Sie entsprachen den lateinischen *spirae*, die, allerdings erst in Mittelhochdeutsch, mit Brezel oder Kringel, im Niederländischen mit Krakeling glossiert sind⁸⁾.

Wie bei den Griechen, so finden wir auch bei den Römern das Haaropfer wiederholt bezeugt. Nach einer alten Überlieferung ließ sich Jupiter

¹⁾ *τοῖσι δὲ νεοῖσι πλοκάμους ἱεροῦς ἐκ γενετῆς ἀπίασι. τοὺς ἐπ' ἑὰν ἐν τῷ ἱερῷ γίνονται, τὰ μουσὶ τε καὶ ἐς ἄγγεια καταθέντες, οἱ μὲν ἀργυρεὰ πολλοὶ δὲ χρύσεια ἐν τῷ νηῷ ἠροσηλώσαντες ἀπίασι, ἐπιγράψαντες ἑκατοὶ τὰ οὐνόματα.*

²⁾ Pausan. I 43, 4.

³⁾ Daremberg, Diction. des ant. grèques et rom. I, 2 C p. 1371.

⁴⁾ Pausan. II 116, 6.

⁵⁾ Arch. f. Anthrop. 1906, S. 141.

⁶⁾ Lufianos: *περὶ τῶν ἐπὶ μισθῷ συνόντων · καθάπερ ναυαγίων τινὰ, καὶ σωτηρίαν διηγουμένων οἱ εἰσὶν οἱ πρὸς τοῖς ἱεροῖς ἐξυρῆμενοι τὰς κεφαλὰς.*

⁷⁾ Hermotimos: *δοκῶ δὲ μοὶ οὐκ ἀλόγως ἂν καὶ ξυρῆσθαι τὴν κεφαλὴν, ὡσπερ ἐκ τῶν ναυαγίων ἀποσώθεντες.*

⁸⁾ Höfler, Zeitschr. f. ost. Volkst.

von Numa statt der von ihm geforderten Menschenhäupter deren Kopfschmähre unterschrieben. Und nach einem anderen Berichte opferten die römischen Frauen beim Einfalle der Gallier ihre Haare, angeblich, damit sie zur Anfertigung der fehlenden Taae verwendet wurden, in Wirklichkeit aber wohl als eine wertvolle Weihgabe an irgendeine Schutzgotttheit.

Bei den Skythen wird das Haaropfer durch Herodot IV, 71 beim Totenkult erwähnt. Außerdem wurden nach ihm den in Delos verstorbenen hyperboreischen Jungfrauen Hyperoche und Laodike von den Jünglingen und Mädchen bei ihrer Hochzeit die Haare geweiht, die sie, um eine Spindel gewickelt, auf jener Grabmal legten (IV, 34).

Gleichfalls beim Hochzeitsritus finden wir das Haaropfer bei den Indern, bei denen sich beide Ehegatten gelegentlich des fünf Tage nach der Hochzeit dargebrachten napitakarma (Baumopfer) die Haare und Nägel verschnitten ¹⁾.

Sehr lange hat sich das Haaropfer, namentlich im Totenkulte, bei den verschiedenen slawischen Völkerstämmen erhalten, bei denen es schon in einem Berichte Busbeks, des Abgesandten des ungarischen Königs Ferdinand, bezeugt wird (Pallas, Neue nord. Beitr. III, 299). Ja, bei den Montenegrinern und Albanesen besteht sogar heute noch der Brauch, daß sich die Ehegattin und die Töchter beim Tode des Hausherrn die Haare abschneiden ²⁾. Und ähnliche Bräuche werden auch noch aus einzelnen Gegenden Bosniens berichtet, wo die Frauen für den Verstorbenen außer allerhand sonstigen Totenspenden, wie Äpfeln, Zitronen, Kopftüchern, Halsbändern u. dgl. mehr als kostbarste Gabe ihren schönsten Schmuck, die Zöpfe, auf dem Grabe niederlegen (Truhelka, Wiss. Mitt. a. Bosnien u. der Herzegowina XII, 15; Lilek, a. O. IV, 410).

Nur sehr spärliche Nachrichten liegen über das Haaropfer bei den Kelten und Germanen vor. Nach Tacitus bildete das Abschneiden der Haare eine schwere Ehrenstrafe, die insbesondere bei Ehebruch der Frau üblich war,

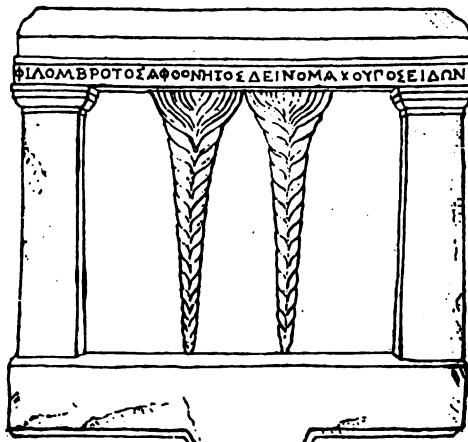


Abb. 1. Weihgabe des Philombrotos und Aphonetos, der Söhne des Deinomachos an Poseidon; 4. Jahr. v. Chr. Brit. Mus. in London. Nach H. Cramer, Griech. Kult. im Bilde. Taf. 21, 30.

¹⁾ Wilke, Kulturbez. zw. Indien, Orient und Europa, S. 153.

²⁾ S. S. Krauß, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslawen. Münster i. W. 1890.

und ähnliche Rechtsbräuche finden wir auch noch aus späterer Zeit vielfach bezeugt ¹⁾). Wie schon oben angedeutet, handelt es sich bei derartigen Bräuchen offenbar ursprünglich um ein altes Sühneopfer, mit dem die durch eine Untat beleidigte Gottheit versöhnt werden sollte. Mehr noch als aus den spärlichen schriftlichen Zeugnissen läßt sich aus zahlreichen, vereinzelt noch heute fortlebenden abergläubischen Bräuchen entnehmen. In Baiern war es noch bis in die jüngste Zeit hinein üblich, bei Krankheitsfällen neben allerhand sonstigen Dingen, wie Dotirtafeln, roter und brauner Seide, Stöcken, Besen, Krüden, eisernen Röhlein und Kröten, wächsenen Nachbildungen von Tieren und Körperteilen u. dgl. mehr auch natürliche Haarzöpfe in den Wallfahrtskirchen und Heiligentapellen als Weihgaben auf dem Altar niederzulegen ²⁾). In manchen Gegenden war es früher Sitte, daß die Angehörigen dem Toten eine Haarlocke von sich mit in den Sarg gaben ³⁾). „Die alten Frauen“, so heißt es in den Aufzeichnungen des Leipziger Magisters Prätorius, „sagen: Wenn die Jungfern wollen lange Haare kriegen / so müssen sie etwas Haare in der Jugend abschneiden / und mit den Hopffenranden in die Erde legen / daß sie hernach mit ihnen gleichsam in der Länge herauswachsen“ ⁴⁾). In einzelnen Gegenden des sächsischen Erzgebirges herrscht der Glaube, daß, wer sich am Karfreitag die Nägel und Haare verschneidet, das ganze Jahr über von Zahnschmerzen verschont bleibt. Und einem ähnlichen Glauben begegnen wir schon in der Rodenphilosophie: „Wer am Freytag seine Nägel und Haare abschneidet, hat keine Ohren- und Augenwehe zu befürchten“ ⁵⁾). Nach einem anderen weit verbreiteten Glauben vertreibt man Krankheiten, indem man die abgeschnittenen Haare und Nägel oder sonstige Körperteile des Kranken in eine Glasflasche „einspinnt“ und diese Flasche dann unter allerhand Zaubersprüchen unter einem Scherbenhaufen, einem Baume oder in der Erde vergräbt. Besonders wirksam aber ist es, wenn man die abgeschnittenen Haare und Nägel in fließendes Wasser wirft. Allerdings treten bei vielen dieser Bräuche, namentlich soweit sie eine Beseitigung und nicht nur eine Verhütung einer Krankheit bezwecken, noch uralte präanimistische Vorstellungen hinzu, nämlich der Glaube, daß die Krankheit in die betreffenden Körperteile gebannt und mit ihnen durch das Einspinnen, Verpfloeden, Vergraben usw. unschädlich gemacht werde. Doch liegen daneben zweifellos auch wirkliche Opferhandlungen vor. Dies gilt besonders von dem Einwerfen der abgeschnittenen Haare

¹⁾ Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 702.

²⁾ G. Lammert, Volksmedizin u. med. Aberglaube in Bayern u. d. angrenzenden Bezirken. Würzburg 1869, S. 24.

³⁾ Doch bestand umgekehrt auch der Glaube, daß man durch Mitgabe der Haare eines Menschen in das Grab eines Verstorbenen Siechtum und Tod der betreffenden Person herbeiführen könne. Hier handelt es sich natürlich lediglich um einen einfachen Zauberaakt.

⁴⁾ Prätorius, Joh. Philosophia colus oder Dfy/lose vich der Weiber. Leipzig 1662. S. 212.

⁵⁾ Rodenphilosophie, Bd. VI, Kap. 35, S. 291.

in fließende Gewässer, das lebhaft an die oben erwähnten griechischen Haaropfer an die Fluß- und Meeresgötter erinnert. Am meisten aber zeugen von der einstigen großen Verbreitung der Haaropfer und ihrer Bedeutung als Totenopfer die über das ganze germanische Gebiet verbreiteten und wohl überall mit Mohn¹⁾ bestreuten Zopfgebäcke, die „Hollen-, Höllen- oder Seelenzöpfe“, die ursprünglich wohl nur, wie noch heute bei den Chemsuren im Kaukasus, bei Sterbefällen als Ersatz für wirkliche Haaropfer hergestellt, später aber an den allgemeinen Totenfesten, d. h. zu den Seelenschwarzzeiten, in denen nach einer überall wiederkehrenden Annahme die Seelen der Verstorbenen aus ihren Gräbern auf die Erde und in ihre einstigen Behausungen zurückkehrten, bereitet wurden²⁾.

Archäologische Zeugnisse für das Haaropfer sind — mit Ausnahme der bereits oben erwähnten Darstellung von Theben in Thessalien — meines Wissens bisher noch nicht bekannt geworden, und insbesondere habe ich in der mir in meiner Abgeschiedenheit zugänglichen Literatur nirgends eine diesbezügliche Bemerkung über die Germanen ausfindig machen können. Um so mehr scheint es mir berechtigt, auf einen Fund aufmerksam zu machen,

¹⁾ Über die Verwendung des schlafbringenden Mohnes im Opfertum, besonders bei den Griechen und Römern, hat Höfler (Organotherapie S. 6) zahlreiche Beispiele zusammengestellt. Doch finden wir ihn, namentlich im Totentum, auch bei den übrigen indogermanischen Völkern vielfach verwendet, wie zahllose, bis in die Gegenwart fortlebende Bräuche lehren. Seine kultische Bedeutung erklärt sich dadurch, daß man sich den Schwarzmund gern als schlafenden Mond dachte, wie man ja auch von der Sonne sagt: „sie ist schlafen gegangen“ und „sie ist erwacht“. (Vgl. auch den schlafenden Helios im Liede des Mimnermos; Wilke, Relig. d. Indog. S. 130.) In dieser Auffassung wurzeln nicht nur die zahlreichen Sagen von einer schlafenden Jungfrau, wie der Brunhild, Dornröschen usw., sondern auch die mannigfachen Mythen vom schlafenden Drachen, dem Vertreter des Schwarzmundes, der vom Helden im Schlafe getötet wird, wie in der Sage von Perseus und der Medusa, von Argos Panoptes und der Echidna, von Hermes und Argos Panoptes, von Sigurd und Regin u. a. m. Archäologisch hat diese Vorstellung von der schlafenden Mondgötter einen sehr bereicherten Ausdruck in den bekanntesten, bisher aber noch nicht befriedigend gedeuteten schlafenden Frauenfiguren aus dem Hypogäum von Hal-Säflieni auf Malta gefunden (Hörnes, U. d. K². 211, und unsere Abb. 2), die, wie die den donauländischen sehr nahestehenden thronenden Frauenfiguren und die sonstigen Statuetten aus demselben und den übrigen Heiligtümern Maltsas, nur als Darstellungen einer weiblichen Götter, nicht aber, wie Schuchardt (Asteuropa S. 168 ff.) annimmt, als Verstorbene oder Ahnen aufgefaßt werden können (A. Mayr, Anthr. Korr.-Bl. 1920, S. 6), also den Brunhild-Dornröschenmythus verkörpern. Als solche schlafende Götter kommt aber nach den vorliegenden Mythen eben nur die Mondgötter in Betracht, unter deren Attributen auch bisweilen auf antiken Darstellungen Mohnköpfe erscheinen. Als Mohnköpfe sind daher gewiß auch die drei blumenartigen Gebilde in der linken Hand der thronenden Götter auf dem von mir Relig. d. Indogerm. S. 162, Abb. 180 wiedergegebenen Siegelring von Mykenä zu deuten, die durch die sonstigen Attribute: das Doppelbeil, den Fruchtbaum, die sieben Rinderschädel und die Mondschel klar genug als Mondgötter gekennzeichnet wird (Abb. 3).

²⁾ Höfler, a. a. O.

der zwar schon vor einer sehr langen Reihe von Jahren gehoben worden ist, dessen Bedeutung als Haaropfer aber bisher augenscheinlich noch nicht erkannt wurde. Es handelt sich um den Moorfund aus dem Holtumer Moor bei Ahhausen, Landkreis Stade, über den Pastor v. Barga seinerzeit ein ausführliches Protokoll aufgenommen hat. Es lautet: „Georg Warnde, Neubauer in Eversen, Gemeinde Ahhausen, stieß im Jahre 1862 beim Torfgraben im



Abb. 2. Configuren bekleideter schlafender Frauen
Aus dem Hypogäum von Hal-Saffieni auf Malta
(Brunhild-Dornröschenmotiv).

sogenannten Holtumer Moor in einer Tiefe von etwa 3' auf ein Gefäß, grub mit großer Vorsicht $\frac{1}{2}'$ rings um dasselbe den Torf weg, um nichts zu verderben, und hob mit Hilfe seines Sohnes das Ganze heraus. Nachdem das Gefäß von Moorerde befreit war, ergab sich folgendes: es lag mit der Öffnung nach unten, eine Unterlage von Stein u. dgl. war nicht vorhanden. Als der Finder das Gefäß umdrehte, um den Inhalt zu untersuchen, wurden gefunden:

I. 3 gewundene große Ringe, von denen 2 zerbrochen, — II. mehrere Drahtgewinde, — III. eine Partie an beiden Seiten spitzer, glatter, rundgebogener Gegenstände, — IV. 3 kleine

Ringe von verschiedener Größe, — V. eine metallene Lanzenspitze, — VI. 3 wertvolle Nadeln, — VII. eine durchlöchernte Bernsteinperle, — VIII. ein Stück von einem Hornkamm, — IX. eine weiche, pechschwarze Masse, die bald verhärtete und eine gelbe Farbe annahm, sobald sie trocken war.

Dieses Alles lag fest gepackt in einander, und ringsum oben im Gefäß befand sich ein dicker geflochtener Kranz von Menschenhaar, kohlschwarz von Farbe, welcher jedoch sofort zerfiel, als die Luft darauf wirkte¹⁾.

¹⁾ Von mir gesperrt gedruckt.

Neben dem Gefäß, in einer Entfernung von 2", stand rechts und links eins von den handschellenartigen Dingen, ganz frei, das eine mit einem Dedel, der zweite Dedel wurde nicht gefunden.

Der Finder, Sohn eines Schullehrers, ist ein sehr einsichtsvoller und durchaus glaubwürdiger Mann, mithin sind obige mit von ihm gemachte Angaben nicht wohl in Zweifel zu ziehen¹⁾.

In der Deutung der einzelnen Fundgegenstände hat sich freilich der gute Pastor v. Barga teilweise recht erheblich geirrt. Die „handschellenartigen Geräte“ waren typische Unterarmschienen mit Ringen, der dazu gehörige „Dedel“ augenscheinlich ein Bronzetutulus, die „metallene Lanzenspitze“ ein gehenteltes Tüllenbeil und die „Drahtgewinde“ zwei noch völlig federnde Armbergen aus dünnem Bronzedraht²⁾. Trotzdem wird man das Fundprotokoll als Ganzes als richtig anerkennen müssen, und insbesondere liegt durchaus keinerlei Veranlassung vor, das vom Finder bei der Hebung beobachtete und genau beschriebene menschliche Haar geflecht anzuzweifeln. Wenn diese Haare sofort nach Entfernung des anhaftenden Torfes



Abb. 3. Ringplatte von Mykenä: Göttin mit Mohnkapseln in der linken Hand. Daneben als Mondsymbole sieben Rinderschädel, der Fruchtbaum, das Doppelbeil und die Mondsichel.

zerfielen, so entspricht dies nur der allgemeinen Erfahrung, daß organische Stoffe, die sich in natürlicher Einbettung einigermaßen erhalten haben, sofort zu Staub vergehen, sowie sie mit der Luft in Berührung kommen. Gerade dieser Zerfall scheint mir daher ganz besonders dafür zu sprechen, daß es sich bei diesem Funde tatsächlich um Haare und nicht etwa um eine, durch irgendwelche vegetabilische jüngere Fasern hervorgerufene Täuschung des Finders gehandelt hat. Wir haben hier also in der Tat ein Haaropfer vor uns, und da der Fund durch das Tüllenbeil und das mit eingepunzten, punktierten Spirallinien verzierte Hängebecken in die jüngere Stufe der Periode V datiert wird, so dürfen wir ihn ins 9. Jahrhundert v. Chr. verlegen.

Da das Haaropfer einem Moorfunde entstammt, kann es nur irgendeinem der mannigfachen Wasserdämonen oder Wassergottheiten geweiht gewesen sein, deren es ja bei den Germanen wie bei anderen indogermanischen

¹⁾ Katalog d. Ausstellung prähist. u. anthropol. Funde Deutschlands. Berlin 1880, S. 198 f.

²⁾ a. a. O.

Dölkern die Hülle und Fülle gab. Nach E. Mogk wird dementsprechend kein Opfer bei den alten Germanen schon in den ältesten Quellen so häufig erwähnt, wie gerade das Wasseropfer. „Bei den Alemannen erwähnt es Agathias (IX 28, 4), bei den Franken Gregor von Tour (II, 10) Protopius (bell. got. II, 25), bei den Hessen Rudolf von Sulda (Mor. Germ. II, 676), bei den Langobarden wird es durch Gesetze verboten (Leg. Lintpr. VI, 30), bei den Scandinaviern kennt es Protopius (bell. got. II, 15), kennen es die isländischen Quellen (Isl. S. I, 291)“¹⁾. Es wiederholt sich also hier der gleiche Brauch wie bei den Griechen, bei denen ja nach dem oben Gesagten gleichfalls die Wassergottheiten neben den Seelendämonen und äthyonischen Gottheiten in erster Linie mit Haaropfern geehrt wurden.

Außer dem Ahauer Funde sind noch mehrere andere Moorfunde mit Resten von menschlichen Haaren bekannt geworden²⁾, die sicherlich gleichfalls als Haaropfer aufzufassen sind. So geflochtene Haarlöden in einem Moore bei Downshire in Irland³⁾, und eine Haarlocke und Nägel in einem Moorfunde von Haraldsfjär⁴⁾. Hier dürfte also zugleich auch ein Nagelopfer vorliegen, wie wir es oben beim indischen napitakarma kennen gelernt haben, aber auch sonst noch bezeugt finden. Endlich gehört hierzu jedenfalls auch noch ein hallstattzeitlicher Fund von Wallerfangen, Kr. Saarlouis, auf den mich Herr Kossinna hinzuweisen die Güte hatte. Hier lagen auf einem Brett, zum Teile von Geweberesten verhüllt, drei goldüberzogene Tonringe, zwei Bernsteinperlen, eine bunte Glasperle, ein aus vier Ringelchen zusammengefügtes Bronzeschmuckstück, ein Bronzeschälchen, ein kleiner Tonnapf und die Haare eines Menschen, während Skelettreste vollständig fehlten⁵⁾. Da Knochen sich viel leichter erhalten als die unter gewöhnlichen Verhältnissen sehr rasch vergehenden Haare, halte ich es für ausgeschlossen, daß die aufgefundenen Haare von einer Körperbestattung herrühren. Der Gesamtfund kann daher meines Erachtens nur als Opfergabe aufgefaßt werden.

¹⁾ E. Mogk, Germ. Myth., Sonderabdr. a. d. 2. Aufl. v. Pauls Grundr. d. germ. Phil. S. 385 (156) f. — Doch hat sich das Wasseropfer auch noch in christlicher Zeit lange erhalten. So fand man im Kirchspiel Tolg im Småland in zwei Opferquellen, den sogenannten „Barnabrunnarna“ (Kinderbrunnen) i. J. 1901 gegen 6000 Münzen, meist von Kupfer, von denen die ältesten im vierzehnten Jahrhundert geprägt waren, die jüngsten für den noch regierenden König Ostar II (O. Montelius, Kulturgesch. Schwedens, S. 311). Und Walter Scott gedenkt einer Käsequelle auf der Spitze eines Berges in Penbleshire, sogenannt, weil jeder Vorübergehende in diese, den Elfen geweihte Quelle, einen Käse als Opferspende hineinwarf (Wille, Religion der Indogermanen, S. 225).

²⁾ Olshausen, Hornsubstanz in vor- und frühgeschichtlichen Funden; Zeitschr. f. Ethnol. 1892, (S. 448 f.).

³⁾ Annalen f. n. O. 1836/37, S. 170.

⁴⁾ a. a. O. S. 161.

⁵⁾ Trierer Jahresber. 1894—1899, S. 29 f. und Taf. III, 7—12; Führer d. d. Prov. Mus. in Bonn 1915. S. 26.

Ich glaube auf den Ahauser Moorfund etwas näher eingehen zu sollen, weil er meines Erachtens mit voller Sicherheit für eine verhältnismäßig frühe Zeit Zeugnis von einer Kultform liefert, die quellenmäßig für alle indogermanischen Einzlvölker nachweisbar ist und deren Ursprung wir daher wohl in die gemeinindogermanische Zeit verlegen dürfen. Auch bildet dieser Fund eben wegen des darin enthaltenen Haaropfers eine willkommene Bestätigung der schon seit langem von der großen Mehrzahl der Forscher geteilten Anschauung, daß die Moorfunde im Allgemeinen als Weihefunde aufzufassen sind ¹⁾. Es macht sich neuerdings eine Richtung mehr und mehr breit, die — abgesehen von einem rohen Ahnen- oder Totenkult — unseren vorgeschichtlichen Vorfahren alle einigermaßen höheren religiösen Vorstellungen und kultischen Bräuche ganz und gar abzusprechen geneigt ist. Geht doch K. Schuchhardt in seinem Buche „Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde“ in seinem Zorne gegen die „laienhafte Ansicht, alles Erstaunliche in der Vorgeschichte mit Opfer und Anbetung in Verbindung zu bringen“ sogar so weit, die bisher wohl allgemein als Kultgeräte aufgefaßten kleinen Kesselwagen als fahrbare Milchgefäße profaner höfischer Tafelsitte anzusprechen. Als ob sich unsere trinkfreudigen Vorfahren damit begnügt hätten, bei ihren Tafelrunden aus solchen noch nicht einmal einen halben Liter fassenden Miniaturbowlen ihre Becher zu füllen und ihren unergründlichen Durst zu löschen! Wo man aber mit den Funden gar nichts anzufangen weiß, da werden sie einfach totgeschwiegen. So der berühmte Wagen von Trundholm, der in Schuchhardts Buch „Alteuropa“ auch nicht mit einem einzigen Worte erwähnt oder gar abgebildet wird, obschon er doch sicherlich neben den Luren — von seiner kultischen Bedeutung mal ganz abgesehen — schon aus rein kunstgeschichtlichen Gründen eine der bemerkenswertesten Erscheinungen bildet, die wir aus der älteren nordischen Bronzezeit überhaupt besitzen! Gerade bei dieser, wie es fast scheinen möchte, absichtlichen Außerachtlassung der wichtigsten vorgeschichtlichen sakralen Altertümer erscheint es mir ganz besonders geboten, alle vorgeschichtlichen Erscheinungen hervorzuheben, die das noch so dunkle Gebiet der geistigen Kultur unserer Vorfahren aufzuhellen vermögen. Und dazu gehört auch das Haaropfer im Holtumer Moor.

¹⁾ Das schließt natürlich nicht aus, daß manche Moorfunde auch die Bedeutung einer Selbstausstattung fürs Jenseits haben können, wofür nicht nur ähnliche Bräuche bei manchen Naturvölkern und eine oft angeführte Stelle der Ynglingasaga (Sophus Müller, Nord. Altertumsf. I, 442) zu sprechen scheinen, sondern auch die Tatsache, daß die meisten Moorfunde aus solchen Perioden stammen, in denen die Grabausstattung im Allgemeinen nur ganz dürftig war. Die Haarfunde können indes sicher nicht in dieser Weise aufgefaßt werden, denn es ist doch nicht anzunehmen, daß sich jemand bei Lebzeiten neben Gebrauchs- und Schmutzgeräten auch Haare bereit gelegt hätte, um sie später nach Valhöll mitnehmen zu können. Hier kann es sich also nur um Weihe- oder Opfergaben an irgendwelche Gottheiten handeln.

Ein seltenerer Fund aus dem Harzgebiet.

Von K. Schirwitz, Quedlinburg.

Mit 15 Textabbildungen.

Im Frühjahr 1922 barg ich mit Herrn Dr. Stoye hier die Reste einer Wohngrube. Die Funde befinden sich im hiesigen städtischen Museum. Fundort ist die Lehmgrube am Hafenteich, südöstlich Quedlinburg. Der größte Teil der Wohngrube muß schon vor Jahren abgestürzt oder durch den Lehmabbau

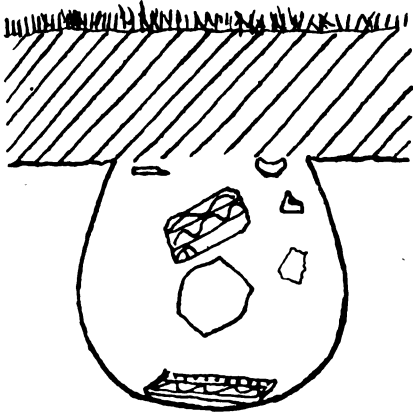


Abb. 1.

beseitigt worden sein. Der Rest zeigt nebenstehendes Bild (Abb. 1). Die Grube war kesselförmig. Ihr größter Durchmesser betrug 1,50 m; die Höhe vom Boden bis zur Humusschicht dasselbe, letztere selbst 0,80 m. Nicht abgebildet sind die zahlreichen Lehmbröckel mit Ast- und Schilfabdrücken und die vielen Estrichstücke, sowie einige wenige gebrannte Steine.

Der am vollständigsten erhaltene, in drei Stücke zerbrochene Lehmziegel (Abb. 2) ist 33,5 cm lang und 11,5 cm hoch. Die untere Breite beträgt in der Mitte 6 cm, an den

Enden nur 4 cm, die obere nur 3 cm. Oben sind an jeder Seite zwei knopfartige Hörner. Der Ziegel ist aus Lehm, mit feinem Sande vermischt. Die dunkelgraue Grundmasse ist leicht gebrannt und stark brüchig. Das Ganze hat einen oderfarbenen Überzug von feingeschlemmtem Lehm. Die Verzierung besteht aus kräftigen Rillen. An den vier Ecken sind tiefe Tupfen, die bequem eine Männerfingerspitze aufnehmen. In dem Rillenviereck läuft eine flache, stark beschädigte Wellenfurche. Der zweite Ziegel (Abb. 5) ist ein Bruchstück, dessen Länge 23 cm und dessen Höhe 14 cm beträgt;

die untere Breite hat 9 cm, die obere 4 cm. Bis auf die Verzierung ist der Befund derselbe wie beim ersten Stück. Diese besteht in zwei tiefen Querrillen,

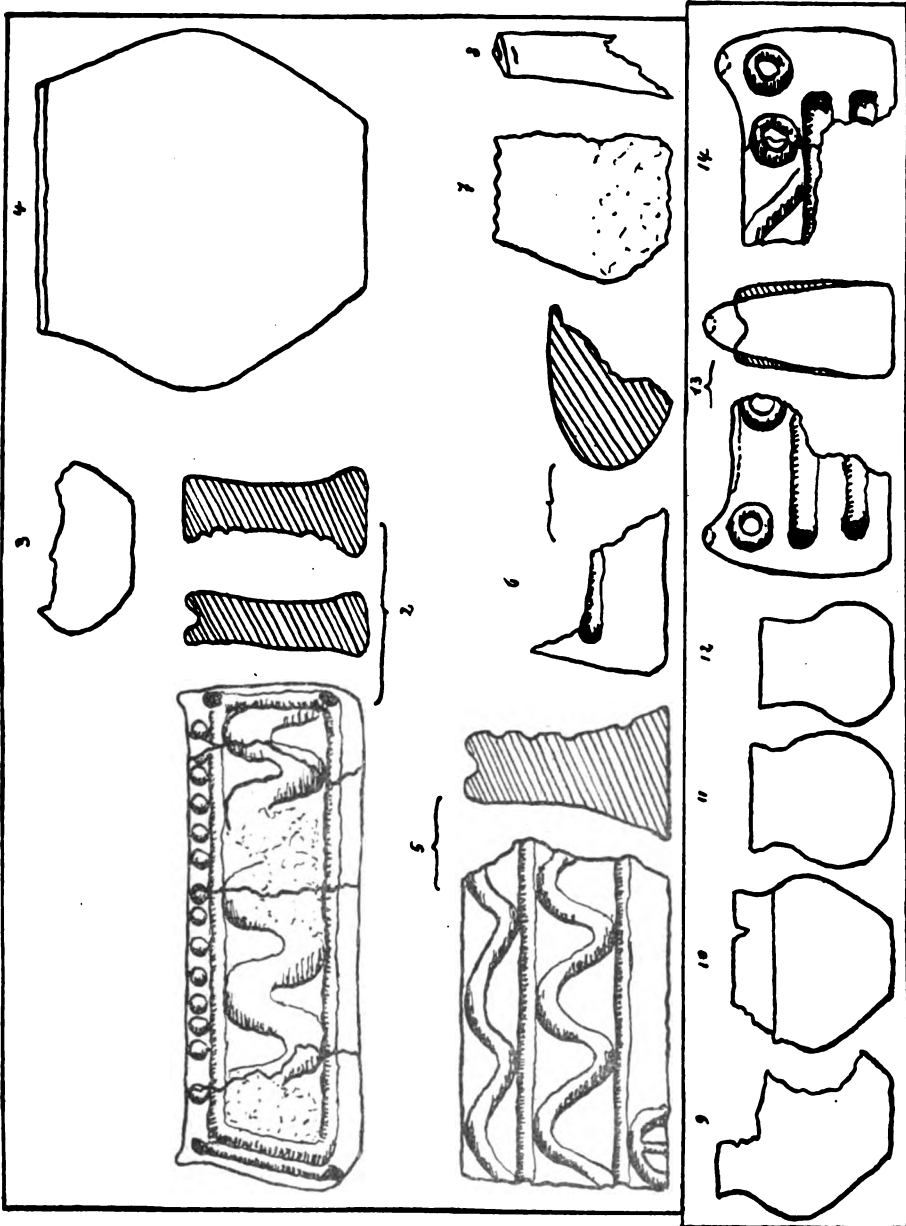


Abb. 2—14.

die mit zwei Wellenfurchen abwechseln. Merkwürdig ist die am unteren Rande erhaltene Verzierung, die einem liegenden lateinischen E gleicht

(s. Wilke, Mannus VI, S. 35). Auf dem Rücken trägt dieses Stück eine tiefe Furche. Das letzte Bruchstück (Abb. 6) von ovalem Grundriß, zeigt wieder eine Querrille, die in einem tiefen Fingertupf endigt. — Die Urne (Abb. 4) (obere Weite 18 cm, größter Durchmesser 23 cm, Höhe 21,5 cm) zeigt einen schwach verstärkten Rand. Sie ist von kiesiger Grundmasse, außen rauh, von braungrauer Farbe mit mehreren Rußflecken. Zu oberst fand sich dicht unter der Humusschicht der Bodenteil einer glatten, hellbraunen Urne (Abb. 3) (größter Durchmesser 10,5 cm, Boden 5 cm, Höhe 6 cm). Dann fanden sich noch mehrere Scherben (Abb. 7) mit Fingertupfen am Rande, am Halse glatt, am Bauchteil geraucht. In der oberen Schicht lag ein zerbrochener Tierknochen (Abb. 8) mit deutlichen Sägeschnitten an der Bruchstelle und darunter. — Der Hüttenbewurf zeigte deutliche Abdrücke von Flechtwerk von runden Zweigen, aber auch von Schilfblättern und Stengeln. Auffällig zahlreich waren Estrichbrocken von kiesiger, aber auch von moorig-brauner Grundmasse. Außerdem enthielt die Grube neben geglühten Steinen geglühte Tierknochen und einen blasig verschlackten Lehmklumpen. — Vom selben

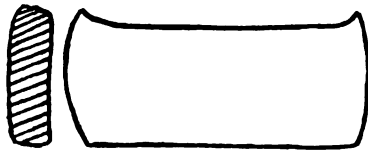


Abb. 15.

Sundort stammen eine Reihe von Sunden, die vor längeren Jahren ohne besonderen Nachweis der einzelnen Umstände ins Museum eingeliefert worden sind. Es sind ebenfalls Reste von Lehmziegeln mit Querrfurchen und tiefen Endtupfen, mit Kreisringen und angefangenen Wellenfurchen. Vielleicht stammen die beiden Stücke (Abb. 13 und 14) von einem Exemplar. Der Rücken zeigt bei beiden eine tiefe Furche, die hornartigen Enden an der Spitze eine flache Fingertupfe (Länge 11,5 bzw. 14 cm, Höhe 14 bzw. 13 cm, untere Breite 7 cm, obere Breite 3,5 bzw. 2,5 cm). Der Grundriß ist länglich oval, Grundmasse und Festigkeit genau wie oben geschildert.

Die keramischen Reste zeigen mittelgroße Töpfe mit deutlichem Hals und sind teilweise gehenfelt. Daneben erscheinen kleine Vasen.

Abb. 9,	Höhe 13	cm,	oberer Durchmesser 12?	cm;	braun, glatt.
" 10,	" 12,5	" "	" "	10,5	" oderfarben, glatt.
" 11,	" 9,5	" "	" "	8,5	" grau, glatt, ohne Standfläche.
" 12,	" 8,5	" "	" "	7	" schwarz, glatt.

Dann sind noch zahlreiche andere Scherben vorhanden, von großen Gefäßen mit Tupfenverzierung oder mit breiten, flachen Rillen am Bauchumbruch und von gehenkeltten Schüsseln. Ein Tier Schädel und mehrere Tierknochen stammen ebenfalls von dort.

Das Museum Halberstadt hat in der Slg. Franke-Rohrheim unter Nr. 363 einen unverzierten, wohl erhaltenen Lehmziegel (Abb. 15) (Länge

19,5 cm, Höhe 8,5 cm, mittlere Breite 2,4 cm). Als Fundort nennt der Katalog Zellerfeld (Harz).

Zusammenfassendes über diese Art von Funden bringen Seger, Tschumi¹⁾ und Reinecke; Berichte und Nachweise Keller, Sorrer, Dirchow, Andree, v. Tröltzsch, Hörter, Schneider, die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, der VII. Bericht der Röm.-Germ. Kommission. — Die Bedeutung unseres Fundes sehe ich in erster Linie in seinem vorgeschobenen nördlichen Auftreten, während die Hauptmasse der bisher bekannt gewordenen Stücke ihre Heimat in Süd- und Südostdeutschland und den angrenzenden Gebieten hat, und zwar scheint in diesem Falle die Verbindung nach dem Südwesten (i. auch Fundort Zellerfeld) zu gehen. Nach der Art der mitgefundenen Keramik kommt hier der Ausgang der Bronzezeit, P. V/VI, in Frage. Der Fund entstammt keltisch-germanischem Grenzgebiet und dürfte wohl dem keltischen Kulturgebiet zuzurechnen zu sein, da um diese Zeit noch keltische Reste in hiesiger Gegend saßen (Skelettgräber von Oschersleben und Silstedt, sowie ein solches vom Rummelsberg b. Quedlinburg mit Wendelring, Blechhöringen, Gürtelblechresten und Gußform). In der Frage: Kultsymbol oder Feuerbock? möchte ich mich für das erste entscheiden, und zwar aus folgenden Gründen. Einmal ist das Material so brüchig und schlecht gebrannt, daß es eine Benutzung als Feuerbock in diesem Falle ausschließt. Sodann fehlt jede geringste Spur (auch an dem Stück von Zellerfeld) von Rußflecken oder nachträglichem Brand. Auch die vorhandenen Verzierungen bestimmen mich dazu. Es sind tiefe Tupsfen, Rillen, Kreisringe, Wellenband und Dreizack; alles Zeichen, die auf Gegenständen derselben oder der angrenzenden Perioden vorhanden sind, auf Fundstücken, die dem alltäglichen Gebrauch entrückt und mehr zu festlichen, wenn nicht gar zu religiösen Zwecken bestimmt waren. Wegen Raummangels erinnere ich aus der Fülle des Materials nur an die Gold- und Bronzegefäße, die Bronzehängebeden, die Bronzeurnen, die Bronzeschwerter, die Bronzekultärte und an einige Bronze-gewandnadeln und -scheiben.

¹⁾ Den Hinweis auf Tschumi und Seger verdanke ich Herrn Dr. Jahn, Breslau.

Pseudo-Parallelen zu den runden (brunnen- ähnlichen) Schächten im Lössower Burgwall.

(Zu vgl.: III. Ergänzungsband zum Mannus 1922, M. M. Lienau: Ausflug nach Frankfurt a. d. Oder und zum Burgwall von Lössow.)

Von M. M. Lienau, Frankfurt a. d. Oder.

Kürzlich brachte mir ein Herr, der sich für die Ergebnisse der Ausgrabungen an der „Steilen Wand“, mit welcher der Lössower Burgwall nach Osten steil zur Oder abfällt, interessiert: das „Marschenbuch von Hermann Allmers, 3. Auflage“; hier findet man im Kapitel „Erste Bevölkerung der Marschen“ einen Bericht des oldenburgischen Oberkammerherrn Fr. v. Alten über „Brunnen- und Kreisgräber“ — vorgeschichtlichen Charakters — in den Watten der Nordsee. Das gab dem Herrn Anlaß zu der Bemerkung: „so könnten wohl auch die Lössower Erdröhren „Gräber“ sein“. Mir schien eine bezügliche Aufklärung erwünscht und die fand ich, auf Grund einer Anfrage im Oldenburger Naturhistorischen Museum, im: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg (herausgegeben von dem Oldenburger Verein für Altertumskunde und Landesgeschichte) XIII, 1905, S. 149/169: **Sind die Kreisgruben unserer Watten Gräber oder Brunnen?** Von H. Schütte, Lehrer in Oldenburg.

Schütte gibt eingangs eine Übersicht über die ältere Literatur: 1. Maiheft 1873 des Korresp.-Bl. f. Anthrop. usw.; darin Bericht der „Weser-Zeitung“ über den Besuch der Oldenburger Museen durch den Naturwissenschaftlichen Verein in Bremen, wobei von kürzlich entdeckten „Brunnengräbern“ die Rede ist. 2. Septemberheft, wie vorstehend, 1873; Hermann Allmers, „die Kreisgräber der Nordseewatten“. 3. 1874 im „Arch. f. Anthrop.“: eine umfassendere Arbeit des Entdeckers Fr. v. Alten. 4. Letztere Arbeit, in etwas verkürzter Form und mit kleinen Einschüben, 1881 wieder abgedruckt im III. Heft des „Berichts über die Tätigkeit des Oldenburger Landesvereins für Altertumskunde“. Auch die Abbildungen sind hier wie dort dieselben mit geringen Änderungen und Weglassungen.

Zu diesen von Schütte aufgezählten Berichten käme als 5. hinzu oben genannter im „Marschenbuch von Hermann Allmers, 3. Auflage“.

Schütte gliedert nun seine Beweisführung in eine negative: Die Kreisgruben in den Watten der Nordsee sind keine Gräber (S. 155 bis 160), und in eine positive: **Die Kreisgruben sind Brunnen und Zisternen** (S. 150/169). Bei einer Anzahl wurde ein Wagenrad auf die Brunnensohle gelegt. Nach der von Schütte geschilderten mittelalterlichen Keramik — (die Funde stehen in der Studiensammlung des Oldenb. Naturhist. Museums) — dürften diese Anlagen etwa bis ins 12. Jahrhundert nach Chr. hinabreichen. Das Vorkommen anderer Gegenstände, außer den zahlreichen Teilen von irdenem Schöpf-Geschirr, insbesondere vieler Knochen (von Rindern, Schafen, Dögeln usw.) erklärt Schütte zutreffend dadurch, daß diejenigen Brunnen, in welche die meist aus Torf- oder Rasensoden bestehenden Wände hineinstürzten, was sicher häufig vorkam, nachher als Abfallgruben benutzt wurden. Als später das Meer diese Dörfer und Brunnen überflutete, konnten auch hier und da solche Gegenstände in letztere hineingespült werden, die weder in gegenständlicher noch zeitlicher Beziehung zu den Errichtern und Benutzern der Brunnen bzw. Abfallgruben standen; deshalb bemerkt Schütte ganz richtig in seinem Schlußwort: „Nun mag immerhin noch dieser oder jener Fund, in oder bei den Kreisgruben, rätselhaft bleiben, und ich halte mich auch weder für berufen noch berechtigt, eine Deutung des ganzen Materials zu versuchen. Nur dazu hielt ich mich für verpflichtet, zur Klärung der unglücklicherweise zur archäologischen Rätselfrage gewordenen Frage nach der Bedeutung der „Sodentreise im Watt“ meine Erfahrungen und Befunde mitzuteilen, damit sich die irrtümliche Auffassung derselben „als Urnengräber“ nicht ewig forterbe“. An anderer Stelle spricht Schütte noch davon, daß „Skelettgräber“ überhaupt ausgeschlossen sind.

Auch die Lössower Burgwall-Röhren sind unter keinen Umständen Grabanlagen, und daß sie auch keine Abfallgruben sind, das beweist ganz allein schon der Fund eines Skelettes mit einem, wenn auch fragmentarischen, früheisenzeitlichen „Wendelring von Bronze“ auf der Brust. Solch wertvolles Material hätte man an sich genommen: es sei denn, daß es sich um einen Opfer-Kultus handelt, woran ich nach wie vor fest glaube bei denjenigen Rundschächten (zum mindesten in ihrer sekundären Verwendung), die 3. T. erstaunliche Mengen von Tier- und Menschenknochen, darunter viele Schädel, enthalten. Ich erinnere 3. B. an altetruskische Opfersitten und den Mundus auf dem Palatin, den Boni unter der Domus Augustana wieder aufdeckte, obwohl es sich bei diesem um unblutige Spenden an die Unterirdischen handelt. Dieser Mundus, den ich 1914 besichtigen durfte, ist eine tiefgehende, nicht sehr breite Röhre.

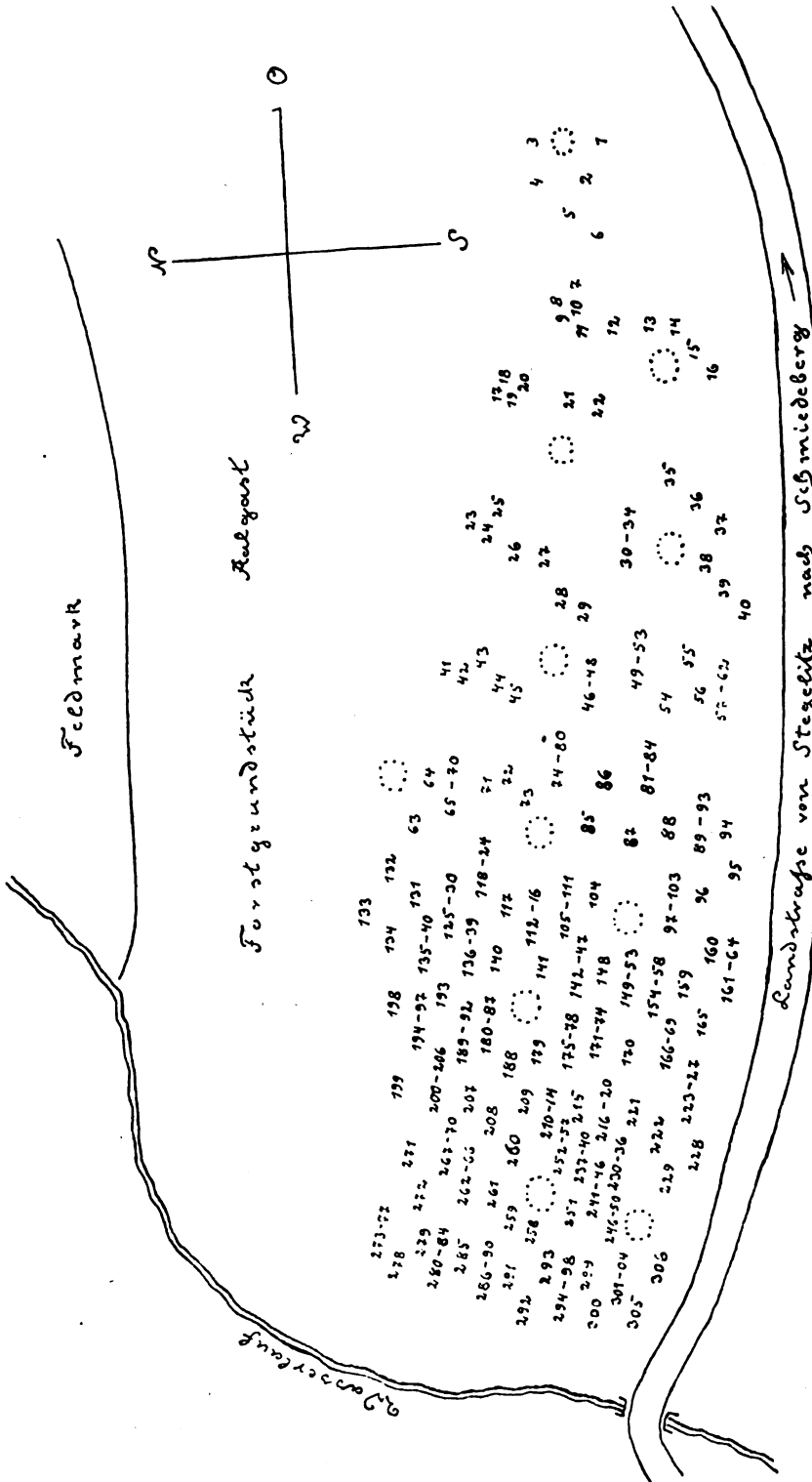
Das Latène-Gräberfeld auf dem Forstgrundstück am Aalgast bei Schmiedeberg i. d. Uckermark.

Don J. O. v. d. Hagen.

Mit 48 Textabbildungen und 1 Plan.

Die in den meisten Landesgebieten angestellte Beobachtung, daß vorgeschichtliche, verschiedenen Kulturperioden angehörende Gräber häufig in unmittelbarer Nähe voneinander liegen, ist auch in der Uckermark mehrmals gemacht worden, so bei den Ortschaften Melzow und Schmiedeberg, beide im Kreise Angermünde gelegen, wo zwischen und neben bronzezeitlichen, von starker Steinpackung umgebenen, in Reihen gesetzten Hügelgräbern mit und ohne Steinkisten Urnengräber einer späteren Periode in großer Anzahl zum Vorschein kamen (vgl. Mannus Bd. 15, S. 43 u. 58). An einer andren Stelle des Schmiedeberger Forstgrundstücks, nahe am Aalgast, einem kleinen, von bruchiger Niederung umgebenen Waldsee, erstreckte sich über eine sandige Bodenerhebung ein ausgedehntes, der Mittel- und Spätlatènezeit angehörendes Gräberfeld, in dessen Bereich mehrere kleine, in Reihen gesetzte, zerstörte, bronzezeitliche Hügelgräber lagen. Diese waren von allen Seiten mit latènezeitlichen Urnengräbern dicht umgeben. Außerhalb des Gräberfeldes befanden sich in der Nähe vereinzelt noch drei ältere bronzezeitliche und zwei steinzeitliche Grabanlagen.

Die mitten in dem Gräberfelde gelegenen kleinen Hügelgräber sind wahrscheinlich erst bei der im Jahre 1852 begonnenen Aufforstung des Geländes mit Kiefern zerstört worden. Die Steinpackungen wurden damals aufgenommen, teilweise abgetragen oder auseinandergebreitet und in Reihen gebracht, um durchgehende, gleichmäßige Saatstreifen zu gewinnen. Als im Jahre 1904 diese, äußerlich noch als schwache Erhebungen auffallenden Stellen näher untersucht wurden, fanden sich hier fast überall Scherben von großen und kleinen bronzezeitlichen Tongefäßen, gebrannte Menschenknochen und auch geringe Bruchstücke von Bronzedraht und geschmolzene Bronzeile. Durch die Untersuchung der Umgebung dieser Stellen mit der Sonde und dem Spaten kamen die Urnengräber zum Vorschein. Sie waren durchschnittlich 50—80 cm tief angelegt, bei der Aufforstung größtenteils nicht berührt worden, nur da, wo sie flacher lagen, hatten sie Beschädigungen erlitten. Sehr viele Tongefäße waren durch den Druck der auflagernden Erdmassen und Steine, sowie von den in solche Stellen leicht eindringenden Kiefernwurzeln geborsten oder zusammengedrückt worden, konnten aber größtenteils wieder hergestellt werden.



Eine planmäßig vorgenommene Aufnahme des ganzen Gräberfeldes erfolgte noch im Laufe des Sommers 1904. Es konnten an 306 Stellen Urnengräber festgestellt werden. Etwa ein Drittel von diesen war noch unberührt und gut erhalten geblieben. Die Gräber lagen nicht in Reihen, sondern ohne bestimmte Richtung, vereinzelt oder zu Gruppen gebracht. Eine zeitliche oder räumliche Folge in der Besetzung des Gräberfeldes ließ sich mit Sicherheit nicht erkennen; vermutlich sind die Gräber anfänglich in größeren Zwischenräumen voneinander angelegt worden, eine dichtere Besetzung erfolgte dann allmählich im Laufe der Zeit. Dabei ist anzunehmen, daß jede Grabanlage äußerlich durch irgend ein Merkmal kenntlich gemacht worden war. Abgesehen von einigen versprengten Stellen betrug die Länge des Gräberfeldes etwa 150 m, die Breite 50 m. Jedes Grab war für sich allein angelegt und abgeschlossen, nur an wenigen Stellen standen in einem Grabe 2 oder 3 Urnen dicht nebeneinander, umsetzt von einer gemeinsamen Steinpackung oder überdeckt von derselben Steinplatte. Bezüglich der Grabanlage ließen sich folgende Arten erkennen. Die Urne stand auf einer Steinplatte oder auf mehreren kleinen, zusammengesetzten, flachen Steinen, oder ohne solche Unterlage auf dem Sande, der untere Teil des Gefäßes gestützt durch eine schwache Steinpackung, überdeckt von einer auf dem Gefäßrande liegenden oder durch eine Sandschicht von demselben getrennten Steinplatte. Zuweilen waren die Urnen von einem niedrigen, umgestülpten Tongefäß und noch mit einem flachen oder rundlichen, kopfgroßen Stein überdeckt, selten standen sie ohne jede Steinsetzung und ohne Bedeckung frei im Sande. Bei manchen Gräbern waren die von dem Verbrennungsplatz aufgefundenen, zerkleinerten Knochen mit den Beigaben nicht in Tongefäßen geborgen, sondern lagen zusammengehäuft auf einer Steinunterlage, umsetzt von kleinen Steinen und auch noch überdeckt von solchen oder größeren Scherben eines Tongefäßes. Nur in einem Grabe (161) lagerte unterhalb der Standplatte einer mit Leichenbrand gefüllten Urne noch ein Haufen gebrannter Menschenknochen mit Beigaben frei im Sande.

Als Behälter des Leichenbrandes dienten vorwiegend geräumige, ausgebauchte, dickwandige, bis zu 8 Pfund schwere Tongefäße mit breiter, gerader Standfläche und kurzem Halse, die Außenfläche von rötlich gelber Farbe, geglättet oder im unteren Teil durch Tonauftrag rauh gemacht, meistens mit Henkeln oder an Stelle derselben mit Wülsten oder Zapfen versehen, die Oberfläche auch mit Linien- oder Strichmusterstreifen verziert. Neben solchen Gefäßen dienten als Urnen terrinenförmige, schwachwandige mit weiter Mündung, stumpfwinklig verlaufender Wandung und schmalem, abgesetzten Standfuß, an der Außenfläche schwarzgrau bis tiefschwarz, geglättet und mattglänzend, oder auch vasenförmige, in der Mitte ausgebaucht, meistens schlank mit hohem, engen Halse, die geglättete Außenfläche rötlichgelb oder schwarz. Die terrinen- und vasenförmigen Urnen waren zum Teil auch mit Henkeln oder Zapfen versehen und verziert. Die kleineren von diesen Gefäßen enthielten gewöhnlich den Leichenbrand von Kindern. Beigefäße, nur mit Sand gefüllt, kamen nicht vor.

Der Leichenbrand lagerte stets in dem unteren Teil der Urnen, ausgelesene, gebrannte, zerkleinerte Knochen, die Röhrenknochen oft noch bis 15 cm lang, in verschiedener Menge. Die geräumigen Gefäße bargen davon bis zu 4 l, zuweilen fanden sich in der Knochenmasse auch Reste von Holztohle und Asche. Der obere Teil der Urnen war bis zur Mündung mit reinem Sand angefüllt. Die Beigaben lagen auf oder zwischen den Knochen. Als solche waren vorwiegend benutzt worden:

Gürtelhasen aus Eisen, eingliedrige, von 6—26 cm Länge und 8 bis 95 mm Breite, meist dreieckig mit breitem Hinterende und Mittelgrat.

Nadeln mit gekröpftem, eisernen Schaft, an dem der Spitze entgegengesetzten Ende zu einer senkrecht stehenden Platte verbreitert, sie diente zur Aufnahme eines durch Vernietung befestigten Bronzekopfes, bestehend aus einer Scheibe oder zwei, mit den Standflächen aneinander gefügten oder durch einen Steg verbundenen Schalen. Bei einigen Nadeln besteht der Kopf aus einer etwas aufgewölbten, in der Mitte zuweilen offenen Scheibe mit seitlichen, kurzen, ausgeschnittenen Ansätzen, oben in eine kolbenförmige Verstärkung, unten in eine Platte mit Löchern zur Befestigung von kleinen Ketten aus Bronze oder Eisen auslaufend. Bei diesen sog. Flügel- oder Kreuzkopfnadeln ist der runde aus Bronze oder Eisen bestehende Schaft nicht gekröpft, er ist unmittelbar durch Umbiegen des oberen Endes mit dem Kolben verbunden, der Schaft aus Bronze ist angegossen, der aus Eisen eingezapft.

Sibeln,

- a) aus Bronze oder Eisen, mit leicht gebogenem Bügel, umgeschlagenem Fuß und einem an dem Bügel durch einen ringförmigen Knopf verbundenen Schlußstück. Bei einigen eisernen Sibeln ist der Bügel mit Bronzefugeln besetzt (Mittellatène-Form);
- b) aus Eisen mit geknicktem Bügel und rechteckigem, rahmenförmigen Nadelhalter. Bei einigen von diesen Sibeln besteht der Bügel ganz aus Bronze, oder der eiserne Bügel ist mit Bronzefügeln besetzt (Spätlatène-Form);
- c) aus Eisen mit bandförmigem, gestrecktem Bügel und aufgenieteten Platten, die mit Bronzeblechscheiben belegt sind. Bei zwei Sibeln war der bandförmige, eiserne Bügel mit Bronzescheiben ohne unterlegte Eisenplatten besetzt (Nachkommen der sog. „Heitbrader“ Sibel in Nordosthannover).

Ohrringe aus Bronze, sog. Segelohrringe mit blauen, selten hellgrauen Perlen besetzt, die Oberfläche des segelförmig gebogenen Blechs beiderseits glatt oder mit 4 Löchern und Strichverzierung an der Außenseite.

Halsschlingen aus Bronze, massiv, offen, mit verstärkten, in Stollen auslaufenden Enden.

Die Beigaben, die eine rein westgermanische Zivilisation bekunden, zeigten fast ausnahmslos mehr oder weniger starke Einwirkungen von Brand. Die größeren Stücke waren vor der Bestattung größtenteils zerbrochen oder zusammengebogen worden, die aus Eisen teilweise durchglüht und daher weniger entstellt oder stark verrostet und schwer bestimmbar, die aus Bronze teilweise angeschmolzen und durch Berührung mit eisernen Gegenständen mit deren Rost behaftet, im allgemeinen aber noch gut erhalten und mit einer stumpfen grünen Patina überzogen.

Im folgenden sind einige Gräber, deren Form und Inhalt besondere Merkmale bieten, beschrieben und dazu die nötigen Abbildungen gegeben worden.

Grab 7. Unter der Humusdecke, 50 cm tief, von Rollsteinen gestützt, bedeckt von einem flachen Stein, eine ausgebaute, 24 cm hohe, rötlichgelbe Urne mit kurzem, tonisch verlaufendem Halse und ausladendem Rande, Oberfläche rau, Hals und Rand geglättet, unterhalb des Halsansatzes, in der Mitte der Ausbauchung und an der geraden Standfläche je eine ringsumlaufende, wagerechte, geglättete Zone, alle drei verbunden durch 7 gleichmäßig verteilte, senkrechte, geglättete Zonen, die untere Reihe der dadurch gebildeten Felder mit schwach eingezogenen, sich kreuzenden Linien versehen. Die geglätteten Zonen sind auffallend rot gefärbt. Die beiden, ursprünglich unterhalb des Halsansatzes

angebrachten Henkel waren schon vor der Bestattung abgebrochen und fehlten. Gewicht des ausgeleerten, getrockneten Tongefäßes 5 Pfund. Die Urne war mit ausgelesenen, zerfeinerten, gebrannten Knochen eines erwachsenen Menschen bis zum Halsansatz und von da ab bis zum Rand mit reinem Sand gefüllt. Auf der Knochenmasse lagen in der Mitte 7 Segelohrringe, oval geformt, ohne Verzierung, einige mit blauen Glasperlen besetzt, zwei Ohrringe enthielten außer der blauen noch eine hellgrüne Perle. Zu beiden Seiten der zusammengehäuften Ohrringe lag wagerecht je eine Nadel mit zerbrochenem, getropften, eisernen Schaft und einem Kopf aus Bronze. Bei der einen, stärkeren Nadel,

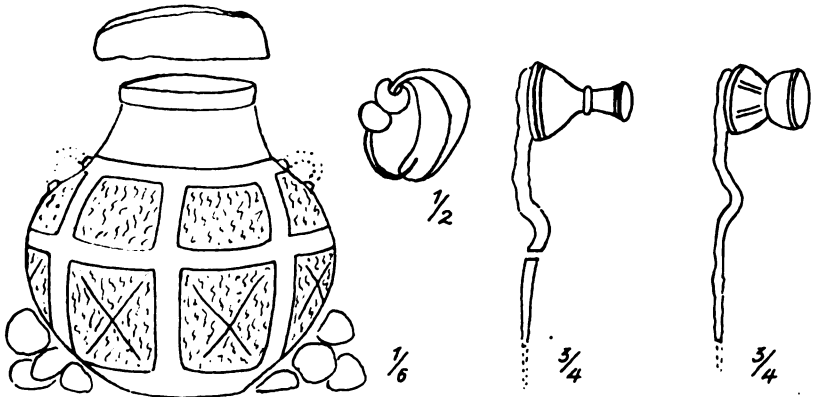


Abb. 1. Urne, Segelohrring, Schalen-Nadeln. Grab 7.

ganze Länge etwa 12 cm, besteht der Bronzetopf aus einer größeren, hinteren Schale, am Rande mit zwei rings umlaufenden Linien verziert, und einer kleineren, vorderen Schale mit abgeflägtem Rande. Die Standflächen beider Schalen sind durch einen kurzen, zylindrischen Steg, in der Mitte ein Wulst, verbunden. Bei der anderen, schwächeren, etwa 10 cm langen Nadel berühren sich die beiden Standflächen der gleichgroßen Schalen unmittelbar. Die Oberfläche der hinteren Schale ist am Mündungsrande mit einer Doppellinie, von der aus 6 gleichmäßig verteilte Doppellinien radial bis zur Standfläche verlaufen, verziert. Der bei beiden Nadeln in einem Stück gegossene, doppelchalenförmige Bronzetopf

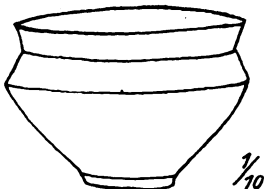


Abb. 2. Urne. Grab 8.

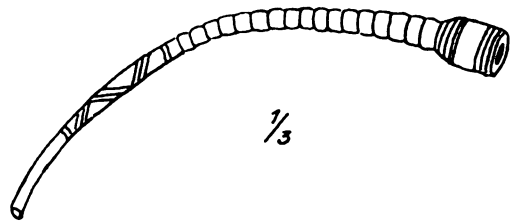


Abb. 3. Halsring. Grab 9.

ist durch ein mitgegossenes Bronzeniet an der mit dem Mündungsrand der hinteren Schale übereinstimmend abgerundeten, aus dem Nadelchaft herausgearbeiteten, eisernen Scheibe befestigt. Unterhalb der 7 Segelohrringe und der beiden Nadeln lagen die Bruchstücke von einem schmalen, eingliedrigen, stark verrosteten, eisernen Gürtelbaken mit schwachem Mittelgurt, an der Basis Befestigungsniete, Länge etwa 15 cm (Abb. 1).

Grab 8. Schwarzgraue, terrinenförmige Urne auf 2 flachen Steinen, gestützt von kleinen Rollsteinen, 50 cm tief, gefüllt mit Sand und Knochenmasse ohne Beigaben. Höhe 18 cm, Mündungsweite 28 cm (Abb. 2).

Grab 9. Auf einer Steinplatte, 60 cm tief, ein haufen gebrannter Knochen, überdeckt von den Scherben eines dickwandigen, rotbraunen, unverzierten Tongefäßes. Auf der Knochenmasse lag die linke Hälfte eines Halsrings aus Bronze, massiv, Querschnitt rund, Durchmesser 5 mm, nach dem walzenförmigen, mit 2 rings umlaufenden Doppellinien

versehenen, an der Endfläche dellenförmig vertieften Stellen zu allmählich verstärkt, auf der Oberseite des Ringes, vom Stollen an, 17 wulstartige Erhebungen und dann anschließend ein Zitzband aus 3 Linien, besetzt von Doppellinien (Abb. 3).

Grab 11. Auf Sand, 70 cm tief, überdeckt von einer 40 cm langen, 30 cm breiten, bis 12 cm dicken rötlichen Quarzitplatte, eine gelbgraue, ausgebauchte Urne, am Halse und an der Schulter geglättet, sonst rau, unterhalb des Halsansatzes 2 längliche, senkrecht gestellte Zapfen, im oberen Drittel mit Sand, von da ab bis zum Boden mit etwa 3 l Knochenmasse, vermischt mit dunkler Erde, gefüllt. Höhe 28 cm, Gewicht 7 Pfund (Abb. 4).

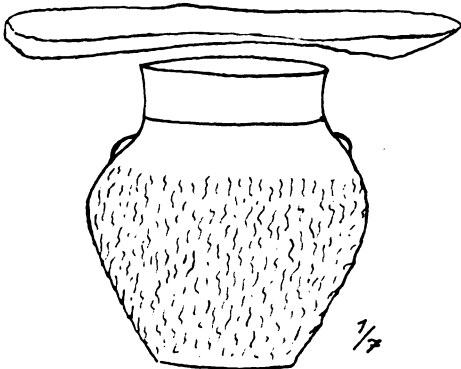


Abb. 4. Urne mit Deckplatte. Grab 11.

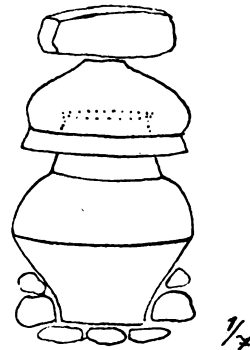


Abb. 5. Urne mit Deckschale. Grab 16.

Grab 16. Rötlichgelbe, 18 cm hohe, vasenförmige Urne auf 3 pflasterartig aneinander gesetzten flachen Steinen, 65 cm tief, von Rollsteinen umlegt, überdeckt von einem umgestülpten, hellgrauen Napf, dessen Standfläche mit einem Stein beschwert war. Der obere Teil der Urne mit reinem Sand, der untere mit Sand und eingestreuten Knochen eines Kindes gefüllt (Abb. 5).

Grab 18. Zwei kleine vasenförmige Urnen auf flachen Steinen, 70 cm tief, nebeneinander gestellt, überdeckt von einer gemeinsamen, 40 cm langen, 25 cm breiten, bis 10 cm dicken Steinplatte, beide von derselben Steinpackung umgeben, die eine schwarzgrau, 14 cm



Abb. 6. Urnen. Grab 18.

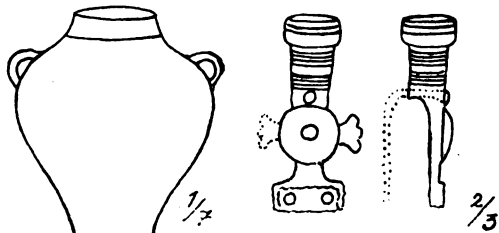


Abb. 7. Urne und Kreuztopf-Nadel. Grab 23.

hoch, von einem, an der Standfläche mit einer Delle versehenen, umgestülpten, gelbgrauen Napf überdeckt, den Leichenbrand eines erwachsenen Menschen enthaltend, die andere rötlichgelb, 16 cm hoch, mit Sand und eingestreuten Knochen eines Kindes gefüllt (Abb. 6).

Grab 23. Auf 3 faustgroßen Steinen, 60 cm tief, im Sande eine gelblichgraue, 21 cm hohe, ausgebauchte, kurzhalbige, vasenförmige Urne mit 2 Henkeln, im oberen Drittel mit Sand, von da ab bis zum Boden mit Knochenmasse gefüllt. In der Nähe des Bodens steckte eine verrostete, eiserne Mittellatène-Sibel, außerhalb der Urne lag im Sande, 20 cm von der Standfläche entfernt, der Kopf einer Flügelnadel aus Bronze, der Kolben mit ringsumlaufenden Linien verziert, der rechte Flügel und der eingezapfte eiserne Schaft waren abgebrochen und fehlten (Abb. 7).

Grab 29. Auf Sand, 70 cm tief, von einem flachen Stein bedeckt, eine gelblichgraue, ausgebauchte, kurzhalbige Urne, 23 cm hoch, am Halße und an der Schulter geglättet, sonst war die Oberfläche rauh. In der Nähe des Bodens lagen in der Knochenmasse an der einen Seite der Gefäßwandung nebeneinander 2 in Form und Größe übereinstimmende, verrostete, eiserne Spätlatène-Sibeln, etwa 5 cm lang (Abb. 8).

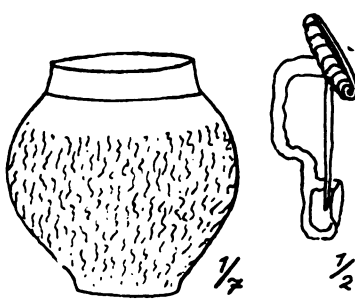


Abb. 8. Urne und Sibel. Grab 29.

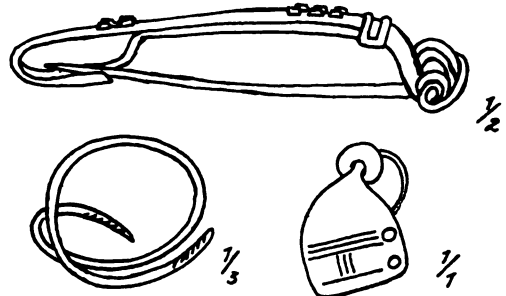


Abb. 9. Bronzesibel, Armreif und Segelohrring. Grab 31.

Grab 31. Terrinenförmige, tiefschwarze Urne ohne Steinunterlage, 65 cm tief, bedeckt von einer 30 cm langen, 20 cm breiten Steinplatte. Auf der Knochenmasse lag in der Mitte eine 11 cm lange Mittellatène-Sibel aus Bronze, auf dem Bügel an 3 Stellen Vorrichtungen zur Befestigung von Email-Auflagen, und zwar oberhalb des Fußes 2, in der Nähe des Bügelknopfes 3 Paar nebeneinander gestellte Zapfen, in dem Bügelknopf eine längliche Vertiefung, an allen 3 Stellen hafteten noch Überreste von der Email-Auflage.

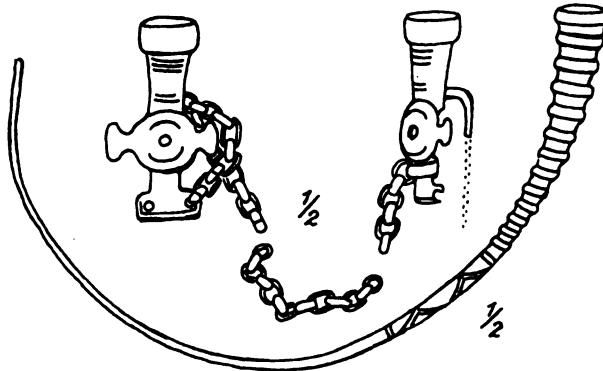


Abb. 10. Halsring und Kreuztopfnadeln. Grab 35.

An der einen Seite der Sibel lag ein zusammengebogener, 22 cm langer, schmaler Bronze-armreif von kreisabschnittsförmigem Querschnitt, innen eben, außen gewölbt, an den beiden abgerundeten Enden quergestrichelt, an der anderen Seite der Sibel lagen 2 Segelohrringe, jeder mit einer blauen Glasperle befestigt, die Fläche mit 4 Löchern und Strichgruppen versehen (Abb. 9).

Grab 32. Auf einem flachen Stein, 50 cm tief, eine terrinenförmige, schwarze Urne. In der Knochenmasse lagen eine 8 cm lange Mittellatène-Sibel und eine 5 cm lange Spätlatène-Sibel, beide ganz aus Eisen.

Grab 33. Auf einem flachen Stein, 60 cm tief, ein Haufen gebrannter Knochen, umsetzt von kleinen Steinen, in der Mitte desselben befanden sich Bruchstücke von zwei schmalen, verrosteten, eisernen Gürtelhaken, anscheinend zweigliedrig mit Scharnier, in diesem Falle Einfuhr aus ostgermanischem Gebiet, das bereits am Ostufer der Oder beginnt.

Grab 55. Gelblichgraue, ausgebauchte Urne auf 3 flachen Steinen, 60 cm tief, überdeckt von einer umgestülpten, einhenkligen, braunen Schüssel mit eingebogenem Rande. Auf der Knochenmasse lagen die rechte Hälfte eines Bronzehalsrings von ähnlicher Ausführung wie Abb. 3, die Wülste stärker profiliert, der Endstollen weniger hervortretend, 3 Segelohrringe mit kleinen blauen Glasperlen von der Form wie Abb. 9, etwas tiefer Bruchstücke von einem eingliedrigen, verrosteten, eisernen Gürtelhasen und 2 gleichgroße Flügelnadeln mit eisernem, abgebrochenen Schaft. In dem linken Loch der abschließenden Platte des einen Bronzknopfes hing ein Stück einer kleinen Bronzefette, die in der Mitte

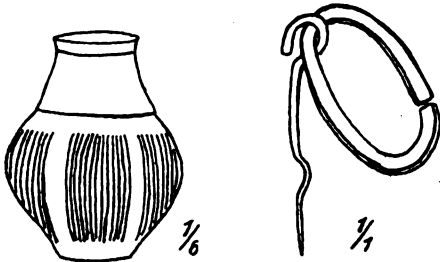


Abb. 11. Urne und Nadel. Grab 39.



Abb. 12. Urne. Grab 46.

über den noch an dem Kopf haftenden kurzen Teil des eisernen Schafts gestreift und angerostet war, beide Löcher des anderen Nadelkopfes waren ausgebrochen, in Ermangelung dieser Befestigungsstelle hing die Kette hier an einem oberhalb der Platte umgelegten Ringe. Ein loses Stück einer solchen Bronzefette lag abseits. Die beiden Einstechnadeln waren demnach ursprünglich durch eine Kette verbunden und so zusammengehörig getragen worden (Abb. 10).

Grab 39. Rotbraune, vasenförmige Urne, ohne Steinsetzung, 50 cm tief, stand etwas schräg, 18 cm hoch, auf der Ausbauchung 5 Kammstrichgruppen. In der Knochenkammer



Abb. 13. Urne. Grab 55.

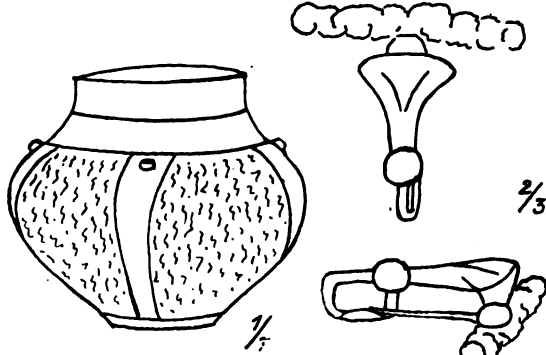


Abb. 14. Urne und Fibel. Grab 59.

steckten 7 Segelohrringe wie Abb. 1, von diesen waren 4 mit je einer blauen Glasperle besetzt, Bruchstücke von ein Paar verrosteten, eisernen, etwa 10 cm langen Nadeln mit getropftem Schaft und senkrecht stehender Kopfscheibe, sowie eine kleine Bronzefette, bestehend aus einem getropftem Schaft mit Öse und eingehängtem, flachen, im Querschnitt rechteckigen Ringe (Abb. 11).

Grab 46. Von einem flachen Stein bedeckt, 45 cm tief, eine gelblichgraue, vasenförmige, zweihenklige Urne, 23 cm hoch, Mündungsweite 13 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 7 1/2 cm, Höhe des abgesetzten Standfußes 2 1/2 cm, mit Sand und eingestreuten Knochen eines Kindes gefüllt, ohne Beigaben (Abb. 12).

Grab 55. Auf einem Pflaster aus kleinen Steinen, 60 cm tief, von Rollsteinen gestützt, eine 30 cm hohe, ebenso weit ausgebauchte, kurzhaflige, gelblich graue Urne, überdeckt von einer 40 cm langen, 30 cm breiten, bis 20 cm starken Steinplatte. Auf der geglätteten

Oberfläche läuft rings um die Schulter ein durch Doppellinien eingefasster, mit rautenförmigem Strichmuster ausgefüllter Streifen, von diesem gehen senkrecht nach der Standfläche gleichmäßig verteilt 13 von Doppellinien eingefasste Streifen, abwechselnd von einem Rautenstrichmuster und von einem, aus dreifachen Linien gebildeten Zickzackband ausgefüllt. In der Knochenmasse lagen Bruchstücke von einem verrosteten, eisernen, eingliedrigen Gürtelhasen und mehrere Segelohrringe (Abb. 13).

Grab 59. Auf einer Kalksteinplatte, 25 cm im Geviert, mit einem flachen Stein auf der Mündung, 60 cm tief, eine terrinenförmige, 24 cm hohe, bis zu 30 cm weit ausgebauchte Urne. Die Oberfläche rau, hellgrau, nur am Halse und an der Schulter geglättet und schwarz. Von dem durch eine rings umlaufende Linie abgegrenzten geglätteten, oberen Teil des Gefäßes laufen 4 gleichmäßig verteilte, wieder geglättete, schwarze, von Linien begrenzte Streifen bis zu der von einem ebenso gefärbten, geglätteten Streifen umzogenen geraden Standfläche von 10 cm Durchmesser. In der Mitte der 4 senkrecht verlaufenden Glättestreifen, unterhalb der wagerechten Begrenzungslinie je ein kurzer Zapfen. Die Urne war mit Sand und dem Leichenbrand eines noch jugendlichen Menschen gefüllt. Etwa in der Mitte befand sich eine stark verrostete, eiserne Mittellatène-Sibel, etwa 10 cm lang, unterhalb derselben lagen 2 zerbrochene, gleichgroße, eiserne Ringe von 3 cm Weite, im Querschnitt kantig, und 2 gleichgroße, verrostete Spätlatène-Sibeln, die 5 cm lange Spirale, die Nadel und der Rahmen aus Eisen, der dicke, an beiden Enden kugelförmig erweiterte, am Knid zu 2 seitwärts abtühenden Zapfen verstärkte Bügel aus Bronze (Abb. 14).

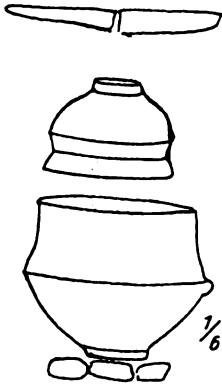


Abb. 15. Urne.
Grab 61.

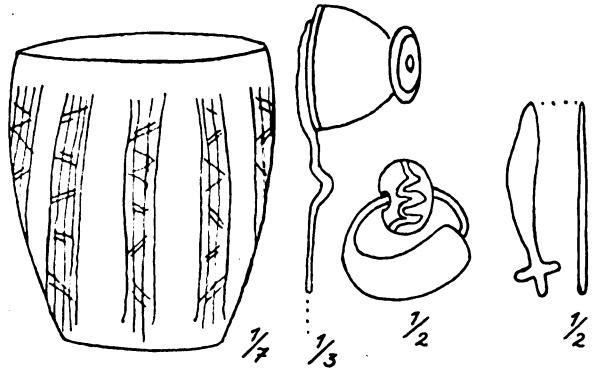


Abb. 16. Urne, Bronzenadel, Segelohrring und Messer.
Grab 65.

Grab 61. Auf 3 kleinen Pflastersteinen, 60 cm tief, eine rötlich gelbe, 12 cm hohe Urne mit abgesetztem, etwas eingezogenen Halse, Mündungsweite 14 cm, unterhalb des Halsansatzes ein länglicher, senkrecht gestellter Zapfen, und abgesetzter, gerader Standfläche von 6 cm Durchmesser. Die mit Sand und eingestreuten Knochen eines Kindes gefüllte Urne war überdeckt von den Bruchstücken eines kleinen, terrinenförmigen Gefäßes mit eingeschnürtem Halse, außen hellbraun, innen schwarzgrau, Höhe 9 cm, Mündungsweite 12 cm. Über der Urne lagerte eine 10 cm starke Sandschicht, den Abschluß des Grabes nach oben bildeten 2 aneinander gelegte kleine Steinplatten (Abb. 15). — Dies Grab macht einen altertümlicheren Eindruck als die übrigen.

Grab 65. Auf einer graublauen Granitplatte, 70 cm tief, im unteren Teile von Rollsteinen umgeben, überdeckt von einer 25 cm langen Steinplatte, eine eimerförmige, innen und außen rötlichgelbe, 24 cm hohe, an der Mündung 23 cm weite Urne, Durchmesser der Standfläche 15 cm. Wie sich aus den Bruchstücken ergab, war bei der Anfertigung des Gefäßes die Wandung aus gleichgroßen, viereckigen, leicht betrodneten, an den Rändern abgesehrägten Tonlappen in 4 Schichten von der Standfläche aus bis zu dem etwas eingewölbten Mündungsrande aufgesetzt worden. Auf der geglätteten Oberfläche befinden sich 7 gleichmäßig verteilte, senkrecht verlaufende Streifen aus je 4 oder 5 flüchtig eingerichteten Linien, durchzogen von abwechselnd schräg rechts und schräg links verlaufenden Strichen. In der mit Sand und 3—4 l Knochenmasse gefüllten Urne lagen 2 gleichgroße Nadeln mit getropftem, oben zu einer Platte verbreiterten, eisernen Schaft und aufgesetztem Kopf aus einer Bronzehalbtafel mit angefügter, durch ein Niet verbundener Bronzeschale, sowie 13 Segelohrringe, die Fläche ohne Verzierung, größtenteils noch mit blauen Glasperlen be-

steht. An dem einen Ohrring hingen 2 Perlen, eine blaue und eine hellgrüne, bei einem andren war die Oberfläche der blauen Perle mit einem, im Zirkel verlaufenden weißen Streifen belegt. In der Nähe des Bodens befanden sich zwischen den Knochen ein 9 cm langer, eingliedriger, eiserner Gürtelhaten und ein Miniatur-Messer aus Bronze von 45 mm Länge (Abb. 16).

Grab 71. Auf einer dreieckigen, rötlichen Quarzitplatte, 50 cm tief, lag mit der Innenseite nach oben ein im Feuer geglühter, eingliedriger, eiserner Gürtelhaten, an der Basis 9,5 cm breit, mit 4 Nietten versehen, die Ränder etwas aufgewölbt, in der Mitte ein Grat, ursprüngliche Länge des Hatens 20 cm, dann um 2 cm dadurch verkürzt, daß das abgebrochene, obere Drittel auf den andren Teil geschoben und mit demselben wieder vernietet worden war. Auf dem Gürtelhaten lagen ausgebreitet mehrere Stüde von einem eisernen, etwa 25 cm langen, 17 mm breiten Blechstreifen, die Oberfläche in der Nähe des Randes mit einer Punktlinie verziert, in der Mitte in einem Abstände von etwa 4 cm mehrere runde Löcher, in denen eiserne Ösen mit eingezogenen Ringen haften. Diese, aus einem schmalen, etwa 3 cm langen Eisenblechbände gebogenen Ösen sind spintförmig über den zu haltenden Ring umgelegt, die beiden Enden zusammengedrückt, durch das Loch gesteckt und durch Abbiegen eines jeden Endes nach der entgegengesetzten Seite mit dem Blechstreifen haltbar verbunden. Der Gürtelhaten und der Blechstreifen mit den eingesetzten Ringen bildeten wahrscheinlich zusammen eine verstellbare Gürtelschließe. Über und neben den Blechstreifenstüden lagen Teile von 2 gleichgroßen, etwa 11 cm langen eisernen Fibeln mit 5 cm langer Spiraltolle und gestrecktem, in der Mitte einmal, nach dem Fuß zu, schräg

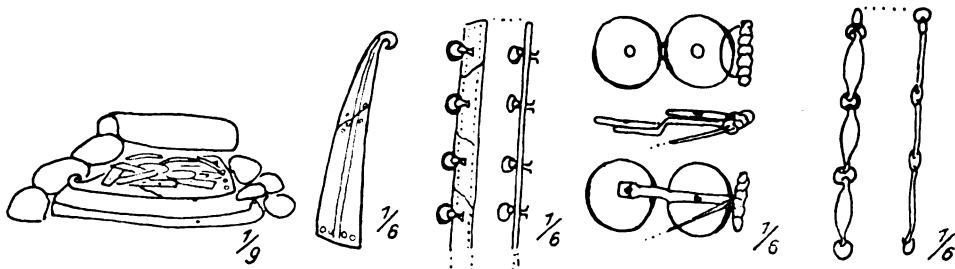


Abb. 17. Gürtelhaten, Blechstreifen, Fibel und Kette. Grab 71.

abgestuften Bügel aus 1 cm breitem Eisenblech. Der dem Fuß der Fibel anliegende Teil des Bügels enthielt die Nadelkraft, deren Form und Befestigungsart nicht mehr ersichtlich war. In der Mitte jeder Bügelhälfte war eine mit schalenförmiger Vertiefung versehene Scheibe aus Bronzeblech von 55 mm Durchmesser aufgenietet. Über den Fibeln lagen durchglühte Glieder einer eisernen Kette, bestehend aus etwa 5 cm langen, ovalen, an den beiden Enden zu Hatens umgebogenen Blechstreifen, verbunden durch Ringe von 2 cm Weite. Die Kette gehörte vermutlich zu den beiden Fibeln und bildete einen Behang oder ein Verbindungsstück. Diese aufgehäuften Beigaben waren von mehreren bis kopfgroßen Steinen umlegt und mit einigen Scherben von einem gelblichgrauen, starkwandigen, außen gerauhten Tongefäß bedeckt. Über dem Ganzen ruhte ein kantiger länglicher Deckstein. Die zwischen der Steinsetzung und den Scherben lagernde Erde war dunkel, teilweise von Brand schwarz gefärbt und enthielt nur wenige gebrannte Knochen eines noch jugendlichen Menschen (Abb. 17).

Grab 73. Auf einer Steinplatte, 60 cm tief, gestützt von Rollsteinen, bedeckt von einem flachen Stein, eine rötlichgelbe, graugesfleckte, vasenförmige, stark ausgebauchte Urne, 22 cm hoch, größte Weite 25 cm, mit tonischem Halbe und abgekehrtem, ausladenden Rande, gefüllt mit Sand und Knochenmasse ohne Beigaben (Abb. 18).

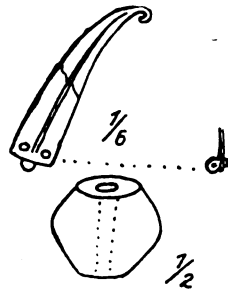
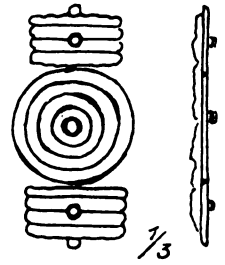
Grab 78. Ein von kleinen Steinen umlegter Haufen Knochen auf 3 länglichen, aneinander gelegten Quarzitplatten, 65 cm tief. Zwischen den Knochen lagen voneinander getrennt die beiden Hälften eines eingliedrigen, eisernen Gürtelhatens von 15 cm Länge, die Ränder leicht aufgewölbt, auf der Oberseite ein Mittelgrat, an der Basis 2 zylindrische, querveriefelte Bronzeknöpfe, auf der Innenseite der Basis eine angenietete Öse. Etwas tiefer in der Knochenmasse lag ein doppeltegeliger Wirtel aus Ton (Abb. 19).

Grab 87. Gelblichgraue, ausgebauchte Urne, etwa 25 cm hoch, von einem kopfgroßen Stein überdeckt, 65 cm tief auf Sand. In dem mit Knochenmasse angefüllten unteren Teil lagen übereinander die von Brand stark angegriffenen Überreste von 2 gleichgroßen,

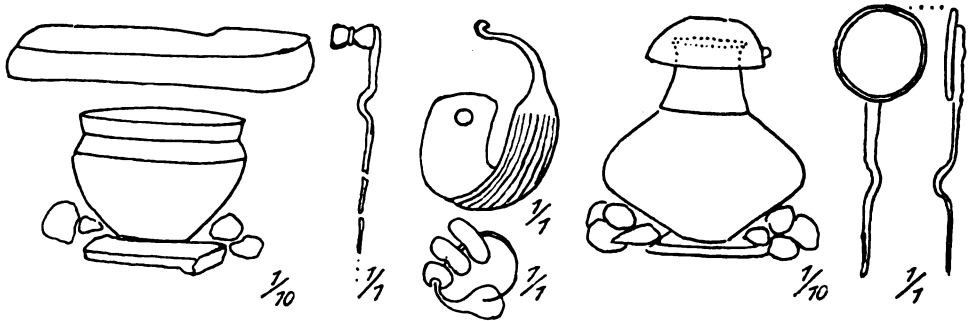
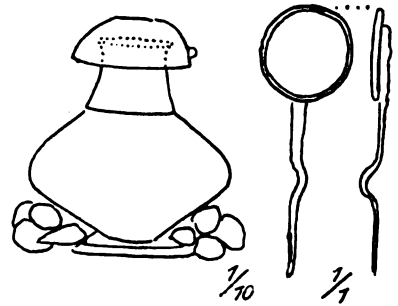
9 cm langen Sibeln. Der gestreckte, bandförmige, eiserne Bügel mit 3 aufgenieteten Platten aus Bronzeblech besteht, einer größeren, runden in der Mitte und je einer kleineren, rechteckigen zu beiden Seiten. Die Bronzetafel erheben sich als zylindrische, querverriefelte Knöpfe mit eingetiefter Oberseite. Die Platte des mittleren, runden Belagsstücks durch schwach hervortretende Reifen in 4 Zonen, die der beiden rechteckigen, an den Rändern bogenförmig ausgechnittenen, durch je 3 schwache Leisten in 4 Längsstreifen gegliedert. Von der Nadel und Spirale war nichts mehr zu erkennen. (Es handelt sich um eine Weiterbildung der „Heitbrader“ Sibel, vgl. Grab 268, Abb. 43; G. K.) (Abb. 20).



Abb. 18. Urne. Grab 73.

Abb. 19. Gürtelhaften
und Würfel. Grab 78.Abb. 20. Sibelbügel.
Grab 87.

Grab 93. Auf einem flachen Stein, 60 cm tief, eine terrinenförmige, 17 cm hohe, rötlichgelbe Urne mit eingeschnürtem Halse und ausladender Mündung von 23 cm Durchmesser, an der Standfläche beiderseits von 2 kleinen Steinen gestützt, oberhalb der Mündung lag eine 40 cm lange, 25 cm breite, bis 10 cm dicke, rechteckige Steinplatte. Die Urne war bis zum Rande mit ausgelesenen, gebrannten Knochen, vermisch mit Sand, angefüllt. In der Knochenmasse lagen: kreuzweise übereinander 2 im Schaft zerbrochene, etwa 6 cm lange, geförpfe, eiserne Nadeln mit wagerecht zum Schaft gestelltem, doppeltegelförmigen Bronzetopf, die Spitzen der Kegel gegeneinander gerichtet, getrennt durch einen kleinen

Abb. 21. Urne, Nadel und Ohrringe.
Grab 93.Abb. 22. Urne und Nadel.
Grab 97.

Wulst, unterhalb der beiden Nadeln 6 Segelohrringe mit blauen Glasperlen, die Fläche mit 4 Löchern und Strichverzierung versehen, 1 kleiner Segelohrring ohne Löcher und Verzierung mit einer grünen und 2 länglichen blauen Perlen, 3 Ohrringe aus breitem, bandförmigen, gebogenen Bronzeblech, das eine Ende zu einem schmalen Streifen mit Haken ausgearbeitet, am anderen Ende ein rundes Einstedloch für diesen Haken, die Außenfläche mit Längsstreifen versehen, und 2 aus einem schmalen zusammengebogenen Bronzeblechstreifen bestehende Ohrringe, der eine von diesen mit einer kleinen blauen Glasperle bestückt. In der Nähe des Gefäßbodens lag noch eine verrostete, eiserne, ringförmige Schnalle (Abb. 21).

Grab 97. Däsenförmige, stark ausgebauchte, 24 cm hohe, hellbraune, rötlich gefleckte Urne auf einer Quarzplatte, 70 cm tief, gestützt von Rollsteinen, überdeckt von einem umgestülpten, hellgrauen, einhenkigen Napf, gefüllt mit Sand und $1\frac{1}{2}$ l Knochenmasse.

In der Nähe des Bodens lag eine getropfte, eiserne Nadel mit schalenförmigem Kopf aus Bronze (Abb. 22).

Grab 103. Gelblichgraue, 29 cm hohe, bis 20 cm weit ausgebauchte Urne mit kurzem, eingezogenen Halse, 60 cm tief, unten von Rollsteinen umfetzt, überdeckt von einer umgestülpten, hellgelben Schale mit dellenförmig vertiefter Standfläche, am Rande 2 Schnurösen, gefüllt mit Sand und etwa 2 l Knochenmasse, in dieser lagen nebeneinander 2 getropfte, eiserne Nadeln mit schalenförmigem, am Rande abgechrägten Kopf aus Bronze, etwas

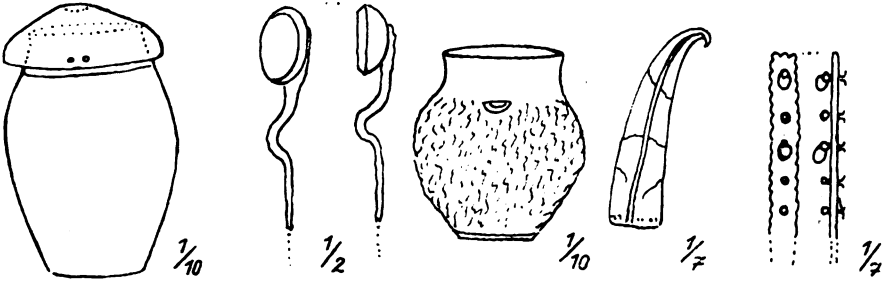


Abb. 23. Urne mit Deckchale, Nadel. Grab 103.

Abb. 24. Urne, Gürtelhaken und Blechstreifen. Grab 105.

tiefer 6 Segelohrringe, die Flächen ohne Verzierung, mit je einer Glasperle, 5 blau, 1 weiß (Abb. 23).

Grab 105. Auf einem flachen Stein, 60 cm tief, in Steinpackung eine 24 cm hohe, ausgebauchte, rötlichgelbe Urne mit kurzem, etwas eingezogenen Halse, am Ansatz desselben 2 anliegende, halbkreisförmige Wülste, die Oberfläche, mit Ausnahme des Halses und eines schmalen Streifens an der geraden Standfläche, durch Tonauftrag rau gemacht. In der Knochenmasse lag schräg, an die Wandung gelehnt, ein in mehrere Stücke zerbrochener, breiter, starker Gürtelhaken, in Form und Größe übereinstimmend mit dem in Grab 71 (Abb. 17), in der Nähe desselben lagen, ebenso wie dort, Bruchstücke eines eisernen Blech-

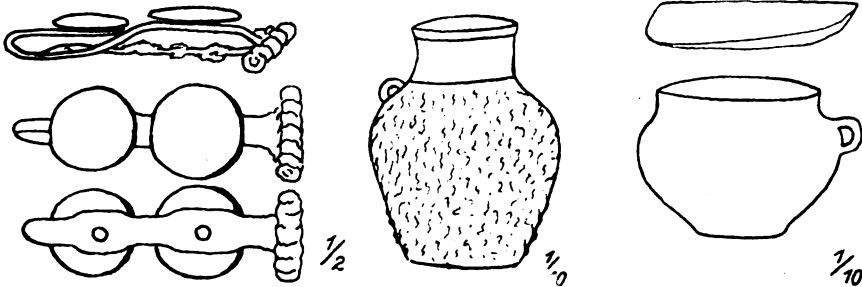


Abb. 25. Fibel. Grab 106.

Abb. 26. Urne. Grab 109.

Abb. 27. Urne. Grab 111.

streifens mit eingesteckten Nietten und anhaftenden Ringen. Die Ränder des etwa 20 cm langen, 3 cm breiten Streifens waren bogenförmig ausgeschnitten. An der entgegengesetzten Seite der Wandung lag ein einzelner, unverzierter Segelohrring mit blauer Glasperle (Abb. 24).

Grab 106. Zusammengedrückte, gelbgraue Urne, 60 cm tief, auf Sand, bedeckt von einer 50 cm im Geviert messenden Steinplatte. In der Knochenmasse befand sich eine 6 cm lange eiserne Fibel mit bandförmigem, leicht gebogenen, am Fuß nach oben umgeschlagenen Bügel, belegt mit 2 angenieteten Bronzescheiben; Spirale, Nadel und Nadelkraft waren stark verrostet und abgebröckelt (Abb. 25).

Grab 109. Auf Sand, 70 cm tief, überdeckt von einem flachen Stein, eine gelblichgraue, ausgebauchte, 30 cm hohe, fannenförmige Urne mit breiter Standfläche, steilem Halse und verstärktem Mündungsrande, unterhalb des Halsansatzes ein Henkel, die Oberfläche, vom Kehlstreifen abwärts, durch Tonauftrag rau gemacht, gefüllt mit Sand und 4-5 l Knochenmasse ohne Beigaben (Abb. 26).

Grab 111. Rötlichgelbe, 16 cm hohe, bis 25 cm weit ausgebauchte, einhenklige, topfförmige Urne, Mündungsdurchmesser 20 cm, 60 cm tief auf Sand ohne Steinsetzung, gefüllt mit Sand und Knochenmasse ohne Beigaben. Oberhalb der Urne lag im Sande eine Steinplatte (Abb. 27).

Grab 127. Auf einer Steinplatte, 60 cm tief, eine zerdrückte, schwarzgraue, terrinenförmige Urne, Form und Größe wie Abb. 2. In der Knochenmasse lagen 2 gleich große, 6 cm lange, eiserne Mittelatläne-Sibeln und etwas tiefer ein 10 cm langer, eingliederiger, eiserner Gürtelhaten mit etwas erhabenen Rändern, die Oberfläche belegt mit einem

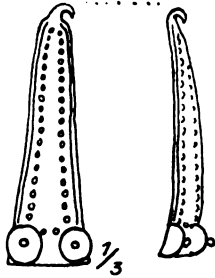


Abb. 28. Gürtelhaten. Grab 127.

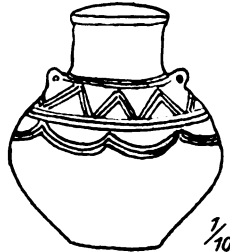


Abb. 29. Urne. Grab 138.

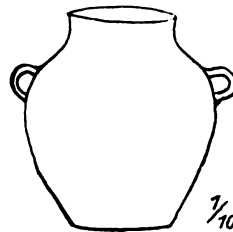
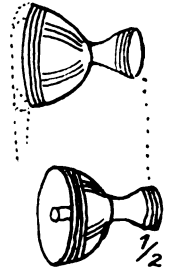


Abb. 30. Urne und Nadelkopf. Grab 139.



Bronzeblechstreifen, auf dem längs den Rändern und an der Basis je eine Reihe von kleinen, dicht aneinandergereihten Budeln hervortreten. Die beiden Enden der Basis sind mit je einer Halbfugellappe aus Bronze, durch ein Niet aus Eisen befestigt, besetzt (Abb. 28).

Grab 138. Auf einer Steinplatte, 80 cm tief, von Rollsteinen gestützt, eine mit Sand und etwa 3 l Knochenmasse ohne Beigaben gefüllte, 30 cm hohe, bis 28 cm weit ausgebauchte, rötlichgelbe, schwarzgestreifte, vasenförmige Urne, unterhalb des tonisch verlaufenden Halses 2 Henkelösen, verbunden durch einen aus 3 Linien bestehenden Streifen, auf der Ausbauchung ein ebensolcher Streifen, zwischen beiden ein Zickzackband aus 3 Linien und anschließend dicht aneinander gereiht, hängende Stichbogen aus je 3 Linien (Abb. 29).

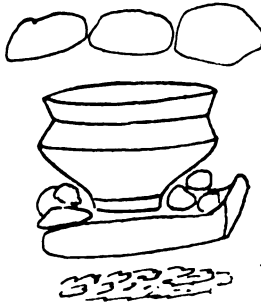


Abb. 31. Urne mit Steinsetzung (unterhalb Knochenmasse), Sibel. Grab 161.

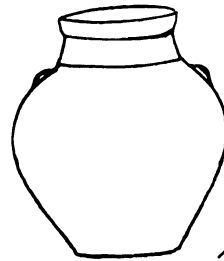
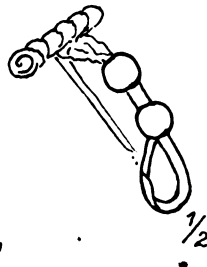
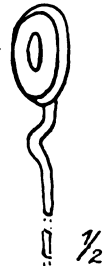


Abb. 32. Urne und Nadel. Grab 163.



Grab 139. Gelblichgraue, 27 cm hohe, bis 24 cm weit ausgebauchte, kurz halfige, gelblichgraue Urne mit 2 weit abstehenden Henkeln, von Rollsteinen gestützt, 50 cm tief, auf Sand. In der Knochenmasse lagen: ein eiserner eingliederiger Gürtelhaten und der Bronzestopf einer Nadel, bestehend aus einer Halbfugellappe mit Linienverzierung und massivem, schalenförmigen Aufsatz, dessen runder Schaft, durch die Halbfugellappe gesteckt, mit dieser an einer eisernen Platte und dem anhaftenden eisernen Nadelschaft befestigt war (Abb. 30).

Grab 161. Auf einer Steinplatte, 60 cm tief, von kleinen Steinen gestützt, eine terrinenförmige, 15 cm hohe, 23 cm weite, schwarze Urne, oberhalb ein Pflaster aus 3 großen Rollsteinen. In der Knochenmasse lag eine eiserne Mittelatläne-Sibel und ganz verrostete, nicht mehr bestimmbar Eisenstücke. Unter der Steinplatte lagerte in dunkler Erde ein Haufen Knochenmasse mit 2 gleichgroßen, eisernen Mittelatläne-Sibeln, der Bügel mit 2 Bronzefugeln besetzt (Abb. 31).

Grab 163. Von Kollsteinen gestützt, 60 cm tief, überdeckt von einer abgerundeten Steinplatte, eine 32 cm hohe, bis 30 cm weit ausgebauchte, rötlichgelbe Urne mit kurzem Halße und ausladendem Rande, unterhalb des Halsansatzes 2 längliche Henkelzapfen, gefüllt mit Sand und 4 l Knochenmasse, auf dieser lag an der einen Seite eine 10 cm lange, gefröpfte, eiserne Nadel mit senkrecht stehender Platte und aufgelegter Bronze Scheibe, an der anderen Seite eine ähnliche, etwa 12 cm lange Nadel, ebenso besetzt mit einer Bronze Scheibe, die teilweise abgeschmolzen war. Zwischen beiden Nadeln steckte ein verrosteter, eingliedriger Gürtelhaken (Abb. 32).

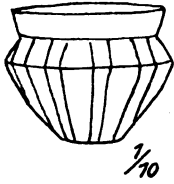


Abb. 33. Urne. Grab 167.

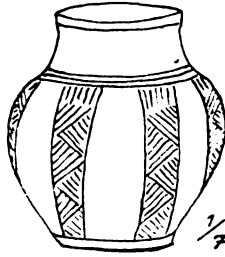


Abb. 34. Urne und Halsring. Grab 173.



Grab 167. Auf einer Steinplatte, 50 cm tief, bedeckt von einem kantigen Stein, eine terrinenförmige, 14 cm hohe Urne mit eingeschnürtem Halße, innen und außen rötlichgelb, grau gefleckt, die geglättete Außenfläche vom Halsansatz bis zur geraden Standfläche mit 9 gleichmäßig verteilten, rot gefärbten, deutlich sich abhebenden Streifen versehen. Die Urne war mit Sand und den Knochen von einem jugendlichen Menschen gefüllt, in der Nähe des Bodens lagen Bruchstücke eines verrosteten eisernen, länglichen Gegenstandes, anscheinend eines Gürtelhakens (Abb. 33).

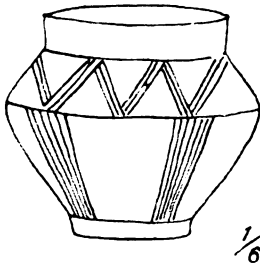


Abb. 35. Urne. Grab 181.

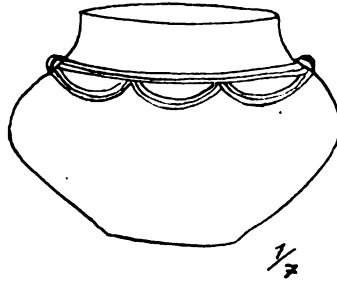


Abb. 36. Urne. Grab 206.

Grab 173. Schwarzgraue, vasenförmige Urne auf mehreren zusammengelegten, flachen Steinen, 50 cm tief, überdeckt von einer Steinplatte, 30 cm im Geviert. Etwa in der Mitte der Knochenmasse lagen 2 verrostete, eiserne Mittelatlène-Fibeln, eine größere, etwa 8 cm lang, und eine kleinere, 4 cm lang, auf dem Bügel 2 Bronzeugeln, etwas tiefer steckte senkrecht ein eingliedriger eiserner Gürtelhaken, 10 cm lang, bei diesem lag auch ein verrosteter eiserner Ring von 3 cm Weite. Außerhalb der Urne wurde an 3 verschiedenen, 10—15 cm von der Standfläche entfernten Stellen je ein Stück von einem Halsringe aus Bronze gefunden. Der massive, etwa 33 cm lange Ring ist in der Mitte im Querschnitt rund, nach den offenen, glatt abschneidenden Enden zu oval verstärkt und an der Oberseite mit schwach hervortretenden Wulsten versehen. Von dem einen Ende des Ringes fehlte ein etwa 15 mm langes Stück (Abb. 34).

Grab 181. Von einem flachen Stein überdeckt, 60 cm tief auf Sand, eine 16 cm hohe, braungraue, terrinenförmige Urne, oberhalb des Umbruchs ein Zickzackband aus dreifacher Linie, unterhalb desselben 4 gleichmäßig verteilte, bis zur abgelegten Standfläche laufende Streifen aus senkrechten Linien. In der Knochenmasse lagen verrostete Eisenteile und geschmolzene Bronze (Abb. 35).

Grab 206. Terrinenförmige, 21 cm hohe, bis 30 cm weit ausgebauchte Urne auf einer Steinplatte, 90 cm tief, von Rollsteinen gestützt, außen tiefschwarz, innen gelblichgrau, am Halsansatz 2 längliche, senkrecht gerichtete Zapfen, verbunden durch einen dreifachen Linienstreifen, anschließend 6 dicht aneinander gereihte, hängende Stichtbogen aus je 3 Linien. In der Urne 31 Knochen ohne Beigaben (Abb. 36).

Grab 229. Ausgebauchte, hellgraue Urne mit kurzem Halse und ausladendem Rande, 25 cm hoch. In der Knochenmasse lagen: 2 verzierte Segelohrringe, eine eiserne Spätlatène-Sibel mit starkem, massigen Bügel aus Bronze, die Oberseite dachförmig, die Unterseite abgerundet, und Bruchstücke eines eisernen Gürtelhatens (Abb. 37).

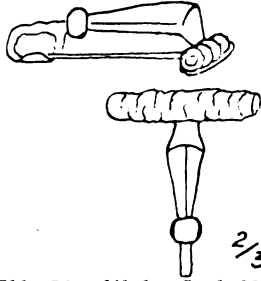


Abb. 37. Sibel. Grab 229.

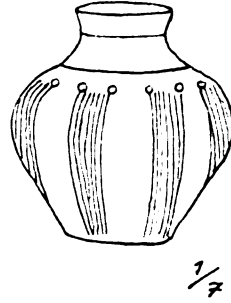


Abb. 38. Urne. Grab 240.

Grab 240. Daseförmige, tiefschwarze Urne, 50 cm tief, von Rollsteinen gestützt, 27 cm hoch, bis 23 cm weit ausgebaucht. Von dem durch eine Linie abgesetzten Halsansatz laufen in gleichmäßigen Abständen 8 breite Linienstreifen, jeder mit einem Tuff an den beiden oberen Enden. Zwischen den Knochen lagen Bruchstücke von Segelohrringen (Abb. 38).

Grab 249. Terrinenförmige, dunkelgraue Urne, 20 cm hoch, bis 24 cm weit ausgebaucht, auf einem flachen Stein, 40 cm tief, unterhalb des Halsansatzes ein auf der Oberseite dreifach gerippter Henkel, auf der Ausbauchung zwischen 2 Linien ein Zickzackband aus 3 Linien, von diesem reichen bis zur abgesetzten Standfläche gleichmäßig verteilt 4 breite

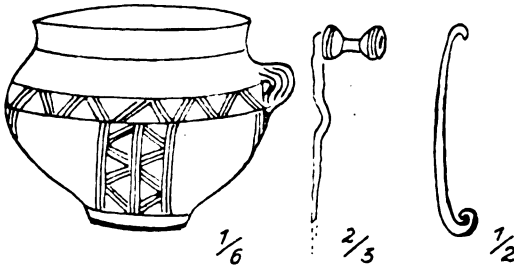


Abb. 39. Urne, Nadel und Gürtelhaten. Grab 249.



Abb. 40. Urne. Grab 253.

Streifen, bestehend aus 2, von dreifachen Linien eingefassten Zickzackbändern. In der Knochenmasse lagen 2, in Form und Größe übereinstimmende, 8 cm lange, getropfte, eiserne Nadeln mit Bronzetopf aus 2 mit den Standflächen aneinander gefügten, durch einen Steg verbundenen kleinen Schalen, sowie ein 6 cm langer eiserner Gürtelhaten, dessen Ende nach derselben Seite umgebogen sind (Abb. 39).

Grab 253. Daseförmige, hellgelbe, graugefleckte Urne, 33 cm hoch, bis 34 cm weit ausgebaucht, auf einem flachen Stein, 70 cm tief, unterhalb des Halsansatzes 2 reliefartig aufliegende Henkel. In der Knochenmasse lag ein abgerundeter Stein (Abb. 40).

Grab 254. Von Rollsteinen gestützt, bedeckt von einem flachen Stein, 65 cm tief, eine 30 cm hohe, ebenso weit ausgebauchte, kurzballige, schwarze Urne, auf der Ausbauchung 9 gleichmäßig verteilte, senkrecht verlaufende, an den Längsseiten durch Linien begrenzte Streifen, ausgefüllt mit abwechselnd schräg rechts und schräg links gestrichelten Dreiecken, jeder Streifen in der Mitte noch von einer senkrechten Linie durchzogen. In der Knochenmasse lag ein 11 cm langes Mittelstück eines schmalen, eisernen Gürtelhatens (Abb. 41).

Grab 263. Rötlich gelbe, 17 cm hohe, napfförmige Urne, 60 cm tief auf Sand, überdeckt von einem flachen Stein, unterhalb des Halsansatzes ein Kranz von 13, vermutlich mit einem Röhrenknochen eingedrücktten Kreisen, zwischen 2 Kreisen der Ansatz von einem abgestoßenen länglichen Zapfen. In der Knochenmasse lag eine 5 cm lange eiserne Mittel-latène-Sibel mit 2 Bronzeugeln auf dem Bügel (Abb. 42).

Grab 268. Gelbbraune, 23 cm hohe, bis 27 cm ausgebauchte, turzhalsige Urne, 50 cm tief auf kleinen Steinen und von solchen gestützt, überdeckt von einem flachen Stein, unterhalb des Halsansatzes 6 gleichmäßig verteilte Gruppen von flüchtig eingezogenen, wagerechten, kurzen Linien, begrenzt durch 1 oder 2 etwas schräg verlaufende Striche. Auf der Knochenmasse lagen in der Mitte nebeneinander 2 annähernd gleichgroße eiserne



Abb. 41. Urne. Grab 254.

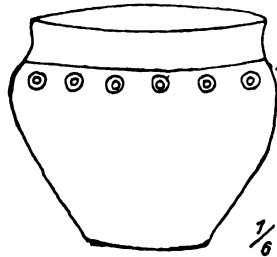


Abb. 42. Urne. Grab 263.

Scheiben von 5 cm Durchmesser, am Rande 4 gleichmäßig verteilte, vorstehende, kurze, längliche Ansätze mit je 2 nebeneinander befindlichen Löchern, die Scheiben belegt mit einer runden Bronzeplatte, am Rande und in der Mitte aufgewölbt, in der dazwischen liegenden Vertiefung ein quergekerbter Wulst. Wahrscheinlich befand sich in der mit verrostetem Eisen behafteten Mitte der Bronzescheibe eine buchel- oder knopfförmige Erhebung. Bei der etwas größeren, sonst gleichförmigen Bronzeierscheibe war der Belag von der unterlegten Eisenplatte fast ganz durchrostet¹⁾. Unterhalb der beiden Scheiben lagen 3 große, verzierte Segelohrringe mit blauen Glasperlen, ein zusammengebogenes, 12 cm langes Stüd von einem massiven, runden Bronzebraht, etwas tiefer eine 3 cm weite eiserne, ringförmige Schnalle mit Dorn und eine am Rande nach vorn aufgewölbte Bronzeblechscheibe mit 2 am

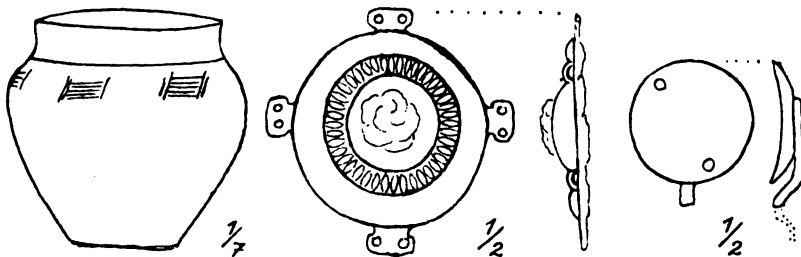


Abb. 43. Urne, Zierscheibe und Nadelkopf. Grab 268.

Rande gegenüber liegenden Löchern, an der Rückseite vernietet mit einer eisernen, in einen, anscheinend getropften, in der Biegung abgebrochenen Nadelschaft auslaufenden Platte. Dieser Bronzeopf einer eisernen Nadel ist nach dem Bruch des Schaftes vermutlich als Zierscheibe benutzt worden, die beiden am Rande durchgeschlagenen Löcher sollten zur Befestigung dienen (Abb. 43).

Grab 279. Terrinenförmige, schwarze Urne, 50 cm tief, auf einer Steinplatte. In der Knochenmasse lagen mehrere Stücke eines verrosteten, eingliedrigem Gürtelhaftens, Länge 28 cm, an der Basis 35 mm breit, mit aufgewölbten Rändern und einem Mittelgrat, Reste von 2 Segelohrringen mit blauen Perlen und der Kopf einer Flügelnadel, ganz aus Bronze, in dem rechten Loch der unten abschließenden, strichverzierten Platte ein Stüd einer angerosteten eisernen Kette (Abb. 44).

¹⁾ Diese beiden Bronzescheiben sind die Reste zweier Sibeln von spätestem Heitbrader Typus in anderer Richtung entwickelt, als die Sibel aus Grab 87 (Abb. 20). G. K.

Grab 280. Terrinenförmige, schwarze Urne auf 3 kleinen Steinen, 60 cm tief. Auf der Knochenmasse lagen Teile eines zusammengebogenen, eingliedrigen Gürtelhafens von etwa 22 cm Länge und ein kleiner Segelohrring mit blauer Perle, etwas tiefer eine 55 mm lange Flügelnadel aus Bronze mit eiserner, angerosteter Kette und eine kleine eiserne Nadel, der untere Teil des verrosteten Schafts abgebrochen, mit aufgenieteteter, waagrecht stehender, etwa linsengroßer Kopfplatte aus Bronze (Abb. 45).

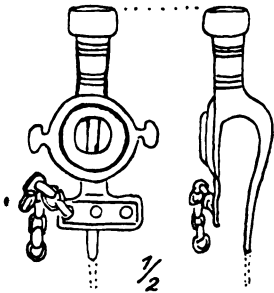


Abb. 44. Kreuztopfnadel. Grab 279.

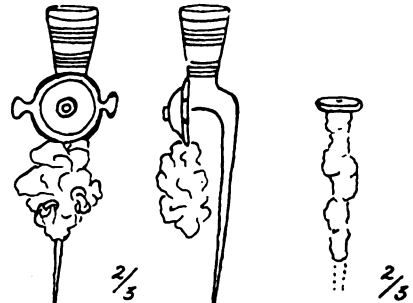


Abb. 45. Kreuztopfnadel. Grab 280.

Grab 296. Auf je einem flachen Stein, 50 cm tief, dicht aneinander gesetzt, umgeben von gemeinsamer Steinpadung 2 Urnen, eine terrinenförmige, tiefschwarze, 17 cm hoch, bis 24 cm weit ausgebaucht, mit hohem, nach der Mündung zu erweiterten Halse, mit Sand und eingestreuten Knochen eines Kindes gefüllt, und eine schlanke, rötlichgelbe, 30 cm hohe, bis 23 cm weit ausgebauchte Urne mit etwas eingezogenem Halse, Mündungsdurchmesser 15 cm, unterhalb des geglätteten Halses ein Kranz von dicht aneinander gereihten, eingedrückt Kreisen, von da ab bis zur Standfläche rau, gefüllt mit Sand und etwa 3 l gebrannten Knochen, in der Nähe des Bodens lag ein verrostetes Stück Eisen (Abb. 46).



Abb. 46. Urnen. Grab 292.

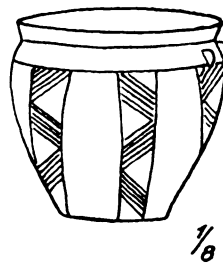


Abb. 47. Urne. Grab 303.



Abb. 48. Urne. Grab 304.

Grab 303. Terrinenförmige, hellbraune, 18 cm hohe Urne mit kurzem, eingeschnürtem Halse, umkehrt von Kollsteinen, 60 cm tief auf Sand, vom Halsansatz bis zur Standfläche 7 gleichmäßig verteilte, an den Seiten von Linien begrenzte Streifen aus je 3 Gruppen von abwechselnd schräg rechts und schräg links eingezogenen Linien, am Halsansatz 2 nebeneinander stehende längliche, senkrecht gestellte Zapfen. In der Knochenmasse befanden sich Bruchstücke eines Gürtelhafens und einer eisernen Sichel von nicht mehr bestimmbarer Form (Abb. 47).

Grab 304. Auf einer Steinplatte, 50 cm tief, eine 23 cm hohe, bis 28 cm weit ausgebauchte Urne mit kurzem, tonischem Halse, unterhalb desselben 3 gleichmäßig verteilte halbkreisförmige Wülste und zwischen diesen an der einen Stelle 2, sonst je 1 knopfförmiger Zapfen, gefüllt mit Sand und Knochenmasse ohne Beigaben (Abb. 48).

Ein Grabfund der frühen Kaiserzeit bei Quedlinburg.

Don K. Schirwich, Quedlinburg.

Mit 4 Textabbildungen.

Unter den meist noch unveröffentlichten Funden des hiesigen Museums befindet sich auch ein solcher vom Servatii Kirchhof. Auf einem an der Urne haftenden Zettel findet sich folgende Notiz: „Gefunden 1890 vom Totengräber Banse auf dem Servatii Kirchhof westlich der Quedlinburg-Warnstedter Chaussee mit einer Anzahl anderer Urnen.“ Unser noch vorhandenes Stück Abb. 1 führt die Nummer 3644. Die Maße sind: Höhe 24 cm, obere Weite 24 cm, größter Durchmesser 30 cm, Bodendurchmesser 12,5 cm. Das Gefäß ist starkwandig, glatt und von rotbrauner Farbe. Die Ausbauchung liegt hoch, und die ziemlich weite Mündung endigt in einem feinen, wulstartigen Rande. Die einzige Verzierung besteht in drei dicht

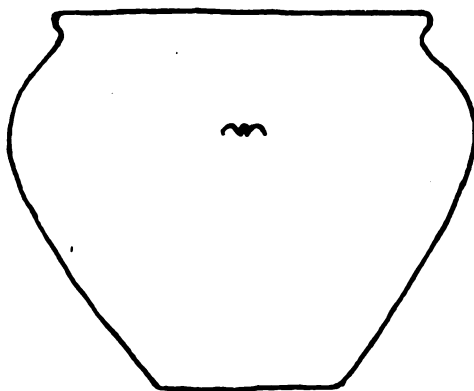


Abb. 1.

beieinanderliegenden kleinen Knoten. In dem Leichenbrand fanden sich 1. ein stabförmiges Stück Eisen (Länge 10 cm, Durchmesser 1,2 cm), in drei Teile



Abb. 2.



Abb. 3.

Manus, Zeitschrift für Vorgesch. Bd. 16. S. 1/2.

zerbrochen, 2. Abb. 2, vielleicht der Rest einer Sibel, 3. Abb. 3, der Rest eines leicht gebogenen Eisenstabes mit starker unvollständig erhaltener Verdickung am Ende bzw. in der Mitte (Sporn?), 4. drei flache Knochenstücke mit Nietlöchern, darunter eines mit einem Bronzeniet, ein anderes mit Kreisverzierungen, wohl die Reste eines Knochenkammes, 5. ein länglicher Knochenwürfel, Abb. 4, mit feiner Durchbohrung, auf den vier Seitenflächen nebenstehende Verzierungen.



Abb. 4.

Die Urne gehört zu den frühen Formen der Kaiserzeit, die ihre Vorläufer in der Spätlatènezeit haben (Knorr, Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein, Tafel III, 52). Sie schließt sich dem Subsbütteler Typ an (Plettke, Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen, S. 36 und Tafel 16, 4 und 23, 1), (s. auch Belz, vorgeschichtliche Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Tafel 60, 100—102). Auch die einzig sicher erkennbare Beigabe, der Knochenwürfel, deutet auf die frühe Kaiserzeit hin (Belz, a. a. O. Tafel 59, 90). Es dürfte sich also bei unserem Funde um das Grab eines Elbgermanen aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. handeln.

Die Fibeln des Begräbnisplatzes von Niemberg, Saalkreis (IV. Jahrh. n. Chr.).

Von Waltherr Schulz, Halle.

Mit 7 Textabbildungen.

Abkürzungen.

- Åberg = N. Åberg, „Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit“. 1922.
A. h. V. = Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Mainz.
Almgren = O. Almgren, „Studien über nordeuropäische Fibelformen“. 1897.
Blume = E. Blume, „Die germanischen Stämme zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit“. Mannusbibl. Nr. 8 u. 12, 1912 u. 1915.
J = Jahreschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Halle.
Mannus = Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte.
Nachrichten = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde.
P. J. = Prähistorische Zeitschrift.
Schulz = W. Schulz, „Die Skelettgräber der spätrömischen Zeit in Mitteldeutschland“. In Mannusbibliothek Nr. 22. 1922.
Z. E. = Zeitschrift für Ethnologie.
Th. = Göbbe, Höfer, Schießle, „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens“. 1909.

Der Begräbnisplatz von Niemberg, Saalkreis, gehört zu der mittel-deutschen Skelettgräbergruppe der spätrömischen Zeit¹⁾. In den 19 auf dieser Stätte bekannt gewordenen Gräbern, unter denen sich ein Brandflächengrab befindet, wurden 5 Fibeln gefunden, die, aus der Fibel mit umgeschlagenem Fuße hervorgegangen, den Skelettgräbern eines begrenzten Gebietes eigen sind.

4 von den Fibeln sind zweigliederige Armbrustfibeln mit bandförmigem nach unten zu schmaler werdenden Bügelhals und konisch zu einer Nadel-scheibe umgebogenem Bügelfuß; der Kopfteil trägt zum Festhalten der Rollenachse einen nach unten umgebogenen lappenartigen Fortsatz des Bügels (Abb. 1). Diese Fibeln lassen sich mit einer Anzahl anderer mitteldeutscher Fibeln zu einer Stufenfolge ordnen (Abb. 2).

Ihre Vorstufe bilden Fibeln mit schmalem, gleichbreitem, bandförmigem, seitlich gesehen hochgewölbtem Bügelhals und sich verschmälerndem, durch einen Knick abgesetztem Bügelfuß, der unten vielfach in einen Knopf oder eine Profilierung ausläuft. Derartige Fibeln sind in Norddeutschland

¹⁾ Siehe Schulz, S. 97, Nr. 21, S. 100, Abb. 2, S. 101, Abb. 3.

und im Ostseegebiete gefunden worden: siehe die Angaben bei Almgren zu Abb. 178 und bei Blume zu Abb. 32; außerdem Voß=Stimming „Vor-geschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg“ 1886, Abt. VI, Taf. 2, Abb. 8a, 9a, 14a (Bußow, Kr. Westhavelland); J. E. 1905, S. 585 (Wil-helmsaue, Kr. Niederbarnim, Grab 43); J. 9, 1910, Taf. II, Nr. 46 (Sanne, Kr. Stendal). Auch im Gebiete der mitteldeutschen Skelettgräber treten sie auf (Abb. 2, 1—2).

Abb. 2, 1 vom Brandgräberplatz Gröbzig, Kr. Köthen, Bügel etwas stärker gearbeitet, Kopf zur Aufnahme der Rollenachse durchlocht. In dem-selben Begräbnisplatze u. a. Bronzefibel ähnlich Almgren 141, Silberfibel mit Filigranschmuck, verwandt Almgren 175, doch Fußende gerundet, 2 Bruchstücke eines silbernen Halsringes mit birnförmiger Ose (westgerma-nische Form, Kossinna, J. E. 1905, S. 401) (Mus. Halle).

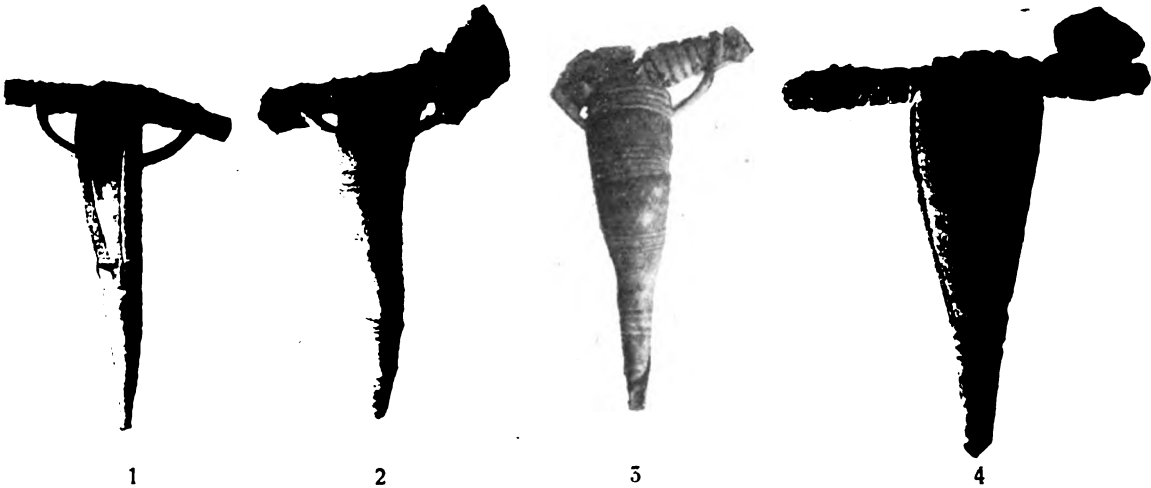


Abb. 1. Niemberg, Saalkr. $\frac{1}{4}$.

Abb. 2, 2 aus einem Skelettgrabe von Bleedendorf, Kr. Wanzleben (Mus. Halle 3683) zusammen mit Fibel mit umgeschlagenem Fuße (ähnlich Almgren 162); dort außerdem Brandgräber (Mus. Halle). Nach Form und Verzierung sehr ähnliche Fibel auch in Skelettgrab von Kließen, Kr. Köthen (Samml. Göke=Köthen), einem Platze mit Skelettgräbern und Urnengräbern. Eine weitere der Form nach der Abb. 2, 2 nächstehende Fibel wurde nach Angabe von Göke=Köthen bei Wulfen, Kr. Köthen, gefunden; Einzelfund (Privatbes.).

Der folgenden Stufe am nächsten kommt die Bronzefibel von Wieskau, Saalkr., Abb. 2, 3 (Mus. Bernburg W 13, R. K. J. 25); in dem Skelettgräber-platze auch Fibel mit umgeschlagenem Fuße und Fibern, die sich aus dieser Form entwickelt haben, eine ähnlich Almgren 175. Siehe Katalog Mus. Bernburg, S. 144.

In den Stufen A und B sehen wir nun eine zunehmende Verbreitung des oberen Bügelhalsteiles. Die schon bei der Fibel von Wieskau ansehende tonische Gestaltung des Fußes tritt mehr und mehr in Erscheinung.

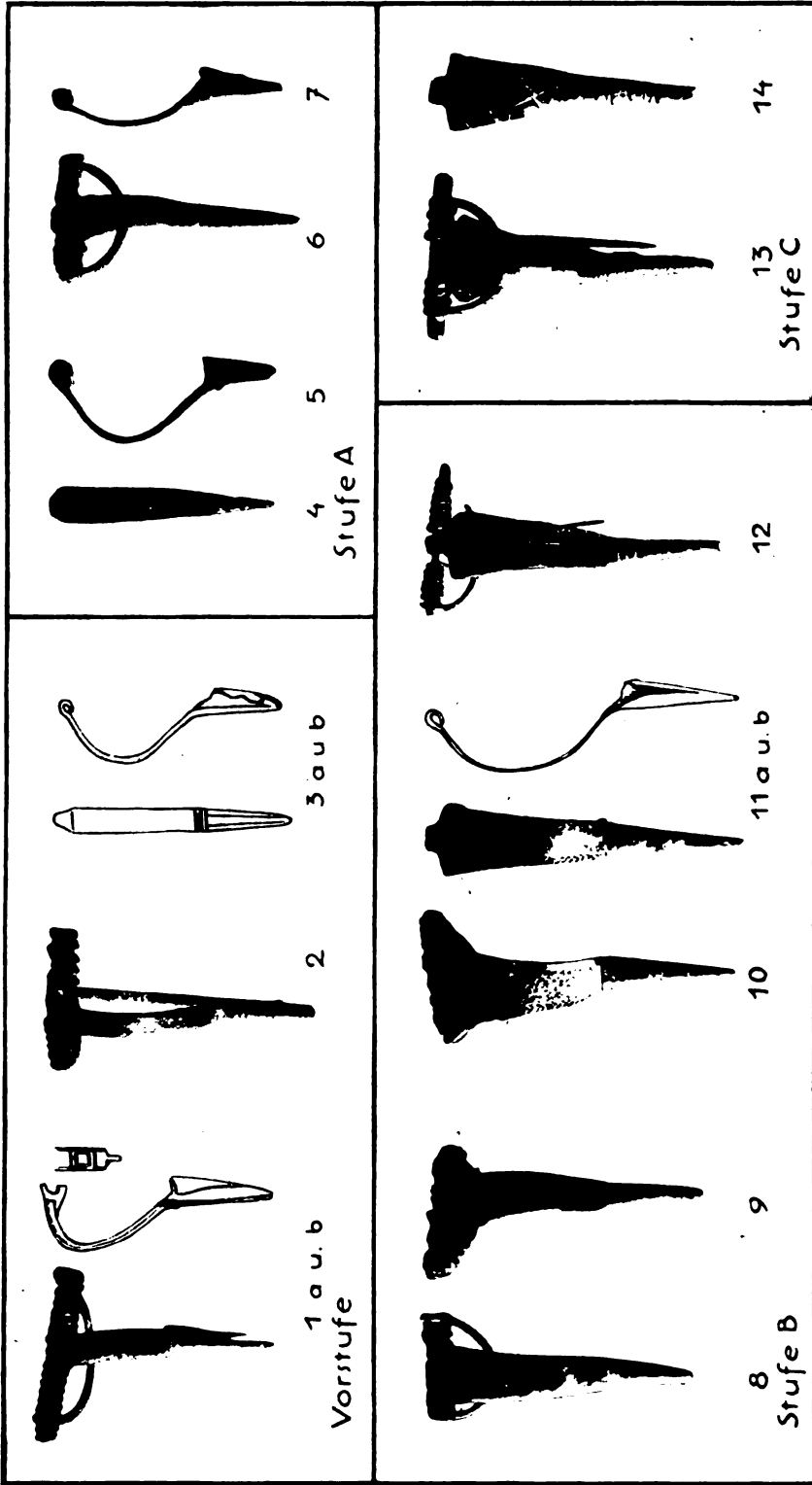


Abb. 2. 1. Gröbzig, Kr. Köthen. 2. Bledendorf, Kr. Wanzleben. 3. Wieskau, Saalkr. 4. 5. Jörbig, Kr. Bitterfeld. 6, 7. Weipenfelds.
 8, 9. Merseburg. 10, 11. Gröbzig a. S., Mansf. Seetr. 12. Wölfs-Petersdorf, Kr. Delitzsch. 13. Gröbzig, Mansf. Seetr. 14. Schkeubitz,
 Kr. Merseburg. 4/5.

Sibeln der Stufe A.

Zörbig, Kr. Bitterfeld, 2 Bronzesibeln, Abb. 2, 4 und 2, 5, Länge 4,5 cm. (Mus. Halle 4263a, 4264). Wohl aus einem Grabe des Skelettgräberfeldes. Über weitere Funde des Begräbnisplatzes Schulz, S. 98, Nr. 35.

Niemberg, Saalkr. Bronzesibel, Abb. 1, 1. Länge 4,5 m. (Mus. Halle 13: 3121b). Grab b.

Weißenfels, Beudefeld. 3 einander ähnliche Bronzesibeln, Abb. 2, 6 und 2, 7, Länge 4,6 bis 4,9 cm (Mus. Halle 17: 344, 345, 346). Aus Skelettgräbern. Th. S. 366.

Derartige Sibeln sind auch aus Norddeutschland bekannt: 3. B. Dahlhausen, Kr. Ostprignitz, Grab 50. Archiv f. Anthropologie 22, S. 239, Abb. 11. — Altmark, J. IX. 1910, Taf. 2, Fig. 46.

Unsere Sibeln haben eine Länge zwischen 4,5 und 5 cm. Das Metall des Bügels ist durchweg Bronze, das der Rollenachse meist Eisen; eine Bronzeachse trägt die Niemberger Sibel. Soweit die Spiraltrollen mit Nadel erhalten sind, bestehen sie aus Bronze. Die Spiraltrollen sind jederseits 4—5 mal gewunden. Die überstehenden Achsenenden der Niemberger Sibel tragen ein umgelegtes Bronzband. Das als Achsenhalter ausgebildete Kopfende ist bei der einen Weißenfelscher Sibel nach oben umgelegt. Der handförmige, nur mäßig nach oben verbreiterte Bügelhals ist mehr oder weniger gewölbt, am schwächsten bei der Weißenfelscher Sibel, Abb. 2, 7. Die Verzierung des Bügelhalses der Niemberger Sibel, 2 Längslinien zwischen oberem und unterem Abschluß von je 2 Querlinien, zwischen diesen jederseits eine Randausstehung, erinnert an die mancher fazzettierter Sibeln (wie Almgren 162). Die die Seitenränder des Halses begleitenden Linien erscheinen auch auf der einen Zörbiger und Weißenfelscher Sibel, wie auch auf Sibeln der Dorfstufe. Die Fläche des Bügelhalses der Zörbiger Sibeln ist mit eingepunzten Mittelpunktkreisen, bei der einen daneben mit C ähnlichen Bögen versehen. Der Ansatz des Bügelfußes ist durch einen mehr oder weniger scharfen Knick des Bügels (wenig scharf bei der einen Sibel von Weißenfels) bezeichnet, bei der Sibel von Niemberg ist er noch durch den Querlinienabschluß der Halszier, bei den Zörbiger Sibeln durch eine kleine Querleiste am Fußoberteil hervorgehoben. Der Fuß der Sibeln von Zörbig ist auf der Oberseite schwach dachförmig fazzettiert und steht in der Bildung der Scheide den Dorfformen am nächsten.

Sibeln der Stufe B.

Merseburg, 2 Bronzesibeln, Abb. 2, 8 und 2, 9, Länge 5,1 cm. (Mus. Halle 8762, 8763). Aus einem Skelettgrabe, dabei ein rotbrauner, handgearbeiteter Napf mit eingezogenem Oberteile (8761) und 7 rundliche kleine braunrote Perlen mit gelben oder graublauen Punkten (8764). Schulz, S. 99, Nr. 20.

Trebiß a. S., Mansfelder Seefr. 2 Bronzesibeln, Abb. 2, 10 und 2, 11; 6,0 und 6,2 cm lang (Mus. Halle, Samml. Hahne). Aus einem Skelettgrabe. Über die weiteren Funde dieses Grabes sowie des Begräbnisplatzes: Hahne, Nachrichten 1903, S. 51 ff., Th. S. 40.

Wölls-Petersdorf, Kr. Delitzsch. 2 einander gleichende Weißmetallsibeln, die eine Abb. 2, 12, Länge 5,8 cm (Mus. Halle 22: 291a und b). Aus einem Skelettgrabe. Über diesen Begräbnisplatz siehe unten.

Zu dieser Stufe gehört auch eine Bronzesibel aus einem Skelettgrabe von Oldisleben, Dwb. Apolda, zusammen gefunden mit einer Sibel mit verbreitertem dreieckig abschließendem Nadelhalterfuß (Mus. Weimar).

Die Sibeln der Stufe B sind von denen der Stufe A durch bedeutendere Größe — sie sind über 5, teils über 6 cm lang — sowie durch die weitere Verbreiterung des oberen Bügelendes unterschieden, die bei den der Stufe A noch am nächsten stehenden Merseburger Sibeln 1,2 cm, bei den übrigen 1,4—1,5 cm beträgt. Das Metall des Sibelbügels ist meist Bronze, bei den Wölls-Petersdorfer Sibeln Weißmetall, die Rollachse der einen Sibel dieses Fundortes besteht gleichfalls aus Weißmetall, die der übrigen aus Eisen. Die Nadel der einen Merseburger Sibel ist aus Eisen, die der übrigen Sibeln aus dem Metalle des Bügels gearbeitet. Die Zahl der Windungen der Spiralarolle ist verschieden: die Merseburger Sibeln haben links 3, rechts 4, die Trebizer links 4, rechts 5, die Wölls-Petersdorfer links 6, rechts 5 und links 7, rechts 6 Windungen. Bei der einen Sibel von Wölls-Petersdorf ist an dem überragenden Achsenende einerseits das umgelegte Weißmetallband erhalten. Bei der einen Trebizer Sibel Abb. 2, 10 ist der Achsenhalter nach oben zurückgebogen. Der Bügelhals ist bei den Sibeln von Trebitz stärker, bei den übrigen schwächer gewölbt, der Knick am Fußansatz ist durchweg wenig scharf. Die Seitenwände des Bügelhalses sind meist von eingepunzten Verzierungen begleitet, entsprechend den Randlinien bei der Gruppe A, nur die eine Sibel von Merseburg trägt am Bügelkopf 3, am Fußansatz einen Querstrich. Die Bügelrandverzierung besteht bei der einen Sibel von Merseburg aus Punkten, bei den Sibeln von Trebitz aus nach oben geöffneten Häkchen, bei den Sibeln von Wölls-Petersdorf und von Oldisleben aus nach außen geöffneten Bögen. Außerdem trägt der Bügelhals der Wölls-Petersdorfer Sibel eine Mittellängsterbe. Der Fußansatz der einen Merseburger Sibel ist durch eine Querlinie, der beiden Trebizer Sibeln durch eine Randausstehung jederseits zwischen zwei Querlinien, ähnlich der Sibel Niemberg Gruppe A, des Wölls-Petersdorfer Sibelpaares durch 3 Querlinien bezeichnet. Der Fuß der einen Trebizer und der einen Merseburger Sibel ist fazettiert; das Fußende der Wölls-Petersdorfer trägt 2 Querlinien.

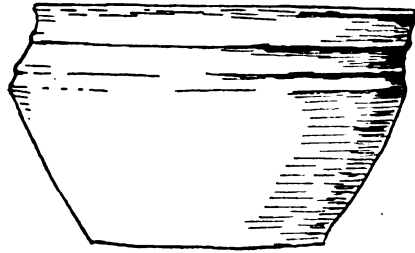


Abb. 3. Niemberg, Saalkr. $\frac{1}{4}$.

Das Profil der rechten Seite ist durch Zusammensetzen und Ergänzungen verschoben. Der Obertheil des Gefäßes ist ursprünglich ringsum einwärts geneigt gewesen.

Sibeln der Stufe C.

Niemberg, Saalkr. 2 Bronzefibeln, Abb. 1, 2 und 1, 3, Länge 4, 5 und 4,6 cm (Mus. Halle 13:3124, c und d), gefunden in Skelettgrab 2 zusammen mit ovaler Eisengürtelschnalle, einem Bronzearmring mit übereinander gelegten verdickten Enden, einer Anzahl kleiner Perlen, meist runde grüne oder gelbe, auch röhrenförmige braunrote, einem grauen tonigen Tonwirtel mit radialen Strichen auf der Oberseite und eingedellter Unterseite, einem handgearbeiteten grauen Napf mit schräg aufsteigender Wand und einwärts gerichtetem Rande (Mus. Halle 13:3124).

Silberfibel, Abb. 1, 4, Länge 4,5 cm (Mus. Halle 13:3139 g), gefunden in dem Brandflächengrabe 17 mit den Scherben dreier Tongefäße — das eine ein größeres hellrotbraunes Gefäß mit breitem Boden, die beiden anderen, die sich zusammensetzen ließen, ergaben einen kleinen handgearbeiteten grauen

Napf mit schräg aufsteigenden Wänden und ein hellrötlichbraunes handgearbeitetes Gefäß Abb. 3 —, mit den Resten eines Knochenkammes mit Bronzenieten, einer ovalen Eisenschnalle und 4 kleinen rundlichen Perlen von gelber oder grüner Farbe (Mus. Halle 13:3139).

Trebiß, Mansfelder Seetr. Bronzefibel, Abb. 2, 13, Länge 5, 6 cm (Mus. Halle 5966), aus einem der Skelettgräber.

Schkeudiß, Kr. Merseburg. Bronzefibel, Abb. 2, 14, Länge 5,3 cm (Mus. Halle 20:209). Es wurden dort Sunde der älteren und jüngeren römischen Zeit gemacht. Schulz, S. 98, Anm. 1, c.

Außerhalb unseres Gebietes fanden sich 2 Fibeln mit einem Tongefäße in einem Skelettgrabe von Leuthen, Kr. Kottbus. (Mus. f. Dölferk., Berlin I F 6784.)

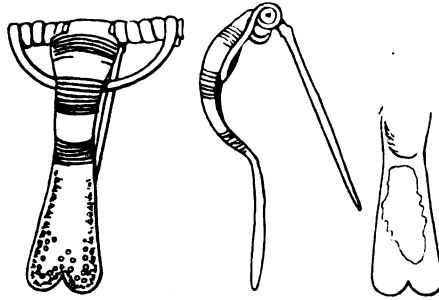
Die Fibeln dieser Stufe haben 3. T. dieselbe Länge wie die der Stufe B, jedoch sind die Niemberger Fibeln nur 4,5 cm lang. Der Bügel ist meist aus Bronze, der der Niemberger Fibel Abb. 1, 4 aus Silber hergestellt, die Nadel besteht aus dem Metall des Bügels, die Achse auch der Silberfibel aus Eisen, nur die der Trebißer Fibel aus Bronze. Die Spiraltolle der Trebißer Fibel hat links 4, rechts 3 Windungen, die der Niemberger Fibel, Abb. 1, 2 links 7, der Fibel Abb. 1, 3 rechts 6 und die der Niemberger Silberfibel Abb. 1, 4 links 9, rechts 8 (?) Windungen. Die überstehenden Achsenenden der Fibel von Trebiß tragen jederseits ein Bronzeband, die der Niemberger Silberfibel einen oben offenen Knopf mit Einschnürung (soweit zu erkennen). Der breite Bügelhals ist bei diesen Fibeln auch seitlich eingewölbt (also Querschnitt bogenförmig). Der Fuß ist in unscharfem Knick von dem nicht stark gewölbten Bügelhals abgesetzt. Eine Halsverzierung fehlt bei der Trebißer Fibel, die der Silberfibel von Niemberg erinnert in der Verteilung an die Verzierungsweise der Fibeln Stufe B: längs der Seiten des Bügels und über die Bügelmitte läuft je eine Linie, die Mittellinie ist jederseits, die Seitenlinien sind außen von kurzen Schrägstrichen begleitet. Das Niemberger Fibelpaar trägt, wie das von Leuthen, 2 bzw. 3 Querliniengruppen. Der Bügelhals der Fibel von Schkeudiß ist durch Querlinien in 3 Felder geteilt, die mit liegenden Kreuzen gefüllt sind. Sämtliche Fibeln besitzen einen quergerillten Fußteil, diese Querrillen sind bei der Niemberger Fibel, Abb. 1, 2 zu 2 Gruppen geordnet, während sie bei den übrigen Fibeln in gleichen oder ungleichen Abständen den Fuß bedecken.

Die Vorstufe ist mit Blume, S. 32 in die Zeit um 300 nach Chr. und in den Anfang des 4. Jahrhunderts anzusetzen. So wurde sie in dem Skelettgrabe von Bleßendorf, Kr. Wanzleben zusammen mit der Fibel mit umgeschlagenem Fuße ähnlich Almgren 162 gefunden. Das Trebißer Grab, das einzigste reicher ausgestattete Grab, das Fibeln der hier behandelten Form, und zwar der Stufe B enthielt, wurde von Kossinna nach den Beigaben an das Ende des 4. Jahrhunderts gesetzt¹⁾. Die übrigen Fibeln sind nicht vereint mit Beigaben gefunden worden, die eine genauere zeitliche Bestimmung zulassen. Doch es wird sich aus der folgenden Betrachtung auch die Zeitbestimmung der Fibeln Stufe C ergeben.

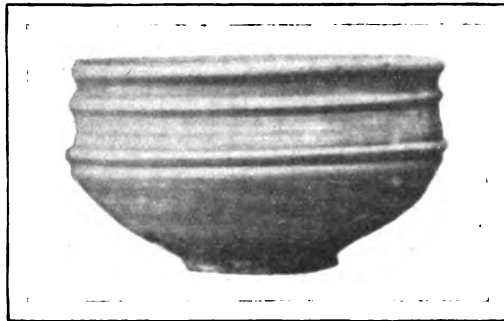
Dem Niemberger Gräberfelde entstammt eine weitere Bronzefibel, Abb. 4, Länge 5,6 cm, Achse Eisen, Nadel Bronze, Spiraltolle jederseits 4 Windungen; nach Nadelfonstruktion, Form und Verzierung des Bügelhalses

¹⁾ Nachrichten 1903, S. 58.

gleich den Niemberger Sibeln Stufe C, doch mit einem sich nach unten verbreiternden flachen in 2 halbkreisförmigen Lappen auslaufenden Fuß mit angelötetem (verloren gegangenem) Nadelhalter; der Fuß trägt eingepunzte Strichgruppen und Kreise. Sie wurde zusammen mit den Resten einer eisernen Gürtelschnalle, 2 offenen Bronzearmringen mit verdickten Enden, die bei dem einen Armring mit Bronzebändern mehrfach umwunden sind, einer großen Anzahl kleiner, 3. T. winziger rundlicher Perlen von gelber Farbe, darunter ein Bronzeröllchen, einer größeren kugelig abgeflachten Perle aus schwarzer Glasmasse mit braunrotem von zwei weißen Fichzabändern eingefasstem Mittelbände und mit einem auf Drehscheibe gearbeiteten grauen Gefäß, Abb. 5, in dem Skelettgrab 14 gefunden (Mus. Halle 13:3136). Eine in der Form ihr gleichende Sibel weist Aberg, S. 24, Abb. 15 aus N. Mödteby, Öland nach (Mus. Stockholm). Der Bügelhals dieser Sibel ist in Abständen mit umgelegtem Siligrandraht geschmückt;

Abb. 4. Niemberg, Saalkr. $\frac{2}{3}$.

die Querriefelung des Bügelhalses unserer Sibel darf als Nachahmung derartiger Verzierung aufgefaßt werden. Eine verwandte Sibel, aber mit winkligem Fußabschluß, fand sich in einem Skelettgrab von Geuz, Kr. Köthen, Abb. 6. Es ist eine Bronzesibel von nur 4,2 cm Länge, auch Achse aus Bronze, Spiraltrolle jederseits mit 3 Windungen, um die überragenden Achsenenden ist je ein Bronzeband gelegt; Zier des eingewölbten Bügelhalses Gruppen von Querriefen, des Fußes Einfassung durch eine Linie und wohl mehreren eingepunztem Mittelpunktkreise. Sie wurde zusammen mit einem kleinen graubraunen handgearbeiteten weitmündigen Tongefäß mit einwärts geneigtem Schulterteil und aufsteigendem kurzem Halsteil bei dem Skelette eines Kindes gefunden, das höfend beigelegt war (Grab III, Mus. Köthen).

Abb. 5. Niemberg, Saalkr. $\frac{1}{4}$.

Der selbe Begräbnisplatz lieferte noch Bruchstücke zweier Armbrustfibeln aus Bronze mit Eisenachse, deren Bügelhals gleichfalls eingewölbt und mit Gruppen von Querriefen versehen ist, deren Fußteile aber fehlen, so daß nicht zu entscheiden ist, ob sie sich der Sibel von Geuz oder den Niemberger Sibeln Stufe C anschließen. Diese fanden sich bei einem höfenden Skelette einer weiblichen Person, die mit verschiedenen Perlen (4 kleinen grünen rundlichen, 5 flachen aus Bernstein, 2 verschmolzenen größeren, die eine aus durchsichtigem hellen Glas, die andere schwarz mit rotbraunem gelb umrandetem Auge) und einem rötlichen doppelkonischen sechsflächigen Tonwirtel ausgestattet war (Grab V, Mus. Köthen). Der Sibel von Geuz, Abb. 6,

steht die sie an Größe übertreffende Sibel von Dinavic, Böhmen (Abbildung Pic: Starozitnosti III, 1 Taf. 1, Fig. 2, auch Åberg, Abb. 40) nahe, die wiederum mit Ausnahme des Fußabschlusses in Form und Verzierung der Sibel von N. Mödöby, Öland gleicht. Auch bei der Sibel von Dinavic ist der Bügelhals mit Siligrandraht belegt, während bei der kleinen Geuzer Sibel dieser Schmuck durch die Riefelung nachgeahmt ist. Der Sibel von Dinavic schließen sich eine Anzahl weiterer Sibel an, zunächst eine große Bronzesibel von Hammoor, Kr. Stormarn, Holstein (Abbildung, Mestorf 41. Bericht des Mus. Kiel S. 13, Abb. 7; A. Plettke, „Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen“ 1921, Taf. X, Fig. 1), dann mehrere Sibel aus der Gegend von Wiesbaden, eine unsicherer Herkunft aus Goethes Besitz im Museum Jena, eine mainländischer Herkunft im Museum Würzburg (Brenner in VII. Bericht der röm.-germ. Kommission, S. 162; Brenner: A. h. D. V, 72 dazu S. 424), schließlich mehrere Sibel aus Treptow a. Rega, Hinterpommern (Martin Schulze in Baltischen Studien 16, 1916, S. 249). Die Sibel von Geuz, Dinavic und Hammoor sind typologisch älter als die übrigen genannten. Die typologisch jüngsten

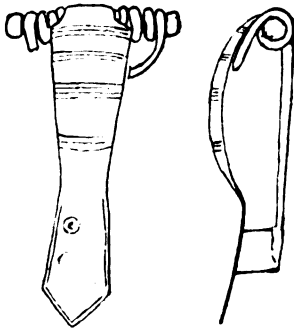


Abb. 6. Geuz, Kr. Cöthen. $\frac{1}{4}$.

von Treptow setzt Åberg bereits in die Mitte des 5. Jahrh. nach Chr.¹⁾, die Sibel von Hammoor gehört nach Plettke (S. 89) der Zeit zwischen 350 und 400 an. Aus diesen Zeitbestimmungen ergibt sich für die Sibel von Geuz der Ausgang des 4. Jahrhunderts. Mit der Sibel von Geuz dürfen wir dann auch die mit Ausnahme des Fußteiles ihr gleichenden Sibel von Niemberg, Abb. 1, 2, 1, 3 und Abb. 4 in diese Zeit setzen. Damit ist die Zeit des Niemberger Sibeltypus Stufe C bestimmt.

Während wir, wie wir sahen, die Sibel vom Niemberger Typus in Mitteldeutschland in ihrer Entwicklung verfolgen können, läßt sich hier eine Parallelentwicklung der Armbrustsibel mit winkeligem Fußabschluß, die zu der Sibel von Geuz führt, nicht feststellen. Allerdings sind in Mitteldeutschland Armbrustsibel mit verschieden gestaltetem Bügel und breitem winkelig abschließendem Fuß (also Typus Almgren 174—177) zahlreich gefunden worden, auch in der Skelettgräbergruppe, selbst in Begräbnisplätzen, die Sibel vom Niemberger Typus geliefert haben (Wieskau; Weiskensfels; Oldisleben in einem Grabe mit Sibel Stufe B). Auch der sich nach oben verbreiternde bandförmige Bügel, entsprechend Niemberger Sibel Stufe A, kommt bei Armbrustsibel mit winkeligem Fußabschluß vor (siehe Sibel J. IX, 1910, Taf. II, Fig. 44, Altmart). Doch es fehlt die der Niemberger Sibel Stufe B entsprechende Form. Der eingewölbte Bügel, den wir in Mitteldeutschland bei den Sibel der Stufe C, bei der Niemberger Sibel Abb. 4 und den Geuzer Sibel finden, mag auf den Einfluß östlicher Sibel mit eingewölbtem Bügel (wie Almgren 158) zurückgehen, die häufig reich z. B. mit Siligranschnuck ausgestattet sind. So hat auch Brenner die Sibel vom Typus Dinavic-Wiesbaden, dem die Sibel von Geuz anzureihen ist, von einer Saßrauer Sibel des Typus Almgren 158 hergeleitet²⁾. Daß die Stufe B und die Stufe C der

¹⁾ „Ein Beitrag zur Chronologie der Merowingerzeit“. Mannusbibl. Nr. 22, S. 114f.

²⁾ A. h. D. V. S. 426, dazu S. 425, Abb. 1, Fig. 13.

Niemberger Sibel nebeneinander hergehen, wäre wohl möglich, doch es ist auffallend, daß die Querriefelung nur bei den Sibeln der Stufe C vorhanden ist, und daß diese Verzierung auch bei den gegossenen frühen Merowingersibeln mit Kopfplatte erscheint ¹⁾.

* * *

Die Sibel vom Niemberger Typus sind also einem Gebiete der mittel-deutschen spätrömischen Skelettgräbergruppe eigen, das im wesentlichen östlich der Saale gelegen ist; ihr Hauptverbreitungsgebiet hier wird von der Saale im Westen, der Elbe im Norden, der Mulde im Osten und der Elster im Süden begrenzt. Westlich der Saale gehören zu dieser geschlossenen Gruppe die beiden an der Saale gelegenen Fundstellen von Trebiß und Merseburg. Abseits liegt in Thüringen das Grab von Oldisleben, in der Lausitz das Grab von Leuthen, Kr. Kottbus. Die Skelettgräber des Landes östlich der Saale unterscheiden sich von denen Thüringens auch darin, daß dort durchweg nach den bisherigen Funden die Gräber weniger reich ausgestattet sind, nur in dem Grenzgebiete in Trebiß und Weisensfels war reichere Ausstattung vorhanden. Im ostsaalischen Gebiete liegen ferner häufig die Skelette in hochender Stellung oder in anderer ungewöhnlicher Lage, in Thüringen finde ich die Hochlage nirgends erwähnt; in dem Grab von Oldisleben lag das Skelett auf dem Bauche, doch enthielt gerade dieses Grab eine Sibel des Niemberger Typus. Die Lagerung des Toten mag mit der Ausstattung von Beigaben in Zusammenhang stehen, da auch in dem Begräbnisplatz von Darpelew auf Seeland die reich ausgestatteten Toten mit schwach angezogenen Beinen, die ärmlicher ausgestatteten in stark hochender Stellung beigesezt sind ²⁾. Die Nord-Südlage des Toten herrscht in Mitteldeutschland vor, dagegen weist der Begräbnisplatz von Niemberg eine auffallende Unregelmäßigkeit der Grabrichtungen auf (siehe Plan bei Schulz, S. 100, Abb. 2). Da ist es bemerkenswert, daß in dem nur 3½ km von diesem entfernt gelegenen Begräbnisplatz von Wölls-Petersdorf, der das Sibelpaar der Stufe B barg, die Nord-Südrichtung der meist ausgestreckt auf der Seite oder den Rücken liegenden Skelette üblich ist. Um das zeitliche Verhältnis der beiden Gräberfelder zueinander festzustellen, seien hier die Grabinhalte des Platzes von Wölls-Petersdorf angegeben ³⁾, während für Niemberg auf die Angaben bei Schulz, S. 97, Nr. 21 hingewiesen sei. Von den 12 bisher aufgedeckten Gräbern von Wölls-Petersdorf, die sich zu 2 Gruppen zusammenschließen, waren nur einige mit Beigaben ausgestattet; Grab III (Mus. Halle 22:291): Sibelpaar aus Weißmetall, Abb. 2, 12. Grab V (23:9): wenig sorgfältig gearbeiteter Tonnapf mit schräg aufsteigenden Wänden, Eisenmesser, Schnallenbruchstücke aus Eisen. Grab VI (23:10): Eisenmesserbruchstück. Grab VII (23:12): blaue oktaedrische Glasperlen, walzenförmige orangefarbene oder rotbraune Perlen, flache gelbe, rotbraune, hellgrüne, hellbraune, rotbraune mit gelben Punkten versehene Perlen, röhrenförmige rotbraune Perlen, viele winzige grüne oder gelbe Perlen, Eisenschnalle mit kreisförmigen starken Rahmen, kleine Eisenbruchstücke. Grab IX (23:55): kleines Kind, röhrenförmige rotbraune und winzige gelbe oder grüne Perlen. Grab X (23:54): jugendliche Person, Anzahl walzenförmige oder vierflächige Perlen aus grünem oder blauem Glase. Doppelgrab XI/XII (23:56): in dem von NNW-

¹⁾ Dgl. Aberg, S. 102, 103, 3. B. Abb. 142 (Hagenow, Mecklenburg).

²⁾ Aarbøger 1877, S. 351.

³⁾ Untersucht vom Mus. Halle 1922/23 unter tatkräftiger Mithilfe der Herren Lehrer Brühl und Ostermann aus Gieß.

SSO gerichteten Grabe die Skelette zweier erwachsener wohl männlicher Personen, dicht nebeneinander, so daß der linke Oberarm des einen den rechten Oberarm des anderen überdeckte (Abb. 7), hinter dem Knie des gebeugten rechten Beines des westlichen Skelettes ein Bronzearmring mit übereinander gelegten verdickten Enden, nach dem Durchmesser von einer jugendlichen Person getragen; ein Tongefäßscherben. Gemeinsame Bestattungen sind im nordischen Gebiete bekannt¹⁾, während sie im mittleren Deutschland bisher nicht gefunden waren. Die Schmuckstücke und anderen Gegenstände von Wölls-Petersdorf kommen in gleichen Formen auch in Niemberg vor, es fehlen hier nur die Glasperlen wie Wölls-Petersdorf Grab X und die Fibelform, die oben als Stufe B bezeichnet wurde. In Niemberg neigen nun gerade die Gräber, deren späte Zeitstellung durch die Fibeln der Stufe C gesichert ist, mehr nach der Nord-Südrichtung hin: Grab 2, dazu Fibelpaar Abb. 1, 2 und 1, 3, Skelett gestreckt von NNW-SSO gerichtet; Grab 14,

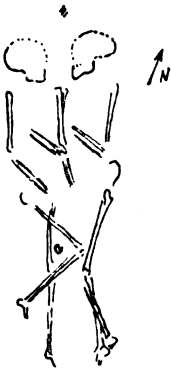


Abb. 7.
Wölls-Petersdorf,
Kr. Delitzsch.

dazu Fibel Abb. 4, Skelett mit schwach angezogenen Beinen von NNO-SSW gerichtet. Man könnte danach vermuten, daß die Bestattungen von Wölls-Petersdorf gleichzeitig den jüngeren Gräbern von Niemberg sind, und daß sich hier in dieser Zeit die Nord-Südrichtung der Bestattung, zugleich vielleicht bei gestreckter oder schwach gekrümmter Lagerung der Toten durchsetzte. Doch für das Thüringer Gebiet hat diese Annahme keine Geltung, da westlich der Saale auch bei älteren Skelettgräbern die Nord-Südlage die Regel ist (vgl. Grab von Leuna, Kr. Merseburg, Schulz Abb. 4, S. 102). Dem Herrn Konservator Göke-Köthen verdanke ich Angaben über die Richtung der Bestattungen auf anderen Begräbnisplätzen des ostsaalischen Gebietes, die zur Ergänzung angeführt seien. Klepzig, Kr. Köthen: Skelett von NW-SO gerichtet, hier Bronze-halsring mit birnförmiger Öse westgermanischer Form; Wiestau, Saalkreis: Skelette von NW-SO gerichtet, über die Beigaben siehe oben S. 100; beide Begräbnisplätze kann man nach den angeführten Beigaben in die Zeit um 300 oder in den Anfang des 4. Jahrhunderts setzen²⁾. Groß-Paschleben, Kr. Köthen: Skelette von N-S und von S-N gerichtet, keine zeitbestimmenden Beigaben; Geuz, Kr. Köthen: Skelette von N-S, einmal von S-N gerichtet, die Fibeln hier gehören, wie oben angegeben, dem Ausgange des 4. Jahrhunderts an. Diese Begräbnisplätze also stehen der Vermutung, daß der Richtungswechsel der Bestattungen im Laufe des 4. Jahrhunderts vorgenommen sei, nicht im Wege. Allerdings sind auch in dem Begräbnisplatz von Werdershausen, Kr. Köthen (vgl. Schulz, S. 98, Nr. 33) die Skelette von Norden nach Süden (die

¹⁾ Vgl. Stjerna, *Sakta Fornlämningar i Beovulf*, „Antiquarisk Tidsskrift 18, Abb. 1, 2, 3. (Gotland und Schonen). — Doppelbestattung zweier Bewaffneter der Zeit um 500 nach Chr. von Ceterow, Medlenburg siehe Belz, „Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großh. Medlenburg-Schwerin“, S. 166; P. 3, 1, S. 281 ff. — Über Zusammenbestattung von Mann und Frau in der Völkerwanderungszeit, Schetelig, „Die norwegischen Skelettgräber der Völkerwanderungszeit.“ P. 3, 4, 1912, S. 359.

²⁾ Auch von den Skeletten von Klieben, Kr. Köthen, waren zwei gestreckt von W-O, eins, das die Fibel der Dorfstufe enthielt, gestreckt von O-W gerichtet. Ein mit Steinen umsetztes Doppelgrab enthielt 2 Kinderstelette; das eine war gestreckt von N-S gerichtet, das zweite lag liegend von O-W zu Füßen des ersteren (nach freundlichen Angaben des Herrn Konservator Göke-Köthen).

Männer gestreckt, die Frauen in Hodlage) beigelegt, bei denen sich folgende Bronzefibeln befinden: kleine Fibeln, die aus der mit umgeschlagenem Fuße hervorgegangen sind, mit schmalem Bügelhals und Fuß, der den Nadelhalter trägt; eine Fibel mit Bügel und Fuß wie Almgren 190, doch kleiner Kopfnopf und Armbrustkonstruktion; eine Fibel Form wie Almgren 161, doch nicht umgeschlagener Fuß, sondern Nadelscheide und Drahtumwicklung am unteren Ende des Bügelhalses (Mus. Köthen).

Die Fibeln vom Niemberger Typus treten mit der Skelettgräberbestattung auf. Nur ihre Vorform ist hier in einem Urnengrabe bei Gröbzig gefunden worden. Über das zeitliche Verhältnis der Urnengräber zu den Skelettgräbern im Ostsaalegebiet sei folgendes erwähnt. Aus der jüngeren römischen Zeit sind hier zunächst Leichenbrandgräber mit Schalenurnen bekannt, die sich an die Begräbnisplätze nördlicher gelegener Gebiete anschließen. Hierzu gehört z. B. das bedeutende Gräberfeld von Groß-Paschleben, Kr. Köthen (Samml. Göze), ferner das von Plömnitz, Kr. Köthen (Mus. Bernburg; Katalog S. 146, 147), für die Fibeln mit hohem Nadelhalter bezeichnend sind. Dagegen sind der oben bereits genannte Brandgräberplatz von Gröbzig, Kr. Köthen und das Grab von Görzig, Kr. Köthen — Tonurne mit schräg aufsteigender Wandung, größte Weite nahe dem verdickten Rande, dazu Bruchstücke eines silbernen Halsringes mit birnförmiger Öse westgermanischer Form, Bronzeteile eines gebundenen Anhängers (wie Blume, S. 95 ff.), Perlen, tonische Tonwirtel, angeschmolzene Bronzescheibe, Eisenbeschlag eines Kästchens, mehrere Bronzeringe (Mus. Halle) — ferner die Brandgräber von Weißenfels¹⁾ in etwas spätere Zeit (um 300 oder Beginn des 4. Jahrh.) zu setzen. In den Skelettgräbern des ostsaalischen Gebietes sind bisher Fibeln mit hohem Nadelhalter nicht gefunden worden, dagegen in Thüringen späte Formen dieser Fibel in Skelettgräbern von Hasleben, Dwb. Weimar (vgl. Führer Mus. Weimar, S. 150, Abb. 104). Ein Halsring mit birnförmiger Öse aus Bronze, der aus Edelmetall gearbeitet wiederholt in Thüringer Skelettgräbern vorkommt, stammt aus einem Skelettgrab von Klepzig, Kr. Köthen (Samml. Göze). Also im ostsaalischen Gebiet ist, wie in Thüringen, zu Beginn des 4. Jahrhunderts die Skelettbestattung zunächst neben Brandbestattung geübt worden, in der Folgezeit aber, in der die Niemberger Fibel sich weiter entwickelte, herrschte hier die Skelettbestattung.

Da das Land zwischen Elbe und Saale noch im Anfange des 9. Jahrhunderts Werinerfeld hieß, so nimmt man an, daß die letzten Germanen dem Volksstamm der Warnen angehörten²⁾. Da aber die letzte germanische Besiedelung hier vor Auftreten der slawischen Siedlungsreste durch die Skelettgräbergruppe bezeichnet wird, so kann diese Gruppe den Warnen zugewiesen werden. In dem ostsaalischen Gebiete hatte sich zwischen Halle und Naumburg eine geschlossene germanische Besiedelung noch bis in das 6. Jahrhundert gehalten³⁾, nördlich davon aber, im Gebiete zwischen Saale, Elbe und

¹⁾ Dgl. Wilde, Mannus 6, 1915, S. 78 ff.

²⁾ Es sei erwähnt, daß hier sich nur 2 der vielfach als warnisch angesprochenen Ortsnamen auf -leben vorfinden: Grimshleben an der Saale, Kr. Bernburg, und das in dieser Arbeit bereits als Sundort genannte Dorf Groß-Paschleben, Kr. Köthen (neben Klein-Paschleben), 1159 als Paslove genannt; jedoch wird dieser Ortsname von dem slawischen Personennamen Pačslav abgeleitet (vgl. Hey und Schulze, „Die Siedelungen in Anhalt“ 1905).

³⁾ Dgl. die Zusammenstellung bei Krüger, Mannusbibl. Nr. 22, S. 131, Anhang I. Zu Culau, Kh. Leipzig, Sachsen: J. E. 49, 1917, S. 129, Abb. 6 u. S. 130 Berichtigung J. E. 50, 1918 S. 74; außerdem Theißen, Kr. Weißenfels, Merowingergräber Mus. Halle 20:406, 425—427.

Mulde schließt die geschlossene Besiedelung mit den Skelettgräbern um 400 nach Chr. ab. Der Folgezeit gehören nur ganz vereinzelt Funde an; Holzweibig, Kr. Bitterfeld: ein größeres Gefäß mit Schulterriem, nicht auf Scheibe gearbeitet, nach Form und Verzierung dem Gefäße von Bischleben, Kr. Gotha Th. XXI, Fig. 309¹⁾ nahestehend, überdeckte ein Gefäß Typus etwa Göze, „Die altthüringischen Funde von Weimar“, Taf. XV, 2 (Mus. Bitterfeld). — Aken, Kr. Calbe: kleine nicht 3 cm lange gleicharmige Bronze fibel finnländischer Form Typus Salin, „Altgermanische Tierornamentik“, Fig. 180 (Samml. Göze). In der Zeit um 400 also muß eine Abwanderung des Hauptteiles der hier ansässigen Warnen angenommen werden.

Nachtrag zu W. Schulz, „Die Skelettgräber der spätrömischen Zeit in Mitteleutschland“. (Mannusbibliothek Nr. 22, S. 95 ff.)

In der vorhergehenden Bearbeitung der Nienberger Fibeln sind eine Anzahl Skelettgräberplätze der spätrömischen Zeit genannt, die das Verzeichnis bei Schulz, Mannusbibl. 22, S. 96 ff., für das Land zwischen Saale Elbe und Mulde ergänzen.

Der Vollständigkeit halber sei auch noch für das übrige Verbreitungsgebiet eine Ergänzung gegeben.

Im Ohregebiet kommt zu dem Funde von Bledendorf, Kr. Wanzleben, noch Crottorf, Kr. Oschersleben. Skelett O—W. Schale; Saltenbecher, darin 5 auf dünnem Golddraht aufgereiht Goldmünzen des Postumus (258—267) und die Hälfte eines goldenen Verschlusstückes; kleine Goldbüchse mit Siligranverzierung; Bruchstück zweier Bronze armbrustfibeln. Zeitschrift des Harzvereins 30, 1897. S. 455 ff.

Wulferstedt, Kr. Oschersleben. Silberlöffel (wie Hagleben); Silber fibel mit Siligranverzierung und ursprünglich mit Bügelhals- und Fußscheibe (Typus Almgren 180). Wohl aus einem Skelettgrabe. Museum Wernigerode.

Für das mittlere Saalegebiet ist nachzutragen:

Halle, südöstlich der Stadt. Skelett W—O, Schädel mit Steinen umstellt, darüber Maßstein. Silbermünze des Commodus (180—192) im Munde. (Museum Halle 15 : 2082.)

Das Museum Merseburg besitzt aus Leuna, Kr. Merseburg, 2 profilierte Schalen, die eine mit Schrägwulsten an der Schulter, die andere mit 5 von der Schulter herablaufenden länglichen Wulsten, zwischen denen senkrechte Strichgruppen stehen. Die Funde werden zu Bestattungen der Siedelung gehören, die die reich ausgestatteten Gräber (Schulz Nr. 19) geliefert hat. Da die Merseburger Gefäße schon am Übergang zur Merowingerzeit stehen, hätte die Siedelung vom Ende des 3. Jahrhunderts bis zu dieser Zeit bestanden.

Schaffstedt, Kr. Merseburg. Aus einer an Funden verschiedener Zeiten reichen Sandgrube am Südausgange des Ortes stammen außer Brandgräbern der spätrömischen Zeit auch Skelettgräber; so liegen im Museum Merseburg 2 bronzene Armbrustfibeln, deren eine noch angerostete Leinwandreste trägt (Typus Almgren 174—177), wohl aus einem Grabe. Daß auch die bei Jahn Mannusbibl. Nr. 21, S. 87 erwähnten Sporen zu einem Skelettgrabe gehören, ist wahrscheinlich (Museum Merseburg). Aus derselben Sandgrube liegen Funde der Merowingerzeit vor, ein Beweis für das Fortbestehen der Siedelung. Ich hebe dieses hervor, da meist ein Belegen der

¹⁾ Dieses Grab, das auch das Gefäß Th. XXI, 307 enthielt, muß jünger sein, als das Waffengrab von Bischleben, Abb. Th. XXI, 303—306, 308.

Begräbnisstätten des 3./4. Jahrhunderts in der Folgezeit nicht nachzuweisen ist.

Im Elstergebiet:

Bornitz, Kr. Zeitz. Außer Grabstätten des 1. Jahrhunderts auch Funde der hier behandelten Zeit. Es dürfte sich um Skelettgräber handeln, trotzdem von Skelettfunden nichts bekannt ist. Profilierte Schale, an der Schulter 4 größere Wulste, dazwischen je 6 oder mehr kleinere; Bruchstück eines ähnlichen Gefäßes mit Schrägkanneluren; rechteckiger Beschlag aus Silberblech mit aufgenietetem, mit Perlstabmuster bepreßtem vergoldetem Blech (Einzelfund) (Museum Zeitz.)

Pegau, Kr. Leipzig. Skelettgrab nördlich der Stadt. 2 Bronzesibel, Typus Almgren 174—177. (Museum Pegau.) (Zeitschr. f. Ethnol. 1917. S. 129.)

In Thüringen:

Kirchheim, Kr. Erfurt. Don N—S gerichtete Skelettgräber. 2 bronzene Armbrustsibel (Typus Almgren 174—177); blaue tubooftaedrische Glassperlen. (Museum Halle, Samml. Schliesche. 19 : 1585, 1587, 1589.)

Weimar. Meist Gräber der Merowingerzeit, nach den Sibeln Grab 36 älter (siehe Göze „Die althüringischen Funde von Weimar“ S. 58, dazu Taf. VI, 9; VII, 12; IX, 11; S. 13 Abb. 8d).

Zu den Skelettgräbern der frühromischen Zeit (Schulz S. 98, Anm. 1) ist noch hinzuzufügen:

Westeregeln, Kr. Wanzleben. 2 Gräber, Schädel brachycephal. 2 Sibeln, die eine mit zweilappiger Kollentappe, ältere Form. (Zeitschr. f. Ethnol., 17 Derh. S. 560 f. Almgren S. 141).

Zum Niemberger Sibeltypus.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 2 Textabbildungen.

Oben S. 99f. setzt W. Schulz als Vorstufe der „Niemberger“ Sibel eine Form wie Almgren, Sibelformen, 178 an. Ohne die Berechtigung auch dieser Ansetzung ganz bestreiten zu wollen, scheint doch die Form Almgren 170, die ebenfalls schmalen, wenn auch noch nicht recht bandförmigen, hochgewölbten Bügel und abschnalenden Fuß mit Nadel-scheide besitzt, insofern näher zu liegen, als bei dieser kein besonderer Fußknopf vorliegt (wie bei 178), der ja auch dem Niemberger Typus niemals eigen ist. Dagegen erscheint bei 170 die für diesen so kennzeichnende Verzierung des Fußes durch Gruppen von Quersfurchen, die auch das Exemplar der Vorstufe von Bleedendorf, Kr. Wanzleben schon aufweist, das Schulz in Abb. 2_a wiedergibt.

Nicht wegen dieser Kleinigkeit mache ich diesen Nachtrag, sondern um Abbildungen des nördlichsten und des südlichsten Exemplars des Niemberger Sibeltyps beizufügen. Von der besser erhaltenen der beiden Sibeln des Skelettgrabes von Leuthen, Kr. Kottbus, des einzigen niederlausitzischen aus der Kaiserzeit, hatte ich



Abb. 1. Leuthen, Kr. Kottbus.

schon vor längerer Zeit einen Bildstock anfertigen lassen. Er mag nun hier zum ersten Male veröffentlicht werden (Abb. 1). Man sieht, daß es sich hier tatsächlich um den Typus C von Schulz handelt.

Aber auch von dem südlichsten, bisher noch unbekanntem Vorkommen der Niemberger Fibel kann ich Mitteilung machen und Abbildung beifügen (Abb. 2). Der Fundort ist Rauschwitz bei Eisenberg im Altenburgischen Westkreise, also weit südwärts über die Elster vorgeschoben. Als von dort herstammend sah ich vor etwa einem Vierteljahrhundert in der auf dem Rathaus zu Eisenberg befindlichen Sammlung der dortigen Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft ein Fibelpaar, wovon ich damals eine Skizze anfertigte, die ich hier in Rezeichnung wiedergebe. Nach Höfers Bemerkungen im Thüringer Altertumswort S. 375 handelt es sich um ein 1896 aufgedecktes Skelettgräberfeld, bei dem das Gesicht der Skelette nach Osten blickte. Die Richtung der Skelette ist damit freilich nicht bestimmt. An wesentlichen Beigaben werden außer den beiden Fibeln nur noch zwei Duzend tonnenförmige, hohe Emailperlen, grün, rot oder

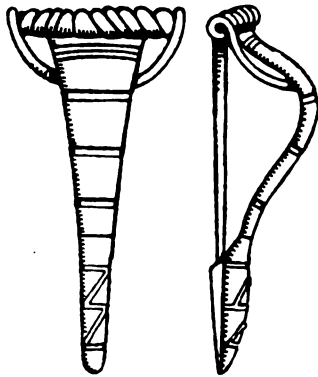


Abb. 2. ³/₄. Rauschwitz
b. Eisenberg.

blau, und eine dunkelblaue Glasperle „mit eingedrückten roten und weißen Glasstückchen“ (also eine Mosaikperle) erwähnt. — Auch diese Fibeln gehören zum Niemberger Typus C; das zugehörige Grab fällt also ebenso wie das von Leuthen ans Ende des 4. Jahrh. nach Chr.

Zum Haaropfer (oben S. 64 ff.).

Von Gustaf Kossinna.

Als Georg Wilke vor längerer Zeit mir seinen Aufsatz über „Ein altgermanisches Haaropfer“ übersandte, konnte ich ihn sogleich auf den einschlägigen Fund von Wallerfangen hinweisen, der zudem ungefähr gleichalterig ist mit dem Moorfund von Ahausen (oben S. 72). Kaum aber war die Arbeit gesetzt, als mir die Zeitschrift für Almgren in die Hände kam (Studier tillägnade Oscar Almgren 9. 11. 1919. Stockholm), worin Dr. Hanna Rydh „einen vorgeschichtlichen Fund von Menschenhaar aus Adelsö“ veröffentlicht und behandelt (S. 237—242). Der Fund erscheint darum wichtig, weil er aus einem Grabe stammt, also keine Weihgabe an eine Gottheit darstellt. Es handelt sich um einen 1917 untersuchten Grabhügel aus der Wikinger Zeit auf Adelsö, westlich von Stockholm nahe Birka. Dieser Hügel barg in einem außergewöhnlich großen Brandlager ein Bronzegefäß, das verbrannte menschliche Gebeine, kleinen Goldschmuck, einen Spielstein, und ganz auf dem Boden eine 35 cm lange, dunkelbraune Haarflechte enthielt. Die Haarflechte wird eher das Opfer eines Lebenden für den Toten gewesen, als dem Toten abgeschritten worden sein, obwohl Belege für den letzteren Brauch aus dem Altertum auch überliefert werden. Die Vf. sammelt zahlreiche Beispiele des Haaropfers für Tote aus dem Altertum und aus der Neuzeit und sieht darin eine Vertretung der Selbstopferung. Die Arbeit ergänzt in willkommener Weise die Wilkesche Abhandlung.

Zur Lage von Vineta.

Don Robert Burthardt-Ugedom (Insel Ugedom).

Im 8. Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 270 ff.) hat Leuz-Spitta „Neues Material zur Vinetafrage“ beigebracht, auf das ich ausführlich und ablehnend in der Zeitschrift „Unser Pommerland“ (1921, VII), in der der Mannus-Aufsatz nachgedruckt worden war und mir nach dem Kriege zu Gesicht kam, geantwortet habe. Einem Wunsche des Herausgebers des Mannus gern folgend, stelle ich hier einen andern, im wesentlichen neuen Weg, der Vinetafrage näher zu kommen, zur Besprechung.

Denn der literarische Weg nach Vineta ist von jeher voller Abgründe und Irrgänge gewesen. Seit mehr als 400 Jahren haben sich eine lange Reihe von Gelehrten an dieser Frage die Zähne ausgebissen und tausende von Büchern geschrieben, ohne zu einem einigermaßen sicheren Ergebnis zu gelangen. Man hat die alte Stadt, von der zuerst Adam von Bremen berichtet, an fast unzähligen Orten Pommerns gesucht und gefunden und die eine Lösung mit nicht schlechteren Gründen verteidigt als die anderen; man hat neue Orte und Dorgebirge dazu erfunden und wieder verschwinden lassen; man hat Urkunden, die im wesentlichen nichts sagen, bald für diese und bald für jene Meinung umgebogen und seit Bugenhagen selbst Sturmfluten, Erdbeben, Landsenkungen und andere Strafgerichte des Himmels zu Hilfe gerufen: und am Ende dadurch doch nur bewiesen, daß alle und selbst die besten literarischen Quellen äußerst unsicher, schwankend und widersprechend sind. Auf solchem Grunde läßt sich um so ungestörter in die Luft bauen, als sich niemals und nirgends eine Örtlichkeit gefunden hat, die Überreste der sagenhaften Stadt mit den hohen Mauern und stolzen Türmen verraten hätte. Kein Wunder, daß man dann den letzten Beweis auf dem Meeresgrunde sucht und auch neuerdings noch Flugzeuge und Unterseeboote dafür in Dienst stellen möchte!

Als Quellen können dem Historiker nur die wenigen gleichzeitigen und etwas späteren Berichte gelten, und von diesen sämtliche nordischen Sagen nur mit der Vorsicht, die man eben Sagen allenthalben entgegenbringen muß.

Alle Sagen¹⁾ sind ihrem Wesen nach mehr oder weniger phantastische Berichte, die man nicht nachprüfen kann und die dessen auch gar nicht bedürfen. Aber auch Adam von Bremen und sein getreuer Abschreiber Helbold haben von Jumne=Dineta nur „gehört“ und halten selbst für „kaum glaublich“, was sie von ihm berichten; über seine Lage sind beide nicht im klaren. Was sie beide von anderen noch östlicheren Gegenden und über andere Verhältnisse gehört haben und treuherzig weiter erzählen, läßt sie recht wenig glaubwürdig erscheinen. In Summa: die besten Quellen über Dineta sind mehr als dürftig und nur dadurch wertvoll, weil keine anderen vorhanden sind. In der Not frist eben auch der Historiker fliegen — wenn er nicht, wie auch schon geschehen ist, die Erzählungen von Dineta samt und sonders in das Reich der Fabel verweist.

Glaubwürdiger würde ja Saxo Grammaticus erscheinen, aber er gerade ist es, der Jumne nirgends erwähnt, sondern alles, was dort geschehen sein soll, auf Julin=Wollin bezieht. Alle späteren Schriften, Karten, Pläne usw., besonders solche aus dem fabulierenden 17. Jahrhundert müssen aus allgemeinen historisch-methodischen Gründen als Quellen abgelehnt werden, mögen auch noch so große Namen dahinterstehen.

Was sich übrigens über alle diese Quellenfragen sagen läßt, ist schon vor über 75 Jahren durch Klempin²⁾ geschehen; seit dieser Zeit ist keine einzige neue Quelle aufgefunden worden. Klempin kommt zu dem Schlusse, unter Dineta sei das heutige Wollin zu verstehen. Genau 50 Jahre später (1897) ließ die Pommerische Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde auf den Inseln Usedom und Wollin neue Forschungen (auch mit dem Spaten³⁾) nach der sagenhaften Stadt unternehmen und gelangte zu dem gleichen Ergebnis wie Klempin.

Auch die neueren Veröffentlichungen von Konrad Müller, Hennig⁴⁾ und Leuz=Spitta, die alle drei mit dem alten Material arbeiten und Dineta in die Untiefen vor dem Peenemünder Hafen oder zwischen die Swinemünder Molen versetzen, können an der Tatsache nichts ändern, daß alle ihre Gedankengänge längst wiederholt vorgedacht und längst wiederholt widerlegt worden sind, wenn sie nicht geradezu — wie die Ausführungen über die Grenze zwischen den Leutizen und Pommern, die als „entscheidend“ angesehen werden — geschichtliche Irrtümer enthalten⁵⁾. Neu ist auch, um nur ein Beispiel anzuführen, die Verlegung Dinetas an die Swinemündung nicht: schon Giesebrecht, Mohrnick, Barthold, Berghaus und v. d. Dollen haben sich leidenschaftlich dafür eingesetzt und mehr und bessere Beweise dafür

¹⁾ Dgl. Bernheim, Lehrbuch IV. Aufl., S. 464.

²⁾ In den Baltischen Studien XIII.

³⁾ Näheres in Baltischen Studien, Neue Folge, II.

⁴⁾ Dgl. Mannus VIII, 270.

⁵⁾ Dgl. dazu Unser Pommerland, 1921, S. 231.

beigebracht, als es neuerdings geschehen ist. Wer aber von den Forschungen Keilhads¹⁾ Kenntnis hat, muß eingestehen, daß gerade diese Ansicht aus geologischen Gründen rein unmöglich ist.

Immerhin steht, wenn man alle diese für die Ortsfrage so unbestimmten Quellen in ihrer Gesamtheit unbefangen prüft und eine ganze Reihe von Sunden römischer und arabischer Münzen überblickt, doch fest, daß um etwa 800—1000 nach Chr. in der Nähe der Odermündung sich eine Handelsstadt befand, die ihren nicht verwöhnten Zeitgenossen Anlaß bot, weit und breit ihren Ruhm zu verkünden und sagenhaft auszuschnüden. Nur weil der Mann der Feder ihr fehlte, schwankt ihr Bild, in einer rauhen und aufgeregten Zeit von der Überlieferung nur mangelhaft aufbewahrt, wie ein Traum durch unsere älteste Geschichte.

Alle eingehenden Untersuchungen der Quellen (besonders des Saxo Grammaticus) und der Örtlichkeiten sprechen ferner dafür, Dineta dort zu suchen, wo heute die Stadt Wollin liegt. Auf dem Silberberge im Norden und auf dem Galgenberge im Süden der Stadt hat man auch die spärlichen Überreste gefunden, die man für jenes Zeitalter des leichtvergänglichen Holzbaues billig erwarten konnte.

Kein Mensch hätte je daran gedacht, Jumne=Dineta an einem andern Orte zu suchen, wenn sich nicht gerade gegen Wollin ein logisches Bedenken allerersten Ranges stellte: Wollin liegt an dem toten Arme der Oder, der Dievenow, der schon spätestens 1170 nach Chr. die Verbindung mit der Ostsee nicht gestattete. Ist es erlaubt, hier an dieser ungünstigen Stelle eine große Handelsstadt zu suchen? Alle, und auch die neuesten Forscher, die Dineta=Wollin ablehnen, schöpfen ihre Kraft aus diesem logischen Widerspruch²⁾; er erzeugt gleichsam aus sich selbst heraus die Notwendigkeit, sich nach anderen Orten umzusehen und krampfhaft nach Beweisen für sie zu suchen.

Hier liegt der Kernpunkt der Frage, und hier soll versucht werden, den Hebel einzusetzen.

Je klarer dieser Widerspruch entwirrt werden kann, je weniger mit Erdbeben und Landsenkungen gerechnet zu werden braucht, je einfacherere historische Verhältnisse vorausgesetzt werden können, je natürlicher die Mittel zur Lösung sind: desto mehr wird ihr auch die innere höchste Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit³⁾ beizumessen, die hier wohl an Stelle der völligen Gewißheit treten muß.

Es sei mir also gestattet, in folgenden Zeitsätzen eine neue Ansicht über die Lage und den Untergang von Jumne=Dineta auszusprechen, in der Erwartung, daß sich Forscher, denen dieses Gebiet nahe liegt, dazu äußern.

¹⁾ Z. B. die Verlandung der Swineforte.

²⁾ Vgl. Baltische Studien. 13, S. 7, 8.

³⁾ Vgl. Bernheim, a. a. O., Kap. 4.

1. Der literarische Weg zur Lösung der Dinetafrage kann offensichtlich nicht zu einem befriedigenden Ergebnis führen.

2. Als geeigneten neuen Weg zeigen sich die geologischen Forschungen Keilhads, die zwar bisher nur das Mündungsgebiet der Swine berücksichtigt haben, aber nachdrücklich betonen: „daß alle hier zu beobachtenden Erscheinungen auch bei der Verlandung und Zusammenwachsung der übrigen Inseln der Gruppe in typischer Weise wiederkehren ¹⁾“.

3. Nach Keilhad sind die Dünen, die sich der Mündung der Dievenow vorlagern und den freien Seeverkehr hindern, Weiß- und Gelbdünen. Erstere haben sich seit etwa 1600 gebildet, letztere um etwa 200—1400 nach Chr., also zu der Zeit, welche für die Dinetafrage in Betracht kommt.

4. Die Zeit, in der sich diese Dünen (die heute noch zum größten Teil kaum 0,50 m über Mittelwasser liegen) zusammenschlossen und die Dievenow abschnitten, ist genau zu bestimmen: um etwa 1170 nach Chr. versuchten die Dänen (nach Saxo Grammaticus) hier aus dem Strom in die Ostsee durchzubringen. Der Versuch gelang zwar nicht, ist aber ein Beweis dafür, daß er in jener Zeit eben noch möglich war, denn sonst würde ihn der landkundige und kluge Absalom von Roeskilde nicht gewagt haben. Jedenfalls war dieser Weg damals bekannt und unter besonders günstigen Verhältnissen (Hochwasser) auch noch fahrbar.

5. Die Dievenowmündung hat demnach drei Entwicklungsstufen gehabt:

- a) eine ungehemmte, als das Fahrwasser noch gänzlich frei war,
- b) eine gefährdete, als die Dünen immer näher kamen und das Fahrwasser immer flacher wurde,
- c) die Zeit völliger Versandung, die um 1170 nach Chr. beginnt. Der Anfang der gefährdeten Zeit ist unerheblich und mag einige Jahrhunderte zurückliegen.

6. Jümne=Dineta wird etwa 950—1121 nach Chr. erwähnt und fällt damit in die Zeit, da die Ausfahrt aus der Dievenow noch passierbar war. Ob es schon früher bestand und wie die Stadt eigentlich hieß (das Zeugnis Adams von Bremen genügt kaum!), tut hier nichts zur Sache.

7. In dieser Zeit ist das Dasein einer Handelsstadt an der Dievenow sehr wahrscheinlich, da die Dievenow (heute noch!) den kürzesten Weg von Stettin zur Ostsee darstellt und der damalige Handelsverkehr von Ost- und Nordeuropa ²⁾, der literarisch und durch zahlreiche Funde verbürgt ist, einen solchen Stapelplatz fast voraussetzen muß.

¹⁾ Jahrb. d. Preuß. Geol. Landesanst. XXXII, Teil II, Heft 2, S. 210 (die Verlandung der Swinepforte).

²⁾ Vgl. Hennig, Zur Verkehrsgegeschichte Ost- und Nordeuropas im 8.—12. Jahrhundert. Hist. Zeitschr. 3. Folge, Bd. 19, S. 1ff.

Der Odehandel, der bis zum Schwarzen Meer hinabreichte, hatte ein Interesse daran, seinen letzten Umschlagplatz soweit nördlich vorzuschieben, wie das nur möglich war. Kein Ort lag dafür günstiger als Wollin; die wenigen Stunden Seeweg bis zur offenen See spielten schon damals keine Rolle. Nördlich von Wollin war kein Ort zu finden, der dem Handel Schutz geboten hätte; Peene und Swine waren damals noch unsicherere Fahrstraßen als heute, wo sie mit allen Mitteln der Technik instand gehalten werden.

Es liegt also kein Grund vor, im Gegensatz zu Saxo Grammaticus klarem Zeugnis das alte Jumne-Dineta an einer anderen Stelle zu suchen als in Wollin; die gleichen Gründe sprechen dafür, daß hier auch die sogenannte Jomsburg der nordischen Sagen liegt (wenn überhaupt zwei Orte in Betracht kommen sollten!). Die Jomsburg war eben die Burg, die Jumne schützte und beherrschte.

8. Als sich die Dünen aber mit den Jahren schlossen, war es mit der Herrlichkeit von Dineta vorbei. Die Stadt ging langsam unter ohne Erdbeben und Sturmfluten. Den nordischen Händlern (Schweden, Dänen, Russen) war die Einfahrt unmöglich. Der Handel von Dineta (Julin, Wollin) zog sich nun naturgemäß auf Stettin zurück, das darum erst seit dieser Zeit eine geschichtliche Rolle spielt. Ein Teil der Händler und Seefahrer wanderte wahrscheinlich nach Stettin (oder Wolgast) aus; die Zurückbleibenden bewahrten zwar noch jahrzehntelang den Stolz und den Trotz und das Ansehen der Vergangenheit, wovon noch Otto von Bamberg 1124 reichlich verspüren mußte, wurden aber zwangsläufig immer mehr zu Kleinbürgern und friedlichen Fischern und Handwerkern. Da die Kunst des Schreibens ihnen damals fremd war, verblaßte die Überlieferung immer mehr und war jedenfalls schon nach einem Menschenalter erloschen.

Hennig macht darauf aufmerksam ¹⁾, daß die zahlreichen arabischen Münzen, die in den Ostseeländern gefunden werden, alle nur bis zum Jahre 1013 nach Chr. datieren. Für unser Gebiet könnte eine Erklärung darin liegen, daß bereits etwa 1050 — einige Umlaufzeit muß man den Münzen zusprechen — es mit dem Überlandhandel vorbei war, weil Jumne-Dineta aus den angeführten Gründen nach und nach ausschied und die Nordländer andere Handelswege aufsuchten. Schon Adam von Bremen (c. 1075) mag mit seiner Beschreibung nach dem Hörensagen nachhinken; Helmsold (hundert Jahre später) weiß schon, daß die Herrlichkeit vergangen ist. Da die Biographen Ottos von Bamberg mit Stillschweigen über die Sache hinweggehen, muß man annehmen, daß bereits 1124 die mündliche Überlieferung in Wollin erloschen war.

9. Diese ganze einfache und natürliche Entwicklung des Werdens, Blühens und Verwelkens der berühmten Stadt bot den auf Wunder erpichten

¹⁾ a. a. O. S. 14.

Geschichtschreibern des 11. und 12. Jahrhunderts keinen Anlaß, ihrer besonders zu gedenken. Als dann nach Jahrhunderten der Humanismus sich eingehend mit den Quellen beschäftigte, waren die geologischen Verhältnisse der Dievenow so verändert und die mündliche Überlieferung des Tatsächlichen so gründlich verschwunden, daß eben der freie Raum übrig blieb, in der allerorts die sagenhaften Städte entstehen konnten, ausgeschmückt mit der Phantasie des Morgenlandes und am Ende — da sie doch nicht mehr aufzufinden waren — ausgetilgt durch des Himmels furchtbare Gerichte.

Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen.

Vortrag gehalten in der Gesellschaft für die deutsche Vorgeschichte zu Berlin am 6. Februar 1923¹⁾.

Von Wolfgang Schulz, Wien.

Unsere heutige Zeitrechnung, das Sonnenjahr von 365 Tagen zu 12 Monaten mit einer durch das ganze Jahr rollenden 7tägigen Planetenwoche stammt von den Babiloniern, und auch ein eigenes, halbwegs einheitliches Weltbild haben wir nicht; denn abgesehen von der Sehde zwischen dem kirchlichen (Himmel, Hölle usw.) und dem wissenschaftlichen Weltbilde, ist auch das wissenschaftliche keineswegs geschlossen und voll von Einschlügen verschiedenster Herkunft (z. B. die 360° des Kreises). Die Errungenschaften der auf Erfahrung und Beobachtung gestützten Forschung der letzten zwei Jahrhunderte sind fast ausschließlich Taten germanischer Geisteskraft, die sich nach fast tausendjährigem Ringen endlich ihrer Fesseln entledigt hatte und noch unbekanntem Zielen zustrebt; um so wichtiger ist es uns da, die Gedanken von der Welt Laufe kennen zu lernen, die die Germanen hegten, bevor noch babilonisches Zeitrechnungswesen, römisch-christliche Weltanschauung, eine Flut fremder, das Eigene verschüttender und ertötender Einflüsse herein brach. Dieses urtümlich Germanische ruhte auf dem Grunde gemeinsamer arischer Überlieferung; wir nennen sie „arisch“ (nicht mehr „indogermanisch“), weil die Völker, die wir meinen²⁾, sich selbst ursprünglich als Arier bezeichnet haben³⁾. Ich widmete diesen arischen Vorstellungen

¹⁾ Dgl. Mannus 15, S. 322.

²⁾ Inder, Iranier, Hellenen, Thrako-Phryger, Saken, Illyrier, Italiker, Kelten, Germanen, Litauer, Slawen.

³⁾ Für die Ostgruppe (Inder, Iranier), welche wir Indo-Iranier nennen, ist der Name geläufig; für die Westgruppe kennen wir ihn nun auch für die Germanen aus dem Königsnamen Ariowistus (d. h. „aus arischem Samen“; Much, Meringer), neben dem man stellt, daß der große Perlerkönig Darejamosch I sich in seiner Grabinschrift als arija arijodschissa (d. h. „Arier aus arischem Samen“) bezeichnete.

mehr als 15 Jahre vergleichender Forschung und lege meine Ergebnisse vor, indem ich zunächst den Rahmen arischer Anschauungen gebe und dann die germanischen, mich hiernach richtend, kennzeichne¹⁾.

Gemeinsam ist allen arischen Völkern, daß sie nach Nächten zählten; der Nachttag beginnt mit dem Abende. Man tut gut, sich das recht sinnfällig zu machen, etwa indem man statt an den Hahn, der den Tag, an die Nachtigall denkt, die die Nacht herbei singt. Der Zählung der Nächte liegt der Mond zu Grunde, womit wir den Zeitabschnitt meinen, wie man auch heute noch sagt: „Nach 9 Monden“. Dabei ist weder an den synodischen Monat (der den Ausgleich mit der Sonne voraus setzt), noch an den siderischen (der auf Sternbeobachtung beruht und vom Auffälligsten am Monde, dem Gestaltenwechsel, absieht) zu denken, und überhaupt an keine ‚Monate‘, sondern eben an Monde schlichthin, dem reinen Gestaltenwechsel entsprechend, bei dem man den lichten und den dunklen als zwei gesonderte, einander gegensätzliche Gestalten und Wesen unterschied. Man hatte 9 nächtliche Wochen (altind. *nawarātram*, altiran. *nawahšapar*, felt. *nōmad* aus *nevm-etā*, d. h. ‚neun Nächte‘, hell. *εἰνανυχες*, lat. *nonae*, *nundinae* usw.). Ihrer 3 faßte man zu einer Einheit zusammen (z. B. felt. *dia teora nomad*, hell. *τρῖς εἰνεα νυχτες* usw.), die man in anschaulichen Bildern zu erfassen suchte: das 9speichige Rad mit 3 Naben, die 9torige Blume mit 3 Schichten usw. Mit 3 Schritten kann man, wenn man 9-Meilenstiefel an hat, die Welt durchmessen. Sie besteht aus 3×9 Ländern; je 9 Länder bilden ein Reich. Diese 3 Reiche sind: das Erdreich mit den Vierfüßern, das Lustreich mit den Zweifüßern (Vögel) und das Wasserreich mit den Fußlosen (Fische). Die Herrscher der 3 Reiche sind die Tierschwäger des Märchens. Der Held der Sage ist fähig, sich in ihre Gestalten zu verwandeln. Eine Fülle von Bildern gibt demselben Gedanken mannigfaltigsten Ausdruck. Hinter den 3×9 Ländern liegt noch das 30. Land; der 3×9 ästige Baum hat 3 Wurzeln — auf die 27 Nächte, während welcher etwas Lichtes vom Monde am Himmel zu sehen ist, folgen 3 finstere, die zugleich als der Keim des neuen Mondlaufes gelten, der sich in ihnen vorbereitet; die 3 Schicksalsmächte gehören ihnen zu, sie gelten als zukunfts-schwanger, unheilvoll, geheimnisreich. In Indien hießen sie *trikadruka* „die 3 Schwarzen“, bei den Hellenen „Totennächte“, aber auch „Menschen-Nächte“; denn in ihnen denkt man sich den Menschen, den neuen Mond, neu geboren, wie überhaupt Geburt und Tod, Wachsen und Schwinden am wechselnden Monde erschaut wurden. Der ganze Mond besteht aus $3 \times 9 + 3$ Nächten, d. h. aus $3 + 1$ Wochen (die 3 ersten Wochen zu je 9 Nächten, die 4., unvollständige aus 3 Nächten). Man faßte solcher Monde häufig 9

¹⁾ Natürlich kann ich in diesem Auszuge des Vortrages fast nichts von der Fülle der unmittelbaren und mittelbaren Belege bieten, auf die ich mich stütze. Doch soll ein umfangreiches, für die Mannus-Bibliothek (Nr. 36) bestimmtes Werk über Zeitrechnung und Weltordnung bei den Ariern den ganzen Stoff ausführlich bringen.

(entsprechend der Tragzeit von Weib, Kuh, Stute) zusammen, auch 90 oder 99 usw. und rechnete auch schon früh mit Doppelmonden zu 29+30 Nächten, wovon auch das Sagengut deutliche Spuren hat.

Solcher Doppelmonde gaben 6 ein Jahr, an dessen Anfang und Ende die Zwölften, den 12 Monden entsprechend, ihren Platz hatten. Im Zwölften-Jahre steht der Winter voran, wie in der arischen Zeitrechnung die Nacht. Wo es entstand, wissen wir nicht, so wenig wie wir den Ursprung des babilonischen Sonnenjahres kennen. Die Zwölften sind zwar altarisch, aber eine sichtlich jüngere, vielleicht bloß von einem Einzelvolke ausgegangene Einrichtung und haben in der Sage keinen festen Halt, während die altarische Mondenrechnung tief in die Sage hinein reicht, so daß sich die kalendariſchen Zeugnisse von den mythologischen gar nicht scharf trennen lassen. Das Vordringen der neuen Jahr-Rechnung führt zu Verschiebungen in den kalendariſch-mythiſchen Zahlenangaben ¹⁾ An Stelle der 3+1 Wochen des Mondes treten die 12+1 Monate des Jahres, an Stelle der 3 dunklen Nächte am Ende jedes Mondes die 12 Nächte am Ende des Jahres. Wie die 4. Woche gilt nun auch der 13. Monat als finster und unheilvoll (Ursprung der „Unglückszahl Dreizehn“). Das führt zum Erſaße alter 3 (und 3+1) durch junge 12 (und 12+1): 1. Geſeß. Ferner tritt die babilonische 7tägige an Stelle der arischen 9nächtigen Woche. Das führt zum Erſaße alter 9 durch junge 7: 2. Geſeß. Ganz entsprechende Geſeße gelten auch für andere Kulturkreise, wo die arische Zählung vom anderen (z. B. nicht babilonischen, sondern elamischen) Kalenderwesen überschichtet wird ²⁾. Diese Zahlenverschiebungen belegen das Eindringen der Sonnenrechnung im weitesten Umfange; es ist ein Vorgang, der sich bei den Germanen im ganzen erst sehr spät und in verschiedenen Kulturschichten sehr verschieden rasch abgepielt hat. So setzten sich die 7-Meilenstiefel erst dank der Grimmschen Märchenaufzeichnung durch; alle älteren Quellen kennen nur 9-Meilenstiefel.

Während wir heute die Sonne als die Wärme spendende Mitte unserer Welt erkannt haben, galt den Ariern der Mond, dessen Gestaltenwechsel auch ihrem Sagenschaße zu Grunde liegt³⁾, als die gestaltende Macht des Alls; von ihm dachten sie sich den Lauf der Welt geregelt, die an ihm erschaute Geſeße suchten sie überall nachzuweisen. Vor allem war er nach ihrer Meinung die Ursache des Wachstums: Kinderſegen, Haarwuchs, Baumwuchs, Fruchtbarkeit hängen an ihm. Daher auch sein Vorherrſchen in den alten

¹⁾ Vgl. meine Geſeße der Zahlenverschiebung im Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung in *Mitteil. d. Wien. anthrop. Geſ.* XL 100—150; Neue Beiträge zu den Geſeßen der Zahlenverschiebung werden ebenda demnächst erscheinen.

²⁾ Vgl. mein System der Acht im Lichte des Mythos in der Zeitschrift *Memnon* IV 100—172.

³⁾ Sieh meine Anschauung vom Monde und seinen Gestalten in Mythos und Kunst der Völker, Berlin 1912. Verlag der Treptow-Sternwarte (Weltall-Abhandlungen Nr. 26).

Bauernregeln, die oft auch den einfachen Grundgedanken bereichern: 3. B. was über der Erde wächst, muß man bei zunehmendem, was unter der Erde wächst, bei abnehmendem Monde säen. Altindische Anschauung sagt (Sat. Bräh. I 6, 4, 5): „In der Nacht, während welcher der Mond weder im Osten noch im Westen sichtbar ist, kommt er in diese Welt, dringt in Kräuter und Pflanzen ein“. Er gilt als Herr der Pflanzen, als Meister der heilsamen Gewächse. Von ihm geht der befruchtende Regen aus, und er gilt auch als Ursache der Wärme. In einem Preisliede des Awesta an den Mond heißt es: „Und wenn der Mond in Strahlen glüht, dann lassen grüne Pflanzen sie (nämlich die ‚Unsterblichen Heiligen‘ als Genien, die seinen ‚Glanz‘ verteilen) auf Erden gegen Frühling zu in reicher Mischung aussprossen“. Man denkt ihn als kochenden Breitopf, der überfließt, als „Kessel, der durch Wahrheit glüht“ usw. Man könnte hier Übertragung auf den Mond von der Sonne her annehmen, wenn ähnliche Vorstellungen von der Sonne als Ursache des Wachstumes oder der Wärme im Weltall in alter, wirklich urtümlicher Überlieferung nachzuweisen wären. In Wirklichkeit gibt es aber dergleichen nicht; vielmehr saßen noch die ionischen Naturphilosophen die Sonne als einen Feuerball auf, der sich in Folge der zunehmenden Wärme im Weltalle täglich neu bildet (sie war ihnen also Wirkung, nicht Ursache der Wärme, wenngleich selbst Wärmespenderin), und überall lassen sich die Vorstellungen von der Sonne als Entlehnungen vom Monde her nachweisen. In mythenhaltiger Überlieferung gilt geradezu das Gesetz des Erlasses des Schwarzmondes durch die Sonne, das ein genaues Gegenstück zu den schon vorhin erwähnten Gesetzen der Zahlenverschiebung ist.

Bei den Germanen sind alle diese arischen Anschauungen reich, mannigfaltig und eigentümlich ausgeprägt. Tacitus, Germania 11 bezeugt die Zählung nach Nächten, Gylfaginning 10 gebiert die schwarze Nacht den lichten Tag. Alwismäl 15 heißt der Mond der ‚Zähler der Zeit‘. Nach Wafthrudnismäl 25 schufen weiße Götter den neuen und müden (Mond) den Menschen als Maß für die Zeit. Aus ahd. hinaht ‚diese Nacht‘ wurde schles. hinte, österr. heint. Wir sprechen noch heute von Sonnabend, Silvesterabend, Weihnachtsabend, ferner von Fastnacht, Walpurgisnacht, Weihnachten; die Zwölften heißen die Rauhnächte und engl. Twelftnight. Die Angelsachsen feierten eine ‚Müternacht‘ am Ende des Jahres. Zahlreiche 9-Nächte-Fristen sind überliefert. Nach der lex Salica muß das Kind infra novem noctibus benannt, nach dem northumbrischen Priestergesetze binnan nigon nihton getauft werden; bei den Westgoten und Alemannen hat es erst nach 9nächtigem Leben Erbrecht. Man zählte 9 Walpurgisnächte. Von dem Ringe Draupnir tropfen in jeder 9. Nacht acht gleich schwere Ringe ab (Staldstaparmäl 3). Hermödr reitet 9 Nächte zu Hel (Gylfaginning 49), Odinn hängt 9 Nächte am Baume (Hāwamäl 138). Die 9 Nächte werden auch als Mütter und Schwestern verkörpert. Hyndluljóð 36 (Woluspá in skamma)

hält sich im Rahmen eines Rätsels: „es gebaren den Sprossen, den Speerberühmten (nämlich Heimdall; Gylfaginning 27) 9 Riesentöchter am Rande der Erde“. Dazu ist schon aus dem Rigweda IX 86, 36 zu stellen (berichtigt): „9 Schwestern drängen sich als Mütter um das Kind; neu ward's geboren, edler Abkunft, weise auch.“ Man dachte die 9 „um“ das weise Kind auch als Speichen um die Nabe des Rades (vgl. Rv. VIII 41, 6). Das deutsche Rätsel vom 9speichigen Rade (z. B. „Sapen nägen jungfern in een bedd, un nich een slöppt voran) meint die Woche¹⁾. Auch Raumbestimmungen enthalten die 9nächtige Woche, so die Bitte, der Mond möge über 9 Edweg in der Liebsten Kammer scheinen, der Segen der Mutter über 9 Töcher (Bergwände) dem Kinde folgen. Das Emsingoer und Hunsingoer Friesenrecht zerlegt das Haus in 9 Fachwerke, und Honorius von Augustodunum bezeugt 27 Schichten der Welt. Jedes Viertel' Islands hatte 9 Tempelbereiche außer das Nordviertel, das nur deren 4 zählte. Das deutsche Rätsel von der Egge oder dem ‚Neuntnie‘ (sonst auch Name des Aderspergels) lautet, wie die Spielformen ausweisen: „Kniderdefnader leep öwer den ader, hadd nich (noch) mihr knee as nägen mal dree“. Eine Fassung spielt als Lösung auch auf die ‚Tage im Jahre‘ an; gemeint sind aber die ‚Nächte des Mondes‘. Eine Sage aus Haghof bei Lohndorf in Oberfranken redet von 3 Jungfrauen, deren jede einen Roden mit 9 darauf gesteckten Spindeln trägt; die Spindeln der letzten sind leer und sie ist sehr traurig. Die Jungfrauen erscheinen Burschen, die ihnen begegnen; diese Form der Begegnung kehrt im keltischen Rätsel vom Monde (3×9 Reiter usw.) wieder und erinnert an die Begegnung mit den 9 weißen und den 9 schwarzen Disir in der Sage von Thidrandi und an die 3×9 Walküren. Eine davon, Brünhild, feiert das 3nächtige Beilager mit Sigfrid. Bei den Spinnerinnen ist die Beziehung zu den 3 Nornen deutlich. Es sind die Gottheiten, die den Lauf der Welt bestimmen und in ihren eigenen Gestalten vorstellen. Zu den 3 Nornen (Wochen) gehört noch eine 4., unheilvolle (im Märchen von Dornröschen die 13.), und oft werden die 3 lichten als einheitliche Gestalt der 4. dunklen gegenüber gestellt (z. B. Swanhild der Kräta: ‚Schwan‘ und ‚Krähe‘), ja sie können eine einzige sein, die vorne schön und hinten häßlich ist (wie Frau Welt; vgl. Mitra Sp. 279), oder halb schwarz, halb licht (wie Hel; Gylfaginning 34). Die deutschen Rätsel von Frau Holle schildern sie vorne schön, während sie 3 Beine, einen 9 Ellen langen flächsernen Schwanz und einen hohlen, schwarzen Rücken hat. Gerade

¹⁾ Freilich hat das rein germanische Wort ‚Woche‘ wohl nicht diese 9 Nächte-Woche, sondern ursprünglich eher den „Wechsel“ des Mondes bezeichnet. Odinn nennt sich, als er sich als Weib bei Rindi einschleicht (Sachs der Lange III p. 80, holder) Wecha, ein Name, der sich hier auf die Regel und Schwängerung zu beziehen scheint; man vergleiche unser ‚Wochenbett‘, ‚in die Wochen kommen‘ und den ‚Wechsel‘ beim alternden Weibe. Andererseits aber war es überspannte Kritik, wenn E. Mogt (Hoops Realenzyklopädie unter ‚Neunzahl‘) an der Geltung der 9-Nächtefrist im heutigen Sinne des Wortes ‚Woche‘ zweifelte, weil ‚Woche‘ nicht ursprünglich die 9 Nächtefrist bezeichnete.

an Frau Welt, deren Name und Vorstellung offenbar auf älteste germanische, auch durch den Vergleich mit Iranischem, Keltischem und Slawischem zu stützende Überlieferung zurück geht, kann man sehen, wie der Lauf der Welt, die Weltordnung und die sie beherrschenden Gesehe, aus der Zeitrechnung und dem Geschehen am Monde gewonnen sind.

Blicken wir auf diese germanischen Vorstellungen und ihren Zusammenhang mit den arischen zurück, so erkennen wir auch, daß hier nirgends Raum ist für den Sonnenglauben, den man aus heutigem Empfinden heraus den alten Germanen zugeschrieben hat und den man durch die geschichtlichen Kunde bestätigt sehen wollte. Aus jüngerer Zeit greife ich die Flachbilder von der Spitalskirche in Tübingen heraus, auf die neuerdings E. Jung solches Gewicht legte. Mehrere gleichmittige Kreise, selbst mit Armen, die von ihnen ausgehen (s. meine Anschauung vom Monde S. 21 und 23), sind alles weniger als verlässliche Zeugnisse für Sonnenverehrung, und noch weniger können Spiralen als solche gelten. Aus der Bronzezeit führt man immer wieder den Wagen von Trundholm an; aber nur die eine Seite der Scheibe ist goldbelegt, die andere aus Bronze, und man wollte offenbar ein zweiseitiges Wesen darstellen, was deutlich auf den Mond führt. Hier und in vielen anderen Fällen wäre die Sonnendeutung wohl nie zu Stande gekommen, wenn nicht seit Oscar Montelius der Glaube an den Sonnenkult der Germanen landläufig geworden wäre, und wenn man die Überlieferungen der arischen Völker und besonders der Germanen gehört hätte. Dann hätte man auch gesehen, wie der Mondwagen von Trundholm in Mitten der Scheibe 9 und an ihrem Rande 27 Kreise aufweist usw. Die vorgeschichtlichen Kunde bedürfen des Anschlusses an die schriftliche Überlieferung, und die vergleichende Erforschung des ältesten Zeitrechnungswesens der arischen Völker kann wohl viel dazu beitragen, ihn herzustellen.

Außer der Kalenderforschung und sie ergänzend und belebend kommt aber auch die vergleichende Mythenforschung für diesen Zweck in Betracht. Der Mythos ist nichts Anderes als ein von Masken im Tanze dargestellter, gesungener Kalender, er ist ein Stück der arischen Urzeit, das bei uns Deutschen noch im Volksliede, im Märchen und im Kinderspiele nachwirkt. Die Zeitordnung bestimmt die Feste, welche ursprünglich vor allem an die Wende des Mondes, wenn der alte erloschen war und der neue sich entzündete, fielen. Ihren Inhalt bildeten die Spiele, welche dieses Geschehen vorführten. Zeitordnung ist Festordnung, aber auch Stammesordnung; denn die Ahnherrn der Stämme sind die Schwurgötter, die Verkörperungen der 3 finsternen Schicksalsnächte und der ihnen entsprechenden Wochen, die Tierchwäger (s. o.) usw. — und Rechtsordnung; denn diese Gottheiten und die Stämme des Volkes und die Sippenverbände innerhalb der Stämme treten zur Volksversammlung und zum Heerbanne in derselben Ordnung zusammen — und Weltordnung; denn der Ursprung der Welt, ihre Gliederung, ihr Werden

und Vergehen richten sich nach den am Monde erschauten Gesetzen. Es ist also eine sehr einheitliche, wirklich umfassende Anschauung, die wir hier schon im ältesten arischen und germanischen Altertume dargestellt finden und in der wir, so wenig wir sie mehr buchstäblich nehmen können, doch etwas vom Wesentlichsten ausgedrückt sehen, das auch uns als Ziel unserer Sehnsucht vorschwebt. Noch an zwei Beispillen will ich kurz den Zusammenhang zwischen Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen auf Grund des Mythos verdeutlichen: an den germanischen Vorstellungen von der Entstehung und vom Untergange der Welt.

Auf die Entstehung der Welt bezieht sich die Sage von dem der Erde entsproßten Gotte *Twisto* und seinem Sohne *Mannus*, von dem die *Ingaewonen*, *Herminonen* und *Istaewonen* stammen. Diese Nachricht des *Tacitus* (*Germania* 2) hat man, geleitet von der Bedeutung des Namens *Twisto* ‚Zwitter‘ (es ist kein Anlaß, mit Reizt der schlechteren Schreibung *Tuisco* zu folgen und den Namen mit *Ziu* < *Tiwaz* zusammen zu bringen) mit Rechte zu der eddischen Erzählung vom Urzwitter *Ymir* gestellt, und zu *Ymir* gehört dem Namen und, wie sich zeigen wird, auch dem Verlaufe der Erzählung nach *Hymir*. Es handelt sich um eine bei den arischen Völkern schon in frühester Zeit gefundene Vorstellung; bei den Indern entspricht *Prajāpatis*, in der orphischen Überlieferung *Phanes*, bei den Phrygern *Agdistis*, auch die platonischen *Kadmenischen* sind zu vergleichen. Am wichtigsten aber ist uns in Iran *Gajomartan*¹⁾. Mit ihm zugleich lebt der einzig geschaffene Stier, und es entsprechen einander *Gajomartan* und der Stier, *Ymir* und die Kuh *Audumla*. Der Böse, *Ahreimanjus*, beschließt, den Stier zu töten und *Gajomartan* zu vernichten. Seine Tochter *Dschahi* hilft ihm dabei, offenbar indem sie dem *Gajomartan* das Geheimnis entlockt, wo seine Seele (sein Tod) ist. Er befindet sich im Stiere; denn als der Stier auf die rechte Seite tot umfällt, fällt *Gajomartan* auf die linke. Der Stoff von dem „Manne, der seine Seele nicht bei sich hat“ und in umständlicher Weise getötet werden muß, ist weit verbreitet (vgl. *Leßmann* in *Mitra* Sp. 161 ff.). Im deutschen Märchen ist im Stiere eine Ente, in dieser das Ei mit der Seele. Der Held, der den Mann ohne Seele töten will, ist dreifacher Verwandlung fähig. Als Bär zerreißt er den Stier, als Adler fängt er die Ente, als Fisch holt er das Ei, das sie in den See hat fallen lassen. Das können wir unmittelbar auf *Twisto* und *Wodan* anwenden, wenn wir nur beachten, daß *Wodan* sowohl selbst sich dreifach verwandeln als auch in anderen Spielformen der Erzählung die 3 *Tierschwäger* zu Helfern haben konnte. Eine farösische Ballade belegt uns noch, daß *Ödinn*, *Hoenir* und *Loki* ihren Schützling in Roggenähre auf dem Felde (Erdreich), in Flaumfeder am Schwanenhalse (Luftreich) und Rogentorn im Fischeleibe (Wasserreich) verwandeln können, und das ist

¹⁾ Die Folgerungen, die sich aus der iranischen Überlieferung ergeben, habe ich zuerst *Orient. Lit.* 3g. 1918, Sp. 257ff., (Iranisches bei *Berosjos*) dargelegt.

dieselbe Dreifheit, die uns in der Edda als (W)odinn, Wili und We entgegen tritt. Diese drei müssen also erst Audumla töten und die Seele beschaffen, ehe Ymir stirbt. Bei Ymir sind davon die Spuren noch erhalten, nur heißen die 3 Gesellen Törr, Týr, Loki und der Stier Himinhriotr; auch die verräterische Buhle des Riesen fehlt nicht und außer dem Töten des Stieres kömmt das Angeln nach der Mitgardschlange vor, nur mißlingt in der erhaltenen Fassung (Hymistwida) das Vorhaben. Aus Ymis Leibe aber wird die Welt geschaffen. Damit ist die Erzählung jedoch noch nicht zu Ende. Wie nach iranischer Überlieferung aus dem Leibe des Gajomartan oder seines Stieres ein Baum erwächst, aus dessen Blattrispen Mrtija und Mrtijana, das erste Menschenpaar, hervor springt, so muß auch aus dem Aase des Twisto oder seines Stieres die Weltenesche erwachsen sein; der Name der beiden ersten Menschen, Asf und Embla, die wieder Odinn, Hoenir und Loki begaben, deutet noch auf diese Zusammenhänge hin. Nach Tacitus haben wir ihre Namen als Mann (Mannus) und Männin anzusehen; ihre 3 Söhne sind dann die Stammväter des übrigen Volkes. Wieder sehen wir Stammesordnung mit Weltordnung und Sageninhalt aufs Innigste verknüpft.

Auch der Untergang der Welt und das Anheben eines neuen Zeitlaufes hält sich in diesem Rahmen. Dem im germanischen Norden und in Iran besonders eindrucksvoll gestalteten Bilde vom letzten Kampfe steht auf deutschem Boden der Glaube an den Kaiser im Berge zur Seite, der da harret, bis das Unrecht überhand nimmt, um mit den gefallenen Helden, die er um sich gesammelt hat, sobald der dürre Baum wieder grünt, hervor zu brechen und den Lauf der Welt nach dem ewigen Rechte und Gesetze neu zu regeln. Es sind Gedanken, die uns in den Zeiten tiefster Not unseres Volkes stark ans Herz greifen und uns zeigen, wie eigenes Wesen und Sehnen in diesen Überlieferungen liegt und aus ihnen Gesinnung stählend wieder auf uns zurück wirken kann.

Zur Entstehungsgeschichte des Sutharc.

Von Ferdinand Borf.

Mit 1 Abbildung im Text.

In einem Aufsätze „Die vier heiligen Flüsse und Dār-ilu“ (Or.-Lit. Ztg. 1906), Sp. 658 ff. hat S. Hommel auf die Verörtlichung eines kosmischen Bildes aufmerksam gemacht und hat dabei auch der vier Paradiesesströme gedacht. In den letzteren glaube ich eine besondere Überlieferung der Ozeane zu sehen, die nach alter Vorstellung die im Norden, Osten, Süden und Westen liegenden Außenwelten oder Weltedenwelten umfließen. Von den Paradiesesströmen Pišchōn und Gišōn wird berichtet, daß sie ein Land „umgeben“. Das ist ungewöhnlich und verlangt geradezu eine kosmische Deutung, während die Angaben zum Euphrat und Tigris rein geographisch sind. Ich sehe in dem biblischen Berichte den Versuch, ein kosmisches Bild auf Erden wieder zu finden, und muß naturgemäß annehmen, daß dabei einiges von dem alten Bestande verloren gegangen ist. Ich vermute, daß das „Umgeben“ auch eine Eigenschaft des Euphrat und Tigris gewesen ist, die im Urbilde natürlich kosmische Ströme gewesen sind, und versuche mir nun das kosmische Urbild so vorzustellen, wie man es von vollständigeren und in mancher Hinsicht besseren Überlieferungen ablesen kann. Von der Mittelwelt, der Menschenerde — im biblischen Berichte ist es der Garten Eden — gehen vier Ströme nach den vier Welteden aus und umfließen dann — in gleicher Richtung vermutlich — jeder seine Außenwelt. Jeder Strom hat also die Gestalt einer Sechse. Die vier von einem Mittelpunkt ausgehenden Sechsen ergeben zusammen das Bild eines Hakenkreuzes, das auf mykenischen Darstellungen tatsächlich Gruppierungen von Sechsen oder wenigstens von vier Kreisbogen gleicht, die vom Mittelpunkte aus den Welteden zustreben (vgl. Wolfgang Schulz, Memnon, Bd. III, 3, Taf. I).

Die weite Verbreitung des Hakenkreuzes ist mir nur unter der Voraussetzung verständlich, daß es ein kosmisches Bild sein soll. Denn daß das Kunstschaffen des Altertumes auf mythologische Grundlagen zurückgeht,

oder mindestens von mythologischen Vorstellungen aufs stärkste beeinflusst war, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden; nur möchte ich dabei der Arbeiten des Wiener Forschers K. v. Spieß gedenken. Da es im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nicht möglich ist, ausführlich zu begründen, wie weit das Hakenkreuz als Weltbild zu gelten habe, so will ich nur auf W. Schulz' Versuch hinweisen, das Hakenkreuz als Grundzeichen des westsemitischen Alphabets aufzufassen (Memnon III, 3, S. 23 ff.). Unabhängig von ihm hatte es E. Studen unternommen, in seinem Buche „Der Ursprung des Alphabets und die Mondstationen“ (Leipzig 1913), das Alphabet von der Reihe der Mondhäuser herzuleiten. Beiden Arbeiten gemeinsam ist das Ergebnis, daß das Alphabet ein künstliches Gebilde sei, das letztlich auf die Zeichen des geltenden Weltbildes zurückgehe. Man mag sich zu beiden Arbeiten stellen wie man wolle, auf jeden Fall haben sie das unleugbare Verdienst, auf vorhandene Zusammenhänge nachdrücklich den Finger gelegt zu haben.

Gehen wir einmal ein Stück Weges mit Schulz und versuchen wir konstruktiv festzustellen, wie viele Lautzeichen sich in dem einen Falle ergeben, und dann mit Studen, welchen Umfang dessen Uralphabet haben muß.

Wenn man die rückwärts strebenden Balken des Hakenkreuzes bis zum Mittelpunkt verlängert, so entsteht eine Art von achteiligem Sterne. Mit acht Lautzeichen kann auch die allerbescheidenste Schrift nicht auskommen. Verdoppelt man aber die Lautzeichen, so erhält man 16, eine Zahl, die ausreicht, wenn man allerlei Vereinfachungen anbringt, z. B. wenn man die Sortes und Lenes der Stoßlautreihen zusammenwirft, d. h. für b und p, für d und t, für g und k je ein Zeichen wählt. Das stimmt zu den Ergebnisse Wolfgang Schulz', daß für das westsemitische Alphabet im ganzen 16 Urzeichen anzunehmen seien (a. a. O. S. 183 ff.). Ferner darf man nicht vergessen, daß eine Seitenentwicklung des gemeingermanischen Runenalphabets, das nordische, nur 16 Zeichen enthält, und endlich, daß der elamische Lautbestand, soweit er sich aus der Schrift ermitteln läßt, folgende 16 Laute bietet: a, e, i, o, u, h, p, t, k, m, n, r, l, č, s, š. In den letztgenannten drei Systemen werden Sortes und Lenes und andere Doppelreihen der Stoßlaute zu einer einzigen Reihe vereinfacht.

Legt man mit Studen die Mondhäuser zu Grunde, so muß sich ein Alphabet von 24 Lautzeichen ergeben, da die vorhandenen Mondhausreihen, wie ich in meiner Schrift „Neue Tierkreise“ (Mitteil. d. Vorderas. Ges. XVIII, 3) nachgewiesen zu haben glaube, auf eine Urreihe von 24 Zeichen zurückgehen. Die kambodschanische Mondhausreihe hat mit der tschinesischen einen schematischen Grundstock von 24 Zeichen gemeinsam (a. a. O., S. 15 ff.). Während aber die Tschinesen 4 neue Zeichen so kunstvoll einfügen, daß vier regelmäßig gebaute Gruppen von je 7 Gestalten entstehen, entsprechend den 4 Wochen zu 7 Tagen (a. a. O., S. 6), bilden die Kambodschanen aus dem Grundstocke

unter Hinzufügung von drei Gestalten 3 Gruppen zu 9 Gestalten, entsprechend den arischen Neuntagewochen. Jede dieser Gruppen besteht aus 8 Gestalten und einer Göttin als Leiterin (a. a. O., S. 9), und zwar sind die „Leiterinnen“

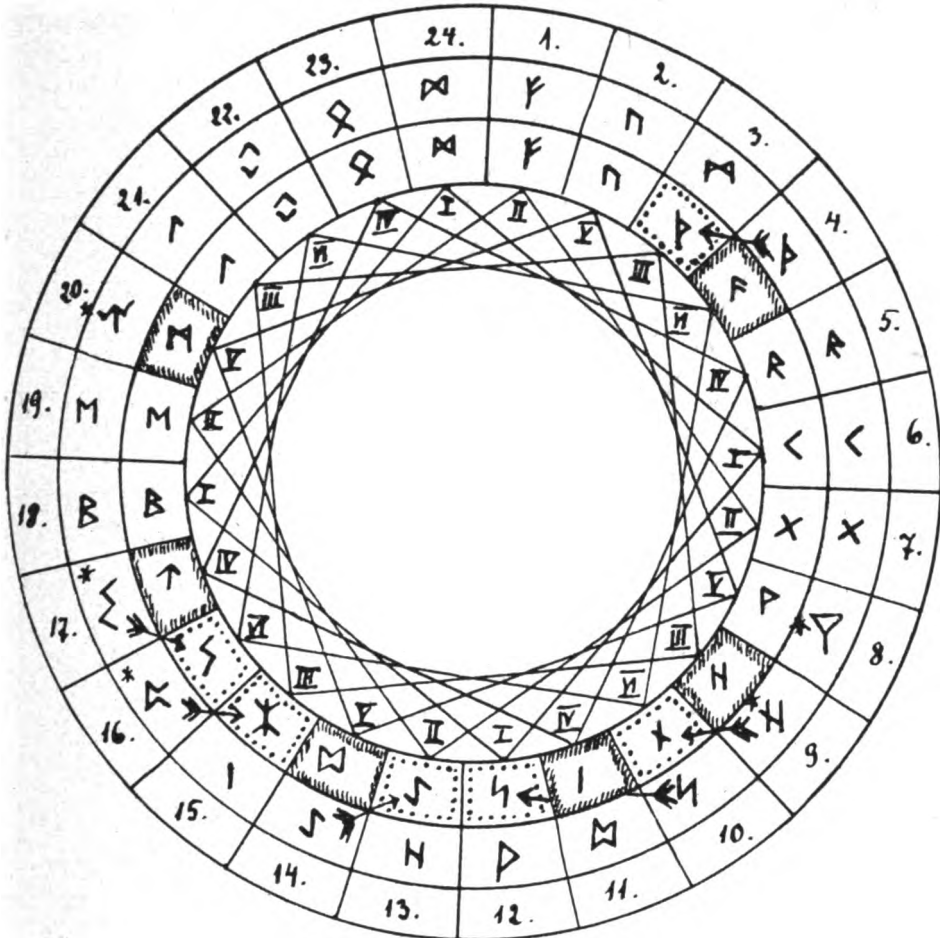


Abb. 1. Äußerer Ring: Reihenfolge des im innersten Ringe stehenden Sutharc. Mittlerer Ring: Wiederhergestellte Urform: f, u, m, th, r, c, g, v, n, j, p, a, h, eu, i, R, s, b, e, t, l, ng, o, d. Innerer Kreis: System der astrologischen Quadrate. Schraffierte Umrandung gibt an, welche Zeichen durch Sprünge an ihre jetzige Stelle gelangt sind; punktierte Umrandung, welche Zeichen durch seitliche Verschiebung (Pfeile beachten!) dorthin gerückt worden sind. Sterne an Runen bezeichnen erschlossene Urformen.

die nachträglich hinzugefügten Gestalten. Das Alte und Ursprüngliche sind bei den Kambodschen und Tschinesen die 3 Gruppen zu 8 Gestalten. Beiläufig sei erwähnt, daß die Kambodschen — und wohl auch die Tschinesen — die Art der Teilung nicht selbständig erfunden, sondern von den Indern übernommen haben.

Was für Ostasien recht ist, muß für Germanien billig sein. Wenn nämlich die Buchstaben von Hause aus Mondhauszeichen sind, so kann es doch wohl kein Zufall sein, daß es insgesamt nur 24 gemeingermanische Runen gibt, die obendrein in 3 Geschlechter zu 8 Runen eingeteilt werden. Das erinnert an den Befund bei den Kambodschan. Ferner wie die Chinesen 28 Mondhäuser aus den ursprünglichen 24 machen, erweitern die Angelsachsen ihr Runenalphabet um 4 Zeichen auf insgesamt 28.

Wenn, wie die eigenartigen Zahlenverhältnisse nahelegen, die Runen auf Mondhauszeichen zurückgehen, oder wie die nordischen dem Systeme des Hakenkreuzes angepaßt sind, so wird sich wohl die eigenartige Reihenfolge des Sutharc mit den Methoden der vergleichenden Chronologie, die S. Röd und ich ausgebildet haben, aus der zu Grunde liegenden Urreihe herleiten lassen. Denn wer nur einigermaßen mit der Gedankenwelt der alten Völker vertraut ist, dem wird es ohne weiteres einleuchten, daß die menschliche Schrift, wenn sie in der Tat ein Abbild der 24 oder 28 himmlischen Schriftzeichen darstellt, auch mantischen Zwecken gedient haben muß, was ja auch überliefert ist. Daher werden sich die anderswo üblichen Instrumentformen, die der Mantik gedient haben, sicher auch im Norden wiederfinden, wenn man das Problem nur ernstlich von diesem Standpunkte angreift. Leider ist nicht nur die Herleitung der Reihenfolge zu ermitteln, sondern auch die Urreihe selber. Eine dritte Unbekannte endlich sind die ältesten Zeichenformen, die den Runen zu Grunde liegen. Wir müssen aber auch die Zeichenformen berücksichtigen, da eine schriftgeschichtliche Untersuchung ihrer nicht entraten kann, wenn man den Weg der Entlehnung kennen lernen will. Die Verwandtschaft der Runenformen mit altsüdeuropäischen Alphabeten steht außer Frage. Wenn nun aber die kennzeichnenden Runenformen des h, s, und r lateinischer Herkunft verdächtig sind, so sehen hingegen v und n eher altgriechischen epigraphischen Formen ähnlich, während m, R, p ganz abweichen. Letzteres halte ich für ein verdoppeltes griechisches Pi. Einstweilen kann man nur sagen, daß die Quelle des Runenalphabets irgendwo im Süden zu suchen sein wird. Um aber zum Ziele zu gelangen, muß man sich nicht scheuen, die Erfahrungen auszuwerten, die die Wissenschaft von der Entwicklung der Schrift in aller Welt an die Hand gibt.

1. Zuerst wird man sich ernstlich auf den Gedanken einstellen müssen, daß die erhaltenen Formen der Runen von ihrer ursprünglichen Gestalt zur Zeit der Entlehnung verschieden sein werden. Die Urrunen werden mit einem Worte südeuropäischer ausgesehen haben.

2. Zu zweit wird man die Neubildungen unter den Runen schärfer ins Auge fassen müssen. Unter diesen ist th eine Umgestaltung der lateinische D; alle übrigen sind Verdoppelungen, so j (aus i), ng (aus c), R (aus s), l (aus th), g (aus c), p (aus griech. Pi).

3. Zu dritt wird man darauf achten müssen, ob sich in der Reihenfolge gewisse Gesetzmäßigkeiten erkennen lassen. Ich sehe z. B., daß Zeichen ähnlicher Gestalt gar zu oft nebeneinander stehen, wie th, a, r; — e, g; — h, n; — i, j; — p, R; — e, m; — ng, o. — (s. Abb. innerster Ring 3—5; 6, 7; 9, 10; 11, 12; 14, 15; 19, 20; 22, 23). Die erste Gruppe (Abb. innerster Ring 3—5) wird manchem nicht einleuchten; indessen ist zu beachten, daß die Urform des a dem griechischen epigraphischen Alpha erheblich näher gestanden haben wird (vgl. Abb. mittlerer Ring Nr. 12).

Die meines Erachtens junge Dissimilation des älteren Runen — a zu dem jüngeren dürfte erfolgt sein, weil das aus griechischem Ypsilon hervorgegangene v allmählich eine Gestalt erhielt, die es dem älteren a zum Verwechseln ähnlich machte (vgl. Abb. mittlerer Ring, 8 und innerster Ring, 8). Weil ich der Meinung bin, daß die Urrune v der Rekonstruktion (Abb. mittlerer Ring, 8) gleich gewesen sein wird, verstehe ich es auch, daß man es nicht der Gruppe th, a, r angegliedert hat: es war den genannten drei Zeichen nicht ähnlich. Die Ähnlichkeit stammt aus einer jüngeren Zeit, als die Reihenfolge des Sutharc bereits fest war.

Zu der Gruppe h, n ist zu bemerken, daß n sich ursprünglich wohl in nichts von den südeuropäischen epigraphischen Formen des n unterschieden haben wird (vgl. Abb. mittlerer Ring 9). Die Dissimilation wird erfolgt sein, weil die Schriftentwicklung den Weg eingeschlagen haben wird, h und n völlig einander anzugleichen. Infolge davon wurde eine Dissimilation zur Notwendigkeit.

Zu der Gruppe p, R ist zu sagen, daß R von Hause aus ein verdoppeltes s gewesen sein wird (vgl. Abb. mittlerer Ring, 16), dessen Ähnlichkeit mit p (Abb. mittlerer Ring, 11) wohl so erheblich groß gewesen sein wird, daß man später zur Dissimilation schreiten mußte.

Wenn man sich auf diesem Wege einmal klar zu machen versucht hat, daß die Runen ihre Entwicklung hinter sich haben, wie sie in der Schriftgeschichte auftauchen, und daß die Reihenfolge durch ein Gesetz beeinflusst erscheint, das Ähnliches zu Ähnlichem stellte, so kann man daraus sofort schließen, daß die Reihenfolge des Sutharc nicht ohne weiteres auf die eines südeuropäischen Alphabetes zurückgeht. Keinesfalls ist ein wohl erhaltenes System zu erwarten, sondern ein Trümmerhaufen. Wenn sich aber auf dem vorauszusetzenden Instrumente unter Beachtung der erwähnten Verschiebungen von Zeichen einige Spuren einer bestimmten Anordnung der Zeichen aufzeigen lassen, so wird man die Ursprünglichkeit dieser Anordnung annehmen müssen. Deutet also die so erschlossene Zeichenordnung auf die eines anderen bekannten Alphabetes hin, so wird man annehmen dürfen, daß die Zeichenreihe des Sutharc auf die des betreffenden Alphabetes oder eines verwandten zurückgehen muß. Ich suche also den Hebel an einer Stelle

anzusetzen, wo er bisher noch nie im Ernste angelegt worden ist, bei der Reihenfolge der Zeichen. Diese ist in allen Alphabetfragen das Allerwichtigste. Wer irgend eine Schrift erlernen muß, lernt zunächst das Abc, das Alphabet, das Anban, oder wie man sonst die Reihenfolge auch nennen mag. Schon die alten Assyrer hatten eine „Zeichenordnung“ für ihre syllabische Keilschrift.

Serner ist es sicher, daß das Alphabet gelegentlich zu magischen oder ähnlichen Zwecken verwendet worden ist. Ich möchte hier nur an den vielfältigen Aberglauben erinnern, der sich an das arabische Alphabet knüpft (vgl. T. Canaan, Aberglaube und Volksmedizin im Lande der Bibel. Hamburg 1914, S. 110 ff.). Solcher Aberglaube hängt aber an Amuletten oder Instrumenten verwandter Art.

Wenn ich von Instrumenten spreche, so will ich damit sagen, daß man in alter Zeit kreisförmige, sternförmige und andere Instrumente zu chronologischen und mantischen Zwecken besessen haben muß. Als ich in meinen „Tierkreisforschungen“ (Anthropos IX, S. 66 ff.) einen neunteiligen Tierkreis rekonstruierte, ahnte ich nicht, daß ein solches Gerät, das in einem äußeren Ringe 9 Tiere enthält, in dem inneren Kreise 4 anders bezeichnete Felder, im Birma bekannt ist (vgl. Asiatic Researches VI (1801), S. 202 f. und Taf. 3). Abgesehen von solchen Überlieferungen, die man noch nicht zu sammeln begonnen hat, können andere Instrumente aus den Namenreihen, die man kennt, hergestellt werden. Von diesen Voraussetzungen her muß man den Versuch wagen, das mantische Gerät, das der Stabweisagung der alten Germanen zugrunde liegt, und auf das auch der Sutharc zurückgeht, zu erschließen. Aus den verschiedenen Ableisungen, die ein solches gestattet, müssen sich die abweichenden Reihen von Zeichen begreifen lassen.

Das nach meinen Beobachtungen verbreitetste Instrument (vgl. Oriental. Arch. III, S. 157, Abb. 4 — Neue Tierkreise Abb. 1, 3, 6) war das der astrologischen Quadrate. Wenn wie in unserem Falle die Zahl der in Frage kommenden Bilder durch 4 teilbar ist, so werden sie in gleichen Abständen auf dem Umfange eines Kreises angeordnet und je 4 werden durch Sehnen zu einem Quadrate zusammengefaßt. Geht man dem Umfange des Kreises entlang, so erhält man eine Reihe, geht man den Seiten der einzelnen Quadrate nach, so kann man verschiedene andere Ableisungen erzielen. Man versuche es auf diese Weise und teile die vorhandenen Runen nach der Reihenfolge des lateinischen Alphabets in Gruppen zu 4 ein:

a, b, c, d,
 e, f, g, h,
 i, l, m, n,
 o, p, r, s,
 t, u, v, eu,
 th, j, R, ng.

Beiläufig sei erwähnt, daß eine Bustrophedon=Inscription auf einer Marmortafel in Verona folgende 16 Buchstaben in quadratischer Anordnung enthält:

a, b, c, d,
e, f, g, h,
i, l, m, n,
o, p, q, r,

(vgl. W. Schulz, Memnon III, S. 189). Auffallend ist, daß die ersten $3\frac{1}{2}$ Gruppen dieser Tafel und der Runen übereinstimmen, und nur die beiden letzten Zeichen abweichen.

Trägt man nun die 24 Runenzeichen auf dem Umfange eines Kreises ein (Abb., innerster Ring) und versucht man die Quadrate einzuzichnen, so sieht man in der Tat Spuren einer besonderen Anordnung, allerdings nur Spuren.

Von der ersten Gruppe a, b, c, d sind nur b, d, c in demselben Quadrate I vertreten. Daß a nicht an richtiger Stelle auftritt, ist nicht weiter auffallend, da es wegen seiner Gestalt, wie oben bemerkt, in der Ähnlichkeitsgruppe th, a, r zu finden ist, mithin von einem anderen Standorte dorthin geraten ist. Für die Tatsache, daß die Reihenfolge von d und c vertauscht ist, einen Fehler anzunehmen, halte ich für mißlich. Ich werde später eine Erklärung zu bringen versuchen.

Von der vierten Gruppe von vier Buchstaben stehen nur zwei hintereinander in demselben Quadrate IV, und zwar nicht o und p, sondern o und r. P, dessen alte Stellung unter Nr. 11 angelegt werden müßte, wo jetzt i steht, ist nach Nr. 14 gerückt worden, weil es zu der von mir erschlossenen Urform von R stimmte (Abb. mittlerer Ring, 11 und 16). Über s weiter unten. Daß der Bildner der Reihe auch hier einen Fehler begangen und eine Reihenfolge o, r, p, s geschaffen hätte, glaube ich nicht. Davon später.

In der zweiten Gruppe stehen in richtiger Folge e, f, g, eine ganz erhebliche Anzahl von Zeichen (Quadrat II). Das dazu gehörende h ist unter Nr. 9 geraten, also des Ähnlichkeitsgesetzes wegen neben n gestellt worden, wie oben angedeutet worden ist.

Von der fünften Gruppe (Quadrat V) sind nur u und v an richtiger Stelle. T mußte dem m weichen, weil letzteres dem e sehr ähnlich ist. Daß man aber das frei werdende t gerade an die 17. Stelle gesetzt hat, ist wohl darauf zurückzuführen, daß das Urinstrument nicht das gewöhnliche t, sondern eine auf kleinasiatisch-griechischem Boden belegte Nebenform enthielt, die man ohne Gewalttätigkeit zu der vermutlich älteren griechischen Gestalt des Sigma stellen konnte (vgl. Abb. mittlerer Ring, 20). Diese Umstellung muß nun die Zeichen s, R, p, eu um je eine Ziffer zurückgedrängt haben. So erklärt sich die sonst rätselhafte Verschiebung des s, R und eu. Selbstverständlich kann die durch t hervorgerufene Verschiebung erst dann eingetreten sein,

als a von Nr. 12 nach Nr. 4 gesetzt war. Wir haben hier also die Möglichkeit, die Veränderungen der Reihenfolge chronologisch aufzurollen. Dazu noch weiteren Stoff: Lassen wir noch versuchsweise a an seiner alten Stelle (Nr. 12) stehen, so daß die nächsten Runen folgende Ordnung haben: Nr. 14 eu, Nr. 15 p, Nr. 16 R, Nr. 17 s, so ergibt sich daraus, daß i und p von ihrer alten Stelle aus gesehen vor der Umstellung des a nach Nr. 4 vertauscht worden sein müssen. Denn wir müssen annehmen, daß in dem Zustande des Sutharc vor der Umstellung des a, p auf Nr. 11 und i auf Nr. 15 gestanden habe, während doch der spätere Zustand das Umgekehrte aufweist.

Die Vertauschung des i und v läßt es geraten erscheinen, die bisher unerklärt gelassenen Umstellungen von d und c und von r und p (Nr. 11) schärfer ins Auge zu fassen. Ich vermute, daß beide Versuche sind, innerhalb der Gruppen schüchterne Änderungen vorzunehmen, die dem angestrebten Ziele dienen, Ähnliches zu Ähnlichem zu stellen, nämlich c (Nr. 6) zu g (Nr. 7) und r (Nr. 5) zu a (Nr. 4). Diese Umstellungen unterscheiden sich so wesentlich von den anderen, indem sie den Bestand der Gruppen zu erhalten suchen, daß ich sie als die ältesten ansehen möchte. Doch zu den letzten Gruppen!

Von der sechsten Gruppe (Quadrat VI) scheint nur ng am richtigen Orte zu stehen. Das eingeschobene t verdrängte, wie erwähnt, R von Nr. 16 nach 15. Ferner wurde durch die Umstellung des h und des i, das man seiner Bedeutung und seiner Gestalt wegen an j heranbrachte, j von Nr. 12 nach Nr. 10 geschafft. — Die Umstellung des a endlich drängte th von Nr. 4 nach Nr. 3.

Die dritte Gruppe (Quadrat III) i, l, m, n hat nur l an ursprünglicher Stelle. N ist durch h von Nr. 9 nach Nr. 10 verschoben. — M, das jetzt neben dem ähnlichen e steht, war früher auf Nr. 3, und i früher wohl auf Nr. 15.

Nach den vorangehenden Untersuchungen ist die Reihenfolge des Sutharc tatsächlich auf die des lateinischen Alphabetes oder eines ihm nahestehenden zurückzuführen, wenngleich die jetzige Reihenfolge durch allerlei Ummodelungen und Veränderungen sich von dem Urzustande erheblich entfernt hat. Es hat sich herausgestellt, daß diese Veränderungen dem Bestreben entspringen, die ähnlichen Zeichen nebeneinander zu stellen.

Es soll nun eine Chronologie der Umstellungen versucht werden. Als älteste Reihenfolge gilt mir die folgende: a, b, c, d, — e, f, g, h, — i, l, m, n, — o, p r, s, — t, u, v, eu, — th, j, R, ng. — Diese Reihe wurde auf das System der astrologischen Quadrate übertragen. Dabei wurden die ersten Umstellungen vorgenommen, der Tausch von c und d und der von r und p. So entstand das System, das ich als äußeren Runenring der Abbildung zusammengestellt habe. Wenn ich die Umstellungen als etwas Besonderes, von den späteren wesentlich Abweichendes ansehe, so leitet mich

dazu die Überlegung, daß die Quadrate in sich mantische Einheiten gewesen sein müssen, da ja das Instrument nach den Anschauungen der Astrologen gearbeitet sein muß. In ganz ähnlicher Weise haben z. B. die Astrologen die 12 Tierkreiszeichen im Kreise angeordnet, und je drei zu Dreiecken zusammengefügt, die den einzelnen Elementen zugeordnet werden. So bilden Widder, Schütze, Löwe das Feuer=Dreieck, Stier, Steinbock, Jungfrau das Erd=Dreieck, Zwillinge, Wassermann, Waage das Luft=Dreieck, Krebs, Fische, Skorpion das Wasser=Dreieck.

Da nun wohl anzunehmen sein wird, daß der Schöpfer des Urruneninstrumentes, das nach astrologischen Anschauungen gefertigt war, etwas von der Astrologie verstanden habe, so nehme ich an, daß er schon die ersten Umstellungen innerhalb der Quadrate vorgenommen hat, um so mehr, als die späteren Umstellungen den Zeichenbestand der Quadrate rücksichtslos verändert, also die Grundlehren der Astrologie vergessen hatten.

Als zweitälteste Umstellung sehe ich die Wegbeförderung des Störenfriedes h von Nr. 13 nach Nr. 9 an. Durch diese kamen n, j, p, a, je eine Nummer weiter in der Reihe, nämlich von Nr. 9—12 bis nach Nr. 10—13.

Zu dritt mag i und p umgestellt worden sein, doch so, daß das einfachere i vor das verdoppelte j trat.

Zuletzt erfolgte die als einheitliche Tat aufzufassende gründliche letzte Zusammenstellung des Ähnlichen.

a) a von Nr. 13 nach Nr. 4, wodurch th nach 3 gedrängt wurde. Damit diese Änderung möglich werden konnte, mußte b) m von Nr. 3 nach Nr. 20 geschafft werden. Der bisherige Stelleninhaber von Nr. 20, c) nämlich t, wurde nach Nr. 17 befördert und wirkte an seinem neuen Orte als Störenfried, insofern s, R, p, eu je eine Stelle hinaufgeschoben werden, von Nr. 17—14 nach Nr. 16—13.

Nunmehr bin ich am Ziele. Ich glaube das Werden des Sutharc aufgerollt zu haben. Daß meine Anschauungen einigermaßen richtig sein werden, dafür will ich noch eine kleine Beobachtung ins Feld führen, die ein helles Licht wirft auf die Frage, weshalb die sprunghaft wegbeförderten Zeichen a, h, i, p, t, m gerade an diese Stelle gelangt sind und nicht an eine andere. Es ist richtig, daß Ähnliches zu Ähnlichem gestellt worden ist, aber es hätte doch z. B. ebensogut a hinter r gestellt werden können. Daß es nicht geschehen ist, hat seinen Grund darin, daß der Umsteller noch ein zweites Umstellungsgesetz in Anwendung brachte; geleitet von dem vorhandenen Bestande, der c vor g, und ng vor o hatte, also das einfachere Zeichen vor dem verwickelteren, das einfache vor dem verdoppelten, verfuhr er in gleicher Weise. a (Nr. 4) hat einen Balken weniger als r (Nr. 5); das alte h (Nr. 9) war insofern einfacher als das alte n (Nr. 10), als es die linke Senkrechte nicht durchschneidet (vgl. Abb. mittlerer und innerster Ring, 9); i (Nr. 11) ist einfach, j (Nr. 12) ist verdoppelt; p (Nr. 14) als ge-

schlossene Form gilt als einfacher gegenüber offenem R (Nr. 15 — vgl. Abb. mittlerer Ring, 16); s (Nr. 16) ist von Hause aus um einen Balken kleiner als das vorauszusetzende ältere t (Nr. 17 — vgl. Abb. mittlerer Ring, 17 und 20); e (Nr. 19) endlich ist einfacher als m (Nr. 20).

Die Entstehung des Futharc, wie ich sie im Obigen begründet zu haben glaube, knüpft an ein Instrument an, das astrologischen Zwecken dient. Es ist also ein unbeachtet gebliebener Zeuge für das Einströmen fremder Gedankenreihen, die leztlich aus Sumerien stammen. Die Geschichte der Entlehnung denke ich mir folgendermaßen: Jrgend ein nach Süden gekommener Germane lernte ein südliches Alphabet kennen und übertrug es auf Grund astrologischer Vorstellungen, die er ebenfalls im Süden kennen gelernt hatte, auf ein zweckentsprechendes Gerät (Abb. mittlerer Ring). Entweder von ihm selber oder, was mir wahrscheinlicher ist, von einem späteren wurde es in systematischer Weise nach den beiden von mir aufgedeckten Gesetzen umgearbeitet, so daß die lezte, im inneren Ringe abgebildete Runenreihe entstand, die durch Dissimilation allzu ähnlicher Zeichen für den praktischen Gebrauch hergerichtet war. Von diesem Instrumente hat sich die dem Umfange folgende Ableitung, die mit Futharc beginnt, eingebürgert. In dieser Gestalt wurde das Instrument oder vielmehr der Futharc weitergegeben. Jedenfalls geht aus der Verwickeltheit der Vorgänge hervor, daß die Entlehnung der Runen kein Vorgang sein kann, der auf ausgedehnte Grenzberührungen zwischen Germanen und Südeuropäern hindeutet, sondern nur das Werk eines einzigen sein kann.

Der Suche, wie sie immer wieder unternommen werden, den Germanen die Erfindung der Lautschrift anzudichten, erscheinen mir nicht genügend begründet. Da sie aber mit Hartnäckigkeit verfolgt werden, so möchte ich einige Bemerkungen grundsätzlicher Art machen. Bei der Frage, ob die Runen von einem südländischen Alphabet herzuweisen seien oder umgekehrt, kommt es auf folgendes an:

1. Die Form der Zeichen liefert den Beweis der Verwandtschaft. Damit werden die Runen in das Gebäude der Entwicklung der Lautschrift eingefügt und können nur als Bauglied, nicht als selbständiges Gebäude angesehen werden. Die Runenschrift enthält nur Zeichen, die aus südeuropäischen Alphabeten stammen können; auch die Neubildungen — durchweg Verdoppelungen — ändern an dem Bilde nichts. Es liegt kein Anlaß vor, Beziehungen der Runen zu den altwestasiatischen Alphabeten anzunehmen, die einerseits reicher gegliedert sind, und schriftgeschichtlich ältere Zeichenformen bieten, und die andererseits nach dem auf Überlieferung beruhenden Zeugnisse der Griechen die Quelle der griechischen Schrift sind. Es bleibt also dabei, daß die Griechen ihre Alphabete von den Phönikiern entlehnt haben. Der Weg der Schrift geht von Asien nach Südeuropa und von dort erst nach dem Norden, nicht umgekehrt.

2. Die Reihenfolge des Futharc steht der des lateinischen Alphabets am nächsten, wenn sich mein Wiederherstellungsversuch bewährt, und ist unter dem Einflusse fremder Gedankenreihen auf sonderbare Weise entstanden. Nach allem, was wir wissen, ist nur diese eine Reihenfolge bei den Germanen üblich gewesen. Setzt man den griechischen Bestandteil der Zeichen und die lateinische Reihenfolge zusammen, so darf man wohl schließen, daß weder Römer noch Griechen die Gebenden gewesen sind, sondern daß die Vorlage der Runenschrift vermutlich das Alphabet eines uns unbekanntes, vielleicht nördlich der Alpen wohnhaften Volkes, gewesen ist.

3. Wer nun die Erfindung der Lautschrift bei den Germanen stattfinden läßt, der hat die Verpflichtung, nachzuweisen, warum die Futharc-Reihenfolge, die von seinem Standpunkte aus die ursprünglichste sein müßte, sich in Südeuropa und Westasien in so rätselhafter Weise verändert habe; denn für ihn müßte doch wohl die südeuropäisch-westasiatische Reihenfolge die rätselhafte sein. Ferner müßte er wahrscheinlich zu machen suchen, weshalb die schriftgeschichtlich älteren Zeichenformen sich gerade dort finden, wo nach seiner Auffassung das jüngste Verbreitungsgebiet der Schrift sein müßte.

Solche Beweise liegen jedoch m. E. nicht vor.

Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Hessen-Nassaus 1900—1922.

I. Nassau (Reg.-Bez. Wiesbaden).

Von H. Hed, Diez a. d. Lahn.

Seit der Begründung des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, der im Jahre 1921 sein hundertjähriges Jubelfest feiern konnte, erfreut sich die Erforschung der vorgeschichtlichen Denkmäler Nassaus des regsten Zuspruchs. Waren es auch in vergangenen Zeiten vor allem die Reste aus römischer Zeit, denen sich in erster Linie der Forschungseifer zuwandte, so zeigt doch schon die Tätigkeit des verdienstvollen Konservators der Sammlungen des Nassauischen Altertumsvereins, des Obersten von Cothausen, in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, daß auch die übrigen Zweige der nassauischen Vorgeschichte eine besondere Beachtung beanspruchen konnten.

Durch die Übernahme der Sammlungen des Vereins seitens der Stadt Wiesbaden im Jahre 1900 und durch die damit gleichzeitig geschaffene Selbständigkeit der Museumsverwaltung wurde der nassauischen Vorgeschichtsforschung endgültig der Unterbau gegeben, dessen sie zur Bewältigung der in immer stärkerem Maße an sie herantretenden wissenschaftlichen Aufgaben bedurfte. Der Ausbau des neuerrichteten Nassauischen Landesmuseums, der zum Glück noch während des Krieges seiner Vollendung entgegengehen konnte, hat nicht nur der wertvollen Sammlung ein würdiges Gewand gegeben, sondern auch das Museum befähigt, als gut ausgerüstetes Forschungsinstitut den Anforderungen neuzeitlicher Vorgeschichtsforschung gerecht zu werden. Die von Ritterling, Brenner und Koch herausgegebenen Tätigkeits- und Fundberichte in den Annalen und Mitteilungen des Nassauischen Altertumsvereins, sowie die mit zahlreichen Abbildungen versehenen Grabungsberichte und die sonstigen Veröffentlichungen des Museums in den gleichen Zeitschriften legen ein beredtes Zeugnis ab für die umfangreiche Tätigkeit der berufensten Führer der nassauischen Vorgeschichtsforschung.

Aber auch die kleineren Museen und Sammlungen im Lande (Oberlahnstein, Bad Ems, Diez, Höchst, Weilburg und Herborn) haben zum Teil wertvolle Beiträge zur Aufhellung der vorgeschichtlichen Verhältnisse Nassaus erbracht. Hervorzuheben sind hier vor allem die Arbeiten Bodewigs aus der Umgebung von Oberlahnstein, Behlens vom Westerwald und Suchiers aus der Umgebung von Höchst am Main (Mitteilungen des Nass. Altertumsvereins). Neuerdings ist dann noch H. Heck mit Arbeiten aus dem Schatze des städtischen Museums zu Diez a. d. Lahn an die Öffentlichkeit getreten (Mannus 13 (1921), S. 166 ff.).

Teilweise behandeln das Berichtsgebiet auch die Arbeiten der Frankfurter Vorgeschichtsforscher in den Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt am Main und in der Zeitschrift „Alt Frankfurt“. Hier ist vor allem der Name Georg Wolffs zu nennen. Auch das Saalburg-Museum darf nicht vergessen werden. Dient es zwar in der Hauptsache der Erforschung der Verhältnisse auf der Saalburg und der Limesforschung, so birgt es doch in seinen Hallen manchen bedeutsamen Fund aus den übrigen Gebieten der Vorgeschichte des östlichen Taunusgebietes. Für seine rege Tätigkeit zeugen die zahlreichen Veröffentlichungen in den Mitteilungen der Vereinigung der Saalburgfreunde und die Saalburg-Jahrbücher.

Zusammenstellungen der Literatur aus dem Gebiete nassauischer Vorgeschichtsforschung geben die von Zedler in den Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung herausgegebenen Literaturverzeichnisse zur nassauischen Geschichte und die Bibliographien zur Römisch-germanischen Forschung von Müller, Barthel, Drexel und Unverzagt in den Berichten der Römisch-Germanischen Kommission. Da diese nicht nur die bedeutenderen Veröffentlichungen anführen, sondern auch gewissenhaft alle kleineren Arbeiten, selbst aus der Tagespresse, aufgezeichnet haben, sind sie als Führer durch die Literatur zur Vorgeschichte Nassaus von geradezu unschätzbarem Werte.

Eine eingehende Bearbeitung seiner Vorgeschichte besitzt Nassau leider noch nicht. E. Brenner hat jedoch in seinem Aufsatz „Nassau in vorrömischer Zeit“ (Nass. Heimatbuch 103, S. 528—538, Wiesbaden 1913) einen kurzen Abriss über Nassaus Vorgeschichte gegeben, der, mit vorzüglichen Abbildungen ausgestattet, einen guten Überblick über den Stand der nassauischen Vorgeschichtsforschung gibt. Unter den Arbeiten, die Teile des Berichtsbereiches behandeln, sind hervorzuheben: Gg. Wolff: „Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“ (Frankfurt a. M. 1913) — mit archäologischer Fundkarte; ebenso vom gleichen Verfasser: „Neue Funde und Fundstätten in der südlichen Wetterau“ — Nachträge zur archäologischen Fundkarte (Ansbach 1921, bei Bürgel u. Sohn). Beide Arbeiten behandeln zwar in der Hauptsache Teile der Provinz Oberhessen und des

Kreises Hanau, ziehen jedoch auch das Stadtgebiet Frankfurt a. M. und dessen Umgebung mit in den Kreis ihrer Betrachtungen. Wenden sich diese Veröffentlichungen mehr an die Forscherwelt, so hat Wolff in seiner Schrift: „Frankfurt a. M. und seine Umgebung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“ (Hendschels Luginsland. Frankfurt 1913) es verstanden, die Ergebnisse seiner langjährigen Forschertätigkeit auf dem Gebiete der Vorgeschichte auch der großen Masse der Gebildeten nutzbar zu machen. Den Westerwald behandelt H. Behlen in einem Beitrag zum Westerwaldführer: „Der Westerwald. Eine archäologische Skizze“ (Westerwaldführer S. 24—28. Bonn, bei C. Georgi). Dem gleichen Verfasser stammt auch eine Zusammenstellung über vorgeschichtliche Fundplätze der Dillgegend: „Kurze Nachrichten über die prähistorischen Altertümer des mittleren und oberen Dilltales“ (Nassauische Mitteilungen 1903/04, S. 108—112), der wertvolles Material zur vorgeschichtlichen Siedelungsfunde enthält. Auch die Arbeiten von E. Wahle: „Die Besiedelung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission Nr. 12, Frankfurt a. M. 1920) nebst dem als Beiheft erschienenen Fundkatalog, so wie die treffliche „Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande“ (Bd. I. Die vorrömische Zeit) von K. Schumacher (Mainz 1921, in Kommission bei L. Wildens) ziehen Nassau in den Kreis ihrer Betrachtungen und werden für jeden nassauischen Vorgeschichtsforscher unentbehrliche Hilfsmittel bleiben. Sind es bei Wahle vor allem die Fundarten und die dazu gehörigen Angaben des Fundkataloges, die einen guten Überblick über den derzeitigen Stand der vorgeschichtlichen Siedelungsforschung in Nassau geben, so gewährt K. Schumachers Buch einen tiefen Einblick in die Siedelungsverhältnisse der einzelnen Stufen der Vorgeschichte Nassaus. Zu erwähnen ist endlich noch eine Arbeit von L. Wirth: „Der Engersgau in vorgeschichtlicher Zeit“ (Zeitschr. f. Heimatkunde. Koblenz 1921, Heft 22/23), die einen Teil Westnassaus mit in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht und sich im wesentlichen auf Günthers Besiedelungsgeschichte des Neuwieder Beckens (Mannus II (1910), S. 45 ff.) aufbaut.

Zahlreich sind die Einzelveröffentlichungen aus fast allen Gebieten der Vorgeschichte Nassaus, das allerdings auch in seltener Vollständigkeit Fundplätze und Einzelfunde aus fast allen Perioden aufzuweisen hat. Unter den Veröffentlichungen über die **ältere Steinzeit** (Paläolithikum) nehmen die Arbeiten über die Ablagerungen der Steedener Höhlen „Wildscheuer“ und „Wildhaus“ den weitaus größten Raum ein, da die bereits 1874 von Cohausen und Schaaffhausen wissenschaftlich erschlossenen altsteinzeitlichen Ablagerungen (Nass. Annalen Bd. 15) noch immer im Vordergrund der paläolithischen Forschung in Nassau stehen. Nachgrabungen während der Berichtszeit sind dort vor allem von H. Behlen: „Eine neue Nachgrabung

vor der Steedener Höhle Wildscheuer" (Nass. Annalen 35 (1905), S. 290—307) und von R. R. Schmidt vorgenommen worden. R. R. Schmidt: „Die spätzeitlichen Kulturepochen in Deutschland und die neuen paläolithischen Funde" im Korrespondenzblatt für Anthropologie Nr. 39, S. 75—82 (1908) und „Die diluviale Vorzeit Deutschlands", S. 78—84, 208—209, 254—255 (Stuttgart 1912 bei Schweizerbart). Die Arbeiten R. R. Schmidts, die anscheinend zum erstenmal eine genaue Stratigraphie des Fundplatzes brachten, und die die Station zwei gesonderten Kulturabschnitten des Paläolithikums, dem Aurignacien (Hoch- und Spätaurignacien) und dem Magdalénien (Frühmagdalénien), zuwiesen, sind nicht ohne Widerspruch geblieben: H. Behlen: „Die Steedener Höhle Wildscheuer" (Nass. Annalen 39 (1909), S. 218—351) und „Die Höhle Wildscheuer bei Steeden a. d. L." (Heimatland: Blätter für Heimatgeschichte und Volkstunde. Weilburg. 2. Jahrg. Nr. 3/4, S. 37—46), ferner S. Kutsch: „Zur paläolithischen Typologie" (Korrespondenzblatt für Anthropologie Nr. 51 (1920), S. 11—12). Auf die Angriffe H. Behlens antwortete R. R. Schmidt in einem Aufsatz in Bd. II der Prähistorischen Zeitschrift S. 241—246: „Zur Stratigraphie der Wildscheuer", ohne hierdurch allerdings die von Behlen vorgebrachten Einwendungen gänzlich zu widerlegen. Neuerdings haben Nachgrabungen von H. Heß hier Klarheit gebracht. Eine Veröffentlichung des Grabungsergebnisses wird 3. Jt. vorbereitet. Weitere Literatur über Steeden bringen R. R. Schmidt: „Das Aurignacien in Deutschland" (Mannus I, S. 97ff.) und S. Wieggers: „Die diluvialen Kulturstätten Norddeutschlands und ihre Beziehungen zum Alter des Löß" (Prähist. Zeitschr. I, 1909). Eine gemeinverständliche Abhandlung über die Steedener Höhlen, allerdings noch ohne Berücksichtigung der Ergebnisse der letzten Grabung, bringt H. Heß in „Die ersten menschlichen Ansiedelungen im Nassauer Land" (Diezer Zeitung vom 14. 10. 1919ff. und Nassauer Rundschau — Wiesbaden — vom 30. 10.—13. 11. 1919).

Eine wesentliche Erweiterung der Kenntnis paläolithischer Besiedelung des Nassauer Landes haben die Feststellungen zweier neuen Stationen gebracht. Beide, wie Steeden, im Gebiet des Limburger Beckens gelegen. Die magdalénienzeitliche Höhlensiedlung in der Wildweiberlei, Gemeinde Altdiez bei Diez a. L. (ausgegraben 1920 von S. Kutsch und H. Heß) und die wahrscheinlich dem Aurignacien angehörende Station am Lubentiusbrunnen bei Lindenholtzhausen (Kr. Limburg) — festgestellt von H. Heß — gehören hierher. Literatur: H. Heß: „Eine neue paläolithische Station im Lahntale, die Wildweiberlei bei Diez a. d. L. (Korrespondenzbl. f. Anthropologie 51 (1920), S. 56—59) und „Ein paläolithischer Knochenfischer im ortsgeschichtlichen Museum zu Diez a. d. L. (Mannus Bd. 13 (1921), S. 166—171).

Die jung-diluvialen Verhältnisse auf dem Westerwald beleuchtet endlich h. Behlen in seiner Arbeit: „Das Alter und die Lagerung des Westerwälder Bimsandes und sein rheinischer Ursprung“ (Jahrbuch des Vereins für Naturkunde. Wiesbaden 1905, S. 44—51). Der Verfasser hat hier am Wildweiberhaus bei Langenaubach, wenn auch nicht erwiesenermaßen paläolithische Siedlungsspuren, so doch eine tadellose Abfolge der späteiszeitlichen Tierwelt festgestellt, die für die Kenntnis des rheinischen Diluviums von unbestreitbarem Werte geworden ist.

Spärlicher als die ältere Steinzeit ist die **jüngere Steinzeit** (Neolithikum) in der nassauischen Vorgeschichtsliteratur vertreten. Zwar mangelt es durchaus nicht an neolithischem Fundmaterial, da so ziemlich alle Kulturstufen der jüngeren Steinzeit in mehr oder minder starker Verbreitung im Lande vertreten sind, doch hat nur die Umgebung von Wiesbaden durch E. Ritterling: „Ansiedlungen der jüngeren Steinzeit in Wiesbaden und nächster Umgebung“ (Nass. Mitteilungen 1908, S. 33—38 u. 65—71) bisher eine eingehendere Bearbeitung gefunden. Eine Gesamtübersicht über die jüngere Steinzeit, durch die auch das Berichtsgebiet mit in den Kreis der Betrachtung gezogen wird, hat K. Schumacher in seinem Aufsatz über „Stand und Aufgaben der neolithischen Forschung in Deutschland“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 8 (1913—15), S. 30) gegeben.

Von Einzelarbeiten aus dem Gebiete der Neolithik sind zu nennen: Kaeß: „Neolithische Funde einer prähistorischen Siedlung bei Langenhain i. T(aunus)“ (Nass. Mitteilungen 14, S. 1—4) und h. Hed.: „Die Besiedelung der Grafschaft Diez in der jüngeren Steinzeit“ (Diezer Jtg. v. 11. 11. 1919ff. und Nassauer Rundschau — Wiesbaden — v. 11. 12. 1919 — 1. 1. 1920). Die Umgebung von Frankfurt a. M. zur jüngeren Steinzeit behandeln die Arbeiten von Gg. Wolff: „Die neuesten Ergebnisse der Nachforschungen nach neolithischen Ansiedlungen mit Brandgräbern in der Umgebung von Frankfurt“ (Korrespondenzblatt f. Anthropologie 1911, S. 149ff.); „Zwei bemerkenswerte neolithische Funde aus der Umgebung von Frankfurt a. M.“ (Germania 2 (1918), S. 85—89) und „Die Besiedelung Westdeutschlands zur jüngeren Steinzeit“ (Prähist. Zeitschr. 1920, S. 208—210), so wie von R. Weller: „Eine neolithische Siedlung in Frankfurt a. M.“ (Korrespondenzblatt für Anthropologie 58, 1910). Gg. Wolff und seinem scharfsichtigen Gehilfen Bausch ist es zum erstenmal gelungen, in der Umgebung von Frankfurt a. M. und in der südlichen Wetterau jene unscheinbaren handkeramischen Brandgräber mit ihren charakteristischen Ketten und Anhängern von verzierten Steinen und Tonstückchen aufzudecken; ebenso sind die von Wolff gemachten Feststellungen über die Anlage neolithischer Rundhütten für die Kenntnis jungsteinzeitlicher Siedlungsformen unentbehrlich geworden.

Auch die **Bronzezeit** Nassaus hat bisher noch keine zusammenfassende Darstellung gefunden; doch darf dies nicht wunder nehmen, da die ältere Bronzezeit so gut wie nicht, die mittlere (Hügelgräberzeit) nur spärlich vertreten ist. Erst in der jüngeren Bronzezeit, mit der Einwanderung der sog. Urnenfelderbevölkerung, mehren sich die Spuren bronzezeitlicher Besiedelung. Demgemäß ist auch die bronzezeitliche Literatur Nassaus nur spärlich.

An größeren Arbeiten, die die vorgeschichtlichen Verhältnisse Nassaus während der Bronzezeit berühren, müssen genannt werden: G. Kossinna: „Siedlungsgebiete der Germanen, Kelten, Illyrer in Nord- und Mitteleuropa während der älteren Bronzezeit“ (Deutsche Erde, Gotha 1912); von dem gleichen Verfasser: „Die Herkunft der Germanen“ (Mannusbibl. 1920, 2. Aufl. Leipzig bei C. Kabitsch) und ebenso „Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas (Mannus 1911); ferner K. Schumacher: „Stand und Aufgaben der bronzezeitlichen Forschung in Deutschland“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 10 (1917), S. 7—85) und die von Lissauer und Belz herausgegebenen Prähistorischen Typenarten (Zeitschr. f. Ethn. 1904/05 und 1913).

Die bronzezeitlichen Funde Nassaus behandelt G. Behrens im Katalog 6 des Röm.-Germ. Zentralmuseums: „Bronzezeit Süddeutschlands“ (Mainz 1916 bei Wildens). E. Ritterling berichtet über „Bronzezeitliche Gräber bei Wiesbaden“ (Nass. Mitteilungen 1908, S. 1—3) über „Dorrömische Funde in und bei Wiesbaden“ (3. T. bronzezeitlich) (Nass. Mitteilungen 1903/04, S. 48—52) und über einen bronzezeitlichen „Grabfund bei Eschborn“ (Nass. Mitteilungen 1911, S. 1—8), H. Behlen über ein bronzezeitliches „Hügelgrab von Bermoll“ bei Wehlar (Nass. Mitteilungen 1904/05, S. 12—13) und H. Hed über ein frühbronzezeitliches „Bronzebeil von Laufenselden“ (Mannus, Bd. 16). Die Beschreibung des reichen Händlerfundes von Homburg v. d. H. in den Altertümern heidnischer Vorzeit V: „Spätbronzezeitlicher Depotfund von Homburg v. d. H.“ (S. 133—143) gab K. Schumacher Veranlassung, den vielseitigen Handelsbeziehungen und Verkehrswegen nachzugehen, auf die die zahlreichen bronzezeitlichen Depotfunde Süd- und Westdeutschlands hinzuweisen scheinen. Ähnliche Ziele verfolgt auch die Arbeit Schumachers über die „Kultur und Handelsbeziehungen des Mittelrheingebietes während der Bronzezeit“ (Westdeutsche Zeitschr. 1901).

Eine reiche Literatur steht im Gegensatz zur Bronzezeit für die **frühe Eisenzeit** Nassaus (die Hallstattzeit) zur Verfügung.

K. Schumacher steht hier mit einer grundlegenden Arbeit an der Spitze: „Beiträge zur Siedlungs- und Kulturgeschichte des Westerwaldes und Taunus in der Hallstatt- und Frühlatènezeit“ (Nass. Annalen 44. 1916/17, S. 175—222) — mit einem angehängten Ver-

zeichnis der Fundstellen (Ritterling). Die spätbronzezeitliche, bzw. frühhallstattische Urnenfelderbevölkerung (Ackerbauer) bleibt zunächst ungestört im Besitz des von ihr besiedelten Gebietes. Sie verbrennt weiter ihre Toten und bestattet die Reste z. T. in kleinen, flachen Hügeln, in Urnen, oft von erstaunlicher Größe, unter gleichzeitiger Beigabe einzelner oder mehrerer Tongefäße. Schmuck ist selten, ebenso Waffenbeigabe. Die Kultur der Urnenfelderleute wird im Verlaufe der Hallstattzeit beeinflusst, teilweise von der „Gründlinger“, stärker noch von der „Koberstadter“-Kultur, auch scheinen, wenigstens für die südöstlichen Gebiete, völkische Beeinflussungen seitens der Koberstadtstämme stattgefunden zu haben, ohne freilich die Urnenfelderleute auch hier ganz zu verdrängen. Erst gegen das Ende der Hallstattzeit bringt ein neuer Volksstamm (Jäger und Hirten), aus Frankreich kommend, über Eifel und Hunsrück nach Westnassau vor und erobert in rascher Folge die Gegenden bis zur Aar und dem Camberger Grund. Er bestattet seine Toten unter Beigabe von Waffen und Schmuck, oftmals in Gestalt von Nachbestattungen in Hügeln der Urnenfelderleute. Diese frühgallische Welle leitet gewissermaßen die große Keltenwanderung der Frühlatènezeit ein. So weit K. Schumacher. Ob seine Darstellung überall zutrifft, muß die Zukunft lehren, wenn erst einmal die zahlreichen Hügelgräbergruppen Nassaus, vor allem rings um das Limburger Becken, einer eingehenden Untersuchung unterworfen worden sind. Bei der bisher üblichen Untersuchungsart, gewissermaßen mit der Sonde, durch Öffnen nur eines oder mehrerer Hügel, dürfte ein abschließendes Urteil über Kulturvorgänge während der Hallstattzeit, wenigstens für viele Teile des Nassauer Landes, verfrüht sein, wenn auch nicht bestritten werden soll, daß die Schumacher'schen Feststellungen in ihren Hauptzügen richtig sein dürften. Auch in den beiden anderen Arbeiten: „Die mittelhheinischen Hallstattkulturen“ (Germania 2 (1918), S. 97—102) und „Die Hallstattkultur am Mittelrhein“ (Prähist. Zeitschr. 11/12 (1919/20), S. 123—178) folgt K. Schumacher den gleichen Gedankengängen, stellenweise seine in den Nass. Annalen vorgebrachten Forschungsergebnisse noch erweiternd und vertiefend. Einen Abriss über den „Stand der Forschung über die Hallstatt- und Latènezeit in Hessen-Nassau“ gibt h. Mötelfindt in den Deutschen Geschichtsblättern 18 (1917), S. 143—146 (Die vorchristliche Eisenzeit in Deutschland).

Einen Überblick über hallstattzeitliche Besiedelung einzelner Teile des Berichtsgebietes bringen R. Bodewig: „Über das vorgeschichtliche Braubach“ (Nass. Mitteilungen 1900/1901, S. 11—13), E. Ritterling: „Dorrömische Funde in und bei Wiesbaden“ (Nass. Mitteilungen 1903/04, S. 43—52) und h. Hed: „Der Ringwall „Alteburg“ und die Hügelgräber bei Sachingen, an der Rintstraße, bei Singhofen, am Höchst und um den goldenen Grund“ (Diezer Zeitung 10. 12. 19 und Nassauer Rundschau — Wiesbaden v. 8. 4.—20. 5. 1920).

Hallstattzeitliche Siedlungsformen behandelt W. Soldan: „Eine Hallstattniederlassung bei Neuhäusel“ (Nassf. Mitteilungen 1900/01, S. 91—96), „Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel“ (Nassf. Annalen 32 (1901), S. 145—189), „Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel im Westerwald (Nachtrag)“ (Nassf. Annalen 33 (1902/03), S. 35—41), „Über prähistorische Wohnplätze in Nassau und Hessen“ (Nassf. Mitteilungen 1903/04, S. 75—77) ferner Keune: „Neuhäusel im Westerwald“ (Westf. Zeitschr. 1900) und Chr. L. Thomas: „Die Burg bei Rambach“ (Hallstattzeitliche Wallanlage) (Nassf. Annalen 42 (1913), S. 138—146). K. Woelke berichtet über einen „Töpferofen der Hallstattzeit in Rödelheim“ (Korrespondenzbl. des Gesamtvereins 61 (1913), S. 340—342) und E. Ritterling über einen „Bronzedepotfund aus dem Taunus“ (Langenhain) (Nassf. Annalen 37 (1907), S. 245 bis 257). Der aus einer größeren Menge verzierter Bronzescheiben bestehende Fund wird zwar von Ritterling erst der Frühlatènezeit zugewiesen, jedoch glaubt K. Schumacher in dem oben besprochenen Aufsatz (Nassf. Annalen 44), ihn bereits für seine späthallstattzeitliche Eifel-Hunsrückbevölkerung in Anspruch nehmen zu können. Auch die Arbeit von P. Reinecke: „Tongefäße aus Brandgräbern der frühen Hallstattzeit Süddeutschlands“ (Altertümer heidnischer Vorzeit V, S. 235—247) darf nicht unerwähnt bleiben, da sie Teile der nassauischen Hallstattkeramik in den Kreis der Betrachtungen einbezogen hat (Wiesbaden, Erbenheim, Bierstadt). Den Eisenring aus einem Hallstattgrab bei Niedertiefenbach behandelt G. Kossinna: „Kantige eiserne Halsringe mit vorwärts gefehrten Endknöpfen“ (Mannus 11/12 (1919/20), S. 411—412); hierzu vergleiche man auch vom gleichen Verfasser die Abhandlung über den Eisenfund von Wahren b. Leipzig (Mannus 7).

Gut vertreten ist die Latènezeit (jüngere Eisenzeit) Nassaus in der Literatur. Von allgemeineren Arbeiten, durch die auch nassauische Verhältnisse berührt werden, sind zu erwähnen G. Kossinna: „Die Grenzen der Kelten und Germanen in der Latènezeit“ (Korrespondenzblatt für Anthropologie 1907), K. Schumacher: „Gallische und germanische Stämme und Kulturen im Ober- und Mittelrheingebiet zur späten Latènezeit“ (Prähist. Zeitschr. 1914) und R. Belz: „Prähistorische Typenkarten — Latenefibeln“ (Zeitschr. f. Ethn. 1911).

An Einzeldarstellungen sind zu erwähnen: E. Ritterling: „Reste der Latenekultur in Wiesbaden“ (Nassf. Mitteilungen 1902/03, S. 55—64); vom gleichen Verfasser ferner: „Grab der Latènezeit in Winkel“ (Nassf. Mitteilungen 13, S. 121—125), E. Brenner: „Ein Grabfund von Schwanheim a. M.“ (Nassf. Mitteilungen 17, S. 115, 116), R. Bodewig: „Ein Ofen der Latènezeit“ (Nassf. Mitteilungen 1904/05, S. 114—118), Derselbe: „Dorrömische Wege und Dörfer im westlichen Nassau“ (Nassf. Mit-

teilungen 1900/01, S. 102—104) und H. Hed: „Kelten und Germanen im Gebiete der unteren Lahn“ (Diezer Zeitung vom 5. 1. 20 und Nassauer Rundschau — Wiesbaden 11.—25. 3. 20).

Die latènezeitlichen Siedelungen bei Oberlahnstein und Braubach behandeln in ausführlichster Weise die Arbeiten von Bodewig: „Über das vorgeschichtliche Braubach“ (Nass. Mitteilungen 1900/01, S. 11—13), „Dorrömische Dörfer in Braubach und Lahnstein“ (Nass. Annalen 33 (1902/03), S. 1—34) und „Neue Funde der Latènezeit aus Oberlahnstein, Braubach und Dallendar“ (Westd. Zeitschr. 1906) und K. Schumacher: „Funde der Latènezeit aus den Rheinlanden“ (Altertümer heidnischer Vorzeit V, S. 29—33). Germanisches Spätlatène behandeln K. Schumacher: „Germanische Gräber der Spätlatènezeit und frühen Kaiserzeit“ (Flörsheim, Wiesbaden usw.) (Altertümer heidnischer Vorzeit V, S. 409—415) und G. Behrens: „Germanisches Spätlatènegrab aus Rüsselsheim am Main“ (Germania 2 (1918), S. 47—51).

Besonders zahlreich ist die Literatur über die nassauischen Ringwälle, deren überwiegender Teil in der Latènezeit entstanden sein dürfte. Hier steht unbestreitbar Chr. L. Thomas an der Spitze, dessen technische Untersuchungen der Taunusringwälle für die nassauische Vorgeschichtsforschung von unschätzbarem Werte sind und bleiben werden. Aber auch andere, wie H. Behlen und E. Anthes, haben wertvolles Material geliefert. Nachfolgende Zusammenstellung gibt eine kurze Übersicht.

Chr. L. Thomas: „Der Ringwall auf dem Hofheimer Kapellenberg“. (Nass. Annalen 31 (1900), S. 172—179).

Derselbe: „Der Ringwall auf dem Bleibistopf“ (Nass. Annalen 32 (1901), S. 101—104).

Derselbe: „Der Ringwall über der Heidetränk-Talenge“ (Nass. Annalen 36 (1906), S. 212—247).

Derselbe: „Über die einstige Bestimmung der Ringwälle Südwestdeutschlands“ (Nass. Mitteilungen 1906/07, S. 104—116).

Derselbe: „Die Rentmauer bei Reichenbach im Taunus“ (Nass. Mitteilungen 1908, S. 71—73).

Derselbe: „Unsere Taunusringwälle“ (Nass. Mitteilungen 1908, S. 97—103).

Derselbe: „Die Altburg bei Singhofen“ (Nass. Annalen 41 (1910), S. 75 bis 83).

Derselbe: „Der Kellerskopf“ (Nass. Mitteilungen 13, S. 7—9); „Der Ringwall auf dem Heidenteller bei Kiedrich“ (Nass. Mitteilungen 13, S. 13 bis 15); „Die Rentmauer bei Rod a. d. Weil“ (Nass. Mitteilungen 13, S. 81—84); „Die Steinberwallung auf dem Altenstein“ (Nass. Mitteilungen 13, S. 84—85).

Derselbe: „Alttönig und Goldgrube“ (Mannus 4, S. 115—119).

Chr. L. Thomas: „Die Ringwälle im Taunusgebiet“ (Nass. Heimatbuch 102. Wiesbaden 1913).

h. Behlen: „Die Wallburg Heunstein bei Dillenburg“ (Nass. Mitteilungen 1902/03, S. 115—119 und 1903/04, S. 123—131).

Derselbe: „Zur Wallburgforschung in Nassau“ (Nass. Mitteilungen 1904/05, S. 118—129).

Derselbe: „Die Wallburg Dünsberg bei Bieber“ (Nass. Mitteilungen 1905/06, S. 42—49).

E. Anthes: „Der gegenwärtige Stand der Ringwallforschung“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1905).

Derselbe: „Zur Ringwallforschung“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1906/07 und 1910/11).

E. Wagner: „Ein Trockenmauerring am Südostabhang des großen Feldberges im Taunus“ (Latènezeitlich?) (Germania 3 (1919), S. 23—26).

Latènezeitliche Wohnplätze (Podien) behandeln die Arbeiten von Thomas: „Die Aufdeckung einiger Podien am Nordabhang des Altkönigs“ (Nass. Mitteilungen 1905/06, S. 85—94), „Aufdeckung einiger Podien am Nordabhang des Altkönigs (Nachtrag)“ (Nass. Mitteilungen 1907/08, S. 42—48) und „Ein Fundstück vom Altkönig“ (Nass. Mitteilungen 1908, S. 80—81) und h. Behlen: „Über neue Entdeckungen in Nassau und Hessen von Resten ausgedehnten prähistorischen Ader- und Wohnbaues und dessen Zusammenhang mit den Wallburgen und der alten Eisenindustrie“ (Nass. Mitteilungen 1903/04, S. 12—13), ferner „Alte Aderterrassen in den Waldungen bei Wiesbaden“ (Nass. Mitteilungen 1903/04, S. 89—90) und „Die „Podien“ im Altkönig-Ringwallanex“ (Nass. Mitteilungen 1905/06, S. 126—130) mit einer Erwiderung von Thomas (S. 130—132). Auch die Behlensche Abhandlung über den „Pflug und das Pflügen usw.“ (Dillenburg 1904 bei M. Weidenbach) verdient hier Erwähnung.

Ausgrabungen größeren Umfanges haben an nassauischen Ringwällen während der Berichtszeit nur sehr wenige stattgefunden; demgemäß ist auch die hierüber vorhandene Literatur nur gering. Sie behandelt in erster Linie die Ausgrabungen auf der „Burg“ bei Rittershausen. Die größeren Ausgrabungen, die das Nassauische Landesmuseum am „Dünsberg“ bereits vor dem Kriege vorgenommen hat, haben leider bisher noch keine geschlossene Darstellung gefunden, obgleich gerade die Dünsbergfunde für die vorgeschichtliche Siedlungsforschung von besonderem Werte sein dürften. Es ist eine Ehrenpflicht des Nassauischen Landesmuseums, eine baldige Veröffentlichung mit allem Eifer zu betreiben.

Über Rittershausen unterrichten die Arbeiten von E. Brenner: „Die Frühlatënebefestigung auf der „Burg“ bei Rittershausen (Dillkreis)“ (Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins 61. 1913), „Die Sünde

vom Ringwall „Burg“ bei Rittershausen (Dillkreis)“ (Präh. Zeitschr. 5 (1913), S. 272—274) und „Die Funde vom Ringwall „Burg“ bei Rittershausen“ (Wiesbadener Zeitung 1912, Nr. 411, Abend-Ausgabe), ferner K. Nebe: „Ausgrabungen an der Wallburg bei Rittershausen im Dillkreis“ (Wiesbadener Zeitg. 1912, Nr. 220 u. 222).

Dank der Tätigkeit der Reichslimeskommission und der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts, sowie durch die Beachtung, die die Römerforschung lange vor dem Einsetzen der eigentlichen Vorgeschichtsforschung bereits in Nassau gefunden hat, ist das Material über die **Zeit der römischen Besetzung**, der ja auch ein Teil Nassaus unterworfen war, ein fast lückenloses. Es würde die Grenzen dieser Arbeit weit überschreiten, wenn hier auf alle die Veröffentlichungen eingegangen werden sollte, durch die das Berichtsgebiet berührt wird. Nur die großen Gesamtdarstellungen können beachtet und von den Einzeldarstellungen nur die aufgeführt werden, durch die zugleich das Verhältnis der Römer zu den Germanen behandelt und beleuchtet wird. Sonderarbeiten über reinrömische Verhältnisse konnten keine Beachtung erfahren. Ihretwegen wird auf die eingangs erwähnten Bibliographien in den Berichten der Röm.-Germ. Kommission verwiesen, deren sonstige Arbeiten gleichfalls zahlreiche Besprechungen römischer Sonderliteratur enthalten.

Unter den Arbeiten allgemeiner Art, durch die auch Nassau zur Römerzeit mitbehandelt wird, sind zu erwähnen:

S. Köpp: „Die Römer in Deutschland“. Monogr. 3. Weltgeschichte. Bielefeld. 2. Aufl. Derselbe: „Römische Bildkunst am Rhein und an der Donau“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 13 (1921), S. 1—45),
 h. Dragendorff: „Westdeutschland zur Römerzeit“ — Leipzig 1912,
 K. Schumacher: „Die Erforschung des römischen und vorrömischen Straßennetzes in Westdeutschland“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1906/07, S. 11—32),
 Blümelein: „Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben“ — München u. Berlin 1918, sowie der schöne Bilderatlas, den die Röm.-Germ. Kommission 1922 leider unter dem Namen: „Germania Romana“ (Bamberg, Buchners Verlag) herausgebracht hat. Unter den Einzeldarstellungen steht unstrittig E. Ritterling mit seinen Veröffentlichungen über die Ausgrabungen am frühromischen Lager bei Hofheim an der Spitze. Nachdem Ritterling bereits in zwei Aufsätzen: „Das frühromische Lager bei Hofheim i. T.“ (Nass. Annalen 34 (1904), S. 1—110 und 397—423 — Nachtrag) über den Verlauf der Ausgrabungen berichtet hat, hat er dann Annalen 40 eine Zusammenfassung der gesamten Ausgrabung im Hofheimer Lager gegeben, die mit zum Besten gehört, was die römische Forschung in Deutschland bis jetzt herausgebracht hat. Die überaus wertvolle Arbeit enthält ferner Beiträge aus dem Neolithikum, der Bronzezeit, sowie der Hallstatt- und Latènezeit, ein Beweis für die Kontinuität der

Befiedelung. Unter den anderen römischen Arbeiten Ritterlings sind zu nennen: „Ein Münzfund aus der Zeit Constantins d. Gr. zu Wiesbaden“ (Nass. Mitteilungen 1901/02, S. 20—24), „Höchst am Main, ein römischer Hauptwaffenplatz zur Zeit des Augustus“ (Nass. Mitteilungen 1901/02, S. 45—53) und „Reste römischer Befestigungen zu Höchst a. M. aus augusteischer Zeit“ (Nass. Mitteilungen 1904/05, S. 44—54), ferner an kriegsgeschichtlichen Arbeiten: „Zum Germanenkrieg d. J. 39—41 vor Chr.“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1913) und „Zu den Germanenkriegen Domitians“ (Österr. Jahresh. 1904, Beiblatt VII, S. 23ff.). H. Dragendorff berichtet „Zur Geschichte der frühromischen Okkupation Germaniens“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 5 (1909), S. 151—167), und Gg. Wolff behandelt „Die geographischen Voraussetzungen der Chattenfeldzüge des Germanicus“ (Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landesk. 50 (1917), S. 53 bis 123, 230—233). Unter den zahlreichen Veröffentlichungen über den römischen Grenzwall, den Limes, sind hier in erster Linie die unter der Bezeichnung „Der Obergermanische=Raetische Limes des Römerreiches“ (Verlag von O. Petters=Heidelberg) erschienenen Veröffentlichungen der Reichslimeskommission zu nennen, die zum Teil die im Nassauischen liegenden Limesstrecken und Kastelle behandeln. Einzelübersichten über den jeweiligen Stand der Erforschung des Limes geben die Berichte von W. Barthel: „Die Limesforschung 1906—08“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1906/07) und „Die Erforschung des obergermanischen=raetischen Limes in den Jahren 1908—1912“ (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1910/11, S. 114—181). „Die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland“ behandelt Fabricius (Westdeutsche Zeitschr. 1901), während Gg. Wolff im 9. Bericht der Röm.-Germ. Kommission (1916), S. 18—113 „Zur Geschichte des Obergermanischen Limes“ schreibt. Im gleichen Bericht S. 47—58 handelt Gg. Wolff „Über die Entstehungszeit der kleinen Erdkastelle auf dem Taunus und in der Wetterau“. Einzelne Teile des Berichtsgebietes behandeln E. Brenner: „Das römische Wiesbaden“ (Nass. Heimatbuch 104, S. 538—542), W. Heun: „Das Römerkastell Saalburg“ (Nass. Heimatbuch 106, S. 546—553); wegen der zahlreichen sonstigen Literatur über die Saalburg wird auf die eingangs erwähnten Saalburgveröffentlichungen verwiesen. A. Riese und A. Bach behandeln den (römischen?) Namen von Bad Ems (Germania 2 (1918), S. 46—47 und Germania 3 (1919), S. 17—19), A. Bach schreibt ferner über „Die Römer und die Emser Quellen“ (Nass. Mitteilungen 22 (1919/21), S. 27—31). Unter der reichhaltigen Literatur über Heddernheim sind zu erwähnen: Gg. Wolff: „Die Römerstadt Nida bei Heddernheim usw.“ (Frankfurt a. M. 1908 bei C. Jügel); vom gleichen Verfasser: „Zur Chronologie des römischen Heddernheim“ (Röm.-Germ. Korrespondenzbl.

3, S. 23—29), ferner Fr. Gündel: „Nida=Heddernheim. Ein populärwissenschaftlicher Führer durch die prähistorischen und römischen Anlagen im „Heidenfelde“ bei Heddernheim“ (Beilage zum Jahresbericht der Musterschule zu Frankfurt a. M. 1913). Über den Stand der Ausgrabungen und der Forschung bei Heddernheim endlich berichten die vom Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. herausgegebenen „Mitteilungen über römische Funde in Heddernheim“, sowie mehrere Aufsätze der Zeitschrift „Alt Frankfurt“, auf die hier nochmals verwiesen wird. Zu erwähnen sind endlich noch R. Bodewig: „Ein spätrömischer Burgus in Niederlahnstein“ (Nass. Mitteilungen 18 (1915), S. 121) und h. Jacobi: „Kleiner Feldberg. Römische und nachrömische Funde“ (Röm.=Germ. Korrespondenzbl. 4, S. 71—72).

Die germanischen Verhältnisse zur Römerzeit stellen in den Vordergrund der Betrachtung die Arbeiten von Norden: „Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania“ (Leipzig 1920, 2. Aufl. 1922), A. Riese: „Das rheinische Germanien in der antiken Literatur“ (Leipzig 1914) und von dem gleichen Verfasser: „Bataver und Mattiaken“ (Bericht der Röm.=Germ. Kommission 1920). Auch K. Schumachers „Verzeichnis der Abgüsse und wichtigsten Photographien mit Germanen=Darstellungen“ (Kataloge des Röm.=Germ. Zentralmuseums Mainz 1912 bei Wildens) berührt nassauische Funde, ebenso vom gleichen Verfasser: „Germanische Gräber der Spätlatène- und frühen Kaiserzeit“ in den Altertümern heidnischer Vorzeit V (S. 409—415). Über „Germanische Brandgräber der frühen Kaiserzeit aus Flörsheim a. M. und Nassau a. d. L.“ berichtet E. Brenner (Nass. Mitteilungen 15, S. 105—109), während W. Unverzagt „Germanische Grabfunde der späten Kaiserzeit aus Wiesbaden“ (Nass. Mitteilungen 20 (1916), S. 10—16) beschreibt.

Die Nassauischen Inschriften behandeln A. Riese: „Über Inschriften aus Nassau“ (Bericht der Röm.=Germ. Kommission 9 (1916), S. 138) und E. Brenner: „Die „Nattiaci“ Inschrift von Bordeaux und der Name „Nassau““ (Nass. Mitteilungen 18, S. 56—59).

Auch die **nachrömisch-frühgeschichtliche Zeit** ist verhältnismäßig gut in der nassauischen Literatur vertreten. E. Brenner gibt im Nassauischen Heimatbuch (105, S. 543—546) eine zusammenfassende Darstellung über die „Germanische Kultur in Nassau“, in der er besonders fränkische Siedlungen behandelt. Auch die von Brenner herrührende Arbeit: „Der Stand der Forschung über die Kultur der Merovingerzeit“ (Bericht der Röm.=Germ. Kommission 7 (1912), S. 253—351) zieht nassauische Funde und Verhältnisse in den Kreis ihrer Betrachtung, ebenso die Arbeiten von L. Witz: „Franken und Alamannen in den Rheinlanden bis zum Jahre 496“ (Bonner Jahrbücher 122, S. 170—210) und G. Weise: „Fränkischer Gau

und römische Civitas im Rhein-Maingebiet" (*Germania* 3 (1919), S. 97—100). Auch L. Schmidts: „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung“ (Berlin bei Weidmann) darf hier nicht vergessen werden.

Einzelne Teile des Berichtsgebietes behandeln die Arbeiten von Fr. Köpp „Frankfurt und die deutsche Frühgeschichte“ (Frankfurt 1918), R. Bodewig: „Über das vorgeschichtliche Braubach“ (Nass. Mitteilungen (1900/1901), S. 11—13), L. Lindenschmit: „Germanische Grabfunde der frühen Völkerwanderungszeit“. Zwei Grabfunde aus der Nähe von Niederursel — (Altertümer heidnischer Vorzeit V, S. 12—15) und H. Hed: „Das Lahntal in frühgeschichtlicher Zeit“ (Diezer Zeitung vom 11. 3. 1920 ff.). Die frühgeschichtlichen Verhältnisse und Fundstellen aus der Umgebung von Wiesbaden berühren die Aufsätze von E. Brenner: „Vorfränkische Funde aus Wiesbaden“ (Altertümer heidnischer Vorzeit V, S. 422—431), W. Unverzagt: „Zu den vorfränkischen Gräbern vom Heidenberg in Wiesbaden“ (*Germania* 1 (1917), S. 97—100) und S. Kutsch: „Frühfränkisches Grab aus Biebrich“ (*Germania* 5 (1921), S. 27—35). Fränkisch-karolingische Befestigungen behandeln die Arbeiten von Chr. L. Thomas: „Die Hünenburg bei Cronberg i. T.“ (Nass. Annalen 41 (1910), S. 1—10) und E. Brenner: „Die Lipporner Schanze“ — Karolingische Anlage an der Stelle eines späthallstatt- oder latènezeitlichen Ringwalles — (Nass. Mitteilungen 17 (1913), S. 33—40). Die Karolingische Zeit ist ferner vertreten durch die Aufsätze von R. Bodewig: „Kistengrab der Karolingerzeit zu Ems“ (Nass. Mitteilungen 14, S. 98), E. Brenner: „Eine neu aufgefundene vorromanische Skulptur aus dem Rheingau“ (Nass. Annalen 42, (1913), S. 132—137) und H. Hed: „Die Entstehung des Diezer Ortsnamens“ (Zeitschr. für Heimatkunde — Koblenz (1921), Heft 15). Nicht unerwähnt bleiben dürfen endlich auch die Arbeiten von Widmann: „Heidnische Spuren in christlichen Legenden“ — aus dem Lahngau — (Nass. Annalen 37 (1907), S. 59—71) und E. Brenner: „Nordische Götternamen in nassauischen Ortsnamen“ (Nass. Mitteilungen 14 (1912), S. 92—94).

Groß ist das während des Krieges und in der Nachkriegszeit zusammengekommene Fundmaterial, das noch seiner Veröffentlichung harret. Manches ist druckfertig, vieles noch in der Bearbeitung. Hier wird es ganz besonderen Eifers und größter Umsicht bedürfen, die oft so notwendig erscheinenden Veröffentlichungen trotz der Schwere der Zeit herauszubringen. Es muß dies erreicht werden!

Ich möchte den Bericht nicht schließen, ohne in Dankbarkeit dreier Männer zu gedenken, denen die Erforschung der Vorgeschichte Nassaus ganz besonders am Herzen gelegen hat, und denen die nassauische Vorgeschichtsforschung so unendlich vieles verdankt: A. v. Coßhausen, E. Ritterling und E. Brenner.

Durch Coßhausen, den langjährigen Konservator der Sammlungen des nassauischen Altertumsvereins, wurde die nassauische Vorgeschichtsforschung recht eigentlich erst begründet. Seine gute Beobachtungsgabe und seine für damalige Zeitverhältnisse scharfsichtige Ausgrabungsmethode haben uns Grabungsberichte gegeben, die auch den heutigen Anforderungen der Wissenschaft noch durchaus gerecht werden können.

Unter E. Ritterling, dem derzeitigen Direktor des Nassauischen Landesmuseums, konnte dann die reiche Sammlung zu dem heranreifen, als das sie uns heute vor Augen tritt. Was die nassauische Vorgeschichte Ritterling verdankt, davon geben zwar seine im vorstehenden aufgeführten, zahlreichen vorgeschichtlichen Arbeiten schon ein beredtes Zeugnis; wer die großen Leistungen und Verdienste Ritterlings aber im besten Lichte sehen will, der gehe in die Räume des neuen Wiesbadener Museums. Was hier mit unendlicher Mühe und Sorgfalt zusammengetragen und wissenschaftlich verarbeitet worden ist, ist zum weitaus größten Teile sein Werk.

Eine ganz besondere Freude ist es mir jedoch, des leider der Wissenschaft durch seinen Heldentod in den Karpathen viel zu frühe entrissenen, zeitweiligen Direktors des Wiesbadener Museums, E. Brenner, zu gedenken. Was die nassauische Vorgeschichte noch von ihm hätte erwarten können, was ihr durch seinen frühen Tod verloren ging, davon geben seine Werke nur eine kleine Ahnung. Wer als Wissenschaftler oder, wie ich, als Kamerad im gleichen Ersatzbataillon (Res.-Inf.-Rgt. Nr. 80), Gelegenheit hatte, mit ihm über vorgeschichtliche Fragen zu sprechen, der weiß, aus welch tiefem Born Brenner schöpfte, der weiß auch, was nicht nur die nassauische, sondern auch die gesamte deutsche Vorgeschichtsforschung an ihm verloren hat. Ehre seinem Andenken!

Diez a. d. L., Ostern 1923.

Die Neuordnung der Erfurter vorgeschichtlichen Sammlung.

Von Studienassessor Ernst Lehmann, Erfurt.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Durch die Tätigkeit des Erfurter Altertumsvereins, des Thüringerwaldvereins zu Erfurt und durch gelegentliche Erwerbungen des städtischen Museums war eine Sammlung von vorgeschichtlichen Altertümern zustande gekommen, die zwar ganz vernachlässigt war, aber doch zahlreiche gute Stücke enthielt, so daß eine geordnete Aufstellung sich lohnen mußte. Diese wurde vom Verfasser vorgenommen und zugleich Fehlendes durch neuere Funde und durch bisher in Privatbesitz verborgene Stücke, wenn nötig, auch durch Nachbildungen ergänzt. Dabei wurde auf die Bedürfnisse von in der Vorgeschichte noch unbewanderten Besuchern weitgehend Rücksicht genommen. Die vorgeschichtliche Sammlung ist nunmehr dem naturwissenschaftlichen Heimatmuseum angegliedert, das 1922 als Zweig des Erfurter städtischen Museums eröffnet wurde (Erfurt, Johannisstr. 69). Die folgende Zusammenstellung behandelt die Funde etwas eingehender, die in den „Altertümern Thüringens“ noch nicht erwähnt oder nicht richtig gedeutet worden sind. Es sei noch bemerkt, daß die Sammlung Schießsche, die meistens zusammenhängende und gut beobachtete Funde gerade aus Erfurts nächster Umgebung enthielt, sich im Museum in Halle befindet.

Eine Sammlung von erratischen Gesteinen, die neben Zähnen und Knochen von Diluvialtieren zur Veranschaulichung der Eiszeit dient, enthält mehrere schön geschrämmte und gekrümmte Stücke, wie sie in Mittelthüringen nicht häufig sind. Erfurt liegt gerade am Rande des Maximalstandes der Vereisung; eine Reihe wichtiger „Grenzblöcke“ wurden photographiert und unter dem Titel „Zeugen der Eiszeit“ als Postkartenserie herausgegeben (bearbeitet von A. Reichardt und E. Lehmann, zu beziehen durch das Heimatmuseum). Außer Vergleichsstücken aus Frankreich enthält die Sammlung altpaläolithische Werkzeuge aus dem Imtal bei Weimar und jüngstpaläolithische vom Typus des Azylien-Cardenoisien von Döbriß bei Pöhrned i. Th. (Klingen mit abgestumpftem Rücken, flache Abschlüge, geeignet, um nebeneinander zur Herstellung einer Schneide gefaßt zu werden, und Schaber, fast nur kleine Formen, Abb. 1, Nr. 1).

Den breitesten Raum nehmen, wie bei allen Thüringer Sammlungen, die Funde aus der jüngeren Steinzeit ein. Aus den zahlreichen Einzel-

funden von Steinbeilen und Hämmern lassen sich folgende Gruppen herausheben: Spitznackige (dreieckige) Beile von rundlichem oder flachovalem Querschnitt; zu letzteren gehören die Beile aus Nephrit und Jadeit von Harras, Hochheim und Erfurt. Die in Thüringen im allgemeinen vereinzelt auftretenden spitznackigen Beile häufen sich an einigen Stellen (z. B. Roter Berg bei Gispersleben nördlich von Erfurt und Alte Burg bei Arnstadt). Ferner trapezförmige und rechteckige Beile mit angenähert rechteckigem Querschnitt (darunter nordische Importstücke aus Feuerstein), wie sie für die nordindogermanischen Kulturen bezeichnend sind, und hochgewölbte und flache Häden der Bandkeramiker, Schnurkeramische Streitärte in verschiedenen Formen, regelmäÙig gearbeitete, aber nicht facettierte Streitärte, die zum Teil der Megalithkeramik und der ihr nahestehenden Bernburger Keramik angehören mögen, bandkeramische unregelmäÙig gearbeitete Arbeitshämmer, Sektteile und die bekannten hochgewölbten Häden mit quergestelltem Bohrloch. Dieser letzte Typus kommt gewöhnlich in großen Exemplaren vor (als Häden oder Pflugscharen brauchbar; zwischen beiden kein völliger Unterschied!), zeigt meistens eine ganz gleichartige Bearbeitung und findet sich oft in Derwafunden, ein Beweis für eine gewerbsmäÙige Herstellung dieser Geräte. Ein Derwafund aus dem Ried von Haldungen enthält eine hochgewölbte Hade mit queren Bohrloch, einen Sektteil (Urstück im Vorgeschichtlichen Staatsmuseum in Berlin, AbguÙ in Erfurt), eine flache Hade und ein halbfertiges Stück mit Sägeschnitt, Behaupuren, beginnendem Schliff und AnsaÙ der Bohrung. Die vier Geräte sind 30,5—34 cm lang (Abb. 1, Nr. 2). Die kleinste hochgewölbte Hade mit querer Bohrung (von Neunheilingen) ist nur 11,5 cm lang. Die Bohrung der Steinhämmer ist mit einem hohlen, seltener mit einem vollen Bohrstab erfolgt, oft von zwei Seiten her; einige Hammerbruchstücke sind an den Bruchstellen wieder glatt geschliffen und mit einer neuen Bohrung versehen worden, die aber nur oberflächlich bleibt; da sonst halbfertige Geräte ziemlich selten sind, können die erwähnten Bruchstücke nicht einfach als in Umarbeitung begriffen bezeichnet werden. Dem erneuten Anbohren kommt vielleicht eine besondere symbolische Bedeutung zu (Altertümer Thüringens, Taf. 6, Nr. 80 und 92; Mitteilungen des Erfurter Altertumsvereins, Heft 13, Taf. 1, Nr. 4).

Die steinzeitlichen „Herdruben“ am Nordabhang des Steigers und am Südobhang des Petersberges bei Erfurt lieferten neben anderem zahlreiche Scherben der Spiralkeramik, und zwar kommt an beiden Stellen der Glomborner und der Plaidter Stil, daneben auch die Stichelreihenkeramik vor, während die typische Kößener Keramik mit der eigenartigen Verzierungstechnik bisher nur am Steiger beobachtet wurde. Unter den spiralkeramischen Scherben finden sich auch rotbemalte. Die Bemalung füllt die zwischen den eingeritzten Linien verlaufenden Flächenstreifen aus und tritt nicht als selbständige Verzierung auf. Über die zeitliche Aufeinanderfolge der bandkeramischen Kulturen haben die Funde bei Erfurt bisher keinen sicheren AufschluÙ gegeben. DaÙ aber auch z. B. zwischen den nahestehenden Stilen von Glomborn und Plaidt ein deutlicher kultureller und wohl auch zeitlicher Unterschied besteht, geht aus der Tatsache hervor, daÙ manchmal Gruben gefunden werden, die ausschließlich Scherben nur von einem dieser Stile enthalten. Das auch beobachtete Durcheinander dieser Stilarten unter sich und mit Stichelreihenkeramik wird darauf zurückzuführen sein, daÙ sich an der Fundstelle mehrere verschiedenen Kulturen angehörende Hausgrundrisse decken. Dagegen konnte einwandfrei festgestellt werden, daÙ die Schnurkeramiker bei Erfurt sich erst nach dem Abzug

der Bandkeramiker ansiedelten. In einer Herdgrube am Petersberg, die zahlreiche Scherben vom Plaidter Stil enthielt, wurde von mir ein schnurkeramisches Grab gefunden mit einem liegenden Hocker und einer der Hochstufe der Schnurkeramik angehörenden Amphore, einem Feuersteinmesser

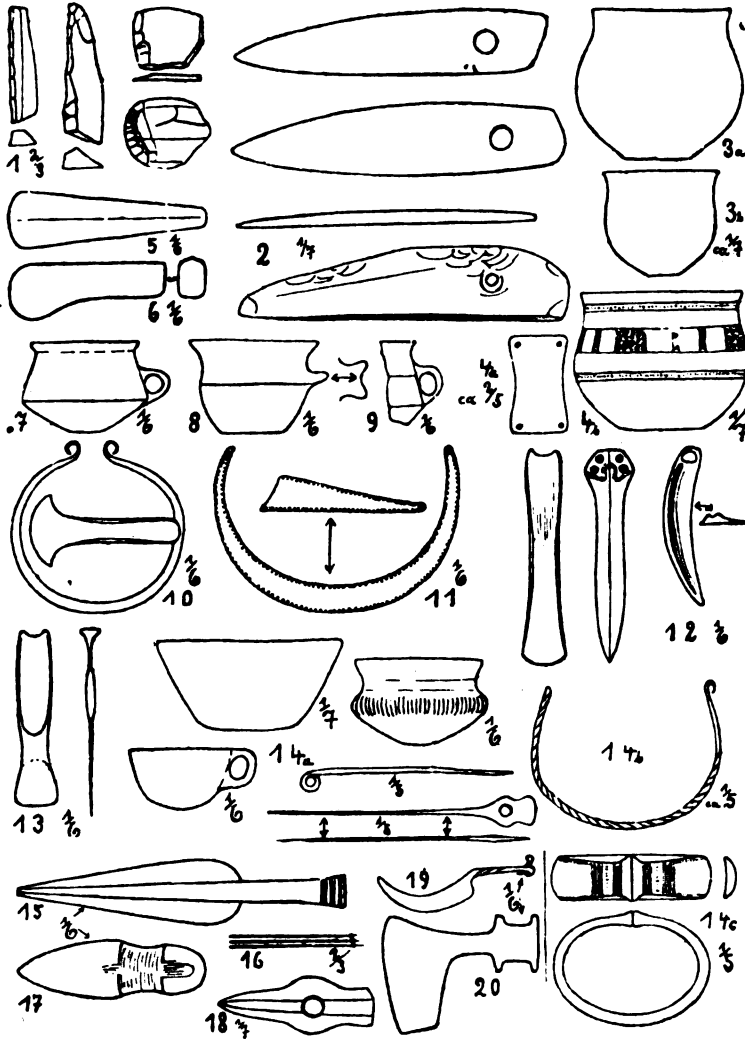


Abb. 1.

und einer als dunkle Masse noch erkennbaren Holzschale als Beigaben. Auf der Tagung des Verbandes deutscher Vorzeitforscher in Weimar (1922) teilte Prof. Amende eine ähnliche Beobachtung aus der Umgebung von Altenburg mit.

Bernburger und Megalithkeramik besitzt die Sammlung vom Bornhöf bei Nägelsstedt (gesammelt von Stadtarchivar Gutbier in Langensalza).

Auf dem Bornhög ist die Megalithkeramik durch zahlreiche Bruchstücke von Kragenfläschchen vertreten. Die Erfurter Sammlung besitzt vier Stück; ein Stück befindet sich noch in Langensalza (abgebildet in den „Altertümern Thüringens“, Taf. 4, Nr. 50); andere mögen noch in den Sammlungen in Berlin und Halle sein. Die mir bekannt gewordenen Bruchstücke haben einen langen steilen Hals, an dessen Grunde ein dünner unverzierter Krage sitzt, wie es Kossinna von einem Fläschchen aus der Züscher Steinkiste beschreibt (Mannus, Bd. 13, S. 149). Die vom Bornhög stammenden Beile aus Wiedaer Schiefer haben die Form der dicknackigen nordischen Beile mit rechteckigem Querschnitt und scharfen Kanten.

Verhältnismäßig häufig sind bei Erfurt die Überreste der Glodenbechergruppe. Vom Roten Berg bei Erfurt stammen zwei unverzierte Becher (Abb. 1, Nr. 3a, b); ein verzierter befindet sich noch in der Sammlung Sahlender am Roten Berg (Abbildung in der Arbeit Größlers über Glodenbecher). Zu diesen Glodenbecherfunden mögen eine Reihe spitznackiger Beile vom Roten Berg gehören. Von Erfurt-Nord stammt eine einzelne verzierte Scherbe (wohl aus einem Grabe), ein Grabfund mit einer vierfüßigen verzierten Schale in der Sammlung Schiesche (Museum Halle, Abbildung bei Größler) und ein vom Verfasser aufgedecktes Flachgrab ohne Steinpackung mit einem liegenden Hoder und einem verzierten Becher und einer Daumenschußplatte als Beigaben (Abb. 1, Nr. 4a, b). Die Mittelzone des Bechers enthält 5 breite und $2 \times 5 = 10$ schmale verzierte Felder. Die verhältnismäßig kleine gewölbte Daumenschußplatte aus rotbraunem Gestein ist 6 cm lang, in der Mitte 3 cm, an den Enden 3,5 cm breit und 3 mm dick; sie paßt genau an den Mittelhandknochen des Daumens. Aus dem Krämpfersfeld bei Erfurt stammt ein Bruchstück einer wahrscheinlich sechsfüßigen verzierten Schale. Ein Grabfund vom Gelände der Zuckerrfabrik bei Walschleben, der ein Skelett und einen verzierten Becher enthielt, ist leider zerstört worden.

Bei einem Steinbeil von Frankenhäusen, das mir wegen der nach unten verbreiterten Schneide als Nachbildung eines Metallbeils verdächtig erschien, fand ich auf der oberen Schmalseite die Andeutung einer Gußnaht. Durch Vorbilder aus Metall ist wohl auch die im übrigen an nordische Hämmer erinnernde Form eines Hammers von Neudietendorf beeinflusst worden. Unter den im allgemeinen der Bronzezeit zugeschriebenen Rillenhämmern findet sich ein Exemplar von Neunheilingen mit einer auf der Oberseite eingegrabenen Rinne zur Aufnahme eines Spannkeils für die um die Rille laufende Bindung (Abb. 1, Nr. 6, 18, 17).

Die Flachbeile aus Kupfer und Bronze von Iffersheilingen, Seehausen bei Frankenhäusen, Monraburg, Erfurt und Ingersleben zeigen verschiedene Grade der Verbreiterung der Schneide, der Abnahme der Dide und der Glättung der Oberfläche. Gerade das der Form nach typologisch zuerst stehende Beil von Iffersheilingen enthält ziemlich viel Zinn (ungefähr 7%). Bei dem Kupferbeil von Seehausen läuft die Gußnaht nicht über die Schmal-, sondern über die Breitseiten (Abb. 1, Nr. 5). Ein ziemlich dickes, an der Schneide wenig verbreitertes Beil mit schwachen Randwülsten aus der Umgebung von Kindelbrück besteht aus zinnarmer Bronze (ungefähr 2%). Die Mehrzahl der hier vorhandenen Randbeile gehört dem sächsischen Typus (Aunjetitzer Kultur) an; darunter befindet sich auch ein Stück von Bennewitz, das der Form und Größe nach wohl zu dem bekannteren großen Verwahrfund gehören kann, der bei der Entdeckung in mehrere Hände zerstreut wurde. Ferner stammen aus der ältesten Bronzezeit 2 Randbeile und 10 glatte

halsringe aus einem Verwahrfund von Orlishausen, der ursprünglich 8 Beile und 20 Ringe enthielt, ein Grabfund von Walschleben mit Randbeil und Halsring (Abb. 1, Nr. 10), Aunjetitzer Becher von Erfurt (Andreastor), Erfurt-Nord und ein Bruchstück vom Bornhög bei Nägelsstedt (Abb. 1, Nr. 7, 8, 9), dann ein eigenartiger Fund (dem Bericht nach Verwahrfund) vom Südfriedhof bei Erfurt mit meißelförmigem Randbeil (armoritanischer Typus), Dolchlinge mit 4 Nieten und Knopfsichel, an denen man noch die Spuren der Schäftung sieht (Abb. 1, Nr. 12). Den Anfangsperioden der Bronzezeit gehört wahrscheinlich auch ein Halskragen an (Abb. 1, Nr. 11) aus dünnem Kupfer mit Löchern an den Enden und am Rande mit kleinen Buckeln verziert, die von der Rückseite her eingeschlagen sind; er stammt mit einem entsprechend gearbeiteten Gürtel (offener Reif von 80 cm Umfang) vom Bornhög bei Nägelsstedt. Den mittleren Perioden der Bronzezeit entstammen

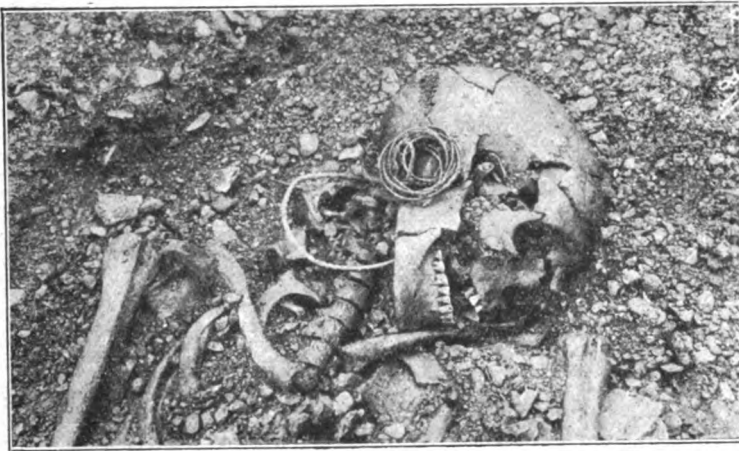


Abb. 2. Gestrecktes Stelett mit Halsring, Ringen am rechten Ohr, Kette am linken Ohr (noch unter dem Schädel). Erfurt, Nordabhang des Steigers. Museum Erfurt.

ein Absatzbeil und eine Nadel mit geschwollenem Hals von Tüngeda (Abb. 1, Nr. 13), wahrscheinlich zusammengehörig, da derartige Stücke in den Hügelgräbern der Perioden II und III am Südabhang des Thüringer Waldes vorkommen; ferner mittelständige Lappenbeile, Halsringe mit einfacher Drehung, zusammenhängende Grabfunde von Allstedt, aus der Umgebung von Langensalza und vom Nordabhang des Steigers bei Erfurt (Abb. 1, Nr. 14 und Abb. 2), Lanzenspitzen, die auch zum Teil schon den jüngeren Perioden angehören (Abb. 1, Nr. 15 von Griefstedt und Mannus, Bd. 13, S. 174), wie sich überhaupt die Thüringer Bronzefunde oft nicht leicht datieren lassen. Die Bemerkung von Nilsson (Mannus, Bd. 15, S. 257), daß das Gräberfeld von Waltersleben der jüngeren Bronzezeit angehören dürfte, ist sicher zutreffend. Ein Tongefäß zeigt deutlich den Einfluß der Lausitzer Keramik (Jahreschr. Bd. 1, Taf. 15, Nr. 3, ein ähnliches von Nohra im Museum Weimar und ein weiteres vom Roten Berg bei Erfurt in der Sammlung Sahlender).

Über das Möriger Schwert von Döllstedt aus Periode V der Bronzezeit hat der Verfasser im Mannus, Bd. 13, S. 172—175 berichtet. Die zahlreichen Zierlinien auf der Schwertklinge sind schon an dem Wachsmo-
dell (vor dem

Guß in der verlorenen Form) mittels einer Schablone eingedrückt worden, die am Schwertrande entlang bewegt wurde. Man bemerkt z. B. an einer Stelle beim Auslaufen dreier Parallellinien auf diesen in gleicher Höhe eingedrückte Punkte (Abb. 1, Nr. 16). Der Arbeiter hat hier vor dem Ziehen der Linien mit der Schablone das beabsichtigte Ende der Linien angemerkt. Daselbe Zeichen findet sich auf der andern Seite der Klinge in gleicher Höhe.

Aus der frühesten Eisenzeit stammen Wendelringe, ein Halsring mit 3 Wendepunkten von Neunheilingen, ein Armring mit 7 Wendepunkten von Erleben a. d. Gera (Stelettgrab als Nachbestattung in einem schnurkeramischen Grabhügel) und ein Halsring mit 10 Wendepunkten aus einem Brandgrab vom Seeberg bei Gotha. An dieser Stelle sind mehrere solcher (wohl schon germanischer) Brandgräber als Nachbestattungen in schnurkeramischen



Abb. 3. Grabfund aus der Umgebung von Karthaus in Westpreußen. Die Länge des Goldanhängers beträgt 4 cm. Museum Erfurt.

mischen Steinplattengräbern gefunden worden (Mitteilung von Prof. Florischütz, Gotha). Ein Armring von Henningsleben mit 6 Wendepunkten befindet sich noch in Erfurter Privatbesitz. Ein „imitierter“ Wendelring (Halsring) stammt von Udersleben.

Die Latènezeit ist vertreten durch Leichenbrandurnen von Erfurt-Nord, Gebrauchsgefäße, darunter ein großes Vorratsgefäß, von der Ansiedlung vor dem Andreastor bei Erfurt, Funde aus Urnenfeldern (Spätlatène) von Langensalza, vom Simmel bei Eischleben (Abb. 1, Nr. 19) und von Gispersleben, die Kaiserzeit durch Urnen, Fibeln von verschiedenen Typen, Griff eines römischen Schöpfgefäßes aus versilberter Bronze mit 11 Stempeln von Oberhof (italienischer Import der älteren Kaiserzeit), Münzen von verschiedenen Fundstellen und einen Eimer vom Hemmoorer Typus von Möbisburg (jüngere Kaiserzeit). Aus Westpreußen besitzt die Sammlung einen gepidischen Grabfund mit einem birnförmigen Anhänger aus Gold, zwei Schildarmbändern,

einem Halsbandschließhaken, einer Schnalle, einem dreiteiligen Riemenverbindungsstück und einer späten Fibel mit Rollentappe aus Bronze, einer kleineren, zweiproffigen Fibel aus Silber, einer großen ovalen Perle aus Bernstein und mehreren kleineren aus Bernstein, Schmelz und Ton (Abb. 3). Der Fundort liegt in der Nähe von Karthaus. Nähere Fundumstände sind nicht bekannt¹⁾.

Merowingische Gefäße, Waffen und Schmuckstücke stammen aus Gräbern von Gispersleben (Abb. 1, Nr. 20), vom Anger in Erfurt und vom Simmel bei Eischleben. An slawischen Funden besitzt die Sammlung die Ausbeute der Gräberfelder von Neuschmidtstedt bei Erfurt und vom Windberg bei Bischoleben mit eisernen Geräten, Schlafenringen, Hals- und Armringen aus Bronze und Silber, Ohrschmuck aus Silberfiligran mit Vergoldung und Perlen aus Silber, Glas und Ton. An die vor- und frühgeschichtliche Abteilung schließen sich die umfangreichen mittelalterlichen und neuzeitlichen kultur- und kunstgeschichtlichen Sammlungen des Erfurter städtischen Museums an.

¹⁾ Man möchte glauben, daß dieser Grabfund, der etwa um 150 nach Chr. anzusehen ist, aus einem der reichen kaiserzeitlichen Grabhügel von Mischischewitz stammt, dem bisher einzigen Orte des Kreises Karthaus, wo sich Gräber dieser Zeit gezeigt haben (vgl. E. Blume, Die germanischen Stämme, Teil II, Manusbibl. 14, S. 139). G. K.

Ein schwedisches Seitenstück zu einer uckermärkischen Bronze- schmuckplatte.

Don Gustaf Kossinna.

Mit 1 Textabbildung.

Don der Hagen hat Mannus Bd. 15, S. 69 eine seltsame kleine spitzovale Bronzeschmuckplatte aus einem mit Steinpackung überdeckten Urnengrabe bei Schmiedeberg, Kr. Angermünde, veröffentlicht, die auf der Rückseite 2 viereckige Stielknöpfe trägt. Ein verschollenes Seitenstück dazu (Abb. 1) konnte ich aus einem Steingrave in einem Hügel bei Arendsee, Kr. Prenzlau, das in die Periode V der Bronzezeit gehört, nachweisen (ebd. S. 91). Dieses Stück hat nur den Unterschied, daß die Knöpfe rund und die 4 kleinen Randscheiben unmittelbar am Spitzoval sitzen, nicht erst auf einem besonderen kurzen Draht wie bei dem Schmiedeberger Stück. Letzteres könnte daher um ein kleines älter sein und das zugehörige Grab noch in die Periode IV gehören, wofür auch die reichverzierte Deckschüssel der Urne spricht, da sie „schräg abgedrehten“ Rand hat. Ein dem Arendseer Stück vollkommen gleiches ist nun neuerdings auf dem Westgrabfelde bei Svarte Siffläge Kirchspiel Bjäresjö im südwestlichen Schonen zum Vorschein gekommen. Es handelt sich hier um ein durch wenige Steine geschütztes Grab in älterem Steinhügel, dessen Urne mit einander kreuzenden senkrechten und wagrechten Linien bedeckt ist, einen Mützenedel trägt und im Innern einen unverzierten Doppelknopf, sowie die fragliche Bronzeplatte barg.

Auch dieses Grab gehört klarlich in die Periode V. Veröffentlichung durch Solke Hansen im Fornvännen 1923, S. 129.

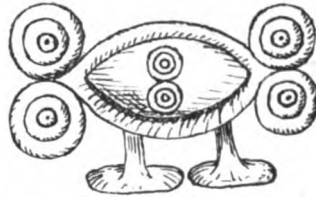


Abb. 1.

Zu meiner Ostgermanenkarte.

Don Gustaf Kossinna.

Mit einer Karte und 4 Textabbildungen.

Die Karte, die ich mit einem Begleitwort jetzt der Öffentlichkeit übergebe, hat eine längere Geschichte, denn ihre Anfänge gehen auf die Zeit gleich nach 1905 zurück. Der Gang der Entstehung und Ausbreitung der Ostgermanen, wie ich ihn damals in einer bekannten Abhandlung¹⁾ zum ersten Male klargelegt hatte, war an sich nicht ganz einfach und mußte in meiner mit der Fülle des Beweismaterials belasteten Darstellung für den damaligen Leserkreis, der mit meiner Forschungsweise noch zu wenig vertraut war, noch verwickelter erscheinen, als er tatsächlich gewesen ist.

Diesem Übelstande wollte ich dadurch abhelfen, daß ich den Wechsel der Grenzen des ostgermanischen Gebiets durch Niederschlag auf das Landschaftsbild anschaulicher gestaltete. Die hierfür entworfene Karte bot nicht nur eine Darstellung der im Laufe der Jahrhunderte ständig sich ändernden Grenzen der Ostgermanen gegen die Westgermanen, sondern auch die Gründe für meine Anschauung in diesen Fragen durch Einzeichnung der für die Grenzziehung wichtigsten Fundorte, insbesondere soweit ost- und westgermanische Siedeln und ost- und westgermanische Mäandergesäße in unmittelbarer Nähe der Grenzlinien in Betracht kamen. Mein treuester Schüler, der unvergeßliche Erich Blume, leistete mir bei der Einzeichnung der Fundorte selbstlose Hilfe. Zu einer Veröffentlichung dieser Karte ist es aber nie gekommen, auch nicht, als ich durch Begründung des Mannus mir die Möglichkeit dafür geschaffen hatte. Ich fand nicht einmal Zeit, dies in der ersten Auflage der „Herkunft der Germanen“ (1911) nachzuholen.

Mittlerweile war mir aber auch klar geworden, daß die Karte in der damals vorliegenden Gestalt nicht veröffentlicht werden könnte, weil sie zu bunt geworden und der Bezug der Fundortzeichen auf die zugehörige Grenzlinie für den Nichtkenner nicht leicht zu erfassen gewesen wäre. Klarheit und Übersichtlichkeit des Kartenbildes ist aber stets mein oberster Grundsatz gewesen. Wir haben ja leider noch neuerdings abschreckend wirkende Beispiele sogenannter Spezialarten erlebt, die eine derartige Masse von Kulturererscheinungen mehrerer aufeinanderfolgender Kulturperioden durch Einzeichnung sämtlicher einschlägiger Fundorte in den verschiedenartigsten Zeichen und Zeichengruppen vorführen wollen, daß auch dem gewiegtesten

¹⁾ Die verzierten Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen (Zeitschr. f. Ethnologie 1905, S. 369—407).

Kenner es zunächst grün und blau vor den Augen wird (obwohl gar keine farbige Karte vorliegt!), bis er dann mit der Lupe bewaffnet unter großer Augenanstrengung und noch größerem Zeitaufwand die Darstellung der Karte allmählich begreift. Von Anschaulichkeit ist da keine Rede. Ich verlange aber von einer archäologischen Karte zu allernächst, daß sie auf den ersten Blick schon ein ungefähres Bild dessen vermittelt, was sie aussagen will, ohne daß es erst mühsamsten Studiums der Einzelheiten bedarf. Denn sonst hat sie ihren Zweck verfehlt und ist besser durch Wortbeschreibung zu ersetzen, am besten durch landschaftlich geordnete Statistik, die zugleich nachgeprüft und späterhin leicht ergänzt werden kann.

So entschloß ich mich, die Fundortseinzeichnung wieder zu streichen. Und in dieser Gestalt sollte die Karte der zweiten, reich auszugestaltenden Auflage meiner amtlichen kleinen Schrift über „Das Weichselland“ (1919) beigegeben werden, die 1920 als Band der Mannusbibliothek erscheinen sollte und eine Zeitlang bereits im Voraus angekündigt wurde. Die Karte wurde zwar sogleich flischiert, allein mir fehlte damals leider die Zeit zur Umarbeitung des Textes der Schrift und seit vorigem Jahre mußte wiederum der Verlag der Aufnahme neuer Manuskripte für die Mannusbibliothek halt gebieten, zumal sie ohnehin noch mit Stoff aus den letzten Jahren überladen war.

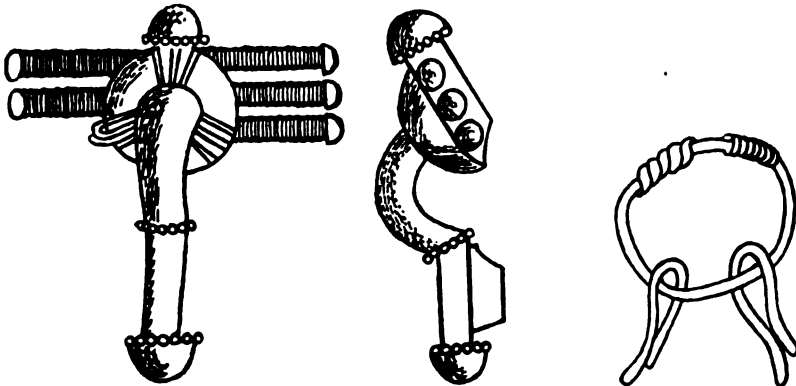
So kam die Gefahr einer Veraltung der Karte in drohende Nähe. Eine Veraltung konnte freilich weniger die im Elb- und Odergebiet hinlaufenden Scheidelinien der beiden großen Germanengruppen treffen, als vielmehr die Gebietsumgrenzungen der Ostgermanen nach Osten hin, also besonders das Weichselgebiet. Hier setzte nämlich im alten Kongreßpolen seit 1918 eine äußerst rege archäologische Tätigkeit ein, die sowohl auf Ausgrabungen als auf die bisher hier völlig vernachlässigte Veröffentlichung der Funde sich erstreckt und unter Führung meines einstigen Schülers Kostrzewski in Posen steht. Es kommen hier eine Reihe polnischer Zeitschriften in Betracht, wie die nach vierzigjährigem Schlafe 1920 zu neuem Leben erweckten Warschauer *Wiadomości archeologiczne*, von denen 1923 unter Leitung von W. Antoniowicz der 8. Band erschien, ferner die *Posener Zapiski Muzealne* (seit 1917) und der *Przeglad archeologiczny*, beide von Kostrzewski begründet, endlich die *Kratauer Prace i materjaly antropol., archeol. i etnogr. Pol. Akad. Um. Krakow*, ebenfalls 1920 neubegründet. Weiter ist für das sog. großpolnische Gebiet (Posen) eine zusammenfassende Darstellung Kostrzewskis zu nennen, die jetzt in zweiter vergrößerter Auflage erschienen ist: *Wielkopolska w czasach przedhistorycznych*, Posen 1923, ein Werk, das im Verein mit den übrigen neuesten archäologischen Forschungen über „Großpolen“ überhaupt im nächsten Mannushefte durch Freiherrn v. Richtofen in Breslau seine eingehende Würdigung finden wird.

Leider steht mir selbst hier in Berlin nur ein Teil dieser neuesten polnischen Literatur zur Verfügung; so fehlt mir immer noch, um nur die empfindlichste Lücke zu nennen, die Möglichkeit der Benutzung des genannten *Przeglad archeologiczny*. Aus der mir zugänglichen polnischen Literatur konnte ich entnehmen, daß ich 1919 in meinem „Weichsellande“ (S. 19) noch zu zaghaft mich ausgedrückt hatte, als ich schrieb: „Wenn Tacitus gleich im Eingange seiner „unsterblichen“ Schrift über die Germanen sagt, von den Wenden würden sie durch gegenseitige Furcht geschieden, so spricht auch dies dafür, daß nicht gleich am Ostufer der Weichsel, sondern erst in einem gemessenen Abstände davon, vielleicht am Bug, die Westgrenze der Slawen lag“. Zu dem alten germanischen Fundorte des letzten Jahrhunderts vor. Chr. Kostomlati

am Ostufer des Bug südlich von Brest Litowſſ geſellt ſich jezt für dieſelbe Zeit das nordweſtlich von Brest Litowſſ ebenfalls am Ostufer des Bug gelegene reiche Gräberfeld „Kozarowka“ bei Drohitzſchin, Gouv. Grodno, etwa am Zuſammenstoß der beiden Landſchaften Podlachien (nordwärts) und Podleſien (oſtwärts)¹⁾. Beide Sundorte beſtimmen jezt den Ostverlauf der Linie III.

Das Latène-Grabfeld bei Drohitzſchin ſetzt ſich nun durch die frühe in die ſpäte Kaiſerzeit hin fort, etwa bis 300 nach Chr., und gibt im Verein mit der Runenlanze aus der Koweler Gegend den Zug der oſtgermaniſchen Ostgrenze des 3. Jahrſ. nach Chr. an (Linie VI).

Ich will hier gleich einfügen, daß die in der Nähe der Grenzlinien befindlichen Namen größerer Ortſchaften nur zu dem Zweck eingezeichnet ſind, daß der Beſchauer ſich leichter zurecht finde, wofür die größeren Flußläufe allein nicht immer genügen. Eine Ausnahme macht nur der Ost- und Südteil des durch Linie VI umſchloſſenen ſpätkaiferzeitlichen Gebiets. Hier ſind die

Abb. 1. $\frac{1}{2}$ Gr.

Nyiregyháza.

Abb. 2. $\frac{1}{2}$ Gr.

genannten Namen Drohitzſchin, Koſtomlati und Kowel zugleich als Sundorte wichtig.

Noch mehr iſt dies der Fall in Nordungarn, wo als bedeutsamſte Siedlungen der haſdingiſchen Wandalen die Orte Oſztropataka (Kom. Saros) und Gibart (Kom. Abauj) angegeben worden ſind, während das ebenfalls angegebene Cete (Kom. Zemplin) entweder auch wandaliſch oder vielleicht eher gepidiſch war. Außerdem ſtehen hier in großer Schrift die Namen der wichtigſten Komitate, in denen haſdingiſche (weſtlich) oder gepidiſche (öſtlich) Sunde gemacht worden ſind: Zips, Saros, Zemplin, Bereg, Abauj, hont, Szabolcs und Szatmar. Die Sunde von Bodrog=Latorcza (Kom. Zemplin)²⁾ und die von Apa und Bela [Kom. Szatmar³⁾] könnten nach Lage der Sundorte vielleicht auch als gepidiſch angeſehen werden, obwohl in Apa und Bela Waffengräber wandaliſcher Art vorliegen. Aus dem Muſeum Nyiregyháza, Kom. Szabolcs, will ich hier noch den Sund eines reichen Frauengrabes

¹⁾ Deröffentlicht wurde das Gräberfeld Kozarowka von Zigmunt Szmit: Wiad. arch. Waſchau VI (1921), S. 61—70 und VIII (1923), S. 152—175.

²⁾ Bronzefibel mit langer Nadelſcheide, also 4. Jahrhundert (Muſ. Budapest).

³⁾ Die beiden Sunde des Kom. Szatmar habe ich bei M. Jahn, Der Reiterſporn S. 122 bekannt gemacht und kurz beſchrieben; ebendort auch Sunde des Muſ. Kaſchau (Kom. Abauj) und die größeren Sunde von Kanyar und Ketcſe, Kom. Szabolcs.

vorführen, das in der Stadt Nyiregyháza selbst aufgedeckt worden ist¹⁾. Der Name des Komitats Bereg mußte eingetragen werden, nachdem kürzlich ein Skelettfund von Ardánowo östlich von Munkacs veröffentlicht worden ist²⁾, den ich den in Nordungarn archäologisch sonst nicht feststellbaren Latrinen zuschreibe, jenem Wandalenstamme, der als erster unter den Ostgermanen durch den Vorstoß vom Jahre 167 die germanische Periode des innerhalb des Karpathenkanzes gelegenen Landes einleitete³⁾.

Weit größere Schwierigkeiten verursacht die Umgrenzung des Gebiets der frühheidenzeitlichen ostgermanischen Gesichtsurnen- und Steinfistenkultur (Linie II).

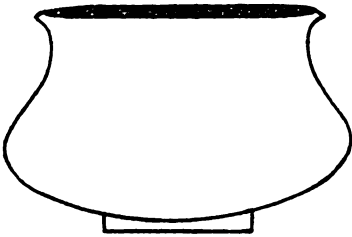


Abb. 3. $\frac{1}{3}$. Nyiregyháza.

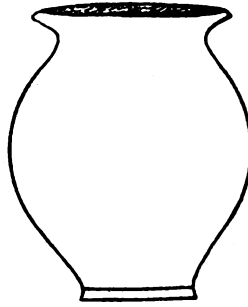


Abb. 4. $\frac{1}{3}$.

Aus vergangenen Jahrzehnten ist nur die von Ossowski 1881 veröffentlichte Karte dieses Gebiets zu nennen. In unserem Jahrhundert habe

¹⁾ Beim Bau der Reiterkaserne kamen im Dezember 1891 in einem Sandhügel neben der Bahn folgende Gegenstände zum Vorschein:

1. eine silberne Dreierrollenfibel mit halbrunder Kopfplatte, an der die Nadel und die linke Hälfte der untersten Spiralarolle fehlen, auch ein Teil des Nadelhalters abgebrochen ist (Abb. 1);

2. der fast völlig geschlossene Fuß einer Fibel m. u. S.

3. 6 Bruchstücke eines oder zweier gedrehten Silberhalsringe mit durchlocherten Endscheiben, deren zwei sich vorfanden;

4. eine gegoffene „helle, harte Metallscheibe“ (Spiegel) von 96 mm Dm. und 1 mm Stärke;

5. ein Bronzedrahting mit umschlungenen Enden und zwei eingehängten Nietklammern (Abb. 2);

6. 3 kubooktaedrische Karneolperlen;

7. 12 goldüberfangene kugelige Glasperlen;

8. 18 weinrote, 16 grasgrüne, 3 weiße, 2 gelblich weiße kugelige „Pastaperlen“ (Emailperlen);

9. 1 Chalcedonperle;

10. 2 dunkelgraue Drehscheibengefäße aus gut geschlemmtem Ton; das niedrigere (Abb. 3) dickwandig, das höhere (Abb. 4) dünnwandig.

Nachträglich wurde noch ein unverletzter Schädel gefunden. — Alle diese Angaben und Abbildungen erhielt ich 1905 in dankenswerter Weise vom Komitatphyiikus Dr. v. Jösa in Nyiregyháza.

²⁾ Ferd. Leslet, *Epoque primitive de la Russie subcarpatique*, S. 41 mit Abb.: an der rechten Seite des Skeletts lag ein sehr breites Schwert, dessen Klinge 2 tiefe Blutrinnen aufweist (ähnlich wie dasjenige aus dem reichen Baumsargfunde des 3. Jahrh. von Wiekau, Kr. Sischhausen: *Sitzungsber. d. Preussia* 22, Taf. XXXVIII), eine Tüllenpfeilspitze, ein gedrungener Knospforn; an der linken Seite eine sehr lange Lanzenspitze, ein geschweifstes Griffangelmesser, ein zweiter Sporn, ein spitzovaler Feuerschlagstein (?).

³⁾ G. Dicuilescu, *Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien*, 1925 (Mannusbibl. 34), S. 1f., 7, 12, 14.

ich zu verschiedenen Zeiten, 1905¹⁾, 1919²⁾, 1921³⁾, auf Grund meiner genauen Fundkenntnis die Grenzen dieser Kultur in Hinterpommern, Posen, Schlesien, Polen, Ostpreußen genau umschrieben und endlich der zweiten Auflage der „Herkunft der Germanen“ (1920) eine Kartenstizze hiervon beigegeben. Alle veröffentlichten Funde und die bis in die letzten Jahre vor dem Kriege in die Museen gekommenen noch unveröffentlichten Funde hatte ich in die Kreiskarte des Deutschen Reichs übertragen. Teilweise bestritten wird nun neuerdings meine Entscheidung über die Grenzen in Posen und Polen.

Betrachten wir zunächst Posen-Schlesien. Hier war von mir die Osthälfte des Kreises Silehne zum Gebiet der Steinkistekultur geschlagen worden auf Grund der Funde von Rostko und Kl. Drensen, die Blumes Posener Katalog von 1909 (S. 58 und 73) brachte. Ebenso der ganze Kreis Birnbaum auf Grund der Funde von Orle, Kulm (poln. Kolno) und Kur-natowize. Hieran schloß sich südwärts ein fundleeres Gebiet, das die drei Westkreise Schwerin, Meseritz und Bomst einnahm und in einem südostwärts gerichteten leeren Streifen durch die Grenzkreise zwischen Posen und Schlesien sich fortsetzte.

Südlich von Bomst hat von den drei schlesischen Kreisen Grünberg, Freystadt und Glogau der erste nur einen einzigen (Schwarmitz dicht an der Oder), der zweite und dritte gar keinen einschlägigen Fundort in ihren auf dem rechten (nördlichen) Oderufer gelegenen Hälften aufzuweisen; der benachbarte posensche Kreis Frauastadt auch nur einen einzigen, der sich ganz im Norden schon hart an der Grenze des Kr. Schmiegel befindet: Butwitz. Östlich und südöstlich vom Kr. Frauastadt bleiben die posenschen Kreise Lissa, Rawitsch, Koschmin und Krotoschin fundleer, desgleichen die Osthälfte des schlesischen Kreises Militzsch und der posensche Kr. Adelnau bis auf den einen im Südostzipfel gelegenen Fundort: Jantowo przygodzki. Endlich bleibt völlig leer der schlesische Kr. Groß-Wartenberg und der posensche Schildberg, während aus dem südlichen Nachbarreise Kempen auch nur ein einziger Fundort bekannt ist: Jantow, aus dem anschließenden schlesischen Kreise Kreuzburg keiner. Bei dem einschlägigen nieder- und mittelschlesischen Gebiete rechts der Oder spielen die ganz wenigen Funde, die ich aus der Schrift Tadenbergs⁴⁾ von 1922 neu kennen lernte, keine Rolle.

Der leere Strich zieht sich also rechts (nördlich) der Oder durch die Kreise Grünberg, Freystadt, Glogau, Frauastadt, Lissa, Rawitsch, Koschmin, Krotoschin, Militzsch-Adelnau, Gr. Wartenberg, Schildberg. Das alte Niederschlesien ist eben fast nur auf dem linken (südlichen) Oderufer, das ehemalige Mittelschlesien vorwiegend auf dem rechten (nördlichen) Oderufer besiedelt gewesen.

Es mag sein, daß ich bei Übertragung von der Kreiskarte in die verkleinerte Karte, die in der „Herkunft der Germanen“²⁾ veröffentlicht wurde, den siedlungsleeren Raum an der schlesisch-posenschen Grenze ungewollt ein wenig zu groß wiedergegeben habe. Doch kann eine solche Übertreibung

¹⁾ Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 387.

²⁾ Das Weichselland usw. S. 15.

³⁾ Die deutsche Vorgeschichte usw. S. 139.

⁴⁾ Kurt Tadenberg, Neue schlesische Funde der frühgermanischen Zeit. Breslau 1922. — Wenn Tadenberg (S. 37) ganz allgemein sagt: „früher nahm man an, daß die neuen Einwanderer mit wenig Ausnahmen an der Oberlinie Halt gemacht hätten“ — so kann ein Blick auf meine Karte von 1920 ihm zeigen, daß diese Meinung irrig ist, denn dort geht das Gebiet der Steinkistekultur in Niederschlesien erheblich auf das linke Ufer hinüber.

sich nur in engen Grenzen halten. Der leere Siedlungsfreife fällt bei einer Einzeichnung sämtlicher Fundorte um dessentwillen nicht stark ins Auge, weil die Sunde in Südpolen auch in den besiedelten Kreisen sehr dünn gestreut sind und wie einerseits an der Warthe, so andererseits erst wieder an der Oder sich mehr verdichten.

Soweit hatte ich die Erläuterung zu diesem Teil der Karte niedergeschrieben, als Freiherr v. Richthofen im Verlauf unserer Besprechung über seine obengenannte Abhandlung dankenswerterweise mir ein Verzeichnis von 17 angeblich neu entdeckten Fundorten der Steinkulturstätte in Polen mitteilte, die in dem mir noch unzugänglichen Przegląd archeologiczny von Kostrzewski als bei mir unberücksichtigt zur Ergänzung aufgeführt worden sind. Sechs von diesen 17 Fundorten sind freilich mir längst bekannt und auf meiner Karte auch berücksichtigt worden; nämlich: Kl. Drensen (poln. Dzierzno) und Kosko, Kr. Silehne; Kulm (poln. Kolno) und Kuratowice, Kr. Birnbaum; Butwitz, Kr. Frauastadt, und Janow przygodzki, Kr. Adelnau (s. oben). Neu dagegen waren mir folgende 11 Fundorte: Söllstein (poln. Wollstein), Gultsch, Miala, Kr. Silehne; Bentzen (poln. Zbązyn), Kr. Meseritz¹⁾; Alt Wielzim, Mauche (poln. Mochy), Blotnik (Blotnica), Kr. Bomst; Luschwitz (poln. Włoszkatowicz), Kr. Frauastadt; Jutroschin (poln. Jutrosin), Kr. Rawitsch; Gr. Wysodo, Smerdow, Kr. Ostrowo²⁾. Den Fundort Czefanow, Kr. Ostrowo, scheint Kostrzewski nicht zu kennen.

Für die Staue des Zwischenraums an der polnischen Südgrenze kommen nur die 7 neuen Fundorte der Kreise Bomst (3), Frauastadt (1), Rawitsch (1), Ostrowo (2) in Frage. Aber nur die drei Fundorte des Kreises Bomst sind als freilich sehr vereinzelt Brückenpfeiler, die ans südliche Oderufer nach den Kreisen Grünberg und Freystadt weit entfernt hinüberweisen, von einigem Belang. Luschwitz, Kr. Frauastadt, liegt unmittelbar bei dem von mir verwerteten Butwitz, hat also für die Gebietsumgrenzung nicht die geringste Bedeutung. Jutroschin dagegen liegt nahe der Grenze der sonst ganz unbesiedelten Kreise Rawitsch und Krotoschin und verliert sich so im Leeren. Der kleine Kreis Ostrowo endlich liegt gar nicht mehr in dem leeren Gürtel, sondern tritt dem nördlich davon gelegenen Kreise Pleschen an die Seite.

So bleibt trotz alledem ein allerdings bisweilen recht schmales, sich schlangenanartig windendes Band teils ganz unbesiedelten, teils fast unbesiedelten Raumes, das durch die Kreise Bomst, Grünberg, Freystadt, Glogau, Frauastadt, Lissa, Rawitsch, Krotoschin, Koschmin, Militich, Adelnau, Gr. Wartenberg, Schildberg zieht.

Gehen wir von Polen ostwärts nach Kongreßpolen, so wird die Kartierung noch schwieriger, weil hier neuerdings die Sunde sich besonders stark vermehrt haben, ohne daß sie in der mir zugänglichen Literatur eine genügend gesteigerte Veröffentlichung erfahren hätten. Hier entspricht meine

¹⁾ Dieser Fundort ist freilich schon von Blume bekannt gemacht worden (Mannus VII, S. 158), was von mir übersehen worden ist.

²⁾ Es war keine ganz geringe Mühe, für die von Kostrzewski allein angeführten polnischen Namen der Fundorte die entsprechenden auf den Karten allein feststellbaren deutschen Ortsnamen zu ermitteln; es ist mir dies indes gelungen, da ich seit Jahrzehnten, obwohl der polnischen Sprache nicht im geringsten mächtig, mit polnischer archäologischer Literatur umzugehen gezwungen war. Ich bin überzeugt, daß die polnischen Herren dies Versteckspiel mit polnischen Ortsnamen nicht etwa üben aus überspannter, unduldsamer Nationalität, sondern nur zur Förderung der Wissenschaft, freilich nicht der Vorgeschichtswissenschaft, wohl aber der Sprachwissenschaft. Denn sie wollen damit offenbar uns Deutschen veranlassen, die zungenbrecherischen polnischen Namen auszusprechen zu lernen.

frühere Karte allerdings nicht entfernt mehr dem heutigen Stande der Wissenschaft, ebenso wenig die etwas weiter gehenden Angaben meiner Schrift „Das Weichselland“ (a. a. O.) falls Kostrzewski, woran ich kaum zweifele, mit Recht fast ganz Kongreßpolen dem ostgermanischen Steintiftengebiet einverleiben will¹⁾. Ohne nähere Kenntnis über etwaige von Kostrzewski gegebene Mitteilung neuer Fundorte in Kongreßpolen gebe ich im Folgenden ein aus eigener Literaturbenutzung hervorgegangenes Verzeichnis von Fundorten für Steintisten- und Glockengräber in Kongreßpolen und Ostgalizien; von Kongreßpolen bleibt der bereits auf meiner Karte von 1920 angeschlossene Raum zu beiden Seiten der mittleren Weichsel von Thorn aufwärts bis nahe an den Einfluß des Bug unberücksichtigt. Benutzt sind außer älterer Literatur, wie Ossowski, besonders die neuen Bände der Wiadomości archeologiczne.

1. Südlich der Weichsel, westlich vom Zufluß Bzura:

Gouv. Warschau, Kr. Gostynin: Trembki; Model.

Gouv. Warschau, Kr. Kutno: Bużkow bei Zychlin.

Gouv. Warschau, Kr. Łowicz: Łowicz; Myślakow.

2. Zwischen Prosna und Warthe:

Gouv. Kalisch, Kr. Kalisch: Jantow; Majkow; Wesolta (Wiad. arch. V, S. 210f.).

Gouv. Kalisch, Kr. Turek: Zbilczyca.

3. Zwischen Warthe und Pilica:

Gouv. Kalisch, Kr. Kolo: Blizanow; Kwiatkow.

Gouv. Kalisch, Kr. Łęczyca: Miżki.

Gouv. Petrikau, Kr. Petrikau: Petrikau.

Gouv. Petrikau bei Nowo Radomsk und Rozprza: Łochynsko (Glockengrab nach Ossowski).

4. Zwischen Pilica und Weichsel:

Gouv. Radom, Kr. Opatow: Emielow; Sobotka (Wiad. arch. V, S. 218); Linow (ebd. VIII, S. 47); Glinti (Glockengräber); Gulin = Gulinet (Mater. Krafa. VII, 1904: Glockengrab).

Gouv. Radom, Kr. Sandomir (Wiad. arch. V, S. 218f.): Sandomir; Gory Pieprzowa; Gory Wysofin; przedmieście Kraflowa.

Gouv. Radom, Kr. Kozien: Wilczkowice.

Gouv. Radom, Kr. Opoczyn: Wola Załęczna.

Gouv. Kielce, Kr. Stopnica: Janina (Glockengrab: Kostrzewski, Die ostgerm. Kultur d. Spätlatènezeit. S. 7, Anm. 2).

5. Östlich der mittleren Weichsel (von Süd nach Nord): nur Glockengräber.

Gouv. Kielce, Kr. Garwolin: Sniadkow (Wiad. arch. VII, S. 98ff.).

Gouv. Warschau, Kr. Nowominsk: Redzynskie am Swieder.

Gouv. Warschau, Kr. Warschau: Żeran (Mannus 15, S. 298); Grochowo südlich von Praga; Praga; Dotrzyna bei Warschau (Kohn und Mehli: I, S. 149ff.).

Gouv. Warschau, Kr. Plonik: Smoszewo.

6. Ostgalizien (Zyior wiadom. do antrop. Krajowaj. XV, Krafa. 1891, Taf. III, 1, Mannus 15, S. 295):

Belzec nördlich von Rawaruska.

Kamionka Strumilowa am Bug.

Uwissa am Żbrucz, Kr. Husiatyn.

¹⁾ Ich entnehme dies den einschlägigen Stellen der Abhandlung v. Richtshofens „Zur Latènezeit in Osteuropa“ (Mannus 15, S. 295, 298).

Im Anschluß an die nun festgestellte Ausbreitung der Steinkisten- und Glodengräber bis an die Ostgrenze Ostgaliziens gewinnt eine ältere Nachricht, daß sogar noch im benachbarten Wolhynien Steinkistengräber pommerellischer Art beobachtet worden seien, an innerer Wahrscheinlichkeit ¹⁾).

Es ist nun noch meine Aufgabe, die von mir gezogene Grenzlinie dieser Kultur in Ostpreußen und Hinterpommern zu rechtfertigen. Für Ostpreußen erscheint dies um so notwendiger, da man dies Land mit Ausnahme zweier samländischer Fundorte von Gesichtsurnen, zu Rantau und Rauschen, von der Ostgermanenkultur bisher ganz abge sondert hat. Doch schließt das Gebiet der im Westteil Ostpreußens herrschenden Steinkistengräber unmittelbar an das östlich der Weichsel gelegene westpreußische an. Ebenso stimmen die Urnenformen vielfach überein (Sclafchenurnen), wenn auch die ostpreußische eingerichtete Linienornamentik sich weit reicher gestaltet zeigt, während wiederum von der plastischen Kunst der pommerellischen Gesichtsurnen sich nur höchst selten etwas in Ostpreußen vorfindet. Kennzeichnend für Ostpreußen sind anfangs Urnen mit Standboden und Schalendeckeln, dann solche mit gewölbtem Boden und durchlochtem Stöpseldeckel, großem geräumigen Henkel, und Rädchenlinien („falsches Schnurornament“); zuweilen erscheint schon der durchbrochene, den ganzen Oberteil der Urne überspannende Henkel („Doppelhenkel“), der sich durch die Latènezeit bis in die späte Kaiserzeit fortsetzt.

Gesichtsurnen sind in Ostpreußen nur in folgenden Fällen festgestellt worden:

1. Powunden, Kr. Pr. Holland ²⁾).
2. Södersdorf, Kr. Braunsberg: Nasen-Ohren-Urne ³⁾).
3. Eilershaus bei Sacherau, Kr. Fischhausen: reichverzierte Urne mit zwei eingerichteten Augen ⁴⁾).
4. Rantau, Kr. Fischhausen: Nasen-Ohren-Urne ⁵⁾).
5. Rauschen, Kr. Fischhausen: Ohrenurne ⁶⁾).
6. Sortthenen, Kr. Fischhausen: zwei Urnen mit je 2 Augenlöchern ⁷⁾), wie sie von den Gesichtsurnen aus Rauschen, Lubichow, Kr. Pr. Stargard ⁸⁾ und Tillitz, Kr. Löbau ⁹⁾ her bekannt sind, auch von einem Urnendeckel aus Scharnick, Kr. Kössel ¹⁰⁾, sowie von zwei gesichtslosen Urnen aus Bärwalde, Kr. Fischhausen ¹¹⁾, und je einer aus Refau, Kr. Puckig ¹²⁾ und Hochwasser, Kr. Neustadt i. Westpr. ¹³⁾. Merkwürdig ist, daß sich auch bei einer etwa derselben Zeit angehörigen Doppelkegelurne aus kleiner Steinkiste im Hügel auf Bringvårdöen, Amt Nedenes, in Norwegen sich unterhalb des Randes zwei sehr große umrandete Augenlöcher finden ¹⁴⁾.

¹⁾ Mannus 15, S. 295.

²⁾ Powunden: Conwentz, Moorbrüden. Danzig 1898, S. 115: einige Steinkisten und Gesichtsurnen gefunden um 1870.

³⁾ Södersdorf: Prussiaberichte 22 (1909), S. 5, Abb. 1.

⁴⁾ Eilershaus: Prussiaberichte 23, I (1914), S. 96ff., Abb. 7 u. Taf. XI, 1.

⁵⁾ Rantau: Korrespbl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. 1890, S. 135 f., Abb.; Schriften d. phys.-öf. Ges. SB. 1892, S. 34, Abb.

⁶⁾ Rauschen: Abb. in Prussiaberichte 22, S. 7.

⁷⁾ Sortthenen: Prussiaberichte 23, I, Taf. VII, Abb. I und III.

⁸⁾ Lubichow: Mus. Bericht Danzig f. 1893, S. 30.

⁹⁾ Tillitz: Ebd. 1897, S. 29 u. 32; Berl. Verh. 31, S. 156 f.

¹⁰⁾ Scharnick: Prussiaberichte 23, II, S. 305, Abb. 133.

¹¹⁾ Bärwalde: Tischler, Schriften Phys.-öf. Ges. 31, Ta. I, 14.

¹²⁾ Refau: Mus. Ber. Danzig f. 1889, S. 10.

¹³⁾ Hochwasser: Ebd. f. 1910/11, S. 24.

¹⁴⁾ Rygh, Norske Oldsager. Abb. 141.

Steinkistengräber dagegen weist Ostpreußen nicht nur auf dem Zuge längs des Frischen Hafes von Marienburg über Pr. Holland und Braunsberg nach Fischhausen auf, sondern auch im Westteil des Binnenlandes. Beteiligt daran sind, von Süden nach Norden aufgezählt, die Kreise Neidenburg (nur ganz im Westen), Allenstein (nur an der Nordgrenze), Rößel (nur im Westen) (der Kreis Osterode hat nur einen einzigen Fundort ganz an seiner Westgrenze: Sallemen bei Liebemühl), Heilsberg, Mohrungen, Pr. Holland (nur im Westen), Braunsberg (nur im Südwesten), Heiligenbeil, Pr. Eylau, Friedland (nur im Süden), Fischhausen. Hier das Verzeichnis der Fundorte:

1. Neidenburg: Schreibersdorf, Przellent, Grodtken, Thienhof, Wilmsdorf, Scharnau.

2. Allenstein: Piestkeim, Braunswalde, Gr. Buchwalde.

3. Rößel: Moblehnen, Prossitten, Lautern-See, Scharnick, Kefitten, Ludwigsmühle, Teistimmen, Rößeler Stadtwald.

4. Heilsberg: Münsterberg, Waltersmühl, Liewenberg, Klotainen, Heiligenfelde, Bleichenbarth, Kiwitten, Schulen, Heilsberg, Raunau, Worteim.

5. Mohrungen: Schwagendorf, Gablaufen, Ulpitten, Auer, Gr. Karnitten, Kerpen, Gr. Hanswalde, Woritten, Horn, Himmelforth, Pfeilings, Gildenboden, Reichau, Royen, Gr. Hermenau, Annenhof, Stobnitz, Sorrehnen, Stollen.

6. Pr. Holland: Powunden, Buchwalde, Crossen, Weestenhof, Neuen-
dorf.

7. Braunsberg: Södersdorf, Schreit.

8. Heiligenbeil: Hammersdorf, Wermten, Pr. Bahnau, Heiligenbeil, Hanswalde, Schlepstein, Schönborn, Schnedenberg bei Balga, Lofehnen, Wolittnick, Patersort.

9. Pr. Eylau: Grünwalde, Gr. Peisten, Schwadtken, Wangnick, Gr. Steegen, Sangnitten, Wormen, Kohsten, Stettinen, Weeskeim, Pr. Eylauer Forst, Kissitten, Stablad, Neufen, Forst Dinge, Moritten.

10. Friedland: Dietrichswalde, Paßlad, Brostkersten, Kl. Söllen, Gr. Söllen, Prauerschitten, Juditten, Glommen.

11. Fischhausen: bietet gegen 90 Fundorte, die namentlich an der Westküste und der Nordküste des Samlandes dicht gedrängt sind.

Dagegen ist schon der den Mittelteil des Samlandes ausmachende Kreis Königsberg völlig leer an dieser Art Gräber. Östlich und südöstlich davon erscheinen Steinkistenhügelgräber einschlägiger Art nur noch als ganz vereinzelte Außenposten im Nordosten des Kr. Wehlau (Drusker Forst: Prussia-berichte 14, S. 13), im Westen des Kr. Sensburg (Kolarken, Miluden, Ribben: Bezzenberger, Analysen S. 64) und bei Lößen (Klonn, Staßwinnen), was für die Abgrenzung des Hauptgebiets ohne Bedeutung bleibt.

Nun erübrigt es sich noch, den Linienzug für Hinterpommern zu rechtfertigen durch eine Statistik der dortigen Steinkistengräber. Ich führe die Orte der einschlägigen Kreise wiederum an der Hand der Karte an, indem ich von West nach Ost fortschreite, wobei die Kunde von Gesichtsurnen durch gesperrte Schrift hervorgehoben werden:

1. Naugard: Wachlin südlich von Massow.

2. Regenwalde: Geiglig, Grünhof; — Mühlendorf bei Labes.

3. Greifenberg: Treptow a. Rega.

4. Schivelbein: Kreißig (im Norden).

5. Kolberg: Kolberg, Eißstädtwalde am Kamitzsee, Garrin, Peterfiß.

6. Köslin: Meršin, Masow, Darsjentin, Nedlin, Schwerinsthal, Konitow, Schwessin, Thunow, Stredentiner Wald, Barzlin; — Manow-Seidel.

7. Belgard: Kollaß bei Polzin, Woldisch Tychow a. Persante, Kowalk, Krössin, Muttrin (Ost), Schlemmin (Nord); — Jarnekow (Ost); Redel (Süd).

8. Bublitz: Gust, Zeblin.

9. Neustettin: Blumenwerder bei Tempelburg, Kussow und Storkow bei Lübgust, Neuhagen bei Bärwalde, Neustettin, Perjanzig, Streißig, Kl. Herzberga. Küddow, Zamborst (Süd); — Friedrichslust bei Lübgust, Marienthron, Steinthal (3 Urnen), Soltnitz, Schottenberg.

10. Schlawe: Schlawe, Alttrafow (Nord), Söllnitz (Süd), Schönenberg (Nord), Drenzig.

11. Rummelsburg: Cremerbruch, Gumenz; — Rummelsburg.

12. Stolp: Stolp, Stolpmünde, Dessin, Kl. Sildow, Lantwitz, Selesen bei Schmöllsin, Neu Jugelow, Dombrowe, Gr. Podel, Pottangow, Zechlin, Schurow, Wuffeken.

13. Bütow: Strussow; — Strussow (2 Urnen), Bernsdorf, Zerrin, Kl. Pomeiske.

14. Lauenburg: Wobensin, Schlaischow, Schwartzow, Obliwitz, Gr. Schwichow, Kamelow, Walddorf, Gnewin; — a) westlich des Meridians von Lauenburg: Charbrow (2 Urnen), Dießig (mehrere), Koppenow (3), Garzigar (4); b) östlich des Meridians von Lauenburg: Lauenburg (2), Obliwitz, Gr. Borkow, Kl. Borkow (18), Strellentin, Zadenzin (2), Schwartzow (12), Gossentin (2), Schwichow; c) ganz östlich: Osseten, Wierschuhzin, Kl. Lüblow (4), Gnewin, Gnewinke (2), Höfenfelde (4), Woedtke, Jezow (3), Karczemke bei Roslasin, Dzincelitz (4), Labuhn, Rybientke.

Die Provinz Westpreußen fällt ganz in das Gebiet der Steinkistengesichtsurnenkultur. Nur der südwestlichste Kreis, Deutsch Krone, macht eine Ausnahme, insofern dort Gesichtsurnen überhaupt fehlen und Steinkistengräber nur in seinem östlichsten Drittel erscheinen.

Man sieht aus der obigen Statistik, daß die Ostgermanen, die bereits am Schluß der Bronzezeit ihre Absonderung vom Hauptstamme der norddeutschen Germanen am unteren Oderlauf zu vollziehen beginnen, in der früheisenzeitlichen Steinkistenperiode die hinterpommerschen Kreise Kammin, Greifenhagen, Pyritz, Saatzig, Dramburg völlig, den Kreis Naugard zum allergrößten Teile und vom Kr. Greifenberg die westliche Hälfte geräumt hatten. Dasselbe ist der Fall mit dem in der Periode V der Bronzezeit germanisch gewordenen schmalen Nordstrich der Neumark, der allerdings noch nicht einmal bis zum nördlichen Neßeufer sich erstreckt hatte. Dafür hat sich in dieser Gegend, d. h. in den Kreisen Soldin, Landsberg a. Warthe und Königsberg i. N., sowie westlich der Oder in den Kreisen Lebus und Angermünde, in geringerem Maße auch noch im Oberbarnim, das Gebiet einer mit der ostgermanischen nahe verwandten Kultur herausgebildet, worin der sog. Göriker Stil II¹⁾ herrscht. Dieser zeigt sowohl nach Grabritus, worin Steinschatzgräber herrschen, ganz selten auch einmal Steinkisten vorkommen (solche z. B. zu Jahnsfelde, Kr. Lebus), als nach Form und Verzierungsweise der Urnen (Guirlanden, Rädchenornamentik) starke Anklänge an die germanische, besonders die ostgermanische Art. Die im Göriker Stil II so häufig erscheinenden rohen Bronzehöhl-

¹⁾ Zuerst abgetrennt von dem Göriker Stil I durch Göke: Die vor- u. frühgesch. Denkm. d. Kr. Lebus. Berlin 1920. S. XII ff.

hommeln in Gestalt breitgedrückter gedöhrter Kugeln weisen in dieselbe Richtung, sind allerdings sowohl ost- wie westgermanisch. Kein Zweifel also, daß der Göriker Stil II eine besondere kleine Germanengruppe kennzeichnet.

Das Zurückweichen der Ostgermanen aus dem westlichen Hinterpommern hängt wahrscheinlich zusammen mit der starken Verdichtung ihrer Siedlungen am linken Ufer der unteren Weichsel. Später, seit dem 6. Jahrh. oder um 500 vor Chr., konnten sie von Weichselfnie und von Posen-Schlesien aus bereits über fast ganz Kongreßpolen und bis Ostgalizien hin sich ausdehnen. Das zeigt am deutlichsten die Verbreitung der Glockengräber vom Weichselfnie aus teils über Posen, teils, und dies besonders, die Weichsel aufwärts über Kongreßpolen. Man hat diese ostgermanischen Glockengräber mit den westgermanischen in Zusammenhang gebracht und dieses Gedankens kann man sich ja auch nicht gut erwehren. Aber die westlichen Glockengräber sind weit zahlreicher als man bisher angenommen hat und nicht nur auf westgermanischen sondern auch auf illyrischen und sogar auf keltisch-westdeutschem Boden anzutreffen. Ich kenne solche aus germanischem Gebiete aus den Kreisen Wolmirstedt (Sarsleben), Stendal (Lindorf; Baben), Jerichow II (Kabelitz; Mollenberg) in der Altmark, Kr. Westhavelland (Radewege, Buzow) in der Mark und neuerdings auch aus Mecklenburg (Mudow bei Grabow). Illyrisch sind solche Gräber in den Kreisen Belzig (Dahmsdorf), Ludau (Freienwalde), Lebus (Sachsendorf), Liebenwerda (Lönnewitz), Dessau (Kl. Kühnau). Keltisch wäre ein solches Grab aus dem Kreise Friedberg in Oberhessen (Gambach). Näher kann ich diesen Stoff hier nicht behandeln, bemerke jedoch, daß diese westlicheren Gräber durchweg in die Periode IV der Bronzezeit fallen, also um mindestens ein halbes Jahrtausend getrennt sind von den ostgermanischen Glockengräbern, so wie diese zeitlich eingestellt zu werden pflegen.

Durch die erwähnte, naturgemäß ganz allmählich sich vollziehende Auswanderung des mittleren und südlichen Teiles der Steinkisten- und Glockengräber-Leute nach Osten wurde es schließlich dem nordwärts in Westpreußen und Hinterpommern zurückgebliebenen Teile möglich, in das entleerte Gebiet von Posen, Schlesien und Westpolen seit etwa 150—100 vor Chr. einzurücken und dort am Ende der Latènezeit als Wandalen oder Wandilier zu erscheinen. Vielleicht wurden sie zu dieser Umsiedelung teilweise auch durch das Andrängen und Eindringen der nordgermanischen Lemnier, Westburgunden, Rugier, Ostburgunden in die schon halb entleerten Küstengebiete veranlaßt.

Auf diese Weise erklärt sich auch, daß das Ostburgundengebiet vom südlichen Westpreußen aus in das Wandalengebiet in so eigenartig umrissener Grenze sich vorchiebt, daß man sogleich sieht: hier ist ein Stamm — die Wandalen — von seinem alten Gebiet teilweise abgedrängt worden. Ich bleibe also dabei, daß die Wandalen der Latènezeit, — natürlich nur die eigentlichen Wandalen, die späteren Hasdingen, nicht auch die ihnen später äußerlich angeschlossenen nordgermanischen Silingen, die erst um 100 vor Chr. von Seeland aus die Oder aufwärts zogen und zunächst hauptsächlich im Kr. Guben eine neue Heimat fanden, — daß also die Wandalen der Latènezeit die unmittelbaren Bluterben der Steinkistenleute des Nordgebiets dieser Bevölkerung gewesen sind, daß also der Name Wandilier, den ich vor zwei Jahrzehnten für diese Bevölkerung einführte und der bis in die letzten Jahre ansstandslos als wissenschaftlich gut begründete Annahme allgemein anerkannt war, doch nicht so unglücklich gewählt war, wie man ihn allerneuestens einschätzen zu müssen glaubt.

Die früheren Auswanderer der Steinkistens- und Glockengräberbevölkerung, die seit etwa 500 vor Chr. die Weichsel aufwärts nach Kongresspolen, Ostgalizien und Wolhynien zogen, könnten indes sehr wohl zu der Sondergruppe der Basternen sich zusammengeschlossen haben. Denn diesen Spottnamen, der die rassenmäßige Entartung des Stammes geißelt, von der noch Tacitus spricht, kann die zum Bastardvolf gewordene Gruppe erst infolge der Mischung mit „Sarmaten“ erhalten haben, also nicht bereits in seinen ostdeutschen Sizen, sondern erst in Osteuropa. Das scheinen meine Kritiker nicht erwoget zu haben.

Hervorgehoben sei noch, daß nur durch die von mir erschlossene allseitige Umsiedelung der Wandilier, auch innerhalb ihrer alten Sitze, sich die Tatsache erklärt, daß kein einziges ihrer so zahlreichen früheisenzeitlichen Gräberfelder sich in die Spätlatènezeit fortsetzt, mit Ausnahme einiger Hügelgräber des Samlandes (Radniken, St. Lorenz, Scardelies-Wald, Sorgenau, Warschten: alle Kr. Fischhausen), worin Latènegräber als Nachbestattungen zu früheisenzeitlichen Gräbern sich gesellen. Für Westpreußen bedarf es für diesen Punkt allerdings noch einer gründlichen Durchprüfung an der Hand der Museumsakten.

Damit sei die Besprechung des Steinkistengebiets abgeschlossen und der weiter westlich im Oder- und Elbgebiet gezogenen Grenzl意思en nur noch kürzer gedacht. Denn hier habe ich eigentlich alle nötige Erklärung schon in meiner Abhandlung über verzierte Eisenlanzenspitzen (1905) gegeben.

Die untere Oder bildet in der Spätlatènezeit (Linie III) wieder die Grenze zwischen Ost- und Westgermanen, aber nun nicht nur von der Mündung aufwärts bis Freienwalde, wie es am Ende der Bronzezeit (um 800 vor Chr.) der Fall war, sondern bis nach Fürstenberg, Ldr. Guben, oder bis zur Einmündung der Lausitzer Neiße, von wo ab auf dem linken (südlichen) Ufer noch der Kreis Guben dem silingischen Gebiet angehört. Die bisher in der Latènezeit unbesiedelt erscheinenden Kreise Ost- und Weststernberg werden sich früher oder später als wandalisches (hasdingisches) Gebiet erweisen, nachdem kürzlich bereits in Kunersdorf, Kr. Weststernberg, gegenüber Frankfurt a. O. Wandalengräber aufgedeckt worden sind, worüber M. M. Lienau im nächsten Mannusheft berichten wird.

Im ersten Jahrhundert nach Chr. (Linie IV) machen die Westgermanen merkwürdigerweise einen Gegenstoß gegen die Ostgermanen und besetzen, wie die Funde, insbesondere Mäanderurnen und Fibeln, erweisen, einen Strich am rechten (östlichen) Oderufer von Stettin aufwärts bis etwa nach Krossen, von wo aus die Ostgrenze der Westgermanen noch ein Stück den Bober aufwärts zu verfolgen, ohne daß hier ostgermanische Siedlungen sogleich sich anschließen. Die Silingen haben um Chr. Geb. ihr Gebiet an der Lausitzer Neiße nebst angrenzender Oder verlassen und die Wandalen fangen um 100 nach Chr. vielleicht schon an, sich nach Oberschlesien auszudehnen.

Im zweiten Jahrhundert nach Chr. (Linie V) dringen die Ostgermanen jedoch wiederum über die Oder westwärts in Vorpommern und Brandenburg ein, so daß nun ein schmaler Strich am westlichen Oderufer ihnen zufällt. Kräftiger ist ihre Ausdehnung allein an der Odermündung, wo sie im ersten Jahrhundert schon die Insel Wollin besetzt hatten, jetzt aber auch Usedom und Rügen nebst einem schmalen Verbindungsweg zwischen diesen beiden Inseln gewinnen. Hier erleichterten vielleicht Haff und See das Vor-

bringen, während am Oderbett vielfach Sümpfe das Überschreiten des Stromes erschwerten.

Während der späten Kaiserzeit endlich (Linie VI) bringen die Ostgermanen, hauptsächlich Burgunden, bis zu einer Linie Dresden-Berlin vor, die sich nordwärts durch die Ufermark verlängert, um dann westwärts im rechten Winkel nach Schwerin umzubiegen, wo sie mangels klar sprechender Kunde vorläufig ins Ungewisse verläuft. Die große Leere, die sich gen Westen an diese Linie anschließt und bis zur Linie VII reicht, befundet das Abrücken der Westgermanen aus Mittel- und Nordwest-Mecklenburg und fast dem ganzen Westen der Mark Brandenburg.

Betrachtet man die gesamte Entwicklung der Grenze zwischen Ost- und Westgermanen, so muß man den naheliegenden und zunächst ansprechend erscheinenden Gedanken dennoch aufgeben, als könnten die Sümpfe des unteren Obergerbiets, die, vorher stark ausgetrocknet, nach dem Klimasturz seit 600 vor Chr. allmählich wieder stark zugenommen haben werden, bei der Grenzbildung eine erhebliche Rolle gespielt haben.

Die allmähliche Verbreitung des germanischen Gesamtvolkes geht in den Perioden der Vorgeschichte wenig nach Süden, fast ausschließlich nach Ost und West, mehr nach Ost als nach West. Erst in der Zeit der Frühgeschichte um Chr. Geb. und dann im 5. und 6. Jahrhundert nach Chr. tritt zu der weiter fortgesetzten Ausdehnung nach West und wiederum noch mehr nach Ost auch ein erhebliches Vordringen nach Süden ein. Die Umarengung des gesamten Germanengebiets verläuft aber ständig in einer West-Ostlinie, während die Scheidung der Ost- und Westgermanen naturgemäß in einer Nord-Südblinie sich darstellt.

Wenn ich die Südgrenze der Gesamtgermanen innerhalb der letzten Periode der Bronzezeit in das Kartenbild mit einbezogen habe, so war es nicht der eben erwähnte Gegensatz der West-Ostlinie zur Nord-Südblinie, den ich damit zur Anschauung bringen wollte. Nein, die Einbeziehung der Periode V war um dessentwillen notwendig, weil sich in ihr die Anfänge der Bildung der Ostgermanen einstellen, wie ich seit 1917 in einigen Abhandlungen eingehend nachgewiesen habe¹⁾.

Anfangs war ich von dieser Feststellung der Tatsache plötzlichen Erscheinens zahlreicher Sondertypen in Halsstragen, Armbändern, Sibern, Mantelschließen, Pferdeschmud²⁾ und Schwertern, sowie gleichzeitigen Fehlens der entsprechenden westlicheren Typen im germanischen Koloniallande östlich der Oder selbst so überrascht, daß ich nur zaghaft wagte, daraus die nötigen stammeskundlichen Folgerungen zu ziehen. Bald aber sah ich klar, daß ich meine alteingewurzelte Meinung, die Anfänge der Ostgermanen mit dem Eintritt

¹⁾ Mannus VIII, S. 117ff.; IX, S. 160; Das Weichselland... 1919, S. 14.

²⁾ Zum Pferdezaumzeug gehören die in den Schakfunden der Periode V so häufigen großen bronzenen Budelscheiben, meist mit innerem Befestigungsring. In dem Gebiete östlich der Persante (Hinterpommern, West- und Ostpreußen, Nordpolen) zeigen diese Scheiben aber weit häufiger einen inneren Knopf, als eine Ringöse (Mannus VIII, S. 21f.). Neuerdings sind nun zum ersten Male auch bei Westgermanen solche Scheiben mit Innenknopf zum Vorschein gekommen: 1. Schakfund Halle a. S. enthielt in einem Hentelkrüge 5 taler große Ölentknoöpfe, 10 mit kleinen getriebenen Budelchen verzierte zusammengebogene Blechröhren und 5 große Budelscheiben mit Innenknopf (Mus. Halle); 2. Beichlingen, Kr. Edartsberga, seit Periode V germanisches Gebiet: Weichsfund von 2 großen Budelscheiben, wovon die eine einen Innenbügel, die andere einen Innenknopf besitzt (Mus. Halle). Diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

der Gesichtsurnenkultur gleichzusetzen, aufgeben und diese Anfänge vielmehr in die Periode V der Bronzezeit zurückschieben mußte.

Der Entschluß zu diesem Umlernen aus eigener besserer Erkenntnis wurde mir insofern leichter, als ich von dem Glauben an eine durchgreifende und einflußreiche Beteiligung skandinavischer Volksteile an der Entstehung der Ostgermanen vor der Zeit von 100 vor Chr. mich immer mehr abgewandt hatte. Rein archäologische Zeugnisse lassen sich kaum dafür beibringen, wenn man nicht, wie ich es früher tat, dem nicht einmal gesicherten Gedanken, daß die Bildung der Graburnen in Form von menschlichen Behausungen oder menschlichen Oberkörpern ¹⁾ über Skandinavien nach Pommerellen gekommen sei, unberechtigtweise eine zu große Bedeutung beimißt. Daran kann auch die Übereinstimmung der drei Pfahlhausurnen des Kr. Lauenburg mit dem seit römischer Kaiserzeit nachweisbaren skandinavischen nur nicht viel ändern, zumal die erhaltenen südschwedischen Hausurnen der Periode V der Bronzezeit von ganz anderer Bauart sind. Deswegen kann ein im Punkte kultureller Beeinflussung bedeutungsloses und archäologisch daher nicht faßbares, ganz allmähliches, nicht unbeträchtliches Einsiedern skandinavischer Bestandteile in das Küstengebiet der Danziger Bucht zur Zeit der Gesichtsurnenkultur dennoch ganz gut stattgefunden haben. Denn außer den zur Auswanderung südwärts über See treibenden Nöten des Klimasturzes kommt hier die Tatsache ungemein starker Siedlungsdichte des genannten Gebietes und lebhafter Ausstrahlung der Bevölkerung gerade von dort her nach Süden, Westen, Osten.

Ich bleibe also dabei, daß die anfangs naturgemäß noch bescheidenen Gegensätze ost- und westgermanischer Zivilisation bereits in der Schlussperiode der Bronzezeit ihren Anfang nehmen. Wenn ich den Lauf der untersten Oder nicht als Linie I der ostgermanischen Westgrenze auf der Karte bezeichnet, ja ihn als Grenzlinie überhaupt nicht hervorgehoben habe, so war der Grund hierfür lediglich der, daß ich das ohnehin schon dichtgedrängte Netz der Linien nicht noch um eine weitere vermehren wollte.

Ich habe 1919 gesagt ²⁾, daß die Lösung des germanischen Oststammes von der alten Gemeinschaft der Festlandgermanen zunächst durch die erwähnten zahlreichen Eigenheiten in den Erzeugnissen des Bronzegewerbes sich befunde. Denn diese Eigenheiten, mögen sie vielfach auch nur unbedeutend hervortreten, beweisen, daß das Gebiet östlich der Oder von nun an seine eigenen Werkmittelpunkte und seine einheimischen Märkte besaß, die ihr Stammesgebiet, aber auch nur dieses mit Waren versorgten. Solche Tatsachen sind das archäologische Kennzeichen für eine in sich zusammengeschlossene und nach außen hin abgeschlossene Stammesgruppe. Wer das nicht anerkennen will, muß es überhaupt aufgeben, aus vorgegeschichtlichen Kulturgebieten Stämme und Völker herauszutrennen. Wenn also La Baume ³⁾ den Inhalt meiner eben angeführten Sätze über Werfstätten und Märkte, z. T. sogar wörtlich, wieder abdruckt, ohne freilich seine Quelle anzugeben, und damit eine Widerlegung meiner neuen Ansicht gefunden oder vielmehr, was er freilich auch nicht sagt,

¹⁾ Die Verbindung des Haus- und des Porträtgedankens tritt zuweilen an ein und derselben Urne auf, so an einigen Gesichtsurnen aus der Danziger Umgebung, die auf dem Bauch eine als Andeutung einer Tür aufzufassende Einritzung eines Rechtes tragen; vor allem aber an den drei Tür-Gesichturnen aus Eilsdorf, Kr. Ostvorpommern, denen eine vierte derartige aus einer Steinkiste bei Riezmed nahe Steby a. Elbe, Kr. Zerbst (Mus. Zerbst) zur Seite tritt.

²⁾ Das Weichselland... S. 14.

³⁾ Vorgeschichte von Westpreußen S. 39f.

die Richtigkeit meiner alten, seit 1917 von mir verworfenen Ansicht über die Anfänge der Ostgermanen bekräftigt zu haben glaubt, so ist das schwer verständlich. Noch eigenartiger berührt es freilich, wenn fachkundige Beurteiler der La Baumeschen Schrift hervorheben, daß in dem genannten Punkte La Baume mir gegenüber eine eigene Ansicht aufgestellt habe, wiederum ohne hinzuzufügen, daß diese Ansicht nichts als meine eigene frühere, nun von mir aufgegebene Ansicht ist.

Es steht damit ähnlich wie mit meiner Ansicht über Nord- und Südindogermanen. Bis zum Jahre 1908 hatte ich daran festgehalten, daß die Kulturen, die ich seitdem als nordindogermanisch bezeichnete, die Megalithkultur und die lange Reihe ihrer Ableger bis auf die Schnurkeramische herunter, allein als indogermanisch anzusehen seien, während die Donaukulturen, die ich als erster unter diesem Namen zusammenfaßte, nicht indogermanisch seien. Ich hatte mich ja auch in der bekannten Abhandlung über die „indogermanische Frage“ (1902) in diesem Sinne ausgesprochen. Später haben mich verschiedene Erwägungen in dieser Ansicht zunächst schwankend gemacht und schließlich zu der Gleichung geführt, wie ich sie 1908 ¹⁾ geformt habe: nordische Kulturen = Nordindogermanen, Donaukulturen („bandkeramische“) = Südindogermanen. Jene Erwägungen waren 3. T. archäologischer Art. Dahin gehörte das weite nördliche Vordringen der Donaukultur bis über das Weichselknie bei Thorn hinaus, bis an die Odermündung, bis an die Saalemündung und den Harz. Andererseits das frühe Vordringen indogermanischer Kultureigenschaften nach Südosten: ich denke B. 3. an das Megaron der zweiten Stadt bei Hisarlik. Es waren 3. T. auch geschichtliche Erwägungen: so wenn bereits um 2000 vor Chr. echt indische, nicht etwa indogermanisch-arische, Personennamen in Vorderasien auftreten. Es waren drittens sprachliche Gründe, die mich umstimmten, denn nach meiner neuen Ansicht schien sich mir die Scheidung der Indogermanen in die beiden Gruppen der Centum- und Satem-Stämme durch vorausgegangene räumliche und kulturelle Absonderung aufs beste zu erklären. Endlich wirkte, wie ich offen bekenne, auch der vielfache, allerdings nur mündlich geäußerte Widerspruch gegen die Ausschließung der Donaukultur aus der Indogermanen-Gemeinschaft zu einem Teile darauf hin, daß jener Umschwung meiner Ansicht Platz griff. Wir Sachleute werden indes, wenn wir ehrlich sind, zugeben müssen, daß zwar die völkische Zugehörigkeit der nordischen Kulturen zum Indogermanentum nach unserer Überzeugung erwiesen ist; dagegen über die Donaukulturen in diesem Punkte höchstens Meinungen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit bestehen, doch keine Beweise.

Was soll man nun dazu sagen, wenn von Sachgenossen, die vielleicht erst oder gar noch kaum die Schulbank drückten, als ich schon meine lange gehegte Überzeugung über das ausschließliche Indogermanentum der Träger der nordischen Kulturen entgegen denen der Donaukulturen aufs bestimmteste verfochten hatte (1902), mir ganz neuerdings in schlecht verhohlenen Töne der Geringschätzung vorgeworfen wird, meine Ansicht (von 1908), daß auch die Träger der Donaukultur Indogermanen seien, gehöre zu den vielfachen Irrtümern, die bewiesen, daß ich nur zu oft nicht imstande wäre, das Richtige zu erkennen, denn ich sähe nicht einmal, daß nur die nordischen Kulturen von Indogermanen geschaffen seien. Auch hier setzt man sich aufs hohe Pferd mit Verkündigung von Gedanken, die von mir bereits vor einem Vierteljahr-

¹⁾ Mannus I (1909), S. 21f.

hundert gehegt und ausgesprochen worden sind. Ich will es — nebenbei bemerkt — dahingestellt sein lassen, ob ich nicht zu jener meiner alten Auffassung noch einmal zurückkehre.

Ich benutze die Gelegenheit, wo die Indogermanenfrage berührt worden ist, zu einer Mitteilung über meine Karte der drei nordindogermanischen Ausbreitungszüge im Vollneolithikum von Nordostdeutschland über Polen und Südwestrußland, die ich 1910 veröffentlicht habe (Mannus II). Der Stein, von dem diese wichtige Karte abgedruckt worden ist, war aus Unachtsamkeit bald abgeschliffen worden. Als nun der zweite Mannusband vor einigen Jahren völlig vergriffen war und neugedruckt werden mußte, war es nötig, auch die Karte wiederum zu erneuern, was in Ermangelung des Steinflisches durch Abflatschverfahren geschah. Diese Gelegenheit benutzte ich, um die Karte durch die inzwischen neu hinzugekommenen Funde zu ergänzen und auch einige Änderungen vorzunehmen. So sieht man auf dieser 2. Auflage, wie ich sie genannt habe, daß Schlefien nur auf dem westlichen Oderufer nordische Einwanderung aufweist, insonderheit schnurkeramische. Weiter findet der Zug der Kugelflaschen in Südrußland nun am Dniepr sein Ende und verwandte Erscheinungen östlich des Dnieprs sind gestrichen worden, da sie vielmehr der Satjanowkultur angehören. Über Trichterbecher und Kragenfläschchen in Polen sind ja inzwischen meine besonderen Abhandlungen und Karten erschienen¹⁾. Die Kugelflaschen sind dagegen 1921²⁾ nur bis an die ehemalige preußisch-russische Grenze hin dargestellt worden. Es wird also manchen Sachgenossen angenehm sein zu erfahren, daß der zweite Nordindogermanenzug nach Südrußland, zu dem die Gräber des Kugelflaschenstils gehören, in der 2. Auflage jener Karte (natürlich nicht auch im Texte) auch für Polen möglichst auf den heutigen Stand der Forschung gebracht worden ist³⁾, was auch für den dritten Zug, der durch schnurkeramischen Stil gekennzeichnet ist, versucht worden ist.

¹⁾ Mannus 13 (1921), S. 13ff. und S. 143ff.

²⁾ Ebenda, S. 239.

³⁾ Von besonderem Werte war nur hier die Abhandlung von Leon Kozłowski: Groby megalityczne na wschod od Odry. Krakau 1921 (Prace i materiały antrop. II), die ihrerseits wieder auf meiner Abhandlung von 1910 (Mannus II) weiterbaut.

Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Zunächst sei hier nachtragsweise mitgeteilt, daß der Hauptvortrag bei der im 15. Bande des *Mannus* S. 320ff. beschriebenen Sitzung vom 6. Februar 1923 in seinem vollen Wortlaute hier oben S. 119ff. abgedruckt worden ist: *Wolfg. Schulz, Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen.*

Die am 25. Juni 1923 im Universitätsgebäude veranstaltete 2. Sitzung des 15. Jahres eröffnete der Vorsitz, Geheimrat Kossinna, mit geschäftlichen Mitteilungen:

1. Die Zahl der Mitglieder ist seit Beginn des Jahres 1923 von 580 auf 640 gestiegen.

2. Der Grund dieser erfreulichen Erscheinung liegt z. T. in der Überzeugung unserer Mitglieder, daß der *Mannus* weiter in alter Güte forblühen und nicht bloß ein gequältes Scheinleben führen wird, wie manche andere Zeitschrift, z. B. die römisch-germanische „*Germania*“. Das 2. Doppelheft des *Mannus* wird schon im Juli erscheinen. Über dem Kostenpunkt schwebt bei der fortschreitenden Geldentwertung noch ein gewisses Dunkel.

3. Auch die *Mannus*-bibliothek gedeiht weiter, ja sie treibt Blüten wie nie zuvor. Die Nummern 30, 31 und 33 sind in diesem Jahre bereits erschienen, 32 und 34 befinden sich im Druck und 35, das bedeutende und umfangreiche Werk unseres Mitgliedes Dr. *Wolfgang Schulz* (Görlitz) über „*Zeitrechnung und Weltordnung der arischen Völker*“, befindet sich wenigstens schon im Satz. Außerdem sind von Nr. 10 (G. Wilke) und Nr. 11 (W. Schulz-Minden) neubearbeitete 2. Auflagen erschienen.

Da ist es nicht wunderbar, wenn Herr *F. Koepf* zu Frankfurt a. M. in seiner „*Germania*“ am Schluß des 6. Bandes (1922) in einen Jammerton verfällt. Er versteigt sich zu folgender Auslassung: „Was ein Stab tüchtiger Mitarbeiter in Verbindung mit einer treuen Gemeinde von Abnehmern und Lesern und einem rührigen Verleger auch heute noch zu leisten vermögen, das beweisen die Hefte des *Mannus* und seine stattlichen Beihefte der *Mannus*-Bibliothek“. Zunächst ist hier falsch, daß die *Mannus*-bibliothek „Beihefte“ des *Mannus* darstelle; sie ist vielmehr ein von mir im Verein mit meinem Verlage begründetes und geleitetes ganz selbständiges Sonderunternehmen. Aber der *Mannus* wird nach *Koepf* anscheinend nur von einem Stabe von Mitarbeitern nebst einer treuen Gemeinde aufrecht erhalten und geleitet. Sollte *Koepf* seine eigenen Herausgeberpflichten bei der „*Germania*“ so leichtfertig auffassen und für so geringwertig halten, daß er Ähnliches auch für andere Herausgeber annimmt? Der Erfolg der „*Germania*“ könnte dafür sprechen. Beim *Mannus* sieht aber doch bereits ein Anfänger in unserer Wissenschaft, daß die unablässige Arbeit des Herausgebers es ist, die dieser Zeitschrift nicht nur ihren Stempel aufdrückt, sondern auch in erster Linie sie aufrecht erhält. Von mehr als einer Seite ist zu mir die Entrüstung laut geworden über den Mangel an Mut, wie an Wahrhaftigkeit und Anstand, der jene Äußerung *Koepfs* kennzeichnet. Aber es ist ja nicht das erste Mal, daß *Koepf* wie auch andere Mitglieder der „*Römisch-Germanischen*“ Kommission so wenig Lauterkeit wissenschaftlicher Gesinnung betunden. *Koepf* meint dann weiter, daß bei dem Gedeihen der Zeitschriften für Vorgeschichte in Berlin wie in Wien die Veröffentlichungen der *Römisch-Germanischen* Kommission ohne Schaden der Wissenschaft sich auf das römische Gebiet zurückziehen könnten. „Aber wir wollen es trotzdem nicht“, fügt er dann hinzu. Wie schade! werden wohl alle ernstesten Vorgeschichtsforscher mit mir ausrufen.

4. Als wichtige Änderung im Vorstande ist zu erwähnen, daß der Vorstand an Stelle des verstorbenen Geheimrats *Bezenberger* unser allbeliebtes Ausschußmitglied Geheimrat

Fleischer in Berlin zum stellvertretenden Vorsitz zugewählt hat. Hochgeschätzt sind stets seine Beiträge im Mannus gewesen, gern gehört seine anregenden Vorträge, hoch verehrt seine gewinnende Persönlichkeit. — Ferner ist mitzuteilen, daß unser überlastetes Vorstandsmittglied Regierungsinspektor Sneathlage von seinen drei Ämtern das des ersten Schriftführers der Berliner Zweiggesellschaft an unser verdientes Mitglied Buchdruckereibesitzer Mertinat abgetreten hat.

Geheimrat Prof. Dr. Oskar Fleischer hielt dann einen Vortrag über „Vor- und frühgeschichtliche germanische Runen und Schriftsysteme“, dessen Inhalt wir im nächsten Hefte mitteilen zu können hoffen.

* * *

Die 3. Sitzung des Jahres 1923 fand am 28. September zur Feier des 65. Geburtstages des 1. Vorsitzers Geheimrats Kossinna im Universitätsgebäude statt.

Professor Dr. Paape als der stellvertretende Vorsitz der Berliner Zweiggesellschaft feierte den Jubilar in längerer Rede. Geheimrat Kossinna führte in seinem Dankeswort etwa folgendes aus:

Vor 5 Jahren im September 1918, als mein 60. Geburtstag eintrat, wurde er von unserer Gesamtgesellschaft in einer Weise gefeiert, die nicht nur eine höchste Ehrung für mich bedeutete und mich zu tiefstem Danke verpflichtete, sondern die mir noch heute Kopfzerbrechen darüber macht, wie sie eigentlich zustande kommen konnte, in jener Zeit, als wir uns in den letzten Zudungen des Weltkrieges befanden.

Wir hatten kein Brot, dennoch gab es ein glänzendes Festessen. Die Mitarbeiter des Mannus standen zumeist im Felde oder lagen im Lazarett und dennoch wurde mir eine stattliche, schön gedruckte Festschrift überreicht. Die Zeit war schlimm, schien aber noch nicht hoffnungslos.

Es dauerte dann aber nur noch wenige Wochen und es erfolgte die furchtbare Katastrophe des Waffenstillstands und die noch furchtbarere des 9. November. Seitdem ist, wie unser ganzes Volk, so auch unsere Gesellschaft von Jahr zu Jahr in immer schwierigere Verhältnisse geraten; wir sind aber in unablässiger Arbeit dieser stets wechselnden Schwierigkeiten bisher noch stets Herr geworden; ja der Mannus konnte in den letzten beiden Jahren nahezu verschont werden. Und so stieg unsere Mitgliederzahl allmählich auf bald 700. Doch nunmehr scheinen wir fast wieder vor einer Katastrophe zu stehen, wenn nicht vor einer politischen, so doch sicher vor einer wirtschaftlichen. Der Mannusbeitrag betrug zu Beginn des Jahres noch 300 Mt., heute ist er auf eine Million gestiegen und vom 1. ab wird der Mannus wieder so gut wie verschont. Denn jedes einseitige Dreimarkbuch kostet heute ja über 100 Millionen. Und 100 Millionen wird also das Allermindeste sein, was unser Jahresbeitrag für 1924 wird betragen müssen, wenn die Verhältnisse sich nicht ändern.

Wird da unsere Gesellschaft weiter standhalten? so lautet die bange Frage.

So bedrückt denn schwerste Sorge das Herz des Vorstandes und besonders das des Herausgebers des Mannus. Und in schlaflosen Nächten möchte manchmal aller Mut dahinflinten.

Bleibt da noch Raum für irgendwelche Gedanken an Seite innerhalb unserer Gesellschaft? und nun gar für Feste so persönlicher Art, wie es ein 65. Geburtstag ist?

Sie werden begreifen, daß mich der Gedanke, den heutigen Tag von unserer Gesellschaft gefeiert zu sehen, zunächst überrascht und fast befremdet hat.

Als mir aber versichert wurde, daß die Feier wissenschaftlichen Charakter tragen sollte, erklärte ich mich nicht nur freudig damit einverstanden, sondern bin von Herzen dankbar für diese Veranstaltung. In erster Linie dem Vorstande unserer Berliner Zweiggesellschaft, der die ganze Sache in die Wege geleitet hat, insbesondere Herrn Prof. Paape. Dann der hochverehrten Rednerin des heutigen Abends, die wir ja heute nicht das erste Mal hören werden, auf deren Vortrag wir alle aufs höchste gespannt sind. Endlich allen Mitgliedern und Gästen, die durch Ihr Kommen den heutigen Abend mitberherrlichen.

Und noch ein anderer Gesichtspunkt ist es, aus dem ich die heutige Feier willkommen heiße, weil von ihm aus das rein Persönliche noch mehr zurücktritt. Es sind nämlich jetzt genau 15 Jahre her, seit ich die ersten wirksamen Schritte tat zur Begründung unserer Gesellschaft, die dann 3 Monate später ins Leben trat.

Wir können heute also auch das 15jährige Jubelfest unserer Gesellschaft feiern! Möge sie über die furchtbar drohende Klippe des Jahres 1924 hinwegkommen und dann wohlbehalten die hohe See gewinnen. Die täglich sich erneuernde Arbeit an der Gesellschaft und für die Gesellschaft nimmt mir zwar so ungeheuer viel Zeit fort, daß die eigene Sichtung und Veröffentlichung schwer darunter leidet. Andererseits ist es aber nicht nur ein Ehrenpunkt für mich, unsere Gesellschaft und den Mannus am Leben und Gedeihen zu erhalten, sondern beide sind mit der Zeit so eng mit meinem ganzen Dasein ver-

wachsen, daß ich es trotz allem als eine große Lücke, eine schmerzliche Leere empfinden müßte, wenn diese geistige Gemeinschaft gelöst würde.

Ich verspreche also, auch in Zukunft meine ganze Kraft dafür einzusetzen, daß wir Mannus und Mannusgemeinde trotz aller Schwierigkeiten über Wasser halten.

Durch! so heiße auch unsere Lösung!

Hierauf hielt Fräulein Dr. Maria Grunewald den Festvortrag: Altgermanische Weltanschauung und deutschchristliche Kunst. Sein Wortlaut ist als 4. Heft des 15. Mannusbandes zu Neujahr 1924 in die Hände unserer Mitglieder gelangt. G. K.

Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

In Danzig wurde am 15. August 1923 im Anschluß an einen Vortrag von Geheimrat Kossinna über „Altgermanische Kulturhöhe mit besonderer Rücksicht auf West- und Ostpreußen“ die Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte begründet. Die Anregung dazu, die vom Deutschen Vermittlungsdienst (cand. ing. W. Schade) ausging, wurde freudig begrüßt, besonders von den in den letzten Jahren immer zahlreicher gewordenen Freunden unserer Wissenschaft, denen bisher die Möglichkeit fehlte, sich planmäßig und eingehend mit Vorgeschichte zu beschäftigen, wenn auch Professor Stremme im Rahmen des Geologischen Seminars an der Technischen Hochschule und der Unterzeichnete durch Vorträge in den verschiedensten Gesellschaften und Vereinen wie auch durch Führungen und Lehrkurse im Museum nach besten Kräften bemüht waren, Gelegenheiten zur Beschäftigung mit heimischer Vorgeschichte zu bieten. Am 29. August wurde in der ersten geschäftlichen Sitzung die Satzung beraten und angenommen; in den Vorstand wurden gewählt: Museumsdirektor Dr. La Baume als Vorsitzender, Hochschulprofessor Dr. Stremme als Stellvertreter, Polizeikommissar Wagenknecht als Geschäftsführer, cand. ing. W. Schade als Stellvertreter, Hochschulprofessor Ernst Petersen, Studienrat Dr. Rühle und Mittelschullehrer Gerlach als Beisitzer.

Die Gesellschaft, die Ende 1923 schon mehr als 100 Mitglieder zählte, hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens eine lebhaftige Tätigkeit entfaltet. Es fanden mehrere Führungen im Museum für Naturkunde und Vorgeschichte statt, bei denen der Unterzeichnete die neu aufgestellte vorgeschichtliche Sammlung und das Wikingerboot von Baumgart erläuterte, während Dr. Hans Günther an Hand der in der Sammlung aufbewahrten Schädel über die Rassenzugehörigkeit der vorgeschichtlichen Bewohner Westpreußens sprach. In einem Vortrage gab Professor Stremme eine Übersicht über die bis jetzt bekannten Reste des Menschen aus der älteren Steinzeit; in einem zweiten behandelte Dr. La Baume die Arbeitsweise der Vorgeschichtsforschung. Auf Exkursionen wurde den Mitgliedern Gelegenheit geboten, drei Burgwälle in der Umgebung Danzigs zu besichtigen, deren Anlage, Alter und Bedeutung an Ort und Stelle durch den Unterzeichneten erläutert wurde.

Die zahlreichen in Zoppot wohnenden Mitglieder haben sich zu einer eigenen Ortsgruppe unter Vorsitz von Professor Weber zusammengeschlossen.

In schwerer Zeit ist die neue Gesellschaft begründet worden. Dennoch hofft sie, ihre Ziele zu erreichen und dazu mitzuhelfen zu können, daß durch Vertiefung in uraltes germanisches Volksgut deutsches Wesen richtig erkannt und eingeschätzt, Sinn und Verständnis für das Altertum unseres eigenen Volkes geweckt und gefördert werden.

W. La Baume.

Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig.

Im vergangenen Jahre wurde die für die vorgeschichtliche Abteilung wichtigste und dringendste Maßnahme durchgeführt: die Neuaufstellung der Sammlung. Diese mußte unbedingt eine Trennung von Schaufammlung und Studiensammlung mit sich bringen, da der bisherige Zustand unhaltbar geworden war. In Anbetracht dessen, daß weder ein größerer Raum noch eine größere Anzahl Schränke als bisher zur Verfügung standen, war die Aufgabe schwierig; aber sie konnte doch in einer Weise gelöst werden, die vorläufig — bis einmal das Museum in einem Gebäude untergebracht sein wird, wo so viel Raum vorhanden ist, wie es eigentlich braucht — eine wesentliche Besserung bedeutet. Der große Saal im oberen Stodwerk des Grünen Tores, in dem sich die Sammlung befindet, wurde geteilt; zwei Drittel des Raumes bilden nunmehr das Magazin, das, chronologisch und geographisch angeordnet, nur zu Studienzwecken dient; ein Drittel des Saales nimmt die

Schauausammlung ein, die dem Publikum zugänglich ist. Diese wurde nach neuzeitlichen Gesichtspunkten aufgestellt, wobei die Notwendigkeit, mit dem gegebenen Raum unbedingt auszukommen, im wesentlichen eine Beschränkung auf die Funde aus der Provinz Westpreußen bedingte. So findet der Besucher des Museums, sei er nun Sachmann oder Laie, das, was er in Danzig, der ehemaligen Hauptstadt Westpreußens, vor allen Dingen erwarten darf: eine Übersicht über die vorgeschichtlichen Altertümer der Provinz Westpreußen.

Die neue Aufstellung bewährte sich aufs beste bei einer Anzahl von Lehrgängen, die vom Unterzeichneten im Laufe des Jahres 1923 zunächst für die Lehrer und Lehrerinnen der höheren Schulen veranstaltet wurden; nicht weniger als 75 Teilnehmer meldeten sich dazu, so daß 5 Kurse abgehalten werden mußten. Ziel und Zweck des Lehrganges war, die Teilnehmer so weit mit den Grundlagen der heimischen Vorgeschichte vertraut zu machen, daß sie in der Lage sind, im Unterricht auf die Vorzeit unseres Volkes einzugehen und ihren Schülern die Schauausammlung des Museums bei Besichtigungen zu erläutern.

Als Fortsetzung der „Ämtlichen Berichte“, die 1915 ihr Erscheinen eingestellt hatten, liegt Nr. 1 der „Mitteilungen“ (Vorgeschichtliche Reihe) im Druck vor und wird demnächst in den „Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft“ veröffentlicht werden.

W. La Baume.

Bücherbesprechungen.

Dr. Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. J. S. Lehmanns Verlag München 1923. 1. Aufl. 440 Textseiten, 334 Abbildungen, 40. Grundpreis geh. 8 M., geb. 11 M.

„Der Zweck des Buches ist nicht, sich eigentlichen Sachwerken anzureihen. Sein Bestreben ist vielmehr, den Blick zu schärfen oder besser: überhaupt einmal einen Blick, ein Verständnis, eine Aufmerksamkeit auf die rassenhafte Bedingtheit der Umwelt und Geschichte zu wecken“. Trotz dieses Bekenntnisses des Verfassers kann man wohl sagen, daß das Buch einen recht guten Überblick über den gegenwärtigen Stand der anthropologischen Wissenschaft, soweit das Gebiet des deutschen Volkes in Betracht kommt, vermittelt. Das besondere Bestreben des Verfassers, der Allgemeinheit die Augen für die rassenmäßige Zusammensetzung des deutschen Volkes zu öffnen, muß mit der größten Freude begrüßt werden, denn es fehlt hier noch an allem und jedem. Die Teilnahmslosigkeit und Naivität des größten Teiles der sogenannten Gebildeten diesen Fragen gegenüber wird vom Verfasser mit Recht geißelt. Günther berührt auch die Frage, wie es kommt, daß die Ergebnisse der anthropologischen Wissenschaft kaum über den engsten Kreis der Sachgelehrten hinausgedrungen sind, und meint, es läge daran, daß erstens die Wissenschaft noch zu jung sei, und zweitens daran, daß sie den Menschen etwas sage, was sie nicht hören wollten, nämlich, daß sie fast alle Mischlinge seien.

Diese Erklärung genügt wohl nicht. Wenn eine Sache keinen Erfolg hat, ist es richtig und zweckmäßig, die Schuld zunächst nicht bei anderen sondern in der Sache selbst zu suchen. Ich komme hierauf noch zu sprechen.

Jedes Werk über Rassenkunde muß sich heute noch mit einer Definition des Begriffes „Rasse“ abgeben. Günther entscheidet sich dahin: „Eine Rasse stellt sich dar in einer aus Artgleichen bestehenden Menschengruppe, die immer wieder nur ihresgleichen zeugt, d. h. einer Menschengruppe, die sich durch ihre eigentümliche (eignende sagt Günther) Vereinigung körperlicher Merkmale von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet. Zugleich mit der Aufstellung dieser Definition bekennt sich aber Günther zu der Ansicht, daß derartige Menschengruppen als geschlossene Einheiten — in Europa wenigstens — nicht anzutreffen seien. Als vielleicht reine Rasse nennt er nur Estimos und die ausgestorbenen Tasmanier. Da also eine sinnfällige Erläuterung der Rasse nicht dadurch gegeben werden kann, daß man sagt: „in der und der Gegend wohnt die und die Rasse, geht hin und seht,“ so befindet sich Günther mit der gesamten wissenschaftlichen Anthropologie in der schwierigen Lage, körperliche Merkmale angeben zu müssen, die sich in einer gemischten Bevölkerung immerhin so häufig geschlossen vererben, daß man sagen kann, sie gehören ursprünglich zusammen und ihr vereintes Auftreten bezeugt ihre Träger als Angehörige dieser oder jener Rasse. Wie sich die Anthropologie aus dieser Schwierigkeit gezogen hat, ist bekannt, sie hat gewisse Maße des Stelletes ins-

besondere des Schädels in ihrem gegenseitigen Verhältnis durch Indizes festgelegt, hat Haar- und Augenfarbe in Stalen eingeordnet und dann bestimmt: wenn dieser Schädelindex, diese Haarfarbe, diese Augenfarbe und vielleicht noch ein anderes Merkmal bei einer Person vereint auftreten, dann ist sie rassereiner, wenigstens in ihrem Äußeren, die Seele und die verborgenen Erbanlagen können immer noch teil an einer fremden Rasse haben. Auf diese Weise kommt Günther dazu, daß in Deutschland seiner Ansicht nach „allerhöchstens 10%“ der Bevölkerung rein nordischer Rasse seien. Wenn man die „Erbmassen“ der gesamten in Deutschland wohnenden Bevölkerung abwägen (oder in Haufen aufmessen?) könnte, so seien 60% nordischer Rasse, 20% ostisch, 15% dinarisch und 2% westisch.

Günther unterscheidet also vier eigentlich europäische Rassen, wobei er sich den meisten Anthropologen anschließt und nur die Bezeichnungen etwas ändert: die nordische (germanische, urfeltische) Rasse, die ostische (turansische, alpine, avernische) Rasse, die westische (mediterrane) Rasse und die dinarische Rasse. Nach einer kurzen Orientierung über das wissenschaftliche Verfahren der heutigen Anthropologie, gibt der Verfasser eingehende Beschreibungen der vier Rassen zunächst in körperlicher, dann auch in seelischer Beziehung.

Sehr zahlreiche Abbildungen erläutern deutlicher als die Worte, was der Verfasser unter den verschiedenen Rassen verstanden wissen will. Wenn man auch in vielen Fällen nicht einverstanden sein mag, diesen oder jenen Kopf unter eine gewisse Rubrik eingeordnet zu finden, so erfreut doch der Mut des Verfassers, seine wissenschaftliche Ansicht so einer öffentlichen Probe zu unterwerfen.

Am wenigsten überzeugend ist meiner Ansicht nach die Darstellung der dinarischen Rasse gelungen, die armenische, kroatische und sogenannte Defregger-Typen unter einen Hut zu bringen unternimmt. Die Bilder sprechen hier mehr gegen als für das Bestehen einer solchen Rasse. Auch das Ostische enthält viel Ungleichartiges. Eigenartig ist die von Günther entwickelte Theorie, das Ostische habe sich aus dem Mongolischen allmählich durch unbewußte Auslese nach Schönheitsrückständen entwickelt, indem das unter nordischer Bevölkerung gar zu häßlich wirkende breite mongolische Gesicht bei den Heiraten zu kurz gekommen und die Rasse auf diese Weise europäischer geworden sei. Bei der Beschreibung der nordischen Rasse empfindet man am meisten die Schwierigkeit, etwas allgemein gültiges über eine ausgedehnte Bevölkerung zu sagen, ohne gar zu sehr in Widerspruch mit den allgemeinen Anschauungen und auch mit sich selbst zu kommen. Wenn Günther z. B. sagt, bei dem nordischen Menschen weiche die Stirn zurück oder das Hinterhaupt habe eine geringe Höhe, so widerspricht er sich mit den Abb. 17 und 22 ganz deutlich selber. Warum dies geschehen muß, werden wir sehen.

Über die westische Rasse erhält man vielleicht die beste Vorstellung, weil der Hinweis auf spanische und südfranzösische Typen doch immerhin ein ziemlich einheitliches Phantasielbild hervorruft.

Nach dieser Beschreibung wird der Versuch gemacht, die Verteilung der vier Rassen innerhalb des deutschen Sprachgebietes nachzuweisen. Als Grundlage dient dabei im wesentlichen die von Virchow veranlaßte Untersuchung der Haar- und Augenfarbe der Schulkinder. Weiter werden die entsprechenden Verhältnisse für ganz Europa beleuchtet.

Es folgt ein leider nur zu kurzes Eingehen auf die Vererbungsstatistiken. Scharf weist Günther die Theorie ab, daß Klima und sonstige Umwelteinflüsse die Rasse beeinflussen, Kreuzung und Auslese seien allein bestimmend.

Ein besonderes Kapitel ist den vorgeschichtlichen Rasseerscheinungen gewidmet. Hier folgt Günther den von Kossinna und Schuchhardt angegebenen Wegen. Das Buch „Alteuropa“ des letzteren, scheint ihm auch in den folgenden Abschnitten über die Griechen, Römer, Kelten und Germanen hauptsächlich gedient zu haben.

Hiermit ist der eigentlich wissenschaftliche Teil des Wertes abgeschlossen, es folgt ein rassenpolitischer Teil, in welchem zunächst die fortschreitende „Entordnung“ der europäischen Menschheit lebhaft beklagt, sodann sehr eindringlich dazu aufgefordert wird, dieser Gefahr nach amerikanischem Vorbild durch staatliche Maßnahmen entgegenzutreten. Dieser Abschnitt ist vielleicht der bestgeschriebene des Buches und wird hoffentlich seine Wirkung tun.

Ein Anhang über das Judentum schließt das ganze Werk.

Wenn ich nach dieser Inhaltsangabe eine Kritik anschließe, so richtet sich diese nicht gegen den verdienstvollen Verfasser des Wertes, sondern gegen die heutige anthropologische Wissenschaft im allgemeinen. Es ist richtig, was Günther sagt, daß die Anthropologie alle anderen Wissenschaften vom Menschen, nicht zum mindesten die Vorgeschichtsforschung, befruchten und zum Teil durchdringen muß, dann ist aber auch zu verlangen, daß sie sich endlich darauf besinnt, daß ohne philosophische Klarheit über die Grundlagen ein fruchtbares Wachsen dieser Wissenschaft nicht möglich ist. Wenn Aristoteles mit religiösen Anschauungen in die Physik des Himmels hineinspülte, so dünken wir uns über einen solchen, übrigens 2000 Jahre im Schwung gewesenen Unfug erhaben, machen es aber nicht besser,

wenn wir mit mechanisch mathematischen Hilfsmitteln in der organischen Welt Klarheit zu gewinnen hoffen. Es ist ein Grundfehler, die menschliche Gestalt durch Zahlen ergünden zu wollen. Günther fordert sehr richtig „das reine bildnerische Sehen“ und es ist tatsächlich das einzige aber auch ausreichende Hilfsmittel, das wir in der Rassenforschung benutzen können. Haben wir auf diese Weise Rasse-Tatsachen festgestellt, so mögen immerhin Messungen nachfolgen, sie werden aber dann nur noch spielerischen Wert haben.

Die Vererbungslehre ist in dieser Hinsicht der Anthropologie ebenbürtig. Mit ihren vererbaren „Merkmalen und Eigenschaften“ zerhackt sie die menschliche Gestalt wie mit Fleischermessern und nach ihr zu schließen wäre der Mensch eine Art Heringsalat aus Ingredienzien der verschiedensten Herkunft. Manche Vertreter dieser Wissenschaft haben die noch etwas sonderbarere Ansicht, als ob die Vererbung einer allgemeinen durch nichts charakterisierten Gestalt des Menschen zunächst selbstverständlich sei und daß jener „Merkmale und Eigenschaften“ wie Etiketten zur besseren Unterscheidung angeheftet wären.

Demgegenüber mag auch an dieser Stelle die Forderung erhoben werden, organische Wesen nur nach organischen Gesetzen zu beurteilen, das heißt sie als geschlossene Einheiten unter sich durchaus bedingter Teile anzusehen und wenn uns die Vererbungstatsachen zwingen, eine Zerlegung und Vereinigung von Teilen anzuerkennen, auch diese Teile als organische Einheiten trotzdem festzuhalten. Wäre dies nicht der Fall, wie sollte dann überhaupt in jedem Einzelfall eine vollständige Vererbung aller Glieder und Bestandteile der menschlichen Gestalt denkbar sein? Ich fürchte, hier hat unsere Wissenschaft Denkfehler begangen, über die spätere Geschlechter nicht aufhören werden, sich zu verwundern.

Dieses harte Urteil wird der unterschreiben, der wie ich durch eigene Beobachtung gefunden hat, worüber die Anthropologie und auch das Günthersche Buch vollständig schweigt und doch wohl nur deshalb schweigt, weil sie es selbst noch nicht gesehen hat, nämlich daß es allerwärts „artgleiche Menschengruppen“ gibt nach der Güntherschen Definition, daß diese aber nicht die Rassen sind, sondern die Volksstämme. Die Wissenschaft hat hier tatsächlich den Wald vor Bäumen nicht gesehen.

Es würde hier zu weit führen, die ganze Gegensätzlichkeit der Auffassungen zu beleuchten. Daher nur Stichproben. Günther sagt, daß in Deutschland zerstreut höchstens 10% rein nordischer Menschen wohnten. Ich nehme dagegen einen beliebigen Volksstamm, den westfälischen oder sonst einen, und sehe, daß vielleicht auf 10000 qkm eine durchweg gleichartige Bevölkerung wohnt. Welchen von den Westfalen soll ich dann als nordisch und welchen als nicht nordisch bezeichnen? Habe ich nämlich erst einmal die typische Form des Westfalenschädels erschaut, so machen mich die Variationen der Indezahlen nicht mehr irre, wie den auf Zahlen sich stützenden Anthropologen. Denn daß Variationen in den Maßen vorkommen, muß der Anthropologie zugeben, er kann aber nicht, ohne rein willkürlich zu erfahren, eine Grenze dieser Variationen festsetzen. Das geschulte Auge sieht aber die Grenze selbst da, wo nach den Indezahlen keine Notwendigkeit vorzuliegen scheint. Gegenüber solchen gleichartigen Stämmen zerflattert der künstliche Rassenbegriff in alle Winde und statt dessen erhebt sich ein neuer, auf festerer Grundlage.

Es müßte doch zum Nachdenken Anlaß geben, daß die Rassenkarte Afrikas ein sauberes Mosaik von Völkern ist, während die von Europa eine Sudelei von 4 durcheinander laufenden Farben sein soll? Entspricht dies wirklich den Tatsachen oder ist der Unterschied nicht vielleicht darauf zurückzuführen, daß man an die Erforschung Afrikas ohne vorgefaßte Rassebegriffe herangegangen ist und die Tatsachen getreu wiedergegeben hat, während man in Europa vor lauter Theorie nicht bis zur Wirklichkeit vorgedrungen ist? Die andere Erklärung, daß in Afrika geringere Verschiebungen auf rassischem Gebiet vorgekommen seien, ist angesichts der viel bewegteren Geschichte dieses Erdteiles und angesichts der dort vorhandenen Sklaverei nicht haltbar.

Die für Europa bisher geltende Rassenlehre ist ein Prokrustesbett gefährlichster Art. Betrachtet man 3. B. in Günthers Werk auf S. 42—43 die als vorwiegend nordisch bezeichneten Typen, so hat man den Eindruck, als ob hier doch sehr verschiedenes vereinigt sei, was zum Teil nicht einmal den Anspruch erheben kann, wenigstens deutsch, wenn auch nicht nordisch auszuweisen. Auf S. 40 und 41 sind dagegen Typen dargestellt, die jeder ohne weiteres als von reiner deutscher Rasse anerkennen wird, aber bei diesen Typen wird ein Kenner deutscher Volksstämme herausfinden, daß auch sie keineswegs einheitlich sind, sondern daß hier Vertreter von fünf verschiedenen Stämmen vorhanden sind — nur 23 und 26 könnten ein und demselben Stamm angehören —, 21 und 22 sind außerordentlich verschiedenen Stammes. Daß auf anderen Blättern die Komponisten Schubert und Schumann, Luther, Helmholz, Ibsen und — Poincaré gleicherweise als ostlich-nordisch bezeichnet werden, ist bei dem ausgeprägten Stammescharakter dieser Köpfe ebenfalls ein Beweis gegen die Theorie.

Eine zukünftige Wissenschaft muß, wie die Afrikaforscher es getan haben, zunächst einmal die Volksstämme feststellen, das ist, wie ich in Nord- und Süddeutschland gleicherweise erfahren habe, ohne Schwierigkeit möglich. Die örtlichen Grenzen sind äußerst scharf gezogen. Wer in dieser Beziehung einer Autorität bedarf, möge in Goethes Werken nachlesen. Der Beginn der italienischen Reise und sein Tagebuch von der Göttinger Reise gibt diesem großen Naturforscher Gelegenheit, auch in dieser Beziehung seine Beobachtungsgabe zu beweisen. So sagt er in dem Tagebuch von 1801 auf der Fahrt von Weimar nach Göttingen: „Ich mochte gern die Folge der Gegend, die Abwechslung der Landesart bemerken... Auch die menschliche Gestalt zog mich an und ihre höchst merkbaren Verschiedenheiten“. Nach diesen unerläßlichen Vorarbeiten wird man sich erst die Frage vorlegen können: welche Volksstämme lassen sich zu einer größeren Rasseinheit zusammenfassen? Es wird mit Benützung der Beobachtungen aus der Zellenlehre und den großen Tatsachen der geistigen Welt nicht unmöglich sein, auch natürliche Rassen festzustellen, wie man ja in der Tierwelt wohl mit Recht z. B. die Spechte, Lerchen, Drosseln zu Familien vereinigt; obwohl die einzelnen Arten ganz für sich getrennt leben.

Die Vorgeschichtsforschung wird gewiß diesen Gedanken verwerten müssen und meines Erachtens gern aufnehmen. Es muß früher ebenso wie heute scharf gesonderte aber doch gruppenweise zusammengehörige Volksstämme gegeben haben; und höchste Aufgabe würde es sein, von den jetzt feststellbaren Stämmen über die Namen der Völkerwanderung bis in die vorgeschichtliche Zeit die verbindenden Brücken zu schlagen.

Hannover.

H. A. Prieße.

Oscar Almgren und Birger Nerman, Die ältere Eisenzeit Gotlands. Heft 2, Stockholm 1923. 96 Seiten, 28 Tafeln und 128 Textabbildungen.

Mit diesem stattlichen Bande hat das groß angelegte Werk, dessen ersten Teil ich im *Mannus* VII, S. 201—204 angezeigt habe, einen würdigen Abschluß gefunden. Beschrieb das erste, von Almgren allein verfaßte Heft die Kunde von acht Jahrhunderten (600 vor Chr. bis 200 nach Chr.), so enthält der jetzt herausgekommene stärkere Teil außer zwei Sonderabschnitten über römische Münzen und taiserzeitliche Waffen nur den Kulturnachlaß zweier Jahrhunderte (200—400 nach Chr.), ein Beweis, wie formenreich die späte Kaiserzeit Gotlands ist. Die Verfasser schließen sich der Periodengliederung von Montelius an, vertiefen sie aber durch genauere Unterteilung. Sie zerlegen die Periode V (späte Kaiserzeit) in eine kleine Frühstufe (etwa 200—250), der die Hauptstufe V, 1 (250—350) und eine kurze Schlußstufe V, 2 (350—400) folgen. Die Dorföflichkeit des Sundauffasses in Bild und Schrift ist ebenso musterbildend wie im ersten Teil.

In der Frühstufe Gotlands scheint sich der gotische Kulturstrom aus Südrußland noch nicht bemerkbar zu machen, der nach den Verfassern erst in der Hauptstufe mit dem Auftreten der Sibeln mit umgeschlagenem Fuß voll einsetzt. Ost- und Westpreußen vermitteln diese Kulturbeziehungen. In der Schlußstufe bricht der Südverkehr wieder ab, westliche Einflüsse treten allmählich an seine Stelle. Unter dem Schmuck spielen neben Sibeln Ringe die Hauptrolle. Zahlreiche Finger-, Arm- und Halsringe aus Gold und Silber¹⁾ bezeugen außer den massenhaften Funden von Silbermünzen den Reichtum der Insel, die schon damals ein wichtiger Handelsmittelpunkt war. Eine eigenartige Mischform bildet das Armband aus dem Depotfund von Bolafve (Abb. 367 und im Text Abb. 108). Es gehört zu der preußischen Gruppe der Schildarmbänder²⁾, steht aber durch die Ausführung in Gold und die Ausbildung von Augen unter dem Einfluß der skandinavischen Schlangentopfspiralen. Außer dem gotländischen sind noch 3 Schildarmbänder aus Schweden bekannt! Aus dem reichen Sormenschatz der übrigen Grabbeigaben hebe ich nur einiges hervor. Von großem Wert für die germanische Tracht sind die unscheinbaren Hüten und Öfen (Abb. 413—415, 561—565), die an den Unterarmen und Unterschenkeln von Skeletten in mehreren Paaren übereinander gefunden werden. Sie dienen dazu, die langen Ärmel der Röcke und die langen Hosen, wie sie aus den gleichzeitigen Moorfunden bekannt sind, unten fest zu schließen,

¹⁾ Selbst um den Leib wurden goldene Ringe geschlungen.

²⁾ Die Verfasser folgen S. 73 Blume in der Vereinerung zweier Ringarten unter dem Namen „Schlangentopfarmringe“, die Kossinna im *Mannus* XIV, S. 132 klar geschieden hat. Die bronzenen oder silbernen Schildarmbänder, wie sie Kossinna jetzt nennt, die in West- und Ostpreußen heimisch sind und schon im 2. Jahrh. nach Chr. beginnen, haben keine eigentlichen Tierköpfe. Sie sind scharf zu trennen von den erst im 3. Jahrh. nach Chr. auftretenden skandinavischen goldenen Schlangentopfarmspiralen. Das späte gotländische Schildarmband bildet dadurch, daß es als Einzelstück die Augen der skandinavischen Gruppe übernommen hat, doch keinen Beweis für einen „Zusammenhang“ beider Ringarten und keinen Grund, sie zu einer Gruppe zusammenzufassen.

und geben uns eine willkommene Erklärung für die in den Thorsberger Ärmeln unten angebrachten Schliße. Die gotländischen Truhen haben eine Schloßkonstruktion, die stark von der sonst üblichen abweicht. Die Schloßfedern haben ganz andere Gestalt und schnappen in eine eigentümliche Federhülse ein (vgl. die Rekonstruktion auf S. 80). Ganz lokale Prägung hat wieder die Keramik, die sehr üppige Muster aufweist und 3. T. in Rädchen- und Stempeltechnik verziert ist. Sie bildet in der späten Kaiserzeit ein wichtiges Hilfsmittel für die Zeitbestimmung der Funde. In der Schlußstufe dieser Periode fällt die Vorliebe für durchbrochene Schmutzbleche aller Art auf, deren langgestielte Gittermuster am häufigsten an allen Bestandteilen des Gürtels, aber auch auf Schwertscheidenbeschlägen vorkommen. Die Begräbnisformen sind die gleichen wie früher: Unter flachen Hügeln, meist in Steinkisten, Skelette mit dem Kopfe nach Norden liegend, daneben aber auch Brandgräber.

Unter den Waffenfunden befinden sich ein verziertes einschneidiges Schwert, ein zweischneidiges Schwert mit Goldeinlage, ein anderes mit Fabrikantenstempel und nicht weniger als sieben verzierte Lanzenspitzen mit gepunzten, silbertaufschiernten und mit rotem Email eingelegten (!) Mustern. Am wichtigsten ist eine Lanzenspitze mit noch nicht gedeuteter Runeninschrift aus Mos, die vierte bisher bekannt gewordene Runenlanze.

Eine besonders tiefgründige Behandlung erfahren die in Gotland eingeführten römischen Münzen der Kaiserzeit. Mehr als 5000 Denare, nur eine Goldmünze und 2 Bronzemünzen sind bisher dort gefunden worden. Die beträchtliche Anzahl von Denar-Schatzfunden können die Verfasser auf Grund der jüngsten Münzen (Schlußpunkt des Schatzes) und des Höhepunktes (Zeit der häufigsten Münzen) jedes Schatzes in 3 verschieden alte Gruppen zerteilen. Die Gesamtzeit der Denareinfuhr betrug nach ihren Ausführungen noch nicht ein Vierteljahrhundert (von 175—196 nach Chr.). Die Münzeneinfuhr fand also hier in Ostgermanien später und infolge anderer Ursachen statt als in Westgermanien. Sie wird nicht mehr mit den Markomannenkämpfen in Verbindung gebracht, sondern mit dem friedlichen Handel der Goten und Römer begründet. Eine Schwierigkeit liegt nun darin, daß dieser den Goten zugeschriebene Münzstrom mehr als 50 Jahre früher aufhört, nach Norden zu fließen, als der südrussisch-gotische Kulturstrom in Gotland anlangt. Die Verfasser lassen daher die Goten zur Zeit der Münzeneinfuhr noch nordöstlich der Karpathen sitzen und „wahrscheinlich unter Vermittelung... der Basternen friedliche Handelsbeziehungen mit den Römern anknüpfen“, an denen die Einwohner Gotlands lebhaft beteiligt waren. Den Abbruch der Münzeneinfuhr verurteilte nicht die römische Münzverschlechterung, auch nicht etwa das Aufkommen von Tauschhandel an Stelle des Geldverkehrs, wie Regling glaubte, sondern die Verschlechterung der Beziehungen zwischen Goten und Römern, Sperrung der Grenzen des römischen Reiches und kriegerische Verwicklungen. Unsere Kenntnis der germanischen Verhältnisse in Südosteuropa ist bisher so ungenügend, daß Sicherheit in diesen Fragen wohl vorerst nicht zu erlangen ist. Trotzdem sind solche ernsthaften Erklärungsversuche für den Fortgang der Forschung fördernd und anregend, auch wenn sie sich in Zukunft nicht halten lassen sollten. Ein ungelöstes Rätsel ist auch noch die Lage des Herstellungsgebietes der germanischen Nachprägungen römischer Kaiserzeitmünzen, von denen in Gotland 16 Stück, im übrigen Germanien nur noch 4 Stück aus der Provinz Posen nachgewiesen worden sind.

In einem Schlußkapitel werden die Hauptergebnisse des Werkes über die Kultur- und Besiedlungsverhältnisse der Insel übersichtlich zusammengefaßt und in den Rahmen der nordeuropäischen Kulturgeschichte eingeordnet. Als wichtiges Ergebnis für die germanische Frühgeschichte ist besonders der sichere Nachweis der Urheimat der Goten hervorzuheben (S. 140f.), über die Nerman eingehender im Hornvännens 1923, S. 165—182 (Goternas äldsta hem) handelt. Durch genaue Prüfung der geschichtlichen und archäologischen Quellen weist Nerman nach, daß die Goten, die um Christi Geburt nach Ost- und Westpreußen einwanderten, nicht, wie Kossinna zuerst annahm, von Gotland stammten, sondern vom schwedischen Festland (Wester- und Östergötland) herkamen. Da Gotland während der ganzen älteren Eisenzeit die meisten Funde Schwedens geliefert hat und da die Verfasser fast ständig den übrigen schwedischen Fundstoff mit heranziehen, bildet das Werk für die behandelten Perioden einen Atlas von ähnlicher Bedeutung wie S. Müllers Ordnung af Danmarks Oldsager (1895). Vor dieser epochemachenden Leistung besitzt das gotländische Album überdies noch den schwerwiegenden Vorteil, daß durch eine große Zahl sorgfältig und übersichtlich angelegter Tabellen dem Leser ein genauer Einblick in 414 geschlossene Funde gestattet und so der Forschung jederzeit die Nachprüfung aller Einzelheiten ermöglicht wird. Möge dieser überaus gediegene Niederschlag jahrzehntelangen, emsigen und sachkundigsten Gelehrtenfleißes unserer Forschung ein leuchtendes Vorbild und eine stete Quelle neuer Erkenntnis werden.

Breslau, im November 1923.

M. Jahn.

Paul Douga, La Tène. Monographie de la station publiée au nom de la commission des fouilles de La Tène. Leipzig 1923. 170 Seiten, 50 Tafeln, 2 Pläne und 12 Textabbildungen.

Die weltbekannte, für die Geschichte der Vorgeschichtsforschung so bedeutungsvolle Fundstätte am Neuenburger See hat eine abschließende, sorgfältige und reich ausgestattete Behandlung erfahren, die den gewaltigen Fundstoff dem Leser anschaulich vorlegt. Als die Fundstelle vor 65 Jahren entdeckt wurde, lag sie $\frac{3}{4}$ m tief unter dem Spiegel des Sees, aus dem die Funde gefischt werden mußten. Durch Geradelegung der Jurawässer sank der mittlere Wasserstand in den Jahren 1868—1881 um 2 m, das Fundgebiet wurde trocken. Daraufhin begann besonders der Vater des Verfassers, Emil Douga, planmäßige Ausgrabungen, durch die erwiesen wurde, daß es sich um eine Siedlung am Ufer eines alten, jetzt völlig zugeschwemmten Bettes der Zihl handelt. 1885 schloß E. Douga seine Grabungen ab, und damals erschienen kurz hintereinander die beiden bisherigen Hauptveröffentlichungen über La Tène von E. Douga und D. Grob. 1906 wurden die Grabungen mit Staatsmitteln in großem Umfange wieder aufgenommen, deren Leitung bald Paul Douga übernahm. Schritt für Schritt wurde die 170 m lange, 30 m breite Fundschicht im Zihlbett durchgraben und dabei bis zu 4 m Tiefe vorgedrungen. Zwei Motorpumpen hatten einen ständigen, schweren Kampf gegen das andrängende Grundwasser zu bestehen. Im Jahre 1917 war das Fundgelände so gut wie völlig durchforscht.

Der unermüdete Grabungsleiter beschränkt sich in seiner Veröffentlichung nicht nur auf die Ergebnisse seiner Untersuchungen, sondern zieht auch alle erreichbaren früher gemachten Funde heran, so daß seiner Arbeit mehr als zweieinhalb Tausend Fundstücke zugrunde liegen, von denen er gegen 700 abbildet. Die Mehrzahl der Fundstücke besteht aus Eisen, das sich in dem feuchten Boden ausgezeichnet erhalten hat. Die Lagerungsverhältnisse sind ja für die Erhaltung der Kulturreste denkbar günstig. Wie der geologische Mitarbeiter Dubois ausführt, war der Wasserstand des Neuenburger Sees zur Latenezeit noch tiefer als heute. Von der römischen Zeit an stieg er aber beständig infolge der aufstauenden Ablagerungen der Aar an der Zihlmündung. So deckte der Neuenburger See die Fundstelle zu und entzog sie ebenso sorgsam den Zugriffen Neugieriger wie den zerstörenden Angriffen des Rostes. Mit der Trockenlegung des Geländes konnten nicht allein planmäßige Grabungen beginnen, sondern sofort setzte auch eine stärkere Verwitterung der Fundstücke im austrocknendem Boden ein. Während die in den achtziger Jahren gehobenen Schwerter noch mit geringer Mühe aus ihren Scheiden gezogen werden konnten, gelang dies bei den im 20. Jahrhundert geborgenen wegen der stärkeren Verrostung nicht mehr! Es sind dies ganz ähnliche Verhältnisse wie z. B. im Schuffenrieder Moor, wo seit der Trockenlegung die bis dahin so ausgezeichnet erhaltenen Hausreste von Jahr zu Jahr mehr zerfallen und daher im wissenschaftlichen Interesse möglichst schnell aufgedeckt und festgelegt werden müssen.

Erst die Grabungen des Verfassers haben nähere Aufschlüsse über die Ausdehnung der Siedlung ergeben. Nach ihm lagen die Häuser nur längs des Südufers der Zihl zwischen zwei Brüden, deren Trägerreihen noch erhalten waren. Die Brückentöpfe am Nordufer des Flusses wurden durch Palisaden geschützt. Gen Süden war die Siedlung durch sumpfiges Gelände hinreichend gesichert. Die über die beiden Brüden führenden Wege erhielten in diesem Sumpfbereich einen erhöhten, durch Pfähle gefestigten Unterbau. Von den Häusern selbst fand P. Douga keine Reste mehr vor; über ihren Aufbau besitzen wir nur einige wenige Beobachtungen seines Vaters. Trotz der verschiedenen tiefen Lage der Funde im Zihlbett sind keine Altersunterschiede der Fundschichten zu machen.

Den wertvollsten Teil der Arbeit bilden die auf 50 Tafeln abgebildeten Fundstücke und ihre Erklärung. Obwohl uns eine große Anzahl schon aus früheren Veröffentlichungen bekannter Abbildungen begrüßt, so ist doch der Bestandteil vom ersten Mal abgebildeter Stücke recht beträchtlich, und bei der sorgfältigen Auswahl der so überaus zahlreichen Abbildungen dürfte kaum ein wichtiger Typus der Funde von La Tène ohne bildliche Wiedergabe geblieben sein. P. Dougas Werk ermöglicht es dem Leser, sich ohne Belästigung der Originale mit dem Fundstoff vertraut zu machen. Besonders wertvolle Bereicherungen gegenüber den früheren Grabungen bilden die von dem Verfasser mit großem Geschick gehobenen hölzernen Gegenstände, wie die Schilde, die von ihm zum ersten Male im Zusammenhang angetroffen wurden, die mit Holzschäften erhaltenen Lanzen, Sensen, Äxte und Schöpffellen, die Holz- und Tongefäße, Wagenteile und Zugjoch. Besonders erfreulich ist auch der vom Verfasser zum Unterschied von seinen Vorgängern streng durchgeführte Grundsatz, nur sicher von der eigentlichen Fundstelle La Tène stammende Stücke zu behandeln und alle Funde der näheren und weiteren Umgebung auszuscheiden. Bekanntlich herrscht in La Tène Waffen und Werkzeuge des Mannes durchaus vor, während weiblicher Schmud und Frauengut so gut wie völlig fehlen. Nicht weniger als 166 Schwerter sind dort zutage

gefunden, meist noch in ihren Scheiden stehend, deren so eigenartige und mannigfaltige Muster ausführlich dargestellt werden. Außer der bereits bekannten Art der Schwertgürtung weist der Verfasser (S. 45 und Taf. III, 18) noch eine zweite nach, die sich achtförmiger Eisenglieder bedient, welche bisher meist für Trensteile gehalten wurden. Diele neue Formen bringt auch die reichhaltige Zusammenstellung der Gürtelschließen und ihrer Gegenringe auf Tafel 8, mit denen der Leibgurt des Mannes geschlossen wurde¹⁾. Die Lanzen- und Speerspitzen sind noch häufiger als die Schwerter (269 Stüd) und äußerst vielgestaltig. Nicht weniger als 5 Lanzen sind vollständig mit ihren Schäften aus Eichenholz erhalten; sie besitzen eine Länge von 2,5 m. Auch der Teil eines Bogens aus Eibenholz konnte geborgen werden; doch hatte der Bogenschütze in La Tène offenbar nur eine untergeordnete Bedeutung, da nur 12 Pfeilspitzen zutage gekommen sind. Außerst selten sind Schußwaffen erhalten geblieben. Unter den 27 Schildresten fallen besonders drei fast vollständig erhaltene Schilde von länglichovaler Gestalt auf, deren Höhe 1,04—1,10 m und deren Breite 53—62 cm beträgt. Bemerkenswert ist des Verfassers Annahme einer ursprünglichen Befestigung der nur 3—11 mm starken Holzschilde mit einer Lage von Strohgeflecht oder ähnlichem Gewebe, wie es mehrfach in La Tène gefunden wurde, einmal unmittelbar bei einem Schilde. Dadurch würden die dünnen Bretter an Widerstandskraft gewinnen, ohne ihre Leichtigkeit und Handlichkeit zu verlieren. Der in wechselnder Richtung schräg gestrichelte Schild der Figur von Montdragon (vgl. z. B. Déchelette, Manuel II, 3, S. 1169, Abb. 493) scheint dem Verfasser einen solchen geflochtenen Überzug darzustellen. Recht kurz kommen in der Abhandlung die Sibelien weg, obwohl fast 400 Stüd, meist vom Mittel-Latenschema, gefunden wurden. Der Körperpflege dienen haarnippzangen, Scheren und Rasiermesser, von denen die beiden letzten Arten häufig gemeinsam in einem Leinwandbeutel lagen. Die mannigfaltigen Griffe der Rasiermesser schließen sich zu einer klaren Entwicklungsreihe zusammen. Es folgen in zahlreichen Abbildungen die vielen Sorten von Geräten und Werkzeugen für den Fischfang, den Ackerbau, die Nahrungsbereitung (Steinmühlen, Kochkessel, Schürhaken u. a.) für Holz-, Leder- und Metallbearbeitung, darunter das Handwerkzeug eines Sattlers bestehend aus 19 Geräten, die in einem Lederbeutel lagen. Die Behandlung dieser Gerätschaften und die Bestimmung ihrer Verwendung hat der Verfasser mit besonderer Liebe ausgeführt. Mit großer Ausdauer und vielem Scharfsinn sucht er die leider so unzulammenhängenden Reste der hölzernen Wagen zu deuten und die Form und Art der Wagen zu erschließen. Sie dienten vielleicht zur Beförderung von Waren und wurden nach den beiden aufgefundenen hölzernen Doppeljochen von 2 Zugtieren (meist Pferden) gezogen. Auch hölzerne Traggestelle für Paddiere kamen zutage. Dougas Zusammenstellung einer dreiteiligen Steinmühle (S. 78 ff., Taf. XXVI, 4) aus den in La Tène gefundenen Mühlsteinen ist beachtenswert, wenn man auch hier wohl noch weitere Stützen für seine Auffassung abwarten möchte. Etwa 12 Tongefäße konnten aus den gehobenen Scherben völlig ergänzt werden, teils rohe handgemachte, teils fein gedrehte Ware. Eine große Rolle scheinen Holzgefäße gespielt zu haben, von denen eine Reihe gut gedrehter Stüde vorliegen; doch auch geschnitzte Gefäße und aus Dauben zusammengesetzte Eimer mit eisernen Henteln fehlen nicht.

Für die Behandlung einiger Sonderfundgruppen hat Douga die Mitarbeit von Sachleuten gewonnen. Von großer Bedeutung für die allgemeine Beurteilung der Fundstelle ist Forrers Beitrag. Er bespricht die in La Tène gefundenen Münzen; es sind 8 keltische Prägungen in Gold. Sieben von ihnen sind einheimische, helvetische Arbeiten, die achte stammt aus dem benachbarten Jura. Unser Handelsplatz hat demnach nur provinzielle Bedeutung gehabt. Kann man aus der Prägungszeit der Münzen und dem Sehen älterer und jüngerer Prägungen einen Schluß auf das Lebensalter der Siedlung ziehen, so ist La Tène frühestens 150 vor Chr. angelegt und bereits vor der helvetischen Auswanderung im Jahre 58 vor Chr. aufgegeben worden. Keller (Zürich) behandelt die Tierreste. Knochen von jagdbaren Tieren fehlen, nur solche von Haustieren, von kleinem Wuchs und wenig edler Züchtung, konnten nachgewiesen werden. Am häufigsten ist das Pferd, dann folgen Rind, Schwein, Schaf, Ziege und Hund. Pittard (Genf) beschreibt die Reste von 8 menschlichen Skeletten, die bis auf das eines Mädchens männlich sind.

In einem Schlußteil führt Douga die verschiedenen Meinungen über den Zweck der Siedlung La Tène auf, von denen die besonders durch Déchelette vertretene Annahme, La Tène sei eine militärisch bewachte Zollstation wie Chalon sur Saône gewesen, die größte Zustimmung gefunden hat. Der Großverkehr auf der wichtigen Verbindungslinie zwischen Rhone und Rhein hätte diesen keltischen Zollposten durchlaufen müssen. Mit Recht weist demgegenüber Douga darauf hin, daß jeder Hinweis für einen so weitgreifenden Verkehr in La Tène mangelt. Einfuhrstäde, etwa aus dem Süden oder Norden, lassen sich nicht

¹⁾ Derselbstlich ist auf Taf. VIII, 26 auch ein merowingisches Gürtelbeschlagstüd wiedergegeben worden.

wie bei anderen Zollplätzen nachweisen, die gefundenen Münzen sind alles Prägungen aus der Nachbarhaft, die übrigen Funde haben einen völlig einheitlichen, landesüblichen Anstrich. Die Bedeutung der Fundstelle für die Latenezeit selbst ist eben lange nicht so groß wie für die Geschichte unserer Gegend. La Tène ist nach Douga ein befestigtes und militärisch besetztes Warenlager, von dem aus die Erzeugnisse der Eisenindustrie des Landes vertrieben wurden. Er weist auf die alten Eisenerzgruben und Schmiedestätten im benachbarten Jura als mögliches Ursprungsgebiet dieser Eisenwaren hin. Nach der Anlage von La Tène, dessen Befestigungen, wie sie Douga schildert, sich gegen Nordwest, also gerade gegen den Jura richten, würde man jedoch wohl eher das Hinterland im Osten suchen und den Platz außer als Umschlagshafen der Helvetier gleichzeitig als helvetischen Grenzposten gegen die Sequaner ansehen.

Von ganz besonderer Bedeutung für die richtige Einschätzung von La Tène ist die genaue Feststellung seines Alters. In dieser Frage scheint mir der Verfasser fehlzulegen. Douga betont, daß sämtliche Funde von La Tène der Mittel-Latenezeit angehören, daß Spät-Latenezeit aber fehlen. Er setzt daher die Lebensdauer der Fundstelle in die Zeit von 250 bis 100 vor Chr. Die Chronologie der beiden letzten Stufen der Latenezeit ist in der Schweiz nicht leicht. Einmal fehlen dort Grabfunde der Spät-Latenezeit fast völlig, andererseits hängen die Mittel- und Spät-Latenezeit so eng zusammen, daß sie schwer zu scheiden sind. Ein viel schärferer Schnitt läßt sich etwa um 50 vor Chr. ziehen, also zur Zeit der Auswanderung der Helvetier nach Gallien und des Beginns der Römerherrschaft. Vom schweizerischen Standpunkt aus ist es also ganz folgerichtig, wenn Diollier, der sich von den schweizerischen Fachleuten am eingehendsten mit dieser Frage beschäftigt hat, die Mittel-Latenezeit bis 50 vor Chr. hinabgehen läßt und der Spät-Latenezeit, die die Schweizer meist Gallo-römische Zeit nennen, nur die letzten 50 Jahre vor Chr. einräumt¹⁾. Es muß aber scharf darauf hingewiesen werden, daß diese Gliederung nicht mit der sonst üblichen übereinstimmt und daß sie trotz ihrer guten Verwendbarkeit für die Schweiz den Vergleich mit anderen gleichalten Kulturkreisen äußerst erschwert und die Quelle vieler Irrtümer sein wird. Die Spät-Latenezeit ist nach der allgemeinen Auffassung doppelt so lang, als Diollier ansieht, beginnt also etwa um 100 vor Chr. Der Unterschied liegt nun nicht allein in der absoluten Chronologie, sondern auch in der relativen. Zur Spät-Latenezeit gehören eben schon eine ganze Reihe von Formen, die Diollier noch zu seiner Mittel-Latenezeit rechnet. Diese lassen sich in Deutschland viel besser absondern als in der Schweiz. Vor allem darf man nicht, wie es besonders Douga macht, in den Fehler verfallen, das alte Tischlerische Gliederungsschema, das vor 40 Jahren von grundlegender Bedeutung war, noch heute starr anwenden zu wollen. Weil fast alle Schwerter und Fibeln von La Tène dem Mittel-Latenezeit angehören, glaubt Douga die Fundstelle nur der Mittel-Latenezeit zuteilen zu müssen. Dabei hat schon vor 20 Jahren Reinecke, dessen ausgezeichnete, wenn auch schwer lesbare Arbeit in der Mainzer Zeitschrift (1902) leider in der Schweiz zu wenig benutzt wird, aufs eingehendste nachgewiesen, daß sich diese Formen noch weit in die Spät-Latenezeit hinein erhalten und daß für die Trennung beider Stufen andere feinere Formenunterschiede maßgebend sind. Wenn ich auch nicht ganz so weit gehen möchte wie Reinecke, der die Fundstelle La Tène fast ausschließlich der Spät-Latenezeit zurechnet, so kann doch kein Zweifel darüber sein, daß beträchtliche Bestandteile des Fundstoffes spät-latenezeitlich sind. Ich erwähne nur als besonders in die Augen springend die späten Gürtelschließen auf Tafel VIII, 27, 41—45, die Rasiermesser Taf. XXII, 4—5, 9—10, die Kochkessel wie XXVII, 2 und das emailverzierte Pferdegeschirr auf Tafel XXXVII—XXXVIII, Beispiele, denen leicht noch weitere zugesellt werden könnten. So ist gerade die Nadelbüchse (Taf. L, 20), die Douga als Buchvignette gewählt hat, ein bekannter Spät-Latenezeitstypus. Nach meiner Meinung spricht der in der Arbeit vorgelegte Fundstoff dafür, daß La Tène in der zweiten Hälfte der Mittel-Latenezeit gegründet und nur kurze Zeit vor Beginn der 2. Hälfte der Spät-Latenezeit aufgegeben wurde; es mag also rund von 150—75 vor Chr. besiedelt gewesen sein. Unser Ergebnis deckt sich demnach gut mit den oben angeführten Folgerungen, die Sorrer aus den Münzen zieht. Man kann als Grund für die Zerstörung von La Tène — der so reiche Fundnachlaß ist nur durch ein plötzliches, erzwungenes Aufgeben des Platzes zu erklären — also nicht, wie Douga will, die Wirren zur Zeit der Kimbernzüge heranziehen. Sollte der Ort nicht durch feindliche Scharen erobert worden sein, wofür freilich mehrere Umstände sprechen, so bliebe noch die von Douga erkannte Möglichkeit einer durch Naturgewalt herbeigeführten Katastrophe, einer plötzlichen Überschwemmung der Siedlung offen.

Unsere Ausstellungen an Dougas Zeitbestimmung sollen nicht das große Verdienst schmälern, das sich der Verfasser um unsere Wissenschaft erworben hat durch seine um-

¹⁾ Montelius läßt die Mittel-Latenezeit nicht, wie Douga S. 156 angibt, erst um 50 vor Chr. enden, sondern vielmehr schon um 150 vor Chr.

fassenden planmäßigen Grabungen, die erst ein klares Bild über den Fundplatz von La Tène schufen, und durch seine ausführliche und in jeder Beziehung reiche Veröffentlichung, die als ein übersichtlich angelegtes Quellenbuch ersten Ranges dauernden Wert behalten wird.
Breslau im Januar 1924. M. Jahn.

Käthe Schirmacher, Unsere Ostmark. Ernst Letzsch Verlag, Hannover und Leipzig 1923. 142 Seiten, 1 Karte.

Ein neuer Wiedruf der bekannten Vorkämpferin für die deutsche Ostmark, packend und mahnend geschrieben. Er will weithin Aufklärung verbreiten über unseren Osten und seine wechselvolle Geschichte. Wurde doch noch bis zum Weltkriege selbst in Deutschland die Bedeutung „Ostleiens“ so vielfach verkannt. Mit warmem Mitgefühl schildert die Verfasserin die Schicksale der Grenzmark und ihrer Bewohner von der ältesten Vorzeit bis auf unsere Tage. Ihre genaue Kenntnis von Land und Leuten spricht aus jeder Seite. Mit aller Schärfe werden germanisches und slawisches Wesen gegenübergestellt, die Grundverschiedenheit ihrer Veranlagung und Kultur beleuchtet. Eine Anzeige im Mannus rechtefertigt der glückliche Entschluß der Verfasserin, auch die Vorgeschichte der Ostmark ausführlicher darzulegen und die Ergebnisse der Forschung — sie stützt sich hauptsächlich auf Arbeiten Kossinnas¹⁾ — weiteren Kreisen zu vermitteln. Trotz der rührigen Tätigkeit des Herausgebers des Mannus gerade auf diesem Gebiete bedarf es noch dringend weiterer Aufklärungsarbeit, um die Allgemeinheit mit den zahlreichen, gesicherten Ergebnissen der deutschen Archäologie über die germanische Vorzeit der Ostmark bekannt zu machen. Möge Schirmachers Büchlein, das übrigens überaus preiswert abgegeben wird, hier wader mithelfen.

Breslau im November 1923.

M. Jahn.

K. H. Wels, Die germanische Vorzeit. Ein Buch von heimischer Art und ihrer Entwicklung. 205 S., 86 Abb. Verlag Quelle und Meyer, Leipzig 1923.

Erfreulich ist in unserer Zeit das Bestimmen auf das eigene, heimische, doch wir sehen jetzt ein Schrifttum erblühen, das in bewußter Mißachtung aller wissenschaftlichen Methode — wie die Arbeiten im Geiste von Guido List, z. B. A. v. Wangenheim, „Aus thüringer Vorzeit, Volk und Sippe“, oder die von Suhrmann im Solzangerverlag — oder doch ohne die nötige wissenschaftliche Schulung — wie Körners Handbuch der Heroldskunst oder E. v. Weucus, Zur Kenntnis der Vorzeit! Das Rätsel des Hunnrüds — die Vorzeit, und zwar gerade die schwierigsten Fragen, die besonders vorsichtiger Behandlung bedürfen, zu ergründen vorgibt. Diese Zeitschrift, die nicht nur Sachleute, sondern auch weitere Kreise von Freunden deutscher Vorzeit zu ihren Lesern zählt, muß vor diesen Büchern warnen, soweit wenigstens ihr oft interessanter Inhalt als Wissenschaft angesehen werden sollte²⁾. Und selbst wenn hier einmal der systematisch und daher langsamer arbeitenden Wissenschaft ein Gedanke vorweg genommen sein sollte, er bleibt für die Wissenschaft vorläufig wertlos, da auf unmethodischem Wege gewonnen.

Der Verlag Quelle und Meyer hat schon eine Reihe von Büchern zur Deutschkunde erscheinen lassen, die auf wissenschaftlicher Grundlage beruhend die Kenntnis deutscher Heimat, deutscher Kultur und deutschen Wesens weiten Kreisen vermitteln. Zur deutschen Vorzeit hat das Buch von Schwantes „Aus Deutschlands Urgeschichte“ einen guten Ruf. Auch das Buch von Wels behandelt deutsche Vorzeit, und zwar, wie gleich hervorgehoben werden soll, in wissenschaftlich anerkennenswerter Weise. Im Mittelpunkt seiner Darstellung stehen die Germanen als wichtigster Bestandteil des deutschen Volkes. Das erste Kapitel „Die Entdeckung der Germanen“ gibt einen Überblick über die Geschichte der Germanenforschung. In der folgenden Darstellung ist nicht die übliche Einteilung nach dem gebräuchlichsten Material der Geräte gewählt, sondern sie führt von der „Werdezeit“ (der älteren und jüngeren Steinzeit entsprechend) über die „Blütezeit“ (Bronzezeit) und „Kampfzeit“ (Eisenzeit) zu der „Reifezeit“ (geschichtliche Zeit der germanischen Völker). Man wird dem Verfasser beistimmen, daß es nur Aufgabe eines derartigen Buches sein kann, das bisher erforschte und wissenschaftlich begründete übersichtlich darzustellen (es hätte also der Einfall S. 167/168, daß die Germanen ursprünglich Mannistonen oder Cwistonen vermutlich heißen haben, nicht hineingehört). Der Verfasser fußt auf den Arbeiten von

¹⁾ Leider werden aber auch von anderen Verfassern wertlose Annahmen wie die von Maurus Horst über die Entstehung der Menschheit übernommen.

²⁾ Siehe auch Wilkes Beurteilung von Otto Grabowski, Das Geheimnis des Hakenkreuzes und die Wiege des Indogermanentums, im Mannus 15, S. 139, 1923.

Kossinna, auch sprachliches ist oft herangezogen. Hervorgehoben sei, daß die geistig-sittliche Kultur möglichst zur Geltung gebracht wird, so behandelt der Schluß das germanische Erbe in der Kunst und der geistigen Welt des Mittelalters. Gute Abbildungen und Schriftennachweise begleiten den Text. Zu der gesamten Anlage e Buches drängt sich jedoch die Frage auf, ob der Vergleich mit dem Werdegange einer Pflanze (S. 188) sich ungezwungen auf die Geschichte der Germanen anwenden läßt, ob überhaupt das Leben der Völker diesen starren Naturgesetzen unterworfen ist, ob nicht doch Völker 3. T. wenigstens ihr Geschick in ihrer Hand haben. **Walther Schulz.**

1. **Geschichtsunterricht im neuen Geiste. I. Teil Urgeschichte. Einzelerzählungen und Längsschnitte** herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichtsunterricht des Bremischen Lehrervereins. 154 S. Verlag Julius Belz, Langensalza. 2 Aufl. 1923.
2. **Karl Gunz, Lehrbuch der Geschichte. I. Teil.** 134 S. Verlag Franz Deuticke, Leipzig und Wien 1923.

Der Ruf der Sachleute, die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung im Schulunterrichte zu verwerten¹⁾, hat einen erfreulichen Widerhall auf berufener Seite gefunden. Dem Mannus liegen die zwei genannten Bücher vor, die den Erfolg dieser Bestrebungen zeigen. Das Buch, das Studientat Walburg mit der Arbeitsgemeinschaft des Bremischen Lehrervereins zusammengestellt hat, dient als Führer für die Lehrer der Volksschulen. Die Einleitung „Geschichtsunterricht im neuen Geiste“ hat Walburg verfaßt. Es ist nicht in dieser Zeitschrift der Ort, die Neugestaltung des Geschichtsunterrichtes zu erörtern; für die Behandlung der Vorzeit ist allein die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise, die jetzt mehr in den Vordergrund treten soll, anwendbar. Mir erscheint als Ziel, nicht nur geschichtlichen Sinn, sondern auch Liebe zur Heimat in die Kinderseele zu pflanzen. Die von verschiedenen Mitarbeitern verfaßten und mit Hinweisungen auf Auswertung versehenen Erzählungen aus der Urgeschichte — um als Beispiel die erste und die letzte herauszugreifen: Aus der älteren Steinzeit: „Wie die Wölflinge die Fischfänger überwältigen“, aus der germanischen Eisenzeit: „Wie ein Cherusterdorf seine Feldmark aufteilt“ —, als bildhafte Geschichtsdarstellungen für den Beginn des Geschichtsunterrichtes bestimmt, bieten einen Anhalt, sollten aber noch nach Möglichkeit durch Bezugnahme auf die engere Heimat ergänzt werden. Der Sachmann wird sich in der Regel wohl nicht leicht dazu verstehen, derartige Erzählungen zu erinnern; Erfordernis ist jedoch hier nur, daß sie nicht in wesentlichen Punkten wissenschaftlichen Ergebnissen widersprechen, daß, wenn auch im einzelnen nicht alles stimmen mag, doch das Gesamtbild unserer heutigen Anschauung entspricht. Der zweite Teil „Längsschnitte aus der Urgeschichte“ ist wiederum von Walburg geschrieben, der in knappen Zügen vielfach unter Anwendung schematischer Darstellung die Stellung der Menschen im Tierreich, die Menschentrassen Europas während der Eiszeit, die verschiedenen Kultur-äußerungen in ihrer Entwicklung auf Grund ethnologischer und urgeschichtlicher Forschungsergebnisse bringt. Der Lehrer erhält dadurch eine bequeme Übersicht auch über die jetzt herrschenden Theorien und über Streitfragen; durch das Schriftenverzeichnis am Schluß ist ihm gewiesen, wo er weiter sich in die Fragen der Urzeit vertiefen kann.

Das Buch von Professor Dr. Karl Gunz, zunächst für die technisch-gewerblichen Bundeslehranstalten der Schweiz bestimmt, entspricht den Forderungen der höheren Schulen. Der vorliegende I. Teil, der gemäß der üblichen Einteilung der Geschichte das Altertum behandelt, ist in die Urgeschichte der Menschheit und die Urzeit der Geschichte gegliedert. Der zweite Abschnitt, der in früheren Lehrbüchern allein Gegenstand der Behandlung war, ist unter Berücksichtigung der neueren Forschungen und unter vortrefflicher Abwägung der Kulturgeschichte und der politischen Geschichte mit Berücksichtigung der natürlichen Grundlagen eines jeden der hier behandelten Länder des Orient und des Mittelmeergebietes geschrieben. Der erste Abschnitt behandelt das Werden der Menschen, die ältesten Rassen, die grundlegenden Erfindungen, die Begriffe Rasse, Volk, Nation (doch trotzdem werden S. 35 die Juden als reinrassig bezeichnet!), die Religion und die Urformen des Staates ferner die Bedeutung der Landschaft. Man darf hoffen, daß im II. Teil, dem Mittelalter, die Vorgeschichte Mittel- und Nordeuropas gleichfalls den ihr gebührenden Platz findet.

Walther Schulz.

¹⁾ A. Kiehebusch, Die heimische Altertumskunde in der Schule. Ein Beitrag zur Um- und Ausgestaltung des heimattundlichen Unterrichts. Berlin 1915.

R. R. Schmidt, Die deutsche Vorgeschichte in die Schule! Schwäbische Flugblätter. H. 2. Stuttgart 1920.

Geh. Ök.-Rat Prof. Dr. **Dettweiler**, Züchterische Beobachtungen im Orient. Sonderdruck: Landwirtschaftliche Jahrbücher. Berlin 1923. Verlagsbuchhandlung Paul Parey. Bd. 58. Heft 4. S. 481—531.

Vorliegender Aufsatz ist das Ergebnis von fünf Reisen, die Verf. als landwirtschaftlicher Sachverständiger vor und während des Krieges durch den größten Teil des Balkans und Kleasiens machte. Liegt daher der Wert der Arbeit vornehmlich auf tierzüchterischem Gebiete, so enthält sie doch eine Reihe ethnologischer und prähistorischer Erörterungen, die unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, jedoch kaum — was gleich vorweggenommen sei — unsere Zustimmung finden können. Bei Besprechung der Zuchtverhältnisse der Pferde, Büffel, Schafe, Schweine, sowie des Geflügels werden uns interessierende Fragen wenig berührt, wohl aber da, wo es sich um die Herkunft der Rinder- und Ziegenrassen handelt. Diesen bilden auf dem Balkan und in Kleinasien ein schwer zu entwirrendes Durcheinander, und nach Ansicht des Verf. „gehört dazu ein Blid, der nicht nur das Tier an sich sieht, sondern auch seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk oder Völkertamm“, sowie „gewisse ethnologische Erkenntnisse“ (S. 488/89).

Diese Ansicht ist in der Theorie wohl richtig, aber wir sind in Wirklichkeit nur in ganz wenig Fällen imstande, bestimmten Völkern bestimmte Haustiere zuzuschreiben zu können. Im Verhältnis zu der jahrtausende alten europäischen Haustierzucht und zu der Fülle der Kulturkreise mit ihren mehrfachen Verschiebungen während der vorgeschichtlichen Perioden ist das prähistorische und auch das historische Haustiermaterial noch ganz unzureichend untersucht. Wir sind noch nicht in der Lage, auch nur für eine der vorgeschichtlichen Perioden den Bestand der Haustiere in den Ländern nördlich der Alpen lückenlos anzugeben. Und nicht nur ein solcher Horizontalschnitt sondern eine ganze Reihe sind notwendig, um festen Fuß zu fassen auf einem Boden, der vorerst noch schwankt von der Fülle der Erscheinungen dieser wichtigsten Stützen menschlicher Kultur. Aus diesem Grunde muß es als verfrüht abgelehnt und hier sogar als aussichtsloser Versuch bezeichnet werden, wenn Verf. (S. 513) „alle Rinder roter und rotgelber Farbe mit heller Nase, einfarbig oder mit weißen Abzeichen“ den Germanen, „alle Rinder schwarzweißer und rotweißer Farbe und dunkler Nase“ den „Nordtelten“ und das graue Alpenrind den „Südtelten“ zuzuschreiben will.

Die Bezeichnung „Nordtelten“ und „Südtelten“ sind eine Spezilität von Augst, dem sich Verf. hierin und bei der Verteilung der Ziegen anschließt. Bei Augst (Abstammung und Herkunft der mitteleuropäischen Hausziegen und ihr Zusammenhang mit den Urvölkern unter Berücksichtigung der übrigen Hausäugetiere. Heidelberg 1920) erfährt man auch, was diese Zweiteilung der Kelten bedeutet; nämlich zu den einen gehören „die li-tauisch-thrakisch-hellenischen (Stämme), aus denen sich die kleinasiatischen wie auch die italienischen Tyrsener, Tuster oder Etrusker abgezweigt haben“ (nach Wilser). Die „Nordtelten“ aber sind die eigentlichen Kelten oder Gallier.

In einer früheren Arbeit (Die Abstammung und Herkunft des schwarzweißen Niederungsrindes, Mitteilungen der DZG. 1911) glaubt Verf. die Zusammengehörigkeit von Kelten („Nordtelten“) und schwarzbuntem Vieh bewiesen zu haben, indem er das Vorkommen dieser Rinder (seht aber in geschichtlich nicht sehr entfernter Zeit) in Gegenden zeigt, die aus prähistorischer oder neuerer Zeit als Wohnsitze der Kelten bekannt sind. In diesen Ländern lassen sich fast ohne Ausnahme auch Germanen nachweisen, so daß man ebensogut berechtigt wäre, diesen das schwarzbunte Rind zuzusprechen. Besonders aber führen die Fragen nach der Herkunft zu ganz unmöglichen Schlüssen. Im Osten ist das schwarzbunte Rind sehr verbreitet. So müssen die Kelten von dort („anscheinend gleich zu Ende der letzten Eiszeit“ a. a. O., S. 485) gekommen sein, und es wird sogar (im Anschluß an Gobineau) die Möglichkeit der Identität von Kelten und Slawen erwogen. Dies besonders dem sonst schwer erklärbaren Umstand zu liebe, daß Jütland eine der Hauptquellen der Schwarzbunten ist. So müssen sich die keltenverdächtigen Kimbern mit den Slawen die Hand reichen, denn diese sind den Dänen beigemischt.

Und das alles, weil dem Verf. „nie in den Kopf gewollt hat“, daß das rote Vieh und das Schwarzbunte gemeinsame Vorfahren haben sollen, und weil er die Erklärung nicht lieber in der Tatsache sucht, daß der Ur (Bos primigenius Boj.), der doch wohl der Vorfahr der meisten europäischen Rinderrassen ist, alle die Farben in sich trägt, die jetzt die Kuh so bunt und damit dem Verf. so viele Kopfschmerzen machen.

Die Einteilung der Rinderrassen allein nach Farben hat keine Aussicht auf Erfolg. Wie denkt sich der Verf. das Zurückgreifen auf subfossiles Material? Farbige Darstellungen von Rindern führen kaum bis ins Mittelalter zurück, und fehlen aus der Vorzeit so gut wie ganz. Das Primigeniusblut stellte von hellrot (Kuh und Kalb) bis tiefdunkelbraun (Stier) Farben zur Verfügung, auch graue Abtönungen, mit denen unter Zutreten des Leuzismus (Sarblosigkeit, bzw. weiße Farbe) und des Melanismus (Pigmentverfärbung, bzw. schwarze

Sarbe) in der Domestikation gewirtschaftet werden konnte. Durch Klima und Boden, natürliche und künstliche Zuchtwahl sind gewisse Zeichnungen und Farbenzusammenstellungen bei gewissen Rinderschlägen konstant geworden, mögen sich auch zu Zeiten in kleinen Gebieten mit kleinen völkischen Einheiten bedecken, erleben aber meist durch Mischung mit fremdem Blut und durch Atavismus, diese unbefiegbare Hydra, wieder ihre Auflösung, bzw. Umgruppierung. Daß sich aber jemals in Europa Kulturkreise, bzw. größere Volkseinheiten (wie es doch Germanen und Kelten stets gewesen sind) durch einheitlich gefärbte Rinder ausgezeichnet haben, halte ich für ausgeschlossen. Schon das baldige Reagieren des Kindes auf geographische Verschiedenheiten (Höhe und Niederung!) macht einen auch nur annähernd einheitlichen Viehbesitz unmöglich.

Vor allem aber darf man nicht übersehen, daß in Europa seit dem Neolithikum Rinderrassen nebeneinander gelebt haben, die sich, wenn wir auch nicht genau sagen können, ob sie nun helle oder dunkle Nasen hatten, doch durch ihre Knochenreste recht deutlich als verschiedene Rassen zu erkennen geben und trotzdem gemeinsame Herren hatten. Man wird deshalb nie von „Germanenrind“ oder „Keltenrind“ sprechen können. Halten doch selbst die in dieser Richtung gehenden Versuche Werners (Die Rinderzucht. Berlin 1912), die sich auf eine viel bessere Grundlage, nämlich den Körper- und besonders Schädelbau stützen, einer strengen Kritik nicht stand. Dasselbe gilt von Augst in bezug auf die Ziege. Einen weit glücklicheren Griff scheint mir da L. Adametz mit seinem noch viel zu wenig bekannten Buche: „Herkunft und Wanderungen der Hamiten erschlossen aus ihren Haustierrassen. Wien 1920. Osten und Orient“ getan zu haben, obwohl auch hier manches mehr geahnt als bewiesen ist und noch der Nachprüfung bedarf.

Nun noch einige Bemerkungen zu vorliegendem Aufsatz selbst. Ein Irrtum ist es, wenn (S. 490) die alte lykische Kultur „Kelten oder Germanen“ zugeschrieben wird, obgleich auch jetzt rothaarige Leute, die „auf Keltenblut schließen“ lassen, dort wohnen; denn die Kelten kamen erst im Jahre 278/7 vor Chr. nach Kleinasien, übrigens gar nicht bis Lykien, können sich also nicht bei der Feilstammertkultur verewigt haben, die um 400 vor Chr. schon bergab ging. — Den Gedanken, daß das graue Alpenrind von Osten mit dem Homo alpinus (S. 492) nach Europa gekommen sei, hat schon v. Luschán (Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 45, S. 392, 1913) geäußert, jedoch vorsichtiger und nicht als Behauptung, wie es Verf. tut. — Warum die Massageten (S. 500), die doch zu den Iraniern, also sprachlich Ostindogermanen gehören, Germanen (d. h. Westindogermanen) sein sollen, vermag ich nicht einzusehen. — Von der rostroten serbischen Ziege (S. 514) wird gesagt, daß sie sich durch hochgetragenen Schwanz auszeichne. Tragen die andern Ziegen ihn nicht hoch? Die „säbelhörnige bunte Germanenziege“ ist öfter ungehörnt. Wie ist sie dann als „germanisch“ zu erkennen, wenn das ausschlaggebende Gehörn fehlt? Die Kreuzung zwischen Bezoarziege und Hausziege ist nicht in das Reich der Sabel (S. 519) zu verweisen, da sie tatsächlich vorkommt (Zool. Garten, Berlin). Die Bezoarziege darf als Stammform nicht ausgeschlossen werden. — Die „Überzeugung, daß die hornlose weiße Ziege, die wir als Saanenziege kennen, mit den Errichtern dieser Grabhügel¹⁾ zusammenhängt“ (S. 515) kann ich nicht teilen, wenn ich auch zugeben muß, daß das Zusammentreffen der 26 Tumuli bei Kasanlık mit den 24 dort weidenden Saanenziegen zu denken gibt. Diesen Ziegenschlag rechnet Verf. den „Nordfelten“ zu (S. 513). Es müßten also auch die bulgarischen Hügel feltisch sein. Indessen sind sie ebenso wenig einheitlich wie die auf dem übrigen Balkan. Sie gehören vielmehr ganz verschiedenen Perioden an und sind vom Ende der jüngeren Steinzeit bis in die nachchristliche Zeit errichtet worden. — Für eine Gruppe von Schweinen auf dem Balkan „eine Wildform mit Schlappohren“ (S. 527) anzunehmen, erscheint mir als eine zoologische Unmöglichkeit. Ebenso wenig könnte ich mir etwa einen sibirischen Wolf mopsköpfig oder mit Ringelschwanz vorstellen.

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß weder die Forschungen von Augst und vom Verf., noch die von Werner, auch Kaltenegger, da, wo sie sich auf archäologisch-ethnologisches Gebiet erstrecken, einen Fortschritt bedeuten, denn sie entbehren der festen Grundlagen. Diese können nur durch engstes Zusammenarbeiten von Haustierforschung und Vorgeschichte gewonnen werden. Daß aber dann die Haustierrasse noch einmal den Wert von „Leitfossilien“ bekommen nicht nur bei chronologischen, sondern auch bei ethnologischen Fragen und daß sie beiden Wissenschaften reichen Nutzen spenden werden, ist meine feste Überzeugung.

Berlin, November 1923.

Otto-Friedrich Gandert.

¹⁾ Gemeint sind die Tumuli in Bulgarien und Kleinasien.

Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen Bd. VII, mit einer Farbentafel, neun Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text, Münster i. W. 1922.

Das seit Jahresfrist vorliegende Heft von nur 72 Seiten ist die erste seit 1912 wieder erfolgte Veröffentlichung der Kommission. Diese zehnjährige Pause sowie der geringe Umfang des jetzigen Bandes sind, wie Cramer im Vorwort hervorhebt, die bedauerlichen Folgen des Krieges und der wirtschaftlichen Not der Nachkriegszeit, unter der alles wissenschaftliche Leben so sehr zu leiden hat.

Das Heft enthält 5 Arbeiten. Die erste, Ausgrabungen bei Haltern, von Sr. Koepf, bringt die Ergebnisse der Jahre 1912 und 1913. Durch 3 Einzelpläne im Text wird der schon im V. Bande veröffentlichte Gesamtplan des Lagers vervollständigt. Hervorzuheben sind unter den neu aufgedeckten Gebäuden ein armamentarium im Westen des praetorium und Kasernen an der Ostseite der via decumana. In der zweiten behandelt A. Stieren Sunde aus einem fränkischen Skelettgräberfelde des 7. Jahrhunderts von Erle bei Dorsten, aus dem 2 mit Beigaben ausgestattete Gräber besondere Aufmerksamkeit erregen (Taf. 1 u. II). hauptsächlich zu erwähnen ist eine aus 81 farbigen, 3. T. mehrfarbigen Ton- und Glasperlen bestehende Kette. Die dieses Stück darstellende vorzügliche Farbentafel (I) konnte dem Bande nur beigegeben werden, weil sie schon 1912 fertig vorlag. Der dritte und fünfte Aufsatz sollen unten im Zusammenhang besprochen werden. Die vierte Arbeit hat den Entdecker des Römerlagers von Oberraden, Pfarrer Prein, zum Verfasser. Auf Grund zahlreicher Scherben und anderer Sunde aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit sowie lokaler Sagen, Orts- und Sturmenamen glaubt P. das Bestehen einer germanischen Kultstätte bei der sog. „Teufelstüche“ bei Massen (westl. Unna) erschließen zu dürfen. Die Identifizierung derselben mit dem marjischen Tanfanabeiligum scheint jedoch noch verfrüht. Die Abhandlungen 3 und 5 füllen den größten Teil des Bandes; in der ersteren: Die vorgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Büren, berichtet A. Stieren zunächst über von ihm geleitete Grabungen bei Henglar, Etteln und Lichtenau aus den Jahren 1919—1921. Es handelt sich um eine jungneolithische Steintiste bei Henglar und Hügelgräber der älteren Bronzezeit bei Etteln und Lichtenau. Die 5. Arbeit enthält den Bericht Sts. über seine Ausgrabung älterbronzezeitlicher Hügelgräber bei Herstelle a. W. (Kr. Hörter) in den Jahren 1921 und 1922. Die Bedeutung dieser Arbeiten liegt neben den beachtenswerten neuen Ergebnissen in der Zusammenstellung derselben mit bekannten älteren Funden gleicher Art in Südwestfalen. Für die jungneolithischen Steintisten ergibt sich dabei ein Gebiet, das sich in einem nordwestsüdöstlich ziehenden Streifen von Bedum bis Fritlar erstreckt, mit einem dichtbesiedelten Zentrum im Kreise Büren an den Tälern der Alme und Altenau. Bei den bronzezeitlichen Hügelgräbern wird zum ersten Male eine deutliche Trennung zweier sich scharf unterscheidender Gruppen erkennbar, von denen die westliche (im allgemeinen im Kr. Büren) in Erdhügeln ohne Steinsetzungen mit häufiger Leichenverbrennung bzw. Verkohlung, die östliche (hauptsächlich im Kr. Hörter) in Hügeln mit Steinsetzungen und (bis jetzt) ausschließlich Ganzbestattung besteht. Die erstere gehört der Periode Ic (Kosfenna), die letztere in der Hauptsache der Periode II an. Mehrere Abbildungen und Karten im Text und 8 Tafeln (III—X) unterstützen die klare und übersichtliche Darstellung. Bei der Aufzählung der früheren jung- und jüngstneolithischen Sunde Westfalens hätte vielleicht noch die Prähist. Zeitschr. VI, S. 357 erwähnte Steintiste bei Lippspringe und zwei geschweifte Becher von Werste (Museum Bielefeld und Minden) genannt bzw. eingezeichnet werden können. Zu den beiden bronzezeitlichen Gräbergruppen dürften meines Erachtens auch die von Mertens, 14. Jahresber. des westf. Prov. Ver. 1885, S. 146ff. beschriebenen Hügel bei Lippspringe (Erdhügel) und Himmighaufen i. Lippe (Steinhügel) zu zählen sein. Hier mag ferner angedeutet werden, daß für unsere Kenntnis der Steinhügelgruppe jüngst von Herrn Kreisrat Schwano in Detmold ausgegrabene Hügel bei Detmold wichtige Bereicherung versprechen (Veröffentlichung steht noch aus). Übrigens stellt diese Gruppe wohl einen Ausläufer der süddeutsch-thüringischen Gräberhügelfeldkultur dar, mit der sie durch das Weser- und Werratal zusammenhängt (vgl. 3. B. Gözehöfer-Zschiesche; Alt. Thür. S. 197, 209, 210, 211, 213, 215, 216, 217 und sonst), während das Inventar der Erdhügel Beziehungen zum nordischen Kreise erkennen läßt. Mit Recht spricht schließlich St. sehr vorsichtig über einen möglichen Zusammenhang der Erdhügel mit den neolithischen Steintisten. Das örtliche Nebeneinander erklärt sich doch wohl zwanglos aus den für die Besiedelung in der jüngsten Steinzeit und der Bronzezeit gleich günstigen Voraussetzungen, während andererseits der zeitliche und besonders kulturelle (Bestattungsbräuche) Abstand doch recht beträchtlich ist.

Alles in allem ist die Herausgabe des vorliegenden Bandes der Mitteilungen und besonders die beiden letztgenannten Arbeiten eine höchst dankenswerte Tat.

Gütersloh im Februar 1924.

Albert Krebs.

8. Tagung für Vorgeschichte zu Cöthen (Anhalt), 9.—13. Juni 1924.

Montag, den 9. Juni abends 8 Uhr: Begrüßung der Teilnehmer in der Aula des Ludwigs-Gymnasium; zu Umtrunk und Imbiß ladet ein Freund der Sache ein.

Dienstag, den 10. Juni und Mittwoch, den 11. Juni:

9—9¹/₂ Uhr: Vorstand= und Ausschußsitzung, sowie Geschäftsitzung der Gesellschaft.

9¹/₂—1 Uhr: wissenschaftliche Vorträge.

3—5 Uhr: Besichtigung des Heimatmuseums, der Stadt- und Kathedrale St. Jakob (spätgotisch) mit Fürstengruft, der Agnustkirche (Bilder von Cranach und Ant. Pesne), des Naumannmuseums (Schöpfung des Altmeisters der Ornithologie), der Schloßbücherei (Erschrein der Fruchtbringenden Gesellschaft 1617).

Dienstag, den 10. Juni:

5¹/₂—7¹/₂ Uhr: Festvortrag des Herrn Geheimrat Kossinna: Die Herrschaft des Gotenstils im Europa der Völkerwanderungszeit.

8 Uhr: Gemütliches Beisammensein im „Schwarzen Bären“.

Mittwoch, den 11. Juni: 6—8 Uhr abends: Wissenschaftliche Vorträge.

Donnerstag, den 12. Juni: Ausflüge nach Wahl 1. nach Bernburg; 2. nach Wulfen und Droßa (Megalithgräber); 3. für etwa 12—16 Fachleute: Besichtigung vorgeschichtlicher Fundstellen der Kreise Cöthen und Bernburg (in Kraftwagen).

Freitag, den 13. Juni: Besuch einer Hügelgrabung des Herrn Kreisconservators Göbge.

Geschäftsstelle für Anmeldungen, Kartenausgabe, Auskünfte bei Herrn Kreis= schulrat Bethge, Lange-Str. 12, Dienstag und Mittwoch morgens 8—9¹/₂ Uhr, später im Polytechnikum.

Teilnehmerkarten (Einzeltarte 4 Mk., Zusatzkarte für begleitende Angehörige je 3 Mk., Studententarte 2 Mk.) können ab 25. Mai gegen Einsendung des Betrages nebst Rückporto von Herrn Kreis= schulrat Bethge, Cöthen, Lange-Str. 12 bezogen werden.

Wohnung: Da in der Pfingstwoche zu Cöthen stets viele studentische Festlichkeiten stattfinden, wodurch die Gasthöfe stark belegt werden, ist möglichst frühzeitige Anmeldung (bis 25. Mai) geboten, namentlich auch, falls billiges oder kostenloses Bürgerquartier gewünscht wird.

Angemeldete Vorträge:

1. Bethge: Vorgeschichtliche Kunde der letzten Jahre aus dem Kreise Cöthen.
2. Hähne: Tätigkeitsbericht der Landesanstalt für Vorgeschichte.
3. Hähne: Paläolithisches.
4. Högrefe: Vorgeschichtliche Volksbildung und Denmal- oder Heimatschutz.
5. Jahn: Schleißen zur Völkerwanderungszeit.
6. Kühn: Neues aus paläolithischer Kunst.
7. Nilsson: Chronologie der jüngeren Steinzeit in Mitteldeutschland.
8. v. Richtshofen: Zur Entstehung der Lausitzer Kultur.
9. Schulz (Halle): Aus der Merowinger und Karolinger Zeit Mitteldeutschlands.
10. Schulze (Cöthen): Vorgeschichte und Geschichte der Stadt Cöthen.
11. Tadenberg: Ethnologische Streitfragen in der Vorgeschichte Ostdeutschlands.
12. Tode: Prähistorische Geographie, ihre Methoden und Ziele.

In Aussicht gestellte Vorträge: Albrecht (Halle) und Reinerth (Tübingen).

Der Ortsauschuß

Der Vorstand der Gesellschaft

Bethge

Göbge

Kossinna.

Kreis= schulrat.

Kreisconservator.

CRANIA HELVETICA ANTIQUA

Die bis jetzt in den Pfahlbauten der Stein-
und Bronzezeit in der Schweiz gefundenen
menschlichen Schädelreste

Mit 117 Lichtdrucktafeln abgebildet und beschrieben

von

Dr. Th. Studer und **Dr. E. Bannwarth**

Professor der Zoologie und vergl.
Anatomie an der Universität Bern.

Privatdozent der Anatomie an der
Universität Bern.

Mit Textband 55 S., ebenfalls in Folio-Format. 1894.

Dieses wundervolle Werk fehlt sicher noch in der Bibliothek manches Prä-historikers und Anthropologen. Es umfasst lebensgrosse Aufnahmen von 35 menschlichen Schädeln aus Schweizer Pfahlbauten, der Textband enthält alles Wissenswerte über Fundort, Alter, Masse und Literatur. Ich habe eine Anzahl billig von meiner Schwesterfirma erworben und stelle sie Mitgliedern der Gesellschaft für Vorgeschichte zum Vorzugspreise von 45 Goldmark pro Exemplar zur Verfügung. (Früherer Preis 80 Golamark.)

VERLAG VON CURT KABITZSCH IN LEIPZIG, SALOMONSTRASSE 18b.

Professor Dr. Gustav Kraitschek

Rassenkunde

mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkes
vor allem der Ostalpenländer.

Mit 1 Karte, 26 Textabbildungen und 64 Bildnissen
auf Tafeln. — In Halbleinen gebunden 2.50 Mk.

Kraitschek, der zum Verfaßer einer Rassenkunde wie kein Zweiter berufen war, verfügt über gründliche Fachkenntnis. Der Stoff, der hier behandelt wird, ist Gegenstand heftigster wissenschaftlicher Meinungsverschiedenheiten; für vieles wird erst eine ferne Zukunft volle Klärung bringen. Aber der gegenwärtige Stand der Forschung ist in diesem Buche in klarer und sachlicher Weise dargelegt, so daß ihm auch jene die Anerkennung nicht verlagten werden, die grundsätzlich auf einem anderen Standpunkte stehen als Kraitschek.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und von

Frei-Deutschland, Verlags-, Verand- u. Bildbuchhandlung, G. m. b. B., Sontra i. Hessen.

Nach Ergänzung von Tafeln sind noch einige wenige Stücke von:

Vor- und frühgeschichtliche Altertümer Thüringens

im Auftrage Thüringischer Geschichtsvereine und wissenschaftlicher Korporationen mit
Unterstützung der Staatsregierungen von Preußen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Coburg-
Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen & herausgegeben von

Prof. Dr. A. Söze
Berlin-Gesäßhitzerseide

Sanitätsrat Dr. P. Fische
Erfurt

Prof. Dr. P. Höfer
Wenigerode

XII, 466 Seiten mit 24 Lichtdrucktafeln, mit einer Oberlichte, jedoch ohne archäologischer Karte & prof. G.-M. 36.—
erschäftlich. Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Salomonstraße 18b.

Nach dem Ausland wird in der betr. Landeswährung berechnet. 1 Goldmark = Schweizer Francs 1.25.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Neueste Nummern; vollständige Verzeichnisse sendet der Verlag an Interessenten
kostenlos

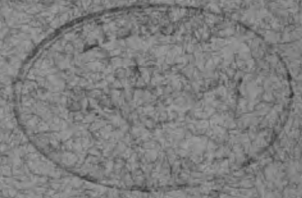
- No. 23 u. 24. **Sirke, Dr. Georg J., Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.** VIII, 59, VIII u. 129 Seiten mit 76 Tafeln, enthaltend 346 Abb. 1922. 9, Vorzugsber. 7,2 (Einband 1,5) Brochüriert, in 2 Einzelbänden erhältlich, gebunden nur in einem Doppelband.
- No. 25. **Kienau, M. M., Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253.** 32 Seiten mit 1 Seite Abbildungen im Text und 1 Stadtplan. 1921. 2, Vorzugsberechnung 1,6 (Einband 1,2)
- No. 26. **Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, Die Indogermanen. Ein Abriss.** I. Das indogermanische Urvolk. IV und 79 S. mit 150 Textabb. und 6 Tafeln. 1921. 4,5, Vorzugsberechnung 3,6 (Einband 1,5)
- No. 27. **Dutschmann, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens.** VIII u. 32 S. 1921. 1,5 Vorzugsber. 1,2 (Einband 1,2)
- No. 28. **Frischbier, Dr. Erich, Germanische Fibeln im Anschluß an den Pyramonter Brunnenfund.** VI u. 102 S. mit 14 Tafeln. 1922. 4, Vorzugsberechnung 3,2 (Einband 1,5)
- No. 29. **Hoech, Baurat G. Th., Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst.** VI u. 43 S. mit 36 Abbildungen. 1922. 2, Vorzugsberechnung 1,6
- No. 30. **Strauß, Konrad, Studien zur mittelalterlichen Keramik.** IV u. 46 S. mit 4 Tafeln 37 Abb. im Text. 1923. 2,5, Vorzugsberechnung 2
- No. 31. **Wilke, Dr. Georg, Die Religion der Indogermanen.** IV u. 235 S. mit 277 Abbildungen im Text. 1923. 7, Vorzugsberechnung 5,6
- No. 32. **Almgren, Prof. Dr. Oscar, Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinziälrömischen und südrussischen Formen.** 2. ergänzte Aufl. XIX u. 254 S. mit 9 Abb. im Text, 11 Tafeln und 2 Karten. 1923. 7, Vorzugsberechnung 5,6
- No. 33. **Albrecht, Dr. Christoph, Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet.** III u. 48 S. mit 3 Tafeln und 52 Textabbildungen. 1923. 2,5, Vorzugsberechnung 2
- No. 34. **Diculescu, Dr. Constantin E., Die Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien.** V u. 64 S. mit 29 Abbildungen im Text. 1923. 3,5, Vorzugsberechnung 2,8
- Demnächst erscheinen:
- No. 35. **Schulz, Dr. Wolfgang, Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Hellenen, Römern, Kelten, Germanen, Litauern, Slawen.** Etwa XVI u. 280 S. mit 76 Abb. im Text. 1924. Etwa 10, Vorzugsberechnung etwa 8
- No. 36. **Schumacher, Paul, Die Ringwälle in der Provinz Poien.** Etwa 50 S. mit 30 Abbildungen im Text und einer Karte.

* Die angegebenen Preise sind Goldmarkpreise; für das Ausland ist die Goldmark = Schweiz. Frankenpreis, nach dem sich die Umrechnung in die anderen Landeswährungen richtet. Vorzugsberechnung tritt ein, wenn man abonniert oder mindestens 4 verschiedene Bände auf einmal bestellt.

OCT 31 1924

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus



Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

16. Band

Heft 3—4

Leipzig * Verlag von Curt Kabitzsch
1924

Inhalt des vorliegenden 3. u. 4. Heftes des 16. Bandes:

I. Abhandlungen und Mitteilungen.		Seite
Schult, Wolfgang: Grundrissliches über Religion und Mythos der Arier		193
Niklison, Hls: Die steinzeitliche Siedlung bei Treben, Kreis Wallenstei, nebst einem Beitrag zur Kenntnis des bandkeramischen Hauses. Mit 10 Abbildungen im Text		226
Martin, F.: Beiträge zur Moorleichenforschung. Mit 2 Abbildungen im Text		240
Lienau, M. M.: Alte und neue Funde bei und in Frankfurt a. Oder. Mit 4 Textbildern		260
Koslina, Suka: Wandstliche Vorposten am rechten Elbuler		278
Bierbaum, Georg: Münzhunde der vor- und frühgeschichtlichen Zeit aus dem Freistaat Sachsen. Mit 1 Karte		279
	und einem Nachtrag des Herausgebers	301
Richt Hofen, B. von: Zum Stand der Vorgechichtsforchung in Polen und dem westlichen Kongresspolen		302
La Baume, Wolfgang: Litteratur zur Vorgechichte von Westpreußen 1900—1923		325
Kunkel, Otto: Die vor- und frühgeschichtliche Forchung in der heßendarmstädtischen Provinz Oberheßen seit 1900. Mit einer Kartenkizze und einer Abbildung		335
II. Nachrichten		382
III. Bücherbeiprechungen		382

Der Abchluß des Bandes erfolgt durch das bereits im Vorjahre angekündigte Ergänzungsheft mit der Arbeit des Herrn

Dr. F. Lechler, Über das Gräberfeld von Selmsdorf.

Es muß eigens berechnet werden, Mitglieder und Abonnenten sind jedoch nicht zur Abnahme verpflichtet, wenn es ihnen nach Erkehen vorgelegt wird. Wenn der Aufwand zu hoch ist, der kann Titel und Inhalt zum 16. Band, der erst in diesem Ergänzungsheft enthalten sein wird, entnehmen und das Heft zurückgeben.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser gechehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag

der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1924 11 Goldmark; für Mitglieder der Berliner Zweiggellschaft 1 G.-M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von Eurt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 8 b (Postcheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen. Österreiche Mitglieder zahlen pro Jahr 100000 Kr. und können den Betrag auf Postsparkassenkonto Wien No. 156722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Tschechoslowakei zahlen 60 Kč für das Jahr und können diesen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzsch bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer gasse 11 einzahlen.

Neuanmeldungen sowie Abmeldungen

sind entweder an den Verleger, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Koslina, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 oder an den Schriftmeister der Gesellschaft, Herrn Ernst Saehblage, Berlin NW 8, Quiggowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen

dagegen an den Verlag von Eurt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b. Postcheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen

sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Koslina, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschriften sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeldung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind Federzeichnungen, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis

des Mannus im Buchhandel während des Erkehens beträgt Goldmark 18 für den Band, nach Abchluß des Bandes wird er erhöht. Ferner sei auf die drei bereits erschienenen und den in Vorbereitung befindlichen Ergänzungsband aufmerksam gemacht. Für die ersten 15 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XV

und Ergänzungsband I bis III können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbezahlen. Man wende sich an den Verlag.

Mit einer Beilage: „Böcken, Die Entfaltung der Sprache im Lichte des Mythos“ betr. aus dem Verlage: W. Kohlhammer, Stuttgart und einem vollständigen Verzeichnis der „Mannusbibliothek“ mit neuen, teilweise ermäßigten Preisen.

Abhandlungen und Mitteilungen.

Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier.

Don Dr. Wolfgang Schulz, Wien.

1. Leopold v. Schroeder, *Arische Religion*. I. Band: Einleitung, der altarisches Himmelsgott, das höchste gute Wesen. 618 S. II. Band: Naturverehrung und Lebensfeste. 707 S. H. Haessel Verlag in Leipzig 1914 und 1916.
2. Ernst Siede, *Indogermanische Mythologie* (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6247/8). 151 S. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig 1921.
3. Hans Naumann, *Primitive Gemeinschaftskultur*. Beiträge zur Volkskunde und Mythologie. 196 S. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1921.
4. Georg Wilke, *Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung* (Mannus-Bibl. Nr. 31). 254 S. mit 278 Abb. im Texte. Leipzig, Verlag von Curt Kabitzsch, 1923.
5. Zusammenfassende und fortführende Bemerkungen.

1.

Leopold v. Schroeders Werk, ohne Zweifel das umfassendste und bedeutendste unter den soeben angeführten, erhält sein besonderes Gepräge durch die lebensvolle, gewinnende, hervorragende Persönlichkeit des Verfassers. Nicht mit kühlem, sondern mit heiß empfundenem sachlichem Verstehen trat v. Sch. an seinen Gegenstand heran und forschte in ihm mit Liebe und Gnade. Er war ein durch und durch religiöser Mensch, die Religionswissenschaft war ihm im Grunde zugleich Theologie, und man braucht bloß die Einleitung zu lesen, um zu sehen, wie ihm seine Forschung nicht lediglich um ihrer selbst willen wichtig ist, sondern vor allem als Beitrag für das religiöse Ringen unserer Zeit, als Ausdruck seines eigenen religiösen Ringens. Der Kampf um Gott ist ihm der eigentlich entscheidende (S. 2); nur Arier und Semiten sind die Schöpfer großer Weltreligionen gewesen, und die Arier zuerst (S. 9). „Unter den arischen Trägern des Christentumes macht sich aber heute eine mächtige Strömung geltend, die das Christentum ablehnt und — wenn sie nicht alle Religion verhorresciert — meist bei einer arischen Religion ihre Zuflucht sucht“. „Bei dieser Sachlage hat die Betrachtung der Anfänge aller arischen Religion doppelte Bedeutung für uns: erstens insofern die Arier selbst frei schöpferisch auf religiösem Gebiete gewesen sind; sodann insofern sie als die hauptsächlichsten Träger des Christentumes dasselbe in ihrem Geiste aus- und umgestaltet haben“ (S. 10). Wissen und Glaube müssen einander auch hier ergänzen (S. 11).

Merkwürdig ist es, wie wenig es dem Werte dieses Wertes Abbruch tun kann, daß es nach üblichen Begriffen eigentlich zur Zeit seines Erscheinens

(1914—1916) schon um ungefähr 20—30 Jahre veraltet war. Wie v. Sch. (S. 1) selbst feststellt, ist es aus Vorlesungen hervor gegangen, die er 1901/2 an der Universität Wien, aber schon früher auch in Dorpat und noch vorher in Innsbruck gehalten hat. Man sieht noch deutlich, wie er den älteren Grundstock etwa um die Jahrhundertwende bearbeitete und Neuererscheinungen heran zog. Später ist wenig mehr hinzu gekommen, außer die Auseinandersetzung mit den in den Bänden der Mythologischen Gesellschaft in Berlin veröffentlichten Arbeiten, und vor allem mit Georg Hüsing und mir. Als sich die Gelegenheit zur Drucklegung seines Werkes bot, war v. Sch. zu beschäftigt und schon zu alt, um tiefer greifende Änderungen vorzunehmen, und öfter sprach er sich mit mir und Anderen aus, ob das Werk auch ohne das vom Stapel laufen solle. Es war gewiß das Rechte, daß er sich dann doch dazu entschlossen hat. Auch betonte er wiederholt, daß er im dritten Bande unsere Forschungen noch eingehender verwerten wolle — es ist leider nicht mehr dazu gekommen. Am 7. Februar 1920 starb er. Sein Werk aber wurde bisher nicht vollendet. Da v. Sch. drei Wurzeln der Religion unterscheidet, nämlich den Glauben an ein höchstes gutes Wesen, die Naturverehrung und den Seelenglauben, war es dreigliedrig gedacht, und der III. Band sollte „Seelengötter und Mythen“ behandeln. Er liegt in v. Sch.'s Nachlasse handschriftlich und wahrscheinlich noch ziemlich im Entwürfe früherer Zeiten, vor, und es wäre schön und wertvoll, wenn der Verleger ihn zur Dervollständigung des hoch bedeutsamen Werkes doch noch heraus bringen könnte. Was uns v. Sch. zu sagen hat, ist nicht an Zeitgemäßheit gebunden, es behält seinen Wert in sich. Verlangt man, daß über Musikgeschichte ein unmusikalischer Mensch nicht schreiben solle, so ist es wohl mindestens ebenso gerechtfertigt, wenn man von einem Religionsforscher religiöse Begabung fordert. Diese besaß aber v. Sch. in ganz hervor ragendem Maße, und als Denkmal einer solchen hat sein Werk auch seinen dauernden Wert, gleichgültig wie tief die Ergebnisse, welche die Forschung Anderer inzwischen beitragen konnte, in die darin entwidelte Gesamtaufassung einschneiden mögen.

v. Sch. beginnt sein Werk mit einer genauen Bestimmung des Begriffes Religion und versucht dabei, seinen Betrachtungen über die Religion der alten Arier einen allgemeineren Hintergrund zu geben. Er geht von den Definitionen der Theologen (z. B. Harnack, Pünjer, Runze) und Philosophen (z. B. Kant, Schleiermacher, Hegel) aus, vergleicht sie mit denen der Ethnologen (z. B. Tylor) und hält sich dabei einige der wichtigsten Religionsformen (z. B. Christentum, Buddhismus, primitive Religionen) stets vor Augen. So kommt er schließlich zu dem Ergebnisse: „Religion ist der Glaube an geistige (außer und über der Sphäre des Menschen waltende) Wesen oder Mächte, das Gefühl der Abhängigkeit von denselben und das Bedürfnis, sich mit ihnen in Einklang zu setzen.“

Es ist kein Zweifel, daß diese Begriffsbestimmung die bisher versuchten bei weitem übertrifft, aber auch ihr haften wesentliche Mängel an. v. Sch. selbst hat schon darauf hingewiesen, daß gewisse Vorstufen der Religion, z. B. reine Tierverehrung oder „präanimistische“ Vorstellungen, nicht in diesen Religionsbegriff fallen, weil hier kein Glaube an Geistiges sondern an Geist-leibliches vorliege (S. 26, Anm.). Aber auch die Naturverehrung als solche beträfe nur geist-leibliche, sinnlich wahrnehmbare Wesen und Mächte (S. 79, vgl. S. 113f.), und doch nimmt sie v. Sch. sogar als eine der drei Hauptwurzeln der Religion in Anspruch. Das Geistige dürfte aber offenbar nur dann als Maßstab verwendet werden, wenn wir eine Geschichte desselben bereits

besäßen, d. h. wenn wir wüßten, wo und wie der Seelenbegriff entstanden ist und ob er selbst nicht vielmehr wieder einen vielfachen Ursprung hat. Gerade dieses ist aber eine höchst umstrittene Grundfrage und der Gegenstand dieses Streites wohl wenig geeignet, zur Bestimmung des schwierigen Begriffes Religion zu dienen. Es wird kaum etwas geben, das schwerer zu erläutern wäre, als eben dieser Begriff: „geistige Wesen oder Mächte“, und selbst wenn wir etwa „höhere Wesen oder Mächte“ dafür einsetzten, wäre wohl kaum viel geholfen.

Ein anderer Anstoß liegt darin, daß diese Wesen oder Mächte außer oder über der Sphäre des Menschen walten sollen. Denn viele religiöse Vorstellungen betreffen ihr Walten mitten in der Sphäre des Menschen. Ein gereinigter Religionsbegriff hält sich sogar nur an das rätselhafte, in der eigenen Seele wirksame, bloß der inneren Schau zugängliche Selbst, und dieser Schau gegenüber verblaßt selbst der Glaube. Andererseits ist weder das Gefühl der Abhängigkeit, noch das Trachten nach Einklang das Entscheidende; es gibt auch durchaus als religiös zu betrachtende Auffassungen, bei denen der „Gläubige“ sich gar nicht füglich verhält. Wenn der italienische Bravo die Madonna, zu der er eben inbrünstig gebetet hat, verprügelt, falls sie ihm nicht zu Willen täte, so liegt dem doch kaum ein Bedürfnis nach Einklang zu Grunde. Was uns hier auf niederer Stufe entgegen tritt, finden wir etwa in den eddischen Biarkamäl auf ungleich höherer; der sterbende Biarki ruft: „Sagte meine Saust den falschen Ränkeschmied, ich zertrallte den Kriegsgott wie die Kaze die Maus“. Der indische Bührer, der durch seine Buße Götter und Weltordnung unter sich zwingt, will sich ebenfalls nicht einordnen, sondern überordnen. All diese, sonst so verschiedenen Fälle haben doch das Gemeinsame, daß das Selbst den Ausgang bildet, und nicht ein außerhalb gefundenes oder gesuchtes geistiges Anderes, und daß sich dieses Selbst als Herr empfindet und nicht als Knecht. Wir könnten also statt „sich mit ihnen in Einklang zu setzen“ etwa sagen: „sich mit ihnen aus einander zu setzen“, müßten aber dann wohl auch schon vorher ändern: „das Gefühl der Abhängigkeit oder Überlegenheit“. Jedoch auch solche Erweiterungen hülfen wahrscheinlich wenig. Es führt tiefer in das Wesen der Sache hinein, wenn wir uns mit den Mängeln der spekulativ-philosophischen Begriffsbestimmung aus einander setzen, als wenn wir sie zu verbessern versuchen; denn jeder neue, kennzeichnende Fall kann wieder neue Änderungen erheischen, und was zum Schlusse übrig bliebe, wäre leicht all zu verschwommen und unwesentlich. Der Begriff Religion ist ein historischer Begriff und als solcher bloß durch wuchsrechte Anordnung der ihm zuzurechnenden Tatsachen abzugrenzen, und nicht nach Art der schulmäßigen Logik durch Anführen zufällig heraus gegriffener Merkmale.

Ein weiterer Fehler der Begriffsbestimmung v. Sch.'s ist es, daß sie Religion bloß als inneres Erleben auffaßt und nicht berücksichtigt, daß dieses Erleben auch nach einem Ausdrude drängt, ja daß es uns ausschließlich dadurch, daß es einen solchen findet, befannt und durch die Formen dieses Ausdruckes rückwirkend ganz wesentlich mit bestimmt wird. Zwar fügt v. Sch. S. 29 noch hinzu: Kultus ist das in die Tat umgesetzte Bedürfnis, sich mit den geglaubten übermenschlichen geistigen Wesen oder Mächten durch Verehrung, Opfergaben, — Gebete, Lieder, Andacht, Bußübungen u. dgl. m. in Einklang zu setzen, — aber einerseits ist es doch wohl noch recht fraglich, inwieweit der Kult immer erst etwas „Umgesetztes“ ist, und andererseits erstreckt sich das Umsetzen in die Tat auch auf Nichtkultisches, z. B. das Glaubensbekenntnis. Da dem Religionsforscher ausschließlich der Ausdruck des religiösen Innenlebens vorliegt, ist seine

Aufgabe eine vorwiegend seelentundliche (psychologische); hierin liegt ihre Schwierigkeit, ihr Reiz und ihre Bedeutung. Auch ist zu beachten, daß der Ausdruck, die „Form“, leicht erstarrt, daß er seinen „Inhalt“, das Innenleben, das ihn einst gefunden hat, verlieren kann, oder daß geringe, oft schwer feststellbare Änderungen genügen, ihm einen neuen, häufig grundverschiedenen Inhalt zu geben: ein neues inneres Erleben bemächtigt sich der überlieferten Form; der alte Schlauch füllt sich mit neuem Weine, oder bloß mit Wasser, oder gar mit Unrate. In der v. Sch.'schen Darstellung kommt auch zu kurz, daß Religion nicht schon jeder Einzelfall irgend eines Glaubens an Höheres ist, der sich in der Seele des Glaubenden als Fühlen und Begehren auswirkt, auch nicht wenn er nach außen seinen Ausdruck findet, sondern erst eine Reihe solcher Fälle, die alle durch das hinter ihnen stehende innere, aus dem Volkstume bestimmte Erleben irgendwie zusammen hängen, zu einer gewissen Einheit verbunden sind. Diese Einheit in der Mehrheit, das Lehrhaft-Weltanschauliche, Sinnlich-Sittliche (und zwar Letzteres noch nicht im Sinne einer Sittenlehre und bewusster Sittlichkeit), ist auch bei ganz niederen Religionsformen nicht zu verkennen und steigert sich in den höchsten zu gewaltigen dogmatisch-philosophischen Lehrgebäuden.

Auch dem Zusammenhange von Religion und Sittlichkeit geht v. Sch. nach. Sittlichkeit ist ihm lediglich jener Teil von Recht und Sitte, dessen Übertretung höhere Mächte durch Strafe rächen (S. 34). Aber jus divinum fällt doch ganz gewiß nicht mit Sittlichkeit zusammen, und auch das Recht steht häufig unter göttlicher „Sanktion“. Begründet hier v. Sch. die Sittlichkeit heteronom, so bekennt er sich doch gleich danach auch zur autonomen Auffassung des kategorischen Imperativs: „Ihr (nämlich der Sittlichkeit) Grund liegt tiefer, er liegt in den metaphysischen Tiefen unseres Seins... denselben, auf die auch... die wunderbare Tatsache des Gewissens fort und fort hinweist“ (ebd.). Schon hierin liegt ein Widerspruch und eine gewisse Unklarheit. Sie greift noch weiter, wenn v. Sch. dann Religion und Sittlichkeit als dem Wesen nach untrennbar (S. 33) und die Religion, also auch die Sittlichkeit, als etwas allen Menschen Gemeinsames erklärt, wie die Sprache, — als Elementargedanke. Hiefür tritt er einen dreifachen Beweis an. Erstens stoßen wir gerade bei ganz primitiven Völkern auf den Glauben an ein höchstes gutes Wesen (S. 140 und 81—105), zweitens bezeuge die Verbreitung von Eid und Gottesurteil über die ganze Erde die ertümliche Verbindung von Religion und Sittlichkeit (S. 143—160), und drittens habe man völlig religionslose Völker bisher nicht finden können (S. 36—47). Diese Beweisführung ist durchaus nicht überzeugend, was sie beweisen soll, auch nicht deutlich. Wer wie v. Sch. drei so verschiedene Wurzeln der Religion annimmt und im Allgemeinen doch der Ansicht zuneigt, daß diese Glaubensformen auch ziemlich selbständig vorkommen können, ist nicht berechtigt, die Religion als eine unbedingte, überall im Wesentlichen gleich bleibende Einheit hinzustellen. Das Netz der Spinne, die Wabe der Biene, das Nest des Vogels, der Bau des Fuchses sind alle in gewissem Sinne Behausungen, und eben doch grundverschieden, jedes davon nicht Zeugnis für einen allgemein tierischen Gedanken des Hausbaues, sondern nur für ein jeweils besonderes Artverhalten. Und ähnlich zerfällt auch der Allgemeinbegriff Religion in eine Anzahl von Völkerverhaltensweisen oder Völkergedanken sehr verschiedener Abstufung, die zwar zum Teile in ähnlicher, „elementar“ gegebener Richtung liegen, die aber von der Forschung vor allem in dem ausgewertet werden müssen, worin sie verschieden sind. Das Selbe gilt für den sittlichen Einschlag solcher Äußerungen. Unter Sittlichkeit verstehen wir nämlich gemeinhin nicht,

daß bloß ein solcher Einschlag irgendwie nachweisbar sein müsse, sondern daß bewußtes Handeln nach ausgebildeten sittlichen Überzeugungen vorliege. Eine Geschichte der Sittlichkeit, die den dafür zu allererst in Betracht kommenden Stoff bei den älteren Völkern und vor allen den Völkern des Alten Orients und der Arier und unter diesen wieder das „klassische“ Volk der Sittenlehre, die alten Iranier, auswerten würde, ist noch nicht geschrieben, aber die großen Völkerstämme der Geschichte sind einander nicht gleich an sittlicher Begabung, sondern nur einer unter ihnen, der arische, hat den Begriff der Sittlichkeit mit all den besonderen Merkmalen, die wir ihm heute zuschreiben, ins Bewußtsein empor gehoben, und die innige Verbindung von Religion und Sittlichkeit, wie wir sie seither kennen, ist ein einmaliger und einziger Vorgang, als dessen bedeutsamstes Zeugnis der Mazdismus auf uns gekommen ist (vgl. meine Sittenlehre des Zarathustra im Rahmen der Geschichte der Sittlichkeit im Jahrbuche der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien, J. A. Barth, Leipzig 1913). v. Sch. weiß das und spricht es ziemlich klar aus (S. 437 3. B.); aber er scheut sich, den anderen Völkern etwas abzuspochen, zu dem Ansätze bei ihnen doch auch zu beobachten sind. Zwischen dem bloßen Ansätze und vollgültigem, klarem Besitze ist aber gerade hier ein ganz wesentlicher Unterschied, bloß die Arier haben diesen schöpferischen Schritt getan, und der Begriff Sittlichkeit ist daher ein arischer und kann nicht ohne Weiteres auf das Denken und Fühlen der anderen Völker angewandt werden, in deren Blute er gar nicht liegt. Die Sittlichkeit der Völker erweist sich vielmehr, wo immer man geschichtlich an die Frage heran kann, als arisches Lehngut; v. Sch.'s Ausführungen über Eid und Gottesurteil berücksichtigen leider nicht im Mindesten die Wanderwege dieser Einrichtungen. Ähnliches gilt für seine Ausführungen über den Glauben an das höchste gute Wesen. Entlehnungen aus dem Christentume, die v. Sch. hie und da ablehnt, sind dabei nicht das nächst Liegende: auch iranische, indische und aus ihnen und anderen arischen hergeleitete höhere und niedrigere Glaubensformen sind weltweit gewandert; ich erinnere nur an die von Oskar Dähnhardt bis nach Amerika verfolgten dualistischen Schöpfungsgagen Irans. Das ist eine Schichte, die um mindestens ein halbes Jahrtausend älter ist als die, wie wir heute wissen (vgl. 3. B. Reizensteins Iranisches Erlösungsmysterium), selbst wieder aus ihr, und nicht dem Judentume, erwachsene christliche, und andere, ältere, sind ihr gewiß voran gegangen, 3. B. die „totemistische“, deren Ursprung in der unlösbar mit dem Mythos verknüpften Lehre von den Tieren der drei Reiche uns Fritz Röck durch seine weit ausholenden Untersuchungen verstehen gelehrt hat. So lange wir von den älteren Zuständen der Pygmäen und anderer primitiver Völker, die jetzt für den Glauben an das höchste Wesen gerade von solchen Seiten angeführt werden, denen an dem Nachweise einer Uroffenbarung der Völker aus nicht wissenschaftlichen Gründen sehr viel gelegen sein muß, so wenig wissen, wie dies eben der Fall ist, sind wir nicht berechtigt, das abzulehnen, was wahrscheinlich ist, nämlich Entlehnungen und Verkümmernungen reicherer Darstellungsbestände auf schattenhafte Umrisse, und das Unwahrscheinliche anzusetzen, nämlich daß sie Zustände der frühesten Urzeit rein und unverändert bewahrt hätten. Daß Religion heute bei allen Völkern nachzuweisen ist, hat unter solchen Umständen ebenfalls keinen besonderen Wert. Wanderungen und Entlehnungen haben im breitesten Ausmaße stattgefunden, wie allein das Beispiel der großen Weltreligionen zeigt, und ob überall das, was schon vorher da gewesen sein möchte, einer der Begriffsbestimmungen von Religion

unter zu ordnen gewesen wäre oder bloße Vorstufe zur Religion sein möchte, ist nicht wichtig, sobald wir erkannt haben, daß die Forschung erst dann auf gemeinsam Religiöses an all dem wird eingehen können, wenn vorher ein Überblick über den religiösen Formenschatz und eine wuchsexakte Anordnung der religiösen Ausdrucksformen und der ihnen zugehörigen vollklich grundverschiedenen Seeleneinstellungen gewonnen ist. Das war im Wesentlichen auch Hermann Useners Gedanke vom Ermitteln des religiösen Formenschatzes als allernächster Aufgabe, dem er freilich auch den Gedanken eines gemeinsamen ethnischen Untergrundes der Religionen zur Seite stellte. Das Letztere war Theorie und philosophisch-spekulative Überzeugung, aber sie konnte nirgends all zu sehr hemmen, wo die erste Forderung kräftig betätigt wurde; denn nur die tatsächlichen Verhältnisse, der Stoff selbst, können entscheiden, und auf diesen drängt sie hin. Merkwürdiger Weise hat v. Sch. mit Usener und seiner Schule nirgends abgerechnet, und so viel sein Buch auch an Einzelheiten der religiösen Formen enthält, so völlig fehlt ihm ein Eingehen auf das Formhafte an ihnen. Ihn beschäftigten viel mehr die Darstellungen von den Göttern selbst, die hinzu gehörenden Bräuche und schließlich auch die anschließenden Mythen.

Auch gegen den Mythos zu versuchte v. Sch. die Religion abzugrenzen. Die Mythen sind ihm die von jenen Geistwesen handelnde Dichtung, Mythologie ist ihm die Summe der von ihnen berichteten und geglaubten Erzählungen (S. 29). Diese Unterscheidung zwischen Religion und Mythos bewegt sich zwar auf das Richtige hin, irrt aber doch davon stark ab. Nach v. Sch. wäre die Religion das Ursprüngliche, Kernhafte, der Mythos nur etwas Nachträgliches, Erläuterndes, eine ihrer Auswirkungen. So einfach ist die Sache aber nicht. v. Sch. stellt (S. 356) fest, daß vom höchsten guten Wesen keine Mythen erzählt werden (vgl. auch S. 578): eine Wurzel der Religion wäre also mythenfremd — freilich hat v. Sch. dabei verkannt, daß es wohl ziemlich überall auch von diesen guten Wesen einst Mythen gab, daß sie bloß mit der Rang-erhöhung, und 3. T. schon sehr früh, abgestreift wurden, und daß die Spuren davon, wo nicht etwa die Entlehnung schon nach dieser Vereinfachung erfolgte, häufig noch sehr deutlich zu erkennen sind (s. u.). Serner ist auch bei den Geistern und Seelen des Dämonen- und Ahnenglaubens von Mythen wenig oder gar nichts zu verspüren. Die Dämonenrede (Gespenstergeschichte) unterscheidet sich wesentlich vom Mythos; sie bringt kein gegliedertes, geordnetes Geschehen gegen einander wirkender Gestalten, sie spielt nicht, wie der Mythos, im Aoriste sondern im Präsens oder Perfektum, endlich dient sie der Beglaubigung des Vorhandenseins oder der Wirksamkeit der Dämonen, Gespenster usw. — eine Absicht, die dem Mythos völlig ferne liegt. Mitunter verwendet sie einzelne, aus dem Mythos stammende Züge, mitunter können auch Mythen auf die Stufe der Dämonenrede herab sinken, immer aber bleibt der grundsätzliche Unterschied klar bestehen, und wir sehen, daß auch v. Sch.'s zweite Wurzel der Religion, der Seelenglaube, recht wesentlich mythenfremd ist. Im Grunde hält v. Sch. auch wirklich allen Mythos für lediglich der dritten Wurzel der Religion, der Naturverehrung, zugehörig; die Deutung des Mythos ist ihm Naturdeutung, ja er hat ganz richtig hervor gehoben, daß die Mythen in der Hauptsache Astralmythen sind (S. 280), — wir würden noch genauer sagen: Kalender-Erzählungen, wobei der Mond als das ursprüngliche Kalendergestirn anzusehen ist.

Aus diesen Einwendungen ergibt sich bereits, daß v. Sch.'s dreifache Wurzel der Religion nicht aufrecht erhalten werden kann. Ist der Glaube an ein höchstes gutes Wesen nichts Ursprüngliches, sondern ein spätes Er-

gebnis, das freilich schon in verhältnismäßig früher geschichtlicher Zeit erreicht wurde, dann ist die erste Wurzel hinfällig. Aber auch die zweite ist nicht haltbar, denn der Begriff Natur bedürfte erst näherer, nicht so sehr begrifflicher als vielmehr geschichtlicher Bestimmung. Alle Thesen und Hypothesen über die Rolle, die die Natur im Denken und Fühlen der Untermenschen, Urmenschen und primitiven Menschen gespielt haben oder spielen soll, sind nachzuprüfen auf Grund dessen, was wir bereits darüber wissen, welche Rolle sie tatsächlich gespielt hat. Zwar ist die Geschichte des Naturgeföhles noch eben so wenig geschrieben wie die vorhin erwähnte Geschichte der Sittlichkeit, aber seit der Biologe Jakob v. Uexküll uns zwischen Merkwelt und Wirkwelt unterscheiden gelehrt hat, wissen wir, daß die Welt, in der ein Lebewesen sich betätigt, darum noch lange nicht in sein Fühlen und Denken, in sein Bewußtsein, eingegangen, von ihm bemerkt zu sein braucht. Das hat natürlich auch auf die Völkersämme des Menschengeschlechtes Anwendung. Die ganze ältere Kunst, die bildende wie die Dichtkunst, kennt nicht die Landschaft, das Gefühl für Natur, das bei uns ein sentimental-romantisches ist, dürfen wir nicht auf die Religionschöpfer oder Mythenbildner der Vorzeit übertragen; vielmehr müssen ihre Schöpfungen selbst erst uns belehren, ob und inwieweit etwas wie „Natur“ dabei beteiligt gewesen sein kann. Entsprechendes gilt für die dritte Wurzel, den Seelenglauben. Hier lautet die Aufgabe der Religionsforschung doch offenbar, zu erklären, wie der Seelenglaube zu Stande gekommen ist; denn daß er nicht der Ausgang gewesen ist, daß die Vorstellung von einer Seele oder einem Geiste eine verfeinerte, aus dinglicheren und vielleicht recht verschiedenen Ansätzen gewonnene gewesen sein muß, war schon lang klar.

Können wir also auch v. Sch.'n in seiner Art, wie er die Aufgabe gliedert und durchgeführt hat, nicht zustimmen, so ist doch damit der Wert seiner tief dringenden und reichhaltigen Ausführungen zu den einzelnen Kernfragen religiöser und mythenhaltiger Überlieferung bei den arischen Völkern wenig betroffen. Es ist aber auch nicht möglich, daß wir hier, wo das Grundfähliche heraus gestellt werden soll, näher auf diese Einzelheiten, in denen ein Hauptverdienst des Buches liegt, eingehen. Der III. Band „Seelengötter und Mysterien“ hätte den Seelenglauben behandelt und sich, sofern die Mysterien Spiele sind, auf die im II. Bande gelegentlich der Naturverehrung besprochenen Festspiele wiederholt beziehen müssen. Gerade auf diesem Gebiete liegt v. Sch.'s wichtigste wissenschaftliche Leistung, die er in seinem Werke: *Mysterium und Mimus im Rigweda*, Leipzig 1908 nieder gelegt hat. Wenngleich aus vorwiegend religionswissenschaftlicher Einstellung heraus hat hier v. Sch. doch eine entscheidende neue Erkenntnis für die Mythenforschung zu Tage gefördert und eingehend begründet, die Erkenntnis, daß Musik, Gesang, Tanz und scenische Darstellung die urtümliche, wesentliche Form des Mythos sind. Das Mysterienspiel unterscheidet sich nur dadurch, daß in ihm das Grauen des Todes und die Hoffnung auf das Leben gedanklich und bildhaft besonders nachdrücklich heraus gearbeitet ist. Beides liegt aber auch schon im Mythos schlichthin, der von Geburt, Tod und wieder Aufleben des Helden oder Gottes berichtet.

Das Grundfähliche an v. Sch.'s II. Bande über die Naturverehrung läßt sich an Hand seiner Schlußbetrachtung (II, 652—674) einfach zusammen fassen. Er beginnt mit dem „Nachweise“ altarischer Sonnenverehrung (II, 3—391), behandelt den Mond auf wenigen Seiten (II, 459—465), dann das Feuer (II, 466—598) und endlich das Gewitter (II, 599—651). Die Deutung auf Sonne und Gewitter ist aber in diesen Abschnitten durchaus nicht das

Wesentliche, sondern der vergleichend betrachtete Stoff selbst. Daher fiel es auch v. Sch.'n nicht schwer, in der Schlußbetrachtung der Wahrheit und besseren Einsicht, die er inzwischen gewonnen hatte, die Ehre zu geben und seine Sonnendeutungen in weitem Umfange zurück zu nehmen. Wir lesen auf S. 659 die Frage: „Ist dem Sonnenkulte der Arier ein älterer Mondkult vorausgegangen?“ Und in der Antwort heißt es: „Wir haben im Verlaufe unserer Untersuchungen wiederholt kurze Bemerkungen und Anmerkungen eingefügt, die erkennen ließen, daß manche Schwierigkeiten zu heben, manche Rätselfragen zu lösen wären, unter der Voraussetzung, daß dem Sonnenkult der Arier ein älterer Mondkult vorausgegangen und dann späterhin Übertragungen aus dem Vorstellungsbereiche des Mondes auf dasjenige der Sonne stattgefunden hätten“. „Einer der wichtigsten und in mancher Beziehung ausgiebigsten Abschnitte dieses Buches beschäftigte sich mit der Vorstellung von der Sonne als einer Schaufel“. Aber wie kam man zu diesem Bilde? Ihre Gestalt bietet dazu keinen Anlaß, wohl aber die des Mondes (II, 660). Ähnlich verhält es sich mit dem Boote (II, 661), dem Gefäße (II, 662: Becher, Tral, Mühle usw.), mit den Angaben über das Zerschlagen und Zerstückeln („wirklich in die Brüche geht nur der Mond“ II, 663), mit der Feder (Schwanzfeder des Hahnes als Mondfischel), dem Osterhasen (Hase als Mondtier II, 664 ff.), dem Käse mit den 9 Ecken (II, 666 f.), dem Kwidzweige (II, 667), der höchsten Stufe als des Metes Borne (II, 669), der Rückkehr des Agnis-Apollon und der Insel, auf der sie geboren werden (II, 670 ff.). „Dem Monde und seiner Verehrung muß das höhere Alter zuerkannt werden, während sich nachmals die Sonne kraftvoll in den Vordergrund drängt“ (II, 673). Und dann folgt die „Dreieinheit der Lebensmächte im Monde“. Gemeint ist die Einheit von Feuer, Wasser und Zeugung in Glauben und Brauchtume der alten Arier, die v. Sch. in überzeugender und eindringlicher Weise an Hand der Quellen verfolgt hat. „Urquell und Abbild alles Lebens, so erschien wohl der Mond den Denkern der frühesten arischen Urzeit, bis zu der wir mit unseren Betrachtungen vorzudringen wagen können“ (II, 674).

Das sind wichtige, tief greifende Zugeständnisse, die man mit v. Sch.'s anfänglicher Darlegung des altarischen Sonnenkultes vergleichen muß, um zu sehen, daß er damit eigentlich alles, was er dort zur Deutung vorgebracht hat, zurück nahm. Denn die Frage, wann sich „nachmals die Sonne kraftvoll in den Vordergrund drängte“, läßt er offen. Alte Belege für sie gibt es aber nicht, auch v. Sch. hat keine beigebracht. Das meiste an seinem Stoffe widerstrebt dieser Deutung sogar ausdrücklich. Ich kann es mir ersparen, auf diese Fragen hier weiter einzugehen, da ich in meinem Buche „Zeitrechnung und Weltordnung“ (Mannus-Bibliothek Nr. 35) sie eingehend besprochen und gezeigt habe, wie auch die so oft für alte Sonnenverehrung angeführten vorgeschichtlichen Kunde nichts der Art beweisen. Für die arische Gewittergöttheit, die v. Sch. ansetzt, gilt das Selbe wie für die Sonnengöttheit; sie ist ohne Halt in älterer Überlieferung, die vielmehr überall auf den Mond hindeutet. Auch hierüber bitte ich mein eben angeführtes Buch zu vergleichen.

Im I. Bande nun hat v. Sch. das höchste gute Wesen der arischen Urzeit besprochen (S. 297—587) und als Himmelsgott nachzuweisen versucht. Er beschäftigt sich dabei vor allem mit Djaus und Waruna. Aber die Bedeutung von Djaus muß nicht ‚der Himmliche‘ gewesen sein; die Grundbedeutung war wohl ‚der Lichte‘. Und Waruna braucht nicht ‚der Allumfasser‘ zu heißen, sondern außer ‚der Verhüllende‘ kann es auch bedeuten ‚der Verhüllte, Ent-rückte‘, und das ist das Wahrscheinlichere. Mit Rechte weist v. Sch. auf die

Anklänge des jüdischen Jahö (Jahwe) an Waruna und Ahura Mazda hin; um so weniger erhalten wir aber den Eindruck, daß hier älteste arische Überlieferung vorliegt. Da jedoch Djaus ganz genau dem hellenischen Zeus, und Waruna trotz der lautgesetzlichen Schwierigkeiten schon um der sachlichen Anklänge willen gewiß dem hellenischen Ouranos entspricht, ist es gar nicht so schwer, bis zur alten Schichte durchzudringen. Wir müssen eben in der (hebräisch-jüdischen) Genealogie Ouranos—Kronos—Zeus das Mittelglied Kronos weglassen, da das von Ouranos-Kronos Berichtete nur eine ganz nahe Spielform des von Kronos=Zeus Erzählten ist. Danach ist also Waruna=Ouranos als Vater von Djaus=Zeus anzusehen, so daß wir damit von beiden Göttern den Mythos haben, der sie beide in ihrem gegenseitigen Verhältnisse (Vater und Sohn) bestimmt; dieser Mythos reicht durch die ganze arische Überlieferung hindurch. So fällt v. Sch.'s Meinung, daß die arischen Himmelsgötter als höchste gute Wesen mythenlos gewesen sein müßten (s. o.); sie waren Hauptträger des Mythos, und ihre Beziehung zum Himmel kann nur mehr im Sinne von v. Sch.'s Bemerkung verstanden werden, daß die meisten Mythen astral sind (s. o.).

Eine zusammenfassende Darstellung altarischer Religion enthält v. Sch.'s Werk noch nicht. Auch sie hätte erst im III. Bande gegeben werden können. Was vorliegt, ist vielmehr eine Reihe von ausführlichen, den einzelnen Fragen an den Leib rückenden Untersuchungen, die jedoch leicht verständlich und anziehend geschrieben sind. Und das ist in diesem Falle mehr als die Darstellung selbst, zu der der Gegenstand noch kaum reif ist, zumal die Grundfragen noch so strittig sind und ganz besonders die wichtigste unter ihnen: ob das, was das arische Einheitsvolk in der Richtung auf Religion hin befaßten hat, überhaupt mit diesem Namen bezeichnet werden darf, ohne daß wir Gefahr laufen, eine innere Gesamteinstellung in dieses Überlieferungsgut hinein zu tragen, die ihm fremd ist und die wir von ganz anders gearteten Völkern erhalten haben.

2.

Ernst Siedes Buch berührt sich in Manchem mit dem vorigen. Beide Verfasser sind noch der älteren mythologischen Schule zuzurechnen, der es vor allem auf die Göttercharakteristiken ankam, und die hieraus ihre Deutungen gewinnen wollte, so daß sie mehr Attribute, Charaktereigenschaften, Namen, einzelne Züge, als vielmehr ganze Mythen mit einander verglich. Und auch S. war nicht mehr im Stande, der neueren Forschung gerecht zu werden. Sein Buch bringt dem, der seine Arbeiten bisher verfolgt hat, kaum etwas Neues, ist aber eine gute Zusammenfassung von S.'s Lebensarbeit, die hier als durchwegs Achtung gebietende Gesamtleistung vor uns tritt. S.'s Liebesgeschichte des Himmels (1892) und Mythologische Briefe (1901) waren in ihrer Weise Bahn brechende Bücher. Sie erschienen zu einer Zeit, da mythologische Forschung von den hohen Lehrstühlen unfehlbarer Wissenschaft herab gerade in Acht und Bann erklärt war; ihr Verfasser wurde von allen Seiten angefeindet und herab gesetzt. Besonderen Anlaß dazu gab, daß er außer von Himmel und Erde, Pflanzenwuchs, Sonne, Gewitter, Wind usw., wie es bis dahin üblich gewesen war, einen großen Teil der alten Göttergestalten, ihrer Attribute und der von ihnen in verschiedenen Erzählungen berichteten Züge auch vom Monde herleitete. Mondsuchtigkeit nannte man diese vermeinte Krankheit, und doch war es, wie sich inzwischen heraus gestellt hat, keine Krankheit sondern ein Gefunden und nichts Anderes als dringend notwendige, endlich einsetzende

Mondsichtigkeit, indeß die anderen mit Blindheit geschlagen waren. S. begann eben, den Mond zu sehen, wo er tatsächlich zu sehen war und zu Grunde lag, und in vielen Fällen sah er ihn noch nicht, und man hat oft den Eindruck, daß er nur deshalb davor zurück scheut, ihn zu sehen, um auch noch andere Deutungen und Erklärungen „zu ihrem Rechte“ kommen zu lassen.

Aus diesem „Gerechtigkeitsgefühl“ gegen theoretische Möglichkeiten, die von Anderen nachdrücklich vertreten worden waren, ging er auch in der Frage des Verhältnisses der Religion zum Mythos den selbst eingeschlagenen Pfad nicht zu Ende. Es ist sein Verdienst, daß er mit Nachdrucke auf den Unterschied zwischen Religion und Mythos hingewiesen hat. „Mythos und Religion haben zwar früh mit einander ein Bündnis geschlossen, ... doch müssen beide als ursprünglich von einander getrennt gedacht werden“. „Mythen sind die in Form von Erzählungen umgesetzten Wahrnehmungen von der Wirksamkeit der Naturmächte, besonders von Sonne und Mond. Es ist klar, daß . . . die Mythen im Ganzen früher sind als die Religion“ (S. 8f.). Leider aber stammt diese Einsicht bei S. nicht aus breiter Kenntnis des ganzen in Betracht kommenden Stoffes und der in ihm zu Tage tretenden Schichtungen sondern nur aus dem 3. T. richtigen, aber noch recht unbestimmten und sehr unvollständigen Eindrucke, daß „die Mythologie der jetzigen, sogenannten primitiven Völker ganz unabhängig von religiösen Vorstellungen und Motiven ist“ (S. 9), und daß jedem „gewiß sofort Mythen einfallen, die mit andächtiger oder religiöser Stimmung ganz und gar unvereinbar sind“ (ebd.). Entscheidend aber ist für ihn die Überlegung (ebd.), „daß, ehe man diesen Mächten andächtige Verehrung zollen konnte, man sich erst gewisse Vorstellungen von ihrem Wesen gebildet haben mußte“. Die Verehrung ist Religion, die Vorstellungen sind der Mythos; der Mythos muß also der Religion voran gegangen sein. Der Fehler dieses Schlusses liegt auf der Hand. Gewiß kann ich nur das verehren, wovon ich auch eine Vorstellung besitze, aber diese Vorstellung kann das Gefühl der Verehrung ganz unmittelbar nach sich ziehen, und sie wird es unfehlbar tun, wenn sie nur danach geartet ist. Jedes Gefühl oder Begehren hat gewisse Vorstellungen zur psychologischen Voraussetzung, aber diesen Vorgang in der Seele des Erlebenden darf man doch nicht in die Kulturgeschichte hinaus verlegen und die psychologische Voraussetzung zum kulturgeschichtlich Früheren machen. Außerdem gibt es sehr Vieles, das man männiglich als Religion anspricht und das weder mit Verehrung der Naturmächte noch überhaupt mit Verehrung zu tun hat; man denke nur 3. B. an das Bannen einer Krankheit. Der Begriff Religion ist also beträchtlich weiter, als S. ihn nimmt, und sein Schluß würde daher nur einen Teil dessen decken können, was S. ganz allgemein behauptet. Es ist nicht zu verwundern, daß S. aus solchen Spekulationen die Kraft nicht schöpfen konnte, der an sich richtigen Einsicht ihre Folgen zu geben und zu zeigen, wie viel in den Religionen der Völker geradezu aus dem Mythos stammt, nichts Anderes als umgebogener, oft auch mißverständener Mythos und erst aus dem Mythos verständlich ist. Verfolgt man solche Vorgänge, dann heben Schichten der Kulturen sich von einander ab, Völker treten uns in ihren religiösen Äußerungen als Persönlichkeiten entgegen, große kulturgeschichtliche Zusammenhänge der Entlehnung und Wanderung solcher geistiger Kulturgüter tun sich auf.

S. aber gewann dafür den Blick nicht mehr. Ein anderer, falscher Eindruck traf hemmend dazwischen. S. 9 sagt er: „Der in neuester Zeit wieder eifriger verfolgten wissenschaftlichen Richtung der vergleichenden Mythenforschung ist, dies darf behauptet werden, der Nachweis gelungen, daß es zu

allen Zeiten, von denen wir Nachricht haben, und an allen Stellen des Erdballes Mythos gegeben hat". Mithin wäre der Mythos eine eben so allgemeine, urtümlich-menschliche Einrichtung wie nach herrschender Auffassung die Sprache oder die Religion, und er stünde etwa in der Mitte zwischen beiden. In der Tat meint S., Mythos hätten sich überall von selbst gebildet, und auch jetzt noch könne das geschehen; der Mythos gehört bei ihm durchaus ins Gebiet des Bastianschen Elementargedankens. Daher beschäftigt ihn die Frage nach der Wanderung und Entlehnung des Mythengutes so gut wie gar nicht. Auf die Zeit der Aufzeichnung kommt es ihm durchaus nicht an (S. 11). Er hält sich nicht verpflichtet, vorerst durch Vergleichung die alten Stammformen der Erzählung zu ermitteln, und der Zusammenhang und innere Bau des Mythos tritt bei ihm völlig hinter die einzelnen Züge (Motive) zurück, in die er ihn zerlegt, um sogleich ans Deuten zu gehen. Wenn man bei den Erklärungsversuchen seinen Sinn nur auf jene größte Einfachheit und kindliche Anschauungs- und Ausdrucksweise einstellt (S. 10), die wir für die Mythensbildner, ob sie nun Australneger oder Arier sind, nach dieser Lehre in gleicher Weise voraus zu setzen haben, dann müssen wir auch das Richtige treffen. Und in diesem Glauben läßt sich S. nicht beirren, obgleich es doch hinreichend bekannt ist, welchem Wandel solche Überlieferungen im Laufe der Zeiten unterliegen und wie weit diese Veränderungen, in unzähllich vielen Fällen deutlich nachweisbar, von den älteren Fassungen weg geführt haben. Aber ist der Mythos wirklich jene aus allereinfachsten Wahrnehmungen und Mitteilungen über die Naturmächte zusammen gebadene Allerweltsache, als die S. ihn hinstellt? Und ist wirklich „der Nachweis gelungen, daß es zu allen Zeiten, von denen wir Nachrichten haben, und an allen Stellen des Erdballes Mythos gegeben hat?" Ich will mit S. nicht rechten, wer noch außer ihm die eigentlichen Vertreter „der in neuester Zeit wieder eifriger verfolgten wissenschaftlichen Richtung der vergleichenden Mythensforschung" sind — nehmen wir an, es wären Bödler, Ehrenreich, Fries, Frobenius, Kunitz —, aber keiner von ihnen und kein Anderer hat solchen Nachweis je angetreten, und es wird ihn auch keiner, S. eingeschlossen, je leisten. Denn, was S. da als erwiesen hinstellt, ist schwer faßbar. Versteht er mit den „Zeiten, von denen wir Nachrichten haben", alle Zeiten und Gebiete, aus denen wir Mythos kennen, dann wäre sein Satz platteste Selbstverständlichkeit, und eine solche muten wir ihm nicht zu; sie bedürfte auch keines Beweises. Meint er aber jene Zeiten und Gebiete, aus denen wir eben keine Nachrichten über Mythos haben, dann ist die frohe Kunde, man habe für sie alle erwiesen, daß es trotzdem Mythos in ihnen gab, allerdings sehr überraschend, und ich warne, ihr Glauben zu schenken. Wo es Mythos gab und wo nicht, wie sie gewandert sind und welche Umgestaltungen und Entstellungen sie erfahren haben, wie weit man hieraus darauf schließen kann, daß sie bei vielen Völkern, bei denen sie sich heute finden, völlig mißverstandenes und 3. T. geradezu abgestorbenes Lehngut sind, das sind rein geschichtliche, aus dem Stande der Überlieferung heraus zu untersuchende Fragen, mit denen sich allerdings die in neuester Zeit wieder eifriger verfolgte vergleichende Mythensforschung bereits sehr eingehend befaßt hat, und zwar, wie schon aus der Fragestellung, noch mehr aber aus dem bei der Untersuchung betätigten Verfahren (Methode) hervor geht, in völlig anderer als der von S. vertretenen Richtung. Und sie hat sich dabei nicht bloß, wie S., an Gestalten und an ihnen haftende Züge (Motive) gehalten, sondern an ganze Ketten solcher Züge, an den geordneten Aufbau der Erzählungen selbst (Gefüge des Mythos).

Vergleichende Forschungen solcher Art hat S. nicht angestellt, und wenn er von dem neueren Aufschwunge der vergleichenden Mythenforschung mit Genugtuung spricht, so ist er sich offenbar durchaus nicht im Klaren, welche neue Arbeitsweise hier eingesetzt hat. S. hat diesen Forschungen nicht mehr folgen gemocht, ja er hat sie von sich gewiesen, und im vorliegenden Buche versucht er sogar, sie seinem Leser zu verschweigen. In den Hinweisen auf das mythologische Schrifttum hat er den *Mitra*, Monatschrift für vergleichende Mythenforschung 1914—1920, den er sehr wohl kennt und an dessen Sprechsaale (J. Sp. 158 des *Mitra*) er sich sogar beteiligt hat, nicht angeführt und auch im Buche nicht benutzt, obgleich diese Zeitschrift eine Fülle von Beiträgen enthält, die für seine Arbeit in Betracht kamen. So hätte er, um nur eines heraus zu greifen, aus *Mitra* Sp. 101—104 und Sp. 290f. entnehmen können, daß das „anmutige Märchen von Rottkäppchen“, das nach seiner Meinung (S. 66) ein „vortrefflich erhaltener Mond-(und Sonnen-)Mythos“ ist und „in seinen Grundlagen jedenfalls in die älteste Zeit zurück“ geht, wie Hüsing a. a. O. gezeigt hat, „für den Mythos nicht in Betracht kommt“ und, was den eigentlichen Rottkäppchen-Stoff betrifft, ein aus der Erinnerung an allerhand Märchenreste zusammen gestoppeltes Kunstmärchen ist. Von meinen Schriften hat er bloß die Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise (und schon nicht mehr den Artikel ‚Rätsel‘ in der *Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft*) erwähnt, aber z. B. meine Einleitung in das *Popol Wuh* (Mythologische Bibliothek VI, 2), meine Anschauung vom Monde und seinen Gestalten in Mythos und Kunst der Völker (Weltall-Abhandlungen Nr. 26, Verlag der *Treptow-Sternwarte*, Berlin 1912), meine *Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos* und in mythenhaltiger Überlieferung (Mitt. d. *Wr. Anthrop. Ges.* 1912, S. 100—150) und mein System der Acht im Lichte des Mythos (*Memnon* IV, 100—172) übergangen. Vielleicht, wird man sagen, hat er das *Popol Wuh*, weil es Guatemala betrifft, und nicht die Arier, in seinem Buche mit Rechte weggelassen. Freilich ist dann schwer begreiflich, daß Kunike mit seinem Mondjaguare in den Anden und mit seinen ägyptischen Göttern verzeichnet und benutzt ist. Der Grund liegt tiefer. Diese Einleitung in das *Popol Wuh* enthält nämlich ein Verzeichnis der wichtigsten Mythenzüge aus Amerika, die ich Zug zu den zugehörigen altweltlichen stellte, dabei die völlige Unselbständigkeit der amerikaniſchen Überlieferung nachweisend. Es enthält ferner, übrigens P. Ehrenreichs Darlegungen fortsetzend, eine Übersicht der wichtigsten Wanderwege altweltliches Mythengutes nach Amerika. Wer endlich heute Friß Röds Untersuchungen über die Wanderungen altweltliches Kalenderwesens in die neue Welt mit zu Rate zieht, wird erkennen, daß hier völlig unabhängig von aller Mythendeuterei wichtige Ergebnisse erzielt wurden, welche S.'s Meinung, als wären die Mythen eine überall selbständig entstandene Allerweltsache gründlich ausschließen und auf ganz bestimmte Kern- und Stamm-Gebiete der Mythenschöpfung hinweisen und auf die arischen Völker als Urheber des Mythengutes der ganzen Erde zurück führen. Daß S. solche Arbeiten übergeht, ist also menschlich begreiflich. Übrigens teilt dieses Schicksal des übergangenen Werdens mit mir Heinrich Leßmann, dessen Arbeit über *Gudar* in *Memnon* IV und über die umständliche Tötung im *Mitra* Sp. 161—175 Siehe ebenfalls nicht zu nennen und zu nutzen wußte, obgleich Leßmanns Umständliche Tötung die tiefst dringende, auch methodisch bedeutsamste Arbeit ist, welche die vergleichende Mythenforschung bisher zu verzeichnen hat, und sich ganz und gar auf das Gebiet der arischen Überlieferung beschränkt. Und ganz ebenso erging es W. H. Roscher,

S.'s altem und um die Mythenforschung selbst hoch verdientem Gegner. S. nennt von ihm außer dem Legikon nur das Büchlein über Selene und Verwandtes, aber seine umfassenden und höchst lehrreichen zahlkundlichen Arbeiten bleiben ungenannt. S. 28 sagt S.: „Der Zahl 50 liegen hier, wie in vielen anderen Fällen, wo sie auftritt, kalendrische Beziehungen zu Grunde“. Daß Roscher unter Anderem auch eine eigene Arbeit über die 50 geschrieben hat, erwähnt S. nicht. Was S. über die Zahlen im Mythos sagt, ist völlig unzureichend. Die Forschungen, die er übergeht, haben ergeben, daß diese Zahlen zu bestimmten Kalendern gehören und ganze Kulturschichten mit Völkern, deren Einfluß sie trägt, kennzeichnen. S. ist auch diesen Forschungen nicht im mindesten gefolgt. „Durch Zerlegung der 27 Tage in drei gleiche Teile entstanden neuntägige Wochen, deren Vorhandensein schon für die Urzeit anzunehmen ist“ (S. 82). Das ist nachweisbar falsch: alt ist bloß die Zählung nach Nächten, und S. hätte sich schon aus Lehmanns Aufgaben und Zielen darüber belehren können. Aber S. 84 oben übersetzt er sogar *τρεῖς ἑνεκα νυκτες* mit 3×9 Tagen! „Andererseits ist die Neunzahl kein ausschließliches Reservatrecht der Arier; sie spielt z. B. im Leben Muhammeds, dessen Geschichte teilweise mythisch ist, eine große Rolle“ (S. 83). In den Schriften, die S. übergangen hat, sind die Ausstrahlungen der ariischen Neunzahl in nichtariisches Gebiet eingehend behandelt, und gewichtigere Fälle als die Neunzahl bei Muhammed, wo die Wege der späten Entlehnung offen da liegen. Daß aber S. solche Bemerkung als Gegengrund hinwirft, kennzeichnet die seelische Einstellung, die er neueren, ihm unbequemen Einsichten entgegen bringt. Die Gesetze der Zahlenverschiebung (Ersatz alter 9 durch junge 7, alter 3 durch junge 12) weisen die Schichtung des Stoffes nach, und eine solche ist ihm nicht genehm; sie sünde dem Deuten aus dem Stegreife entgegen. Und auch sonst kann der wirklich überlieferte Stoff mit seinen Eigenheiten hinderlich werden; deshalb ist auch K. v. Spieß für S. nicht vorhanden. Wir verdanken v. Spieß eingehende Untersuchungen über das Verhältnis von Kunst und Mythos (s. in Mitra Sp. 1ff. seine Arbeit über Die Überlieferung im Kunstschaffen), und seine Behandlung der Behältnisse des Unsterblichkeitstrankes (Mitt. d. Wr. Anthrop. Ges. 1914) ist nicht nur geradezu vorbildlich, sondern betrifft älteste mythische Vorstellungen der Arier. Weshalb also fehlt sie bei S.? Schlagen wir ein Mal Mitra Sp. 158f. auf! Karl v. Spieß war es, der in Mitra Sp. 5, Anm. 1 gegenüber den „Konstruktionen des gelehrten Mythologen“ S., die der Künstler Stassen in klassisches Gewand gekleidet und der Verleger S.'s Götterattributen beigegeben hatte, auf die Denkmäler alter Zeit hinwies. Und in meiner Anschauung vom Monde S. 23 hatte ich im selben Sinne ausgeführt, daß die Bilder bei S. modernem Empfinden folgen und daher in der Mehrzahl der Fälle weit vom Richtigen abirren. Wie man sieht, schloß hier S. vor dem seinen Konstruktionen entgegen stehenden Stoffe die Augen und sorgte auch nach Kräften dafür, daß sie seinem Leser nicht aufgehen.

Sein Buch aber wird wegen seiner immerhin stark spekulativen Art selbst den vielen im Grunde richtigen Erklärungen, die S. gibt, kaum Freunde werben. Von den Mythen der Arier enthält es eigentlich nichts; es gibt nur Zusammenstellungen einzelner mythischer Motive und ihrer Deutungen und Erklärungen durch S. Daher dürfte es wohl für die meisten Leser, denen die Erzählungen selbst nicht geläufig sind, recht ermüdend und leer sein, während jeder, der den dahinter stehenden Stoff wirklich kennt, doch sofort bemerkt, wie viel er noch außerdem enthält, das dabei unerklärt bleibt oder auf ältere, ursprünglichere Ausprägungen führt, die wieder andere Erklärungen erheischen

würden. Zu einem wirklichen, geordneten Vergleichen der erhaltenen Erzählungen, zu einem Versuche, dadurch die älteren Fassungen und schließlich Stammformen zu finden, ist nirgends ein Ansatz. Außerdem ist S.'s Stoffkenntnis doch eine recht enge. Das keltische Mythengut fehlt bei ihm fast völlig, obgleich ihm davon schon allein durch den Mitra viel zugänglich gewesen wäre. Ebenso kommt das Iranische viel zu kurz, das im Mitra ebenfalls bequem zur Hand war, und selbst vom Indischen ist alles Nachweisliche so übergangen, daß z. B. nicht ein Mal Rama vorkommt. Auch das Phrygische (Agdistis, Seilenos, Midas usw.) ist vernachlässigt und nicht minder das Slawische; vergebens suchen wir wichtige Gestalten wie Koscej oder Baba Jaga, und den großzügigen Ergebnissen vergleichender Forschung hinsichtlich einzelner solcher Gestalten, wie z. B. Frau Holle — Baba Jaga — Rtiš wöhwī, hat S. nicht die mindeste Beachtung geschenkt, obgleich es sich um Einblicke in sehr alte arische Darstellungsreihen handelt. Die Flutsage bleibt ebenso unbesprochen wie der Weltenbrand; was ich über die Flutsage anlässlich meiner Besprechung von O. Gerlands Sinflutsage in den *Mitth. d. Wr. Anthropol. Ges.* 1913, S. 164ff. und meiner Arbeit *Iranisches bei Berossos* in der *Or. Lit. Ztg.* 1918 ausgeführt habe, reicht bis an die Wurzeln des arischen Mythos heran. Aber S. geht bei der Einteilung seines Buches gar nicht vom Stande der Mythen der Arier sondern von den Deutungen aus, die er ihren Motiven gibt, also: Mond und Sonne, Hellmond und Dunkelmond, sprachliche Bilder für den Mond, die Tiere im Mythos, menschenähnlich gedachte Himmelskörper, Sonne und Mond als Ehegatten, Wirksamkeit des Mondes, Hinschwinden und Tod, Suchen nach dem verschwundenen Mondwesen, Entrückung, Unterwelt, Morgenröte, Sterne, Elementarkräfte — aber nichts von der Darstellung des Mythos durch Tanz, Aufführung, Masken, Gesang, nichts von seinen Beziehungen zu Zeitordnung, Festordnung, Stammesordnung, Rechtsordnung, Weltordnung, nichts von seinen Ausprägungen als Göttersage, Heldensage, Märchen, Legende, Schwank, Spudgeschichte, Natursage, Orts-sage usw., nichts von den Hauptstämmen mythischer Überlieferung und ihrer Genealogie, wie sie inzwischen durch zahlreiche Sonderuntersuchungen herausgestellt worden sind. Eine Auswahl der wichtigsten Mythen der arischen Völker und Hinweise auf die stofflichen Zusammenhänge zwischen ihnen, etwa in der Art von Gölls *Illustrierter Mythologie* (die ihren hohen Wert und den ganz unentbehrlichen Beitrag über die iranischen Mythen Hüfings Überarbeitung verdankt), aber quellennäher und dem heutigen Stande der Forschung angepaßt, wäre viel wertvoller gewesen und hätte dem Titel und Zwecke des Buches, und den Wünschen und Bedürfnissen des Leserkreises, auf den es doch eingerichtet ist, allerdings weit besser entsprochen, als jene Häufung S.'cher Deutungen, aus denen es jetzt besteht.

Freilich ist der Titel selbst auch nicht gerade glücklich. Mythologie ist die Wissenschaft vom Mythos, u. z. natürlich von allen Mythen, die es überhaupt gibt. Eine Einschränkung auf die Arier ist im Grunde so, wie wenn einer die Botanik (statt Flora) von Italien oder die Zoologie (statt Fauna) Englands schriebe. Was S. meinte, war etwa „Der Mythenschatz der Arier“, und zu mindest der Leser wird sich das nach dem jetzigen Titel wohl so ungefähr erwarten. Aber wenn man das hinsetzt, erkennt man erst, daß das Büchlein diesen Mythenschatz eben durchaus nicht darstellt sondern voraus setzt. Und was es an Mythologie, d. h. an wissenschaftlicher Betrachtung dieses Stoffes, bietet, das ist so gut wie ausschließlich die Mythologie S.'s, mit der S. zwar seiner Zeit die Mythologie als Wissenschaft in wesentlichen Stücken gefördert

hat, über die aber diese inzwischen neu und umfassend begründete Wissenschaft eben doch bereits weit hinaus gediehen ist.

3.

Die Bücher v. Schroeders und Sieckes sind keineswegs „modern“, und daß sie mit vielem, wertvollem Neuem nicht abgerechnet haben, tut ihnen 3. T. entschiednen Eintrag; trotzdem eignet ihnen eine gewisse, ruhige innere Gediegenheit, die sogleich hervor tritt, wenn man Hans Naumanns höchst modernes, blendendes, nervös-sensitives, differenziertes und ein wenig genialisch-ungeordnetes, nachlässig-überlegenes Buch daneben hält. Hier sprudeln die Gedanken scheinbar über, der Verfasser zeigt eindringlich, wie er aus dem Vollen schöpfe, wie rasch sein Auffassen, wie klar sein Urteil, wie ausgebreitet sein Wissen sein muß. Es ist, als hätte die Forschung plötzlich riesige Fortschritte gemacht — und wenn wir der Sache auf den Grund gehen, behalten wir nur wenig in Händen. Hätte N. stärkere Selbstkritik geübt und heran gezogen, was für die betreffenden Fragen oft schon seit langem erarbeitet und bereit gestellt ist — er hätte das Meiste in diesem Buche nicht so und Vieles wohl überhaupt nicht schreiben können.

Um dieses Urteil zu begründen, führe ich einige kennzeichnende Sätze aus ihm an, die dann gleich auf ihre Unterlagen hin überprüft werden sollen. „Die Vorstellungen von Leben und Tod, Leib und Seele, Schlaf und Traum, Mensch und Tier, Mensch und Pflanze sind über die ganze Erde die gleichen. Zu allen Zeiten kehren sie in denselben Grundzügen wieder, sind ewig jung und neu und fast unwandelbar“ (S. 11). „Was seine Parallelen findet bei allen Völkern der Erde, das stammt aus den Tiefen der primitiven Gemeinschaftskultur. . . . Höhere Kultur bedeutet Besonderheit und Differenziertheit. Mythologien und Religionen sind nur differenzierte Blüten des Gemeinschaftsglaubens“ (S. 12). „Hauptarbeitsziel der modernen Volkskunde“ ist die reinliche Scheidung zwischen der primitiven, „individualismuslosen Gemeinschaft“ und der „höheren Kultur, die zu Individualismus und Differenzierung fortgeschritten ist“ (S. 3). „Alles in Allem: es zerrinnen dem Forscher die Gegenstände der Volkskunde wie Sand zwischen den Händen und verlaufen sich das eine Mal in die weiten Gebiete der vergleichenden Völkerkunde und Völkerpsychologie und führen das andere Mal auf die Gipfel der Kunstpoesie und der Geistesgeschichte. . . Geist steht über der Masse, und den Fortschritt erringen im Zwiespalt mit der Gemeinschaft nur Persönlichkeit, Gewissen und Geist“ (S. 17). So führt „die Volkskunde ab von der Demokratie“ und hin „zur Anerkennung der Bildungsaristokratie“. Das Persönliche macht das Wesen des Kulturfortschrittes aus, aber „aus den Gütern der primitiven Gemeinschaftskultur strömt eine köstlich-frische, erdhast-junge, ewig-urwüchsige Kraft“ (ebd.).

Zu Grunde liegt, wie man sieht, Adolf Bastians Lehre vom Elementargedanken oder Hermann Useners allgemein-ethnischer Untergrund der Religionen. Alles, was dagegen bisher eingewandt wurde, ist auch gegen N. einzuwenden, der an der reich ausgebauten Kulturkreisstheorie der neueren Ethnologie stillschweigend vorbei geht. „Die primitiven Völker sind sich ähnlich und undifferenziert wie die Kinder. Kulturvölker sind wie Erwachsene unter einander differenziert“ (S. 12). Ebenso könnte man auch sagen: die Eier sind sich alle gleich, bloß die fertigen Tiere verschieden, und es ist nur zu verwundern, daß nicht aus einem Krokodil-Eie gelegentlich ein Sperber und aus einer Bohne ein Haijisch hervor geht. Aber wie die Eier schon alle Anlagen

im Keime enthalten, die später hervor treten, so enthalten auch primitive Kulturen alle Anlagen zur nachmaligen Differenziertheit und unterscheiden sich grundsätzlich und tief gehend von einander. Es sind nicht bloß Unterschiede der Differentiations-Stufe sondern Wesensunterschiede von Stammvolf zu Stammvolf, Rasse zu Rasse. Wären alle Kulturgüter, wie N. im Sinne des Elementargedankens will, einander urtümlich gleich, dann wäre die Völkertunde in der Tat rasch am Ende aller Weisheit und weiteres Forschen eigentlich entbehrlich; der Begriff Volf hätte jede Beziehung zur leiblich-seelischen Verschiedenheit der Völker sofort verloren. Es erweckt wenig Vertrauen, daß der Volfstunde nach N.'s Versicherung bei solcher Betrachtungsweise ihre Gegenstände „wie Sand zwischen den Händen zerrinnen“. Und es ist eine sehr absonderliche Meinung, daß die Güter (!) der primitiven Gemeinschaftskultur die Kraft (!) haben, das Alte zu verjüngen, immer neue Blüten zu treiben und führende Geister über die Masse empor zu heben. Stimmt das hingeworfene Gleichnis? Hat die Erde wirklich die Kraft, Blüten empor zu treiben? Oder müssen dazu nicht Pflanzen da sein, die einen Rasen bilden und blühen können? Hier sieht man, daß das ewig Verjüngende in den Pflanzen liegt; man tilge aus der Wiese die des Blühens fähigen Pflanzen, und vergebens wird man auf Blüten warten. Und ebenso tilge man immer wieder aus einer Bevölkerung die des Führens fähigen Geister wie weiland Perianthros die Mohnköpfe aus dem Mohnfelde, und warte dann, ob der „ewige, tiefe und starke Mutterboden der primitiven Gemeinschaft“, die Masse, sie wieder erzeugen wird. Die Unterschicht und die Oberschicht der Kulturgüter sind in höchst bedingtem Sinne selbst wirksame Mächte, die Kulturen hängen an den Menschen, die ihre Schöpfer und Träger sind, und eine Volfstunde kann so wenig ohne Volf, wie eine Völkertunde ohne Völker auskommen, die somatische Anthropologie und Rassenkunde ist die unentbehrliche Ergänzung zur Völkertunde, und der Versuch N.'s, sich über Beides hinweg zu setzen, ist trotz alles Blendenden in der Durchführung schwerlich berufen, neue Erkenntnisse vorzubereiten und wohl eher geeignet, die Anwendung längst gewonnener zu beeinträchtigen. Dieser allgemeine Eindruck soll nun im Einzelnen begründet werden.

N. ist es bei dieser seiner Einstellung natürlich gar nicht darum zu tun, arische Religion oder arische Kultur als solche heraus zu arbeiten und von andersvölklicher zu unterscheiden. Gerade hierin liegt die grundsätzliche Bedeutung seines Versuches: er will zeigen, daß das alles Unsinn oder doch wenigstens Nebensache ist. Immer wieder weist er die Nötigung, der Verbreitung und Entlehnung von Kulturgütern oder gar ihrem Ursprunge nachzuforschen, weit von sich. „Wir wollen (!! nicht untersuchen, ... ob alle diese Märchen mit einander durch Entlehnung und Wanderung oder durch Urzeugung in Analogie und Parallele stehen. Alle diese Formeln sind vielleicht (!) zu fortgeschrittener Natur... und ein gewisses Mißtrauen ist berechtigt“ (S. 63) — nur schade, daß diese Selbsterkenntnis nun den Verfasser doch nicht veranlaßt, die Grenze zu ziehen. Denn daß ihm in allen Fällen, die er bringt, „eine Entlehnung schlechterdings als zu kompliziert und überflüssig erscheinen muß“ (ebd.), ist bloß die Forschungsmethode der unge störten Bequemlichkeit. Es ist doch eigen, daß er in den Fällen, wo Wanderung und Entlehnung schon allzu deutlich auf der Hand liegt, nicht mehr von Urzeugung spricht und diese nur dort einführt, wo ihm die Brücken fehlen, die ein besser Eingearbeiteter meist leicht hätte schlagen können. So redet er beim Blaubart-Märchen von der europäischen Fassang, „die gewiß nicht überall selbständig

entstanden ist; sondern diese europäischen Fassungen hängen selbstverständlich literarisch von einander ab" (S. 85). Jedoch das mitronesische Taile-Märchen „konnte, ja mußte" sich unabhängig davon entwickeln. In dem vorhin angeführten Satze ist nun vor allem das Wörtlein „literarisch" zu tilgen, und gerade N. durfte es nicht so gebrauchen, da er ja nicht Literatur sondern den primitiven, vorliterarischen und unliterarischen Volksglauben vor Augen hat. Neben der schriftlichen gibt es auch eine mündliche Überlieferung, und sie ist für Stoffe solcher Art meist wichtiger als die literarische. Und merkwürdig ist es, daß ein Forscher sich damit begnügen kann, daß diese europäischen Fassungen „von einander" abhängen. Ja, wie hängen sie denn von einander ab? Jede von der andern, und diese wieder von ihr? oder haben sie nicht vielmehr eine Genealogie, und wohin führt sie? Wie verhält sich das Blaubart-Märchen zu den nächst verwandten Überlieferungs=Typen, was ergibt sich aus dem Inhalte der Erzählungen selbst für die älteren Formen, und wie steht es um die ältesten Zeugnisse? Man kann doch über Erzählungs=Typen nicht urteilen, ohne sie vorher untersucht zu haben! Von dem mitronesischen Taile-Märchen, das in seinem Gebiete ebenfalls durchaus nicht vereinzelt dasteht, ist es ganz klar, daß es aus indischen Quellen stammt. Es gehört in eine Gruppe, die ich Mitra Sp. 104ff. (Die Glucht der Rti's) behandelt habe. Gewiß stehen diese indischen und iranischen Vor- und Neben-Formen des Taile-Stoffes mit den europäischen Blaubart-Geschichten in keinem unmittelbaren Zusammenhange, aber um so sicherer in einem genealogischen mit vielen Zwischengliedern. Hier und sonst handelt es sich nicht um „komplizierte Annahmen", sondern um 3. T. schon nachgewiesene, zum anderen nachweisbare verwidelte tatsächliche Abhängigkeiten. Mit einem „konnte, ja mußte" ist hier nichts getan, wo wir in der Lage und verpflichtet sind, festzustellen, wie es war.

Ein anderer Beleg für Urzeugung soll die fränkische Sage von König Guntram (Grimm, D. S. Nr. 433) sein, verglichen mit einer Gudscherati-Erzählung vom Könige mit der Schlange im Leibe (J. Hertel, Indische Märchen Nr. 67). Guntram schläft ermüdet an einem Flusse ein, sein Gefährte beobachtet, wie ein Tierlein ihm in Schlangenweise aus dem Munde kriecht und über das Wasser möchte; er legt ihm das Schwert als Brücke hin, und das Tierlein läuft hinüber und in den Berg. Später kehrt es wieder in den Mund des Königs zurück, der nun erwacht. Er hat vom Wege über das Schwert und vom Schatze im Berge geträumt, den er nun wirklich hebt. In der indischen Erzählung ist der König krank, weil er versehentlich eine Schlange mit dem Wasser getrunken hat. Auch er schläft im Zelte am Flusse ein, die Schlange steckt den Kopf aus seinem Munde und unterhält sich mit einer anderen Schlange in einer Erdhöhle unter dem Zelte, wie sie beide getötet werden könnten. Der Kanzler hat das belauscht, heilt den König und hebt den Schatz, den die zweite Schlange gehütet hat. Über 1000 Jahre und weite Länder liegen zwischen beiden Sagen, ihre Ähnlichkeit beweist nichts, sagt N.; denn die Raft am Flusse, der schlafende Herr, der wachende Diener sind alltägliche Züge und rein „zufällig" hat beide Male ‚Schlange‘ ‚Schatz‘ assoziiert (S. 65f.). So hätte er aber nicht mehr urteilen können, wenn er die Guntram-Sage selbst vollständig ausgewertet und den Vergleichsstoff zu ihr (z. B. E. h. Meyer, Germ. Mythol. S. 64; vgl. D. v. Andrejanoff, Lettische Märchen S. 69) und zur indischen Erzählung beachtet und nicht bloß ganz willkürlich zwei letzte Ausläufer heraus gegriffen hätte. Die Schwertbrücke (ein typisches Angsttraum=Motiv, würde N. sagen) der Seele und der Schatz im Berge, zu dem sie

den Weg weist, sind innig zusammen gehörende, sehr hohe, weit verbreitete aber ethnisch genau abgrenzbare und alt bezeugte Vorstellungen, der Fluß in der Guntram-Sage ist also nicht Zufall sondern kosmologisch notwendig. Die Guntram-Sage ist nur auf dem Hintergrunde dieser Vorstellungen möglich und überhaupt kein vollständiger Mythos sondern nur ein verkürztes Stück aus einem solchen. Das Selbe gilt von der indischen Erzählung. Guntrams Ermüdung und des indischen Königs Krankheit stehen einander doch sehr nahe; auch macht die Krankheit den Eindruck rationalistischer Umgestaltung, vollzogen, um den auf dieser Stufe nicht mehr verstandenen Besitz solch eines Seelentieres zu erklären. Ferner stimmt überein, daß Guntrams Schatz im Berge, der des indischen Königs in einer Erdhöhle ist. Gestört ist die Mitte der indischen Erzählung: an Stelle des Weges über den Fluß ist das Scheltgespräch der beiden Schlangen getreten und wir können noch verfolgen, aus welcher anderen in Indien reich vertretenen und auch sonst weltweit verzweigten Erzählungsgruppe das stammt. Nicht die „Gefetze der primitiven Mythologie“ sondern die üblichen Vorgänge der Beeinflussung der Erzählungstypen durch einander sind hier zu beobachten. Es handelt sich um die kranke Prinzessin, die geheilt wird, indem einer der beiden (gegenwärtlichen) Brüder das Gespräch der Geister belauscht (vgl. den treuen Johannes, der das Belagerer seines Herrn bewacht und die 3 Raben belauscht). Die Erzählungen vom dankbaren Toten zeigen dabei, daß man oft geradezu eine in ihr hausende Schlange (ihre ‚Seele‘) als Ursache ihrer Krankheit dachte. Den Stoff haben Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen II, 481f. und schon früher R. Köhler, Kl. Schr. I, 281—290 u. 510 zusammen gestellt; auch der plötzliche Tod der Frau Sintbads, des Seefahrers dürfte sich durch eine ‚Schlange‘ erklären (ihr späterer Haß gegen den Gatten, der sie von diesem ‚Tode‘ errettet hat, wird dadurch verständlich). Ich führe nun aus R. Köhler I, 288 an: „im finnischen haben wir statt der Wasserfindung eine Schatzhebung; bei Cy (Harzmärchen) einen kranken König statt der Prinzessin“. Diese Bemerkungen mögen zeigen, wie weit wir hier von irgend einer Urzeugung entfernt sind und wie viel hinzu zu fügen ist, um N.'s Darlegung auf den eigentlichen Stand der Frage empor zu heben.

So schwach, ja eigentlich garnicht vorhanden, sind die Stützen für N.'s Urteil: „Mythologien und Religionen sind nur differenzierte Blüten des Gemeinschaftsglaubens. . . . Deshalb gleichen sich auch die Mythologien der Kulturvölker so verhältnismäßig wenig und mußte die indogermanische Mythologie Schiffbruch erleiden. Und deshalb wird dereinst eine vergleichende Mythologie der Primitiven so ungemein reiche Ergebnisse liefern“ (S. 12). Nach den erhaltenen Proben können wir uns der letzteren Hoffnung nicht anschließen. Da war das Schifflein der indogermanischen Mythologie fester gezimmert, und daß es Schiffbruch erlitten habe, ist doch eine rechte Verkenntnis der Tatsachen. Die Differenzierung in hohe Kulturen hindert nicht, daß die Übereinstimmung in den Grundzügen ermittelt wird, und auch N. sucht ja solch eine Übereinstimmung, sogar für alle Welt, zu finden. Wir gehen lieber schrittweis vor und wollen nicht alle Völker über einen Kamm scheeren. Es könnte leicht sein, daß eben „deshalb“, weil N. und Andere es sich so leicht machen, die vergleichende Erforschung der Primitiven keine Ergebnisse zeitigen kann. Die Grundlegenden Veröffentlichungen der vergleichenden Mythenforschung nennt N. nirgends, und er zeigt auch in nichts, daß er sie kennt und mit ihnen abgerechnet hat. Wie die Dinge liegen, ergibt sich wohl am raschesten bei Durchsicht des Mitra, Monatschrift für vergleichende Mythenen-

forschung 1914—1920. Die Ähren, die Otto Gruppe und Genossen endgültig abgemäht zu haben meinten, sind zu reicherer Saat aufgegangen. Schärfere methodische Forderungen und neue, zusammenfassende Erkenntnisse, z. B. die den Zusammenhang des Gefüges des Mythos mit dem arischen Kalender (vgl. mein Buch: Zeitrechnung und Weltordnung, Mannus-Bibliothek Nr. 35) betreffenden und die Forderung nach genealogischer Betrachtung des Stoffes, sind hinzu gekommen.

Sehen wir aber nun, was N. als Wesen der „Religionen und Mythologien“ (zu sondern versucht er garnicht) verzeichnet. „Toten- und Dämonenglaube beherrschten... auch die Fundamente der Mythologie“ (S. 9). Das ist nun freilich ein altes Lied, das schon E. h. Meyer, Mannhardt und Andere gesungen haben. Seine Anwendung auf die arische Überlieferung hat aber Schwierigkeiten, die am besten wohl h. Leßmann in seiner tief schürfenden Besprechung von S. Geist, Kultur der Indogermanen, im Mitra Sp. 156 heraus gestellt hat. „Es ist doch bezeichnend“, sagt er, „daß, wie er (Geist) sich nun nach sprachlichen Belegen für die durch den Rückschluß von den heutigen Naturvölkern auf das arische Urvolk gewonnenen Anschauungen über den Götterglauben desselben umsieht, er S. 337 gestehen muß: Unzweifelhaft Benennungen der Indogermanen für die Naturgeister lassen sich freilich nicht mit Sicherheit nachweisen“ und S. 346: „Wind- und Wassergötter sind bei den meisten indogermanischen Völkern bezeugt, aber Beweise, daß auch das arische Urvolk solche verehrte, besitzen wir nicht“. Der Wirrwarr des Ahnen-Geister- und Dämonenglaubens“, den auch Geist nach Analogie der Primitiven bereits für „das Denken des indogermanischen Stammvolkes“ in Anspruch nimmt (Geist, S. 346), ist erst von den Gelehrten in den Stoff hinein getragen. N. verfährt nun ganz ebenso. Es wäre wirklich lehrreich, für ihn und Andere, wenn er es unternommen hätte, z. B. Nedels und Mogts „lebendige Leiche“ im nordischen (in diesen Zügen offen sichtlich nicht germanischen), und europäischen Aberglauben durch Zeugnisse und Vergleichung als wirklich gemeinsam und urtümlich indogermanisch, will sagen arisch, nachzuweisen, u. z. ohne Berufung auf das spekulativ „Einleuchtende“ der These, also das philosophische Blendwerk, sondern aus alten Zeugnissen, an die in diesem Falle gewiß ebenso strenge Forderungen zu stellen sind, wie die waren, an denen die indogermanische Mythologie angeblich einstens Schiffbruch gelitten haben soll. Jeder solche Versuch würde durch sein Scheitern ernüchternd und klärend wirken. Totenspud und Aberglaube haben nur in bestimmten Kulturschichten in den Mythos hinein gewirkt und ihn stets zersetzend beeinflusst; das zu zeigen, ist hier der Raum nicht, aber wer vorurteilsfrei an die Überlieferungen heran tritt, kann es allerwegen beobachten. N. aber weist Betrachtungen über Zersetzung der Stoffe schon von weitem ab: „Volks Glaube ist nicht gesunkene Mythologie, sondern reicht weit über die Mythologie hinab in die Glaubenswelt der primitiven Völker der Erde“ (S. 11). Aber halt! Darf denn gerade N. sich diesen Satz leisten? — er, der damit anhebt, zu zeigen, daß das Volk nicht produziert sondern nur reproduziert (Hoffmann-Krayer; S. 5), daß das Volkslied gesunkene Kunstidichtung (S. 6), die Volkstracht gesunkene Stadtmode (S. 14) ist? Nur der Volks Glaube soll da ausgenommen, und nicht gesunkener Mythos sein dürfen? Freilich, schief genug wäre solche Behauptung noch immer; denn wir sondern sorgfältig zwischen Religion (Glaube) und Mythos (Erzählung), und N. hätte, um den richtigen Gehalt des Volksglaubens und anderer Überlieferungsgüter an Mythos zu bestimmen, sich erst über diesen klar werden müssen. Den Einschlag des Mythos im Volksliede bemerkt er

kaum, die Beziehung des Volksrätsels zum Mythos bleibt ihm völlig verborgen, wie sein Abschnitt über das Rätsel stetit puella S. 138 ff. zeigt (vgl. meinen Artikel ‚Rätsel‘ in der Real-Encyclopädie der klass. Altertumskunde), und ebenso die Beziehung von Tanz und Drama (S. 117 ff.) zum Mythos (L. v. Schroeders Mysterium und Mimus im Rigveda kennt N. offenbar nicht). Trotzdem sind diese beiden Abschnitte erfreulicher als das übrige Buch; denn daß das Stück stetit puella in den Carmina Burana des 12. Jahrh. ein Rätsel ist, ist eine richtige Beobachtung, und auch über die Schwertfechter-Spiele und Verwandtes bringt N. Manches bei, das als bescheidener Nachtrag in den Rahmen der v. Schroederschen Einsichten gestellt an Werte entschieden gewonnen hätte.

Auch in N.'s Erläuterungen zur „lebendigen Leiche“ (S. 18 ff.) liegt ein gewisses Verdienst. Er trägt nämlich mit ihnen dazu bei, die Stellung des Animismus zu erschüttern, indem er den Präanimismus auch auf den Dämonenglauben anwendet (S. 21). Aber da der auf dem Elementargedanken aufgebaute Animismus an sich eine verfehlte Sache ist, nimmt sich der Präanimismus nicht besser aus: diese Bezeichnung würde voraus setzen, daß der Animismus zu Rechte bestehe und daß nun eine noch „ältere“ Schicht gefunden sei; und beide Male setzt man sich dabei über die Pflicht hinweg, die Verschiedenheiten der Vorstellungen nach ihrer geschichtlichen und volklichen Besonderheit heraus zu arbeiten. Geradezu Orgien feiert aber N. dann im Ausschachten der lebendigen Leiche für den Mythos; die primitiven Mythenschöpfer müssen sie immer wieder in anderer Weise „apperzipieren“. Der Tote wird starr — daraus erklärt sich das Versteinen; er wird schwarz — daraus das schwarz Werden; er ist aber auch anfänglich bleich — daraus das weiß Werden; sein gebrochenes Auge flößt Furcht ein — daraus das Schreckensauge im Mythos. Streiflich hat der Mythos diesen „Apperzeptionen“ doch recht eigne Wendungen gegeben, und wir möchten gerne wissen, weshalb das Schreckensauge sich so oft am Hinterhaupte befindet oder das dritte Stirnauge ist, weshalb die „Sonne“ das Versteinen bewirkt, weshalb „die Wiederkunftstage des lebendigen Leichnams“, die Gedächtnisfeiern, an die Kalenderfristen gebunden sind, ja auch schließlich, weshalb z. B. der Tote, wenn er als Schlange „apperzipiert“ wird, so gern auf dem unter ihm wachsenden Golde liegt, weshalb solche Schlangen meist 9 Windungen haben, und vieles mehr. Die Erklärung liegt nämlich darin, daß die Gestalten des Mondes unter allerhand Bildern, vor allem aber, und besonders nachdrücklich, auch unter den Bildern von Tod und Geburt erfäkt (apperzipiert) wurden. Ohne den Leitfaden, den die am Monde erschaute Zeitordnung für die Abfolge der Bilder ergab, sind diese noch lang nicht Mythos; es fehlt ihnen auch die tiefere, über den Einzelfall hinaus reichende Beziehung.

Wie unzureichend N.'s Erklärungsansätze dem Mythos gegenüber sind, tritt dann noch verstärkt in dem Abschnitte „Zum Schutzgeisterglauben“ zu Tage, wo Frau Ida Naumann, geborene Blum, das „Motiv des verborgenen Lebens“ im Märchen vom Manne, der seine Seele nicht bei sich, sondern z. B. im Stiere oder Eber hat, behandelt. Ida N. nennt das „die primitive europäische Vorstellung vom Mensch (so öfter; vgl. S. 87 „den jungen Held“, S. 109 „dem Bär“) und seinem Sympathietier“ (S. 102). Mitunter findet sich ein Tier in der Nähe des Toten; das genüge dem Primitiven als Beweis, daß das Tier das verborgene Leben des Toten sei (S. 99). Und hieraus wird nun der Sylgienglaube „erklärt“. Richtig ist daran, daß Thords Bod in der Njalsage und einige ähnliche Tiere der Sögur abgeblaßte Nachflänge zum Eber

oder Stiere des Mannes, der seine Seele nicht bei sich hat, sind. Alles Andere aber ist schief und unzureichend. Ida N. unterläßt es, das herein Wirten der Seelenwanderung ins Nordische zu verfolgen, wodurch Kára, die als Schwamin den Helgi schützt (S. 108), doch in ein anderes Licht rückt; und die Träume von Tierkämpfen, in denen sich menschliches Ringen voraus verkündet (z. B. in der Sage von Gunnlaug Schlangenzunge; S. 109), sind von den beiden Buschfagen, in denen sich das Verhältnis von Sigmund und Sinffötli spiegelt, oder von den Schlangen des Poluidos an der Leiche des Glautos und den zahllosen verwandten Fällen, zu denen auch die Guntram-Sage (s. o.) gehört, nicht zu trennen. Ganz gewiß aber bleibt der Mann mit dem Leben im Stiere durch Ida N.'s Annahme primitiver Tierbeobachtung in der Nähe der Leiche völlig unerklärt. Ida N. greift damit nur einen kleinen Teil des Zuges auf; im Eber ist noch der Vogel, im Vogel das Ei, und es entsprechen die 3 Tierverwandlungen (in Erde, Luft, Wasser: Vierfüßler, Vogel, Fisch) des Helden oder seiner Helfer (Tierschwäger). Endlich befindet sich im Ei der Stein, der dem Riesen zu bestimmter Zeit (Dämmerung) in bestimmter Stellung ins Stirnauge geworfen werden muß (vgl. Heinrich Lehmann, Die umständliche Tötung in Mitra Sp. 161 ff.). Einerseits entsprechen die 3 in einander geschachtelten, tiergestalteten „Seelen“behältnisse den Tieren der 3 Reiche, und andererseits befindet sich in ihnen weder Seele noch Leben, sondern die Waffe, die allein den Tod herbei führen kann, z. B. der Stein, der in anderen Erzählungen als Sichelschwert im Schwanz des Drachen geborgen ist. Daß dieser reiche und merkwürdige Darstellungsbestand aus präanimistischer Leichen-Apperzeption erklärt werden könnte, ist sichtlich völlig ausgeschlossen; die Trugansätze fallen in sich zusammen beim Blicke auf den vollständig und treulich erfaßten Stoff.

Es ist natürlich nicht möglich, hier alle grundsätzlich wichtigeren und vom Stoffe her als verfehlt erweisbaren Ansätze und Behauptungen N.'s richtig zu stellen; die gebotene Auswahl dürfte hinreichen. Erwähnt sei nur noch, daß das Buch einen Abschnitt über Bauernhaus und Kornkammer in Litauen (als Beitrag zum nördlichen Herd- und Vorhallenhaus) und über den Bänkelsang enthält; zu den grundsätzlichen Fragen, die uns hier beschäftigen, tragen beide Abschnitte nichts Wesentliches mehr bei.

4.

Haben die bisher besprochenen Bücher vor allem die schriftliche und mündliche Überlieferung betroffen und Bildwerke höchstens nebenbei heran gezogen, so behandelt das Buch von Georg Wilke vor allem die Bildwerke und Denkmäler, und das wäre eine überaus wichtige Ergänzung. Eine Fülle von Götterbildern, kultischen Darstellungen, Tänzen, Zaubehandlungen, Geräten usw. ist fast von jedem der Einzelmölkter auf uns gekommen, und Vieles davon findet in ihrem Schrifttume seine Erläuterung oder wirft seinerseits auf schwierige Stellen der Schriftsteller unerwartetes Licht, Wörter und Sachen klären einander gegenseitig auf. Es gilt, diese Denkmäler durch Vergleichung nutzbar zu machen, aus den jüngeren in die älteren Zeiten hinauf zu verfolgen, das Geistige, das sich darin ausdrückt, zur übrigen Überlieferung in Beziehung zu setzen und aus all dem die Erkenntnis der arischen Urzeit zu fördern. Wie viel davon ist Sonderentwicklung bei den Einzelmölktern und wie viel angestammter Bestand? Gewiß haben auch die Arier viel entlehnt, und Manches davon läßt sich noch als Lehngut nachweisen. Zu den geschichtlich

bestimmbaren Denkmälern treten dann die vorgeschichtlichen, deren viele aus Gebieten stammen, in denen die arischen Völker schon früher siedelten und die geradezu als ihre Wiege zu betrachten sind. Aber die Frage nach den Stammesherkunft der Arier ist heiß umstritten, und es ist kein Zweifel, daß wir auch mit nichtarischen Bevölkerungsschichten und ihnen zugehörigen Kulturen in diesen Gebieten zu rechnen haben. Da wäre es also sehr wichtig, klar heraus zu stellen, welche vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Funde wirklich gesicherten Anschluß an die arische Überlieferung finden. Die Aussichten auf solche Ergebnisse sind bei der geistigen Kultur besonders günstige, da hier die Eigenart von Volk und Rasse in verhältnismäßig urtümlichen Zuständen um so entschiedener zu Tage tritt.

W. ist diesen Weg nicht gegangen. Sein archäologischer Stoff ist nur ein Teil des in Betracht kommenden, und die Auswahl erklärt sich aus der Einstellung des Verfassers. Er glaubt, es den Überlieferungen unmittelbar ansehen zu können, was an ihnen urtümlich ist; nur das, was ihm hinreichend einfach und aus seinen Annahmen deutbar scheint, zieht er in Betracht. Die Frage: Wie war es? tritt daher hinter die andere: Wie muß es gewesen sein? bei ihm zurück, und so kommt es, daß jeder, der dieses Buch mit der Erwartung in die Hand nimmt, darin die Religion der Arier behandelt zu finden, sich in doppelter Hinsicht enttäuscht sehen dürfte: es enthält fast nichts von Religion in irgend einem höheren Sinne des Wortes, und es beschäftigt sich mit den Ariern fast nur nebenbei und ziemlich äußerlich.

Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen die Rückstände abergläubischer Bräuche und Sitten in den unteren Schichten unserer Bevölkerung und bei den heutigen Naturvölkern, ferner alles ihnen Verwandte, so weit es nebenbei auch in Überlieferungen arischer Völker seinen Niederschlag gefunden hat, oder so weit es zur Deutung frühgeschichtlicher oder vorgeschichtlicher Funde nutzbar gemacht werden kann. W. versucht, die Spekulationen der Philologen, Religionsforscher, Ethnologen über Präanimismus und Emanismus, Totemismus und Animalismus, Toten- und Seelen-Glauben, Naturbeseelung, Dämonenglauben, Kultformen usw. auf die Arier anzuwenden, ohne vorher zu prüfen, in wie weit die betreffenden Erscheinungen wirklich als urtümlich arisch gelten können und ohne auf die Fülle der Überlieferungen religiöses und verwandtes Inhaltes bei den arischen Einzelsvölkern und auf die zahlreichen, bereits gezogenen Schlüsse hinsichtlich ihres ältesten, geistigen Besitzstandes näher einzugehen. Die Methoden und Ergebnisse der vergleichenden Mythenforschung sind W. bisher noch recht fremd geblieben, was um so bedauerlicher ist, als doch der archäologische Stoff reiche Beziehungen zum Mythos hat, auf die W. selbst immer wieder geführt wird. Er verwendet das Wort Mythos immer nur im landläufigen, völlig ungeklärten Sinne. So spricht er S. 104, Anm. 1 von einer (übrigens aus dem Leonoren-Helgi-Stoffe verkümmerten) Indianer-Erzählung, in der der heimgekehrte Tote über Flühe klagt, die seine Frau ihm absucht, wobei sie erkennt, daß es Leichenmaden sind, und meint, hier sehe man, wie die Leichenmaden Stoff der Mythenbildung sind! Seine Versuche des Deutens und Erklärens halten sich, ganz ähnlich wie die Naumanns, stets an die einzelne, zufällig aufgegriffene Fassung. Wird z. B. kinderlosen Eltern aus einem aufgelesenen Holzkloße ein Kind zu Teile, so soll diese Erzählung darauf zurück gehen, daß man sich den Ahnengeist in Bäumen hausend dachte und den Zusammenhang von Begattung und Befruchtung noch nicht kannte; geht aber das Kind statt aus einem Holzkloße aus einem Kürbisse hervor,

dann ist das ein Sonnenmotiv (S. 46, Anm. 7). Wie aber, wenn es aus einem Lorbeerzweige, der zum Baume wird, stammt, oder aus der Frucht des Baumes, z. B. einem Pfirsiche, kömmt? Sonderdeutungen sind hier kein Verdienst, und es gilt vielmehr, der Überlieferung solcher Erzählungen durch sorgfältiges Vergleichen ihrer zahlreichen Spielformen an den Leib zu rücken. Nicht bloß die Spielformen bedürfen der Erklärung sondern vor allem die Stammform, und wo immer sie uns greifbar wird, erweisen sich jene ethnologisch-psychologischen Sonderdeutungen nicht mehr auf sie anwendbar. Romulus, den die Wölfin säugt, soll auf Tierverehrung zurück gehen, in die aber schon das astrale Motiv der Aussetzung hinein spielt (S. 25); das bloß: Auffäugen von Kindern durch Tiere hingegen soll auf „einfacher Umkehrung“ des Brauches bei gewissen Völkern, z. B. den Ainu, beruhen, junge Tiere zugleich mit den Kindern aufzufäugen (ebd. Anm. 2). Es braucht also aus einer Erzählung bloß das Motiv des Aussetzens durch Vergessen wegzufallen — ein Vorgang, der zu den Alltäglichkeiten für den vergleichenden Mythensforscher gehört — und schon hat eine andere Sonderdeutung Platz, statt daß vorerst die Frage nach dem zu Grunde liegenden Mythos und seiner Stammform aufgeworfen würde. Der Glaube, daß die Seele Tiergestalt annehmen und sich verwandeln kann, soll darauf zurück gehen, daß man sieht, wie die Leiche von Tieren gefressen wird, und sich hinzu denkt, daß der Verstorbene in diese Tiere fährt, also z. B. als Werwolf in den Leichen fressenden Wolf (S. 43). Der Gedanke ist nicht sehr bestechend; vor allem aber widerstreiten ihm die Überlieferungen. Das „Seelentier“ ist überaus häufig eine Maus, eine Schlange, ein Schmetterling usw., und verhältnismäßig selten ein Tier, das mit einigem Rechte als Leichenfresser gelten kann. Und andererseits ist der Werwolf der Mann, der sich die Wolfshaut umgeworfen hat, wie die Schwanenjungfrau das Schwanenhemde oder die Fischjungfrau die Fischhaut. Es handelt sich um die Verwandlung in die Tiere der 3 Reiche, und im Märchen geben die Tierchwäger dem Helden an statt ihrer Haut auch bloß ein Haar, eine Feder, eine Schuppe. Hier liegt auch die Wurzel des Glaubens an die Seelenwanderung, und auch der Werwolfglaube ist eine religiöse Vorstellung, die erst im Zusammenhange mit dem Mythos verständlich wird. Er ist mißverständener, ins Spukhafte umgebogener Mythos.

Ein Lieblingsgedanke W.'s ist es, daß Mißgeburten den Anstoß zum Glauben an allerhand dämonische Wesen und zu den absonderlichen Göttergestalten gegeben hätten (S. 77ff.). So erklärt er die Rückwärtsfüßler, die Sirenen, die 3beinigen, 8beinigen (Sleipnir) Tiere des Mythos, die Kentauren (erläutert an einer 6beinigen Kaße, Abb. 78), die Zwillinge und Zwitter, die Gottheiten mit mehreren Köpfen und Händen, die 9köpfige Hydra, die vielbrüstige Artemis usw. Ich habe schon in meiner Besprechung von Morris Jastrow jr., *Babylonian-Assyrian Birth-omens and their cultural significance* in der Berliner Wochenschrift für klassische Philologie 1916, Sp. 78ff. diese naturwissenschaftlich scheinbar so einleuchtenden, geistesgeschichtlich betrachtet aber so unwahrscheinlichen Konstruktionen, die Jastrow auch noch aus der Beobachtung der Mißgeburten zum Zwecke der Vorzeichendeutung bei den Babyloniern zu stützen suchte, ausführlich widerlegt. Babilonische Beschäftigung mit Mißgeburten kann schon deshalb für die arischen Göttergestalten und die Gestalten des arischen Mythos nicht in Betracht kommen, weil diese Gestalten viel älter sind als das Babilonertum. Die Rückwärtsfüßler sind nicht zu trennen von den nach rückwärts gewandten Fußspuren und allen anderen Arten der Rückläufigkeit im Mythos überhaupt, im Zauberwesen (z. B. Rückwärts-Zählen, Rückwärts-Singen, Entknoten) usw. Eben so wenig ist das

Einbein vom Halben zu trennen, und dieser ist nicht bloß eine feste Gestalt des Mythos, sondern wird im Verlaufe der Erzählung zum Ganzen. Auch die Zwillinge und Zwitter des Mythos sind mit Eigenschaften behaftet, die aus den Mißgeburten sich durchaus nicht erklären lassen; so sind sie gegensätzliches Wesens und stehen am Anfange des Weltgeschehens. Wer ein Mal der Gestalt des Kentauros-Gandarwa-Gandharwa im Rahmen des Mythos nachgespürt hat, weiß, daß die Zeugnisse auf ein mißgestaltetes Kalenderwesen führen, in dem sich der Zeit Lauf ausdrückt: die Mißgestalt ist Zusammenfassung mehrerer sinnbildlicher Gestalten, die als ein Wesen angesprochen werden, weil sie aus einander hervor gehen und weil die Mythenbildner zeitliche Abfolgen sich als bildhafte Einheit (räumliches Nebeneinander) vorstellten (W. Schulz, Anschauung vom Monde, S. 18). Noch deutlicher wird W.'s Fehler bei den Sirenen, Fischjungfrauen usw. Die Sirenen sollen aus Sympus-Mißgeburten erschaut sein; aber die Fischjungfrauen stehen völlig den Schwanenjungfrauen und Werwölfen gleich, und für die Werwölfe hat W. die Erklärung vom Wolfe als Leichenfresser bereit. Also müßte auch das Fischweib in der Fischhülle vom Fische als Leichenfresser hergeleitet werden, und nicht vom Sympus. Nach W.'s Meinung mag es vielleicht ein Vorzug sein, mehrere Eisen im Feuer zu haben — wenn nur nicht eben alle diese Deutungen im Grunde unbeweisbar wären und den als alt erweisbaren Ausprägungen des Stoffes zuwider liefen! Und wenn W. betont, daß doch diese absonderlichen Gestalten eben ein Mal wirklich erschaut sein mußten und meint, daß daher nur die Mißgeburten die Vorbilder dafür gewesen sein konnten, so sieht man an dem Beispiele der vielbrüstigen Artemis, wie schwach dieser Beweisgrund ist. Viele Brüste bezeichnen genau ebenso gesteigerte Mutterkraft, wie viele Hände gesteigerte Wirksamkeit, viele Beine große Geschwindigkeit, und die Frage, ob man, als man das Bild der vielbrüstigen Göttin schuf, an Weibern schon 3 oder mehr Brüste beobachtet haben mochte, tritt dem und der Beziehung der dann angewandten Zahlen zu den alten Kalendern gegenüber völlig zurück.

Die Beziehungen des Mythos zum „Drama“, zu Tanz, Masken und scenischer Darstellung hat W. ebenfalls wenig heraus gearbeitet. Auf Tänze kommt er nur an zwei Stellen zu sprechen: S. 5, wo er das Ballspiel erwähnt, ohne von der Ballade auch nur den Namen zu nennen; er begnügt sich „emanistische“ Grundlagen für allen „Bewegungszauber“ anzusehen — und S. 233f., wo er einige dürftige Hinweise auf alte Tänze gibt. Mit der „Erkenntnis“: Alles Emanismus, Alles Bewegungszauber, ist hier die wirkliche Kenntnis vom reichhaltigen Brauchtume der alten Arier bei Seite geschoben, das wir doch lieber mit allen seinen Besonderheiten vor uns entfaltet, als mit der psychologisierenden „Erklärung“ seiner vorarischen, allgemein menschlichen, hypothetischen Vorstufe in Bausch und Bogen „erledigt“ gesehen hätten. Hängt doch an diesen Fragen u. A. auch die Deutung der Labyrinth (vgl. Magdalena Ilnski, Die Windelbahn von Stolp in Pommern, Mannus 3, S. 197 ff.), und was noch wichtiger ist, die Auffassung eines großen Teiles des Opferwesens.

Das Opferwesen hat W. S. 217ff. zu allgemein behandelt. Seine Aufzählung, daß es Beschwörungs-, Bitt-, Dank-, Sühne-, Reinigungs-Opfer gibt und daß man Speisen, allerhand Tiere und Menschen opferte, ist am besten dadurch gekennzeichnet, daß er das Sōma-hōma-Opfer dabei gerade nur erwähnt. Zwar hat er S. 8 eine Bemerkung über den Kesselwagen als Trankbehältnis, und S. 169 folgt er K. v. Spieß in der Auslegung der zu-

gehörigen Gefäßformen, aber die Bedeutung des Rauschtrankes für die arischen Völker (man denke z. B. an den Wein als Spiegel der Seele, an Soma als den Brunnen des Rechtes usw.) würdigt er nicht im Geringsten. Gerade beim Opferwesen wäre auch zu unteruchen gewesen, welche vollstich verschiedene Denkweisen sich in ihm ausdrücken und wie viel davon arisch ist. So sehen wir im Awesta einem metrischen Bestande, der die Heldensage erzählt und von Opfern nichts enthält, priesterliche Prosa-Glossen angefügt, welche angeben, wie viel Rinder, Schafe usw. geopfert wurden. Deutlicher können unsere Quellen das späte Eindringen solches Opferwesens in die iranische Überlieferung kaum zum Ausdruck bringen. Aber auf Beobachtungen solcher Art scheint W. nicht eingestellt, und die Frage nach Zeugnissen für ein Opferwesen, das sich als wirklich arisch durch Vergleichung erhärten und auch hinreichend früh belegen läßt, beschäftigt ihn nicht. Um so wichtiger ist es ihm, das Opfer zu erklären oder zu deuten; auch hier greift er auf den Emanismus.

Dieser Emanismus der Urzeit des Menschengeschlechtes, der auch für die Arier gelten soll, ist nach Karuz der Glaube, daß von jedem Belebten und Unbelebten Sonderkräfte ausstrahlen, wie von der Blume der Duft oder vom Radium seine Emanation. W. erklärt damit auch das heraus Strecken der Zunge (Abb. 25—28) oder das Zeigen des entblößten Gefäßes (Abb. 29, 30), das Letztere kann er bereits aus der Altsteinzeit belegen. Aber Fletschen der Zähne und Vorstrecken der Zunge sind auch schon tierische Ausdrucks- und Abwehr-Bewegungen, und schwerlich wird man meinen, wenn der Kater fauche und die Haare sträube, sei das Emanismus, und von Religion kann dabei doch so wenig die Rede sein wie beim Aufreden der Arme, das freilich auch da und dort zur Gebeststellung wird. Dann ist aber die religiöse Geltung ein Späteres, noch hinzu Kommendes, das nicht schon in der Ausdrucks- oder Abwehr-Bewegung selbst liegt; diese verhält sich zum daraus gestalteten Religiösen wie die Bäume im Walde zum Blodhause. Die Beispille heraus gestreckter Zunge, die W. gibt, betreffen das Gorgonen-Haupt und verwandte Gestalten, und wir wissen, welche „Kraft“ davon „ausstrahlen“ sollte: diese Frage wirkt versteinend, wie das böse Stirn- und Basilisten-Auge, oder später auch die „Sonne“. Daneben steht als gleichwertige Spielform die Verwandlung in Affen (und andere Tiere) und das Schwarz Werden. Hat man erst diese ganze Gruppe offen sichtlich zusammen gehörender Vorstellungen frei gelegt — eine Betrachtungsweise, die W. gar nicht versucht — dann kommt man mit dem Emanismus nicht mehr zu recht; denn es gibt keinen irdischen Gegenstand, der als Quelle dieser Kräfte in Betracht käme. Das Zeigen des Gefäßes ist nicht vom Zeigen der Geschlechtsteile zu trennen, und wenn die Weiber dabei die fliehenden Krieger fragen, ob sie vor ihren Feinden in den Mutterleib zurück kriechen wollen, oder wenn sie damit die Slut (Bellerophon) oder den Vernichtung drohenden Helden (Kuchullin) zurück scheuchen, so erhalten solche Angaben sogleich eine andere Bedeutung, wenn wir damit vergleichen, daß auch die Slut (Harn, Regel) vom Geschlechtsteile des Weibes ihren Ausgang nimmt. Ob man aber die Entleerung, das Harnen, die Regel, als Emanismus bezeichnen kann, ist doch sehr zweifelhaft. Und wie die Fabel sich den „Schred“ zurecht legt, den der Geschlechtsteil des Weibes sogar dem Teufel einflößen soll, lese man bei Rh. Köhler, Kl. Schr. I, 77ff. (zu Rablais).

Nach W. (S. 46, Anm. 1) sind es animistische Vorstellungen, die den Glauben erklären, daß Apfel (Früchte) Frauen befruchten; trafe dies zu, dann

wäre dieser Glaube für eine gewisse Stufe der selbstverständliche, und die Befruchtung durch einen Apfel könnte nicht als etwas Außergewöhnliches empfunden werden. In allen Erzählungen aber, in denen dergleichen vorkommt, gilt die „jungfräuliche Empfängnis“ als etwas Wunderbares, nur dieses eine Mal Vorgekommenes, und alle Bräuche, in denen die Apfel befruchten sollen, setzen schon Erzählungen solch wunderbares Inhaltes als bekannt voraus und bringen zum Ausdruck, daß das Unmögliche, das in einem vorbildlichen Falle doch möglich war, sich wiederholen solle.

Für W.'s Verfahren sehr kennzeichnend ist die Art, wie er S. 36f. die Leber als Sitz „der Seele“ behandelt. Er muß selbst dabei erklären: „Allerdings tritt uns diese Anschauung weniger bei den Indogermanen als bei den Etruskern und namentlich den Babyloniern entgegen“. Nun ist aber die Leberschau ein Teil der Eingeweideschau, und religionsgeschichtlich wäre hier ein Doppeltes zu beachten gewesen: einerseits durfte W. die Leberschau nicht aus der zugehörigen Gruppe anderer religiöser Erscheinungen heraus greifen und einer, übrigens wenig einleuchtenden, Sonderdeutung unterwerfen; denn zum Vorstellungskreise der Eingeweideschau gehört z. B. auch das Labyrinth, dessen Windungen die Innerei des Minotaurus wieder geben, und erst Erklärungen, die solch ausgebreiteten Zusammenhängen gerecht werden, können als einiger Maaßen brauchbar gelten — und andererseits ist die Eingeweideschau bloß eine der vielen Formen des babilonischen Wahrsagewesens, das als Ganzes genommen einen tiefen Einblick in die seelische Verfassung der zugehörigen Völker gestattet. Statt nach der Ursache zu fahnden, gingen sie von irgend etwas ihnen Auffallendem aus und verglichen das nächstfolgende Auffallende, nicht die Wirkung. Sie stellten willkürlich Beziehungen zwischen auffallenden Vorgängen her und verfielen so in eine Art Beziehungswahn, der geradezu ein Ausdruck ihres Schwachsinnes ist, mit dem sie sich erwarteten, daß auf dasselbe Vorzeichen (erste Auffallende, mißverständene Ursache) hin auch ein ander Mal dasselbe Eräugnis (zweites Auffallende, mißverständene Wirkung) folgen werde. Sieht man in solch geistigem Versagen eine primitive Denkweise, die alle Völker ein Mal durchlaufen haben müssen, dann wird man sie natürlich auch bei den Ariern suchen und wird zugleich auch das sumerisch-babilonische Wahrsage=Wesen allgemein=menschlich verstanden zu haben glauben, indeß man in Wahrheit das Tümlich=Volkliche, das darin zu Tage tritt, auf diese Art wegphilosophiert. Hat man aber den Blick für das Tümlich=Volkliche an solchen und anderen Fällen geschult, dann tritt die geschichtliche Denkweise in ihr Recht; wir fragen uns nicht mehr: wie muß es nach unseren Theorien gewesen sein? sondern: was lehren uns die übereinstimmenden Zeugnisse? Und diesen Zeugnissen gegenüber gewinnt dann auch die Frage Bedeutung: Was ist Eigengut und was Lehngut? In vielen Fällen, wie im oben angeführten von der Opferleber, liegt die Entlehnung klar zu Tage; oft treten sogar ausdrückliche Berichte über sie hinzu. In anderen Fällen ist man auf Schlüsse und Erfahrungen angewiesen.

Möchte man meinen, Religion als etwas Allerpersönlichstes müsse gerade auch bei den Ariern deren innerstes, sie als Gesamtvolk kennzeichnendes und von anderen Völkern klar unterscheidendes Wesen ausgedrückt haben, so erscheinen bei W. die Arier in ihren religiösen Äußerungen von den anderen Völkern nicht im mindesten verschieden; alles der Art bei allen Völkern und also auch bei ihnen, ist von einem allgemein Menschlichen, ja schier schon auch allgemein-Tierischen hergeleitet. Über das Ziel, die Darlegung ariischen Wesens an Hand ariischer Religiosität, die uns zu tiefst fesseln würde, schießt W. weit

hinaus ins Land grauer Theorie vom primitiven Menschen; und jeden, der nicht mit eignem Urteile im Stoffe wurzelt, muß diese Darstellung an der Hauptsache irre machen, weil sie von den im engeren Sinne arischen Religionsdenkmälern nur sehr wenig bringt und auch nicht versucht, den Begriff Religion aus der Eigenart arischer Überlieferung zu klären. Trotzdem hat das Buch seinen Nutzen und seine Verdienste. Es geht großen kulturgeschichtlichen Zusammenhängen an Hand eines reichen Stoffes und vieler wertvoller Bilder nach, und wo die Einstellung des Verfassers dies nicht hindert, behandelt er schwierige Fragen mit gesundem Urteile. In welcher ruhiger, besonnener Weise er das kann, hat er z. B. in der Kossinna-Festschrift mit seiner Arbeit über die Dreizehn erwiesen, in der er, wenn ich von dem wenig überzeugenden Abschnitt über die Steinkreise absehe, nicht bloß das Unzureichende von Bödzens, denselben Stoff behandelnder Arbeit (vgl. jetzt hierüber meine Neuen Beiträge zu den Gesetzen der Zahlenverschiebung in den Mitth. d. Anthropol. Ges. in Wien 1923) sogleich erkannt, sondern auch den Zusammenhang der 13 mit der Sonnenrechnung richtig heraus gestellt hat. Das Selbe gilt für seine Stellungnahme zur Frage nach Ursprung und Bedeutung des Hakenkreuzes (s. auch seinen Bericht in Mannus 15, S. 130 ff. Neuere Arbeiten über das Hakenkreuz) und der Spirale, und für seine klugen Antworten auf J. Bings Fragen S. 8, Anm. 2. Er reizt also nicht bloß zum Widerspruche und dadurch zu klarerer, eindringlicherer Fassung eigener Ansichten, sondern bringt auch an vielen Stellen fördernden Ertrag, so daß der Leser, wenn auch in anderer Richtung, als er erwarten mochte, aber doch nachdrücklich angeregt und bereichert sein Buch aus der Hand legen und für zahlreiche Einzelfragen gerne immer wieder zu Rate ziehen wird.

5.

Blicken wir auf die vier eben besprochenen Bücher und die Lage der Forschung, die dabei aufzurollen war, zurück, so sehen wir, daß die Frage: Was ist Religion? noch lange nicht so stoffnahe und zuverlässig beantwortet ist, wie die andere Frage: Was ist Mythos? Während ich zur letzteren auf den Mitra, Monatschrift für vergleichende Mythenforschung 1914—1920 verweisen konnte, auf mein Buch: Zeitrechnung und Weltordnung bei den Ariern (Mannus-Bibliothek Nr. 35), und auf das ausführliche zugehörige Schrifttum der vergleichenden Mythenforschung in den Bänden der Mythologischen Bibliothek (J. C. Hinrichs, Leipzig), steht trotz der Religionswissenschaftlichen Versuche und Vorarbeiten und der reichen religionswissenschaftlichen Abhandlungen im Archiv s. vgl. Religionswissenschaft jener Überblick der religiösen Formenlehre, wie er schon Hermann Usener vorschwebte, noch aus, und auch philosophische Begriffsbestimmungen wie die L. v. Schroeders helfen uns nicht weiter, da wir doch nicht fertige Begriffe an die Tatsachen heran bringen, sondern aus den Tatsachen selbst unsere Begriffe gewinnen wollen.

Von drei Kerngebieten her ist der bisherige Gebrauch des Wortes Religion bestimmt: erstens von den hohen und weitläufigen dogmatischen Lehrgebäuden der Weltreligionen her, unter denen freilich die geschichtlich wichtigste und lehrreichste, der Mazdaismus, bis vor kurzem so gut wie unberücksichtigt geblieben ist, zweitens vom heutigen Religionsunterrichte her, in dem man den Kindern die sumerisch-semitischen Religionsvorstellungen als etwas allgemein-menschlich Verpflichtendes einprägt (die Juden das „klassische“ Volk der Religion), und deren Geist auch im römischen, d. h.

etruskischen, und hellenischen, d. h. vorarisch-pelasgischen Sakralwesen waltet, drittens von der philosophisch-ethnologisch gerichteten Religionsforschung her, die vor allem die „primitivsten“ Formen des Aberglaubens, Zauberwesens, Geisterspukes usw. heran zieht. Hier hat, das kann man wohl sagen, eine mißverständliche Anwendung philosophisch-psychologisches Denkens immer wieder alle Erkenntnis schon im Keime erstickt. Am deutlichsten wird das vielleicht in einem Werke wie W. Wundts Völkerpsychologie. Das Scherzwort, daß sie eine Völkerpsychologie ohne Völker ist, hat seine tiefere Berechtigung. Das psychologisch Wahrscheinliche stellt sie als das kulturgeschichtlich Wirkliche hin und setzt dabei einen theoretischen Urmenschen ohne völkerpsychologische Individualität voraus. Ein stark Teil flacher Engländerei wirkt sich in etlichen der beliebtesten religionswissenschaftlich-ethnologischen Werken der letzten Zeit aus, eine Vorliebe, das vermeintlich Ursprüngliche und Einfache mit rein konstruktiver Phantasie an die Anfänge der Kulturen zu stellen und die Einrichtungen der heutigen sogenannten Naturvölker möglichst als noch auf dieser Stufe stehend und für sie zeugend aufzufassen, ohne vorher zu untersuchen, wie weit sie nicht, wie dies doch offenbar viel häufiger der Fall ist, bloß aus höheren Vorstellungen mißverstanden, rückgebildet, verkümmert sind. So häuft man dann den Stoff in schein gelehrten Aufzählungen aus dem Zettelkasten, der für die These nur demjenigen etwas beweist, der ihr schon im voraus beigespflichtet hat. In wie fern Religion statt überall Elementargedanken entsproßt, aus verschiedenen Völkergedanken gespeist sein könnte, in wie fern das, was wir unter dem Worte Religion zusammen fassen, nur eine Scheineinheit sein mag, in wie fern äußerlich Gleiches hier seinem Ursprunge nach oft äußerst verschieden und auch verschiedenen Ursprungsgebieten zuzuweisen sein mag, — das sind Fragen, die man noch kaum hier und da erfaßt hat, geschweige denn daß man ihnen schon ernsthaft an der Hand größeres Stoffes zu Leibe gegangen wäre.

Der Anstoß zur neuen Betrachtungsweise geht nach der ganzen Lage der Dinge von der vergleichenden Mythenforschung aus. Schon gegen Sie des Buch habe ich darauf hingewiesen, daß hier Folgendes gelungen ist: 1. Der Nachweis der Wanderwege des Mythengutes und der Umgestaltungen, die es im Laufe der Zeiten durch verschiedene Einflüsse erfahren hat. 2. Der Nachweis, daß der Mythos Völkergedanke und welchen Gebieten er entstammt ist. 3. Der Nachweis seiner Verwurzelung in sonstiger arischer Überlieferung und seiner alten Formen (Einheit von Tanz, Darstellung, Gesang usw.). Die Folgen für die Religionsforschung sind außerordentlich tief greifende. Vor allem fragen wir uns: kann denn der Mythos noch als Religion bezeichnet werden? Mancher wird darauf mit Ja antworten wollen, wohl vor allem aus dem Gefühle heraus, wie weit der Begriff Religion ist, und wie sich doch schon Vieles als ihm einordenbar erwiesen hat, woran man zunächst gar nicht gedacht hätte. Es gibt da eine Richtung, für die schließlich schier alles zur Religion gehört, auch die Arbeit, auch das Handwerk, auch die Jagd, der Geschlechtsverkehr usw. Solchen Grenzverschiebungen und Grenzverwischungen muß man aber entgegen treten; erspriessliche Forschung ist nicht mehr möglich, wenn man sich, noch bevor man festen Fuß gefaßt hat, gleich in die Unendlichkeit verliert. Der Mythos ist ganz gewiß etwas wesentlich Anderes als Religion. Prüfen wir das ein Mal an den drei Kernbedeutungen des Wortes Religion, die wir oben hinstellten! Der Mythos ist nicht „primitiv“, sondern das Ergebnis einer verhältnismäßig hohen und eigenartigen Kultur (3); er wurzelt nicht in sumerisch-semitischer sondern in arischer Denkart (2), und er ist auch nicht

dogmatisch; denn nirgends verpflichtet er zum Glauben (1). Hier sehe ich Menschen auf einer Bergwiese zum Feste versammelt, bei dem sie ein erschauendes himmlisch-kalendarisches Geschehen am Monde in Masken, Tanz, Gesang als Ausdruck einer Gesetzmäßigkeit darstellen, die sie der Sehnsucht ihrer eignen Seele entnommen haben — und dort sehe ich ein Kind mit gefalteten Händen vor seinem Bettchen knien, oder eine Frau einige Weizenkörner für die Ahnen in die Herdflamme spenden, oder einen Zauberer eine Krankheit bannen, oder wieder eine Menschenmenge in einem Tempel vor dem Altare einen Stier in der Erwartung opfern, die Gottheit werde ihnen dafür gnädig sein. Der Unterschied des ersten Bildes von den späteren ist klar; er vertieft sich, wenn wir erwägen, wie das Religiöse auf die Abfolge einiger weniger, aber starker, die Seele beherrschender Gefühle und Begehungen beschränkt ist, indeß der Mythos eine lange Handlung hat, die schließlich in einer Erzählung wieder gegeben werden muß. Geburt, Taten und Tod des Herakles oder Sigfrid oder Krjaaspa oder Trotana sind von Grund auf etwas Anderes als eine Segnung, ein Eid, ein Tempelbau, ein Rosenkranz, eine Totenmaske, ein Grab. Es ist also dringend geboten, Religion und Mythos aus einander zu halten, d. h. zuerst ein Mal den Mythos aus dem großen Sammelbeden so vieler Ströme verschiednes Ursprunges, das da Religion heißt, auszuscheiden. Beziehungen, die sich außerdem heraus stellen werden, können an der Notwendigkeit, so zu sondern, nicht rütteln, so wenig, wie wir etwa den Dogel als Fisch auffassen dürfen, weil die meisten seiner Glieder sich auf die des Fisches beziehen lassen und der Fisch ähnlich im Meere schwimmt wie der Dogel in der Luft fliegt. Man könnte sich also darauf berufen wollen, auch das Opfer sei eine Handlung, auch das Begräbnis habe seinen gegliederten Verlauf, vielleicht auch seine Masken und seinen Gesang, usw. Aber sogleich setzt abgesehen von den im Gleichnisse Fisch-Dogel schon angedeuteten, trotz aller entfernten Entsprechungen eben doch entscheidenden Wesensunterschiede noch ein Weiteres ein, das für die Religionsforschung folgenswer ist: eine noch kaum übersichtbare Fülle religiöser Erscheinungen wird erst vom Mythos her verständlich und erweist sich als angewandter, umgebogener, mißverständlicher, rückgebildeter oder verkümmerteter Mythos, so daß die Aufgabe erwächst, erst ein Mal aus dem Formenschaße des Religiösen das mythisch Bestimmte oder Mitbestimmte auszusondern, den mythischen Einschlag darin klar zu stellen und dann zuzusehen, was als Nichtmythisch-Religiöses übrig bleibt; es ist klar, daß sich erst so die verschiedenen Ursprünge des eigentlich Religiösen werden heraus lösen lassen. Im Ganzen dürfte sich dabei der Eindruck ergeben, daß Religion am Mythos gemessen etwas gleichsam Materialistisches ist, das sich in der Religion selbst zu überwinden und über sich empor zu heben sucht, ohne das doch aus sich heraus und ohne neue Einschläge je recht zu können. Das Verhältnis des Menschen zum Außer menschlichen, Übermenschlichen oder Unmenschlichen, u. z. dieses Verhältnis nach der Seite der Begehungen und Gefühle, der Furcht, der Gefahr, der Hoffnung, des Wunsches macht die Religion aus, indeß den Mythos eine Reihe geschauter Bilder von fest geregelter Aufbaue bestimmen; in ihm steht das Vorstellungslieben im Gleichgewichte mit dem Sehnen und Fühlen, und es hat wohl dabei die Führung. Endgültiges sagen läßt sich hier noch lange nicht; bloß andeuten wollte ich, in welche Richtung das bisher Erkannte weist.

Einige Beispiele für die enge Verbindung, die Religion und Mythos mit einander offenbar schon sehr früh eingegangen sind, werden am besten verdeutlichen, was ich meine. Eine religiöse Umbiegung des Mythos ist das

Mysterienspiel (man denke etwa an Eleusis), die Kultlegende und später die Heiligenlegende oder, nach einer völlig anderen Richtung und meist viel stärker verstümmelnd in den Bestand des Mythos eingreifend, die Spudgeschichte (etwa — noch mythennahe! — das Märchen vom Gruseln lernen, KHM. Nr. 4; oder der dankbare Tote und die Prinzessin im Sarge). Es lassen sich lange und lehrreiche Reihen solcher Umgestaltungen des Mythos aufstellen, und es ist wahrscheinlich, daß dadurch mit der Zeit die Entstehung des Götterglaubens, Dämonenglaubens, Gespensterglaubens in völlig neues Licht rücken wird. Sehr viel, das man bisher geneigt war, für ganz ursprünglich und einfach zu halten, ist bloß schier bis zur Unkenntlichkeit verschrunpft und verkümmert aus reicheren, mythennäheren Beständen. Begriffe wie Animismus, Emanismus, Präanimismus usw. erfahren hiedurch unerwartete Klärung; sie sind Erfindungen einer gewissen Philosophie und Psychologie, die sich, eben weil man unterschiedslos allen Stoff für sie anführen kann, als völlig tatsachenfremd erweisen. Man denke etwa an die „Baumseele“. Die Belege lassen sich, wie Frazer gezeigt hat, durch Bände häufen; aber wo man irgend eines davon heraus greift und in seine kulturgeschichtlichen Zusammenhänge verfolgt, schwindet das animistische Trugbild dahin, aller Lei Einzelheiten gehen über den scheinbar „einfachen“ und „ursprünglichen“ Bestand hinaus und führen auf immer reichere Vorstellungen und schließlich mitten in den Mythos. Schon ein erster Blick auf die Bezeugung des „beseelten Baumes“ in den Mythen der arischen Einzelmölker lehrt, daß der arische Mythos vom Manne oder Weibe im Baume, im Holze, im Fruchtgehäuse usw. (i. Mitra Sp. 273 u. 286 ff.) ganz unvergleichlich älter ist als die wenigen wirklichen oder die vielen vermeinten Zeugnisse für beseelte Bäume, die auch bloß dann Schlüsse auf die Urzeit der Menschheit rechtfertigen, wenn man davon philosophisch überzeugt ist. Man muß sich erst daran gewöhnen, die Erkenntnis von Alter und weltweiter Wanderung des Mythos wirklich in Rechnung zu stellen. Menschen, in deren Köpfen wir den Mythos als Erinnerungsgut wirksam voraus setzen dürfen und an denen wir beobachten können, wie sie der Eigenart ihres Volkstumes und ihrer Rasse entsprechend ihn von ihrem Gefühlsleben her umgestalten und verhalten, sind etwas ganz Anderes als der primitive Naturmensch der ersonnenen animistischen oder präanimistischen Stufe, und Manches, das man jetzt als einfachste Seelenäußerung betrachtet und zur Erklärung ausnützt, wie z. B. der Traum, erweist sich von den in der betreffenden Bevölkerung durch Sprache, Mythos, Brauchtum usw. vermittelten Überlieferungen ganz wesentlich mitbestimmt. Der Animismus oder der vermeintlich aller urtümlichste Emanismus haßt nach Zeiten, von denen wir nichts wissen, und bringt sich dadurch um das, was wir wissen können und was uns auch in der von jenen Spekulationen erstrebten Richtung zunächst allein weiter führen kann, nämlich um den Mythos und um das Verständnis der zahllosen Erscheinungen menschliches Geisteslebens, die an ihm hängen. Hier suche man ein Mal einzusehen, und dann wollen wir sehen, wie viel von Animismus und Emanismus und wie sie sonst heißen mögen, noch übrig bleiben wird. Wahrscheinlich immerhin noch genug; doch werden wir es in anderem Lichte sehen und dabei im Stoffe wurzeln statt im Gedanken.

Natürlich kann ich die Anwendungen vom Mythos her auf das Religiöse hier nicht erschöpfen, zumal ihrer unerwartet viele im Laufe der Zeit hinzu kommen dürften. Aber einige große Gruppen von Erscheinungen umfassende Beispille will ich doch hinzu fügen, bei denen ich, während ich vorhin vom Mythos zur Religion weiter ging, vom Religiösen auf den Mythos zurück greife.

Zahlreiche Zauberformeln, z. B. die Merseburger Sprüche, deren erster bis Indien seine Gegenstände hat, sehen ein mythisches Geschehen als bekannt voraus und knüpfen daran ihr: wie einst, so sei es jetzt wieder. Hier sehen wir ein Stück Zauberwesen auf Grund des Mythos entwickelt. Woher kam der Anstoß dazu, und ist das Zaubern etwas allgemein Menschliches oder etwas vollklich Bestimmtes? Auf diese Frage wird man gut vorbereitet sein, wenn man z. B. ein Mal erwogen hat, daß im germanischen Norden der Sinne der anerkannte und vorbildliche Träger des Zauberwesens ist.

Wie beim Zauber wird der Mythos auch oft beim Opfer umgebogen. Man verstehe mich recht: ich behaupte nicht, daß jeder Zauber oder jedes Opfer aus dem Mythos herzuleiten ist, sondern ich weise bloß darauf hin, daß der Mythos in sehr viele Zauber- und Opferhandlungen hinein ragt und meine, daß fest gestellt werden muß, wie weit dieser Einfluß sich verfolgen läßt. Daß die betreffenden religiösen Erscheinungen außer diesem mythischen auch noch einen sie kennzeichnenden religiösen Einschlag haben, ist mir dabei besonders wichtig, und eben weil ich ihn klarer erfassen möchte, will ich ihn aus der Verbindung so zu sagen „fällen“. Aber zurück zum Opfer. Wenn König Soma, der himmlische Rauschtrank in der Schale des Mondes, hier auf Erden im Verlaufe einer Art Drama, dessen Inhalt der Mythos ist, eingeholt, gefeiert und von den Teilnehmern in Nachahmung des himmlischen Geschehens verzehrt wird, wobei man wahrscheinlich die verjüngende Kraft, die der Mond bewährt, in sich aufzunehmen meint, so wird der Religionsforscher hier noch kaum von einem Opfer, wahrscheinlich auch nicht von einem Zauber, vielleicht von einem Gott Essen reden dürfen — aber Keim und Möglichkeit einer ganzen Reihe kultischer Handlungen liegt hier vor, und es bedarf geringer Umbiegungen und Verschiebungen in der seelischen Einstellung der „Gemeinde“, und sie sind alsbald verwirklicht, gleichsam von außen, aus abweichender Übung, erlöschendem Verständnisse, neuer, fremder Gesinnung mit neuem Glaubensinhalte. Opfer im strengen Sinne des Wortes, Götterbildnisse, Altäre und Gotteshäuser (Tempel) haben die arischen Völker nach dem sehr deutlichen Zeugnisse der verschiedensten Quellen ursprünglich nicht gekannt, während bei den Sumerern das ganze Leben darauf aufgebaut ist. Auch hier muß die Forschung ihren Blick für das innere Wesen, das sich in den Kulturwerten der Völker ausdrückt, erst noch schulen. Ist es ein Opfer, wenn man einen Menschen tötet, damit er als Bote in die Außenwelt (das Jenseits) gehe? Und ist es ein Opfer, wenn man ihn im Verlaufe einer dramatischen Darstellung tötet, weil das im Mythos erschaute Geschehen seinen Tod verlangt? Der alte Spruch: wenn zwei das Selbe tun, ist es nicht das Selbe — er kann hier neue Anwendung finden; die „Menschenopfer“ sind unter einander so verschieden wie das Ich in Schlange und in Schiff. Wie das Opferwesen, das im Awesta vorkommt, erst den späten, nicht metrischen Glossen angehört, indeß die alten metrischen Teile nichts davon enthalten, wurde schon erwähnt. So taucht die Frage auf: Gibt es ein als urtümlich arisch erhaltbares Opferwesen? Man kann sagen, daß eine starke Wahrscheinlichkeit dagegen spricht. Eine genauere Untersuchung dieser Frage, die nicht einfach die Arier schon als primitive Menschen zu einem richtigen (sumerischen) Opferwesen verknüpft, sondern sich an den Stand der Überlieferung und die erkennbaren Einschläge der Entlehnung hält, würde dabei gewiß auch klären, in welcher grundsätzlichen und innerlich verschiedener Weise rassisch und nach Kulturstufe verschiedene Völker etwas tun können, das nur ein oberflächlicher Beobachter dadurch für erledigt halten dürfte, daß er es in einen Sammelbegriff „Opfer“ steckt.

An weiteren Beispielen der Anwendungen, die sich vom Mythos her für das Religiöse ergeben, nenne ich den Totemismus (Clan-Totemismus), dessen Herkunft aus dem Kalenderwesen und Weltbilde Fritz Röck erkannt hat. Als bald bestätigte Ferdinand Bork diese Einsicht, und die sogenannte „astrale Theorie“ des Totemismus rückt ein wichtiges Gebiet der Religionsforschung, das sich nahe mit der Gesellschaftswissenschaft berührt, in ein unerwartetes neues Licht. Ebenso wird die Lehre von der Seelenwanderung vom Mythos her verständlich; die ältesten Quellen zu ihrer Geschichte handeln von der Wanderung der Seele durch die Tiergestalten der 3 Reiche (Erde, Luft, Wasser — 4bein, 2bein, Keinbein — Landtier, Vogel, Fisch). Aber noch kein Religionsforscher hat das bisher gesehen, während es für den Mythensforscher im Rahmen seiner Kenntnis von den Gestalten des Sphinxrätsels oder den zu den Lebensaltern gehörigen Tieren her so selbstverständlich ist, daß ich kaum ein Sonderverdienst darin sehe, wenn ich diesen Gedanken hier zum ersten Male ausspreche. Ihn, oder die Herleitung des Totemismus aus verwandten Reihen zu belegen und ausführlicher zu begründen, ist hier freilich der Platz nicht. Es sei aber betont, daß die Reise der Seele in die Außenwelt auch zu alten Vorstellungen vom Tode, ihre Rückkehr in die Binnenwelt zu den Vorstellungen von der Begattung und der Geburt hinüber leitet. Tod und Leben wurden unter den Bildern des Gestaltenwechsels des Mondes erfaßt (appercipirt s. o. S. 212), und diese Auffassungen (Apperceptionen) sind weit gewandert und mannigfach umgestaltet worden.

In vielen der eben angeführten Fälle, vor allem im Zauberwesen und beim Opfer, aber auch beim Gebete und in den Vorstellungen von Wesen und Wirksamkeit der Seele spielt der Begriff Kraft oder Macht eine wichtige Rolle. Der Gottesbegriff ist ganz wesentlich von ihm bestimmt, aber er reicht auch weiter; man kann ihn noch für die Vorstufen der Religion in Anspruch nehmen (vgl. den Emanismus, Orenda, Mana u. dgl.). Handelt es sich dabei nun immer um geistige (geistleibliche) übernatürliche Kräfte, oder im Grunde um natürliche? Für die Antwort kann unser eigenes Urteil, was wir als natürlich oder übernatürlich gelten lassen, gewiß nicht entscheidend sein, sondern nur die Auffassung der betreffenden Gläubigen. Ob diese überhaupt zwischen natürlich und unnatürlich in unserem Sinne zu unterscheiden pflegen, ist jeweils vor allem Anderen klar zu stellen. Wahrscheinlich werden wir dann finden, daß das Übernatürliche, besonders in den einfacheren Religionen, eigentlich gar keine Rolle spielt (wie auch zur Abgrenzung des Mythischen vom Geschichtlichen der Begriff „wunderbar“ nicht zu gebrauchen ist), daß aber in ihnen sehr verschiedene, auch volllich verschiedene Auffassungen von „Kraft“ und „Macht“ vorherrschen. Was wir natürlich nennen, ist das dem Laufe der Welt Gemäße, den wir als unveränderlich gesetzmäßigen erkannt haben: die Abfolge von Ursache und Wirkung (Kausalität) gilt allgemein und notwendig. Das ist ein hoher, philosophisch geklärter Begriff, der nur einer bestimmten Völkergruppe, der arischen, eignet, freilich aber von anderen Völkern auch erlernt und entlehnt werden konnte. Jedoch auch die Vorstufen zu ihm, die sich in der arischen Überlieferung nachweisen lassen und deren urtümlichste wohl das im arischen verbum finitum ausgedrückte Streben ist, jeden Vorgang als Tat handlung aufzufassen, die einen Anfang und ein Ziel hat, sind nicht allgemein-menschliche sondern auf die arische Völkergruppe beschränkt, und in anderen Völkergruppen finden sich wieder ganz andere Ansätze. Von der Unfähigkeit des Sumerertumes, Ursache und Wirkung zu unterscheiden, war schon vorhin die Rede; wir bezeichneten den „sumerischen“ Seelenzustand, von

unserem Standpunkte aus gesehen, als Beziehungswahn. Es wird nun wohl deutlich sein, daß das meiste auf Religion Bezügliche durch seine Einstellung zur Ursächlichkeit (Kausal-Problem) grundsätzlich gekennzeichnet ist: man könnte die Religionen von hier aus beinahe als lauter abwegige Einstellungen zur Ursächlichkeit betrachten, bei denen der Anteil des Fühlens und Begehrens zu groß und der Anteil des Erkennens und Verstehens zu klein ist. Daß diese Auffassung zu eng wäre, wird erst deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Erfassen der Ursächlichkeit nie ein annähernd vollständiges sein kann und daß der über die Grenzen des Wissens ins Unbekannte und Unendliche hinaus tastende und sich daran hingebende Glaube inneren Wahrheiten Ausdruck verleihen kann, von denen aus die äußere Wirklichkeit erst Sinn und Wert erhält. Trotzdem wird es gerade bei niederen Religionsformen unerläßlich sein, ihr Verhältnis zum Ursächlichen zu bestimmen. Das ist einer der wichtigsten Schlüssel zum Verstehen des religiösen Verhaltens der Völker.

Die steinzeitliche Siedlung bei Treben, Kreis Weissenfels, nebst einem Beitrag zur Kenntnis des handkeramischen Hauses.

Don Nils Nilsson, Halle.

Mit 10 Abbildungen im Text.

Die Wüstung Treben (Gemarkung Lößau), durch ihre altertümliche, hoch über der Saale liegende Kirche schon von weitem sichtbar, war eine schon in vorgeschichtlicher Zeit bevorzugte Siedlungsstätte. Von ihrer früheren Bedeutung zeugt vor allem der den Ort im Süden und Westen umgebende Wall mit Graben, ursprünglich verstärkt durch einen äußeren, jetzt eingeebneten Wall¹⁾. Im Norden und Osten machte schon der zur Saale steil herabfallende Abhang den Ort schwer zugänglich. Auf den Feldern innerhalb des Walles sind zahlreiche Scherben aufgelesen worden. Darunter sind mittelalterliche, bronzezeitliche und einige steinzeitliche. Außerdem haben sich einige Steinbeile gefunden.

Bei der ersten Untersuchung, die im Jahre 1919 stattfand, wurde dicht an der Kirche ein spätslawischer Friedhof ausgegraben²⁾. In der Deckerde der Gräber fand sich nebst zahlreichen bronzezeitlichen Scherben eine Rollenkopfnadel aus Bronze. In einem bei derselben Gelegenheit gemachten Durchschnitt durch den Wall wurde unterhalb desselben eine steinzeitliche Wohngrube mit spiralverzierten Tonscherben angetroffen.

Im folgenden Jahre wurde die Untersuchung fortgesetzt, diesmal aber außerhalb des jetzigen Friedhofs. Von der Mitte des westlichen Friedhofszaunes ausgehend wurde zunächst ein Versuchsgraben etwa in ostwestlicher Richtung gezogen. Später sind kleinere Probegrabungen an verschiedenen anderen Stellen gemacht worden. Im ersten (Haupt-)Graben hatte der Humus eine Mächtigkeit von 1—1,25 m, nach Westen zu etwas abnehmend. In einem zweiten Versuchsgraben etwa 55 m nördlich von jenem war der

¹⁾ Zu welcher Zeit der Wall errichtet worden ist, hat sich noch nicht feststellen lassen. Meistens wird er für slawisch gehalten. Belegt ist jedoch diese Annahme nicht. Bei den zwei Durchschnitten, die im Jahre 1919 gemacht wurden, wurden keine slawische Scherben gefunden, wohl aber einige aus der jüngeren Steinzeit — Spiralteramit — und aus der jüngeren Bronzezeit. Diese besagen aber nur, daß der Wall nicht vor dieser Zeit angelegt worden sein kann („Mannus“ Bd. 11/12, S. 338, 1919/20. Albrecht, Beitr. z. Kenntn. d. slaw. Keramik auf Grund d. Burgwallforschung im mittl. Saalegeb. Mannusbibl. Nr. 33, S. 37, 1923).

²⁾ Nilsson, Ein slaw. Friedhof d. 12. Jahrh. Mannus Bd. 11/12, S. 338 u. f. 1919/20.

Humus jedoch viel geringer. Etwa durch die Mitte der Humusschicht zog sich ein ungefähr 5 cm breiter, kiesvermengter Streifen. Der unter dem Humus anstehende Boden bestand aus sandigem Kies.

Schon im oberen Teile des Humus im ersten Versuchsgraben wurden Scherben und Tierknochen gefunden. In einer Tiefe von 70—100 cm vermehrten sich die Funde und bildeten stellenweise deutlich erkennbare Anhäufungen. Die Mehrzahl der in dieser Tiefe gefundenen Scherben sind bronzezeitlich. Die Anhäufungen dürften den üblichen Wohn- oder Abfallgruben der in der Gegend um Halle herum zahlreich vertretenen späbronzezeitlichen Kulturen entsprechen. Die Gruben selbst waren aber von dem umgebenden Humus kaum zu unterscheiden. Einzeln kamen auch steinzeitliche Scherben vor, die anscheinend aus einer tieferen Lage stammten. 30—40 cm über dem gewachsenen Boden hörten die Funde meistens auf. Die mittelalterlichen Funde reichten nur ausnahmsweise bis in diese Tiefe hinein; sie fanden sich meistens mehr oberflächlich, allerdings gemischt mit den bronzezeitlichen. Es lassen sich also hier drei verschiedene Kulturschichten unterscheiden — eine mittelalterliche, eine spät bronzezeitliche und eine steinzeitliche. Funde aus der älteren Bronzezeit und der vormittelalterlichen Eisenzeit sind nicht angetroffen worden, weder in diesem noch in den übrigen Probegräben. Es ist deshalb für Treben eine Unterbrechung in der Besiedelung für jene Perioden anzunehmen.

Hier soll nur die steinzeitliche Besiedelung behandelt werden.

An vier verschiedenen Stellen innerhalb des Walles wurden Wohngruben der jüngeren Steinzeit angetroffen. Gräber dieser Zeit sind nicht beobachtet worden. Drei von den Wohngruben waren einfache muldenförmige Vertiefungen von 3—4 m Durchmesser, die vierte — zugleich die zuerst angetroffene — bestand aus einem Komplex von kleineren Gruben und Aushöhungen, die zusammen den unregelmäßigen Grundriß einer größeren Wohnanlage bildeten.

Die Wohnanlage (Wohngrube 1).

Wie schon hervorgehoben, hörten die Funde im ersten Versuchsgraben ein Stück über dem gewachsenen Boden auf. Nur an einer Stelle, etwa 10 m vom Friedhofszaun entfernt, war eine deutliche Störung im Kies zu erkennen. Der Graben wurde deshalb hier nach beiden Seiten erweitert. In der südlichen Erweiterung wurden zunächst keine besonderen Funde gemacht mit Ausnahme der fast überall vorkommenden vereinzelt Scherben und Tierknochen; die nördliche Erweiterung dagegen wies einen großen Reichtum an Scherben, Tierknochen und Lehmbröcken auf. In einer Tiefe von 60 cm unter der Oberfläche stieß man nach Osten zu auf eine kleine Lehmbröckenschicht. Die einzelnen Lehmstücke hatten eine ebene, fast glatte Oberfläche und bestanden aus festgestampftem, mit größeren und kleineren Steinchen durchmengtem Lehm. Vermutlich sind diese Lehmstücke Reste eines Hüttenbodens und gehören der jüngeren Bronzezeit an. Denn vereinzelt Toncherben dieser Periode fanden sich in fast derselben Tiefe und traten besonders nach Westen zu immer zahlreicher auf. Zu einer deutlichen Anhäufung brachten es diese Scherben an der westlichen Ecke des Einschnittes, wo die mit ihnen vergesellschaftete Erde durch ihre lockere, fast aschige Beschaffenheit von dem allseits anschließenden Humus abstach. Etwa 80 cm unter der Oberfläche hörten hier die Funde auf. Dann folgte eine fast fundleere Schicht von etwa 20 cm Mächtigkeit. Darunter kamen wieder vereinzelt gebrannte Lehmstücke

zum Vorschein, die in einer Tiefe von 1,25 m eine fest zusammengeballte Schicht bildeten. Auch wurden in dieser Tiefe einige steinzeitliche Scherben angetroffen. Die Stelle wurde deshalb vorläufig unberührt gelassen, bis die ganze durch gemischte Erde gekennzeichnete Fläche bloßgelegt worden war.

Zuerst traten die Umrisse dieser Fläche nur undeutlich hervor. Es zeigten sich mehrere dunkle Flecken und Streifen, die bei einer näheren Nachprüfung nur oberflächlich waren und durch das Einsickern des Humus in den lockeren Kies zu erklären sind. Zuletzt gelang es jedoch eine deutlich erkennbare Umrißlinie festzustellen, außerhalb deren der Kies völlig unberührt war, während der Boden innerhalb derselben hauptsächlich aus dunkler etwas mit Kies und Sand vermengter Erde bestand. Die auf diese Weise durch ihre dunklere Färbung hervortretende Fläche zeigte, wie es sich später noch herausstellte,

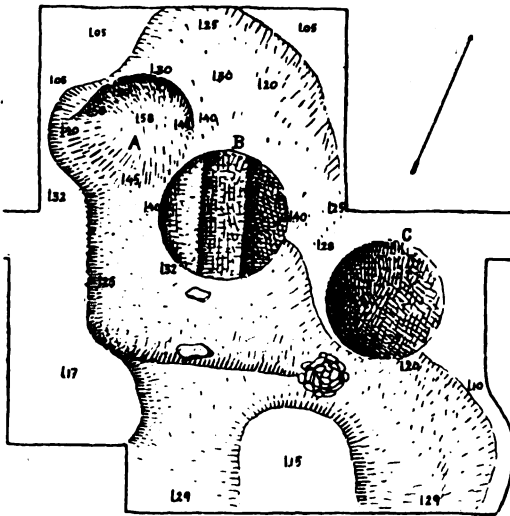


Abb. 1. Aufsicht der steinzeitlichen Wohnanlage (1). Die Zahlen geben die Tiefe unter der Oberfläche an. Maßstab 1:80.

den unregelmäßigen Grundriß eines Hauses oder einer Wohnstelle von etwa 10 m Länge und 3 m Breite (Abb. 1). Die südliche Kurzseite lief in zwei Zungen aus; in der nordwestlichen Ecke befand sich an der Stelle, wo man auf die Lehmbrodenschicht gestoßen war, eine beulenförmige Ausbuchtung, die einer tieferen Grube innerhalb des Umrißes entsprach (A). An der Ostseite, im unmittelbaren Anschluß an den Umriß, war eine durch ihre Füllung aus reinem fettigem Humus fast kreisrunde Grube eingeschnitten (C). Eine ähnliche Grube war auch in der Mitte des bloßgelegten Grundrißes zu erkennen (B).

Pfosten- und Zeltstablöcher wurden nirgends beobachtet, obwohl die Aufmerksamkeit darauf gerichtet war.

Die Abdeckung ging von den Rändern aus, wobei die dunklere Erde vorsichtig entfernt wurde, bis der Kies zum Vorschein kam. Die auf diese Weise freigelegte Kiessohle lag, abgesehen von den besonders eingeschnittenen Gruben A, B und C, 20—40 cm tiefer als die Oberfläche des ungestörten Kieles. Im südlichen Teil befand sich eine rundliche, flache Anhäufung festgestampften, gebrannten Lehmes. Von diesem bis zur Westwand ging eine niedrige Stufe. Zwischen dieser Stufe und der Grube B lagen zwei größere Bruchstücke einer Reibplatte. Östlich der Grube B stieg die Sohle des inneren, etwas tiefer gelegenen Raumes ganz allmählich empor, ohne daß sich der sonst vorhandene scharfe Übergang zum angrenzenden Boden beobachten ließ. An verschiedenen Stellen in der abgetragenen Erde wurden einige handverzierte Scherben, der Nackenteil eines Steinbeiles, eine kleine, flache Steinhade und ein kleines Knochengesäß gefunden. Die Scherben lagen zerstreut über den ganzen Raum, die Steingeräte in der Nähe der Grube A.

Erst nach Freilegung der Wohnstelle konnte die Aushebung der Einzelgruben erfolgen.

Grube A. Die vorhin erwähnte Lehmschicht bestand aus größeren, durch versinterter Asche fest aneinander geballten Broden. Der Lehm war stark gebrannt und zeigte Abdrücke von groben, runden Hölzern. Zwischen den Lehmbroden steckte der Unterteil eines verfohlten, 3,5 cm starken Holzstabes. Teils unter, teils im Lehm eingepaßt fanden sich eine Anzahl Tonscherben, zwei kleinere Bruchstücke einer Reibplatte, Feuersteinabschläge und mehrere Knochengeräte; weiter kamen zerschlagene Tierknochen in großer Menge vor. Die Tonscherben waren meist klein und rührten von verschiedenen Gefäßen her; mehrere trugen Bandverzierung, andere lassen ihre Zugehörigkeit zur Bernburger Keramik erkennen. Ganz unten wurden einige größere zusammengehörige Gefäßbruchstücke angetroffen, die sich nachträglich zu einem Hängegefäß und einer Trichterschale des Bernburger Stils ergänzen ließen. Die beiden Gefäße hatten ursprünglich ineinander gestanden und waren anscheinend unverkehrt in die Grube gestellt worden; durch den Druck der überliegenden Erdschichten sind sie nachher zusammengedrückt worden. Die auf Abb. 7 abgebildeten Geräte lagen unmittelbar über der Trichterschale, zusammen mit einigen Stücken Kiefernharzes, durch welche sie fast aneinander gefettet waren.

Nach der völligen Entleerung der Grube zeigte es sich, daß sie nur an ihrer Nordseite in den Kies scharf eingeschnitten war, während sie nach Süden in allmählichem Aufsteigen in die gewöhnliche Fußbodenhöhe einmündete.

Grube B war von oben bis unten mit dunkler Erde gefüllt ohne Beimischung von Scherben oder anderen Funden. Nur ganz unten in der Mitte stand ein kleines, fast unverkehrtes bandverziertes Gefäß. Eigentümlichkeiten wies das senkrechte Profil der Grube insofern auf, als die Sohle von Westen nach Osten stufenweise abfiel; die östliche Wand zeigte in ihrem unteren Teile eine Ausbuchtung.

Grube C. Unter einer Schicht von ungemischter dunkler Erde lag ein großer, scharfkantiger Stein. Um und unter ihm fanden sich größere gebrannte Lehmbroden mit deutlichen Abdrücken von starken Rundhölzern und vierkantigen, groben Balken. Dann folgte aschige graue Erde. In ihr bzw. unter dem Steine und zwischen den Lehmstücken kamen eine große Menge Scherben und Tierknochen sowie einige Flußmuscheln (*Unio*) zutage. Die Scherben gehören sämtlich der Bernburger Keramik an. Zwei Classen ließen sich nachträglich ergänzen. Die Grube erweiterte sich kesselförmig nach unten.

Die Sunde.

In der äußerlich scheinbar einheitlichen Anlage waren zwei verschiedene Kulturgruppen vertreten — die bandkeramische und die Bernburger.

Von der ersteren sind, mit Ausnahme des kleinen Gefäßes aus der Grube B, nur Scherben und eine kleine Steinhade vorhanden; möglicherweise gehören auch einige der Knochengeräte dieser Kultur an.

Der Bernburger Kultur zuzurechnen sind die Gefäße Abb. 2—5, einige Scherben, die Mehrzahl der Knochengeräte und ein dicknackiges Steinbeil.

Die bandkeramischen Scherben gehören sämtlich der Spiralkeramik an, und zwar der jüngeren Ausbildung derselben, dem sog. Wormser¹⁾ oder Plaidter²⁾ Stil. Sowohl bei dem unverkehrtem Gefäß als bei den vor-

¹⁾ Nach Koehl, *Mannus* Bd. 6, S. 53 u. f. 1914.

²⁾ Nach Kossinna, *Die deutsche Vorgeschichte*², S. 38, 1921.

handenen Randscherben ist der Rand etwas eingezogen. Einige haben ein durch nebeneinandergestellte Nägeleindrücke oder durch eine wagerechte Linie angedeutetes Randornament. Im übrigen besteht die Verzierung aus einfachen oder doppelten Bogenlinien. Das Gefäß ist durch ein fortlaufendes Spiralornament verziert, wobei das Band stellenweise mit Querstrichen versehen ist. Bei mehreren Scherben kommen kleine Budeln oder warzenartige Erhöhungen vor. An zwei kleinen Scherben sind die Bänder durch Striche oder Stiche gefüllt; bei zwei anderen ist die Verzierung plastisch aufgelegt.

Außer Scherben kleiner, verzierter Gefäße kommen solche von größeren vor, die mit Griffklappen oder kräftigen Henkeln versehen sind. Ein paar Scherben gehören einem Gefäße an, von dem hier nur ein paar ganz kleine Bruchstücke vorhanden sind, das aber dieselbe Form und Verzierung gehabt hat, wie das Gefäß Abb. 9.

Die Bernburger Keramik. Das Gefäß Abb. 5 gehört dem doppeltonischen Typus der Vorratsgefäße an, wie sie auf den meisten Siedlungen und Wohnplätzen des nordischen Kulturkreises vorhanden sind¹⁾. Die Höhe beträgt 21,5 cm. Der Rand ist gerade abgeschnitten ohne umgelegt zu sein, der Umbruch ziemlich scharf. Die Zahl der Griffknöpfe ist nicht mehr festzustellen.

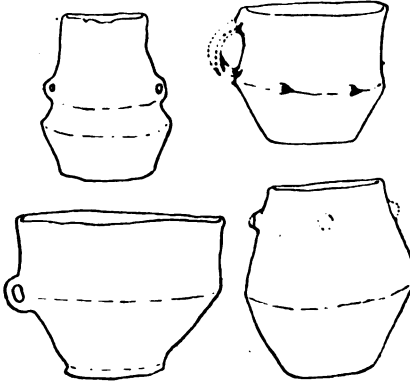


Abb. 2–5. Gefäße der Bernburger Keramik.
2, 4 u. 5 $\frac{1}{8}$ u. 3 in $\frac{1}{4}$ d. n. Gr.

Die Trichterchale Abb. 4 ist 18 cm hoch mit einem Randedmesser von 25 cm. An der einen Seite befindet sich am Umbruch ein kleiner Bandhenkel.

Das Hängegefäß Abb. 2 hat eine, wenn auch undeutlich erkennbare Schulter, oberhalb deren zwei kleine gegenständige Henkel angebracht sind. Die Höhe beträgt 19 cm. Die Formgebung sowohl bei diesem wie bei der

Trichterchale ist sehr vernachlässigt, wodurch sie sich von den Grabgefäßen derselben Art unterscheiden.

Diese drei Gefäße stammen aus der Grube A. In derselben wurde außerdem eine große Anzahl Scherben und Bruchstücke von gleichartigen Gefäßen gefunden, darunter der Unterteil einer Tasse mit scharfem Bauchknick und breitem Bandhenkel, eine Umbruchscherbe mit warzenartigen Anhängen am Umbruch und eine mit Dreieckverzierung versehene Scherbe.

Die beiden Tassen aus der Grube C haben einen scharfkantigen Umbruch und breiten Bandhenkel; eine (Abb. 3) trägt am Umbruch kleine Warzen.

Zeitlich gehören die hier beschriebenen Funde der Bernburger Keramik in die ältere²⁾ Stufe dieses Stiles.

¹⁾ Mannus Bd. 11/12, S. 317, Abb. 11 u. 12, 1919/20; Mannus, Erg.-Bd. 3, S. 26, 1923.

²⁾ In einer in Vorbereitung befindlichen Untersuchung über die Walternienburg-Bernburger Kultur wird die dazugehörige Keramik in 5 aufeinanderfolgenden Entwicklungsstufen aufgeteilt, die mit Walternienburg I u. II und Bernburg I, II u. III bezeichnet werden. Nach dieser Einteilung gehören die Trebener Funde der Bernburger Keramik der Stufe Bernburg I an.

Unter den Knochengерäten, die in auffallend großer Zahl vorhanden waren, kommen die verschiedensten Typen vor. Meist handelt es sich um zugespitzte, pfriemartige Geräte, wie sie Abb. 6 b, c, d und h—k zeigen. Das Gerät c kann als Dolch angesprochen werden. Fraglich bleibt der Zweck, dem das auf Abb. 6a veranschaulichte, an der Spitze abgerundete Geweihstück, wahrscheinlich von Hirsch, gedient hat. Die breite scharfe Schneide der Geräte l, m und o läßt in ihnen Meißel vermuten. Eine weitere Gattung von Werkzeugen sind mit runder flacher Schneide versehen — g, p, q und Abb. 7 a, c und d, von denen das größte wahrscheinlich ein Salzbein für Töpfergebrauch darstellt. Von einzigartiger Form ist das Gerät Abb. 7 b mit seinem völlig vierkantigen Querschnitt. Beide Enden sind zugespitzt; das



Abb. 6. Knochengерäte aus der Grube A oder aus deren nächster Umgebung. Gr. 1:4.



Abb. 7. Knochengерäte aus der Grube A. Gr. 1:4.

dicke ist sorgfältig geglättet; das schmalere, das wahrscheinlich in einem Stiel gefessen hat, greift sich etwas rau an.

Eine Verteilung der Knochengерäte auf die beiden in der Wohnanlage vertretenen Kulturgruppen läßt sich nicht durchführen. Dazu waren die Fundverhältnisse zu unsicher. Eine Ausnahme machen nur die auf Abb. 7 wiedergegebenen, die unter solchen Verhältnissen gefunden wurden, daß sie mit dem Hängegefäß und der Trichterschale zusammen als ein Fund zu betrachten sind (s. oben S. 229).

Von den innerhalb der Wohnanlage gefundenen Steingeräten kann nur ein einziges der Bernburgerkultur zugerechnet werden, und zwar der Nadelteil eines Beiles aus grünlichem, dichtem Gestein. Der Nadel ist verhältnismäßig schmal, Breit- und Schmalseiten sind schwach gewölbt. Die Länge des vorhandenen Stückes ist 78 mm; die ursprüngliche Länge wird auf etwa 11—12 cm geschätzt.

Aus Feuerstein waren nur einige lamellenartige Abschläge vorhanden.

Wohngrube 2.

4 m weiter nach Westen in demselben Graben und etwa in derselben Tiefe wie die Wohnanlage fand sich eine flache muldenförmige Grube von 3—4 m Durchmesser, die aber sichtlich in keinem Zusammenhang mit jener stand. Auch diese war reich an Funden — Gefäßscherben, Feuersteinab schlägen, Tierknochen, eine kleine Steinhade und eine Muschel.

Die Mehrzahl der hier gefundenen Scherben sind unverzierte Mittelscherben und lassen sich in bezug auf ihre kulturelle Zugehörigkeit schwer bestimmen. Die übrigen gehören mit wenigen Ausnahmen der Spitalkeramik an und sind von derselben Art und Verzierung wie die in der Wohnanlage gefundenen.

Scherben, die nicht der Spitalkeramik zugerechnet werden können, sind: ein Bruchstück eines breiten Henkels, eine Randscherbe mit Griffklappen, wahrscheinlich von einem Gefäße wie Abb. 5 stammend, eine Umbruchscherbe mit Gruppen von senkrechten, eingerichteten Linien, die unmittelbar unter dem Umbruch aufhören und ein Mittelstück einer Fußschale. Am nächstliegenden wäre es vielleicht diese Scherben der Bernburger Keramik zuzuschreiben. Das Henkelstück und die Randscherbe mit Griffklappen sprechen dafür, wenn auch nicht unbedingt, da die Gefäßform, von welcher die letztere Scherbe stammt, auch in



Abb. 8 und 9. Tonscherben aus der Wohngrube 2. Gr. 1:4.

der „nordischen“ Keramik vorhanden ist. Die Scherbe Abb. 9 mit dem senkrechten Schulterornament gehört wahrscheinlich zu einer Henkelfanne von demselben Typus wie die aus der Oppershöner Markt¹⁾. Der Umbruch ist nämlich zu scharf für die entsprechenden Formen der Bernburger Keramik; auch kommt bei diesen das senkrechte Schulterornament nicht vor.

Fußschalen von dem Typus, zu welcher das Bruchstück Abb. 8 gehört, sind nur aus der ostdeutschen Jordansmühler Kultur und ihren Ausläufern bekannt. Aus Mitteldeutschland kenne ich nur zwei solche Gefäße — eins aus Kössen²⁾ und eins aus Mittelhausen³⁾, Kr. Weimar. Das erstere ist von mir dem mitteldeutschen Zweig der Jordansmühler Kultur zugesprochen worden⁴⁾, das zweite dürfte auch demselben zugerechnet werden können. Wie früher gezeigt, haben die Henkelfannen viele Beziehungen zur „nordischen“ Kultur⁵⁾, sowie diese zur Jordansmühler⁶⁾. Ob aber die fraglichen Scherben als die Überreste einer Niederlassung der „nordischen“ oder der Jordansmühler Kultur aufzufassen ist, läßt sich aus diesen spärlichen Funden kaum entscheiden.

¹⁾ Jahresschr. f. d. Dorgesch. d. sächs.-thür. Länder. Bd. 1, Taf. 3, 1902 u. Mannus Bd. 11/12, S. 319, Abb. 19, 1919/20.

²⁾ Mannus Bd. 11/12, S. 321, Abb. 23, 1919/20.

³⁾ Dieses Stück ist noch nicht veröffentlicht. Es ist mit der Sammlung Zschiesche in das Mus. zu Halle gekommen (Nr. 19: 1717).

⁴⁾ Mannus Bd. 11/12, S. 327, 1919/20.

⁵⁾ Mannus Bd. 11/12, S. 350 u. f., 1919/20.

⁶⁾ Mannus, Bd. 13, S. 38 (Kosfinna).

Wohngrube 3.

Etwa 55 m nördlich von dem Hauptversuchsgraben war eine zweite Stelle, die sich durch zahlreiche, oberflächlich liegende Scherben auszeichnete. Bei den Probestichen mit der Sonde wurde auch auf Steine gestoßen, weshalb hier ein zweiter Versuchsgraben angelegt wurde. Die Steine erwiesen sich als die Reste einer Mauer, wahrscheinlich aus dem Mittelalter. In der Mauer selbst sowie rings herum in der umgebenden Erde wurde eine große Anzahl slawische Scherben und andere Funde angetroffen. Diese lagen sämtlich in der Humusschicht, die hier nur etwa 40—50 cm stark war. Nur der untere Teil der Mauer reichte etwas in den Kies hinein. Unter den slawischen Scherben fanden sich auch einige handkeramische. Es zeigte sich auch bald, daß das mittelalterliche Haus, von welchem die Mauerreste und die Scherben stammten, über eine Wohngrube der jüngeren Steinzeit errichtet worden war.

Die Funde daraus bestanden hauptsächlich aus Gefäßscherben, verzierten und unverzierten. Weiter wurden gefunden: ein Pflriemen aus dem Unterschenkelknochen eines Rehes, ein zweites Gerät aus einem zugespitzten Rippenknochen, ein Messer oder Stichel aus Feuerstein und zwei kleinere Feuersteinabschläge.

Unter den Scherben befinden sich große, kräftige Hentel, die Randscherbe einer Schale mit lappenartigen Fortsätzen auf dem geferbten Rande und Scherben mit Buckeln oder Knöpfen. Die verzierten Scherben, die sämtlich der Spiralkeramik angehören, zeigen denselben Charakter wie die aus der Wohnanlage. Besonders hervorzuheben ist das aus Bruchstücken ergänzte Dorratsgefäß Abb. 10. Es hat die übliche kugelige Form, ist aber bedeutend größer mit einer Höhe von 30 cm und einem Bauchdurchmesser von 35 cm. Der Rand ist oben durch Singertupfeneindrücke gefestigt. In einem kleinen Abstände vom Rande läuft parallel zu ihm eine einfache Tupfenreihe, an die sich unmittelbar darunter 4 Knöpfe mit jeweils gleicher Entfernung anschließen. Dasselbe gilt auch von den Griffklappen, die am weitesten Bauchumfang, wechselständig zu den oberen Knöpfen, angebracht sind. Eine doppelte Tupfenreihe in 3:2-Verbindung verbindet die plastischen Ansätze untereinander.

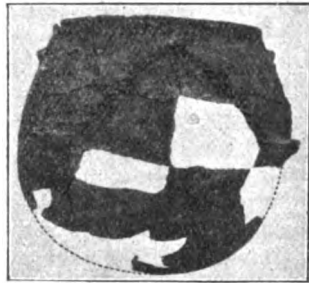


Abb. 10. Tongefäß aus der Wohngrube 3. Gr. 1:8,5.

Wohngrube 4.

Hier sei auch die Grube erwähnt, die 1919 beim Walldurchschnitt angetroffen wurde. Auch diese war nur eine einfache Mulde von etwa 2—3 m Durchmesser. Der Inhalt bestand aus gebrannten Steinen und Lehmewurf, zerschlagenen Tierknochen, 3 T. angekohlt, ein paar Flußmuscheln, Feuersteinabschlägen und Gefäßscherben. Von Knochengewerten war nur die Spitze eines Pflriemes vorhanden. Die Scherben stimmen mit denen aus den übrigen Wohngruben überein. Bemerkenswert sind einige größere Bruchstücke eines kugeligen Gefäßes, das durch erhabene Bogenleisten verziert ist.

Zu diesen Wohngrubensfunden kommen noch einige wenige Lesefunde. Von diesen sind besonders zu erwähnen ein Steinbeil oder Hacke und eine verzierte Bernburger Scherbe.

Die Besiedlung Trebens in der jüngeren Steinzeit ist durch die Träger zweier verschiedener Kulturen erfolgt — durch die der handkeramischen- und die der Bernburger Kultur. Die Zeit, in der jede einzelne dieser Kulturen hier geherrscht hat, kann nur von verhältnismäßig kurzer Dauer gewesen sein. Dieses zeigt sich besonders darin, daß die entsprechenden keramischen Funde ziemlich einheitlich sind, d. h. sie gehören hauptsächlich zu ein und derselben Entwicklungsstufe der betreffenden Keramikgruppen; so sind, wie oben S. 229 f. schon angedeutet wurde, sämtliche handkeramische Scherben der Wormser- oder Plaidter Stufe und sämtliche Funde der Bernburger Keramik der älteren Stufe dieser Keramik zuzurechnen.

Durch das örtliche Zusammentreffen dieser beiden Keramikgruppen in Treben wird aber die Frage aufgeworfen, in welchen zeitlichen Verhältnissen sie zueinander gestanden haben.

Die Zeitstellung der Spiralkeramik in Mitteldeutschland ist immer noch ziemlich unklar. Im allgemeinen wird sie wohl für gleichzeitig oder wenigstens teilweise gleichzeitig mit der Bernburger Keramik gehalten. So von Göze, der auf Grund einer angeblichen gemeinsamen Einwirkung der Bernburger- und Handkeramik auf die Rössener Keramik einen gleichzeitigen Endtermin für die beiden ersteren annimmt¹⁾. Dieselbe Behauptung wird auch von Höfer ausgesprochen; als Grund hierfür gibt er das Massengrab von Hornsömmern an, wo handkeramische Scherben zusammen mit Bernburger Keramik gefunden worden sind²⁾. Für ein späteres Ansetzen der Bernburger Keramik spricht sich Kossinna aus, der in seiner Tabelle zur Chronologie der jüngeren Steinzeit Deutschlands die gesamte Spiralkeramik Südwest- und Ostdeutschlands in seine 3. Stufe setzt, die der Zeit der jüngeren Ganggräber Nordwestdeutschlands entspricht, die Bernburger Keramik Mitteldeutschlands („Anhalter Stil“) aber erst in die 4. — die Zeit der jüngsten nordischen Ganggräber³⁾.

Wir wollen uns nun den Verhältnissen in Treben zuwenden. Für eine chronologische Untersuchung kommt nur die Wohnanlage (1) in Betracht, weil nur hier Spiral- und Bernburger Keramik zusammen vorkamen. Die Wohngruben 3 und 4 hatten einen rein spiralkeramischen Inhalt, und die wenigen nicht spiralkeramischen Scherben aus der Wohngrube 2 erlauben kaum irgendwelche diesbezügliche Schlußfolgerungen zu ziehen.

Es muß zuerst untersucht werden, ob in der äußeren Gestalt der Wohnanlage Anhaltspunkte für ihre Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Kultur vorhanden sind.

Die meisten handkeramischen Siedlungsfunde aus Mitteldeutschland sind in unregelmäßigen Wohngruben oder Grubentplexen ohne näher angegebene Form gemacht worden, so z. B. die aus Halberstadt⁴⁾, Tröbsdorf im Kreise Querfurt⁵⁾ (Spiral- und Stichbandkeramik nebst einzelnen Rössener Scherben), Ammern bei Mühlhausen⁶⁾ und Edolstädt in der Grafschaft Camburg⁷⁾. In den großen Siedlungen des altenburgischen Ostreifes —

¹⁾ Zeitschr. f. Ethn. Verh. S. 265, 1900.

²⁾ Jahreschr. f. d. Vorgech. d. sächs.-thür. Länder Bd. 4, S. 96, Anm. 1. 1905.

³⁾ Die deutsche Vorgeschichte³ S. 20—22.

⁴⁾ Präh. Zeitschr. Bd. 4, S. 374 u. f., 1912 (Bärthold).

⁵⁾ Jahreschr. f. d. Vorgech. d. sächs.-thür. Länder. Bd. 3, S. 118 u. f., 1904 (Gröbller).

⁶⁾ Mühlhäuser Gesch. Blätter. Bd. 4, S. 38 u. f., 1914 (Sellmann).

⁷⁾ Zeitschr. d. Ver. f. thür. Gesch. u. Altert.-Kunde. Bd. 20, S. 655, 1901 (Derworn).

Molbitz, Kofitz=Gorma, Wildschütz, Lautenhain bei Eurenhain und Groß-Meda¹⁾, die größtenteils Spiral= aber außerdem noch Stichbandkeramik enthielten, sind auch nur größere und kleinere Wohngruben mit unregelmäßigem Grundriß festgestellt worden. Dasselbe Bild zeigten auch die 3. T. spiralkeramischen Siedlungen der Leipziger Gegend — Günthersdorf und Leipzig=Cuttrisch²⁾. Eine Ausnahme bildet nur die Siedlung von Litzdorf, Kr. Edartsberga³⁾, wo tatsächlich viereckige Pfostenhäuser gefunden zu sein scheinen. Sehen wir aber von den Pfostenlöchern ab und berücksichtigen wir nur das innere Grubenkomplex, so ergibt sich unzweifelhaft gewisse Übereinstimmungen mit der Wohnanlage in Treben. Ähnliche Verhältnisse bestehen auch bei den Wohnanlagen in Eberstadt⁴⁾. Aber weder die Siedlungen von Litzdorf noch von Eberstadt sind der spiralkeramischen Kultur zuzuschreiben. In Litzdorf sind allerdings Scherben dieser Keramik gefunden worden, aber nur „wenige“; die Hauptmasse bilden Scherben der Stichband= oder Hintelsteinkeramik; außerdem fanden sich hier auch „Rössener= und andere Scherben“. Die Keramik aus Eberstadt, die eine mit der Rössener Keramik verwandte Sondergruppe darstellt, ist von der Spiralkeramik gänzlich verschieden.

Siedlungen mit einem dem von Treben übereinstimmenden Inhalt sind dagegen die von Diemarden bei Göttingen⁵⁾ und Plaidt a. d. Netze⁶⁾; beide enthielten Gefäße und Scherben der jüngeren Spiralkeramik. Der Grundriß von Diemarden stimmt auch in der Größe fast mit dem von Treben überein; auch fanden sich hier zwei zungenartige Ausbuchtungen an der einen Seite. Die Plaidter Siedlung wies Ähnlichkeiten mit der Trebener insofern auf, als hier neben einem größeren Hüttengrundriß kleinere Gruben vorkamen. Dagegen scheint der Fußboden der Plaidter Hütte flach gewesen zu sein, während er in den Hütten der übrigen Siedlungen eine oder mehrere eingeschnittene Gruben und Vertiefungen hatte. Einen unregelmäßigen Grundriß mit unebenem Fußboden hatten auch die Wohngruben bei Hanau in Hessen⁷⁾, die ebenfalls Spiralkeramik oder Keramik des Großgartacher Stils enthielten. Ebenso verhalten sich die spiralkeramischen Siedlungen bei Worms⁸⁾. Eine Siedlung bei Heidelberg⁹⁾ mit Scherben der Rössener= und Spiralkeramik (Plaidter Stil) ergab auch unregelmäßige, „nierenförmige“ Grundrisse mit „Kellergruben“, nebenher aber auch viereckige. In zwei Fällen befand sich unter den viereckigen Grundrissen je ein nierenförmiger. In der großen Siedlung bei Sarmsheim a. d. Nahe¹⁰⁾, die ausschließlich in die Kultur der jüngeren Spiralkeramik gehört, fanden sich neben Wohngruben verschiedener Form auch viereckige Pfostenhäuser 3. T. mit Schwellenkonstruktion. Regelmäßige Hausgrundrisse mit mehrräumiger Einteilung sind

¹⁾ Mitt. d. Gesch. u. Altertumsforsch. Ges. d. Osterlandes. Bd. 13, S. 29—61, 1919 (Amende).

²⁾ Näbe, Die steinzeitliche Besiedlung der Leipziger Gegend (Veröff. d. städt. Mus. f. Völkert. 3. Leipzig. H. 3, 1908).

³⁾ Präh. Zeitschr. Bd. 6, S. 293 u. f., 1914 (Schuchhardt).

⁴⁾ Präh. Zeitschr. Bd. 5, S. 366 u. f., 1913 (Bremer).

⁵⁾ Korrespbl. f. Anthr. 1911, S. 46 u. f. (Verworn). Abbildung des Hausgrundrisses in Präh. Zeitschr. Bd. 6, S. 298, 1914.

⁶⁾ Röm.-germ. Korrespbl. Bd. 4, S. 33, 1911 u. Bd. 5, S. 53, 1912. Bonner Jahrb. H. 122, S. 271 u. f., 1912 (Lehner).

⁷⁾ Präh. Zeitschr. Bd. 3, S. 32 u. f., 1911 (Wolff).

⁸⁾ Zeitschr. zur 34. allg. Vers. d. D. Anthrop. Ges. in Worms 1903, S. 25 (Koeßl).

⁹⁾ Röm.-germ. Korrespbl. Bd. 9, S. 10 u. f., 1916 (Wahl).

¹⁰⁾ Bonner Jahrb. H. 124, S. 104 u. f., 1917 (Lehner).

in der Steinzeitiedlung bei Großgartach¹⁾ beobachtet worden, und zwar sowohl solche mit Großgartacher- als solche mit Spiralkeramit. Weiter ist das viereckige Pfostenhaus in der spiralkeramischen Kultur Schlesiens festgestellt worden²⁾.

Sind also eine ganze Reihe 3. U. gut untersuchter Siedlungen der handkeramischen Kultur, im engeren Sinne der spiralkeramischen Gruppe bekannt, so fehlen solche der Bernburger Kultur fast gänzlich. Es ist eigentlich nur eine einzige, die allgemeiner bekannt ist — die Siedlung bei Nägelsied, Kr. Langensalza³⁾. Aber auch bei dieser sind wir über die Art der einzelnen Wohngruben nicht näher unterrichtet. Eine zweite Siedlung ist bei Schraplau im Mansfelder Seekreis⁴⁾ gefunden worden. Hier wurde ein rektangulärer Grundriß von 3 × 4,2 m Umkreis festgestellt. Die flache Sohle lag 60—90 cm unter der jetzigen Oberfläche; an der einen Kurzseite befand sich eine kleine Grube — wohl eine Abfallgrube — mit Gefäßscherben, Feuerstein- und Knochengerten, darunter eine vierkantige Knochen Spitze wie Abb. 7b. Die Gefäßscherben gehören in dieselbe Stufe der Bernburger Keramik wie die aus Treben.

Gehen wir aber außerhalb der Bernburger Kultur und wenden wir uns dem nordischen Kulturkreis in seiner Gesamtheit zu, so werden wir mehrere Siedlungen verwandter und etwa gleichalterlicher Kulturgruppen finden. Solche sind: Brandberge bei Halle, Leipzig-Cutrißsch und Rössen⁵⁾. Aber auch diese belagen nichts über die Art der einzelnen Wohnstellen. Einzelgruben verschiedener Form sind wohl festgestellt worden aber keine Hausgrundrisse.

Dagegen sind solche gefunden worden in den Siedlungen von Trebus in der Mark Brandenburg⁶⁾ und von Noßwitz in Schlesien⁷⁾. In beiden Fällen werden die Grundrisse durch Pfostenlöcher eingerahmt, die in verschobenen Vierreihen angeordnet sind. Neben diesen kommen rundliche Wohngruben vor. Die keramischen Funde aus Trebus werden der nordischen „Tiefstichkeramit“ zugeschrieben; die Funde aus Noßwitz gehören einer lokalen Sondergruppe der in Ost- und Mitteldeutschland vorkommenden „nordischen“ Keramik an.

Wenn wir aus der Form der Trebener Wohnanlage Rückschlüsse auf ihre kulturelle Zugehörigkeit schließen dürfen, so ergibt sich aus den vorhergehenden Zusammenstellungen, daß sie den Grubenkomplexen der handkeramischen Häuser am nächsten steht. Sehen wir nämlich von den einfachen Wohn- oder Abfallgruben ab, so scheinen die Häuser im nordischen Kulturkreise im allgemeinen nicht in die Erde vertieft zu sein, oder wenn sie das mitunter sind, so ist ihr Boden nur flach eingetieft (Schraplau). Nun sind aber innerhalb des Grundrisses der Trebener Wohnanlage nicht nur handkeramische sondern auch Bernburger Funde vorhanden. Da es nicht anzunehmen ist, daß die Bewohner zweierlei Tonware gleichzeitig im Gebrauch gehabt haben, sondern daß die zweierlei Tonware zwei zeitlich getrennten Besiedlungsperioden ent-

¹⁾ Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach. 1901, Abb. 4—8; Mitt. d. Anthropol. Ges. in Wien. Bd. 33, S. 301 u. f. Abb. 102; Präh. Zeitschr. Bd. 2, S. 105 u. f. Abb. 15 u. 30, 1910; Festschr. 3. 42. Verh. d. D. Anthropol. Ges. in Heilbronn a. N. 1911, Taf. 1—3. (Die Beobachtungen von Schliz sind von Koehl bestritten worden. Mannus, Bd. 4, S. 56, Anm. 1910.)

²⁾ Schlesiens Vorzeit II. S. Bd. 7, S. 13, Abb. 29, 1916 (Segel).

³⁾ Göbe, Höfer, Zichelsche, Die vor- u. frühgesch. Altert. Thüringens. S. 167.

⁴⁾ Untersucht vom Lehrer Sagemann in Alberstadt, aber noch nicht veröffentlicht.

⁵⁾ Mannus, Erg.-Bd. 3, S. 24 u. f., 1923.

⁶⁾ Präh. Zeitschr. Bd. 5, S. 340 u. f., 1913 (Kietebusch).

⁷⁾ Schlesiens Vorzeit II. S. Bd. 7, S. 28, Abb. 88 (Segel).

spricht, so ergibt sich bezüglich ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge, daß die handkeramische Besiedlung die jüngere ist und daß die Träger dieser Kultur sich auf eine verlassene Wohnstätte der Bernburger Kultur niedergelassen und diese nach ihrer Art umgeändert haben. Im entgegengesetzten Falle müßte eine Störung zu beobachten gewesen sein.

Es gibt aber noch einige Einzelheiten in der Wohnanlage selbst, die zu erklären sind und die zur Stütze dieser Annahme beitragen können.

Innerhalb des Grundrisses fanden sich die drei Einzelgruben A, B und C. Unter sich waren die Gruben voneinander getrennt; ein Übergreifen einer Grube auf eine andere oder eine Überschneidung war also nicht möglich. Auch die Lage der einzelnen Gruben im Verhältnis zum Gesamtgrundriß geben keine Aufschlüsse in bezug auf ihre zeitliche Stellung untereinander. Außerlich können alle drei mit dem Gesamtgrundriß zusammengehören.

Ergiebiger ist aber ein Studium, das sich auf den Inhalt bezieht. Demzufolge gehört die Grube A in seinem unteren Teil zur Bernburger Kultur; in dem oberen, der von jenem durch eine feste Lehmbrodenschicht getrennt war, fanden sich Scherben der Bernburger- und der Spiralkeramik miteinander gemischt vor. In der Grube B lag nur ein spiralverziertes Gefäß, während die Grube C wiederum nur Bernburger Keramik enthielt; auch hier waren die Funde von einer Lehmbrodenschicht bedeckt. Die Gruben A und C, die also inhaltlich gleichartig sind, müssen denn auch gleichalterlich sein, während die Grube B zeitlich mit dem oberen Teil der Grube A zusammenfällt. Hieraus ergibt sich weiter, daß die Gruben A und C älter sein müssen als die Grube B und somit auch, daß die jüngere Spiralkeramik, was die Siedlung in Treben betrifft, später anzusehen ist als die ältere Bernburger Keramik. Daß die Gruben A und C in der Zeit der späteren Besiedlung nicht zerstört worden sind, findet seine Erklärung dadurch, daß sie von der Lehmbrodenschicht geschützt waren.

Da dieser meines Wissens der einzige Fall ist, wo die Aufeinanderfolge der Bernburger- und der Spiralkeramik stratigraphisch belegt ist, darf er nicht vorerst verallgemeinert werden. Erstens muß nämlich festgehalten werden, daß es sich nur um zwei Unterstufen der betreffenden Keramikgruppen handelt und also die Zeit der Besiedlung in jedem Falle nur von verhältnismäßig kurzer Dauer gewesen sein kann, und zweitens besagen die Fundverhältnisse nichts darüber, wie lang die Zeit ist, die zwischen den beiden Besiedlungsperioden verfloßen ist. Ebenso gut wie längere Zeiträume dazwischen liegen können, können sie unmittelbar aufeinander gefolgt sein. Die stratigraphischen Verhältnisse in Treben schließen nicht einmal eine gänzliche oder teilweise Gleichzeitigkeit der beiden hier vertretenen Kulturgruppen aus, wobei wir in diesem Falle nur mit einer rein lokalen Erscheinung zu tun hätten.

Aus der oben S. 234f. gemachten Zusammenstellung der handkeramischen Siedlungen geht hervor, daß in dieser Kultur, nach den erhaltenen Grundrissen zu urteilen, Hütten verschiedener Form vorkommen. Die Mehrzahl der Hüttenböden sind einfache, muldenförmige Vertiefungen von runder oder ovaler Form mit einem Durchmesser von durchschnittlich 2—4 m. Daneben sind größere Gruben und unregelmäßige „nierenförmige“ Grubent Komplexe vorhanden mit seitlichen Ausbuchtungen und Vorsprüngen und mit einer oder mehreren tief eingeschnittenen freisunden Gruben in der Mitte, die als Keller- oder Kochgruben gedeutet werden. Zuletzt sind auch viereckige Pfosten-

häuser 3. T. mit Schwellenkonstruktion nachgewiesen worden (Lißdorf, Sarmsheim).

Bei den Grubent komplexen sind mehrfach auch Pfostenlöcher beobachtet worden, die in Viereck angeordnet sind und somit auch für diese einen viereckigen Grundriß vermuten lassen (Plaidt, Diemarden, Hönheim¹⁾).

Zwischen den viereckigen Pfostenhäusern und den Grubent komplexen besteht also ein gewisser Zusammenhang. Wo bei den letzteren keine Pfostenlöcher beobachtet worden sind, könnte man trotzdem solche annehmen, wenn sie auch heute aus irgendwelcher Veranlassung verschwunden sind oder sich nicht mehr auffinden lassen. Einen Grund hierzu sehe ich darin, daß die unregelmäßigen Grundrisse der Grubent komplexe mit ihren tiefen Gruben und Aushöhlungen nicht den eigentlichen Fußboden des Hauses darstellen, sondern eine Art unterirdisches Kellergeschoß oder Kellerraum, der von einem Fußboden aus Holz oder anderem Material, z. B. Holz und Lehm zusammen, überdeckt war²⁾. Die Wände des eigentlichen Hauses können dann sehr wohl etwas höher angelegt worden sein, vielleicht im Niveau der damaligen Erdoberfläche, wobei die Stützpfeiler auch nicht bis in die Tiefe der Sohle des Kellerraumes eingetrieben zu sein brauchten. Eine Stütze für die Annahme eines Hauses mit besonderem Kellergeschoß und einem höher liegenden Wohnraum finde ich in den Beobachtungen Wahles bei einer Siedlung in der Nähe von Heidelberg³⁾. Hier fand sich über dem tieferen unregelmäßigen Grundriß auch ein rechteckiger, beide mit demselben keramischen Inhalt. Wahle glaubt in diesem Befund zwei verschiedene Bauperioden zu erkennen, wobei der obere viereckige Grundriß der jüngeren, in der Bauweise mehr entwickelten entsprechen würde. Eine andere Deutungsmöglichkeit besteht aber meines Erachtens darin, daß man den oberen Grundriß als den des Wohnraumes und den unteren als den des Kellerraumes annimmt. Weiter hat Amende in einer größeren Wohngrube der Siedlung Molbitz im altenburgischen Ostkreis zwei übereinanderliegende, durch eine etwa einen Spatenstich mächtige Erdschicht getrennte Fußböden aus „Lehmziegel“ beobachtet⁴⁾. Auch dieser Befund spricht meines Erachtens für die Annahme eines besonderen unterirdischen Kellerraumes.

Aus diesen Befunden sehe ich den vorhin angenommenen Zusammenhang zwischen den Grubent komplexen und den viereckigen, durch Pfostenlöcher gekennzeichneten Hausgrundrissen bestätigt, und zwar in der Weise, daß der viereckige Grundriß die Form des eigentlichen Hauses wiedergibt und der Grubent komplex die Kellergruben darstellt. Das handkeramische Haus, in erster Linie das Haus der spiralkeramischen Kultur ist also ein viereckiges Pfostenhaus gewesen. Aus der senkrechten Stellung der Pfosten ergibt sich weiter, daß die Wände auch senkrecht gestanden haben. Aus dem Vorhandensein von liegenden Balken oder Schwellen im Verein mit senkrechten Pfosten, z. B. in Sarmsheim und Lißdorf, könnte man für die Bauweise der Häuser, wenigstens in diesen zwei Fällen, auf eine Art Fachwerkkonstruktion schließen. Auf eine Einteilung des Hauses in mehreren Räumen deuten die quergestellten Pfostenreihen in zwei Häusern von Sarmsheim.

¹⁾ Präh. Zeitschr. Bd. 6, S. 298, Abb. 5. 1914.

²⁾ Auch von Schuhhardt behauptet (Präh. Zeitschr. Bd. 6, S. 297, 1914).

³⁾ Röm.-germ. Korrespondenz. Bd. 9, S. 10, 1916.

⁴⁾ Mitt. d. Ges. f. u. Altertumsforsch. Ges. d. Ostlandes. Bd. 13, S. 34. 1919.

In dem viereckigen Pfostenhaus sehe ich das eigentliche Wohnhaus. Außerdem hat es auch Nebengebäude gegeben. Fast in sämtlichen der oben angeführten Siedlungen kommen neben den viereckigen Grundrissen und den Grubenkomplexen auch kleinere muldenförmige, runde oder ovale Gruben vor, die nicht zu größeren Komplexen vereinigt sind. Diese möchte ich für die Nebengebäude in Anspruch nehmen. Auch bei diesen sind Pfostenlöcher beobachtet worden, die aber im Gegensatz zu der senkrechten Stellung bei den Wohnhäusern nach innen geneigt sind, wodurch die Nebenhütten ein zeltartiges Aussehen bekommen haben müssen (Sarmsheim, Eberstadt, Praunheim und Frauenberg bei Marburg¹).

¹) Schumacher, Siedlungs- u. Kulturgesch. d. Rheinlande. Mainz 1921, S. 38; Behn, Das Haus in vorrömischer Zeit. Abb. 2 u. 3 (Kulturgesch. Wegweiser durch d. Röm.-germ. Zentralmuseum Nr. 2. Mainz 1922).

Beiträge zur Moorleichenforschung.

Don J. Martin in Oldenburg.

Mit 2 Abbildungen im Text.

I. Der Moorleichenfund von Kayhausen bei Zwischenahn in Oldenburg.

Am Abend des 3. Juli 1922 benachrichtigte mich unser bekannter Lichenenforscher H. Sandstede, dem die Vorgesichtsforschung schon manchen wertvollen Dienst verdankt, daß in der Nähe von Zwischenahn eine Moorleiche gefunden sei. Gleich am folgenden Morgen begab ich mich unter Führung des Herrn Sandstede zu der im Kayhäuser Moor belegenen Fundstelle.

Die Leiche war bei unserer Ankunft bereits vollkommen bloßgelegt; sie lag mit dem Kopf nach Westen in einer 1,20 m tiefen, 50—80 cm breiten und etwa 1 m langen, nach Osten offenen Ausklopfung auf einer 10 cm mächtigen Schicht „Moorfleisch“, einer aus Wollgras bestehenden Torfsart, die wegen ihrer Zähigkeit von den Torfarbeitern „Bullensfleisch“ genannt zu werden pflegt. Das Profil dieser Schicht, die sich zu beiden Seiten der Fundstelle in horizontaler Richtung in dem Sphagnetum (Moostorf) fortsetzt, ließ an der Lagerstelle der Leiche eine geringe muldenförmige Vertiefung deutlich erkennen. In dem überlagernden Moostorf waren Schichtenstörungen, die auf Vergraben oder Einsinken der Leiche schließen lassen konnten, nicht bemerkbar. Der gänzliche Mangel an Schichtenstörungen trat mir besonders deutlich entgegen, als ich im Oktober desselben Jahres eine nochmalige Untersuchung der Fundstelle vornahm. Die Wände der Grube, besonders die der Sonnenbestrahlung am meisten ausgesetzte Nordseite, waren soweit ausgetrocknet, daß die Anwesenheit von Schichtenstörungen mir nicht hätte verborgen bleiben können. Ihr Fehlen beweist, daß das Sphagnetum, von dem die Leiche bedeckt war, erst nach deren Niederlegung entstanden ist. Andererseits aber läßt der treffliche Erhaltungszustand der Leiche darauf schließen, daß sie von vornherein dauernd unter völligem Luftabschluß gelegen haben muß. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen?

Während der Rumpf der Leiche mitsamt den Armen und Beinen frei auf der Moorfleischschicht lag, war von den Händen und Füßen zunächst nichts zu bemerken gewesen; sie stakten in dem Moorfleisch.

Die einzig mögliche Erklärung für diesen Befund ist, daß die Leiche in einen Wassertümpel („Kolk“ oder „Meer“) versenkt wurde, dessen Boden mit

Wollgras bestanden war, das während einer vorausgehenden Trockenperiode auf dem Moor sich angesiedelt hatte. Indem sich die Hände und Füße in dieses Wollgras verstrickten, wurde die Leiche am Boden des Gewässers festgehalten, so daß sie infolge des Luftabschlusses und der konservierenden Einwirkung des an Humus Säuren reichen moorigen Wassers vor dem Zerfall, den ein Wiederauftreiben der Leiche zur Folge gehabt haben würde, bewahrt blieb. Indem der Kolk sodann allmählich zuwuchs, entstand der Moostorf, von dem die Leiche bei ihrer Bloßlegung bedeckt war¹⁾.

So sorgsam der Entdecker der Leiche, der Torfarbeiter Sr. Roggemann, bei deren Freilegung zu Werke gegangen war, so hatte er doch der Versuchung nicht widerstehen können, sie aus der Rückenlage auf die Seite zu drehen, hatte sie aber auf Veranlassung von Herrn Sandstede im weiteren unberührt gelassen.

Bei unserer Ankunft lag die Leiche auf der linken Seite. Dabei zeigte es sich, daß die Unterarme auf dem Rücken zusammengebunden waren; die Hände fehlten. Sie waren beim Umdrehen des Körpers an den Handgelenken abgerissen, indem sie in dem unterlagernden Wollgrastorf stecken geblieben waren. Roggemann hatte gleich versucht, sie aus dem Torf herauszugraben und hatte auch nach seiner Aussage eine größere Zahl von Knochen zutage gefördert. In unserer Gegenwart holte er noch einen Handwurzelknochen hervor. Von den übrigen Knochen, die er auf den Rand der Grube gelegt hatte, fanden sich noch einige Handwurzelknochen und Mittelhandknochen vor; außerdem waren zwei gut erhaltene Fingernägel vorhanden. Die Mehrzahl der Knöchelchen waren wohl am Abend vorher im Torf vertreten oder zum Teil wohl auch als „Andenken“ von unberufener Seite mitgenommen worden, da auf die Kunde von dem Fund die Menschen aus der Nachbarschaft scharenweise herbeigeströmt waren.

Roggemann war auf die Anwesenheit der Leiche dadurch aufmerksam geworden, daß er beim Torfgraben auf unerwarteten Widerstand stieß und Knochen und größere und kleinere Stücken von Pelz zutage kommen sah. Erstere erwiesen sich bei der späteren Untersuchung als Unterschenkelknochen, letztere als Teile eines Kragens²⁾ aus Kalbfell, der beim Graben zerstochen war. Einer der größeren Lappen, der einen Teil des Halsauschnittes darstellt, ist am inneren Rand mit einer fortlaufenden Reihe von Ösen versehen, einer Dorrichtung, die augenscheinlich zum Durchziehen einer Schnur gedient hat. Letztere ist nicht mehr vorhanden. An der letzten jener Ösen befindet sich aber ein kurzes, mit einem Knoten versehenes Ende eines schmalen Lederstreifens, der möglicherweise einen Teil der Schnur ausgemacht hat.

Wie Roggemann sagte, sind die Unterschenkel und Füße mit diesem Kragen zusammengebunden gewesen. Ich halte diese Angabe für durchaus glaubwürdig; brauchte doch nur der Halsauschnitt des Kragens um die Unter-

¹⁾ Wie der Vorgang der Dermoorung eines Kolks sich vollzieht, kann man bei dem im Kayhauser Moor, nicht fern von der Fundstelle der Leiche belegenen „großen Engelsmeer“ beobachten, in das von der Nordseite her eine Moosdecke sich vorschiebt.

²⁾ Aus den vorgefundenen größeren Stücken läßt sich der Kragen noch ziemlich vollständig zusammensehen. Nach einem Versuch von Herrn Professor Dr. Hahné, der auf meine Mitteilung von dem Fund sofort herbeigeeilt war, hat der Kragen eine Breite gehabt, die zum Bedecken der Schultern ausreichend war. Leider war Herrn Hahnés Zeit so kurz bemessen, daß er eine nähere Untersuchung des Gesamtbefundes hier an Ort und Stelle nicht vornehmen konnte. Seinem Wunsche, ihm die Leiche nach Halle zur Untersuchung nachzusenden, glaubte ich nicht stattgeben zu dürfen, da nach meiner Überzeugung die Leiche den Hin- und Rücktransport ohne schwere Schädigungen nicht überstanden haben würde.

schenkel gelegt und die Schnirrenvorrichtung fest zugezogen zu werden, um die Fesselung zu bewerkstelligen. Zudem fand ich in einem größeren Plaggen von „Moorfleisch“ in ziemlicher Vollzähligkeit die Knochen beider Füße, so die beiden leicht kenntlichen Fersebeine, dicht beieinanderliegend nebst 3 Fußnägeln und dazwischen zahlreiche kleine Pelzseken. Ich schließe aus diesem Befund, daß letztere von dem unteren um die Füße gewickeltem Ende des Pelztragens herrühren, das beim Torfgraben einen starken Widerstand entgegensetzte und daher im Eifer kurz und klein gestochen wurde.

Bevor wir die Leiche aus der Torfgrube heraus hoben, ließ ich sie in ihre ursprüngliche Rückenlage zurückbringen, um sie von oben her in situ zu photographieren. Infolge der sehr ungleichen Lichtverteilung in der Ausschachtung ist das Bild, das erzielt wurde, zwar nur mäßig ausgefallen, doch läßt es das, worauf es mir zunächst ankam, mit hinreichender Deutlichkeit erkennen:

Der nackte Körper hebt sich durch seine helle Farbe von der dunklen Umgebung scharf ab. Der rechte Arm ist bis zum Ellenbogengelenk sichtbar; der nach rückwärts gebogene Unterarm ist vom Körper verdeckt. Undeutlicher

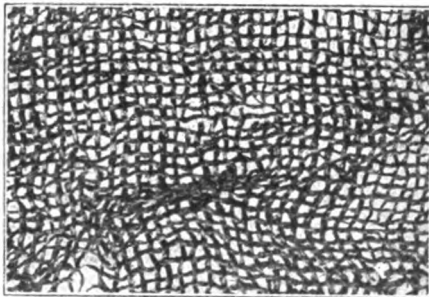


Abb. 1. Kayhausen, Oldenburg.

ist die Lage des linken Armes. Von den gerade ausgestreckten Beinen sind nur die Oberschenkel erhalten. Von der unteren Hälfte des rechten Oberschenkels haben sich die Weichteile losgelöst, so daß hier der Oberschenkelknochen frei zutage liegt.

Zwei undeutliche Knäuel, die wir an der linken Kumpfseite bemerken, sind Zeugreste, die sich beim Auseinanderwirren als ein sehr grobes und ein etwas feineres Wollgewebe von sackleinartigem Aussehen erwiesen (Abb. 1). Beide Ge-

webe sind in Leinwandbindung hergestellt. Ein größeres Stück des feineren Gewebes scheint von einem Kittel herzurühren, worauf ein durch Beschlängen hergestellter Wulst hindeutet, der eine Art Taille darstellt. Die Säume sind ebenfalls durch Beschlängen hergestellt. Das gröbere Gewebe ist mit einem großen, ungemein groben Stopf versehen, der den Hosensboden geziert haben mag; im übrigen läßt es nicht erkennen, zu welcher Art Kleidungsstück es gedient hat.

Das gröbere Gewebe hat, wie Roggemann berichtete, zusammengetnäuel im Nacken der Leiche gelegen.

Das andere war bei der Besichtigung teilweise schalartig zusammengefaltet. Ein Stück Gewebe von derselben Beschaffenheit ist, wie in der Photographie erkennbar ist, wie ein Schal um den Hals geschlungen. Von hier soll der schalartig zusammengefaltete Teil des Gewebes über die Vorderseite des Körpers durch die Beine hindurch und wieder über den Rücken zurück nach der Halsumwicklung hinauf geführt gewesen sein. Beim Hantieren mit der Leiche war dieser Gewebestreifen beiderseits, vorn und hinten, nahe am Hals abgerissen. Von den beiden übrigebliebenen Zeugenden hängt das eine in der Mitte über den Rücken herab, während das andere, das vordere, in der Photographie nach rechts zur Seite hin absteht (Abb. 2). Der Befund ist jedenfalls ein solcher, daß kein Grund vorliegt, die Angaben Roggemanns in Zweifel zu ziehen. Man könnte versucht sein, diese Vorrichtung mit der

obenerwähnten Fesselung der Arme in Zusammenhang zu bringen; doch ist sie von dieser vollkommen unabhängig. Ihr offensichtlicher Zweck ist es gewesen, beim Fortschaffen der Leiche als Handhabe zu dienen.

Die Fesselung ist in der Weise bewerkstelligt, daß aus einem Teil des feineren Gewebes ein Strick gedreht worden ist, der zum Zusammenbinden der auf den Rücken gelegten Unterarme benutzt und mittels seiner beiden freien Enden am Hals befestigt wurde. In der Photographie ist letzteres nicht zu erkennen, da die Fessel am Hals durch die darüber liegende schalartige Umwicklung verdeckt ist. —

Um nichts zu versäumen, was zur wissenschaftlichen Auswertung unseres seltenen Fundes mir dienlich erschien, bat ich Herrn Landesarzt Obermedizinalrat Dr. Schläger, eine Besichtigung der Leiche vorzunehmen. Herr Schläger kam meinem Wunsche bereitwilligst entgegen und ließ mir zudem über den Leichenbefund einen eingehenden Bericht zukommen. Ferner wandte ich mich an Herrn Regierungsrat Dr. Ephraim mit der Bitte um sein fachmännisches Urteil über die Herstellungsart des bei der Leiche vorgefundenen Wollgewebes. Herr Ephraim hat sich dazu in dankenswerter Weise in einem eingehenden Bericht geäußert, dem ich folgendes entnehme:

„Das Gewebe der Moorleiche stellt sich bei der Untersuchung der Abbindung von Kette und Schuß als das einfachste Gewebe dar, das möglich ist und das man in der heutigen Weberei-Lehre in der Regel als „Leinwandgewebe“ bezeichnet.

Auffallend bei den vorliegenden Stoffen ist, daß die Kettfäden viel stärker gesponnen und schärfer (also dauerhafter) gedreht sind, als die Schußfäden. Das läßt darauf schließen, daß man bereits der Erfahrung Rechnung trug, daß die Kette beim Weben mehr auszuhalten hat, als der Schuß.“

Diese verschiedene Spinnbehandlung von Kette und Schuß läßt Ephraim die Benutzung des wagerechten Webstuhls vermuten. —

Daß für den Aufzug der Moorleichenkleider in der Regel ein stärker gezwirntes Garn verwandt wurde, betont auch Mestorf (Moorleichen 1900, S. 32).

Aus dem Bericht des Herrn Dr. Schläger ist zu ersehen, daß die Leiche eines Knaben vorliegt, der, wie die mitgeteilten Einzelmaße ergeben, etwa 1,20 m groß gewesen ist. Dies entspricht der Größe eines 8—9jährigen Knaben.

Der naheliegende Gedanke, daß der Junge bei der Fesselung erdrosselt wurde, ist nach Herrn Dr. Schlägers Meinung wegen des Fehlens einer Strangulationsfurche unbedingt von der Hand zu weisen. Wie Herr Schläger



Abb. 2. Kayhausen, Oldenburg.

mündlich sich äußerte, müßte in Anbetracht des trefflichen Erhaltungszustandes der Haut eine solche Marke deutlich erkennbar sein, falls der Tod durch Erdrofflung herbeigeführt worden wäre. Die gänzliche Abwesenheit von Zeichen der Strangulation lasse vielmehr darauf schließen, daß das Leben bereits erloschen war, als die Zeugschlinge um den Hals gelegt wurde. Überdies lassen drei am Hals befindliche, dicht nebeneinander liegende Wunden nahe am Schlüsselbein keine Zweifel aufkommen, daß der Junge erstochen worden ist. Herr Schläger machte den Vorschlag, eine mikroskopische Untersuchung der Wundränder vorzunehmen, um festzustellen, ob ein Bluterguß in die umliegenden Gewebe stattgefunden habe. Hiermit würde der unanfechtbare Beweis geliefert sein, daß die Verletzungen bei Lebzeiten erfolgt sind. Der Fall liegt indessen so sonnenklar zutage, daß von einer solchen Untersuchung abgesehen werden darf. Da die Wunden von der Zeugschlinge völlig verdeckt sind, diese aber keine von Messerstichen herrührende Beschädigungen aufweist, so erhellt, daß die Fesselung erst nach der Ermordung, erfolgt sein kann.

Der Bericht sei noch dahin ergänzt, daß die Haut der Bauchdecke eine Beschädigung, wie von einem Stoß herrührend, aufweist, die nach ihrer Beschaffenheit schon vorhanden gewesen sein muß, bevor die Leiche aufgedeckt wurde. Ferner ist zu beachten, daß der rechte Oberarmknochen mitten durchgebrochen ist, und daß die zersplitterten Enden der beiden Bruchstücke durch die Haut hindurch gedrungen sind. Da die Knochen in ihrem jetzigen Erhaltungszustand zu weich sind, um die noch recht feste, widerstandsfähige Haut durchbohren zu können, so muß der Knochenbruch schon vor der Versenkung der Leiche entstanden sein. — Das Gehirn ist in eine feinkörnige, gelblichweiße Masse umgewandelt.

Um die Leiche in einem für spätere Untersuchungen brauchbaren Zustand zu erhalten, wurde sie nach einem von Herrn Professor Dr. C. A. Weber mitgeteilten Rezept (1 l reines Glycerin und $\frac{1}{4}$ l 40%iges Formaldehyd auf 10 l Wasser) als Naßpräparat konserviert.

Die ursprünglich nahezu weiße Haut hat im Laufe der wenigen Tage, die zum Transport und zur Untersuchung der Leiche erforderlich waren, eine dunkelbraune Farbe angenommen. Zur Erhaltung der ursprünglichen Hautfarbe wäre es vielleicht zweckmäßig gewesen, die Leiche, um sie gegen die Einwirkung der Luft zu schützen, bis zur Beschaffung der Konservierungsflüssigkeit in Moorwasser aufzubewahren. Der ausgezeichnete Erhaltungszustand der inneren Organe wird aufs beste durch eine Photographie veranschaulicht, auf deren Wiedergabe hier leider aus Sparsamkeitsrücksichten verzichtet werden muß. Sie stellt einen Teil des Dickdarmes und des Gefäßes dar, worin im durchscheinenden Licht die Blutgefäße mit größter Deutlichkeit hervortreten. Für histologische Untersuchungen und für Untersuchungen des Magen- und Darminhalts dürfte die Leiche ein recht brauchbares Objekt abgeben. Der Verdauungstraktus ist in seiner ganzen Länge erhalten und durch den Druck der die Leiche überlagernden Torfmassen völlig plattgedrückt, so daß er wie gebügelt aussieht. Außerlich erscheint der Körper nur wenig zusammengedrückt. Ein von oben nach unten an der Vorderseite des Körpers herablaufender Riß, durch den die Brust- und Bauchhöhle wie durch einen „unregelmäßigen Sektionschnitt“ freigelegt sind, ist offenbar durch den Druck der im Körperinnern sich entwickelnden Gase verursacht worden.

Beachten wir noch die Lage und den Verlauf einer Stichwunde am linken Oberarm, die augenscheinlich von einem breiten Messer herrührt, so gewinnen wir von dem Mord ein anschauliches Bild. Die Wunde sitzt hinten im

Deltamustel, durch den das Heben des Armes bewirkt wird. An ihrem Verlauf „von außen oben nach innen unten“ erkennen wir, daß der Arm in gehobener Stellung sich befand, als er den Messerstich erhielt; denn bei hängender Armstellung müßte, falls der Mörder den Stoß mit der rechten Hand ausführte, die Wunde in umgekehrter Richtung — von innen oben nach außen unten — verlaufen. Die nach dem Hals gerichteten Stiche müssen sehr schnell aufeinander gefolgt sein; sonst könnten sie nicht so dicht beieinander liegen.

In dem Leichenfund spiegelt sich der Mord in seinen einzelnen Phasen so getreu wieder, als hätte der ganze Vorgang sich vor unseren Augen abgespielt. Aus der Lage und dem Verlauf der Armwunde schließe ich, daß der Angegriffene mit dem hochgehobenen linken Arm Gesicht und Hals zu schützen suchte und die tödlichen Stiche in den Hals in dem Augenblick erhielt, als der verwundete Arm kraftlos niedersank.

Nun die unselige Tat geschehen, packt den Mörder das Grauen vor der Rache seines Opfers. Er reißt demselben das Zeug vom Leibe, um den Toten damit zu fesseln, damit er nicht wiederkehre und ihn nachhole. Größerer Sicherheit halber bricht er ihm obendrein den rechten Oberarmknochen, um ihm so das Lösen seiner Fesseln unmöglich zu machen. Um den Ermordeten zu bannen, schleppt der Verbrecher die Leiche mit Hilfe der oben beschriebenen Tragvorrichtung ins Moor hinaus, wirft sie in einen Wassertümpel und drückt sie, wie die Verletzung der Haut der Bauchdecke vermuten läßt, mittels einer Stange in das den Boden des Gewässers bedeckende Wollgras hinein, so daß sie sich mit Händen und Füßen darin verstrickt und ihrem Wiederaufstreiben vorgebeugt ist. Die an der Lagerstelle der Leiche bemerkte schwachmuldenförmige Vertiefung in dem Wollgrastorf deutet ebenfalls darauf hin, daß die Leiche gewaltsam zu Boden gedrückt wurde. Das zur Fesselung und Herstellung der Tragvorrichtung nicht benutzte Zeug, das im Nacken der Leiche angetroffen wurde, mag unter den nur lose um den Hals gelegten schalartigen Streifen gestopft gewesen sein, um zugleich mit der Leiche beseitigt zu werden, damit es dem Mörder nicht zum Verräter werden könnte.

Sicher datierbare Begleitfunde, die zur Altersbestimmung der Leiche dienen könnten, wurden nicht angetroffen. Die aus Schafwolle bestehenden sackleinenartigen Gewebe sind von derselben einfachen Herstellungsart, wie sie von jeher bis auf den heutigen Tag in der Leinwandfabrikation üblich gewesen ist.

Herr Professor Weber äußert sich über die zeitliche Stellung der Leiche auf meine diesbezügliche Anfrage:

„Die Zwischenahnsche Moorleiche befand sich 1,20 m unter der jetzigen durch Brandbau um 50—60 cm erniedrigten Oberfläche des seit Jahren entwässerten jüngeren Bleichmoostorfes, 30 cm über dem Grenzhorizont. Die Zeit der Einbettung der Leiche in dem Moore liegt nach der sich ergebenden Berechnung 1700—1800 Jahre zurück, fand also zwischen den Jahren 100 bis 300 nach Chr. statt.“

Aus den von mir geschilderten Sundumständen glaube ich schließen zu dürfen, daß die Leiche in einem Wassertümpel gelegen hat, der nach einer kürzeren Trockenperiode infolge erneuter stärkerer Niederschläge auf dem mit Wollgras bedeckten Moor sich gebildet hatte und hinterher vermoorte. Die Versenkung der Leiche muß demnach in der Zwischenzeit erfolgt sein, die zwischen der Bildung der Wollgrasschicht und des diesem auflagernden Moostorfes gelegen ist. Nehmen wir an, daß die Vermoorung des Gewässers alsbald

nach der Versenkung der Leiche ihren Anfang nahm, so würden obiger Berechnung gemäß 1700—1800 Jahre als das Mindestalter unserer Moorleiche anzusehen sein.

Die Versenkung kann aber auch sehr viel früher stattgefunden haben; denn wie die in den Mooren noch heutigentags vorhandenen „Meere“ Überreste von Wasseransammlungen aus mehr oder weniger weit zurückliegenden Zeiten darstellen, so kann auch das „Meer“, worin der Ermordete versenkt wurde, schon lange Zeit bestanden haben, bevor die Vermoorung einsetzte.

Wenn es sich feststellen ließe, wann die Grenzhorizontzeit endete, brauchten wir nur die Zahl der Jahre, die zur Bildung des Torfes von der Oberkante des Grenzhorizontes bis zur Oberkante des Wollgrastorfes erforderlich war, von der Zahl der Jahre, die das Ende der Grenzhorizontzeit zurückliegt, abzuziehen, um das Höchstalter der Leiche zu ermitteln.

Einen Fingerzeig für die Altersbestimmung der Oberkante des Grenzhorizontes bietet uns im Verein mit dem Bohlweg IV Prejawas der Moorleichenfund von Obenaltendorf ¹⁾.

Zwei bei dieser Leiche gefundene Silberkapseln lassen schließen, daß die Versenkung frühestens um 200 nach Chr. erfolgt sein kann.

Wie C. A. Weber nachgewiesen hat, „ist der Horizont jenes Bohlweges derselbe, von dem aus die Moorleiche von Obenaltendorf eingegraben ist ²⁾“.

Mithin gehört wie diese, auch der Bohlweg dem 3. Jahrh. nach Chr. an. Der Bohlweg „liegt noch im unteren Drittel des jüngeren Torfes, aber bereits 0,80 m über dem Grenzhorizont“.

In der oben mitgeteilten Berechnung von Weber bezüglich des Alters der Kayhauser Leiche ist die Zeitdauer für das Heranwachsen einer 10 cm mächtigen Moostorfschicht auf 100 Jahre veranschlagt. Da nun die Mächtigkeit des Torfes zwischen Bohlweg und Grenzhorizont 80 cm beträgt, so würde das Ende der Grenzhorizontzeit 800 Jahre hinter der Erbauung des Bohlweges zurückliegen, und da dieser dem 3. Jahrh. nach Chr. angehört, so würde die Grenzhorizontzeit im 5. Jahrh. vor Chr., also vor etwa 2500 Jahren, ihr Ende erreicht haben. Wenn des weiteren die Zeitdauer, die zur Bildung der 30 cm mächtigen Moostorfschicht einschließlich des 10 cm mächtigen Wollgrastorfes im Liegenden der Kayhauser Leiche auf 400 Jahre veranschlagt werden darf, so beträgt das Höchstalter der Leiche 2500—400 = 2100 Jahre, während das Mindestalter auf 1700—1800 Jahre geschätzt werden konnte. Im Mittel ergibt sich also ein Alter von annähernd 2000 Jahren. Eine genauere Berechnung ist nicht möglich. Nur so viel dürfen wir mit einiger Sicherheit aus den Fundumständen entnehmen, daß der Mord um die christliche Zeitwende, vielleicht auch etwas früher oder später begangen worden ist.

II. Wann endete die Grenzhorizontzeit?

Um das Höchstalter der Kayhauser Leiche — d. h. den Zeitpunkt zu ermitteln, wann frühestens ihre Versenkung erfolgte, mußten wir uns zunächst über die Frage klar werden, wann die säkulare Trockenperiode, die dem Grenz-

¹⁾ H. Hahne, Die Moorleiche von Obenaltendorf, Kr. Neuhaus a. d. O. Vorzeitfunde aus Niedersachsen. VI. Lief. 4/5.

²⁾ H. Hahne, Die geologische Lagerung der Moorleichen und Moorbrüden als Beitrag zur Erforschung erdgeologischlicher Vorgänge der Nachzeit. Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle. Bd. 1, Heft 1, Halle 1918. S. 16.

horizont sein Gepräge verliehen hat, endete. Wir fanden, daß dieser Fall vor etwa 2500 Jahren eintrat; sonach würde das Ende der Grenzhorizontzeit mit dem der Bronzezeit zusammenfallen.

Dagegen folgert Hahne ¹⁾ aus dem Leichenbefund von Obenaltendorf auf Grund besonderer „Gleichungen“, die er zwischen Hochmoor und Flachmoor glaubt aufstellen zu können, daß jene Trockenperiode noch jahrhundertlang während der Eisenzeit bestanden hat und erst gegen das 3. Jahrhundert nach Chr. zum Abschluß gelangte.

Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß die „Gleichungen“, worauf Hahne fußt, unzulässig sind.

Der Übergangstorf im Liegenden der Leiche und der darunter lagernde Schilfstorf sollen den unteren Schichten des oberen Hochmoortorfes, die in Begleitung des Schilfstorfes vorkommenden Holzreste einem Teil des Grenzhorizontes der Hochmoore gleichzustellen sein.

Der Verfasser hat übersehen, daß im Gegensatz zum Grenzhorizont, der seine Entstehung einer einmaligen säkularen Trockenperiode verdankt, die Bildung von Übergangstorf und Schilfstorf mit Holzresten bei den verschiedenältrigen Mooren zu verschiedenen Zeiten sich vollzogen hat und bei den im Werden begriffenen Flachmooren unter unseren Augen noch ständig vor sich geht.

Hahnes Zeitbestimmung sind also falsche Voraussetzungen zugrunde gelegt, so daß sich von vornherein schwere Bedenken dagegen geltend machen.

Der beste Beweis, daß die von Hahne versuchte Datierung nicht richtig sein kann, ist die Unhaltbarkeit der Schlußfolgerungen, zu denen sie folgerichtig hinführt.

Nach Tacitus war es bekanntlich altgermanischer Rechtsbrauch, gewisse Verbrechen, wie Feigheit und Sittenlosigkeit damit zu bestrafen, daß der Schuldige im Sumpf oder Moor versenkt wurde.

Wenn aber, wie Hahne meint, die Trockenperiode noch zu Beginn unserer Zeitrechnung bestanden hat, so müßten wir jene Angabe von Tacitus als irrig verwerfen; denn wenn infolge einer langandauernden Trockenheit die Moore derzeit ausgedörrt gewesen wären und wenn anstelle der zugrunde gegangenen Torfmoose eine dichte Decke von Wollgras und Heide sie bekleidet hätte, so wäre eine Versenkung menschlicher Körper in der von Tacitus geschilderten Weise nicht möglich gewesen. Die säkulare Trockenperiode kann mithin nicht bis in den Beginn der christlichen Zeitrechnung angedauert haben; sie muß vielmehr Jahrhunderte vorher schon vorüber gewesen sein, damit der Moostorf von neuem zu einer solchen Mächtigkeit anwachsen konnte, wie sie zur Ausübung jenes Strafverfahrens Vorbedingung war. Überdies hat sich, wie es bei Meßtorf heißt, die Kunde von jenem Rechtsbrauch in alten Liedern und Sagen bis auf den heutigen Tag erhalten „selbst in Ländern, wo noch kein solches Opfer aus dem Moore zutage gekommen ist.“ Es liegt also kein Grund vor, die Angabe des Tacitus, die von verschiedenen Seiten bestätigt wird, irgendwie in Zweifel zu ziehen, wozu wir genötigt sein würden, wenn wir uns zu der Auffassung Hahnes bekennen wollten.

Vollends unvereinbar mit dieser ist die Bekanntschaft der Römer mit unseren Bohlwegen, durch die unsere Moore überbrückt wurden.

Die Moorbrücken des älteren Sphagnetums konnten den Römern nicht bekannt sein, da sie zur Zeit der Römerkriege von dem heranwachsenden Moor schon längst überwuchert waren, so daß sie nicht mehr sichtbar, geschweige denn

¹⁾ Die Moorleiche von Obenaltendorf, Kr. Neuhaus a. d. O. Vorzeitfunde aus Niedersachsen. VI. Lieferung 4/5, S. 41.

passierbar waren. Vom Standpunkt Hahnes also müßten die pontes longi von denen Tacitus spricht, dem Grenzhorizont angehören. In diesem aber sind Moorbrücken nicht zu erwarten, weil ein Moor, das mit einer festen, aus Wollgras und Heide bestehenden Pflanzendecke versehen ist, ohne Gefahr betreten werden kann, folglich auch nicht überbrückt zu werden braucht.

Moorbrücken, die im älteren sowohl wie im jüngeren Moostorf in Form von Knüppeldämmen und Bohlwegen in den verschiedensten Tiefenlagen vorkommen, fehlen im Grenzhorizont, wie Hahne auch selbst feststellt. Sobald aber mit dem Eintritt des Klimawechsels die Moore aufs neue zu Versumpfen begannen, wurde der Bau von Moorbrücken wieder aufgenommen, und zwar zunächst, wie im Aschener Moor bei Bohlweg II¹⁾ unter Benutzung der aus dem Sumpfe noch hervortretenden Bodenerhebungen, zwischen denen sie die Verbindung herstellten. Wenn sie an solchen Stellen hie und da dem Grenztorf eingebettet sein sollten, so kann diese Lagerung sowohl absichtlich zum Ausgleich größerer Steigungen veranlaßt worden, wie auch auf natürlichem Wege zustande gekommen sein, indem die Grenzvegetation, die an den höher gelegenen, verhältnismäßig trockenen Stellen weiter gedeihen konnte, die Brücke überwucherte. Vollständig vom Grenztorf eingeschlossene Moorbrücken gibt es nicht.

Die pontes longi, die zur Zeit der Römerkriege in Gebrauch waren, können demnach nur dem oberen Sphagnetum angehört haben, und sie liefern somit den unumstößlichen Beweis, daß zu Beginn unserer Zeitrechnung ein oberes Sphagnetum bereits vorhanden, die Grenzhorizontzeit also vorüber war.

Nach den Untersuchungen Sernanders²⁾ erfolgte zu Beginn der Eisenzeit ein derartiger Klimasturz, daß dadurch der Weizenbau in Skandinavien vernichtet wurde. Das Ende der Grenzhorizontzeit fällt also hiernach — in vollster Übereinstimmung mit dem Ergebnis meiner Berechnung — mit dem der Bronzezeit zusammen.

III. Rätsel des Moorleichenproblems.

Bei den Moorleichenfunden ist eine Reihe von Erscheinungen zutage getreten, die Johanna Mestorf³⁾ als „rätselhaft“ bezeichnet, weil „plausible“ Erklärungen dafür bislang nicht gefunden werden konnten. Wir wollen versuchen, auf Grund unserer bei der Kayhauser Leiche gemachten Wahrnehmungen und des Befundes einer anderen Moorleiche, die im April 1920 im Dehner Moor in Oldenburg aufgedeckt wurde, die Rätsel des Moorleichenproblems nach Möglichkeit zu lösen.

Leider habe ich den lehterwähnten Fund nicht bergen können, weil ich zu spät Kunde davon erhielt.

Die Leiche ist von den Torfarbeitern beim Suchen nach Wertgegenständen, die man dabei vermutete, völlig zerstückt worden. Auf Veranlassung der Gendarmerie wurden sodann die Überreste in einer Kiste auf dem Kirchhof von Altenoythe vergraben. Die Stelle konnte mir nicht genau genug

¹⁾ Prejawa, Die pontes longi im Aschener Moor und in Wellinghausen. Mitt. d. Der. f. Gesch. u. Landesk. von Osnabrück. XIX. 1894.

²⁾ R. Sernander, Die geologische Entwicklung des Nordens nach der Eiszeit. Bericht von G. Kossinna, Mannus IV, S. 417.

³⁾ Moorleichen. 42. und 44. Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel 1900 und 1907.

bezeichnet werden, so daß ein Versuch, die Kiste wieder auszugraben, keinen Erfolg hatte. Nach dem Gendarmeriebericht und den übereinstimmenden Aussagen mehrerer Augenzeugen, die ich getrennt voneinander ausgefragt habe, stellt sich der Befund folgendermaßen dar:

Es handelte sich um die Leiche eines Mannes von auffälliger Größe (über 2 m). Die Fundstelle liegt auf halbem Wege zwischen Edewecht und Altenoythe. Die Leiche lag im oberen Sphagnetum in einer Tiefe von etwa 1 m, die Füße lagen etwa 20 cm tiefer als der Kopf. Dieser war nach Süden, nach Altenoythe zu gerichtet, das Gesicht war nach unten gefehrt, die Beine waren gerade ausgestreckt, während die Arme seitwärts nach vorn hin ausgebreitet waren. Beide Hände hielten ein Büschel blühender Heide umklammert. Die Leiche war unbekleidet; Begleitfunde wurden trotz allen Suchens nicht ange-
troffen, „nicht ein einziger Knopf“.

Beachtenswert ist die Wahrnehmung, daß das Gebiß sich in besonders gutem Erhaltungszustand befand. Während bei der Kayhauser Leiche vom Gebiß nur noch ein Badenzahn übriggeblieben ist, und dieser sich so weich anfühlt wie Kautschuk, fehlt bei der Dehner Leiche nur ein einziger Zahn, der schon zu Lebzeiten gefehlt haben muß, weil sonst die übrigen Zähne nicht so gut hätten erhalten sein können. Im Gegensatz zu den Zähnen sind bei der Kayhauser Leiche die Ober- und Unterkieferknochen noch so gut erhalten, daß die Alveolen scharf umrissene Knochenränder aufweisen, während die Zähne vollständig aus ihnen verschwunden sind.

Daraus ist ersichtlich, daß die Zahnsubstanz gegen die auflösende Einwirkung der Moorsäuren wenig widerstandsfähig ist. Der gute Erhaltungszustand der Zähne der Dehner Leiche läßt daher darauf schließen, daß diese bei weitem nicht so lange wie die Kayhauser Leiche im Moor gelegen hat. Wenn ferner im Gegensatz zu letzterer bei der Dehner Leiche die Gesichtszüge besonders gut zu erkennen waren, so spricht dies dafür, daß der Zeitpunkt des Versinkens nicht sehr weit zurückliegen kann. Die Gesichtszüge sollen so deutlich erkennbar gewesen sein, daß man hiernach das Alter des Mannes auf 40 bis höchstens 60 Jahre glaubte schätzen zu können. Der zugestukte Bart war von einer Form, die hierzulande als Schifferbart oder Zimmermannsbart bezeichnet zu werden pflegt. Wie bei allen Moorleichen war das Haar von der bekannten rötlichen Farbe, die der Einwirkung der Moorfeuchtigkeit zuzuschreiben ist. Am Hinterkopf war infolge des Schwindens der Knochen das Gehirn sichtbar. Nach der Beschreibung zu urteilen, war der Erhaltungszustand des Gehirns, der Haut, der Knochen und Weichteile derselbe, wie bei der Kayhauser Leiche. Haut und Weichteile waren aber nur an der Vorderseite des Körpers noch vorhanden, an der Rückenseite fehlten sie vollständig, so daß hier die Knochen freilagen und man in das Körperinnere hineinsehen konnte. Ein „dicker Klumpen“ in der Körperhöhle wurde verschieden gedeutet — als Herz oder Leber. Sonst war von Eingeweiden nichts zu bemerken gewesen.

Aus dem Leichenbefund ist mit Sicherheit zu schließen, daß der Mann verunglückt ist. Als er mit dem einen Fuß einsank, zog er den anderen nach, und als er trotzdem tiefer sank, warf er sich nach vorn über, um einen tragfähigen „Bult“ zu erreichen. Er griff mit beiden Händen nach der auf dem Bult wachsenden Heide und versuchte, sich an dieser an den Bult heranzuziehen. Der Versuch mißlang, weil die Heidebüschel in dem losen Boden nicht fest genug wurzelten, um solch starkem Zuge standhalten zu können. Sie wurden aus dem Boden herausgerissen, und der Unglückliche war rettungslos verloren. Tagelang noch blieb die mit der Bauchseite in den Morast eingesunkene Leiche

an der Oberfläche liegen. Die freiliegende Rückenseite fiel der Verwesung anheim, während an der Vorderseite, die durch das sie umhüllende Moor der Einwirkung der Luft entzogen war, Haut und Weichteile erhalten blieben.

Es ist gesagt worden¹⁾, daß unter den Moorleichen Verunglückte nicht vertreten sein könnten, weil deren Leichen wieder aufstreifen und an der Luft zerfallen müßten. Es könnten demnach nur Bestattete, Hingerichtete oder Ermordete in Frage kommen, deren Wiederaufstreifen durch besondere Maßnahmen verhütet wurde, indem die Leiche mit Steinen beschwert oder durch eingerammte Pfähle am Boden des Moores festgehalten wurde. Bei der Dehner Leiche wurde nichts dergleichen angetroffen. Trotzdem kann keinerlei Zweifel obwalten, daß hier die Leiche eines Verunglückten vorliegt.

Da sie vor ihrem vollständigen Versinken teilweise verweßt war, so daß die Leibeshöhle keinen nach außen geschlossenen Hohlraum mehr bildete, worin eine Ansammlung von Zersetzungsgasen hätte stattfinden können, so fehlte die erste Vorbedingung für ihr Wiederhochkommen.

Daß aber auch „wohlerhaltene“ Leichen aus der Tiefe des Moores nicht wieder an die Oberfläche kommen, dafür bietet einen Beleg Nr. 41 des Mestorf'schen Verzeichnisses.

Neben dieser Leiche lagen drei Steine im Gewicht von 25 Pfund. Vermutlich ist die Leiche mit diesen Steinen beschwert gewesen, um ihr Versinken zu beschleunigen; aber obwohl die Steine von der Leiche heruntergeglitten sind, ist diese nicht wieder hochgetrieben. Daraus folgt, daß das Moor selbst dem Wiederaufstreifen der Leichen genügenden Widerstand entgegensetzt.

Wer in eine Moosdecke einbricht, wie sie am „großen Meer“ im Kayhauser Moor entwickelt ist, dessen Leiche kommt sicherlich nicht wieder an die Oberfläche. So ist nach Familienüberlieferung vor einer längeren Reihe von Jahrzehnten im Moor bei Altenoythe in der Nähe eines „Meeres“ ein Schäfer bei dem Versuch, ein in Gefahr geratenes Schaf in Sicherheit zu bringen, vor den Augen eines anderen Schäfers versunken und spurlos verschwunden geblieben, trotzdem man die Stelle, wo der Unglücksfall sich ereignete, genau kannte. Und wie die bei der Dehner Leiche festgestellten Sundumstände unzweideutig erkennen lassen, daß es sich um einen Verunglückten handelt, so läßt auch die Kinderleiche, die im Mögelmoor bei Jeeling in Jütland (Mestorf Nr. 24) in fast aufrechter Stellung dicht unter der Oberfläche aufgefunden wurde, schwerlich eine andere Deutung zu.

Mestorf rechnet das Vorkommen von Kinderleichen zu den „rätselhaften Erscheinungen“. Ich kann nichts „Rätselhaftes“ darin finden. Sie können wie die Kayhauser Kinderleiche entweder absichtlich beseitigt worden sein, oder das Kind ist im Moor verunglückt.

„Rätselhaft“ ist für Mestorf „die bisher unerklärte“ Erscheinung — für die auch Hähne keine Deutung gibt, — daß die Moorleichen mitunter nackt sind, während andere in voller Bekleidung angetroffen werden. Die Lösung dieses Rätsels liegt meines Erachtens sehr nahe.

Die erhalten gebliebenen Kleidungsstücke bestehen aus Wolle oder Fell. Leinen wurde niemals angetroffen. Ich folgere hieraus, daß die nackten Moorleichen ursprünglich in Leinen gekleidet waren und daß dieses im Laufe der Zeit von dem saurehaltigen Moorbwasser zerstört wurde.

Bei der Wollkleidung der Moorleichen von Damendorf und von Mooslund waren, wie Mestorf berichtet, die Nähfäden nicht mehr vorhanden; im erst-

¹⁾ H. Hähne, Die geologische Lagerung der Moorleichen und Moorbrüden. Veröff. d. Prov.-Mus. zu Halle Bd. I, H. 1, 1918, S. 10.

genannten Falle war aber noch „jeder Stich deutlich sichtbar“. Die Verfasserin mutmaßt daher, daß das Nähgarn von einer anderen Substanz gewesen (etwa von Flachs?), die von der Moorsäure aufgelöst wurde.

An einem der Torsberger Mäntel gewährte Nestorf „in durchaus regelmäßiger Wiederholung nach je 2 Einschußfäden eine Lücke. Daß diese einst ausgefüllt gewesen, sieht man an den Eindrücken, welche die jetzt nicht mehr vorhandenen Fäden auf der Kette hinterlassen.“ Nestorf nimmt an, „daß je 2 Wollfäden und 2 Fäden von Leinengarn wechselten, das von dem Moorwasser zerstört wurde, wie das Nähgarn an dem Damendorfer Beinkleid“.

Daß durch diese Beobachtungen die Verwendung von Leinensfäden zum Weben, wie zum Nähen in hohem Grade wahrscheinlich gemacht wird, dürfen wir ohne Bedenken annehmen.

Aus den Pfahlbaufunden der Schweiz wissen wir, daß dort schon in der jüngeren Steinzeit Leinwand hergestellt wurde und daß bereits in der Bronzezeit die Leinenweberei zu hoher Blüte gelangt war. Da nun der Norden mit dem Süden schon sehr frühzeitig in regem Verkehr gestanden hat, so ist es doch nicht gut denkbar, daß hierzulande Leinen noch bis spät in die Eisenzeit hinein nicht allgemein in Gebrauch gewesen sein sollte.

Daß Leinen tatsächlich im Norden bekannt war, und zwar schon in der jüngeren Bronzezeit, ist durch den Fund von Doldtofte auf Fünen verbürgt, über den C. Engelhardt in den *Arch. f. nord. Oldt.* 1868, S. 240 berichtet. Wenn bislang nicht mehr solcher Funde zutage gekommen sind, so ist das keineswegs ein Beweis, daß Leinen im nordischen Kulturkreis wenig benutzt wurde, sondern die große Seltenheit seines Vorkommens ist mir nach Obigem ein Zeichen, daß dieser Stoff, der im säurefreien Wasser der Schweizer Seen so trefflich sich gehalten hat, im Erdboden leicht vergeht und nur unter besonders günstigen Bedingungen vor gänzlicher Zerstörung bewahrt bleibt. In dem vorerwähnten Falle wurde das Leinen in einem Bronzeimer gefunden, so daß der Gedanke nahe liegt, seine Erhaltung dem Einfluß der Bronze zuzuschreiben, wie diese ja auch auf Knochen einen konservierenden Einfluß ausübt. Auf einem etwa 1000—1500 Jahre alten Gräberfeld in Ostpreußen beobachtete A. Götz¹⁾, „daß die Skelette spurlos verschwunden waren mit Ausnahme derjenigen Knochenteilchen, welche unmittelbar neben Bronze gelegen hatten und so konserviert wurden; so waren z. B. Teile vom Unterarmknochen genau so weit erhalten, als sich die umschließenden manschettenartigen Spiralarmsringe erstreckten.“

Wollten wir aus jenem nur vereinzeltten Fund schließen, daß Leinen hier im Norden so gut wie gar nicht benutzt wurde, so könnte man mit demselben Recht behaupten, daß im Süden trotz der dort betriebenen Schafzucht Wollzeug nicht getragen wurde, weil solches unter den Pfahlbaufunden nicht vertreten ist. Der Gegensatz erklärt sich durch das verschiedenartige Verhalten der Stoffe zum säurefreien und säurehaltigen Wasser.

In unseren Hochmooren sind Hornscheiden vom Hausrind ungemein häufig; die Knochenzapfen jedoch sind niemals erhalten²⁾.

Die auflösende Wirkung, die von den Moorsäuren auf Knochen ausgeübt wird, läßt sich bei den Hochmoorleichen Schritt für Schritt verfolgen. Dagegen hat das Haar — abgesehen von der Farbe — keine Änderung erlitten.

¹⁾ Neolithische Hügelgräber im Berlach bei Gotha. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. 1899. Berlin 1900. S. 9—16.

²⁾ C. S. Wiepken, Über Säugetiere der Vorzeit. Bericht über die Tätigkeit des Oldenburger Landesvereins für Altertumskunde IV, 1883, S. 129.

Umgekehrt sind unter den Pfahlbaufunden Tierknochen in großen Mengen vertreten, während von hornigen Substanzen nichts angetroffen wird. Wollzeug dürfen wir hier also gar nicht erwarten. Wenn auch im rauhen Norden im Gegensatz zum Süden naturgemäß die Wollkleidung bevorzugt wurde, so lassen uns doch die wiederholten Funde nackter Moorleichen vermuten, daß hierzulande Leinen ebenfalls getragen wurde.

Bei Derurteilten wäre es zwar denkbar, daß sie, wie Mestorf annimmt, vor der Hinrichtung entkleidet wurden; dieser Erklärungsversuch ist aber auf die weibliche Leiche von Bunsob nicht anwendbar.

Bei dieser nämlich befand sich „nur ein 59 cm langes Stück einer kunstvoll geflochtenen Wollschnur oder eines Zierbandes, welches in der Nähe des Halses lag¹⁾“. Mestorf weiß hierfür keine „plausible“ Erklärung zu geben. Zum Erdrosseln wäre die zierliche Schnur nicht verwendbar gewesen. „Denkbar“ ist es der Verfasserin, daß die Delinquentin daran an die Grube geführt worden sei. Wahrscheinlicher deucht es mir, daß das „Zierband“ den Schulterabschluß²⁾ eines Leinenkleides gebildet hat, das im Moor vergangen ist.

Meiner Auffassung, daß die nackten Moorleichen bei ihrer Versenkung in Leinen gekleidet waren, könnte man das Fehlen von Schuhen und Knöpfen entgegenhalten, weil solcherlei im Gegensatz zum Leinen einer gänzlichen Zerstörung nicht anheimgefallen sein könnte. Indessen bei den mehr oder weniger vollständig gekleideten Leichen hat man in den wenigsten Fällen Schuhe angetroffen, so daß das Barfußgehen Regel gewesen zu sein scheint. Zumal bei der sommerlichen Leinentracht ist daher das Fehlen von Schuhen ganz erklärlich. Die Büschel blühender Heide in den Händen der Dehner Moorleiche befunden, daß der Verunglückte zur Zeit der Heideblüte das Moor zu überschreiten versucht hat. Da nicht anzunehmen ist, daß er sich nackt auf den Weg gemacht hat, so muß er in Leinen gekleidet gewesen sein.

Knöpfe sind bei keiner einzigen Leiche angetroffen worden. Die Leiche von Neuenwalde (Nr. 37) war „bekleidet mit einem Gewand ohne Knöpfe und Knopflöcher“. Bei der Leiche von Mooslund (Nr. 25) war ebenfalls „von Knöpfen und Knopflöchern“ keine Spur vorhanden. Ohne Knöpfe ist auch die Hose der Leiche von Egel (Nr. 17), sie ist „nur mit einem Zuge von Riemen versehen, um sie an den Hüften festzuhalten“. Bei Nr. 1, 3 und 8 erwähnt Mestorf einen „Ledergurt“, bei 9 und 36 einen „Hüftgurt“, bei 42 einen „Gürtel“. Eine Jade aus Lammfell, die bei der weiblichen Leiche von Huldremoor in Jütland (Nr. 26) angetroffen wurde, „war auf der linken Schulter durch einen kunstvoll geknoteten Lederriemen zusammengehalten“.

Wie Lederriemen, so wird man statt Knöpfe zur Befestigung der Kleider auch Leinenbänder benutzt haben.

Die Abwesenheit von Knöpfen sowohl, wie von Schuhen kann uns demnach nicht hindern, das Vorkommen nackter Moorleichen mit der leichten Vergänglichkeit des Leinens in Verbindung zu bringen.

Das Vorkommen von Moorleichen mit ärmlicher Gewandung veranlaßt Mestorf zu der Frage: „Warum nahm man den zum Tode Derurteilten ihre guten Gewänder und ersetzte diese durch zerfetzte und geflickte, auf Armut und Elend hindeutende Kleider? War dies etwa eine Beschämung, eine Strafe, die altem Rechtsbrauch gemäß vollzogen werden mußte?“ — Aber, möchte ich dagegen fragen, bedarf es denn solcher Annahme? Liegt es nicht näher, daß die Hingerichteten nichts Besseres besaßen als die Lumpen, die sie

¹⁾ a. a. O. Ber. 44, S. 20.

²⁾ Vgl. unten Nr. 26.

auf dem Wege zur Richtstätte oder bei ihrer Ermordung am Leibe trugen? Wie ja auch bei der Kayhäuser Knabenleiche das ungemein grobe, aus schlecht gesponnenen, knotigen Wollfäden gewebte Zeug, das der Junge bei seiner Ermordung anhatte, auf bittere Armut hindeutet.

Wenn dagegen bei den Kleidern anderer Moorleichen nach Mestorfs Beschreibung die Gewebefäden so fein, glatt und stark gezwirnt sind, daß sie wie Seide glänzen, so offenbart sich hier ein Kontrast, der die Klassen-gegenätze der vorgeschichtlichen Bevölkerung grell beleuchtet und erkennen läßt, daß Arm und Reich durch eine weite Kluft voneinander getrennt waren.

Im Zweifel ist sich Mestorf über die Bedeutung der Schädelzertrümmungen bei Nr. 1, 19 und 22 und der Verletzungen in der Herzgegend bei Nr. 8, 50 und 51, die vielleicht als Stichwunden aufzufassen seien. Solcherlei Verletzungen „wecken ihr den Gedanken, ob man etwa durch einen Schlag über den Kopf, einen Stich ins Herz oder durch Betäubung dem Delinquenten die Qual eines langsamen Todes hat ersparen wollen“. Ich glaube eher, daß die Verwundungen, wie bei der Kayhäuser Leiche auf Mord hindeuten. Die Leiche von Rendswühren in Holstein (Nr. 1) wies am Kopfe eine Wunde auf, war aber sonst so vortrefflich erhalten, daß man, an einen rezenten Totschlag glaubend, eine gerichtliche Untersuchung und Sezierung der Leiche vornehmen ließ.

Auch über andere Erscheinungen noch, wofür man bisher eine annehmbare Erklärung nicht gefunden hat, wird durch den Kayhäuser Moorleichenbefund Licht verbreitet:

Wir sahen, daß der Mörder aus dem Zeug seines Opfers eine Tragvorrichtung angefertigt hatte, um die Leiche zu beseitigen. Genügte bei der Kinderleiche ein Zeuggurt und war ein Einzelner imstande, mittels einer solchen Handhabe den leichten Körper fortzuschaffen, so bedurfte es bei der Leiche eines Erwachsenen, für deren Fortschaffung die Kraft eines Einzelnen nicht genügte, einer festeren Tragvorrichtung, die so eingerichtet sein mußte, daß zwei oder mehr Personen zum Forttragen der Leiche daran Platz fanden. Als eine solche Tragvorrichtung betrachte ich die Knüppel und Stäbe, die man mehrfach auf und neben der Leiche einzeln oder paarweise angetroffen hat, indem ich annehme, daß die Leiche mittels Stricken hieran festgebunden war und daß die über den Körper hinausgehenden Enden der Pfähle zum Anfassern für 2 oder 4 Personen dienen.

Derartige Tragvorrichtungen sind nach R. Andree¹⁾ noch in der Gegenwart auf den Philippinen in Gebrauch, wie durch Figur 12 auf Tafel XII der unten zitierten Abhandlung veranschaulicht wird. Das Bild stellt einen enthaupteten Hoder dar, der an einen zum Tragen dienenden Pfahl festgebunden ist.

Zu dem Leichenfund von Hingstmoor (41) bemerkt Mestorf: „Neben der Leiche fand man zusammengedrehte Weidenruten und 2 Stäbe von Eichenholz. Es schien, als seien mit diesen Ruten Arme und Knie zusammengefesselt gewesen.“

Ich glaube, aus diesem Befund entnehmen zu dürfen, daß die Leiche — etwa nach Art der Hoder — fest zusammengeschnürt gewesen ist und daß die bei ihr liegenden Eichenstäbe als Tragvorrichtung gedient haben.

Bei der Leiche von Landegge (Nr. 19) ist an den tiefen Eindrücken, welche die beiden auf ihr liegenden Knüppel auf dem Rücken und am linken

¹⁾ R. Andree, Ethnologische Betrachtung über Hoder-Bestattung. Arch. f. Anthrop. N. S. Bd. 6.

Arm hinterlassen haben, deutlich erkennbar, daß diese mittels eines Strides an der Leiche befestigt gewesen sind; denn die Eindrüde können nicht anders als durch kräftiges Anziehen eines an die Knüppel befestigten Strides hervorgerufen sein. Der eine der beiden 4,8 cm dicken Knüppel hatte zudem an beiden Enden eine „ziemlich breite, deutlich eingeschnittene Kerbe“, die offenbar als Befestigungsstelle der beiden Stridenden gedient hat. Da nichts von Tauwerk bei der Leiche gefunden wurde, so muß angenommen werden, daß der Strid von den Moorsäuren aufgelöst worden ist. — Es sei hier daran erinnert, wie in den Hödergräbern die Skelette oft mit so übermäßig hochgezogenen Knien angetroffen werden, daß die Beine nur durch festes Verschnüren in ihrer unnatürlichen Lage festgehalten werden konnten. Wenn von der Fesselung in den Hödergräbern ebenso wie bei den Moorleichen niemals die geringste Spur vorgefunden wurde, so ist uns dies verständlich in der Annahme, daß Hanf ebenjowenig wie Leinen der auflösenden Einwirkung der Humussäuren standzuhalten vermag.

Bei der Kayhauser Leiche konnte ferner mit Sicherheit festgestellt werden, daß die Fesselung der Hände und Füße erst nach der Ermordung vorgenommen worden ist. Welchen Zweck aber konnte es haben, eine Leiche zu fesseln? Doch nur den einen, die Wiederkehr des Toten zu verhüten. Die Fesselung ist also lediglich als ein Bannmittel anzusehen.

Im sächsischen Vogtlande (Würschnitz) herrscht noch heutigentags die Sitte, dem Toten im Sarge die Hände mit einem Tuch zusammenzubinden, damit er nicht wiederkehren kann und bald aus der Familie jemanden nachholt ¹⁾.

Wie die Fesselung der Kayhauser Leiche, so geschah nach meiner Auffassung ebenfalls das Einwickeln und Verschnüren der Moorleichen in eine Decke (Nr. 13), einen Mantel (Nr. 3 und 15) oder ein Tierfell (Nr. 5 und 11) zum Zweck des Bannens. Auch das einfache Zudecken der Leiche mit einem Mantel (Nr. 8, Bericht 44, S. 46) mag schon als genügender Schutz gegen die Wiederkehr des Toten angesehen worden sein. Bei Nr. 3 war der Pelzmantel „durch lederne Riemen um den Körper zusammengehalten“; Nr. 15 war in einen wollenen Mantel eingehüllt, der mit einer runden wollenen Schnur und geflochtenen Bändern an den Körper gebunden war. Bei den in ein Tierfell eingehüllten Leichen Nr. 5 und 11 mögen zum Verschnüren Stride verwendet worden sein, die im Laufe der Zeit im Moor zergangen sind.

Der Leiche Nr. 26 war der rechte Arm gebrochen, während der linke über die Brust gebogen und mittels eines starken, 1 cm breiten Lederriemens unter dem Mantel an den Körper gebunden war. Wie bei der Kayhauser Leiche so ist auch hier der Tote durch Fesselung und Brechen des Arms des Gebrauchs seiner Hände beraubt worden.

„Ein 1,40 m langes, 50 cm breites Zeugstück hüllte den Kopf oder die Schultern der Leiche ein und wurde durch eine aus einem Vogelfnochen hergestellte 8 cm lange Nadel festgehalten.“ Dieser nicht ganz klare Satz wird sofort verständlich, wenn wir das Wort „oder“ durch „und“ ersetzen. Alsdann ergibt sich, daß die beiden Enden des um die Schultern gelegten Zeugstücks von vorn unter die Arme durchgezogen, über den Kopf hochgezogen und hier mittels der Nadel zusammengesteckt waren. Indem so dem Toten die Augen verhüllt wurden, sollte er den Weg, den er gekommen, nicht wieder zurückfinden können.

¹⁾ Andree, a. a. O., S. 306.

Den gleichen Zweck wird es gehabt haben, wenn bei der Leiche Nr. 1 „die Kleider über den Kopf gestreift waren“.

Als eine besondere Art des Bannens möchte ich das Pfahlwerk und das Reisiglager bei der Leiche Nr. 22 betrachtet wissen.

„Am Kopfende und am Fußende der Leiche waren je 3 zugespitzte Birkenpfähle von 6,5 cm Durchmesser eingeschlagen. Auf diesen ruhten parallel mit der Leiche 3 andere Pfähle von gleichem Durchmesser und ebensolche Pfähle standen zu beiden Seiten der Leiche. Innerhalb dieser „Kammer“ von 1,90—2 m Durchmesser ruhte auf einem Lager von Birkenreisern die Leiche“ (Ber. 44, S. 15).

Als „schützende“ Grabkammer, wofür Mastorf das Pfahlgerüst anspricht, kann dieses wegen der weiten Zwischenräume zwischen den Pfählen nicht aufgefaßt werden, ebensowenig wie das Reisiglager geeignet gewesen sein dürfte, einen Toten „sanft“ darauf zu betten.

Wie aus der Beschreibung des Pfahlwertes hervorgeht, war die Leiche darin wie in einen Käfig eingeschlossen, so daß ihr ein Entweichen in körperlicher Gestalt unmöglich gemacht war. Um auch die Seele festzubannen, damit sie nicht als Geist wiederkehre, wurde die Leiche auf ein Reisiglager gebettet. „Das Festbannen der Seelen in Sumpf und Gesträuch“ ist — wie es bei E. Maaß¹⁾ heißt — „überhaupt als deutsch verbürgt.“

Wenn nach Tacitus das Versenken von Verbrechern unter einer Decke von Flechtwerk vorgenommen wurde, so ließ man sich hierbei von derselben Vorstellung leiten, welche die Australier veranlaßt, die Gräber mit Reisig zu bedecken, um die Geister am Heraussteigen zu hindern²⁾. Indem die Decke von Flechtwerk mit Steinen beschwert wurde, sank sie mit dem unter ihr liegenden Verurteilten auf den Grund des Moores nieder, so daß der Tote hier festgebannt ist.

Das Bedecken des Toten mit Baumzweigen (Nr. 13) geschah wohl ebenfalls in der Absicht, ihn am „Umgehen“ zu hindern.

Nun wird es uns auch verständlich, weshalb in anderen Fällen, wie mehrfach beobachtet wurde, die Leiche mit Steinen beschwert oder mittels starker Pfähle im Untergrund des Moores festgehalten war. Die eine wie die andere Maßnahme sollte dazu dienen, den Toten in der Tiefe festzubannen.

Daß im besonderen das Pfählen der Leichen noch in späteren Zeiten als Bannmittel galt, wird durch die Wormser Bußordnung des Bischofs Burchard bestätigt.

Nach E. Maaß³⁾ heißt es hier:

„Fecisti, quod quaedam mulieres facere solent diaboli audacia repletae: cum aliqua femina parere debet et non potest, in ipso dolore si mortem obierit, in ipso sepulcro matrem cum infante palo in terra transfigunt? Si fecisti vel consensisti, duos annos debes paenitere.“

„Fecisti, quod quaedam mulieres facere solent instinctu diaboli: cum aliquis infans sine baptismo mortuus fuerit, tollunt cadaver parvuli et ponunt in aliquo secreto loco et palo corpusculum ejus transfigunt dicentes, si sic non fecissent, quod infantulus surgeret et multos laedere posset? Si fecisti aut consensisti aut credidisti, quinque dies paeniteas.“

¹⁾ Die Lebenden und die Toten. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. 1922, S. 207.

²⁾ Sr. Ratzel, Völkertunde II. 1886, S. 76.

³⁾ a. a. O. S. 205.

Wir ersehen hieraus, daß das Pfählen der Leichen im Grabe vorgenommen wurde und in der Absicht geschah, ein Wiederaufstehen der Toten zu verhüten, damit sie niemandem Schaden zufügen könnten.

Das Pfählen ist also keineswegs auf das Moor beschränkt, so daß es nicht lediglich als ein Mittel betrachtet werden kann, wodurch ein Wiederauftreiben der Leiche im Moor verhütet werden sollte.

So mannigfaltig die bei den Moorleichen beobachteten Fundumstände sein mögen, und so rätselhaft sie uns auf den ersten Blick erscheinen, so lassen sie doch in den meisten Fällen ohne Zweifel die einheitliche Erklärung des Bannens zu.

Hierbei ist es nebensächlich, ob etwa in dem einen oder anderen Fall, wie Mestorf mutmaßt, eine liebevolle Fürsorge vorliegt, den Toten sanft zu betten; denn die abergläubischen, als Bannmittel dienenden Bräuche, denen man als Überbleibsel aus heidnischer Zeit noch jetzt vielerorts bei Beerdigungen begegnet¹⁾, werden ungeachtet aller Familien- und Freundschaftsbande, die den Toten mit den Überlebenden verknüpfen, ängstlich befolgt, weil gerade die Nahestehenden am meisten der Gefahr ausgesetzt sind, von dem Toten „nachgeholt“ zu werden.

Die mit Moos ausgekleidete Grube, in der die Leiche Nr. 42 lag, könnte allenfalls auf eine pietätvolle Bestattung schließen lassen; indessen kann eine solche Grube einfach dadurch zustande gekommen sein, daß die Leiche in die noch nicht tragfähige Moosdecke eines in der Vermoorung begriffenen Wasser-tümpels einsank, infolgedessen sie von Moos umhüllt wurde. Überdies war die Moosdecke, auf der die Leiche lag, nur 1 cm dick²⁾, so daß von einer beabsichtigten Polsterung nicht die Rede sein kann.

Untrügliche Anzeichen einer liebevollen Bestattung sind noch bei keiner einzigen Moorleiche wahrgenommen worden.

Bei der Leiche von Obenaltendorf ist freilich durch C. A. Weber einwandfrei festgestellt worden, daß im überlagernden Sphagnetum Schichtenstörungen vorhanden waren, die erkennen ließen, daß die Leiche eingegraben war. Das aber ist auch alles. Ob die Leiche in liebloser Weise verscharrt wurde, oder ob man ihr eine sorgfältige Bestattung hat zuteil werden lassen, muß dahingestellt bleiben. Allenfalls könnten die beiden Silberfapseln, die bei der Leiche gefunden wurden, zu der letzteren Annahme berechtigen. Schmudsfachen nämlich dürfen wir bei Hingerichteten und Ermordeten kaum erwarten, da man sie diesen vor ihrer Beseitigung genommen haben wird. Die Leiche von Corjelike (Nr. 15), bei der eine Bronzesfibel und Glasperlen gefunden wurden, war in einen Wollmantel eingehüllt, der mit einer wollenen Schnur und geflochtenen Bändern an den Körper gebunden war, so daß hier an eine Bestattung unter gleichzeitiger Bedachtnahme auf das Bannen des Toten gedacht werden kann.

Die auffallende Erscheinung, daß bei den Moorleichen überaus selten Schmudsfachen angetroffen werden, ließe sich also daraus erklären, daß die große Mehrzahl zu den Hingerichteten und Ermordeten gehört.

Zu den Moorleichenfunden zählt Mestorf auch „die ohne jegliche Spur von dazugehörnden menschlichen Gebeinen gefundenen Kleiderbündel“, „wenn, wie dies z. B. bei den Kleidern von Dätjen (23) der Fall ist, diese in Form, Schnitt, Gewebe, Nähterei vollständig mit denjenigen übereinstimmen,

¹⁾ A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860.

²⁾ H. Hahne, Die Moorleiche aus dem Hochmoor „Hogehahn“ bei Bernuthsfeld, Nr. Aurich. Vorzeitfunde aus Niedersachsen VI, S. 49.

die neben oder gar an den Körpern der Leichen gefunden und als für sie kennzeichnend erkannt sind."

In dem Kleiderbündel von Dätjen waren „Sand und kleine Steine“ enthalten, die offenbar zum Beschweren des Bündels gedient haben, um es zum Versinken zu bringen. Obschon die Kleider mit denen von Moorleichen übereinstimmen, so möchte ich doch, anstatt sie für einen Moorleichenfund gelten zu lassen, die Frage aufwerfen, ob es nicht denkbar wäre, daß die Kleider aus Gründen der Hygiene versenkt worden sind.

Von einem Volk, das schon in der jüngeren Steinzeit in der Chirurgie soweit vorgeschritten war, daß seine Ärzte es verstanden, Schädel nach allen Regeln der Kunst mit einem einfachen Feuersteinplitter¹⁾ zu trepanieren, von dem darf man erwarten, daß es auch auf hygienischem Gebiet genügend Erfahrung gesammelt hatte, um zu wissen, daß durch Kleider ansteckende Krankheiten übertragen werden können.

Möglich ist also, daß die Kleider von Dätjen im Moor beseitigt wurden, weil sie von einer mit einer ansteckenden Krankheit behafteten Person getragen worden waren. Denkbar auch ist es, daß es sich um gestohlenen Gut handelt, dessen der Dieb aus Furcht vor Entdeckung sich hat entledigen wollen.

Aus dem Herzogtum Oldenburg führt Mestorf von Seefeld in Butjadingen (Nr. 46) einen noch zweifelhafteren Fund an. Nach Hahn²⁾ soll die Leiche verloren sein. Bei Mestorf ist jedoch von einer Leiche überhaupt nicht die Rede. Gefunden wurde nur „ein Netz, darin ein 4—5 cm langes Stück von einem Kuhhorn, an der Spitze abgesehritten und durchbohrt und ein Stück Schwefelkies. Ferner Sehen von wollenem Körpergewebe, mehrere Enden von einem Strid, eines 40 cm lang und 1,05 cm dick. Viele Ballen von Tierhaaren; Fellreste; an einem Stück kurzes schwarzes Haar, wie Pferdehaar;" — also lauter wertloser Plunder, der vermutlich einfach weggeworfen ist, unmöglich aber als Moorleichenfund durchgehen kann.

Zudem konnten die Sachen noch nicht lange im Moor gelegen haben; denn sonst hätten die Stridenden und das Netz nicht mehr vorhanden sein können; es sei denn, daß beides aus Bast oder Wolle hergestellt war. Das aber hätte ein so guter Beobachter wie Dr. Bohls in seinem von Mestorf mitgeteilten Bericht nicht unerwähnt gelassen. Wenn er kurzweg von Striden spricht, so kann es sich nur um Hanfstride handeln; solche aber vermögen, wie ich aus den Befund der Landegger Leiche folgerte, auf die Dauer der auflösenden Einwirkung der Moorsäuren nicht standzuhalten.

Die Sehen wollenen Körpergewebes besagen nichts zugunsten des Mestorfschen Standpunktes.

Wenn wir uns nicht notgedrungen mit Mutmaßungen begnügen wollen, so müssen solche Funde wie die beiden letzterwähnten als das bezeichnet werden, was sie wirklich sind und dürfen nicht den Moorleichen beigezeichnet werden, sondern nur im Anschluß an diese, ebenso wie Mestorf es mit den „Moorchuhen“ gehalten hat, als eine besondere Fundgruppe behandelt werden.

Wie groß die Zahl der wirklichen Moorleichenfunde ist, läßt sich aus dem Mestorfschen Verzeichnis von 1900 und 1907 nicht entnehmen. Einschließlich

¹⁾ Die Bewohner der zu Neupommern gehörenden Gaxellen-Halbinsel bedienen sich zum Trepanieren eines Obsidiansplitters, einer geschärften Muschelschale oder eines scharfen Haifischzahnes. (R. Parfison, Dreißig Jahre in der Südsee. Stuttgart 1907. S. 108—127.)

²⁾ Einführung in die Moorleichenforschung. Vorzeitfunde aus Niederjachsen. Sief. 1, S. 6.

der vier weiteren Moorleichen, die Hahne¹⁾ seitdem aus der Provinz Hannover bekannt geworden sind und der beiden hier behandelten oldenburgischen Sunde mögen es annähernd 50 sein.

Aus dem Herzogtum Oldenburg ist sonst nur noch eine weibliche Moorleiche, die Mestorf unter Nr. 47 erwähnt, bekannt geworden. Nach einem Bericht von Pitiscus²⁾ wurde sie 1784 beim Torfgraben im Bareler Moor bei Hatten gefunden³⁾. Sie lag in einer Tiefe von 2 $\frac{1}{2}$ Fuß im „braunen“ oder „bunten“ Torf. Die „stückweise“ zutage geförderten Körperteile wurden an „Liebhader“ abgegeben. Der hinterkopf mit den besonders gut erhaltenen Haaren wurde an die Königliche Kunstammer in Kopenhagen überwiesen. Verschiedene getrocknete Hautstücke gelangten nach Petersburg, Göttingen, Hamburg und Clausthal.

Die in Oldenburg verbliebenen Leichenteile wurden in der Apotheke der Frau Dr. Dugend und bei dem Physikus Dr. Kelp aufbewahrt, wo Pitiscus sie erst nach Ablauf von nahezu sieben Jahren gesehen hat. Über den Erhaltungszustand dieser Stücke schreibt er, daß sie sich „in allen ihren Teilen völlig wie eine Mumie“ verhalten.

Ein noch jetzt sehr gut erhaltenes Hautstück, das aus dem Nachlaß der Frau Dr. Dugend stammt, befindet sich in der vorgeschichtlichen Abteilung des hiesigen Museums. Es ist augenscheinlich die linke Hälfte des „merkwürdigen Bruststückes“, das „beinahe wie eine Schnürbrust“ aussieht.

Hat also dieses Stück allen Einflüssen der Luft schon an die 140 Jahre widerstanden, so geraten andere mumifizierte Moorleichen mit der Zeit in Zerfall.

In anderen Fällen hat eine Mumifizierung der Moorleichen überhaupt nicht stattgefunden, sondern diese sind, sobald sie mit der Luft in Berührung kamen, der Verwesung anheimgefallen.

Ist es das eine Mal ein „wohlerhaltener menschlicher Körper“, der aus dem Moor zutage kommt, dessen Knochen jedoch mehr oder weniger entkalkt und zum größeren oder geringeren Teil aufgelöst sind, so ist ein ander Mal gerade umgekehrt das Skelett gut erhalten, während die Weichteile nur noch unvollständig vorhanden sind. Wenn die Eingeweide „meist bis zur Unkenntlichkeit geschrumpft, oft ganz verschwunden⁴⁾“ sind, so befinden sich dementsgegen bei der Kayhauser Leiche Magen, Darm und Gefröße in so vortrefflichem Erhaltungszustand, daß die Blutgefäße im durchscheinendem Licht scharf sich abheben.

Wie solche Gegensätze zu erklären sind, gehört ebenfalls zu den Rätseln des Moorleichenproblems. Aufgabe der Moorgeologie ist es zunächst, zwischen „Sackmoor- und Hochmoorleichen“ zu unterscheiden⁵⁾ und bei letzteren festzustellen, ob sie im unteren oder oberen Sphagnetum gefunden wurden; denn es liegt auf der Hand, daß der so überaus verschiedene Erhaltungszustand der Moorleichen von der Beschaffenheit der Moore, insbesondere die mehr oder weniger weit vorgeschrittene Entkalzung und Auflösung der Knochen von dem

¹⁾ a. a. O., S. 1.

²⁾ Blätter vermischten Inhalts IV. Oldenburg 1791, S. 52—72.

³⁾ Mestorf gibt irrtümlich 1704 als Fundjahr an.

⁴⁾ Hahne, Einführung usw., a. a. O. S. 9.

⁵⁾ Nach Tacitus erfolgte die Versenkung von Verbrechern ebensowohl im Sumpf, wie im Moor; doch ist zu erwarten, daß unter den wieder zutage geförderten Leichen die Hochmoorleichen weitaus überwiegen, weil im Vergleich zum Hochmoortorf der minderwertige Torf der Sackmoore nur in sehr geringem Maße Verwendung findet und dementsprechend wenig gegraben wird.

größeren oder geringeren Säuregehalt des Moorwassers abhängig ist. Es handelt sich also um ein Rätsel, dessen Lösung letzten Endes der Chemie vorbehalten bleiben muß.

Die Kayhauser und die Dehner Leiche wurden im oberen Sphagnetum gefunden. Daß die Bareler Leiche ebenfalls im jüngeren Moostorf gelegen hat, ergibt sich aus ihrer geringen Tiefenlage, und wenn der Berichtstatter schreibt, daß sie im „bunten“ Torf angetroffen wurde, so kann mit dieser Bezeichnung nur der weiße, mit braunen Bultlagen durchsetzte jüngere Moostorf gemeint sein.

Das Vorkommen von Moorleichen im älteren Moostorf halte ich ganz allgemein für ausgeschlossen. Im Verein mit der tiefgehenden Verwitterung, der infolge der andauernden Trockenheit und Wärme während der Grenzhorizontzeit der ältere Moostorf ausgesetzt war, muß die Einwirkung der Moorsäuren im Laufe der Jahrtausende zu einer völligen Auflösung menschlicher Leichen geführt haben. Daß aber Leichen aus späterer Zeit durch allmähliches Tiefsinken aus dem oberen in den unteren Moostorf gelangten, ist aus dem Grunde nicht möglich, weil der festere Grenztorf ihrem weiteren Versinken ein Ziel setzen mußte.

Hahne ¹⁾ führt zwar eine Reihe von Moorleichen auf, die mehr oder weniger tief unter dem Grenztorf im älteren Moostorf gefunden sein sollen. So soll die Landegger Leiche 1 m unter dem Grenzhorizont gelegen haben. Indessen, worauf Hahne seine Angaben begründet, habe ich nicht ermitteln können. Daß einige Leichen in „schwarzen Torf“ angetroffen wurden, ist noch kein Beweis, daß sie, wie Hahne meint ²⁾, dem unteren Sphagnetum zugerechnet werden müssen; denn von mehr oder weniger tiefdunkler, schwarzer Farbe pflegen auch die tieferen Lagen des oberen Sphagnetums zu sein, wie auch der Torf der Flachmoore ³⁾. In Fällen, wo wirklich Hochmoorleichen vorliegen, können diese aus den oben dargelegten Gründen nur dem oberen Sphagnetum entstammen.

Nach den Untersuchungen Sernanders liegen, wie es in Kossinnas Bericht ⁴⁾ heißt, „die germanischen Moorleichen der späten Kaiserzeit durchweg im oberen Sphagnetumtorf“. Insoweit nicht Flachmoorleichen in Betracht kommen, stimmt dies mit meiner Auffassung betreffs der Hochmoorleichen vollkommen überein. Die Gründe, die Sernander für seinen Standpunkt geltend macht, kann ich leider nicht anführen, weil mir seine Arbeiten zur Zeit nicht zugänglich sind. Die gegenwärtige Schwierigkeit der Literaturbeschaffung zwingt mich, zu schließen.

¹⁾ Die geologische Lagerung der Moorleichen usw., a. a. O. S. 34, Taf. IIb, 6.

²⁾ Die Moorleiche aus den Hochmoor „Hogehehn“ usw., a. a. O. S. 50.

³⁾ C. A. Weber, Über die Moore. Jahresber. d. Männer vom Morgenstern 5, 3, S. 13.

⁴⁾ a. a. O.

Alte und neue Funde bei und in Frankfurt a. Oder.

Don M. M. Lienau, Frankfurt a. d. Oder.

Mit 4 Textbildern.

A. Eine seltene Grabform der Aurither Periode

(Schluß der Bronzezeit)

von einem Urnenfelde bei der Kleinen Mühle, Kunersdorf, Kreis Weststernberg (nahe Sfo.).

Im Sommer 1904 — kurz vor Beginn meines Studiums bei Oscar Montelius — hielt ich eine Nachlese auf einem bereits vielfach durchgrabenen Urnenfelde der Aurither Periode bei der Kleinen Mühle. Insbesondere hatte ein Pastor Seehausen dort viele Urnen, über deren Verbleib nichts bekannt ist, herausgenommen, aber auch die Besitzer der Kleinen Mühle — Schönfeld und später Gräber — haben bei der Ackerbestellung manche Urne zerpflegt. Die Kleine Mühle liegt am Fahrwege von Frankfurt nach Bischofssee am Rande der Oderwiesen-Niederung zwischen dieser und dem Nordhange eines Höhenzuges, der von der Oder — im Zuge West-Ost — nach Kunersdorf streicht und als eine Endmoräne angesprochen wird. Unmittelbar hinter der Mühle liegt der Mühlenteich, südlich desselben auf der Höhe das Gehöft Marienheim. Das Urnenfeld füllt, am Hange nach den Oderwiesen liegend, ein Dreieck aus, das begrenzt wird von dem Wege, der von der Fahrstraße Frankfurt-Bischofssee nach Marienheim abgabelt, von dieser Fahrstraße und einer Linie, die den Mühlenteich und Marienheim verbindet. Das Areal des Urnenfeldes umfaßt etwa $2\frac{1}{2}$ preußische Morgen (1 h = etwa 4 Morgen).

Ich konnte damals noch außer dem nachstehend zu beschreibenden Grabe (Grab IV) sieben weitere Bestattungsanlagen, sämtlich ohne oder ohne nennenswerte Steinpackungen, untersuchen, von denen Grab II und III viele Gefäße in ovaler Anordnung enthielten, nämlich Grab II 7 Leichenbrand-Urnen mit im ganzen etwa 33 Beigefäßen (2—12 bei der einzelnen Urne) und Grab III 4 Leichenbrand-Urnen mit gleichfalls vielen Beigefäßen, die sämtlich (in Grab II und III) gestülpt standen, während die Leichenbrandgefäße — soweit dies, da gerade sie stark zerpflegt waren, feststellbar war — aufrecht standen.

Unser Grab IV stellt nun eine ganz eigenartige Grabanlage dar (Abb. 1) — eigenartig wenigstens wegen ihrer Seltenheit innerhalb der Mark Brandenburg für uns Epigonen, da im Laufe der Jahrtausende bei immer fortschreitender Ackerkultur ja ungezählte derartige Anlagen der Acker-Steinbereinigung halber entfernt (zerstört) sein können, zumal mir Jahn-Breslau mitteilt, daß die gleiche Grabform aus etwa gleicher Zeit in Schlesien — wenn auch

im allgemeinen nicht in so imposanter Aufmachung — wohl bekannt ist. Die Abb. 1 zeigt eine große Steinpackung, die 0,40 m unter der Oberfläche angetroffen wurde; darunter, nur durch eine dünne Erdschicht getrennt, lagen nahe beieinander 2 gänzlich zertrümmerte Urnennester mit Aurithher Ware, und zwar führte das eine (Grab 1) eine Leichenbrandurne mit 4 Beigefäßen, das andere (Grab 2) 3—4 Leichenbrandurnen mit etwa 9 Beigefäßen. Sämtliche Gefäße standen, soweit dies bei der gänzlichen Zerschörung feststellbar war, aufrecht und die Beigefäße waren 3. T. in die Leichenbrandurnen hineingestellt. In Grab 1 lag eine „flächig geschliffene“ Steinscheibe (Abb. 2, Nr. 1) von 5 cm Durchmesser bei 2 cm Dicke mit oberer und unterer Delle und einer in der Mitte herumlaufenden Einschnürung, wie Kossinna „Flächig geschliffene Steinscheiben“ Mannus VIII, S. 77/78“ (Abb. 48, Brieskow), auf dessen eingehendere Ausführungen ich hinweise. In Grab 2 lag ein drahtförmiger Miniatur-Bronzering von 1 cm Durchmesser (mit Wandung), dessen eine Hälfte glatt, während die andere gedreht ist (Abb. 2, Nr. 2). Aus allen Gefäßscherben ließ sich nur eine Schüssel zusammensetzen (Abb. 2, Nr. 3), wie sie, — übrigens auch in Schlesien (Martin Jahn, Mannus, Erg. Bd. III, Taf. I, Stufe B, Abb. 2, dazu S. 34) —, für die Bronzezeit V, in welche die Aurithher Kultur fällt, typisch sind.



Abb. 1. Kunersdorf, Kr. Weststernberg.

Die Schüssel ist innen grau, außen braungelb. Sie ist 7 cm hoch, der Durchmesser ihrer Mündung beträgt 18 cm, der des Bodens $6\frac{1}{2}$ cm. Ihr Rand ist vierfach gegliedert so, daß zwei mit schrägen Querfurchen versehene Bahnen von je etwa 10 cm Länge durch zwei glatte Bahnen von je etwa 8 cm Länge unterbrochen werden. Diese glatten Bahnen verdicken sich nach der Mitte zu und sind nach innen fazzettiert, so daß sie zwei breite untergriffige Handhaben darstellen. Auf diese Weise trägt sich die Schüssel sehr bequem und sicher.

Die große Steinpackung, die wohl als ein Denk-(Ehren-)mal für die darunter Bestatteten aufzufassen ist, bestand aus einem nach Osten offenen Oval von 1,90 m Länge bei 1,50 m größter Breite, dessen Saum von 11 etwa „4 kopf“-großen Steinen gebildet wurde, während das Ovalinnere von etwa 80 „kopf“- bis „2 Faust“-großen Steinen bedeckt war. Die 11 Randsteine hatten eine durchschnittliche Höhe von etwa 0,30 m. Im Osten rechts und links von der Eingangsöffnung liegen zwei Steine mit zwei Fußsohleindrücken (Naturpielen); die Spitze der rechten Fußsohle zeigt nach Westen in das Grab hinein, diejenige der linken nach Osten aus dem Grabe heraus. Dies führe ich an, ohne weitere Hypothesen daran zu knüpfen, als die Vermutung, daß diese beiden Steine mit ihren Naturpielen (die Fußsohle ist ja ein bekanntes Hilfsmittel vorgeschichtlicher Magie) absichtlich als Flügel des offenen Tores niedergelegt wurden.

Die Funde befinden sich im Museum-Lienauhaus.

Diese gänzlich ungermanische Grabform (zu vgl. Lienau, Grabformen usw., Mannusbibl. Nr. 13) ist für denjenigen, nebenbei großen, Forscherkreis, der längst von dem ungermanischen Charakter der sogenannten Lausitzer

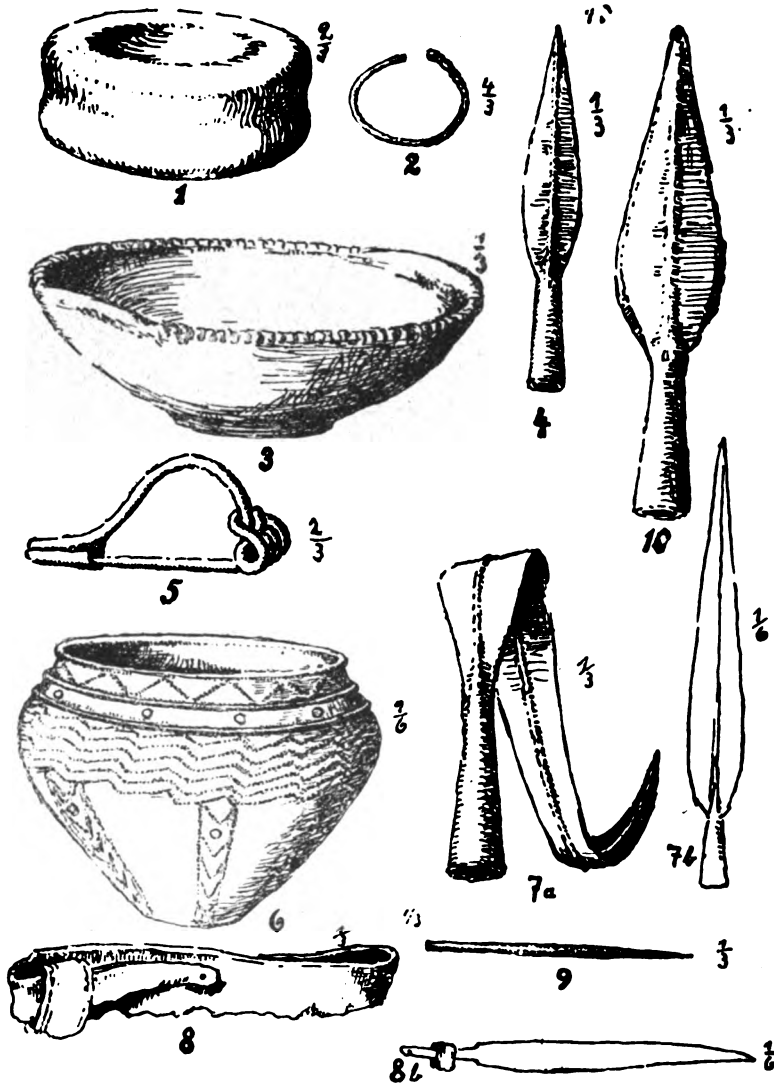


Abb. 2. Nr. 1, 2. Kunersdorf, Kr. Weststernberg. — Nr. 3—10. Sebus.

Kultur überzeugt ist, eine neue Bestätigung dafür, daß der völkische Charakter dieser Kultur nicht bestimmt werden kann durch eine herausgegriffene Einzelheit, wie z. B. durch die Budelurne, sondern bedingt wird durch eine Summe von Erscheinungen im Grabritus und im Handwerksbetrieb, die insbesondere

für denjenigen auffällig ist, der längere Zeit in „unbestritten germanischen“ Gebieten und im „Lausitzer“ Gebiet grabend, forschend und schauend tätig gewesen ist.

B. West- und Ostgermanische neuere Funde.

I. Westgermanische Funde in Lebus (Kreis Lebus).

(Lebus liegt 8 km nördlich Frankfurt auf dem linken¹⁾ Oderufer.)

In den Jahren 1921/22 wurden durch die Eigentümer beim Rigolen 3 westgermanische Urnengräber aufgedeckt auf benachbarten Grundstücken, die, links der Kirchenallee Lebus-Lebuser-Unterkrug, auf dem das linke (westliche) Oderufer begleitenden Hochplateau liegen, welches bei dem alten Bischofsstädtchen Lebus dicht an die Oder herantritt.

Bei allen drei Gräbern handelt es sich um Gelegenheitsfunde, nicht um Ausgrabungen.

Grab 1.

(2 Urnen mit Leichenbrand in 15—20 cm Abstand voneinander.)

Im Garten (unweit des Wohnhauses) des Herrn Lehrer Zeppner.

A. Urne I.

a) Gänzlich zertrümmerte Urne, von der mir keine Scherben vorliegen. An Beigaben enthielt diese Urne:

b) Lanzenspitze (Eisen), (Abb. 2, Nr. 4) 15½ cm lang, wovon 6 cm auf die Tülle fallen. Die größte Breite des Blattes beträgt 2,6 cm. Soweit der Rost es erkennen läßt, ist die noch gut ausgeprägte Mittelrippe mehr scharfartig als halbrund. Im Übergang vom Blatt zur Tülle macht das Stück einen „stark eingeschnürten“ Eindruck (die „Tülle mit Wandung“ hat am Blattansatz 1,50 cm, an der Öffnung 2,20 cm Durchmesser) und bekommt dadurch, wie auch im ganzen mit einer „Körchow“ Lanzenspitze (Belz, Urnenfeld Körchow, Taf. XI, Abb. 55), die etwa 14 cm lang ist, große Ähnlichkeit.

c) Sichel (Eisen) (Abb. 2, Nr. 5), es handelt sich um die „Geschweifte Drahtsichel“ mit unterer Sehne (eine späte Latèneform). Auch hier bietet „Körchow“ ein gutes Seitenstück (Belz, a. a. O. Taf. XII, Abb. 96), wie denn auch die oben erwähnte Körchower Lanzenspitze mit einer Latèneformsichel (Belz, Taf. XII, 98) zusammen gefunden wurde.

B. Urne II (ohne Beigaben).

Schwarz. Reich in Rädchenarbeit verziert. Kein scharf abgehender Hals (Abb. 2, Nr. 6). Höhe 21 cm, Durchmesser der Mündung 21½ cm, des Bodens 7½ cm. Die rund um die Schulter umlaufenden Leisten, zwischen denen die Kreise stehen, sind erhaben (en relief). Der wulstige Rand quillt nach außen etwas über. Man vergleiche Schulter, Hals und Rand eines westgermanischen Latènegefäßes Kossinna, „Deutsche Vorgeschichte“ Taf. XXVI, 332.

Grab 2.

Im benachbarten Garten (unweit des Wohnhauses nach der Oder zu) des Herrn Studienrat Dr. Lußmann.

a) Die Hälfte einer schlecht geglätteten (rauen) graubraunen Urne ohne Oberteil. Form etwa wie Belz (a. a. O.) Taf. II, 8.

¹⁾ Auch Frankfurt liegt bis auf die (durch Deich geschützte) Damm-Dorstadt auf dem linken Ufer.

Beigaben:

b) Lanzenspitze (Eisen) mit umgebogener Spitze und Knick oberhalb der Tülle, 26 cm lang, wovon 7 cm auf die Tülle fallen (Abb. 2, Nr. 7). Auch hier ist der Durchmesser der Tülle (mit Wandung) an der Öffnung erheblich größer als am Blattansatz, 2,5 bzw. 1,5 cm (vgl. dazu Jahn, „Bewaffnung der Germanen“ Abb. 88). Größte Breite des Blattes (etwa 7 cm oberhalb des Tüllenansatzes) 5,60 cm.

Der Grat (die Mittelrippe) ist, wie Jahn (a. a. O.) es beschreibt, zu einer niedrigen, breiten und rundlichen Erhebung zusammengeschrumpft, welche nur noch ganz verwischene, undeutliche Konturen hat (Jahn, a. a. O., Abb. 68).

c) Ein gradcs Messer (Eisen) (Abb. 2, Nr. 8) 31 cm, lang, wovon auf den Griff $9\frac{1}{2}$ cm fallen, mit einer größten Klingenbreite ($5\frac{1}{2}$ cm unterhalb des Griffansatzes) von 3,1 cm; die Griffangel ist beiderseitig — vom Rücken, wie von der Schneide — abgesetzt, 1 cm unterhalb ihres Abschlusses befindet sich ein kleines rundes Loch (wohl Nietloch), ihr unterer Teil (beim Klingenansatz) wird von einem gut 2 cm breiten Eisenband (Griffessel) umfaßt (Parallelen dazu z. B. Króčow Urne 95 und Rondsen, Abb. 163 (Kostrzewski, a. a. O.)).

Die Angel ist viertantig und spitz zulaufend. Die Schneide ist zwischen Mitte und Griff etwa eingezogen. Das Messer ist an zwei Stellen umgebogen (getnickt), nämlich am Schneidenende und am Griffansatz.

d) Ein Pfriemen (Abb. 2, Nr. 9) (Eisen) Länge 10 cm. Der obere spitz zulaufende Teil (Länge 5 cm) ist vierflächig (viertantig), der untere Teil (Länge 5 cm) ist rundlich (vieltantig). Die größte Stärke (Dicke) weist das Gerät in der Mitte mit 0,80 cm auf, während es am unteren Ende 0,40 cm und an der (Arbeits-)Spitze 0,15 cm Durchmesser hat. In der Form (vorausgesetzt, daß die Abbildung bei Belz, a. a. O., Taf. XI, 87, was aus dem Text nicht klar hervorgeht, das Gerät ohne Holzgriff darstellen soll) hätten wir auch in Króčow einen ähnlichen Pfriemen.

Grab 3.

a) Größere Stüde einer graubraunen Urne (ohne Rand und Halsstüde), deren glatte Wandung durch 2 cm breite (gelbliche) gerauhte Streifen, die z. T. im Winkel zusammenlaufen, unterbrochen wird. Über der Schulter läuft eine schmale Hohlkehle um.

Beigaben:

b) Lanzenspitze (Eisen), (Abb. 2, Nr. 10), 19 cm lang, wovon $6\frac{1}{2}$ cm auf die Tülle fallen. Die größte Breite des Blattes beträgt $4\frac{1}{2}$ cm. Der Mittelgrat ist noch gut ausgeprägt, wenn auch nicht mehr stark scharftantig. Auch dieses Stück ist am Tüllenansatz stark eingeschnürt. Die Tülle (mit Wandung) hat am Ansatz 1,60 cm, an der Öffnung 2,50 cm Durchmesser. In der Öffnung sitzt noch der Querniet. Das Blatt ist nach oben (wie vielfach bei tektischen Stücken) etwas eingezogen, so daß die Ränder des Blattes eine schön geschwungene Linie bilden. Im ganzen betrachtet ähnelt diese Spitze derjenigen von Camin (Belz, a. a. O. Taf. IX, Abb. 4), nur daß bei letzterer der Tüllenansatz ausgeprägt „kaiserzeitlich“ gestaltet ist.

c) Ein fragmentarisches, stark zerrostetes halbmondförmiges (Rasier-) Messer (Eisen).

Nach Angabe der Herren Dr. Lühmann und Jeppner, denen für die Überweisung der Sunde in unser Museum herzlich zu danken ist, standen die

Urnen, die sämtlich Leichenbrand ohne Beimengung von Holzkohle oder kohligter Erde enthielten, ohne Steinsetzungen etwa 22 cm unter der Oberfläche in reiner, brandfreier Erde. Der Abstand von Grab 1 und der Gräber $\frac{2}{3}$ beträgt einige 40 m, derjenige von Grab 2 und Grab 3 etwa 6 m. Bei Grab 2 und 3 lagen die Beigaben auf, lediglich der Pfriemen (Grab 2) im Leichenbrand. Bei Grab 1 liegen genauere Angaben über die Lage der Beigaben nicht vor.

Zweifelsohne haben wir es mit Westgermanen zu tun; zu dieser Feststellung genügt ein Blick auf die Keramik, die einmal Dekoration in „Rädchen-technik“, das andere Mal Unterbrechung der Wandrauung durch vertikal herunterlaufende breite „geglättete“ Streifen aufweist, beides keramische Erscheinungen, die bei den Ostgermanen zu den größten Seltenheiten gehören, was für die „Rauung“ (und zumal Wechsel zwischen Rauung und Glättung) freilich auf die Spätlatènezeit einzuschränken ist (Kostrzewski, a. a. O. S. 187, Anm. 4 — hingegen für die Kaiserzeit Blume, „Die germanischen Stämme usw.“ S. 128, Abs. 2). Zeitlich setzen wir die Lebuser Funde wohl am richtigsten in die Wende der Spätlatènezeit zur Kaiserzeit, so daß unsere Westgermanen um Christi Geburt herum ihren Einzug in den damals menschenarmen Kreis Lebus gehalten haben werden, um sich als „Märker“ (Grenzmänner) auf den Lebuser Höhen hart an der Oder niederzulassen, die ja in ihrem Unterlauf bis um Chr. Geburt noch Grenzstrom zwischen Ost- und Westgermanen¹⁾ war. In dieser Zeit sind westgermanische Parallelen lediglich westlich der Oder zu suchen und wenn ich wiederholt auf „Körchow“ bzw. „Camin“ zurückgriff, so geschah dies nur deshalb, weil ich mich kurz vor Niederschrift dieses Berichtes eingehend mit „Belz, Das Urnenfeld von Körchow“ (bei Wittenburg in Mecklenburg) beschäftigt hatte, dessen älteste Belegung Belz in die Zeit um Chr. Geburt setzt. Insbesondere möchte ich noch auf unsere rädchenverzierte Urne (Abb. 2, Nr. 6) hinweisen, die einen ausgesprochenen Übergangscharakter von der Spätlatènezeit zur frühen Kaiserzeit zeigt, insbesondere trifft dies für Schulter, Hals und Rand zu. Die um die Schulter laufenden erhabenden Leisten, die einen Ornamentrahmen bilden, finden ihre Parallelen bei westgermanischen gedrehten Latènegefäßen in Mitteldeutschland (vgl. noch Jacob, „Leipziger Latène-Funde“ Abb. 151, wo als Einfassung Leiste und Furche auftreten).

II. Ostgermanische Funde aus der Spätlatènezeit bei der Kleinen Mühle, Kunersdorf (Kreis Weststernberg).

Westlich anschließend an den zur Kleinen Mühle (Eigentümer Gräber) gehörigen Garten hat der Schwiegersohn des Eigentümers, Lehrer Paul Rettig, im Frühjahr 1922 ein Haus gebaut. Dabei, sowie bei Gartenarbeiten wurden 5 Gräber angetroffen, die ich, da ich leider nicht rechtzeitig benachrichtigt wurde, nur nach den Angaben des Herrn Rettig beschreiben kann: danach handelt es sich um 5 Brandschüttungsgräber, von denen 4 einen übereinstimmenden Charakter aufwiesen: Brandstellen von etwa 1 m:0,50 m bei einer Tiefe (Mächtigkeit) von etwa 0,25 m; darin Scherben und gebrannte Knochen. Beigaben sind nicht beobachtet worden, auch über die Lage der Scherben und Knochen liegen feinere Beobachtungen nicht vor. Von den Scherben sind etliche aufbewahrt worden, darunter auch 4 Randstücke (Abb. 3,

¹⁾ Vgl. hierzu die Doppellinie auf der Karte von Jahn, Mannus V, Taf. IX, wo diese Grenzlinie zwischen ost- und westgermanischen Waffenfunden erst südlich Frankfurts auf das linke Oberufer tritt.

Nr. 1—4). Einige Scherben zeigen Verschladung. Die fünfte Grabanlage wich ab: hier stand in einem Brandfled von etwa 0,75 : 0,40 m eine wohlerhaltene Urne mit Leichenbrand ohne Beigaben. Auch über der Urne lag Branderde von etwa 10 cm Mächtigkeit, darin Gefäßscherben, vielleicht von einer Deck-

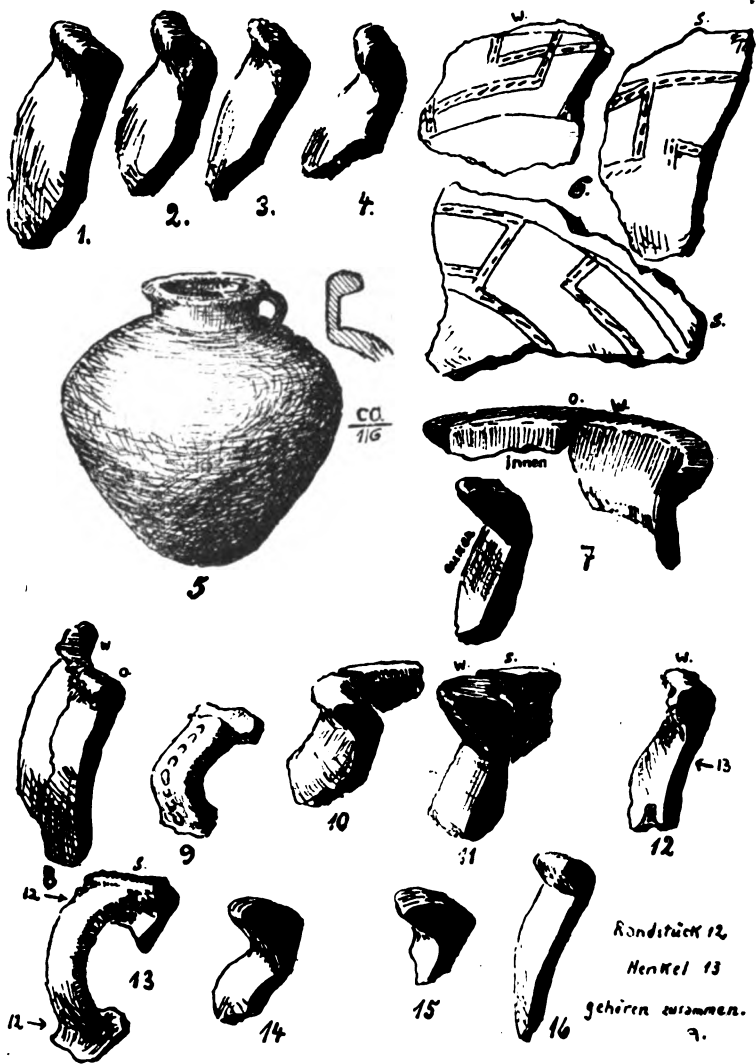


Abb. 3. Kunersdorf, Kr. Weststernberg.

schale; der Brandfled hatte etwa 30 cm Mächtigkeit (Tiefe). Das wenig geglättete (aber nicht etwa gerauhete) unverzierte Gefäß ist von grauer Farbe und zeigt an Schulter, Hals und Rand deutliche Spuren von Verschladung durch Feuer. Das Gefäß ist eine typische „Wandalische Krause“ (Abb. 3, Nr. 5), zu vergleichen auch „Kostrzewski“¹⁾: Die Ostgermanische Kultur der

¹⁾ Kzi. = „Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit“.

Spätlatènezeit, S. 182, dazu die Abb. 197 (S. 181), die unserer Krause genau gleicht bis auf den Hals, der bei uns senkrecht (nicht schräg nach innen) aufsteigt. Die Höhe unserer Krause beträgt 21 cm, die größte Breite der Gefäßwandung 23 cm, der Durchmesser der Mündung mit Rand beträgt 10 cm, derjenige des Bodens $9\frac{1}{2}$ cm. Mit dem nachstehend zu besprechenden (6.) Grabe hätten wir also auf einer Fläche von etwa 200 qm 6 Grabanlagen.

Da Herr Rettig das westlich an sein Haus angrenzende lange schmale Gartenland zu rigolen beabsichtigte, so bat ich darum, mir sofort Auffälliges zu melden. So wurde im Januar 1923 noch eine Grabanlage (Grab 6) gesichtet (etwa 15 m westlich des Urnensfundes) wenige Meter westlich der westlichen Haus-Schmalseite. Es handelt sich um eine 0,60 m unter der Oberfläche liegende tief schwarze ovale Brandstelle von 1,20 m Länge West-Ost zu 0,80 m größte Breite Nord-Süd bei 0,36 m Mächtigkeit (Tiefe), an deren Rand 3 — eine im Osten, die zweite im Süden, die dritte im Westen — Gefäßtrümmeransammlungen, zwischen denen Beigaben lagen, gefunden wurden. Im ganzen muß wohl die Grabanlage als ein „Brandschüttungsgrab“ (vgl. Kzi., Kapitel VII) aufgefaßt werden, da auch sonst in dem Brandfleck Gefäßscherben und einige gebrannte Knochen gesichtet wurden, insbesondere an seiner Peripherie in der Süd-Ost Ecke eine kleine Scherbenansammlung mit dem Bruchstück eines eisernen Gegenstandes; im besonderen stellt, wie sich zeigen wird, unsere Grabanlage eine Phase der Übergänge vom Brandschüttungsgrab zum reinen Brandgrubengrab dar (vgl. Kzi., Kap. VII, S. 218/19), wie sie bisher anscheinend noch nicht beobachtet worden ist. Die 3 Gefäßscherbenansammlungen waren nämlich mit einer gewissen Sorgfalt um und bei den Beigaben gruppiert, so daß man im ersten Augenblick je eine Graburne aufzudecken glaubte; so waren Randscherben ganz nach oben gestellt, so daß man z. B. bei dem West-Scherbennest den Eindrud hatte, es seien die rechtswinklig zueinander liegenden Schwertklinge und -scheide oben auf in eine Urne gelegt, während in dem Süd-Nest die große Feile und die Raspel, mit ihren Griffen in stumpfen nach Süden geöffnetem Winkel aneinander gelegt, am südlichen Bodenrande einer Urne zu ruhen schienen. Andererseits waren mehrmals Scherben ein- und desselben Gefäßes (ich werde diese Tatsache später ausführlich nachweisen, indem ich mich absichtlich erst über das Allgemeine, dann über das Besondere verbreite) über verschiedene der 5 Fundstellen, Ost-, Süd-, West-, Südost-Ecke, Brandfleck (wild), verteilt, wie auch die nur in ganz geringer Menge erhaltenen gebrannten Knochen, während die Beigaben (mit einer Ausnahme sämtlich aus Eisen) folgendermaßen verteilt waren: Scherbennest/West: zusammengerollte Schwertscheide und Schwertklinge, Bruchstück eines flachhalbfugeligen Schildbuckels und ein unbestimmbares stabförmiges Bruchstück; Scherbennest/Süd: 1 Sichel, 2 Feilen, 1 Raspel; Scherben/Südost Ecke: Bruchstück aus Eisen; Scherbennest/Ost: 1 Feile, 1 Locher, 2 Knochenstücke mit um ein zentrales Grübchen eingetieften Kreisen. Hier möchte ich gleich die Frage stellen: Handelt es sich um einen oder um 3 verbrannte Tote? und ich möchte diese Frage stellen mit Goethe'schen Worten (West-Ostlicher Divan, Gingo biloba) (mutandis mutatis)

„Ist es Ein lebendig Wesen?

Das sich in sich selbst getrennt,

Sind es Zwei? die sich erlesen,

Daß man sie als eines kennt.“

Ich möchte mich dafür entscheiden, daß es sich um die Bestattung einer Person handelt; die Annahme, es könnten 3 Personen (Sippe eines Waffen-

Anzahl der Tongefäße	Anzahl der Scherben						Bemerkungen	Abbildungen
	W.	S.	O.	So.	Brf.	Sa.		
Nr. 1	13	4	7	—	8	32	gelbbraun	Stufen-Ornament (W. S. O. Abb. 3, Nr. 6/7 Brf.), 2 Randstücke (W. O.)
Nr. 2	6	8	16	2	11	43	rötlichbraun	2 Bodenstücke (W.) 1 Bodenstück (So.)
Nr. 3	6	—	—	1	—	7	gelbbraun	
Nr. 4	1	—	11	—	1	13	grauschwarz	1 Schulter-Randstück (W.) 1 desgl. (O.) — Kleines Gefäß
Nr. 5	1	—	3	—	—	4	graubraun	
Nr. 6	1	—	—	—	—	1	rötlichbraun	1 ornam. Henkel
Nr. 7	2	—	—	—	—	2	gelbbraun	
Nr. 8	1	13	—	—	—	14	gelbbraun	1 Randstück (W.), 1 desgl. (S.)
Nr. 9	1	1	—	—	—	2	rötlichbraun	
Nr. 10	1	—	—	—	—	1	gelbbraun	1 Randstück (W.), 1 Henkel (S.) — Kleines Gefäß
Nr. 11	1	—	—	—	—	1	gelbbraun	1 Randstück (W.) — Kleines Gefäß
Nr. 12	1	—	—	2	—	3	rötlichbraun	1 Bodenstück (W.), 2 desgl. (So.)
Nr. 13	1	—	—	2	—	3	gelbbraun	
Nr. 14	2	5	1	—	1	7	grau- bis rötlichbraun	großer Scherben
Nr. 15	—	—	—	—	—	2	—	kleine indifferente Scherben
Nr. 16	—	11	—	—	—	11	gelbbraun	flache umlaufende Scherben (Kammelüren), 1 Randstück
Nr. 17	—	1	—	—	—	1	gelbbraun	1 Randstück, Kleines Gefäß
Nr. 18	—	—	—	—	—	—	gelbbraun	
Nr. 19	—	—	8	2	—	8	gelbbraun	keine indifferente Scherben
Nr. 20	—	—	—	2	—	2	gelbbraun	
Nr. 21	—	—	—	1	—	1	grauschwarz	2 Bodenstücke
Scherben:	57	43	51	12	23	166	gelbbraun	1 Randstück von kleinem Gefäß Abb. 3, Nr. 16
Beigaben:	1 Schwert- Klinge	1 Fibel	1 Seile	1 Werkzeu- Bruchstück	1 Locher			
	1 Schwert- Scheide	2 Seilen	1 Locher					
	1 ? Schild- buckel-Strag- ment?	1 Rappel	2 Eisen Knochenstücke					
	1 Stragment	2 Eisen						

(schmiedes) gleichzeitig oder gleich nacheinander verbrannt sein (eine mit Schwert usw., die zweite mit Fibel, Seilen und Raspel, die dritte mit Seile usw.) und die mitgegebenen Gefäße könnten auf die drei Grabstellen in Bruchstücken verteilt worden sein: liegt nicht jenseits des Möglichen, wäre aber meines Erachtens sehr gesucht.

Nun wende ich mich zu den Einzelheiten, und zwar

A.

zuerst zu den **Scherbenfunden**, deren Verteilung auf die einzelnen Fundstellen tabellarisch dargestellt ist.

Zu der Tabelle ist zu bemerken, daß bedeuten: W. S. O. So. = Scherbenester West, bzw. Süd, bzw. Ost, bzw. Südostede; Brf. = Brandfled.

Als Resultat ergibt sich, daß ein Scherbenmaterial von insgesamt etwa 21 Gefäßen vorliegt — sagen wir vorsichtig höchstens 21 Gefäßen: wenn wir mit der Möglichkeit kleiner Fehler rechnen in bezug auf einzelne oder wenige Scherben, wie z. B. Nr. 12, 16, 19, 21. Solche Fehler sind aber ausgeschlossen, wo es sich um einzelne Rand- und Bodenstücke handelt, deren Auseinanderhaltung keine Schwierigkeiten machte. Annähernd ein ganzes Gefäß könnte ergeben Nr. 2 (bei der besonders gründlichen Zerschabung scheiterte jedoch der Versuch der Zusammensetzung, zumal Randstücke fehlen) dann Nr. 1 — alle anderen Gefäße sind noch mehr Stückwerk bis hinunter auf einzelne Rand- und Bodenstücke. Für einen solchen Scherbenbefund liegen zwei Möglichkeiten vor: entweder sind bei der Bestattungszeremonie nur Gefäßtrümmer und Trümmerchen absichtlich verwandt worden (also beschädigte Gefäße oder nur einzelne Teile von Gefäßen), oder aber man hat den Scheiterhaufen nur teilweise zur Brandschüttung verwandt. Letztere Annahme wird aber fast beseitigt durch die Tatsache, daß das gesamte Scherbenmaterial keinerlei Verschlackung oder starke Feuereinwirkung aufweist, somit nicht aus dem Scheiterhaufen selber, sondern nur von dessen Peripherie stammen könnte. Sehen wir dem Scherbenmaterial die zusammengerollten Schwertteile (Klinge und Scheide), sowie die drei Eisenreste, von denen einer wahrscheinlich von einem Schildbucdel, ein anderer von einem Werkzeug herrührt, zur Seite, so kommen wir zu der Überzeugung, daß diese Verbiegung der Waffen, diese Mitgabe von Eisen- und Gefäßresten oder nur einzelnen Stücken (insbesondere Henkeln, Rändern, Böden) von Gefäßen in erster Linie mit religiösen Vorstellungen zusammenhängen, worüber sich meines Erachtens durchaus zutreffend Martin Jahn (Die Bewaffnung der Germanen, Mannusbibl. Nr. 16, S. 19) wie folgt äußert: „Völker, welche in höherem Maße als der Kulturmensch unserer Tage in und mit der sie umgebenden Natur leben, sehen ihre Umgebung mit kindlicheren, phantasieroller Augen an. Sie hauchen allen Dingen, welche sie kennen lernen, den Gegenständen, welche sie täglich benutzen [so auch den Koch-, Speise- und Trinkgefäßen]¹⁾, besonders aber den Besitzümern, welche sie am höchsten schätzen, Leben ein. So sind ihnen ihre Waffen [und Werkzeuge] treue Gefährten, welche ihr Leben schützen [bzw. ihren Lebensunterhalt vermitteln]. Am teuersten aber ist ihnen das Schwert. Ist nun ein Krieger gestorben, so steigt seine Seele, von irdischer Hülle [bei den Germanen schneller durch Feuerbestattung] befreit, ins Jenseits, dann zerstört oder tötet man auch seine Lieblingswaffe, welche für ihn im Leben so oft gestritten hat [oder deren Anfertigung, wie wahrscheinlich in unserem Falle, sein Handwerksberuf gewesen ist], damit auch ihre Seele

¹⁾ Das edig Eingeklammerte ist Zusatz des Berichterstatters.

sich aus dem gebrochenen Körper aufschwingen und der ihres Herrn folgen könne, um ihm im Jenseits weiter dienstbar zu sein. Für einen solchen symbolischen Akt genügt auch ein einmaliges Knicken der Waffe [oder aber das Abbrechen der Spitze, wie bei unserer „Raspel“ und einer „Seile“]. Ähnlich äußert sich Lippert, „Christentum, Volksglaube usw. S. 395“: „Bei vielen Völkern werden sogar die Gefäße, deren sich ein Verstorbener bei Lebzeiten bedient hat, absichtlich zerbrochen, damit seine Seele sich nicht darin festsetze.“

Zu diesem Abschnitt „Scherbenmaterial“ ist noch nachzutragen, daß die obersten Scherben 0,10 m unter der Oberfläche der 0,36 m tiefen Brandschicht gesichtet wurden, während die untersten auf deren Grundfläche lagen, so daß die Scherbenester eine Tiefe von 0,26 m hatten. Ferner wäre noch zu bemerken, daß über das Scherbenest/West ein Gefäßbodenstück deckelartig gestülpt war.

B. Die Beigaben

(mit einer Ausnahme aus Eisen).

1. Scherbenest/West.

a) Die zusammengefaltete Schwertklinge (in 4 Teile zerbrochen (Abb. 4, Nr. 1—3).

Die Klinge ist zweischneidig bei einer Länge von 98 cm und einer Breite von 5 cm. Ob die Klinge dachförmig oder flach ist, läßt sich bei der starken Verrostung schwer sagen. Der oben abgebrochene, im Querschnitt ovale nietlose Griff (die Griffangel) hat noch eine Länge von 13 cm — an dem abgebrochenen oberen Ende von 4½ cm Länge (Gesamtlänge des Griffes also 17½ cm) sitzt die, nach Feuervernichtung der Griffumkleidung, nach oben gerutschte Parierstange (Abb. 4, Nr. 2c/d) (wie Kzi., Abb. 69a/b (Mittelform zwischen a/b)). Demnach ist das Schwert (und mit ihm auch wohl die sämtlichen anderen Eisenbeigaben) dem Feuer des Scheiterhaufens ausgesetzt gewesen. Das obere kleinere Stück der Griffangel trägt einen Endknopf (Abb. 4, Nr. 2b), der das gänzliche Abrutschen der Parierstange verhinderte. Die Spitze des Schwertes gleicht der Abb. 68c (Kzi.). Wir haben es demnach mit einer Klingensform zu tun, die als allgemein-germanischer von den Kelten übernommener Typ der Spätlatenezeit bezeichnet werden muß.

b) Die zusammengefaltete Schwertscheide (Abb. 4, Nr. 4—5).

Die gleichfalls stark verrostete zusammengefaltete Scheide hat eine Breite von gut 5½ cm. Sie liegt vor in mehreren größeren und kleineren Stücken von zusammen 90 cm Länge. Sie besteht aus 2 dünnen Platten, von denen die eine um einige Millimeter über die andere an beiden Seiten übergreift und der Länge nach um dieselbe gebogen ist. Querstege fehlen. Auch über Scheidenmund bzw. -ende (nebst Ortband) sind keine Bemerkungen zu machen, da diese Teile fehlen oder zerrostet sind, ebenso nicht über Schwertschlaufe und sonstige Aufhängungsvorrichtungen. Dagegen ist unsere Scheide, wie an zwei Stellen trotz der starken Verrostung und dadurch bedingter Abblätterung, einwandfrei zu beobachten ist, verziert, und zwar durch ein netzförmiges Tupfenmuster aus (eingepunzten) Punkten (zu vgl. Jahn, a. a. O. S. 124, Abb. 142, Kzi., S. 94, Abb. 83f. und 84). Am meisten ähnelt die Abb. 142 bei Jahn, Weißenhöhe, Kr. Wirsiß. Auch unsere Scheide mit ihrer Verzierung ist typisch ostgermanisch.

c) Ein flach gewölbtes Bruchstück, vermutlich ein Stück eines flach-halbkugeligen Schildbuckels (Jahn, a. a. O., Taf. III, Abb. 1).

d) Ein rundstabiges Eisenfragment von 9 cm Länge (Abb. 4, Nr. 6).

kurzen Griff 2,3 cm entfallen; Breite 0,90 cm, Dide 0,65 cm. Querschnitt viertantig; „Hiebe“ auf allen vier Flächen.

c) 1 Raspel, deren oberer Teil mit Klängenabſchluß fehlt. Länge des Fragments 17 cm, wovon $6\frac{1}{2}$ cm auf den von der Klinge durch eine Einferbung geſchiedenen, viertantigen ſich dornartig verjüngenden Griff fallen. Breite 1,10 cm, größte Dide in der Mitte 0,48 cm. Der Querschnitt der Klinge iſt plankonvex, ſo daß Schmalseiten nicht gebildet werden, ſondern nur ſcharfe Kanten. „Hiebe“ auf beiden Flächen (Abb. 4, Nr. 8); vgl. Kzi., Abb. 191.

Zu a, b, c wäre zu bemerken, daß die bei Kzi. Abb. 190 abgebildete Seile etwa 15 cm Länge, die Raspel Abb. 191 etwa 19 cm Länge hat und daß, wie bei unſeren Stücken, der Griff bei der Seile länger und in ſeinem Abſchluß weniger ſpizig iſt.

d) 1 Fibel von 12 cm Länge (Abb. 4, Nr. 9), von Mittelatländeſchema, faſt gleich der Abb. 3 (Var. C, Beilage 3) bei Kzi. Es handelt ſich um den Typ der ſchlanken durchweg ziemlich langen Fibeln mit vollentwickelter Stüßfalte, und zwar iſt unſer Exemplar mit ſeinen 12 cm beſonders lang, da Kzi. eine durchſchnittliche Länge von 9—10 cm angibt. Die Rolle beſteht aus 4 Windungen (im allgemeinen 4—6 Windungen) mit oberer Sehne. Kleine Unterſchiede zwiſchen unſerer Fibel und der Abb. 3 bei Kzi. beſtehen darin, daß bei unſerem Stück der Mittelſteg (der Fußteil des Bügels), der bei den Exemplaren mit Stüßfalte regelmäßig eingebogen iſt, mehr S-förmig geſtaltet iſt, wie etwa bei Kzi., Abb. 6, und daß der zurückgebogene (zurücklaufende) Fuß mit dem Nadelhalter keinen ſpizigen, ſondern annähernd einen rechten Winkel bildet.

3. Scherbennest/Oſt.

a) 1 Seile (Abb. 4, Nr. 10); Länge (oben fehlt ein Stück vom Klängenabſchluß) 16,5 cm, wovon etwa 4 cm auf die dornartige Griffangel fallen; Breite 1,25 cm; Dide 0,65 cm; Querschnitt: viertantig. „Hiebe“ auf allen vier Flächen.

b) 1 Gerät, das ich, bevor ich mich über ſeine Verwendung äußere, zuerſt lediglich beſchreibe (Abb. 4, Nr. 11a/c). Das Gerät iſt $14\frac{1}{2}$ cm lang; es iſt in ſeinem oberen mit einer rundlichen Spitze endigenden Teile, und zwar bis 6 cm von der Spitze nach unten hin rundlich, in ſeinem unteren, $8\frac{1}{2}$ cm langen Teil geht der runde Querschnitt in einen viereckigen über; er wird viertantig. Von ſeiner rechteckigen Baſis (1,90 cm Länge : 0,90 cm Höhe) verjüngt es ſich allmählich bis auf 0,50 cm Durchmesser der rundlichen Spitze. An der Stelle, wo das Gerät aufhört, rundlich zu ſein, hat es einen Durchmesser von 1,40 cm, es nimmt alſo von der Spitze bis zu dieſem Punkte (6 cm von der Spitze) um 0,90 cm an Durchmesser (Dide) zu. Das ſehr maſſive Stück wiegt 140 g. 3 cm von der Baſis ſcheint es eine kleine Einſchnürung aufzuzeigen.

Nach Anſicht von Sachleuten einſchlägiger Betriebe (Schloſſereien, Schmieden uſw.) kann es ſich um 2 Verwendungsmöglichkeiten handeln: erſtlich als „Durchſchlag“ zum Einſchlagen von Löchern in Eiſenblech, wenn man die rechteckige Baſis als Schlagfläche für einen Hammer auffaßt. Hiergegen ſpricht vielleicht die etwas ſchmale Baſis, während die heute gebrauchten „Durchſchläge“ eine quadratiſche (breitere) Schlagfläche aufweiſen. Auch fehlen Schlagſpuren, die ſich durch Überquellen (Breitſchlagen) der Schlagfläche = Ränder, die bei unſerem Gerät ſcharftantig ſind, bemerkbar machen müßten; zweitens als „Sperrhorn“ (Abb. 4, Nr. 11b/c) alſo als ein Gerät das mit der Baſis eingepannt war (etwa mit Eiſentrammen an einem aufrecht ſtehenden kräftigen Holzpfahl), woſür auch die vorewähnte Einſchnürung ſprechen würde,

und das dazu diente, dütenförmige Gebilde aus Eisenblech herzustellen (auch kleine Ringe oder dgl. könnten darauf gearbeitet werden). Nun haben wir einen dütenförmigen Gegenstand, zu dessen Herstellung unser Gerät vorzüglich gepaßt haben würde: Den Lanzenschuh. Vom Lanzenschuh sagt Kzi. S. 110, dazu Abb. 101: „Das untere Ende des Holzschafte war bisweilen mit einem Beschlag aus tonisch zusammengebogenem, an der Verbindungsstelle verschweißtem starkem Eisenblech, dem Lanzenschuh, versehen, der mit einem Niet an dem Schaft befestigt war (Beilage 47). Diese Beschläge sind gewöhnlich kurz (meist 4—8 cm) und haben nur einen kleinen Durchmesser (von 1—2 cm); der Schaft scheint also, wenigstens in seinen unteren Teil, recht dünn gewesen zu sein.“. Auf unserem „Sperrhorn“, das bis 6 cm von der Spitze an gerechnet rundlich ist und bei 6 cm (Übergang zur vierkantigen Form) einen Durchmesser von 1,40 cm zeigt, hätten also Lanzenschuhe bis zu 6 cm Länge und 1,40 cm Durchmesser hergestellt werden können (Abb. 4, Nr. 11 b/c).

c) 2 ornamentierte Knochenstückchen (Abb. 4, Nr. 12).

Das Ornament besteht aus eingetieften Kreisen, so daß ein kreisrunder erhabener Ausschnitt entsteht, in dessen Mitte ein Punkt eingetieft ist. Dem Anschein nach rühren diese Knochenfragmente von einem röhrenartigen Gegenstande (etwa einer runden Griffangelfassung) her.

3. Scherbenstelle/Südostraße.

Ein Fragment (Eisen), Abb. 4, Nr. 13), das wohl eher ein Materialstück, als ein Gerät darstellt.

Die ostgermanischen Fundstellen liegen in der Niederung dem Aurither Urnenfeld (vgl. A) benachbart, von dem sie nur durch die am Fuße der Anhöhe entlang laufende Fahrstraße getrennt sind.

Zum Schlusse wende ich mich der „**Völkischen Frage**“ zu. Daß wir es bei zwei von unseren Grabanlagen bestimmt mit „wandalischen“ zu tun haben, steht wohl außer Zweifel durch die aufgefundenen Keramik: Wir haben einmal eine vollständig erhaltene „wandalische Krause“ aus dem Urnengrab (Abb. 3, Nr. 5), sodann für solche Krausen typische Hals- und Randteile aus unserm Grab 6, nämlich Tabelle Nr. 1: 2 Hals- und Randstücke von einem Gefäß (Krause) aus Scherbennest-West bzw. Ost (Abb. 3, Nr. 7), ferner Tabelle Nr. 8: 2 Hals- und Randstücke von einem Gefäß (Krause) aus Scherbennest-West bzw. Süd (Abb. 3, Nr. 11).

Sodann sind den Wandalen nach Kzi. S. 195 der Mäander und mäanderähnliche Zeichnungen (Stufen-, Zinnenmuster usw. S. 196/197) vorwiegend eigentümlich: „Mäander- und mäanderähnliche Zeichnungen kommen in der Spätlatenezeit bei den Burgundern wohl ab und zu als Teile größerer Ornamentgruppen (vgl. Kzi., Abb. 209), nicht aber als selbständiges Ziermuster vor (mit einer einzigen Ausnahme)“. Wir haben nun aus unserm Grab 6 ein mäanderähnliches selbständig auftretendes Stufenmuster (Abb. 4, Nr. 6), zu vgl. Tab. Nr. 1, und zwar nach Kossinna (Mannus 11/12, S. 405) ein „echt wandalisches“ Stufenmuster. Drittens spricht die große Zahl (vgl. Tabelle) der bei der Bestattungszeremonie (Grab 6) verwandten Gefäße und Beigefäße eindrücklich dafür, daß wir es bei Grab 6 mit einer wandalischen Grabanlage zu tun haben.

Bleibt jetzt noch die Frage übrig, ob wir unsere als wandalisch anzusprechenden Gräber dem „Wandalischen Hauptgebiet“ der Spätlatenezeit — Südlicher Teil der Provinz Posen (nordwärts bis zur Warthe bzw. dem westwärts gerichteten unteren und mittleren Lauf der Neße), Mittelschlesien, Nordostzipfel Niederschlesiens (zu beiden Seiten der Oder), ostwärts Ausdehnung bis nach Polen und Westgalizien — oder der „Lotalen Gruppe“ im südöstlichen Brandenburg „zu beiden Seiten der Lausitzer Neße“ anzugliedern haben? Im letzteren Falle hätten wir es nach Jahn¹⁾ mit den um 100 vor Chr. von den Dänischen Inseln abwandernden wandalischen Silingen zu tun, die auf ihrer Wanderung längs des Oderstroms um oder bald nach 100 vor Chr. an der Mündung der Lausitzer Neße Halt machten, um sich keilförmig an ihren beiden Seiten in die westlich der Oder sitzenden Westgermanen (mit einem ostwärts greifenden Auslauf in den angrenzenden links der Oder gelegenen Teil Niederschlesiens) einzuschieben. Als Erster hat Kzi. (a. a. O.) diese wandalische Sondergruppe klar herausgearbeitet.

Unter dem Eindruck des Urnenfundes (durch Lehrer Rettig beim Hausbau, Frühjahr 1922, ohne daß ich damals schon von 4 anderen Brandflecken unterrichtet war — während das Brandschüttungsgrab Nr. 6 erst Januar 1923 von mir untersucht wurde), nämlich der mit Leichenbrand gefüllten „Wandalischen Krause“ (Abb. 3, Nr. 5) ließ ich mich zu einer Notiz in der Frankfurter Oderzeitung (Nr. 143, 21. Juni 1922) verführen, die diesen Fund in Verbindung zu setzen sucht mit dem Zuge der Silingen längs der Oder in das Gebiet der Lausitzer Neße, insbesondere mit den wandalischen Spätlatenefunden von Kampitz (rechts der Oder), Kr. Weststernberg. Diese voreilige, wie ich selbst sie bezeichnen muß, Annahme wird nun hinfällig durch die spätere Aufdeckung des sechsten Brandschüttungsgrabes und die eingehende Beschäftigung mit den aus diesem stammenden Funden, die — Grabform und Funde — klar dafür sprechen, daß wir unsere ostgermanischen Funde nicht mit dem Süden (Lausitzer Neße), sondern mit dem Osten in Verbindung zu setzen haben, nämlich mit dem wandalischen Hauptgebiet in der Provinz Posen bzw. mit daran angrenzenden Landstrichen. Die niederschlesisch-niederlausitzische Westgruppe (Lotalgruppe) der Wandalen kennt das Brandschüttungs- bzw. Brandgrubengrab nicht, sondern lediglich das freistehende einfache Urnengrab, ebensowenig die Mitgabe zahlreicher Beigefäße oder Scherben. Wo aber finden wir nun die besten Parallelen zu unseren Funden im wandalischen Hauptgebiet? Meines Erachtens nicht in diesem Gebiet selbst, wohl aber in angrenzenden Landstrichen, nämlich im Weichselnie und dem nördlichen rechten Uferlande der Neße, in Gebieten also, die politisch zu den Ostburgunden gehören, kulturell aber überwiegend wandalischen Einfluß zeigen. Für das Weichselnie hat das Kzi. (S. 227/28, 231/32) für die Kreise Thorn, Kulm, Graudenz überzeugend nachgewiesen, wobei er zusammenfassend (S. 228) sagt: „Wir werden daher diese Gräberfelder am Weichselnie und der oberen Neße wohl den Nachkommen des von der vordringenden (burgundischen) Brandgrubenbevölkerung unterworfenen (wandalischen) Steintiftenvolkes zuschreiben dürfen, die auch in den neuen Verhältnissen mit der stammverwandten südlichen Bevölkerung in regem Verkehr standen und besonders in der Keramik ihre Eigenart bewahrten“.

Ähnliche kulturelle Verhältnisse, zum mindesten eine ostburgundisch-wandalische Mischkultur können wir nun nicht nur an der „oberen“ Neße,

¹⁾ Jahn, Mannusbibl. Nr. 22, „Zur Herkunft der schlesischen Wandalen“ (vgl. hierzu auch Almgren, „Zur Rugierfrage und Verwandtes“, Mannus X, S. 1ff.).

sondern auch in ihrem weiteren westlich gerichteten Laufe an ihren Ufer rändern erwarten: Weihenhöhe (Kr. Wirlich) liegt nämlich nur 5 km nördlich der Nehe und eine dort gefundene Schwertscheide (Jahn, a. a. O., Abb. 142) weist, wie schon oben erwähnt, die größte Ähnlichkeit mit der Verzierung unserer Scheide auf. Diese Scheide ist freilich in der Nehe selbst¹⁾ bei Weihenhöhe gefunden worden und könnte doch auch vom südlichen, wandalischen Ufer stammen; ich verlasse mich aber auf Kzi. (II. Teil, Material, Beilage 42, S. 28), der sie dem „Burgundischen Gebiet“ zuschreibt, dem auch die ähnlich verzierte von Bohlschau (Kr. Neustadt) angehört, während die dritte im Bunde von Stalitz (Kr. Nimptsch) dem „Wandalischen Gebiet“ zueignet. Zu dieser Scheidenform (Beilage 42) bemerkt Kzi. im Teil I, S. 93/94: „Etwas seltener kommen Schwertscheiden mit schmaler, langgestreckter Schlaufe (Länge bis 20 cm) vor, deren oberes Ende immer an einem dicht unterhalb des Mundstückes sitzenden Scheidensteg befestigt ist (Abb. 78 (Weihenhöhe) und 83e (Weihenhöhe), 83f (Bohlschau)) (Typus II, Beilage 42) ...“
Ziemlich häufig ist dieser Typus (und nur dieser) mit vertieftem Ornament bedeckt (Bohlschau, Stalitz, Weihenhöhe), das aus nebartig verteilten Punkten oder kleinen Quadraten besteht.“ In der Aufzählung vorstehender Fundorte bezeichnet Jahn (a. a. O., S. 124) Weihenhöhe mit 2/3, Mus. Bromberg, Nr. 1914/1915, Abb. 142. Dies kann den Eindruck erwecken, als ob beide Schwertscheiden von Weihenhöhe verziert seien. Das ist aber nach Kzi. nur bei Nr. 1915 der Fall, während er die andere Scheide „Nr. 1914a (Bromberg)“ unter Beilage 41 „Schwertscheiden mit kurzer Schlaufe usw. (Typus I)“ aufführt.

Von den Scheiden Typus II (Beilage 42) gehören je 4 Fundorte dem burgundischen bzw. wandalischen Gebiete an, davon 2 mit vertieftem Ornament verzierte dem ersteren, 1 dem letzteren.

Die zweite Parallele zu unserem Grab 6 (Brandschüttung) finde ich im Weichselknie, nämlich in Rondsén (Kr. Graudenz), Grab 8 (1884) (Mus. Graudenz Nr. 342 und 461—477; Kzi., Teil II, S. 106 unter Nr. 52 der „Wichtigeren usw. Grabfunde der Spätlatènezeit“). Mit diesem Grab beschäftigt sich Kzi. eingehender in Teil I im Kap. IV „Toilettengeräte und Werkzeug“ unter Abschnitt 8: „Anderes Werkzeug“ S. 174—75, indem er u. a. sagt: daß es „die vollständige Ausstattung eines Eisenschmiedes enthielt“ und später: „Das oben erwähnte Rondsener Grab enthielt auch [außer: 1 Hammer (Abb. 189), 2 Scheren, 2 halbmondförmigen Messern, 1 Pfriem, 1 Punze (Abb. 184)] 5 Seilen (Abb. 190) und 1 Raspel (Abb. 191): die einzigen ostdeutschen Exemplare aus so früher Zeit. Im Süden waren beide Geräte bereits in der frühesten Eisenzeit bekannt und häufig noch aus gehärteter Bronze hergestellt. Diese Seilen haben eine flache, vierkantige feingezähnte Klinge und eine etwas verschmälerte Griffangel; die Raspel unterscheidet sich von ihnen außer durch die gröbere Zähnung vor allem durch den plankonvergen Querschnitt und den spitz ovalen Klängenabluß. Seilen und Raspeln kommen auch außerhalb des behandelten Gebietes in latènezeitlichen Funden nicht selten vor. Recht zahlreich sind sie auch aus der Kaiserzeit vertreten. Sie sind, wie Handwerkzeuge überhaupt, ein Kennzeichen von Männergräbern.“ Diese Beschreibung der Seilen und Raspeln paßt auch auf unseren Fund, nur daß bei unserer Raspel (der übrigens der Klängenabluß fehlt)

¹⁾ Kzi. (Teil II, Material) „Verzeichnis der Fundorte S. 91“: Weihenhöhe.... (Aus der Nehe bei W.).

die Griffangel von der Klinge abgeschnürt ist (vgl. Abb. 4, Nr. 8). Durch unseren Fund von 3 Seilen und 1 Raspel tritt nun der entsprechende Fund von Ronsden heraus aus seiner Vereinsamung in Ostdeutschland. Während das Ronsdener Handwerkszeug noch ergänzt wird durch einen Hammer, 2 Scheren, 1 Pfriemen, 1 Punze, tritt bei uns noch ein weiteres Gerät (Durchschlag oder Sperrhorn) hinzu, außerdem bei uns noch ein Schwert mit Scheide, ein Bruchstück (wahrscheinlich von einem Schildbuden), ein unbestimmbares Bruchstück, eine Sibel und ein Materialstück. Auch unsere Grabausstattung ist demnach auf einen Waffenschmied (Schwertfeger) zu beziehen. Sollten meine vorstehenden Ausführungen über die völkisch-territorialen Beziehungen unseres Grabes keinen Beifall finden, so bleibt doch als ganz sicher die Einreihung unserer wandalischen Funde in die Kultur des östlich gelegenen wandalischen Hauptgebietes, insbesondere der Provinz Posen südlich Warthe bzw. Neße.

Nun bildet aber ein „Nord-Süd-Linie zwischen Birnbaum a. d. Warthe und Wollstein“ nach Westen hin die Fundgrenze für wandalische Funde der Spätlatènezeit¹⁾ und diese Linie ist überall etwa 90 km von der Oder entfernt, so daß unser Fund von der Kleinen Mühle als ein abgeprengter bezeichnet werden muß, der wohl von einem wandalischen Wandertrupp herrührt, der nach Westen strebte und den wir vielleicht in Anlehnung an „Kossinna, Wandalen in der Wetterau (Mannus 11/12, S. 405/08)“ über Thießen (bei Wittenberg a. Elbe) bis nach Muschenheim a. d. Wetter (Kr. Gießen) weiter begleiten können. Ist es schon auffällig, daß Frankfurt a. d. Oder-Thießen-Muschenheim eine gerade Linie von Nordost nach Südwest bilden, so wird unsere Hypothese eindringlicher gestützt durch die Grabform und die zahlreichen Gefäßreste von Muschenheim (außer einer Krause, 2 Heneltassen, 1 Schüssel, 1 Töpfchen), ganz besonders aber durch das sehr ähnliche zweireihige, ständig durchlaufende echt wandalische Stufenmuster von Muschenheim (Abb. 3, Nr. 6). Nach der Beschreibung durch Kossinna (a. a. O., Abb. 3) muß es dem unstrigen sehr ähnlich sein: „nur daß bei den Wetterauer Tassen das zweireihige Stufenmuster nicht mit Metopen abwechselt...., sondern ständig durchläuft“ (wie bei uns). Der Originalarbeit von K. Schumacher (Germania 1920, S. 76 ff.) konnte ich leider nicht habhaft werden. Jedoch teilte mir Professor Helmke²⁾-Gießen, an den mich K. Schumacher auf Anfrage verwies, freundlichst Näheres über die Grabanlage von Muschenheim mit, die große Ähnlichkeit aufweist mit der unstrigen. Unser Stufenmuster — eine eingerichtete mäanderähnliche Verzierung — gibt nun auch einen Anhalt für die genauere Chronologie der Grabanlage bei der „Kleinen Mühle“; sie kann erst aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. vor Chr. stammen, da nach Kossinna (a. a. O., S. 407) die eingerichteten Mäander und mäanderähnliche Verzierungen bei den Germanen erst um diese Zeit aufkommen. Der wandalische Wandertrupp, den wir vermuten möchten, — Kleine Mühle bei Frankfurt a. d. Oder (unweit des rechten Oderufers) — Thießen — Muschenheim, — würde sich also nach 50 vor Chr. in Bewegung gesetzt und bei Frank-

¹⁾ Der zur „Neiße-Lokalgruppe“ gehörige Fund von Rampitz rechts der Oder scheidet für diese Betrachtung aus, die sich mit dem wandalischen Hauptgebiete beschäftigt.

²⁾ Helmke bereitet, wie mir K. Schumacher mitteilt, eine ausführlichere Veröffentlichung der Funde von Muschenheim vor. Nach Abschluß des Manuskripts sendet mir Geheimrat Kossinna die Original-Notiz von K. Schumacher (Germania, 1920), auf deren Bildbeilage Bild Nr. 1 Stufenmuster sehr dem unstrigen auf Abb. 3 ähnelt, auch eine Krause Bild Nr. 9 ist vorhanden, wie auch in Grab 5, Kl. Mühle, eine Krause mit Henkel (Abb. 3) gefunden wurde, die der Form Abb. 197 bei Kzi, fast gleicht, während sich die Muschenheimer (ohne Henkel) mehr der Form Abb. 198 bei Kzi. nähert.

furt a. d. Oder, bevor er die Oder überschritt, längere Zeit stationiert haben, in welcher Zeit er einige Mitglieder durch Tod verlor. Es können ja einige Jahre vergangen sein, bis man, nicht voll befriedigt durch die neuen Siedlungsbedingungen, weiter nach Westen ausbrach; auch könnte nur ein Teil dieser „Kleinen Mühle“-Wandalen weitergewandert sein. Und, wenn meine völkisch-territorialen Annahmen über die engere Heimat dieser Wanderer zutreffen, so würden wir auch ein Motiv für den Ausbruch dieses Trupps aus den alten Sizen darin finden können, daß sich diese westwärts strebenden Wandalen nicht wohl fühlten unter der herrschenden Burgundischen Oberschicht. Die vorstehenden hypothetischen Ausführungen über ein weiteres Westwärtsstreben unserer Wandalen bei der „Kleinen Mühle“ sollen sich nur wie Ranken um die Säule des Tatsächlichen legen: daß wir nämlich hier nahe dem rechten Ufer der Oder bei Frankfurt einen weit vorgeschobenen Außenposten der ostwärts sitzenden Hauptgruppe der Wandalen (bzw. der daran grenzenden Gebiete wandalischer Kultur unter burgundischer Oberhoheit) für die zweite Hälfte des 1. Jahrh. vor Chr. festgestellt haben.

Ich habe noch folgenden Herren meinen herzlichen Dank abzustatten: erstlich Herrn Lehrer Paul Rettig für die freundliche Hilfe bei und für gastliche Bewirtung während der Ausgrabung, sowie für die Überweisung der Sunde an die Vorgeschichtliche Abteilung unseres Museums, ferner Herrn Maler Alisch für die gütige Anfertigung sämtlicher Abbildungen und schließlich dem Herrn Obergeringieur Höhne (von der Firma A. Gutmann) für Auskunst über die Werkzeuge und Einlieferung der Skizze zu Abb. 4, Nr. 11 b/c und Herrn Ingenieur Paul Steffen gleichfalls für Begutachtung der gefundenen Werkzeuge.

Nachschrift.

Der Umstand, daß die Veröffentlichung meines Berichtes über Wandalische Gräber bei Frankfurt im ersten Doppelhefte von Mannus 16 noch nicht erfolgt ist, gibt mir willkommene Gelegenheit, noch einmal darauf hinzuweisen, daß die Anlage des eingehend untersuchten Grabes Nr. 6 eine Phase — meines Erachtens die letzte — der Übergänge der Brandschüttungsgräber zum reinen Brandgrubengrab darstellt (vgl. Kzi. I, S. 216 ff.) und ich zweifle nicht daran, daß eine derartige Grabanlage, in älterer Zeit nach älterer Methode untersucht, vielfach als „reines Brandgrubengrab“ aufgefaßt worden wäre: nämlich eine durch Zusammenfegen (=scharren) der Überreste des Scheiterhaufens entstandene (abfallgrubenähnliche) Vermengung von verbrannten Knochen, Beigaben, Kohle, Asche, Steinchen und verbrannten Erdklumpen. Dagegen habe ich in meiner „Studie über Brandgrubenräber“ (Mannus 11/12) im allgemeinen polemisiert. Nun haben wir in unserer Grabanlage C ein gutes Beispiel dafür, wie der anscheinende Wirrwarr doch Methode hat: die 3 Haupt-Scherbennester, von denen das eine (im Westen) nur Waffenbeigaben, die beiden anderen (im Süden und Osten) außer einer Fibel nur Werkzeugsbeigaben enthielten, und zwar lagen (im Westen) Schwertklinge und =scheide, beide hochkant gestellt, rechtwinklig zueinander — die Klinge nach Süden, die Scheide nach Westen, während (im Süden) zwei Werkzeuge (Seile und Raspel) mit ihren aneinander gelegten Griffen einen stumpfen Winkel bildeten, der sich nach Süden öffnete, und (im Osten) 2 Werkzeuge (1 Seile, 1 Sperrhorn (Locher?)) senkrecht in der Brandschicht steckten. Leider ermöglichen es die an Zahl und Größe geringen Reste gebrannter Knochen nicht,

festzustellen, ob es sich hier, außer um menschlichem Leichenbrand, etwa um Tieropferung handelt, soweit die Knochen nicht in Beziehung zu den Scherbenresten standen.

Jedenfalls möchte ich erneut an die Sachgenossen, zumal im Osten, die Bitte richten, bei Untersuchung von sog. „reinen Brandgrubengräbern“ darauf zu achten, ob und wie weit nicht auch bei ihnen von einer „Ordnung in der Unordnung“ die Rede sein kann und, wenn irgend zugänglich, die gebrannten Knochen in „Aussicht und Profil“ getrennt zu sammeln und auf ihre Herkunft untersuchen zu lassen.

Meine angeführte Studie schließt mit den Worten: „Gewiß werden sich meine Beobachtungen an den Garthher Brandgrubengräbern nicht überall und für alle Zeitfolgen wiederholen, denn auch die Brandgrubengräber werden örtliche und zeitliche Abweichungen aufweisen“, und wenn ich mir daraufhin heute, wo seitdem wiederum 4 Jahre des Forschens, des Zu- und Umlernens verstrichen sind, meine Spezial-Polemik (a. a. O., S. 92/93) gegen Kostzewski und Stjerna ansehe, so empfinde ich, daß ich darin zu weit gegangen bin.

Frankfurt a. O., 13. IV. 1924.

Ein zweiter Bericht über neue Funde — hauptsächlich aus Frankfurt selbst — wird folgen.

Wandalische Vorposten am rechten Elbufer und an der Saale.

Don Gustaf Kossinna.

Da wir nun durch M. M. Lienau den westlichsten, unmittelbar an der Oder gelegenen Siedlungsort des Hauptstammes der Wandalen kennen gelernt haben, benutze ich diese Gelegenheit, auf einige bis an die Elbe vorgeschobenen Außenposten dieses Stammes aufmerksam zu machen, die sich als Seitenstücke zu dem Funde von Thießow nordöstlich von Wittenberg fund geben und die Brücke nach Oberhessen verbreitern.

In der Sammlung des Arztes Stimming in Groß-Wusterwitz entdeckte ich vor einigen Jahren eine rottonige „Krause“ echt wandalischer Art, die aus Büdnitz nördlich von Ziesar Kr. Jerichow I stammt, jenem altbekannten Fundorte von Gräbern verschiedener Latenestufen.

Dann befindet sich im Zerbst. Museum, wie mir Martin Jahn soeben mitteilt, eine erst neuerdings ausgestellte, daher mir unbekannt gebliebene wandalische „Krause“ aus Mühra, Kr. Zerbst. Diese zeigt allerdings durch ihre Dreieckigkeit, diese sonst so verbreitete ostgermanische Eigenheit, bereits eine kleine Entfernung von dem Urtypus der wandalischen Krause, der ja zweieckig ist.

Drittens befindet sich in Privatbesitz, wie mir ebenfalls M. Jahn mitgeteilt hat, eine ostgermanische Henteltasse aus Margdorf, Kr. Liebenwerda.

Endlich besitzt das hallische Provinzialmuseum neuerdings nach Mitteilungen von M. Jahn und W. Schulz die Ausbeute einiger wandalischer Gräber aus Gernstedt, Kr. Naumburg a. S. Hoffentlich kommt dieser Fund bald zur Veröffentlichung.

Münzfunde der vor- und frühgeschichtlichen Zeit aus dem Freistaat Sachsen.

(Mit 1 Karte.)

Don Dr. Georg Bierbaum, Dresden.

Im Auftrage des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung hatte der 1915 verstorbene Heinrich Willers es unternommen, eine umfassende Zusammenstellung der römischen Münzfunde in Nordwestdeutschland zu geben. Leider ist das Werk, dessen Weiterführung nach Willers Ableben der bekannte Numismatiker M. v. Bahrfeldt übernommen hat, auch heute, nach einer persönlichen Mitteilung v. Bahrfeldts an mich, noch nicht abgeschlossen. Dieser Umstand in Verbindung mit der bedauerlichen Tatsache, den heutigen Freistaat Sachsen ausgeschlossen zu sehen von der der Willers-Bahrfeldtschen Arbeit gegebenen Umgrenzung, läßt mich die hier folgende Zusammenstellung geben und damit zugleich eine Lücke ausfüllen, deren Vorhandensein, wenigstens für die römische Kaiserzeit, bereits von Alfred Hennis (11¹⁾, 97), der für Sachsens Vorgeschichtsforschung 1916 viel zu früh den Heldentod starb, störend empfunden wurde. Ich habe keinerlei Grund anzunehmen, einen Fehler zu machen, wenn ich die Abgrenzung meiner Arbeit in der Weise vornehme, daß ich einen Überblick gebe über die Zeit vom ersten bodenkundlich bezeugten Münzvorkommen bis etwa zum Tode des Markgrafen Edart I. von Meißen (1002 nach Chr.), welchem von Kaiser Otto III. das Münzrecht verliehen worden war und von welchem daher die ersten im Gebiet des heutigen Freistaates Sachsen geprägten Münzen stammen. Vorausgeschickt sei nur noch, daß ich mich innerhalb der einzelnen vorgeschichtlichen Abschnitte der leichteren Übersichtlichkeit halber einfach an die Zahlenfolge der Sektionen der topographischen Karte 1:25000 gehalten habe, deren Nummer jedem Fundort vorangestellt ist.

¹⁾ Diese Zahlen verweisen auf das Literaturverzeichnis am Schluß der Arbeit; dort auch die Zusammenstellung der gebrauchten Abkürzungen.

Latènezeit.

27. Oberholz: Schloßberg bei Threna nahe Grimma, Krhm. Leipzig: In dem von Wilke erforschten Innern des Ringwalles sind „2 Bronzen und 1 silbernes Stück“ — offenbar Münzen — gefunden und angeblich einem Museum in Leipzig überwiesen worden. Über den Verbleib derselben war nichts in Erfahrung zu bringen.

Lit.: 12, 208; 33, (1901) 59.

Sunde von Regenbogenschüsselchen sind aus dem Freistaat Sachsen nicht bekannt entgegen der Angabe von Julie Schlemm (27, 463f.), die Sachsen unter den Fundorten erwähnt. Auch in der von ihr angezogenen Literatur habe ich keinen Nachweis für die Richtigkeit ihrer Behauptung finden können.

Römische Kaiserzeit.**11. Leipzig-Möckern:**

1 große AE (Sesterz) des Antoninus Pius (138—161); 3 cm Durchmesser, schlecht erhalten. **Gr.=M.** (Sammlung Jacob).

D. S.: Kopf des Kaisers nach rechts, (IMPER) (AN)TONI(NVS) . . . PM.

R. S.: Göttin in Gewand mit Mauerkrone nach links, vor ihr Altar; in rechter Hand Schale haltend, in der linken Hand Zepter. (PIETAS?) (A)VG(VST) Nicht bei Cohen.

Lit.: 7, 64; 12, 211.

11. Mölkau bei Leipzig, Krhm. Leipzig:

1 römische AE **Gr.=M.**: 1914 erworben, zur Zeit unauffindbar nach Erfundigung im Museum.

Lit.: 13, VI, 1915, 20.

16. Zabeltitz bei Großenhain, Krhm. Dresden:

1 AV des Kaisers Probus (276—282) mit Konsekration, zum Anhängen durchbohrt gewesen. — Verschollen.

Lit.: 3, 1834, 45 und 46; 11 (Karte); 25c, 45.

17. Zeithain bei Großenhain, Krhm. Dresden:

Römische Münzen, angeblich in Urnen, auf einer sandigen Anhöhe beim Bau des bekannten großen Lagers, beim Schanzenaufwerfen 1730 gefunden. Verschollen.

Lit.: 23, 33, 46; 25c, 45, 202, 206f.; 29, 31, 51.

18. Stäßchen bei Großenhain, Krhm. Dresden:

Auf einem Felde bei Stäßchen gefunden:

1 AV des Kaisers Vespasian (69—79), zum Anhängen durchbohrt, früher im Besitz des Dr. med. Reiniger-Großenhain gewesen; verschollen.

1 AR (Denar) desselben Kaisers: **3w.**

D. S.: Brustbild rechts mit Lorbeerfranz, IMP CAESAR VESPASIANVS AVG.

R. S.: Sitzende Göttin nach links, rechts einen Zweig, links den Caduceus, den mit Schlangen umwundenen Stab, haltend, COS (ITER TR POT).

Cohen 1. Aufl. Nr. 36 (Nicht beschrieben in der 2. Auflage.)

Lit.: 4, I, 1826, 106; 11 (Karte); 16, 398; 20, 1835, 71; 23, 46; 25b, 164, Tafel IV, Nr. 55.

25. Zwenkau bei Leipzig:

Auf Flur Knauthain am Wege nach Rehbach 1904 beim Sandgraben gefunden. Besitzer: Julius Bernhardt, Oberzollinspektor in Leipzig.

1 Groß-AE (Medaillon) aus der Zeit Constantin des Großen (323—337):

D. S.: Büste der Roma nach links, URBS ROMA.

R. S.: Die Wölfin nach links, den Romulus und Remus säugend. Oben zwei Sterne, darunter Angabe der Münzstätte I SIS (= 3. Münzstätte in Sisium, Ungarn, das heutige Sissek in Kroatien-Slawonien).

Cohen VII, 330, 15 (bei Cohen haben nur die kleineren Stücke mit Roma und der Wölfin Zeichen der Münzstätten, nicht aber die großen Stücke, die Medaillons).

Lit.: 11 (Karte); sonst bisher nicht erwähnt.

26. Raschwitz bei Leipzig:

Beim Roden einer Eiche 1,5 m tief gefunden. Stadtmuseum Leipzig.

1 AR (Denar) nach dem Tode Faustinas der Älteren, Gemahlin des Kaisers Antoninus Pius (138—161), Mutter der jüngeren Faustina, der Gemahlin Marc Aurels. Faustina die Ältere † 141 nach Chr.

D. S.: Kopf der Kaiserin in Schmelz nach rechts, DIVA FAVSTINA.

R. S.: Göttin stehend halblinks in langwallendem Gewande, in der rechten eine Lanze, in der linken Hand das Gewand haltend, AVG VSTA.

Cohen Nr. 104, aber mit Sadel.

Lit.: 7, 64; 11 (Karte).

30. Oschag, Krm. Leipzig:

Von hier findet sich ein Fund römischer Münzen erwähnt bei Hennig (11, Karte), der aber für diese Arbeit als zu unsicher nicht in Betracht kommt, da mir Herr G. Dödisch-Oschag darüber folgendes auf meine Anfrage mitteilte: „Zur Aufklärung über den Münzfund aus römischer Zeit gestatte ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß vor 15 Jahren (1907) Promenade 5 im Garten 2 römische Münzen, eine größere und eine kleinere gefunden wurden, letztere bezeichnet Constantinopolis. Ich halte diesen Fund für zufällig mit Bauabwut in den Garten der Villa gelangte Münzen. Dort befanden sich sumpfige Teiche, die zu Bauland aufgefüllt wurden. Herr Dr. Hennig hat die Münzen in unserer Sammlung gesehen, doch habe ich nicht mit ihm darüber gesprochen; sie liegen auch nicht in der Abteilung Urgeschichte der

Heimat, weil ich ihnen keine besondere Bedeutung zusprechen kann. Für Ihre Arbeit kommen die Münzen demnach wohl kaum in Betracht."

31. Staußig bei Oschütz, Krhm. Leipzig:

1902 beim Stöderoden im Park des Rittergutes gefunden. Privatsammlung von Zehmen auf Staußig:

1 AR (Denar) des Kaisers Antoninus Pius (138—161).

D. S. Kopf des Kaisers rechts mit Lorbeerkranz, ANTONINVS AVG PIVS P(ater) P(atriae).

R. S. Aequitas nach links; in der rechten Hand eine Waage, in der linken das Zepter haltend; COS IIII.

Cohen Nr. 228.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

31. Stößig bei Oschütz, Krhm. Leipzig:

1811 entdeckte man nahe beim Rittergut 2 römische Münzen:

1 AR (wahrscheinlich Denar) von C. Julius Caesar (100 bzw. 102 — 15. III. 44 vor Chr.) und

1 AV des Kaisers Aurelian (270—275):

Beide verschollen nebst den übrigen Grabungsergebnissen (Urnen); wenigstens in Dresden nichts davon in irgend einer Sammlung bekannt.

Lit.: 3, 12; 11 (Karte); 25c, 46, 138; 30, 81, Nr. 45 (238).

33. Kottewitz bei Priestewitz nahe Großenhain, Krhm. Dresden:

Gefunden auf dem Ader des Gutsbesizers Schade. Museum Großenhain, Nr. 944:

1 AR (Denar) des Kaisers Antoninus Pius (138—161):

D. S.: Kopf des Kaisers rechts mit Lorbeerkranz, ANTONINVS AVG(ustus) PIVS P(ater) P(atriae) TR(ibunicia) P(otestate) XVI. (Das war im Jahr 153 nach Chr.).

R. S.: Deßta nach links; in der rechten Hand das Simpulium, links das Palladium haltend, COS IIII.

Cohen Nr. 197.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

33. Großenhain, Krhm. Dresden:

In der Nähe von Gr. auf dem Felde gefunden; verschollen:

1 AV des Kaisers Gallien (260—268) mit Loß zum Anhängen:

D. S.: Brustbild mit strahlenbekröntem Helm, Schild und Speer, GALLIENVS AVG.

R. S.: VICTORIA AVG VII. Victoria links stehend mit Kranz und Palmzweig, vor ihr Gefangener sitzend (zu ergänzen nach Cohen Nr. 1127).

Cohen Nr. 1127.

Lit.: 25b, 164, Taf. IV, Nr. 56; 25c, 40.

34. Radenburg bei Großenhain, Krhm. Dresden:

In der Gegend von Radeburg, namentlich auf einem Feld, das $\frac{1}{4}$ Stunde von Radeburg entfernt an der nach Verbisdorf führenden Straße gelegen ist, Urnen und römische Münzfunde. Genauerer nicht bekannt.

Lit.: 4, I, 1826, 102; 20, I, 1835, 65; 23, 44.

23/38. Burf bei Bauzen, Krhm. Bauzen:

a) Gefunden auf der Höhe von Burf; in Privatbesitz in Bauzen befindlich, jedoch etwas fraglich hinsichtlich der Herkunft:

6 römische AE des 4. Jahrh. nach Chr. (ungefähr Zeit der Constantinischen Dynastie); infolge mangelhafter Erhaltung nicht genauer zu bestimmen.

b) Gefunden am Abgott zwischen Scherben; von demselben Finder stammend und ebenfalls im Privatbesitz desselben; auch mit Fragezeichen zu versehen:

11 schlecht erhaltene und daher nicht weiter bestimmbare AE verschiedener griechischer Städte etwa aus dem 4. und 3. Jahrh. vor Chr.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

24/39/40. Gleina bei Bauzen, Krhm. Bauzen:

Auf dem Windmühlenberge in einer Sandgrube durch Kantor Krahl in Sotulahora gefunden; 1907 durch Geschenk seines Neffen, Lehrer Krahl in Saritsch, ans Museum in Bauzen gelangt: 25 römische Münzen.

Nach der Bestimmung durch Dr. Regling-Berlin handelt es sich dabei um:

1 Münze der Stadt Thessalonike (Zeit der römischen Republik),

1 Münze der Stadt Amphipolis (Thrazien),

1 Münze der Stadt Parium (in Mysien). (Zeit des Augustus 30 vor Chr. bis 14 nach Chr.),

1 Münze des Kaisers Trajan (98—117),

1 Münze von Antigonos II. (276—248) oder III. (232—220) von Mazedonien,

8 Münzen der Stadt Philippi (Zeit des Augustus 30 vor Chr.—14 nach Chr.),

1 römische Mittelbronze der frühen Kaiserzeit (wohl 2. Jahrhundert),

1 römisch-syrische Münze der Kaiserzeit,

1 „gilt als Kreuzfahrermünze aus der Zeit des byzantinischen Kaisers Alexius I. (1081—1118)“,

9 Stück unbestimmbar.

Lit.: 11 (Karte); 14, II, 343; 14, III, 3—5.

46. Tronitz bei Döbeln, Krhm. Leipzig:

Gefunden auf dem Felde des Gutsbesizers Wittig in Tronitz, früher im Besitz des Friseur Paul Voigtländer in Döbeln; verschollen nach Mitteilung des letzteren:

1 AE von Caesar Octavianus Augustus (30 vor Chr. bis 14 nach Chr.).

Lit.: bisher nicht erwähnt außer 11 (Karte).

47. Lommaßsch bei Meissen, Krhm. Dresden:

Südlich Lommaßsch, und zwar auf dem Wege von L. entweder nach Mertitz oder nach Zöthain, wurde um 1894 nach Angabe des Gutsbesizers und Gemeindevorstandes Wente-Zöthain eine römische Münze (? ob AE oder AR) gefunden; dieselbe war aber bereits damals, als Herr Wente diese Mitteilung an Herrn Hofrat Deichmüller machte, verschollen. Hier lediglich der Vollständigkeit halber aufgeführt und wegen des Hinweises auf diesen Fund bei Hennig (11, Karte).

Im „Archiv urgeschichtlicher Funde“ im Zw. ist noch folgende Angabe über einen Münzfund von Lommaßsch enthalten:

„Gegenstand: Römische Münze (Groß=AE, Sesterz?) des Kaisers Papienus (10. III. bis 15. VII. 238).

Fundort usw.: Lommaßsch, näheres unbekannt.

Besitzer: Unbekannt (C. B. in L.).

Lit.: „Daheim“, 39. Jahrg., 1903, Nr. 34 vom 24. V. 1903, S. 29. Dort heißt es: „C. B. in L. Ihre Münze ist eine Großbronze des Kaisers Papienus mit Porträtkopf und der (gekürzten) Umschrift: Marcus Clodius Papienus Maximus Caesar Augustus auf der Vorderseite und der sitzenden Concordia auf der Rückseite. Papienus war zusammen mit Balbinus in dem kaiserreichen Jahr 238 vom Senat gewählt worden, wurde aber nach wenigen Monaten von den Prätorianern ermordet. Der Fundort Lommaßsch in Sachsen wird auch weitere Kreise interessieren“.

49. Bosel bei Sörnewiz nahe Meissen, Krhm. Dresden:

Um 1900 beim Kartoffelgraben auf einem Felde an der Bosel gefunden und durch einen seiner Schüler in Privatbesitz von Oberlehrer A. Bergmann, Dresden-Löbtau gelangt und noch heute dort befindlich:

10 römische Münzen, nach Gleina der zweitgrößte geschlossene Fund dieser Periode der Vorgeschichte.

Die Südspitze des Spaargebirges hat neben einer „deutschen“ auch eine „römische“ Bosel nach der topographischen Karte 1:25000. Über die Entstehung des Namens ist nichts bekannt; römische Funde liegen bisher von dort nicht vor und leider kann auch von diesem Münzfund die genaue Fundstelle nicht mehr angegeben werden.

1. 1 AR (Denar) gut erhalten:

D. S.: Sonnengott, Kopf rechts mit Strahlenkrone.

R. S.: Mond und Sterne (angeblich Bild des großen Bären),

TRIO | Cn. Lucretius Trio, Münzmeister in Rom um
 LVCRETI(us) | 680 nach Gründung der Stadt Rom = 74 vor Chr.
 Babelon II, 153, 2.

2. 1 AE (Sesterz oder As) des Kaisers Hadrian (117—138):

D. S.: Kopf rechts mit Lorbeerkranz, HADRIANVS AVGVSTVS.

R. S.: Apollo in Frauenkleidung, stehend rechts mit Plektrum und Lyra.

Im Felde zu beiden Seiten: S(enatus) C(onsulto); COS III.

cf. Cohen Nr. 285.

3. 1 AE (Sesterz) von Antoninus Pius (138—161):

D. S.: Kopf (Büste) rechts. Inschrift verwischt.

R. S.: Göttin Spes nach links gehend, hält rechts eine Blume, rafft mit der Linken das Gewand. Zu den Seiten: S C. Umschrift undeutlich.

Cohen Nr. 754.

4. 1 AE (Sesterz) von Commodus (180—192):

D. S.: Kopf des Kaisers rechts mit Lorbeerkranz, M COMMODVS ANTONINVS FELIX AVG BRIT (Britannicus genannt seit dem Jahre 185 nach Niederwerfung des britannischen Aufstandes durch Pertinax).

R. S. scheint: Sitzende Pax linksseitig mit Ölzweig und Füllhorn, Schrift unkenntlich, wahrscheinlich Aufzählung der Titel und Amtsjahre; im Felde das C von S C erkennbar.

Wie Cohen Nr. 453 Rückseite, aber mit anderer Umschrift, da die Amtsjahre anders lauten müssen.

5. 1 AR (Denar) von Gallienus (260—268):

D. S.: Kopf rechts mit Strahlenkrone, GALLIENVS AVG.

R. S.: Jupiter links, nackt, wehender Mantel, Blitz schleudernd, IOVI PROPVG NAT(ori). Im Felde: XI.

Cohen Nr. 382.

6. 1 AR (Denar) desselben Kaisers:

D. S.: Kopf rechts mit Strahlenkrone, GALLIENVS AVG.

R. S.: Centaur links gehend, hält rechts eine Kugel und links Pfeile, APOLLINI CONS(ervatori) AVG(usti); im Abschnitt: unleserliches Münzzeichen.

Cohen Nr. 73.

7. 1 AR (Denar) desselben Kaisers:

D. S.: Kopf rechts mit Strahlenkrone, GALLIENVS AVG.

R. S.: Pax stehend links mit Zweig und Zepher, PAX AVG. Im Felde: V.

Cohen Nr. 753.

8. 1 AR (Denar) desselben Kaisers:

D. S.: Kopf rechts mit Strahlenkrone, GALLIENVS AVG.

R. S.: Hirsch links, DIANAE CONS(ervatrici) AVG(usti); im Abschnitt: X.

Cohen Nr. 158.

9. 1 AR (Denar) von Claudius Gothicus (268—270):

D. S.: Kopf rechts mit Strahlenkrone, IMP(erator) CLAUDIVS AVG(ustus).

R. S.: Jupiter stehend links mit Blißstrahl in der Rechten; im Felde: unleserliches Münzzeichen; IOVI VICTORI.

Cohen Nr. 129.

10. 1 AE (halber Centenionalis) nach dem Tode Constantian des Großen (323—337 nach Chr.). Sterbemünze.

D. S.: Kopf Constantian d. Gr. rechts mit Schleier, DV (Divus) CONST (antinus) (PT AVGG = Pater Augustorum).

R. S.: Verschleierte Pietas rechts. Im Felde zu beiden Seiten: VN MR (Veneranda memoria). Im Abschnitt: SMNT bzw. I (Sacra moneta Nicomediae tertia?). (Zu I vgl. „Germania“, III, 13!)

Cohen Nr. 716.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

Vielleicht handelt es sich bei diesen 10 Münzen doch um einen Depotfund oder einen Teil eines solchen, der also dann in die zweite Hälfte des 4. Jahrh. nach Chr. gehören würde.

49. Schloß Hoflößnitz bei Dresden:

Kurz nach 1900 (vor etwa 20 Jahren) in der Erde bei Gartenarbeiten gefunden. Besitzer: Herr Seiler, Ober-Lößnitz, Grundstraße 23.

1 AE (Sesterz) von Gordian III. (238—244):

D. S.: Brustbild des Kaisers rechts mit Lorbeerkranz, IMP GORDIANVS PIVS FEL AVG.

R. S.: Sonnengott stehend linksseitig mit Strahlenkranz, erhebt die Rechte und hält in der linken Hand eine Kugel, AETERNITATI AVG. Im Felde: S. C.

Cohen Nr. 43.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

51. Radeberg bei Dresden, Krhm. Dresden:

Hier wurden im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts am Schloßberg zahlreiche römische Münzen aufgefunden, von denen aber nur noch zwei, aus der Preuser'schen Sammlung stammend, im Zwinger vorhanden sind:

1. 1 AE (Sesterz) von Commodus (180—192):

D. S.: Kopf des Kaisers rechts mit Diadem, (M COMMODVS A)NT P(ius) FEL(ix) BRIT(annicus).

R. S.: Stehende weibliche Figur mit einem Palmzweige in der Hand, HILARIT(as) AVG(usti) (P ontificis M aximi) TR(ibunicia) P(otestate) XII IMP (V)III (COS V P ater P atriae) S(enatus) C(onsulto); geschlagen im Jahre 940 der Stadt Rom = 187 nach Chr.

Cohen Nr. 211 ff.

2. 1 AE (Centenionalis) von Constantius II. (337—361):

D. S.: Brustbild rechts mit Diadem, CONSTANTIVS (P ius F elix AVG ustus).

R. S.: Zwei Viktorien einander gegenüberstehend, zwei Kränze haltend, VICTOR(IAE DD AVGG Q NN). Im Felde: ein ε; im Abschnitt: TRS (Treveris secunda = 2. Münzstätte in Trier).

Ähnlich Cohen Nr. 293.

Diese Münze wurde von Preuster infolge falscher Ergänzung der 3. U. verwichenen Schriftzeichen Constantin II. zugeschrieben (cf. 23, 11, 12, Anm. 1 und 25b, 164, Taf. IV, Nr. 54).

Außer diesen Stücken wurden noch Münzen von den Kaisern Augustus und Claudius (41—54) — falls nicht etwa Claudius Gothicus gemeint ist — aufgefunden. Preuster erwähnt davon (23, 12, Anm. 2) im Besitz des Thüringisch-Sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Altertums zu Naumburg befindlich noch:

a) „Erzmünze mittlerer Größe von Augustus, auf der Rückseite eine sitzende weibliche Figur mit einer Lanze nebst dem bekannten S(enatus) C(onsulto)“;

b) „Münze vierter Größe:

D. S.: CONSTANTINVS IVN(ior) NOB(ilis) C(aesar) nebst dessen Kopfe.

R. S.: GLORIA EXECITVS nebst zwei zu beiden Seiten stehenden behelmten und geharnischten Kriegern, auf ihre Lanzen und Schilder sich stützend, und zwischen denselben 2 römische Kriegszeichen, im Abschnitt aber P(ereussa) L(ugduni?)“; es muß natürlich EXERCITVS heißen; im übrigen handelt es sich bei dieser Münze um

1 AE (Centenionalis) von Constantin II. (337—340).

Cohen Nr. 114.

c) „Erzmünze dritter Größe:

D. S.: FL(avius) IVL(ius) CONSTANTIVS NOB(ilis) C(aesar).

R. S.: wie bei vorigen; im Abschnitt CONST(antinopolis), die Münzstadt bedeutend.“ Preuster schreibt versehentlich EL(avius). Diese Münze ist 1 AE (Centenionalis) von Constantius II. (337—361).

Cohen Nr. 57.

Endlich gibt Preuster (25b, 164, Taf. IV, Nr. 52) als vom Schloßberg bei Radeberg stammend noch folgende Münze (AE) vom Kaiser Augustus an:

D. S.: DIVVS AVGVSTVS PATER mit dessen mit Strahlenkranz gekröntem Haupte links.

R. S.: Sitzende weibliche Figur, rechts, wahrscheinlich mit Schale in der rechten und Lanze in der linken Hand (zu ergänzen nach Cohen Nr. 244). Im Felde: S(enatus) C(onsulto).

Cohen Nr. 244, danach auch die übrigen Ergänzungen gegen Preuster. Verschollen.

Lit.: 20, 65, 71f.; 23, 3, 6, 8, 11, 12; 24, 81f.; 25b, 164, Taf. IV, Nr. 52 bis 54; 25c, 40, 45, 48; 26, 22; 34, 1870, 256.

54. Nadelwitz bei Baugen, Krhm. Baugen:

Hier wurden in der 2. Kiesgrube von Nadelwitz bzw. der Höhen von Niedertaina neben Scherben gefunden:

3 AE anscheinend ptolemäische; ägyptische Münzen. Adler? Sie stammen von demselben Finder (in dessen Privatbesitz in Baugen sie sich auch befinden) wie die Münzen von Burk. Auch dieser Fund ist sehr zweifelhaft; nur der Vollständigkeit wegen sei er hier vermerkt.

54. Baugen (Glur Seidau):

1830 in der Nähe des Prottschenberges gefunden: 3? (Zahl infolge widersprechender Angaben nicht genau feststellbar!) römische Münzen; eine von Claudius Gothicus (268—270), eine von Gallien (260—268) und eine aus „einer früheren Periode“ („aus den Zeiten der Antonine“). Über ihren Verbleib läßt sich nur mutmaßen, daß sie sich infolge Verkaufs im Britischen Museum in London befinden, nachdem sie aus dem Nachlaß des Finders, Advokaten Holtzsch, ursprünglich in den Besitz des Altertumsforschers Gustav Klemm in Dresden gekommen waren.

Im Zwinger befindet sich aus der Preusterschen Sammlung nur:

1 AE vom Kaiser Gallienus (260—268):

D. S.: Brustbild rechts mit Strahlentrone, GALLIENVS AVG.

R. S.: Providentia mit schräggehaltenem Zepter und der Weltkugel, PROVID(entia) AVG(usti); im Abschnitt: MP (Moneta prima = 1. Münzstätte in Rom).

Cohen Nr. 859.

Lit.: 2, I, S. 4, 2; 14, I, 302, 306, 340; 14, III, 5f.; 16, 347; 25b, 164, 207; 28, Taf. 7, Fig. 13a und b (hier irrtümlich als „Römische Bronzemünze aus der Gegend von Großenhain“ bezeichnet).

66. Dresden:

1. Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts drei verschollene Münzfunde des damaligen Sekretärs des Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer Dr. Wilhelm Schäfer:

a) 1 AE der Julia Mamaea (222—235), ziemlich gut erhalten, gefunden „beim Bau der böhmischen Eisenbahn im Durchstiche beim Blinden-institute“ (heute Falkenbrücke);

b) 1 AE von Claudius Gothicus (268—270) und

c) 1 AE von Tetricus (? ob I. oder II.; I.: = 268—273; II.: † 273), beide ziemlich gut erhalten und gefunden „unweit des Weiten Kirchhofs“ (heutiger Trinitatisfriedhof) „vor dem Ziegelschlage in Dresden in der Sandgrube“ (zwischen Arnold- und Stephanienstraße ehemals belegen).

Durch Geschenk Dr. Schäfers gelangten diese 3 Münzen in den Besitz des Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer. In dessen Sammlung sind sie aber nicht mehr aufzufinden und leider

ist auch aus den Vereins-Akten im Staatsarchiv, deren Einsichtnahme mir gütigst gestattet wurde, nichts über ihren Verbleib zu ersehen.

Lit.: 20, H. 4, 1847, 10; 25c, 40 (?).

2. Beim Ausroden von Wurzeln am Olterstein hinter dem Hellerberge links von der Straße nach Radeburg gefunden, ehemals im Besitz des Porzellanmalers E. Fischer-Dresden gewesen, jetzt verschollen:

Nach der Bestimmung J. Friedlaenders, der den Abdruck der Münze gesehen hat, handelte es sich um „eine der kleinen schriftlosen AE von Carthago oder Panormus, auf der Vorderseite der Kopf der Demeter, auf der Rückseite ein stehendes Pferd“.

Um 300 vor Chr. geschlagen war dies die älteste auf sächsischem Gebiet gefundene Münze.

Lit.: 1b, 1871, 137; 1b, 1878, 19; 34, 1872, 167.

3. Am 20. VIII. 1892 beim Ausbaggern beim Bau des Alberthafens im Ostragehege in Dresden-Friedrichstadt von Italienern gefunden und im Besitz von Oberlehrer A. Bergmann in Dresden-Löbtau befindlich:

1 AE (As) geprägt nach dem Tode des göttlich gesprochenen Kaisers Augustus (30 vor Chr. bis 14 nach Chr.):

D. S.: Kopf des Kaisers nach links, DIVVS AVGVSTVS PATER.

R. S.: Großer Altar, zu den Seiten S(enatus) C(onsulto); PROVIDENT (ia).

Cohen Nr. 228.

Lit.: 6, 30; 11 (Karte).

66. Coschütz bei Dresden, Krhm. Dresden:

1895 von stud. jur. Teckmann im Rasen auf dem Wallrest neben dem Durchschnitt desselben gefunden und an den Zwinger geschenkt:

1 griechische AR, nur halb erhalten und daher nicht genau zu bestimmen; auf der einen Seite: Delphin, auf der andern: Muschel (Pecten). Wahrscheinlich aus Unteritalien. Keine Nachbildung. Nur der Vollständigkeit halber erwähnt, da der Münze als Oberflächenfund kaum irgendwelche Bedeutung beizumessen ist.

Lit.: 10, 17.

72. Herwigsdorf bei Löbau, Krhm. Bautzen:

Von einem Einwohner auf dem Felde gefunden, ursprünglich im Besitz Preuskers, jetzt verschollen:

1 AR (Denar) des Münzmeisters Quintus Titius:

D. S.: Bärtiger Kopf mit Flügelbädern (der Gott Mutinus Titinus).

R. S.: Pegasus rechts hin, Q TITI. Geprägt im Jahre 664 der Stadt Rom = 90 vor Chr.

Babelon II, 490, Nr. 1.

Lit.: 21, 1827, 548, Taf. I, 4 und 1866, 51, 55; 25a, 91; 25b, 134, 164; 34, 1872, 167.

73. Schönau a. d. Eigen bei Löbau, Krhm. Baußen:

Hier sollen griechische und römische Münzen gefunden worden sein, doch konnte Genaueres darüber nicht in Erfahrung gebracht werden.

Lit.: 9, 135.

73. Berzdorf a. d. Eigen bei Löbau, Krhm. Baußen:

Auch in der Gegend von Berzdorf sollen sich römische Münzen gefunden haben.

Lit.: 25a, 108.

81. Großopitz bei Dresden, Krhm. Dresden:

Gefunden 1896 auf Großopitzer Flur beim Pflügen auf dem Felde des Herrn Albert Donath, in dessen Privatbesitz sich die Münze noch heute befindet:

1 AE (Sesterz?) des Königs Antiochus IV. (Epiphanes) (38—72 nach Chr.) (Königreich Kommagene in Nordsyrien):

D. S.: Kopf des Königs nach rechts, ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΑΝΤΙΟΧΟΣ. Gegenstempel: X.

R. S.: Skorpion in einem Lorbeerkranz, KOMMATHNΩN.

Warwid Wroth: British Museum, Catalogue of the Greek coins of Galatia, Cappadocia and Syria. London 1899, S. 106, ähnlich Nr. 7. Head, Barclay D.: Historia numorum. Oxford 1911, S. 775.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

83. Pirna bei Dresden, Krhm. Dresden:

Bei Pirna gefunden und vom Inspektor Petermann daselbst dem Museum des Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer in Dresden geschenkt und noch in dessen Sammlung im Palais des Großen Gartens unter Nr. 2349 aufbewahrt:

1 AR (Denar) des Kaisers Trajan (98—117):

D. S.: Kopf des Kaisers nach rechts, IMP CAES NERVA TRAIAN AVG GERM.

R. S.: Siegesgöttin auf einer Prora rechtsstehend mit Kranz und Palmzweig in den Händen, DACICVS COS IIII PP.

Cohen Nr. 128.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

128. Marienberg, Krhm. Chemnitz:

Hier wurde eine Münze des Kaisers Nero gefunden, worüber aber nichts weiter bekannt geworden ist.

Lit.: 25c, 40, 45.

Nach diesen Ausführungen sind auf dem Gebiet des Freistaates Sachsen an antiken Münzen gefunden worden:

	AE	AR	AV
ägyptisch . . .	3	0	0
griechisch . . .	12	1	0
römisch . . .	56+3?	13+1?	4

Davon sind noch in Museen oder in Privatbesitz befindlich:

	AE	AR	AV
ägyptisch . . .	3	0	0
griechisch . . .	12	1	0
römisch . . .	42+1?	11	0

Die römischen Münzen (nur diese waren fast ausnahmslos gut bestimmbar und können daher hier berücksichtigt werden) verteilen sich auf die Zeit von 300 vor Chr. bis 361 nach Chr. nach ihrer Prägungszeit in folgender Weise:

a) Zeitalter der römischen Republik:

- 300 v. Chr. Carthago oder Panormus (Olterstein bei Dresden, AE, 66).
- 90 " " Münzmeister Titus (Herwigsdorf b. Löbau, AR, 72).
- 74 " " Münzmeister Trio (Bosel, AR, 49).
- 100 (102?) bis
- 44 v. Chr. C. Julius Cäsar (Stöfisch, AR, 31).

b) Zeitalter der römischen Kaiser:

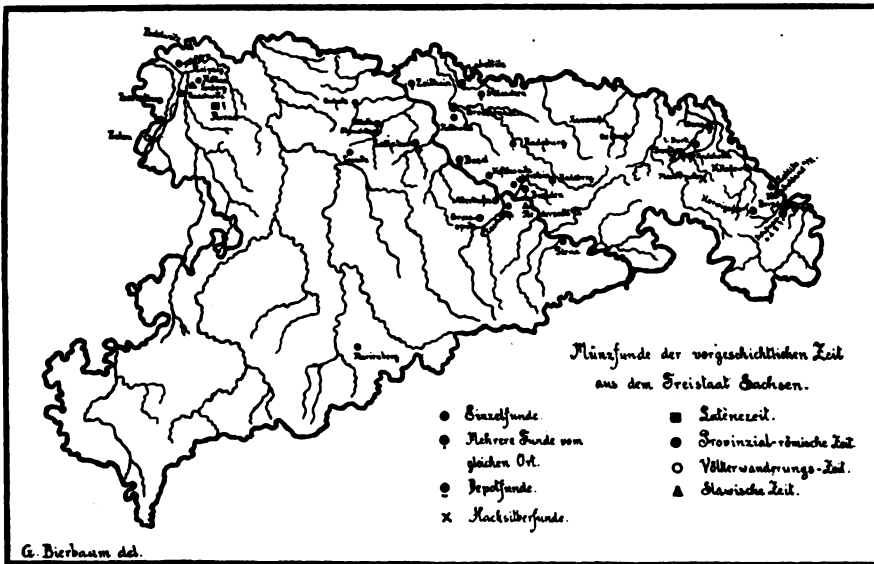
- 30 v. Chr. bis
- 14 n. Chr. Cäsar Octavianus Augustus (Tronitz, AE, 45); (Radeberg, ?, 51; (Radeberg, AE, 51); (Radeberg, AE, 51); (Dresden=Albertshafen, AE, 66).
- 41— 54 " " Claudius (?) (Radeberg, ?, 51).
- 54— 68 " " Nero (Marienberg, ?, 128).
- 69— 79 " " Despasian (Stäbchen, AV, 18); (Stäbchen, AR, 18).
- 98—117 " " Trajan (Gleina, AE, 39); (Pirna, AR, 83).
- 117—138 " " Hadrian (Bosel, AE, 49).
- 138—161 " " Antoninus Pius (Leipzig=Möckern, AE, 11); (Staufisch, AR, 31); (Kottewisch, AR, 33); (Bosel, AE, 49); (Baugen, AE, 54).
- †141 " " Faustina die Ältere (Raschwitz, AR, 26).
- 180—192 " " Commodus (Radeberg, AE, 51); (Bosel, AE, 49).

222—235 n. Chr.	Julia Mamaea	(Dresden, AE, 66).
238 " "	M. Clodius Pupienus	(Lommaßsch, AE, 47).
238—244 " "	Gordian III.	(Schloß Hoflößnitz, AE, 49).
260—268 " "	Gallien	(Großenhain, AV, 33); (Bosel, 4 AR, 49); (Baußen, AE, 54); (Baußen, AE, 54).
268—270 " "	Claudius Gothicus	(Bosel, AR, 49); (Baußen, AE, 54); (Dresden, AE, 66).
268—273 " "	Tetricus I. ? } †273 " "	(Dresden, AE, 66).
	Tetricus II. ? }	
270—275 " "	Aurelian	(Stößig, AV, 31).
276—282 " "	Probus	(Zabeltiß, AV, 16).
323—337 " "	Constantin der Große	(Zwenkau, AE, 25); (Bosel, AE, 49).
337—340 " "	Constantin II.	(Radeberg, AE, 51).
337—361 " "	Constantius II.	(Radeberg, AE, 51); (Radeberg, AE, 51).

In diese Zusammenstellung konnten nicht eingeordnet werden die Funde von Mölkau, Oberholz, Burf (a) und Gleina (bis auf die AE von Trajan); ganz unberücksichtigt bleiben mußten mangels genauerer Nachrichten die Münzfunde von Zeithain, Radeburg, Schönau a. d. E. und Berzdorf a. d. E. Der Setzdruck der Fundorte gibt an, daß die betreffende Münze noch vorhanden ist.

Da es sich bei dem vorliegenden Material ausnahmslos um Zufallsfunde handelt, von denen noch in neuerer Zeit eine ganze Anzahl verschollen ist — wie viele in früheren Jahrhunderten gemacht und in den Schmelztiegel gewandert sein mögen, entzieht sich ohnehin ganz unserer Beurteilung! — wird man weiter keine Schlüsse daraus ziehen dürfen. Es wäre jedenfalls verkehrt, wenn man behaupten wollte, zu Galliens Zeiten sei der Handel mit Rom am intensivsten in unserem Heimatlande gewesen, weil von ihm 7 Münzfunde vorliegen. Dagegen spricht neben der Tatsache der Zufallsfunde noch die Beobachtung, daß von den 4 auf sächsischem Gebiet gefundenen Goldmünzen 3 (bei der vierten fehlt vielleicht zufällig nur die diesbezügliche Angabe in der Literatur, so daß die Möglichkeit der Durchbohrung nicht von der Hand zu weisen ist) durchbohrt waren, also als Schmuckstücke von den damaligen Bewohnern, wahrscheinlich am Hals, getragen worden sind. Und auch die silbernen und bronzenen Münzen werden weniger als Zahlungsmittel im direkten Handel etwa mit einzelnen im Lande herumreisenden römischen Kaufleuten (was ich überhaupt wenigstens in unserer Gegend für ganz un-

(möglich halte) gedient haben, sondern ebenfalls als Schmuckstücke oder Amulette, die man bei sich trug. Denn der Handel war dazumal doch noch vollkommener Austauschverkehr. Soviele wird man allerdings sagen dürfen, wenn man noch einmal einen Blick zurückwirft auf die namentlich in der römischen Kaiserzeit ziemlich lückenlose Sündreihe der Münzen aus den Jahren 30 vor Chr. bis 361 nach Chr., daß dauernd Beziehungen auch unserer Heimat zu dem mächtigen Rom bestanden haben, Beziehungen, die sich auf den ganzen Abschnitt der Vorgeschichte unseres Sachsenlandes erstrecken, den wir als die römische Kaiserzeit zu bezeichnen pflegen.



Bedauerlicherweise liegen aus unseren frühkaiserzeitlichen Gräberfeldern und Einzelgräbern wie Pistowitz-Proßitz, Hänichen und Gohlis bei Dresden, aber auch aus den Gräberfeldern und Einzelgräbern mit spätrömischen Funden (Litten, Kotitz, Luppä, Nimschütz, Radibor, Niedergurig, Dobra bei Radeburg und Pegau) keinerlei Münzfunde vor. Aus früheren Zeiten stammende Angaben aber über mit Urnen oder in solchen gefundene römische Münzen sind schon aus dem Grunde wertlos, weil das Material meist verloren gegangen ist (Zeithain, Stößitz, Radeburg), ganz abgesehen von den damals ja ganz unsystematisch vorgenommenen „Ausgrabungen“. Die in neuerer Zeit für Burk (b) und Niederkaina gemeldete Auffindung von Münzen in Gemeinschaft mit Scherben glaubte ich aus den bereits oben angeführten Gründen besser unberücksichtigt lassen zu sollen.

Völkerverwanderungszeit.

Nur ein einziger Fund ist hier zu verzeichnen, nämlich der von 41/57. Eulau bei Pegau, Krhm. Leipzig:

Hier fand sich in einem Skelettgrab eine goldene Schmutzmünze, und zwar „ein gehäkelter Goldbrakteat der Merowingerzeit wie sie L. Lindenschmit, Handb. d. deutschen Altertumskunde. I. Teil, Braunschweig 1880/89, S. 394 auf Taf. VII, Fig. 13—19 abbildet“. Nach dem Stanniolabklatsch zu urteilen (**Zw.** und **Gr.=M.**) handelt es sich um die barbarische Nachbildung einer klassischen Vorlage. Das Original ist leider verschollen, wenigstens in Berlin (nach persönlicher Erkundigung bei Prof. A. Göze) nicht auffindbar.

Lit.: Ib, 1913, 5; 7, 51f., 53; 11, 97; 12, 215f., Fig. 263.

Slawische Zeit.

Nur aus dem 10. Jahrhundert sind einige Funde zu verzeichnen, zugleich die ersten **deutschen Münzen**:

36. Kamenz, Krhm. Bauzen:

Drei (?) Solidi, sog. Dickpfennige, aus der Zeit Otto des Großen (936—973) ohne nähere Angaben über die Fundumstände geschenktweise an die Sammlung des Sächsischen Altertumsvereins im Palais des Großen Gartens gelangt und dort ursprünglich aufbewahrt; jetzt verschollen. Weder im Museum noch in den Vereinsakten im Staatsarchiv konnte ich etwas über ihren Verbleib feststellen.

Lit.: 20, h. 5, 21; 21, 1850, 86.

37. Ostro bei Kamenz, Krhm. Bauzen:

Hier fand sich bei den Untersuchungen des Walles durch Prof. Seyerabend 1 AR (Denar) Ludwig II., des Deutschen (840—876).

D. S.: + MOCONTIA, in der Mitte †.

R. S.: Monogramm Ludwigs.

Vergl. dazu: Cappe, Heinrich Philipp: Beschreibung der Mainzer Münzen des Mittelalters. Dresden 1856, S. 8, Nr. 17, Tafel I, 7.

Lit.: bisher nicht erwähnt, da die Veröffentlichung Prof. Seyerabends über seine Untersuchungen noch aussteht. Bis zum Abschluß dieser Untersuchungen liegt die ins Bauzner Museum gehörende Münze in der Ruhmeshalle in Görlitz. Über die näheren Fundumstände der Münze wird Prof. Seyerabend selbst berichten. Für die Überlassung eines Stanniolabklatsches bin ich ihm zu Dank verpflichtet.

Etwas zahlreicher sind die hier sich anschließenden Funde von **Wendepfennigen** im Gebiet des Freistaates Sachsen, in denen man wohl am besten barbarische Nachbildungen der kaiserlichen, und zwar speziell Magdeburger Denare Otto III. (983—1002) oder Heinrich II. (1002—1024) sieht (5, I, 4, 488ff. und III, 759). Wenigstens kann man die durch ihren erhabenen,

d. h. beiderseits vorstehenden reifenartigen Rand charakterisierten Silbermünzen mit ihrer verwirrten Schrift, welche auf der

D. S.: OTTO bzw. HENRICVS in den Winkeln eines Kreuzes, ringsum:
+ DI GR\A REX.

R. S.: + MAGADABVRG, Kirche
bedeuten soll, kaum anders auffassen. Es wiederholt sich damit für unser Gebiet ein Vorgang, wie er lange vor Chr. Geb. seitens der Nachbarn der Griechen sich mit deren Münzen abgespielt hatte.

11. Leipzig=Tonberg:

1 Wendenpfennig, gefunden 1808 beim Graben des Grundes zur Tonberg=Kirche bei Leipzig.

Universitäts=Münzsammlung IV, 1, 2, Zeile 9, Nr. 8.

(Vgl. Dannenberg II, 1894, Tafel 97, Nr. 1811 mit ähnlicher Umschrift aber anderen Kreuzen.)

Lit.: bisher nicht erwähnt.

11. Podelwitz bei Leipzig, Krhm. Leipzig:

1 Wendenpfennig. Gr.-M. Nähere Fundumstände nicht bekannt.

Lit.: 7, 57, 66, Taf. VIII, 7 (cf. 5, Nr. 1332).

56. Joblitz bei Löbau, Krhm. Bautzen:

Hier wurde am 3. Osterfeiertage des Jahres 1800 von dem Bauer Wunderlich auf seinem über Menschengedenken pflugbaren, mehr als 1000 Schritte vom Dorfe Joblitz gegen Reichenbach liegenden Acker ein eingegrabenes flaschenförmiges tönernes Geschirr mit einigen Hundert silbernen Münzen angefüllt entdeckt. Die Münzen wurden damals an allerhand Interessenten verkauft. Leider habe ich nichts darüber finden können, in welcher Sammlung noch heute Stücke aus diesem Joblitzer Fund vorhanden sein mögen. Der Sächsische Verein für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Altertümer zu Leipzig besaß ein Stück als Geschenk des damaligen Amtsinpektors Preusker in Großenhain, ein zweites als Geschenk von Dr. Stiegliß. Daß auch Preusker selbst Wendenpfennige von dort sein eigen nannte, geht aus seinen diesbezüglichen Angaben hervor, doch ist in die vorgeschichtliche Sammlung im Zwinger, welche die Preusker'sche Sammlung auf Umwegen erhielt, kein Stück mehr davon gekommen.

Lit.: 4, 1. Bericht 1825, 22f.; 8, 18. Jahrg. Nr. 10, 157; 14, II, 142, 211; 17a, 72f.; 21, 1827, 559 (im Sonderabdruck dieser Arbeit von Preusker S. 180); 22, I. Teil, 1.—6. Stück, 180—184; 25b, 134, 164, Taf. IV, Nr. 48, 49.

66. Heidenschanze bei Coschütz nahe Dresden, Krhm. Dresden:

Hier fanden sich in der obersten Kulturschicht 2 Wendenpfennige (nicht Hälblinge wie 10, 17 angegeben), die 1874 durch Geschenk an die vor-

geschichtliche Sammlung im Zwinger kamen, wo sie sich noch heute befinden. Sie entsprechen den Abbildungen bei Dannenberg (5, Nr. 1330 und 1332).
Lit.: 1b, 1891, 11; 10, 17; 28, Taf. VIII, 5.

66. Niedersiedlitz bei Dresden, Krhm. Dresden:

Im März und April 1900 wurde hier bei der Dornahme von Bodenbewegungen zu einem Straßenbau in Niedersiedlitz von den Arbeitern ein spätlawisches Skelettgräberfeld aufgefunden und leider zerstört. Von den etwa 20—22 in 3 hintereinander gelegenen, in N—S Richtung verlaufenden Reihen angeordneten Gräbern konnten nur die Reste eines Kindergrabes untersucht werden, wo am Unterkiefer des Skelettes ein Wendenpfennig, und zwar ein sog. Hälbling der späteren Gruppe aus dem 11. Jahrhundert nach Chr. (nach Bestimmung Erbsteins) gefunden wurde. Die Münze wird im Zwinger aufbewahrt.

Lit.: 1a, 1900, 25, Fig. 3; 1b, 1919, 10; 32, 1900, Nr. 7 (269), 269.

Der nächste Fund gehört wegen der mit ihm vergesellschafteten Wendenpfennige noch zu diesem Abschnitt, in Folge seiner sonstigen Beschaffenheit bildet er aber zugleich die Überleitung zu den letzten Münzfunden, die hier noch erwähnt werden sollen, den **Had Silberfunden**:

54. Bauzen:

Die genaue Fundstelle und die Fundzeit ist bedauerlicherweise nicht mehr feststellbar; nur die Angabe findet sich in der Literatur, daß der Fund „bei Bauzen“ von einem Knecht vor oder im Jahre 1845 gemacht wurde. Wenigstens wurde 1845 der Fund, soweit er heute überhaupt noch existiert, für die Sammlung der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig angekauft, bestehend aus zwei Ohrgehängen, einem Anhänger, fünf ovalen, verschieden großen Gliedern einer Halskette und drei Wendenpfennigen (5, 490, Taf. 59, Nr. 1325). Mit hoher Wahrscheinlichkeit gehörten zu diesem Funde 3 Stücke: ein ovales Tönnchen, ein pfeilartiges und ein dreihügliges Gebilde, die Senf (31, Taf. II, a—c) als im Bauzener Museum befindlich abbildet und welche 1880 in Niesky beinahe in den Schmelztiegel gewandert wären wie die vom Finder anderwärts hin verstreuten Fragmente. Leider war über den Verbleib dieser 3 Stücke, die Senf allein von dem Funde kannte und nach denen er diesen Fund als den reichst gegliederten aller Had Silberfunde der sächsischen Oberlausitz ansah, nichts mehr festzustellen. Im Museum zu Bauzen sind sie jedenfalls nicht mehr aufzufinden.

Lit.: 3, 1845, 78; 18, XI, h. 3, 1920, 4f., Taf. I; 19, XIV, 1884, 48 (hier irrtümlich als von Dresden angeführt!); 31, 72—76, Taf. II, a—c.

55. Meschwitz bei Bauzen, Krhm. Bauzen:

Hier fanden sich 1878 beim Sprengen eines Steinblocks auf einem flachen Hügel SW von Meschwitz 2 Urnen, deren eine 206,5 g Schmutzsachen

in Form von Hadzilber (nur einzelne Stücke waren ganz erhalten), deren andere 272 g Münzen in lauter Bruchstücken (mit einer einzigen Ausnahme) umschloß. Ohne Frage bildet dieser Fund heute eine Hauptzierde der vorgeschichtlichen Sammlung in der Ruhmeshalle in Görlitz, wie er überhaupt unter den noch vorhandenen Funden dieser Art aus der sächsischen Oberlausitz als schönster und größter bewertet werden muß, weil ihn ein gütiges Geschick vor dem Zerrissenwerden bewahrte.

Nach der Bestimmung der Münzbruchstücke, die auch im zerhackten Zustande deutliche Spuren sehr häufigen Gebrauches erkennen lassen, seitens des Berliner Münzkabinetts wurden 16 verschiedene Münzarten festgestellt:

„1. Samanide Ismail ibn Ahmed	(892—907).	1 Bruchstück.
2. Samanide Ahmed ibn Ismael	(907—913).	4 Bruchstücke.
3. Samanide Nasr II. ibn Ahmed	(913—942).	16 Bruchstücke.
4. Samanide Nûh I. ibn Nasr	(942—954).	12 Bruchstücke.
5. Samanide Abdelmelik I. ibn Nûh	(954—961).	1 Bruchstück.
6. Samanide Mansûr I. (Dirhem)	(961—976).	Barbarische Nachprägung; einzige ganz erhaltene Münze. 1 Stück.
7. Bujide Imâd-eddaula	(932—949).	2 Bruchstücke.
8. Abbajide a-Râdi-billaḥ	(934—940), geprägt in Wâsith.	1 Bruchstück.
9. Otto I. (Pavia)	(936—973).	2 Bruchstücke.
10. Otto I.		3 italienische Bruchstücke.
11. Otto I. (Rom. Petrus)		1 Bruchstück.
12. Otto I. (Rom)		1 Bruchstück.
13. Eberhard von Baiern	(937—938).	1 Bruchstück.
14. Deutsche Denare usw.		18 Bruchstücke.
15. Sog. Wendenpfennig		1 Bruchstück.
16. England, Eadgar	(959—975).	1 Bruchstück.

Der Prägeort ist auf 16 Bruchstücken zu lesen: 12mal Samarkand, 2mal Buchârâ, 2mal esḥ=Sḥâḥ.

Die übrige große Menge von Bruchstücken ist nicht zu bestimmen, doch zeigen sämtliche, mit Ausnahme der unter Nr. 9—16 speziell genannten, deutlich nur arabisches Gepräge. Döllig abgegriffen sind nur etwa 15 g kleine Fragmente, die jedoch auch meist arabischen Ursprungs zu sein scheinen.

Die Legenden der arabischen Münzen sind in kufischer Schrift gehalten, die ihren Namen von der ehemaligen Stadt Kufa am Euphrat, einst Sitz der Kalifen mit einer berühmten Schule, hat. Diese Schrift wurde hier für Koranhandschriften ausgebildet und blieb Münzschrift vom 7.—11. Jahrhundert. Die Inschrift des wohlerhaltenen Dirhems Mansûrs I. lautet in der Über-

setzung nach Senf (a. a. O.) folgendermaßen: Hauptseite: „Es ist kein Gott als Allah, er hat keinen Gottheitsgenossen“. Randschrift: „Geschlagen wurde dieser Dirhem in Şhâşh (Susa)“ — alles übrige ist verwischt. Rückseite: „Muhammed ist der Gesandte Allahs“; darunter: „Nûh ibn Mansûr“. Randschrift (Stelle aus dem Koran): „Muhammed ist der Gesandte Allahs; er hat ihn gesandt mit der rechten Leitung und der wahren Religion, auf daß er diese siegreich mache über jede andere Religion, mag es auch die Vielgötterer verdrängen.““

Lit.: 8, XII. Jahrg. 1900, Nr. 2, 13f. (Sonderabdruck davon S. 3); 14, I, 190, 219—228, Taf. IX; 14, II, 72, 142 Anm., 211, 297; 14, III, 52; 15, 36; 19, XIV, 1884, 48; 28, Taf. VIII, 3; 31, 59—61, 72—76, Taf. I und II; 33, 1884, 63, 208 und 1886, 575; 35, XXXIV, 1880, 176ff.

55. Rodewiß bei Hochkirch nahe Löbau, Krhm. Bauzen:

Lediglich der Vollständigkeit halber sei hier erwähnt, daß dort in einer unter einem Steinhaufen verborgen gewesenen zerbrochenen Urne einige wenige arabische Schmutzreste aufgefunden wurden, von denen aber nach Senfs Angabe (31, 59—61) nur eine einzige, taubeneigroße Höhlperle, oben mit fazettierten Würfeln besetzt und mit gedrehtem Draht umwunden, wohl erhalten war. Nach schriftlicher Auskunft beim Besitzer des dortigen Rittergutes, wo die Reste nach Senfs Bericht aufbewahrt wurden, ist diesem nichts davon bekannt. So muß also auch der Fund zu den verlorengegangenen gerechnet werden. Übrigens stammten sämtliche mitgefundenen Münzen von Barbarossa und seinen Zeitgenossen, orientalische und zerhackte fehlten völlig, so daß auch aus diesem Grunde der Fund außerhalb der dieser Arbeit zugedachten Umgrenzung steht.

Lit.: 19, XIV, 1884, 48; 21, 1849, II, 54 und 1850, 1; 31, 59—61.

56. Sohland am Rotstein bei Löbau, Krhm. Bauzen:

1842 wurden hier beim Kartoffelaushaden auf einem Felde nahe beim Rotstein auf Bischofborfer Glur in einem zerbrochenen Gefäß ohne alle Glasur zwei Ohrgehänge und vier unbestimmbare Überreste orientalischer Schmucksachen (darunter zwei einfache gebogene Drähte) zusammen mit vier kufischen Münzen gefunden. Leider wurde auch dieser Had Silberfund zerrissen; die Schmutzreste gelangten in das Museum des Sächsischen Altertumsvereins im Großen Garten, aus dem sie jetzt als Leihgabe der vorgeschichtlichen Sammlung im Zwinger überlassen wurden; die Münzen überwies man dem Münzkabinett, wo sie noch heute aufbewahrt werden.

Die vier Münzen sind silberne Dirhems mit dem Namen des abbasidischen Kalifen

Al-Muttafi-billah (329—333 der Hedschra = 940—944 n. Chr.) und

Al-Mustaffi-billah (333—334 „ „ = 944—946 „ „ und

des Samaniden Nûh I. ibn Nasr, Fürsten von Chorasan 942—954 n. Chr.).

Als Prägeort wird genannt einmal esh-Shâsh mit der Jahreszahl 333 der Hedštra (= 944/5 n. Chr.) und dreimal Buchârâ (davon zweimal mit der Hedštrajahreszahl 338 = 949/50 n. Chr. und einmal mit der Jahreszahl der Hedštra 344 = 955/56 n. Chr.).

Lit.: 8, XVIII. Jahrg. Nr. 10 vom 1. 10. 1906, 157; 14, II, 141f., 211, 239, 297; 17, 23, Nr. 22—25 (26) — das Münzkabinett besitzt nämlich noch einen fünften Dirhem, beschädigt, von Nûh I. ibn Naſr; da im Zugangskatalog nichts über Herkunft und Fundort der Münzen angegeben ist, kann nicht entschieden werden, welche vier von den im Münzkabinett vorhandenen fünf bei Sohland gefunden wurden —; 20, 1852, h. 6, 40f., 50 Nr. 130—135, 1854, h. 7, 11 und 1855, h. 8, 44; 21, XXVII, 1850, 73, LV, 1879, 310 f. Anm., LXI, 1885, 115; 25c, 82, 87f., Taf. VIII, 76; 31, 59—61, 72—76, Taf. I, a—f.

Zusammenfassend läßt sich über die Perioden der Völkerwanderungs- und der Slawenzeit, welche beide durch hinterlassene Münzdenkmale ausgezeichnet sind, ausagen, daß die Münzen für die erstere nur Bedeutung als Schmudgegenstände hatten, wie der Fund von Eulau erkennen läßt, damit also kein Fortschritt über die Verhältnisse in der römischen Kaiserzeit gegeben ist, daß dagegen für die slawische Periode — und von da ab auch weiterhin, d. h. bis zum Auftreten des Papiergeldes — die Münzen als Zahlungsmittel im Handel dienten, wenn auch nur neben dem in dieser Zeit noch nicht vollkommen aufgegebenen Tauschhandel. In diesem Sinne ist weniger die größere Anzahl der Münzfunde in der Slawenzeit beweisend — denn auch hier handelt es sich ja lediglich um Zufallsfunde — sondern vielmehr die Tatsache, daß hier wie in Joblitz bereits wirkliche Schatzfunde vorliegen und daß die Hadšilberfunde mit ihren zerkleinerten Münzen und Schmudstücken der offensichtlich bereits damals herrschenden „Geldknappheit“ Abhilfe bringen sollten.

Abkürzungen:

AE = Bronze bzw. Kupfermünze.

AR = Silbermünze.

AV = Goldmünze.

Babelon = Babelon, E., *Monnaies de la république romaine*. Paris 1886.

Cohen = Cohen, h., *Description historique des monnaies frappées sous l'empire romaine*. 2. Auflage. Paris 1886 (falls nicht ausdrücklich die erste Auflage angegeben ist).

Lit. = Literatur.

Gr.-M. = Vorgehichtliche Abteilung des städtischen Museums für Völkertunde in Leipzig (Grassi-Museum).

Zw. = Vorgehichtliche Abteilung im Zwinger zu Dresden.

Literatur:

1a. Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Jfis“ in Dresden.

1b. Sitzungsberichte derselben.

2. Bauzener Geschichtshefte (Mitteilungen der Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Geschichte für Bauzen und Umgegend).

3. Berichte an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig.
4. Berichte an die Mitglieder des sächsischen Vereins für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Altertümer zu Leipzig.
5. Dannenberg, H., Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit. Berlin. Bd. I, 1876; Bd. II, 1894; Bd. III, 1898.
6. Döring, Fr. H., Die vorgeschichtliche Besiedlung der Wilsdruffer Gegend, in: „Unsere Heimat“, Zeitschr. f. Heimatforsch. u. Heimatpflege = Beilage zum Wilsdruffer Tageblatt, 9. Jahrg., Nr. 5—9, S. 17—36.
7. Führer, illustrierter, durch die prähist. Abt. d. städt. Mus. f. Völkertunde zu Leipzig. Leipzig 1922.
8. „Gebirgsfreund“ = Illustr. Zeitschr. f. Topographie, Gesch. u. Touristik des Riesens- u. Harzgebirges, des Glaucher u. Culengebirges, des Jeschten- u. Lauf. Gebirges, Nordböhmens u. des Spreewaldes. Zittau i. Sa.
9. Graeve, H. G., Volks sagen und volkstümliche Denkmale der Lausitz. 3 Hefte. Bautzen 1839.
10. Gretscheil, H., Geschichte der Gemeinde Coschütz bei Dresden. 1905.
11. Hennig, A., Boden und Siedelungen im Kgr. Sachsen. Leipzig 1912.
12. Jacob, K. H., Zur Prähistorie Nordwest-Sachsens. Halle 1911.
13. Jahrbücher d. städt. Mus. f. Völkertunde in Leipzig.
14. Jahreshefte d. Ges. f. Anthr. u. Urgeschichte d. Oberlausitz.
15. Jakob, G., Der nord-balt. Handel der Araber im Mittelalter. Leipzig 1887.
16. Klemm, G., Handbuch der germanischen Altertumskunde. Dresden 1836.
17. Kreßl, L., Commentatio de numis muhammadanis in Numophylacio regio Dresdensi asservatis. 1856.
- 17a. Mader, J., Kritische Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters. Prag 1803.
18. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig.
19. Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft.
20. Mitteilungen des Kgl. Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Altertümer. Dresden.
21. Neues Lauf. Magazin.
22. Neue Lauf. Monatschrift.
23. Preuster, K., Beschreibung einiger bei Radeberg im Kgr. Sachsen aufgefundenener Urnen mit unbefannten Charakteren. Halle 1828. = Kruse, Deutsche Altertümer, Bd. II, H. 6, Halle 1828, S. 1—52.
24. Derselbe, Nachtrag dazu: Rosenkranz, Neue Zeitschr. f. d. Gesch. d. germ. Völker, Bd. I, H. 3, 1832, S. 77—82.
- 25a. Derselbe, Bilde in die vaterländische Vorzeit. Bd. I. 1841.
- 25b. Derselbe, Bilde in die vaterländische Vorzeit. Bd. II. 1843.
- 25c. Derselbe, Bilde in die vaterländische Vorzeit. Bd. III. 1844.
26. Derselbe, Übersicht der mit der Kgl. Antiken-Sammlung in Dresden vereinigten Preusterschen Sammlung vaterländischer Altertümer. Leipzig und Großenhain 1856.
27. Schlemm, Julie, Wörterbuch zur Vorgeschichte. Berlin 1908.
28. Schmidt, O. E. und Sponse, J. L., Bilder-Atlas zur sächs. Geschichte. Leipzig 1909.
29. Schulze, Chr. Fr., Nachricht von den an verschiedenen Orten in Sachsen gefundenen Totentöpfen und anderen heidnischen Altertümern. Friedriehstadt 1767.
30. Schuster, O., Die alten Heidenhöfen Deutschlands mit spezieller Beschreibung des Oberlauf. Schanzensystems. Dresden 1869.

31. Senf, S., Arabische Hadjilberfunde in der Oberlausitz (2 Tafeln); in: „Quellwasser fürs deutsche Haus“, X. Jahrg. 1885/86, Leipzig, Verlag Georg Wigand, 1886, S. 59—61; 72—76.
32. „Über Berg und Tal“, Organ des Gebirgsvereins f. d. Sächs. Schweiz.
33. Verhandlungen der Berliner Ges. f. Anthropologie, Ethnol. u. Urgesch.
34. Zeitschrift für Ethnologie.
35. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Am Schluß meiner Arbeit ist es mir eine angenehme Pflicht, allen den Herren zu danken, die mich durch Überlassung von Material oder durch Hinweise auf solches freundlichst unterstützten; mein ganz besonderer Dank aber gilt dem Kustos am Dresdner Münzkabinett, Herrn Dr. Walter Schwinkowski, für seine Liebenswürdigkeit, mit der er alle die Münzen, bei denen nichts anderes ausdrücklich erwähnt ist, bestimmt hat.

Dresden, im März 1923.

Nachtrag des Herausgebers.

Auf dem Gelände der Chemischen Fabrik Radebeul in Nünchritz, etwas oberhalb Riesa, ostelbisch, fand man 1922 beim Anstechen des Uferandes eines alten Elbarmes 60 cm unter der obersten Humusschicht etwa 20 unverzierte Urnen der Latènezeit und 40 cm unter dieser Urnenschicht stieß man auf einen Brandfleck, aus dem beim Durchsieben eine Bronzemünze mit Ring und Öse von etwa 1 cm Dm. zum Vorschein kam. Diese Nachricht erhielt ich im März 1924 durch Dr. Klein in Radebeul. Dr. Schwinkowski hat die Münze folgendermaßen bestimmt: Barbarisierte Nachahmung arabischer Denare, die in Südfrankreich 720—732 oder 737 zu Lyon geprägt wurden, gewöhnlich in Gold, selten in Bronze. Vgl. A. de Belfort, *Monnaies mérovingiennes* II. Paris 1892—97, Nr. 32—33, Abb. — Bemerkenswert ist die tiefe Lage der mittelalterlichen Münze unterhalb der Latèneschicht.

G. Kossinna.

Zum Stand der Vorgeschichtsforschung in Posen und dem westlichen Kongreßpolen.

Don B. v. Richthofen, Breslau.

Die Posener Vorgeschichtsforschung hatte sich in den letzten Jahren vor dem Kriege, besonders durch die Tätigkeit E. Blumes, kräftig entwickelt¹⁾. Aus seiner Feder stammt auch eine erste, kurze, zusammenfassende Behandlung der posenschen Vorgeschichte, die dem Katalog der Ausstellung vor- und frühgeschichtlicher Altertümer aus dem Gebiete der Provinz Posen vom Jahre 1909 beigegeben ist. Das Jahr 1914 brachte dann eine ausführliche Darstellung der Vorgeschichte Posens von J. Kostrzewski²⁾. Hiernach hat der gleiche Verfasser an zwei Stellen kurze Übersichten zu demselben Thema gegeben, 1916 in seinem Bericht über die Vorgeschichtsforschung in Posen während der letzten drei Jahre³⁾ und 1918 im Führer durch die vorgeschichtlichen Sammlungen des Gräfl. Mielzyński'schen Museum⁴⁾. 1923 erschien die reich erweiterte und verbesserte zweite Auflage seiner „Vorgeschichte Posens“⁵⁾. Außerlich unterscheidet sich die Neuauflage von der ersten durch das etwas größere Format und die beträchtliche Vermehrung der Abbildungen. Außerdem sind an Stelle der Strichzeichnungen nach Möglichkeit Wiedergaben von Lichtbildern gewählt worden. Als Autotypien im Text lassen sie auf dem zeitgemäß schlechten Papier allerdings an Deutlichkeit oft recht zu wünschen übrig.

Die Art der Stoffbearbeitung ist gegenüber der ersten Auflage unverändert geblieben. Sie entspricht etwa der 3. B. auch von Mertins für Schlesiens gewählten Form⁶⁾. Dagegen berücksichtigt Kostrzewski diesmal ein räumlich ausgedehnteres Gebiet. Unter Wielkopolska (= Großpolen) versteht er neuerdings nicht mehr nur, dem üblichen polnischen Sprachgebrauch entsprechend, Posen, sondern die einstigen Wojewodschaften: Posen, Gnesen, Łęczyca, Sieradz, Breś-Kujawien und Hohensalza mit dem Dobrzyner Land. Von besonderem Werte sind für den Sachmann 832 Anmerkungen (S. 235

¹⁾ Vgl. Jahn, Literatur zur Vorgeschichte der Provinz Posen. 1900—1920: Mannus XIV, S. 300—313.

²⁾ Wielkopolska w czasach przedhistorycznych (Bd. 2—3 der Biblioteka Wielkopolska) m. 557 Abb. i. Text u. a. 8 Tafeln, S. 1—220. Posen, M. Mierniewicz.

³⁾ Zapiski Muzealne I, Posen 1916, S. 22 ff.

⁴⁾ Kostrzewski, Przewodnik po zbiorach muz. im. mielzyńskich, Posen 1918.

⁵⁾ 1923, mit 855 Abbildungen und einer Karte im Text und 16 Tafeln. S. 1—345. Posen; Sijszer und Majewski. — Warschau, E. Wende u. Co. — Łódź, Ł. Sijszer. — Thorn, Verlagsgeellschaft Ignis. — (i. folgenden abgef.: „Wielkopolska II“).

⁶⁾ Mertins, Wegw. d. d. Urgesch. Schlesiens, Breslau 1906.

—305), die neben einer Fundortliste für die abgebildeten Gegenstände (S. 306—332) und einem Fundortverzeichnis mit Seitennachweis¹⁾ (S. 344—345) dem Texte beigegeben wurden. Sie bringen besonders für alle wichtigen Altertümertypen Zusammenstellungen über die bisher in den betreffenden Bezirken gefundenen Stücke mit Berücksichtigung der weiteren Verbreitung und auch sonst zahlreiche Einzelangaben und Nachweise. Das gründliche Werk von Kostrzewski wird künftig für jeden, der sich mit der Vorgeschichte des behandelten Gebietes näher befassen will, unentbehrlich sein. Auf den Inhalt soll im folgenden soweit näher eingegangen werden, als er Neues bringt oder aus anderen Gründen für den deutschen Leser von Bedeutung sein dürfte.

Außer den durch die Arbeiten Schulzes bekannt gewordenen Knochengeräten²⁾ ist das Mesolithikum unter den Posener Funden durch eine Gruppe kleiner Feuersteinwerkzeuge vertreten³⁾. Unter den ziemlich sicher ancyluszeitlichen Stücken sind zweischneidige Pfeilspitzen, die mitunter einen Griffdorn haben, typisch⁴⁾. Mikrolithische Gegenstände, die auf die älteren zurückgehen, gibt es allerdings noch im reinen Neolithikum. Sie lassen sich jedoch von den mesolithischen unterscheiden. Die Behauung ist nicht mehr unregelmäßig, sondern sorgfältig, muschlig⁵⁾. Für die Litorinazeit typische Beile fehlen bisher aus Posen⁶⁾, aber vielleicht gehören einige andere Fundstücke dieser Stufe an, besonders gewisse querschneidige Pfeilspitzen, wie sie häufig in der Muschelhaufenkultur und nur selten noch später vorkommen⁷⁾. Ausführlicher hat sich mit diesen kleinen Steingeräten Koźłowski in seiner Arbeit über die Steinzeit in Posen befaßt⁸⁾. Seine Ansicht, daß die mesolithischen Mikrolithen gegenüber den Knochengeräten nördlichen Charakters einer anderen Kultur südlichen Ursprungs angehört hätten, hält Kostrzewski

¹⁾ Leider sind hierin die zahlreichen in den Anmerkungen erwähnten Fundorte nicht enthalten.

²⁾ S. Jahn, a. a. O. — Ähnliche Knochenharpunen wie die frühen Posener sind auch aus Litauen bekannt, vgl. Wiadomości Archeol. Warszau, Bd. IV, S. 176—178 mit zwei Abb. und Materialy antrop. archeol. i ethnogr. Krakau, Bd. X, Tafel 13, 30. In Kongreßpolen gehören in die gleiche Zeit der durchlöcherte Knochengriff von Wozniń, Kr. Konstantynowo (Vgl. B. Werner, Przyczynek do kultury Ancylusowej (Maglemose) w Polsce in: Sprawozdanie z pos. towarzystwa nauk. Warszau, Bd. X, h. 7, S. 107—111), ferner ein zweiter Hirschhorngriff aus der Gegend von Ostrolenta (i. Wiadomości Archeol. VI, S. 48 u. Tafel I, 1).

³⁾ Funde einer entsprechenden mesolithischen Mikrolithenkultur sind u. a. auch aus Litauen, Südrußland und der Kirgisiensteppe bekannt, vgl. Ailio, Fragen der russischen Steinzeit in: Suomen Muinaismuistoyhdistyksen Aikakauskirja, Bd. 29. Helsingfors 1922, S. 1—111 und Birkner, Steinzeitliche Funde aus Litauen unter Berücksichtigung gleichzeitiger Funde aus Bayern (m. 4 Tafeln), Beitr. 3. Natur- u. Kulturgesch. Litauens u. angrenz. Gebiete. München 1923. (Abhandl. d. math.-phys. Klasse d. Bayer. Akad. d. Wissensch. Erg.-Bd., 2.—5. Abh.), hier auch neueste Zusammenfassung über die weitere Verbreitung der mesolithischen Mikrolithen.

⁴⁾ Vgl. den entsprechenden ancyluszeitlichen Fund von Juderup in Dänemark: Aarbøger f. Nordisk Oldkyndighed 1906, S. 234, Abb. 3a—c.

⁵⁾ Vgl. 3. B. „Wielkopolska II“, Abb. 19—20 mit Abb. 56—59.

⁶⁾ Als Ergänzung zu den von Åberg, D. Nord. Kulturgeb., S. 3—4 erwähnten führt Kostrzewski aus dem südlichen Kongreßpolen an: Flachbeile von Wojciechowice, Kr. Opatow; Borowno, Kr. Kielce (Wiadomości Archeol. VI, S. 163) und Borkow, Kr. Kielce sowie ein Kernbeil aus Dzielawice, Kr. Stopnica.

⁷⁾ Wie „Wielkopolska II“, Abb. 15 u. 16.

⁸⁾ Teil I m. 3 Tafeln: Przegląd Archeol. Posen I, h. 3—4, S. 84ff. Teil II m. 8 Tafeln und drei Abb. im Text, a. a. O. II—III, h. 1—2, S. 1ff. (Kurze französische Inhaltsangaben zu den im Przegląd enthaltenen Arbeiten erscheinen als Sonderdrucke mit dem Titel: Revue Archeol. Polonaise, Resumé français.)

mit Recht für zum mindesten noch nicht genügend erwiesen. Wahrscheinlich stammt auch ein Teil der in Posen häufigen Hirschhornärzte aus der Litorinazeit. Die frühesten sicher schon dem Beginn des reinen Neolithikums angehörenden Sunde aus Posen bilden drei Walzenbeile¹⁾. Didnartige Beile aus den jüngeren nordischen Kulturgruppen des Neolithikums sind aus dem durch Kostrzewski behandelten Gebiete bereits etwa 200 bekannt. Ein besonders schönes Stück aus rotem Feuerstein, das in Zydowo, Kr. Wreschen gefunden wurde, ist „Wielkopolsta II“, S. 15 abgebildet.

Die älteste nordische Keramik führt in den in Frage kommenden Gegenden Trichterbecher und Krugflaschen²⁾. Zu den bereits von Kossinna für den letzten Typ angeführten Sundorten kommen noch folgende: Sierakowo I, Kr. Strelno (Prz. gląd Archeol. Posen, II—III, h. 1—2, Taf. 5 (7), Abb. 1); — Sierakowo III, Kr. Strelno (a. a. O. Abb. 4). — Wierzenica, Kr. Posen=Ost (a. a. O. Abb. 3), und Ruda, Kr. Rypiń (Museum Wloclawef). Beträchtlich größer ist die Zahl der Trichterbecher. Die von Kossinna 3. T. nicht angegebenen Trichterbecherscherben sind auch bei Kostrzewski nicht besonders angeführt. Mehrere bildet Kosłowski ab³⁾. „Wielkopolsta II“, Abb. 29 zeigt den Randscherben eines Trichterbeckers mit interessanter eingestempelter falscher Schnurverzierung aus Koforzyn, Kr. Kofen. — Die Kossinnasche Sundliste für die gebänderten Feuersteinbeile⁴⁾ läßt sich nach Kostrzewski durch folgende Sundorte vervollständigen: Bromberg. — Dziebałowo, Kr. Sierpce. — Kurähne (Koronowo), Kr. Bromberg. — Kornfelde (Krzefotowo), Kr. Mogilno. — Kunowo, Kr. Schrimm. — Łązyn, Kr. Lipnow. — Rogozno. — Rudna, Kr. Wirsiń. — Rządowola, Kr. Wloclawef. — Skępe, Kr. Lipnow. — Świątosław, Kr. Lipnow. — Tannhofen (Carkowo), Kr. Hohensalza. — Uch, Kr. Kolmar. — Wólka Mala, Kr. Lipnow. — Zalesie, Kr. Schubin (2 Stück). — Außerdem gibt es noch andere Geräte aus derartigem Feuerstein, z. B. ein großes Messer aus Mniszef, Kr. Eeczyza und einen Schaber aus Łaszet-Luban, Kr. Posen=West. Rohmaterialstücke fanden sich in Łisówki, Kr. Posen=West und Wilczak, Kr. Bromberg. Die Hauptmenge des gebänderten Feuersteins stammt wohl aus den Gegenden am oberen und mittleren Bug, ein Teil sicher aber auch aus dem Bezirk Kielce⁵⁾. Einen ersten Versuch bei den Beilen aus gebändertem Feuerstein verschiedene Gesteinsarten zu unterscheiden, die ihrem geologischen Alter und der Herkunft nach nicht einheitlich seien, unternahm Krukowski⁶⁾. Die regen Beziehungen zum Buggebiet beweist auch

¹⁾ Aus Spofojnit („Wielkopolsta II“, Abb. 21) und Grocholin, Kr. Schubin sowie der Gegend von Neutomisł (Blume, Posener Ausstell.-Katal. Nr. 2017).

²⁾ Dgl. Kossinna, Mannus XIII, S. 13—40 u. 143—165.

³⁾ Przegląd Archeol. II—III, Tafel 5 u. 6 (mit Sundortangaben).

⁴⁾ Dgl. Mannus IX, 143 u. X, 202ff.

⁵⁾ Eine Sundstelle von gebändertem Feuerstein liegt z. B. in Starbec Dolny, Kr. Jtza, vgl. Wiadomości Archeol. VI, S. 162; eine andere in Cęcin bei Kielce. Dgl. Kosłowski, Przegląd Archeol. II—III, S. 9. Im Gegensatz zu Kosłowski kann man wohl nicht annehmen, daß ein — auf alle Fälle nur vereinzelt — Vorkommen von gebändertem Feuerstein im Posener Moränenmaterial für die Herstellung der Beile von Bedeutung war.

Nachtrag: Während des Druckes dieser Abhandlung erschien der VIII. Bd. von Wiadomości Archeol. Dort veröffentlichte neue Forschungen von Krukowski und Samsonowicz (s. a. a. O. Heft 1, S. 2ff. und 65ff.) beweisen, daß eine beträchtliche Anzahl von Lagerstätten gebänderten Feuersteins in der schon oben erwähnten Gegend von Jtza, Bez. Kielce und zwar in den Juraschichten am Nordosthang der Höhen von Święty Krzyż vorhanden ist. Sicher festgestellt wurden solche neuerdings dort bei Błaziny, Krzemionki bei Magon, Ruża Koscielna, Borowno, Śródborz, Karolowo und Wodaça.

⁶⁾ Dgl. Wiadomości Archeol. V, S. 188—189 u. 199—203.

die Einfuhr von anderen dort einheimischen Typen in Posen und den kongreß-polnischen Nachbarbezirken¹⁾. Für die Kenntnis der kujawischen und verwandten Gräber der zweiten nordischen Kulturgruppe des behandelten Gebietes, aus denen auch ein Teil der gebänderten Feuersteinbeile herrührt, ist ein neuerer Fund von Szymborze, Kr. Hohensalza wichtig²⁾. In einer großen unterirdischen Steintiste lagen dort die Reste einer Kugelflasche und zweier Schlüssel sowie zwei dicke Feuersteinbeile. Die Grabform zeigt uns eine Abart der kujawischen Gräber, die bisher nur weiter östlich belegt war³⁾. — Unter den Posener Schnurkeramischen Gefäßfunden verdient eine zweihenklige Amphore von durchaus thüringischem Charakter aus einem Grabe von Grob, Kr. Birnbaum besonders Beachtung⁴⁾. Neben dem bereits länger bekannten stichreihenverzierten Topfe von Iwno, Kr. Schubin⁵⁾, sprechen noch weitere Funde für ein nordöstliches Vordringen handkeramischer Volksteile. Ein teilweise erhaltenes stichreihenverziertes Gefäß wurde bei Kulm, Bez. Thorn, ausgegraben⁶⁾. Die ältere, spiralmäanderverzierte Handkeramik ist in Borucin, Kr. Mieszawa⁷⁾ und Chocenie, Kr. Wloclawek⁸⁾ vertreten. Wahrscheinlich handkeramisch dürfte Kostrzewski zufolge ferner ein Gefäßbruchstück aus Czerniewice, Kr. Wloclawek sein. In dem Abschnitt über die steinzeitlichen Waffen und Geräte kommt Kostrzewski auch auf die steinernen Keulenköpfe aus dem behandelten Gebiete zu sprechen. Nach seiner Meinung sind sie sämtlich neolithisch. Dies bedarf jedenfalls noch der Nachprüfung. Zwei dem in „Wielkopolska II“ abgebildeten sehr ähnliche stammen z. B. aus schlesischen Gräbern der Bronzezeit⁹⁾.

Unter den Posener Funden der ersten Bronzezeitperiode verdienen die bisher noch wenig zahlreichen Gräber besondere Aufmerksamkeit¹⁰⁾. Soweit sichere Beobachtungen vorliegen, handelt es sich um rechteckige Steintisten mit Skeletten wie sie dort auch für einzelne Stufen des Neolithikums charakteristisch sind, aus dessen Schnurkeramischer Endgruppe aber vorläufig fehlen¹¹⁾. Bisher sind bekannt: Vier Gräber von Gorzjewice, Kr. Samter¹²⁾, —

¹⁾ Dgl. z. B. die großen Feuersteinmesser des Typs „Wielkopolska II“, Abb. 50.

²⁾ Zapiski Muzealne I (Posen 1916) S. 26, Abb. der Funde S. 25.

³⁾ S. Kossinna, Mannus II, S. 67.

⁴⁾ Posen, Großpolnisches Museum (Mus. Wielkopolski) (= Ehem. Kaiser-Friedrich Mus.). Neuerdings wird eine Vereinigung der beiden vorzeitlichen Sammlungen Posens (des ehem. Kaiser-Friedrich Mus. u. des Mus. d. Ges. d. Sr. d. Wissensch.) in einem Museum vorbereitet.

⁵⁾ Dgl. Mannus II, S. 60—61 m. Abb. 1.

⁶⁾ Dgl. Rocznik tow. nauk Thorn XV, S. 175—176 m. Abb. u. bef. Kostrzewski, Przegląd Archeol. Jahrg. II—III, S. 67—68 m. Abb. Die Scherben fanden sich in einer von mehreren Wohngruben. Diese enthielten sonst nur nordische Keramik z. B. Reste eines Trichterbeckens.

⁷⁾ Prace i materiały anthrop., archeol. i. etnogr. II. Taf. VIII, 9.

⁸⁾ Wiadomości Archeol. VI, S. 156—157.

⁹⁾ S. Altshlesien I, 2, S. 63 (Richtshofen).

¹⁰⁾ 1916 veröffentlichte Kostrzewski im Rocznik towarzystwa przyjaciel nauk Posen eine auch als Sonderabdruck erschienene wichtige Arbeit über die Posener Skelettgräber der Perioden I und II (Groby grzebalne z początku epoki bronzowej w Wielkopolsce).

¹¹⁾ Kostrzewski betont allerdings den Zusammenhang mit der Steinzeit, sagt aber selbst, daß zur Zeit der Schnurkeramik an Stelle der Steintisten einfachere nur steinumfekte Gräber traten!

¹²⁾ Grab I s. Kossinna, Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 195 u. 207, ferner ein Grab ohne Beigaben und zwei mit nur je einer einfachen Bronzenadel.

ein Grab von Starbienice, Kr. Żnin¹⁾, — ein Grab von Granówko, Kr. Koźmin²⁾. Die Stulpenarmbänder aus dem Grabe von Granówko hat Kossinna allerdings ebenso wie das vollkommen entsprechende aus Orchow, Kr. Mogilno für hallstattzeitlich gehalten und mit dem sicher so jungen, niedrigeren meist vollkommen geschlossenen gerippten Armbandtyp in Verbindung gebracht³⁾. Im Posener Album Bd. I ist auf Tafel XV das Armband von Orchow mit einem späthallstattzeitlichen Verwahrfund zusammen abgebildet. Der erste Bericht über diesen Verwahrfund⁴⁾ erwähnt jedoch das Armband nicht. Schon dies spricht dafür, daß es später irrtümlich unter die hallstattzeitlichen Stücke geraten ist. Auch Montelius rechnete das Armband zu den Funden aus der ersten Periode⁵⁾. Wie gesagt entspricht es vollkommen zwei Stücken von Granówko, die beim Auffinden noch an den Armknochen eines Skelettes hafteten, bei dem ferner ein für Periode I typischer Halsring gefunden wurde⁶⁾. Die Abbildung des Armbandes von Orchow läßt deutlich die feinen Rand auch an den Querenden begleitende Seitenrippe erkennen, wie sie bei Stulpenarmbändern aus der ersten Periode häufig ist, bei dem hallstattzeitlichen Typ dagegen nicht vorkommt. Wenn Kostrzewski die übereinstimmenden Fundstücke von Orchow und Granówko schon deshalb für sicher frühbronzezeitlich hält, weil in Granówko ein Skelettgrab vorliegt, so ist dieser Grund allerdings ohne die obigen nicht stichhaltig. Skelettgräber gibt es im fraglichen Kulturgebiet auch während der Hallstattzeit⁷⁾. In Posen wurden solche allerdings bisher noch nicht beobachtet. Vielleicht gehören aber einige der angeblichen Kenotaphien aus dieser Zeit hierher und enthielten vollständig vergangene Skelette⁸⁾. — Die Frage nach dem Verhältnis der Aunjetitzer Kultur zu Posen bedarf noch weiterer Aufklärung. An entsprechender Keramik liegt erst ein einzelnes Gefäß aus Nadziejewo, Kr. Śródka vor⁹⁾. Ob die Aunjetitzer Kultur gegenüber einer einheimischen mit Steinkistengravern in ganz Posen tatsächlich etwas Fremdes ist, wie Kostrzewski annimmt, erscheint noch unsicher. Im benachbarten Schlesiens, wo wir einen allmählichen Übergang von der steinzeitlichen Keramik zu den früh-aunjetitzer Formen erkennen können, ist die bodenständige Aunjetitzer Kultur auch im an Posen angrenzenden Teile vertreten¹⁰⁾. Unter den wichtigen Typen der ersten Periode spielen im behandelten Gebiete auch die Stabdolche eine Rolle. Sie zeigen als offenbar landschaftliche Eigentümlichkeit eine flache — und nicht eine rundliche oder

¹⁾ Posener Album I, S. 15, Taf. XVII, 8—12. — Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit. S. 220.

²⁾ Posener Album III, S. 10 u. 12, Taf. L, 44—46. (Unter Steinen bei Skelettresten gefunden!)

³⁾ Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 191, Anm. 7 u. Mannus VII, S. 96, Anm. 4 u. S. 103. Seitdem die Fundverhältnisse von Granowo und Orchow durch Kostrzewski geklärt worden waren, hat übrigens Kossinna seine frühere Ansicht alsbald aufgegeben und diese Armbänder ebenfalls der Periode I zugeteilt.

⁴⁾ Katal. d. Prähist. Ausstellung. Berlin 1880, S. 375.

⁵⁾ Montelius, a. a. O., S. 36, Anm. 2 u. 45, Anm. 5.

⁶⁾ Posener Album III, Taf. L, 44.

⁷⁾ Dgl. Schlef. Dorz. V, 206—212, — Mertins, Wegweiser d. d. Urgesch. Schlef. S. 75 u. Światowit Warschau III, S. 135.

⁸⁾ Dgl. 3. B. das eine Grab von Wojtołtwo, Kr. Ścimm. Mannus VII, S. 158.

⁹⁾ „Wielkopolska II“, Abb. 101, Blume, Posener Ausstellungs-Katal. T. III, Nr. 983.

¹⁰⁾ Dgl. 3. B. den noch unveröffentlichten Grabfund von Gr. Osten, Kr. Gubrau. Mus. Breslau. — Auch die steinkistenartige Grabform ist für die Per. I Schlesiens belegt; vgl. das Grab von Schönau, Kr. Glogau, Schlef. Dorz. II. S. IV, S. 7, Anm. 1.

dreieckige — Ausbildung des Naden¹⁾. Zu den bereits von Montelius und Blume erwähnten Stüden²⁾ kommt noch einer aus dem Derwahrfund von Granowo, Kr. Grätz³⁾ und wahrscheinlich eine Klinge von Łuszczewo, Kr. Nieszawa⁴⁾. Auch ein dider, goldener Noppenring des für die Kenntnis der kulturellen Wechselbeziehungen mit dem Südosten bedeutsamen Typs wurde in Posen gefunden⁵⁾.

Die Sitte der Steinfistenbestattung scheint sich in Posen bis in die zweite Periode gehalten zu haben. Ein Skelettgrab dieser Art aus Kochale, Kr. Krotoschin enthielt eine 25 cm lange Bronzenadel mit pilzförmigem Kopf und eine unverzierte Lanzenspitze mit langer Tülle⁶⁾. Sonst stammen aus der zweiten Periode in Posen Gräber mit und ohne einfachere Steinsetzung. Mehrere Grabfunde der Periode II aus Posen sind bereits in der deutschen Literatur bekannt⁷⁾. Nach ihrer Zusammensetzung muß man ferner einige Posener Sündgruppen von Bronzen der Periode II als Skelettgräberbeigaben auffassen, so die von Kunowo, Kr. Schrimm, Bronischewitz, Kr. Pleschen und Kujawien, Sündort unbekannt⁸⁾; ferner wahrscheinlich weitere von Przyborowo, Kr. Gostyn⁹⁾, außerdem noch zahlreiche Einzelfunde¹⁰⁾. Ein Grab von Kleschau (Kleszczewo), Kr. Lissa, gehört in den Übergang von der Körper- zur Brandbestattung (Beigaben der II. Periode in großen steinumsetzten Gräbern mit Leichenbrand)¹¹⁾. Der Formenvorrat an Bronzen der zweiten Periode zeigt fast vollständige Übereinstimmung mit Schlesien, besonders die Ofennadeln des frühen Typs¹²⁾, Spundkopfnadeln und Nadeln mit umrandetem Scheibekopf sind hier zu nennen. Den letzteren Typ¹³⁾ setzt Kostrzewski zum ersten Male mit Recht vollständig in die zweite Periode¹⁴⁾, für Schlesien allerdings noch mit Vorbehalt. Nach Mertins fällt er hier in die späte Hallstattzeit¹⁵⁾. Daß in Wirklichkeit nur die II. Periode in Frage kommt, hat sich jedoch unabhängig von Kostrzewski bei einer neueren Durcharbeitung der Sünde auch in Schlesien ergeben. Bemerkenswert ist das vereinzelt vorkommende eines geknickten Randbeiles vom hannoverschen Typ der Periode II in Blawaty, Kr. Strelno¹⁶⁾.

Keramik der zweiten Periode Posens ist bisher mit Ausnahme einiger

¹⁾ Ein Stück dieser Art ist auch aus der Gegend von Kowno in Litauen bekannt: Tyjzkiewicz, *Badania archeologiczne*. . . Wilna 1850, S. 60, T. I, Abb. 3. Über die 3 Nadenformen des Stabdolches vgl. Kossinna, *Mannus* III, 317f. u. IX, S. 157f.

²⁾ Montelius, *Chronologie der ältesten Bronzezeit* S. 28 u. Blume, *Posener Ausst. Katal.* S. 74.

³⁾ Mit dreieckigem Naden s. „Wielkoposta II“, Abb. 106.

⁴⁾ *Wiadomości Archeol.* V, S. 57—58, Nr. 14.

⁵⁾ Weronikopol, Kr. Kempen: „Wielkoposta II“, S. 49, Abb. 129.

⁶⁾ Posen, Großpoln. Mus. Noch nicht abgebildet.

⁷⁾ S. Kossinna, *Zeitschr. f. Ethn.* 1902, S. 207 u. Schulze, *Mannus* VIII, S. 245—263 u. Kossinna, *Mannus* VIII, S. 254, Anm. 6.

⁸⁾ Vgl. Kostrzewski, *Groby grzebalne*. . . S. 7ff., Abb. T. 1—7.

⁹⁾ Armring, Armspirale und Singerring, Posen, Großpoln. Mus.

¹⁰⁾ Dolch von Strelno, Posen. Großpoln. Mus., Armring von Pierwoszewo, Kr. Samter. Posen, Mus. d. Sr. d. Wissenich. u. a.

¹¹⁾ Vgl. Kostrzewski, *Groby przedhist. w Kleszczewie*, Sonderdr. aus *Wiadomości Numismat.-Archeol.* Kratau, Bd. IV, hier irrtümlich für hallstattzeitlich gehalten.

¹²⁾ S. Seger, *Präh. Zeitschr.* I, S. 55ff.

¹³⁾ Vgl. „Wielkoposta II“, Abb. 135 u. Mertins, *Wegw. d. d. Urg. Schlesiens* S. 82 mit Abb. 198.

¹⁴⁾ Im Gegensatz zu Schulze, der nur die Stücke mit nicht besonders gegossenem Kopfteil für so früh hält, s. *Mannus* VIII, S. 253 u. 259.

¹⁵⁾ Mertins, a. a. O.

¹⁶⁾ „Wielkoposta II“, Abb. 164.

untypischer Scherben aus den erwähnten Gräbern aus Kletschau, Kr. Lissa, sowie den ebenfalls wenig charakteristischen von Grodnica, Kr. Gostyn und Woydahl, Kr. Hohensalza¹⁾, noch immer nicht bekannt²⁾. Gerade solche Funde würden für die Frage nach der Entstehung der ältesten Urnenfelderkeramik und somit der ganzen „lausitzischen“ Kultur überhaupt von größter Bedeutung sein. In Schlesiens haben sich neuerdings unter Gefäßen, die der Urnenfelderzeit angehören, aus alten unsicheren Funden einige aussondern lassen, die auf Grund gewisser stilistischer Einzelheiten sicher in die zweite Periode zu setzen sind³⁾. Vielleicht ist dies in Zukunft auch in Posen möglich, wo doch die zweite Periode ebenfalls durch Bronzen ziemlich reichhaltig vertreten ist. Bei Besprechung der Funde aus der dritten Periode äußert Kostrzewski die Meinung, die Ofennadeln mit walzen- oder scheibenförmiger Wulstöse seien aus dem häufigeren Typ mit einfacherer Ofse entstanden. Dies ist jedoch nicht anzunehmen. Wie Seger hervorgehoben hat⁴⁾, gehen sie auf eine ältere Sonderform zurück. Die ebenfalls für Schlesiens und Posen typischen Tüllentopfknadeln⁵⁾ setzt Mertins in die älteste Eisenzeit, Kostrzewski dagegen in die dritte Periode der Bronzezeit, allerdings noch ohne nähere Begründung. Wir halten diese Meinung schon deshalb für wahrscheinlicher, weil die Tüllentopfknadel als Weiterbildung der Form mit umrandeten Scheibentopf der zweiten Periode anzusehen ist, wie schon Mertins erkannt hat⁶⁾. Auch ihrem ganzen Charakter nach passen die Tüllentopfknadeln nicht in den Formenvorrat der ältesten Eisenzeit. Die bisher bekannten schlesischen Stücke stammen nicht aus sicheren Funden, einige von Urnenfeldern, die vorwiegend der vierten Periode angehören. Vielleicht kommt auch diese Stufe für den Nadeltyp noch in Betracht. Die Griffzungenschwerver der Periode II und III hat Kossinna ausführlich behandelt⁷⁾. Seiner Zusammenstellung sind noch die Posener Stücke aus Radzim⁸⁾ und der Gegend des Goplofces⁹⁾ hinzuzufügen.

Bei Behandlung der „lausitzischen“ Keramik schließt sich Kostrzewski besonders eng an Blume an. Schon Jahn betonte¹⁰⁾, daß Blume Gefäßtypen verschiedentlich zu früh datiert hat. Dies gilt auch von der durch Kostrzewski übernommenen Zuteilung der großen Urnen mit schräg abgedrehten Schultern¹¹⁾ zum Formenkreis der voll entwickelten Budelkeramik. Nur selten finden sich zusammen mit solcher Ware noch ausgeprägte Budelgefäße¹²⁾. Die Budelkeramik tritt in Posen fast nur im Westen der Provinz auf. Das bisher östlichste Posener Gefäß dieser Art stammt aus Kraplewo, Kr. Posen-West¹³⁾. Die zeitliche Gliederung der Posener Urnenfelder hat Kostrzewski

¹⁾ S. Mannus VIII, S. 249, Abb. 6 u. 7 u. S. 267, Abb. 1.

²⁾ Soeben wurden im Smoszewer Forst bei Krotoschin mehrere Gräber eines Hügelgrabfeldes der Periode II ausgegraben, die auch einige Gefäßreste lieferten. Eine Veröffentlichung der wichtigen Funde in Przeglad Archeol. steht bevor. Die Hügelgräber entsprechen solchen der gleichen Zeit aus Schlesiens. Dgl. Schles. Vorzt. N. S. V, S. 29—35.

³⁾ Eine Veröffentlichung dieser Gruppe wird vorbereitet.

⁴⁾ Präh. Zeitschr. Bd. I, S. 63.

⁵⁾ S. „Wielkopolska II“, Abb. 195 u. Mertins, Wegw. d. d. Urg. Schles. Abb. 199.

⁶⁾ S. Mertins, a. a. O.

⁷⁾ Mannus IV, S. 275ff.

⁸⁾ Posener Album II, T. XXVI, 4.

⁹⁾ Wiadomości Archeol. I, 25, Abb. 2.

¹⁰⁾ Mannus XIV, S. 302.

¹¹⁾ „Wielkopolska II“, Abb. 159 — Mannus IV, T. VII, Abb. 8.

¹²⁾ Z. B. Niederlausitzer Mitt. VIII, S. 77, Abb. 4—5.

¹³⁾ Kostrzewski, Przewodnik po zbiorach przedhist. muz. im. Mielżyńskich. Posen 1918, T. IV, Abb. 2. — Noch nicht geklärt ist die Stellung der Budelkeramik aus dem Bezirk

noch nicht weiter durchgeführt als Blume. Es wird sich dies in Zukunft in Posen gewiß ebenso erreichen lassen wie in Schlesien¹⁾. Die verschiedenen dort vorhandenen Lokalgruppen hat ebenfalls schon Blume herausgearbeitet. Im einzelnen bleibt allerdings noch näher nachzuweisen, wie weit die Abweichungen in der Tat nur örtliche und nicht zugleich, oder sogar nur, chronologische sind. Sicher nicht der gleichen Stufe entstammen, z. B. solche doppeltonnigen Gefäße wie „Wielkopolska II“, Abb. 203 (Periode IV²⁾) und ähnliche aber mit weichem Profil und Griffleisten wie „Wielkopolska II“, Abb. 223 (Periode V). Kostrzewski betont dagegen auch hier nur die Verschiedenheit des bisher in Posen festgestellten Verbreitungsgebietes. Bei der Einzelbehandlung der Urnensfelderkeramik liegt, vor allem für die jüngeren Stufen, die Möglichkeit nahe, Gefäße, die ihrem Typ nach ursprünglich sicher nichts miteinander zu tun haben, auf Grund von Zwischenformen zu einer Entwicklungsreihe zu vereinigen. So ist z. B. im Gegensatz zu Kostrzewski, der auch in dieser Einzelheit wieder Blume folgt, das kleine, eimerförmige, für die vierte Periode typische Gefäß³⁾ sicher nicht aus dem gleichzeitigen zweihenkligen Topf mit Halsabsatz entstanden⁴⁾. Unter den in „Wielkopolska II“ als jungbronzezeitlich abgebildeten Gefäßen fällt ein Napf auf, der auf der Schulter mit Strichgruppen und eingeritzten Zeichnungen von Kämmen verziert ist⁵⁾. Man würde dem ganzen Stil nach, eher an die frühe Eisenzeit und eine Beeinflussung durch die Keramik der Gesichtsurnenkultur denken⁶⁾. Von den Posener Urnensfeldergefäßen mit Tierzeichnungen⁷⁾ hält Kostrzewski zwei für noch jungbronzezeitlich. Wahrscheinlich dürften aber auch diese beiden⁸⁾ bereits der frühen Eisenzeit angehören. Nähere Fundumstände sind nicht bekannt. Das eine stammt von dem Wilhelmshöher Urnensfelde, dort überwiegend allerdings die älteren Stufen, doch ist die beginnende Eisenzeit ebenfalls vertreten⁹⁾. Maßgebend für die Datierung der Gefäße ohne Begleitfunde kann neben dem Verzierungsstil nur ihre Form sein, die entschieden für die

Kalisch zu den übrigen Gruppen. (Vgl. Swiatowit Warschau IX, S. 58 mit Abb. und T. I, — Funde von Trzyniec, Kr. Pulaw —, und *Materiały Kratau* 1920, S. 88 und „Wielkopolska II“, Anm. 218.) Die budelverzieren Fußbecher von Trzyniec —, ein ähnlicher weniger reich verzierter wurde in Jamborze, Kr. Sandomierz gefunden, — erinnern stark an Gefäße der ungarischen Gruppe. Vgl. Pič, *Urnengräber Böhmens*, S. 30, Abb. 15. Ein Napf aus Trzyniec entspricht dagegen auch in Posen und Schlesien üblichen Formen, abgeb. Swiatowit, a. a. O.

¹⁾ S. Jahn, *Zur Chronologie der Lausitzer Kultur*. Mannus III, Erg.-Bd., S. 28—42.

²⁾ Die doppeltegelförmigen Gefäße mit scharfartigem Umbruch sind bereits zur Zeit der ausgeprägten Budelkeramik, in der III. Periode, eine hauptleitform, jedoch stellt Kostrzewski das eben erwähnte Stück mit Recht mit den Gefäßen der nächsten Stufe (Periode IV) zusammen, da die Verzierung derartiger großer doppeltegelförmiger Urnen durch mehrere umlaufende Paralleltrillen über den Umbruch erst mit dem Ende der ausgeprägten Budelkeramik aufkommt.

³⁾ „Wielkopolska II“, Abb. 200 u. Mannus IV, T. 8, Abb. 13.

⁴⁾ „Wielkopolska II“, Abb. 198 u. Mannus IV, T. 8, Abb. 11.

⁵⁾ „Wielkopolska II“, Abb. 217.

⁶⁾ Vgl. das der Form nach ebenfalls früheisenzeitliche Gefäß aus Rudki, Kr. Obornit, Posener Album, Bd. III, T. 46, Abb. 9.

⁷⁾ Vgl. die Gefäße von Blotnik, Kr. Bomst (Blume, *Pos. Ausstell. Katal. Nr. 1575*, Zaborowo, Kr. Bomst (*Zeitschr. f. Ethn.* 1875, S. (158) u. T. 1, Abb. 1 sowie a. a. O. S. (393) u. „Wielkopolska II“, Abb. 215) und Kluczewo, Kr. Schmiegel (*Zeitschr. f. Ethn.* 1882, S. 395).

⁸⁾ Aus Wilhelmshöhe (Milanowiec), Kr. Kolmar; „Wielkopolska II“, Abb. 230, Mannus V, T. 27, Abb. 1 und der Gegend von Samter, „Wielkopolska II“, Abb. 229 = Blume, *Posener Ausstell. Katal. T. VII, Nr. 1766*.

⁹⁾ Mannus VI, T. 10, Abb. 7.

frühe Eisenzeit spricht¹⁾. Demgegenüber besagt es natürlich nichts, daß Tierzeichnungen bei der Keramik auf Gefäßen des germanischen Kulturgebietes bereits früher vorkommen, worauf Kostrzewski in diesem Zusammenhange hinweist²⁾. Ferner dürfte unter den „Wielkopolska II“, S. 73 als jungbronzezeitlich abgebildeten Tongegenständen eine Trennung zwischen älteren und schon eisenzeitlichen möglich zu sein³⁾. Die zu frühe Datierung verschiedener Funde durch Kostrzewski erscheint um so auffallender, als er den Endabschnitt der Periode V bereits zur ältesten Eisenzeit rechnet.

Die in „Wielkopolska II“ angeführten Fundstücke aus den Perioden IV, V und VI ergeben mehrfach Ergänzungen Kossinnascher Listen für einzelne Typen. Wir entnehmen den Anmerkungen Kostrzewskis hierzu folgende Angaben:

Mörigenschwetter (vgl. Mannus VIII, S. 73 und 119 und IX, S. 126—136): Wilamowo, Kr. Tured („Wielkopolska II“, Abb. 262).

Antennenschwetter (s. Mannus, a. a. O.): Stolentschin, Kr. Wongrowitz („Wielkopolska II“, Abb. 262, aus dem Posener Lande 1915, S. 572—573, Tafel a, S. 568, Abb. 3—4, S. 558, Abb.), Nieczajna, Kr. Dabrowo („Wielkopolska I“, Abb. 160, hier irrtümlich als aus der Gegend des Goplosee; — Przeglad Archeol. I, S. 39, Abb. 11) und Jazlowec, Kr. Buczarst in Galizien (Przeglad Archeol. I, Abb. 12).

Dünne gedrehte Halsringe mit glatten, viertantig platt gehämmerten Enden und Schlußösen (vgl. Mannus VIII, S. 47—51): Kolnica, Kr. Kolo; — Kempen in Posen; — Lutynia, Kr. Krotoschin; — Nadziejewo, Kr. Schroda (4 Stüd); sämtlich in Polen Mus. d. Ges. d. Wiss. — Biernatti, Kr. Schrimm, — Wloftowo, Kr. Schroda; Posen, Großpoln. Mus. — Kl. Starolotka, Kr. Posen-Ost (2 Stüd. Enden rundlich, Ösen abgetrieben, Posener Album II, T. 23, Abb. 8—9), — Jbylczyce, Kr. Kalisch (Mus. d. wiss. Ges. Ploß), — Brudzew, Kr. Kalisch und Czieszcyn, Kr. Wielun (Mus. f. Landwirtschaft. u. Industr. Warschau).

Ältere germanische Nierenarmbänder (vgl. Mannus IX, S. 186 ff.): Stolentschin, Kr. Wongrowitz.

Große, starke, runde, geschlossene Halsringe, verzierte Art (vgl. Mannus VIII, S. 73—74) Stolentschin, Kr. Wongrowitz, s. aus dem Posener Lande 1915, S. 472 u. Taf. a, S. 568 (Verwahrfund).

Spitz zulaufende bandförmige Armspiralen (vgl. Mannus VII, S. 108): Suszowo, Kr. Kosten, 2 Stüd, unverziert, vgl. Pos. Album I, Taf. XX, Abb. 5—6), — Kl. Koluda, Kr. Hohensalza (2 Stüd Berlin, Mus. f. Völkert.), — Pałcyn, Kr. Wreschen (Bruchst. von 2 Stüd, siehe Posener Album II, Taf. XL, 10), — Popowo, Kr. Samter (Privatbesitz), — Rzeszynek, Kr. Strelno (Bruchst. Posen, Mus. d. Freunde d. Wissensch.), — Wierzchozin, Kr. Samter (ebenda, Bruchst. eines verzierten), — Eupice, Kr. Stupce (Bruchst. Mus. f. Landw. u. Industr. Warschau), — Piafow, Kr. Sieradz (Wiadomości Archeol. I, S. 129, Abb. 6).

Doppelspiralscheibennadeln (s. Mannus VII, S. 94, Anm. 7 die meisten der im folgenden vollständig angeführten Nadeln sind dort schon durch Angabe der Kreise berücksichtigt): Jgen (Egin), Kr. Graustadt, — Dluzyn, Kr. Schmiegel, — Koforzyn, Kr. Kosten, — Schroda, — Budziszewo, Kr. Obornik, — Wszedzin, Kr. Mogilno, — Kl. Koluda, Kr. Hohensalza, — Drzonek und Lubiatowo, Kr. Schrimm, — und Kujawki, Kr. Wongrowitz, — Sembzin in Medienburg (vgl. Belz, Die vorgesch. Altert. Medienburg-Schwerins, Taf. XXXIX, Abb. 47). — Große Abart desselben Typs: Startowo, Kr. Wollstein, — Orchow, Kr. Mogilno und Stanomin, Kr. Hohensalza.

Dierspiralscheibennadeln (s. Mannus, a. a. O.): Budziszewo, Kr. Obornik (Posener Album II, Taf. XL, 27), — Drzonek, Kr. Schrimm, — Gegend von Schmiegel.

Gedrehte Halsringe mit verzierten plattgehämmerten Ösenenden (s. Mannus VII, S. 104): Gegend von Bromberg (Mus. Bromberg), — Kluczewo, Kr. Samter (s. Zapiski Archeol. Polen Taf. IV, 3), — Kl. Koluda, Kr. Hohensalza (3 Stüde, Berlin, Mus. f. Völkert., schon Mannus, a. a. O. durch Angabe des Kreises berücksichtigt), —

¹⁾ Vgl. 3. B. das dem Gefäße aus der Gegend von Samter sehr ähnliche ebenfalls mit Tierzeichnungen verzierte aus einem späthallstattzeitlichen Grabe von Beichau, Kr. Glogau (Mus. Breslau, noch unveröffentlicht).

²⁾ S. Belz, Montelius-Seltschrift, S. 93 und auch den Bericht über einen Vortrag von Nordman, Oltiden, Tidstr. f. Norst Forhist. Bd. VII, S. 195 ff.

³⁾ So macht das Trinthorn „Wielkopolska II“, Abb. 240 — auch nach der Art der Sparenverzierung — und die Doellkapper Abb. 231 einen jüngeren Einbruch, während 3. B. die einfachen Klappern wie Abb. 239 sicher noch bronzezeitlich sind.

Nadziejewo, Kr. Schroda (Bruchst. Posener Album II, Taf. XXXIII, 16), — Orłowo, Kr. Mogilno (2 Stücke a. a. O., Taf. XV, 1—2, schon Mannus, a. a. O. durch Angabe des Kreises berücksichtigt), — Sobiechuch, Kr. Żnin (Bruchst. Posen, Mus. d. Freunde d. Wissensch.) — und Lubin, Kr. Lipnow (Mus. f. Landw. u. Industrie, Warchau).

Unter den frühheisenzeitlichen Funden aus der Urnenfeldergruppe des behandelten Gebietes ist eine Bronzefibel mit breitem, reichgegliedertem und durch Buckelchen und „Augen“ verziertem Bügel ostalpinen Charakters aus Bogumilowo, Kr. Zieradz besonders bemerkenswert¹⁾. Sie gehört zu der von Belz als jüngere Abwandlung der Kahnfibel angesehenen Gruppe²⁾. — Auch die bemalte Keramik reicht bis nach Kongreßpolen. Der bisher östlichste Fundort, Eupice, liegt im Kreise Zieradz. — Bei den späthallstattzeitlichen Funden der Urnenfelderkultur erwähnt Kostrzewski — allerdings mit Vorbehalt — die auch anderwärts vertretenen meist leicht konkaven Bronze-armbänder mit Strichgruppenverzierung³⁾. Diese Art ist jedoch zweifellos jungbronzezeitlich und schließt sich typologisch an die ältere der längs und quer gestrichelten Armbänder an⁴⁾. Dem bei Kostrzewski abgebildeten Armband des obigen Typs entspricht z. B. eins aus dem jungbronzezeitlichen Derwahr-funde von Nassenheide in Pommern⁵⁾. — Als Fundstück aus der späthallstattzeitlichen Urnenfelderkultur ist in „Wielkopolska II“, ferner auch ein bereits von Schwarz veröffentlichtes⁶⁾ zweihenkliges Bronzedeckeldöschchen abgebildet, das angeblich einem Grabe aus Gorszewice, Kr. Samter entstammt. Ob es tatsächlich vorgeschichtlich sein und in die genannte Zeit gehören kann, bleibt fraglich, solange keine Gegenstücke vorliegen⁷⁾.

Mit besonderer Anteilnahme durfte bei dem Erscheinen eines neuen ausführlichen Wertes über die Vorgeschichte Posens die dem jetzigen Stande der Forschung entsprechende Behandlung der verschiedenen frühheisenzeitlichen Kulturen erwartet werden. Kostrzewski hat gerade den Funden aus diesen Gruppen in letzter Zeit seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Wichtige Beiträge zur Kenntnis der Gesichturnenkultur (=Steinkistengräberkultur) veröffentlichte er im Przegląd Archeologiczny⁸⁾. Schon Ossowski⁹⁾ erkannte, daß diese Kultur sich auch über fast ganz Kongreßpolen erstreckte. Die Gesichturnen selbst sind allerdings in Polen selten¹⁰⁾. Trotzdem kann kein Zweifel bestehen, daß eine große Anzahl von Funden aus Kongreß-

¹⁾ „Wielkopolska II“, Abb. 375 = Album Wust. Archeol. Kalisch 1900, Taf. XIII, Nr. 28.

²⁾ Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 688.

³⁾ „Wielkopolska II“, Abb. 384.

⁴⁾ S. Lissauer, Bronzen, Taf. IV, Abb. 2.

⁵⁾ S. Baltische Studien, Bd. XXXV, Taf. IV u. a. a. O., N. S. Bd. VI, Taf. IV (Abb. d. Arm. undeutl., Ori. Mus. Stettin).

⁶⁾ S. Schwarz, Materialien, 2. Nachtr., Taf. II, Abb. 3.

⁷⁾ Auf die Ähnlichkeit der Form des Deckeldöschens von Gorszewice mit der gewisser bronzener Stockköpfe aus geschichtlicher Zeit hat Kossinna hingewiesen. S. Mannus II, S. 192, Anm. 2.

⁸⁾ Przyczynki do poznania kultury grobów skrzynkowych wczesnej epoki żelaznej. Teil I m. zahlr. Abb. Przegląd Archeol. I. Jahrg., H. 3—4, S. 112ff., Teil II m. 6. Abb. u. 1 Karte a. a. O. Bd. II, H. 1, S. 38ff.

⁹⁾ Ossowski, Zabutki przedhist. ziem polskich Serja I. Prusy Królewskie. H. 3. Krafau 1885, S. 102ff. n. Karte zur Verbreitung der Gesichturnenkultur auf Taf. XXIX. — Entsprechende tunische Funde aus Kongreßpolen sind hier allerdings nicht abgebildet, jedoch in der S. 107ff. nachgewiesenen Literatur.

¹⁰⁾ Kostrzewski erwähnt als kongreßpolnische Fundorte, die von Kossinna nicht angeführt wurden (Herkunft der Germanen² Taf. I (Karte!)), Trębky u. Model, Kr. Gostynin.

polen derselben Kulturgruppe angehören¹⁾. Die Grabformen beweisen dies ebenso wie die Gefäßtypen und die der übrigen Beigaben. (Birnförmige Anhänger, getropfte Nadeln, hierfür typische Scheibentopfnadeln usw.) Östlich der Weichsel reichen die Funde bis zum Narew und Bug.

Gegenüber früheren Karten zur Ausdehnung der Gesichtsurnenkultur ist ferner hervorzuheben, daß zwischen dem Verbreitungsgebiet in Schlesien und dem posenschen kein fundleerer Raum besteht²⁾ und die Grenzen der Kultur sich in Posen und Schlesien 3. T. nicht unbeträchtlich verschieben³⁾.

Zu der noch immer nicht restlos geklärten Frage nach der Entstehung der Gesichtsurnenkeramik⁴⁾ ist von Bedeutung festzustellen, wie weit sich bei dieser im älteren, späthallstattzeitlichen Abschnitt bereits der Einfluß der Urnenfelderkeramik geltend macht. Darüber hinaus verdienen überhaupt die gesamten Wechselbeziehungen zwischen beiden Gruppen besondere Beachtung. Das bereits früher veröffentlichte „Räuchergefäß“ eines späthallstattzeitlichen Grabes der Urnenfelderkultur aus Schroda zeigt durch die Darstellung von Ohren und Nase auf dem Unterteil deutlich den Einfluß des Gesichtsurnentyps⁵⁾. Falls überhaupt ein Zusammenhang besteht, stammt möglicherweise auch die Technik der in einem Posener Lokalgebiet der Urnenfelder⁶⁾ auftretende Verzierung durch eingeritzte weiß ausgefüllte Muster aus der Gesichtsurnenkultur, wo sie bei frühen Typen nicht selten vorkommen. Die umgekehrte Entwicklung nimmt Kostrzewski an. Sie dürfte jedoch weniger wahrscheinlich sein, weil die entsprechenden Verzierungen in der Gesichtsurnenkultur eine größere Rolle spielen und auch bei den frühesten Typen des westpreußischen Ausgangsgebietes dieser Kultur vertreten sind⁷⁾. Sicher aus der Urnenfelderkeramik übernommen wurden jedoch von den germanischen Trägern der Gesichtsurnenkultur die flachen scheibenförmigen Teller, Zwillingsgefäße und vierfüßigen Schalen und die ferner bisher nur aus dem westpreußischen Gesichtsurnenkulturgebiet bekannten Klappern, Scheidewandgefäße und Fußbecher⁸⁾. Unter den Schwanenhalsnadeln der Gesichtsurnenkultur überwiegen die dieser Gruppe eigentümlichen Formen⁹⁾, während von den in der Urnenfelderkultur üblichen nur die mit kleinem kugeligem oder

¹⁾ Nach Kostrzewski sind es bereits über hundert!

²⁾ Dgl. hierzu unten Anm. 3.

³⁾ Die für die Bestimmung der Grenzen der Gesichtsurnenkultur maßgebenden Fundorte hat Kostrzewski auf seiner Karte Przeglad. Archeol. Bd. II, H. 1, S. 40 bezeichnet, a. a. O. S. 40—47 sind die einzelnen Funde aus den betreffenden Orten in einer Liste genau angeführt. Alle in Frage kommenden schlesischen Funde sind übernommen von: Tadenberg, Neue schlesische Funde der frühgermanischen Zeit. Sonderdruck aus der Zeitschrift der Sängerschaft Leopoldina, Breslau 1922. Hierzu kommen an neuen a. a. O. noch nicht berücksichtigten Fundorten: Ober Ellguth, Kr. Gubrau, Gröschroggen, Kr. Wohlau und Dambitsch, Kr. Militsch.

⁴⁾ Dgl. La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, S. 51.

⁵⁾ Posener Album III, Taf. XLVI, Abb. 19, deutlicher: „Wieltopolsta II“, Abb. 336.

⁶⁾ Blume, Mannus IV, S. 84.

⁷⁾ Dgl. La Baume a. a. O., Abb. 63 u. 64.

⁸⁾ Zusammenstellungen hierfür s. „Wieltopolsta II“, Anm. 499 (Teller) — 504 (Fußbecher). Dgl. auch Kossinna, Mannus 14, S. 138ff.

⁹⁾ Mit tegelförmigem meist oben ausgehöhltem Kopf, — „Wieltopolsta II“, Abb. 446, weitere angeführt a. a. O., Anm. 317 — starkem meist am Rande geferbtem Scheibentopf (a. a. O., Abb. 447 u. Anm. 519) oder mit großem schildförmigem meist bronze- oder goldblechbeschlagenem Kopf, vgl. a. a. O., Abb. 443 u. 444 sowie Anm. 220, (Stüde mit Bronzebeschlag) und Przeglad Archeol. I, S. 129, Anm. 22.

öfenförmig breit gehämmertem Kopfe auch in der Gesichturnenkultur eine Rolle spielen¹⁾. — Das bisher einzige Bronzegefäß dieser Gruppe, ein durch Reihen von innen eingestanzter Punkte verzierter Henkelbecher, stammt aus Parlin, Kr. Mogilno²⁾. Die Heimat des Typs ist bei dem vorläufigen Sehlen vergleichbarer Stücke noch nicht näher zu bestimmen. Er gehört noch in die Späthallstattzeit, denn eine Reihe von Tonbechern aus der vorlatènezeitlichen Stufe der Gesichturnenkultur Posens ist offenbar durch Nachahmung dieser Bronzegefäßform entstanden³⁾. Schon die allgemeine Ähnlichkeit spricht stark dafür. Beweisend sind verschiedene Einzelheiten an einigen der bisher gefundenen Tonbecher. So zeigt ein Stück von Wroblewo, Kr. Samter am Boden eine an die des Parliner erinnernde Verzierung aus Wellenlinien und Gruppen kleiner Striche. Ein von außen auf die Gefäßwand aufgesetzter Henkel (Becher von Stengosch, Kr. Jarotschin) erinnert ebenso wie der Absatz am Boden und die Schweifung am Mündungsrand (Becher von Kluczewo, Kr. Samter) an technisch bedingte Einzelheiten in der Form des Bronzevorbildes. Bei dem Becher von Kluczewo ist sogar durch eine senkrechte Tonleiste neben dem Henkel die Stelle nachgebildet worden, wo an dem Bronzegefäßtyp die beiden Querränder des verarbeiteten Blechstüdes zusammentreffen. Alle bisher bekannten Tonbecher dieser Art wurden mit typischer Gesichturnenkulturkeramik zusammen gefunden⁴⁾. Nur einer von Konty, Kr. Kosten stammt möglicherweise aus einem Urnenfeldergrabe der „lausitzischen“ Gruppe. Zu der früher einzigartigen, eisernen hallstattzeitlichen Dierscheibenplattenfibel der Gesichturnenkultur aus Ulom, Kr. Wirzib⁵⁾ liegt ein Gegenstück von Kurnatowiz, Kr. Birnbaum vor⁶⁾. Die vier Platten sind hier im Gegensatz zu dem Ulomer Fundstücke nicht mit Gold und Silber, sondern mit Bronze beschlagen. Die Fibel von Kurnatowiz entstammt der Urne eines Brandgrabes, über deren Aussehen leider nichts mehr bekannt ist. Unter den Beigaben des Grabes befinden sich mehrere birnförmige Anhänger von der für die Gesichturnenkultur typischen Art⁷⁾. Man hat früher bei der Fibel von Ulom nur an eine Beziehung zu dem nicht unähnlichen Tinsdähler Typ Nordwestdeutschlands⁸⁾ gedacht. Kostrzewski lenkt demgegenüber die Aufmerksamkeit darauf, daß es auch in anderen Kulturgebieten ähnliche, den Posener Fibeln technisch noch näherstehende Stücke gibt. Die verschiedenen Formengruppen dieser Art sind, wie schon Belz hervorhob⁹⁾, unabhängig voneinander aus dem gleichen Urtyp nämlich der hallstattzeitlichen Brillen-

¹⁾ Dgl. „Wielkopolska II“, Abb. 361 u. 445 mit Abb. 556 u. 516a.

²⁾ „Wielkopolska II“, Abb. 43, vgl. dazu Reinecke, Korrespbl. 1904, S. 24.

³⁾ S. „Wielkopolska II“, Abb. 423 (aus Kluczewo, Kr. Samter) u. Przegląd Archeol. I, h. 3—4, S. 121, Abb. 2 (aus Stengosch, Kr. Jarotschin).

⁴⁾ Außer den schon erwähnten weitere von Popowo, Kr. Samter (2. St., s. Blume, Posener Ausstellungatal. S. 54, Nr. 438—441) Emaus, Kr. Łęczyca (2 Stück, Światowit IV, d. Freunde d. Wissensch., u. 337 (5) — Fundort unbekannt (Warschau, Mus. f. Landwirtschaft. u. Industrie., Samml. Przyborowski).

⁵⁾ Dgl. Mannus IX, S. 87 ff. u. Zeitschr. f. Ethn. 1899, S. 142 ff.

⁶⁾ S. Przegląd Archeol. I, h. 3—4, S. 123 ff.

⁷⁾ Außerdem gehörten zu dem Grabe 5 längliche mehrfach durchlöcherte Eisenplättchen (s. „Wielkopolska II“, Abb. 457) die sicher mit den Anhängern zusammen eine Halskette bildeten. Dgl. den entsprechenden Fund von Czechy, Kr. Broda in Ostgalizien: Teka Konserwatorska Rocznik kola C. K. konserwatorów starożytnich pomników, Bd. II (Lemberg 1900, Taf. 3, Abb. 4—6).

⁸⁾ S. Knorr, „Friedhöfe“, Taf. V, Abb. 93 u. 94.

⁹⁾ Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 683, wichtige Übergangstypen: Präh. Zeitschr. I, S. 145, Abb. 23 u. Much, Kunsthist. Atlas, Taf. LVIII, 3.

fibel entstanden. Bei den italischen und bosnischen Plattenfibeln dieser Form wurden die Platten aus einem Stücke herafgestellt¹⁾. Die Posener sind demgegenüber typologisch früher. Ihre je vier Platten hat man einzeln auf einer gemeinsamen Achse angebracht. Der in Posen vertretene Typ läßt sich, was Koszjewski mit Recht betont, aus einer besonders dort verbreiteten einheimischen Abart der Brillenfibel ableiten. Wie bei den Fibeln von Clufom und Kurnatomiz ist bei diesen die Nadel aus einem besonderen angentieten Bronzedrahtstück gebildet²⁾, während bei der eigentlichen Hallstattform die Spiralwindung der einen Scheibe in die Nadel übergeht. Typologisch noch später als die italischen und bosnischen Stücke mit 3. T. schon ziemlich vergrößerten Scheiben sind die mit vier gleich großen. Auch diese Art tritt an verschiedenen Stellen auf³⁾.

Innerhalb der frühisenzeitlichen Kulturgruppen des von ihm behandelten Gebiets unterscheidet Koszjewski zwischen späthallstattzeitlichen Erscheinungen und solchen, die der Früh- und Mittelatenezeit angehören sollen. Sicher als mittelatenezeitlich datierbare Fundstücke fehlen bisher hier aber noch immer so gut wie vollkommen. Der Trennung zwischen späthallstattzeitlicher und jüngerer Gesichturnenkultur (Steinkistengräberkultur) wird man in den Grundzügen mit Rücksicht auf das bisher veröffentlichte Material ohne weiteres zustimmen können. Die Stellungnahme zu den Einzelheiten würde natürlich nur auf Grund einer genauen Nachprüfung der gesamten einschlägigen Funde möglich sein. Erst dadurch ließe sich z. B. feststellen, wie weit die typologisch gegenüber der charakteristische Gesichturnen führenden Keramik jüngere Ware⁴⁾ durch Beigaben als tatsächlich schon frühlatenezeitlich erwiesen wird. Als Schmuckstücke der jüngeren Stufe der Gesichturnenkultur führt Koszjewski an: Junge Formen der Schwannenhalsnadeln⁵⁾, gekröpfte Nadeln mit platt gehämmertem Osenende⁶⁾, Nadeln mit einem durch ein Furchenkreuz verzierten Scheibenkopf⁷⁾ und langfedriete lokale Frühlatenefibeln, die 3. T. in zwei Endköpfe auslaufen⁸⁾, eine Abart der Kaulwiger Fibel mit breitem Bügel⁹⁾, einen verzierten, bandförmigen eisernen

¹⁾ Dgl. z. B. Przeglad Archeol. I, h. 2—4, S. 127, Abb. 5 (Sibel von Rusanowici in Bosnien) u. Abb. 6, S. 128, Sibel von Syrakus. Auch in der ostrussischen Anaminkultur zeigt sich die Entwicklung von der Brillen- zur Scheibenfibel in der frühen Eisenzeit, s. Aspelin, Antiquités du Nord Finno-Ougrien. S. 115, Abb. 483 u. Sinsla Formminnesförenaqens Tidst. XXI, S. 134, Abb. 103, Nr. 10—31.

²⁾ Dgl. Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 787, Nr. 36, 38 u. 40. Weitere dieser Art aus Gorjuce, Kr. Dabrowo in Galizien: Beyer, Album fotogr. wyst. staroz. Krafa 1858—1859, Taf. VII, 612 u. der Bufowina. S. Demetrykiewicz: Sprawozdanie akademji umiejetności, wydział filolog. Krafa Juni 1916, Sonderdr. S. 9.

³⁾ Dgl. Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 789, Nr. 5, S. 788. — Červinka, Morava za pravěku Taf. XLII, 5 und Much, Kunsthift. Atlas, S. 171, Abb. 9.

⁴⁾ „Wielkopolska II“, Abb. 478—482, vgl. auch Kossinna, Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 387.

⁵⁾ Als Beispiel sind die zwei Stücke mit plattenförmig verbreitetem Halße aus Rzeszuneł, Kr. Strelno genannt. S. Posener Album, Taf. LV, Abb. 12—13 u. — deutlicher — „Wielkopolska II“, Abb. 484. Entsprechende aus Gotland bei Almgren, Die ältere Eisenzeit Gotlands, Taf. I, 6 u. 6a.

⁶⁾ Dgl. „Wielkopolska II“, Abb. 483 oder Posener Album III, Taf. LV, Abb. 2, weitere Stücke dieser Art s. „Wielkopolska II“, Anm. 584.

⁷⁾ S. „Wielkopolska II“, Abb. 485; weitere Stücke dieser Art anaführt a. a. O., Anm. 585. Zwei Stück stammen auch von einem Urnenfelde der lausitzischen Kultur aus Separowo, Kr. Gräh. S. Blume, Posener Ausstell. Katal. Taf. XX.

⁸⁾ S. „Wielkopolska II“, Abb. 488.

⁹⁾ S. „Wielkopolska II“, Abb. 486. Dgl. Reinede, Korrespbl. 1904, S. 24. Fundort unbekannt. Eine im Typentartenbericht nicht enthaltene Kaulwiger Fibel (vgl. Belz, Zeitschr. f. Ethn. 1911, S. 682 u. 759) stammt aus einem Steinkistengrabe von Unislawo, Kr. Culm. Mus. Danzig.

Gürtelhaken mit zwei gleichzeitig gebogenen Haken ¹⁾ und einige gelbliche Glasperlen mit blauen und weißen Augen. Die — vor allem auf Grund westdeutscher Parallelen — sicher datierenden Gegenstände sind also noch immer wenig zahlreich. Außerdem handelt es sich 3. T. um Einzelfunde, die für die genaue Zeitbestimmung der Keramik nicht weiterhelfen. Sicher mittellatènezeitlich ist nur der Gürtelhaken ²⁾.

Die Stellung der Gesichtsurnenkultur zu den beiden anderen gleichzeitig in Posen vertretenen germanischen Gruppen bietet ebenfalls noch ungelöste Fragen ³⁾. Innerhalb der Kultur mit steinumsetzten Gräbern von westgermanischem Charakter unterscheidet Koszrzewski ebenfalls zwischen späthallstattzeitlichen und jüngeren Funden, ohne das hierfür nach Blume besonders wichtige Gräberfeld von Golencin, Kr. Posen-Ost ⁴⁾ heranzuziehen. Da Beigaben aus Gräbern der Kultur von vorwiegend westgermanischem Charakter bisher kaum bekannt sind, bleibt die genaue Zeitbestimmung der entsprechenden Funde unsicher. Als besterforschtes jüngeres Gräberfeld dieser Art bezeichnet Koszrzewski jetzt das von Wierzenica, Kr. Posen-Ost, während er 13 dort von ihm ausgegrabene Brandgräber mit 3. T. kleiner Steinsetzung 1920 als wahrscheinlich der Gesichtsurnenkultur wenn nicht der lausitzischen angehörig veröffentlicht hat ⁵⁾. Wichtig ist, daß in Wierzenica ein zweihenkliger Topf des westgermanischen Typs vorkommt ⁶⁾. Zur gleichen Gruppe gehört auch wohl ein für Posen ungewöhnliches Gefäß aus der Gegend von Czarnikau ⁷⁾, ebenso mehrere einzelne Schmuckgegenstände, die vielleicht 3. T. aus Derwafundungen stammen, 3. B. die frühen Posener Kronenhalbringe ⁸⁾ und holsteinische Nadeln ⁹⁾.

Die dritte germanische früheisenzeitliche Kultur Posens wird durch die Glodengräber charakterisiert. Diese treten 3. T. zwischen Gräbern aus den beiden anderen germanischen Gruppen auf, vor allem in Verbindung mit solchen aus der Gesichtsurnenkultur. Koszrzewski setzt sie ebenfalls in die Frühlatènezeit. Wesentliche Metallbeigaben fehlen bisher. Vorläufig sind vom behandelten Gebiet über 30 Glodengräberfundorte bekannt ¹⁰⁾. Die meist schüsselbedeckten Urnen dieser Gräber sind bauchig, haben einen leicht geschweiften Hals und entsprechen ebenso wie die Deckschüsseln Formen aus dem jüngeren Abschnitt der Gesichtsurnenkultur. Unter den nicht zahlreichen Beigefäßen sind zweihenklige bauchige Töpfe mit hohem, verhältnismäßig engem, zylindrischem Halsteil am häufigsten ¹¹⁾. Die Glodengräber verdienen

¹⁾ Aus Myszel, Kr. Gnesen, Verzierung schlecht erhalten s. „Wielkopolska II“, Abb. 489.

²⁾ Dgl. den ähnlichen aus einem Grabe mit zwei Mittellatènefibeln von Krielow, Kr. Zauch-Belzig; Doß-Stimming, Altertümer der Mark Brandenburg, Taf. IV a, 2; Abb. 5.

³⁾ Dgl. Blume, Posener Ausstellungs-Katal. S. 14 und Jahn, Mannus XIV, S. 303.

⁴⁾ Dgl. Mannus XIV, S. 302—303.

⁵⁾ Zapiski Muzealne Posen h. 4—5, S. 30ff.

⁶⁾ Dgl. über den Typus: Kossinna, Mannus XI/XII, S. 409. Zusammenstellung von 14 weiteren aus Posen und zwei westpreußischen; s. „Wielkopolska II“, Anm. 596 u. Zapiski Muzealne, h. 4—5, S. 37, Anm. 1.

⁷⁾ Mannus I, S. 304, Abb. 8. — Analogien s. 3. B. Präh. Zeitschr. I, Taf. XVI, 14; Knorr, Friedhöfe, Taf. III, 49 u. Schwantes, Die ältesten Urnenfriedhöfe, Taf. XX, 14; XXIV, 7; XXVIII, 1.

⁸⁾ S. „Wielkopolska II“, Abb. 496 u. 497. Dgl. Koszrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, Bb. I, S. 73—79.

⁹⁾ Zapiski Archeol. Posen, Taf. XXI, 6 = „Wielkopolska II“, Abb. 498 (Sobiejud, Kr. Schubin) u. Zapiski Archeol. Taf. XXI, Abb. 6 (Zuszczewo, Kr. Stupca).

¹⁰⁾ Über die „Gloden“ s. Blume, Posener Ausstell. Katal. S. 14.

¹¹⁾ S. „Wielkopolska II“, Abb. 501.

eine neue Gesamtbearbeitung. Sie finden sich außer in Posen und der Mark auch in Westpreußen, Kongreßpolen und Westgalizien. Östlich reicht ihr Verbreitungsgebiet bis zum Bug.

Von besonderer Wichtigkeit für die eisenzeitliche Forschung ist ferner, daß der Schlußabschnitt der Urnenfelderkultur genau heraus gearbeitet und sicher datiert wird. Die wesentlichsten keramischen Typen der jungen süd-positischen Gruppe, die allmählich in der Gesichtsurnenkultur aufging, hat bereits Blume beschrieben¹⁾. Kostrzewski bringt auch mehrere Nadeln, Ringe und Gürtelhasen aus demselben Gebiet²⁾. Aus seinen Nachweisen läßt sich aber nicht ersehen, wieweit die Stücke zu gesicherten Funden der obigen Keramik gehören. Bei der ganz allmählichen Angleichung der Urnenfelderkultur an die der Gesichtsurnen in den fraglichen Gegenden können Einzelfundstücke³⁾ nicht für eine Datierung des Aufhörens einer noch nicht völlig germanisierten Kultur verwendet werden. — Irgend einen sicheren Beweis auf Grund dessen man die Urnenfelderkultur noch für die Mittelatlänzeit annehmen könnte, gibt Kostrzewski nicht. Die Verbindung der Schlußstufe der Urnenfelder mit Frühlatèneformen ist dagegen auch anderwärts gesichert. Für Böhmen hat neuerdings Škránil einige entsprechende Funde zusammengestellt⁴⁾. In Schlesiens fehlt es ebenfalls nicht ganz an einzelnen nicht mehr hallstattzeitlichen Altstücken aus Urnenfeldern, auf denen die hier wohl zum größten Teile bereits der Frühlatènezeit angehörige Gesichtsurnenkultur oder eine Mischgruppe zwischen Gesichtsurnen- und Urnenfelderkultur⁵⁾ nicht vertreten ist. Erwähnt seien ein eiserner Gürtelhasen ostalpinen Stils aus Gr. Tschansch, Kr. Breslau⁶⁾ sowie zwei getropfte Bronzenadeln mit verziertem schaufelförmigem Kopfe von Woischwitz, Kr. Breslau⁷⁾ und Lessendorf, Kr. Freystadt⁸⁾. In der späten Gesichtsurnenkultur und der Mischgruppe mit der Urnenfelderkultur kommt in Schlesiens und Posen ein Gürtelhasentyp vor⁹⁾, der auf die hallstattische Form mit schwalbenschwanzförmigem Ende zurückgeht. Die in Schlesiens vertretene abgeänderte lokale

¹⁾ S. Mannus IV, Taf. XIII, Abb. 71—73.

²⁾ „Więkopolska II“, Abb. 467—477.

³⁾ Besonders interessant sind von solchen Einzelfunden z. B. zwei aus dem feltischen Gebiet eingeführte Ringe aus Klonowko und Piwonice, Kr. Kalisz, „Więkopolska II“, Abb. 476 u. 477.

⁴⁾ Škránil, Kultura latenská a její vlivy na popelnicová pole v Čechách, Obzor praehistorický I (Prag 1922), S. 15—24 m. Taf. IV.

⁵⁾ Dgl. Schlesiens Dorzt., N. S. II, S. 24ff. u. Tadenberg, a. a. O., S. 37.

⁶⁾ Przegląd Archeol. Bd. II, S. 49, Abb. 8. — Die Annahme Kostrzewskis, daß dies Stück aus einem Gesichtsurnenkulturgrabe stammt, erscheint uns bei dem rein „lausitzischen“ Charakter des in weitem Umfange freigelegten Gräberfeldes nicht berechtigt. Ein ganz ähnlicher Gürtelhasen stammt aus einem Steletgrabe von Kuffarn in Niederösterreich, Jahrb. f. Altertumsf. Wien 1907, S. 93 u. 94. Weitere verwandte Stücke s. Przegląd Archeol. Bd. II, S. 48—49, Abb. 1—7 u. 9. Der Ursprung des Typs ist in ähnlichen typologisch früheren Gürtelhasen aus Ostfrankreich zu suchen. Ein a. a. O. nicht erwähntes wichtiges Stück dieser Art stammt aus einem bedeutenden Hügelgrabe von Courcelle en Montagne, Dep. Haute Marne mit eingeführtem Stammos und Kantharos (Latène A). Déchelette, La collection Millon. Paris 1913, T. 30—31.

⁷⁾ Kopfscheibe durchlocht. Mus. Breslau. Unveröffentlicht.

⁸⁾ Mus. f. Dölferf. Berlin, f. „Mertbuch“ 2. Aufl., Taf. VIII, Abb. 25. — Ähnliche frühlatènezeitliche Stücke aus Nordwestdeutschland s. Knorr, „Friedhöfe“, Taf. IV, Abb. 74. Verwandte Typen kommen auch in der Gesichtsurnenkultur in Schlesiens, Posen, Westpreußen und Kongreßpolen vor. Zusammenstellung mehrerer Stücke dieser Art s. „Więkopolska II“, Anm. 569. Aus „lausitzischen“ Urnenfeldern stammen anscheinend auch die beiden von Grabonog, Kr. Gostyn u. Wloshatowiz, Kr. Graustadt.

⁹⁾ Przegląd Archeol. Bd. II, S. 50, Abb. 13.

Form dieses Typs ¹⁾ wurde von der Gesichtsurnenkultur übernommen und bildete sich zu einer bisher nur aus Schlesiens bekannten jüngeren dreieckigen Form um ²⁾.

Eine unmittelbare Herleitung der ostgermanischen Spätlatènekultur aus der der Gesichtsurnen ist bei dem großen zwischen beiden bestehenden Gegensatz schwer möglich. Beweise, daß in einzelnen Gebieten z. B. Westpreußen und Nordposen beträchtliche Teile der Nachkommen der Gesichtsurnenleute neben den von Norden her neu zugewanderten Germanen die Träger der Spätlatènekultur sind, wie dies Kostrzewski annimmt, fehlen bisher. Auffallend ist allerdings, daß gerade in diesem Gebiet in der Gesichtsurnenkultur halbkreis- und halbmondförmige Rasiermesser typisch sind, die eben dort ganz ähnlich in der Spätlatènezeit wiederkehren ³⁾. Die übrigen von Kostrzewski für seine Meinung angeführten Gründe sind meist so allgemeiner Natur, daß sie für einen Entscheid der Frage nicht ausreichen ⁴⁾. Weiter sagt Kostrzewski ⁵⁾, das von ihm früher selbst als wandalisch bezeichnete Gebiet ⁶⁾ sei in der Spätlatènezeit von den Nachkommen der alten Urnenfelderbevölkerung und einer schwächeren germanischen, von den Gesichtsurnenleuten herkommen den Schicht besiedelt gewesen. Diese Ansicht ist völlig unhaltbar. Die Neuzuwanderung germanischer Stämme von Norden her wurde auch für diese Gegenden einwandfrei bewiesen ⁷⁾. Ein Zusammenhang zwischen der wandalischen und der Urnenfelderkultur besteht nicht. Wenn überhaupt sichere „lausitzische“ Einflüsse festzustellen sind, können sie nur auf dem Umwege über die Gesichtsurnenkultur erklärt werden ⁸⁾. — Unter den Abbildungen spätlatènezeitlicher Fundstücke aus „Wielkopolska II“ sind als wichtige neue die der zwei durch eine Kette verbundenen Sabeln von Kosko, Kr. Silehne und der ungewöhnlich viel Griffrieten tragenden Schwertscheide von Tucyno, Kr. Hożensalza bemerkenswert ⁹⁾.

Für die Kaiserzeit bringt Kostrzewski ein zahlreicheres neues Material. Die Stellungnahme zu mancherlei Einzelheiten seiner darauf bezüglichen Ausführungen ist solange noch unmöglich als nicht eine genaue Bearbeitung der gesamten Kaiserzeitfunde Posens mit Fundnachweisen vorliegt.

An römischen bzw. provinzialrömischen Einfuhrstücken aus Posen und den Nachbargebieten, die bisher nicht abgebildet oder — zum mindesten in der deutschen Literatur — unbekannt waren, erwähnen wir folgende:

Prusino, Kr. Jarotschin, Bronzefanne mit Kleeblattmündung, „Wielkopolska II“, Abb. 608; Zapiski Muzealne Posen 1916, S. 36, Abb. 53, — aus zerstörtem Grabe zusammen mit Gefäßresten darunter Scherben mit Rädchenmänder, s. a. a. O., Abb. 54 u. 55.

Karzec, Kr. Gostyn: Oberteil eines Bronzeimers einfachen Typs, „Wielkopolska

¹⁾ S. Mertins, Wegw. d. d. Urgesch. Schlesiens, Abb. 223.

²⁾ Vgl. die durch Kostrzewski, Przeglad Archeol. Bd. II, S. 50 abgebildete Entwicklungsreihe. — Die Enden des schwalbenschwanzförmigen Teils werden allmählich immer stärker umgebogen, so daß daraus ein an den Enden festgenieteteter Ring entsteht. S. Tadenberg, a. a. O., S. 27. Den Beginn der Entwicklung zeigt z. B. der Schlesiens Dorz. II. S. II, S. 29, abgeb. Gürtelhasen.

³⁾ Vgl. Przeglad Archeol. Bd. II, S. 54ff. m. mehreren Abb.

⁴⁾ Vgl. Kostrzewski, Die ostgerm. Kult. d. Spätlatènezeit, Bd. I, S. 143, 202, 207, 228 usw.

⁵⁾ „Wielkopolska II“, S. 166.

⁶⁾ S. Kostrzewski, Die ostgerm. Kult. d. Spätlatènezeit, Bd. I, S. 224ff.

⁷⁾ S. Jahn, Zur Herkunft der schlesischen Wandalen in: 25 Jahre Siedlungsarchäologie (Mannusbibl. Nr. 22), S. 78ff.

⁸⁾ S. Tadenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. (3m. Drud.)

⁹⁾ „Wielkopolska II“, S. 156.

II“, Abb. 609. Berlin, Mus. f. Völkert., ferner Bruchstück eines gewellten Bronzefessels, „Wielkopolsta II“, Abb. 610.

Boruschin, Kr. Obornit: Bronzeschüssel, nur Wände und Hentelösenbeschlag („Wielkopolsta II“, Abb. 611) erhalten. Berlin, Mus. f. Völkert.

Niegibalice, Kr. Nieszawa: Bruchstück eines gewellten Bronzefessels. (Pamiętnik Fizjograf. Warszau, Bd. XXI, Taf. V, Abb. 12, oben in der Mitte und rechts.)

Ciechomice, Kr. Płod (Mus. Płod): dgl. s. Przegląd Archeol. Bd. II—III, S. 89, Abb. 6 rechts.

Dębe, Kr. Kalisz: Kasserolle mit verziertem Griff und Glaschale. („Wielkopolsta II“, Taf. IX, und Zbior wiadomości do antrop. krajowej XVII, Tafel 1, vgl. auch Fredrich, Funde ant. Münzen i. d. Prov. Posen, S. 49, Nr. 8.)

Końskow, Kr. Jarotschin: Bronzeschale aus Hügelgrab III („Wielkopolsta II“, Abb. 705), vgl. Mannus III, S. 297, Nr. 42 u. Fredrich, a. a. O., S. 39.

Kapalice, Kr. Jarotschin: Scherben eines Glasgefäßes aus Hügel VIII: „Wielkopolsta II“, Abb. 706.

Gonjorowo, Kr. Jarotschin: Glasgefäßscherben, s. Fredrich, a. a. O.

Eichenhagen (Dębowec), Kr. Schubin: Emaillierte Scheibenfibel („Wielkopolsta II“, Abb. 716, vgl. Fredrich, a. a. O., S. 39.

Goszczywno, Kr. Łęczyca: Verzierte Terrasilikalatalschale (s. „Wielkopolsta II“, Taf. XII).

Goskiejewo, Kr. Obornit: Hippenförmiges Eisenmesser („Wielkopolsta II“, Abb. 751)¹⁾.

Topolno, Kr. Schwetz: Grautoniger Doppelgesichtsbecher vom Gräberfelde der Latène- und Kaiserzeit. (Ausführlich mit drei Abbildungen behandelt von Bienkowski, Przegląd Archeol. I, S. 105ff.

Kolacinto, Kr. Brzeziny: Bronzene Merkurstatuette (s. Bienkowski, a. a. O. mit Abb.)²⁾.

Unter den Funden aus der frühen Kaiserzeit verdient die Siedlung von Kapalice, Kr. Jarotschin besonderes Interesse³⁾. Die Grabungen wurden von Kostrzewski vorgenommen. Unter andern fanden sich die Reste einer Wohnanlage mit einem Eisenschmelzofen. Nach Kostrzewski handelt es sich um ein typisches Wohngrubenhaus. Die entsprechende Zeichnung in „Wielkopolsta II“ (Abb. 689) ist leider wenig klar und hätte nur durch Beigabe von Profilzeichnungen eine bessere Darstellung geben können. — Unter den Abbildungen spätkaiserzeitlicher Funde fallen ein ungewöhnlicher bauchiger Topf (aus Bialosch, Kr. Birnbaum) mit drei Spizbudeln und ein verzierter

¹⁾ Die Form ist in ihrem Heimatsgebiet frühkaiserzeitlich, vgl. z. B. v. Ohltingens-berg: Die römischen Brandgräber bei Reichenhall. Taf. XII. Kostrzewski setzt das Posener Stück in die späte Kaiserzeit. Ist diese Datierung durch Begleitfunde gesichert, läge also hier der gleiche Fall wie bei den gewellten Bronzefesseln vor. Auch diese gehören in ihrem Ursprungsland der frühen Kaiserzeit an, die Zeit der Vergrabung der ausgeführten Stücke fällt aber in Ostdeutschland und Polen in die späte Kaiserzeit. Kostrzewski äußert allerdings die irrtümliche Meinung, daß der Typ auch in von ihm behandeltem Gebiet im wesentlichen noch der frühen Kaiserzeit angehöre. Vgl. dazu Ebert, Ein römischer Bronzefessel von Lodehnen, Kr. Mohrunen, m. 3. Abb.: Elbinger Jahrb. 3, (1923) S. 144ff. Auf der hier gegebenen neuen Zusammenstellung der gewellten Bronzefessel sind auch die oben erwähnten Stücke bereits mit berücksichtigt.

²⁾ Vielleicht ist auch die Bernsteinspindel von Kowanowo, Kr. Obornit, ein Importstück („Wielkopolsta II“, Taf. VIII, Abb. 3 und Blume, Pol. Ausstell. Katal. S. 42 u. Taf. 12, Abb. 1). Zweckbestimmung des Gegenstandes nach Blume fraglich. Über die Deutung des Typs als Spindel s. Sorrer, Realexikon, S. 89. Als frühkaiserzeitlich erkannte sie zuerst Antoniewicz auf Grund eines entsprechenden durch Münzen datierten Fundes aus Aquileja, s. Przegląd Archeol. I, S. 45—49. Die Zeitansetzung ist außerdem noch durch die Form des einen Endknopfes gesichert, vgl. dazu z. B. „Wielkopolsta II“, Abb. 660a. — Analogien: Aquileja, zusammen gefunden mit Münzen von Vespasian, Titus und Domitian, s. Mitt. d. K. u. K. Centralf. Wien 1889, S. 102—106, 138—156 u. 244—251. — Odenburg (ungar. Sopron). S. Sorrer, Realex. S. 89, Abb. 87. — u. Pola, s. Jahresh. d. österr. archäol. Inst. Wien, Bd. IV, S. 201.

³⁾ Vom gleichen Fundort stammen die spätkaiserzeitlichen Hügelgräber, die mit der älteren Ansiedlung nichts zu tun haben.

gedrückt bauchiger Krug mit hohem Halse und langem kantigem Henkel auf ¹⁾). Bei dem Budelgefäß wäre ein näheres Begründen der Kostrzewski'schen Datierung erwünscht. Die Krugform ist für die gotische Kultur am Schwarzen Meer charakteristisch ²⁾). Zu den bereits von Jahn behandelten verzierten Lanzenspitzen ³⁾) aus der späten Kaiserzeit kommt noch eine mit einfachen Verzierungen von Zbechy, Kr. Kosten ⁴⁾). — Für unsere Kenntnis der interessanten spätkaiserzeitlichen Hügelgräbergruppe Posens ⁵⁾) ist die Abbildung einer Steinpflasterung aus einem Hügel von Kapalice, Kr. Jaroschin wichtig. Sie gehört zu einem leider noch immer unveröffentlichten bedeutsamen Manuskript Blumes ⁶⁾).

Unter den spätkaiserzeitlichen Gefäßen Posens gibt es einige, die rein äußerlich an Formen aus der Urnenfelderkultur erinnern. Nach Kostrzewski dagegen zeigen sie tatsächlich eine Renaissance des lausitzischen Geschmades. Sie sind ihm demnach einer der Beweisgründe dafür, daß die Urnenfelderbevölkerung unter einer starken germanischen Oberschicht in ihren Sitten verblieben sei und daß sich nach dem Abwandern eines Teiles der Germanen ihr Volkstum wieder geltend gemacht habe. Diese angeblichen Nachkommen der Urnenfelderleute sollen die Vorfahren der geschichtlichen Westslawen gewesen sein. Da Kostrzewski die Urnenfelderbevölkerung für slawisch hält, muß er natürlich einen Zusammenhang zwischen der Urnenfelderkultur und der ersten sicher slawischen in der frühgeschichtlichen Zeit nachzuweisen suchen. Zunächst hat man seiner Ansicht nach ein selbständiges Fortbestehen der lausitzischen Kultur bis in die Mittelaltenezeit anzunehmen. Wie oben erwähnt ist schon dies nicht bewiesen. Aber selbst wenn es zuträfe, würde das an dem Urteil über die völkische Zugehörigkeit der Urnenfelderleute nichts ändern. Für die Spätaltenezeit wird wohl außer Kostrzewski niemand, der sich eingehender mit dem Stoff befaßt hat, im Ernst an ein Fortbestehen der lausitzischen Kultur

¹⁾ „Wielkopolska II“, S. 195: aus Łęzno, Kr. Kutno. Ein weiterer dieser Art aus Ciazienie, Kr. Stupca.

²⁾ Vgl. z. B. Mainzer Zeitschr. I, S. 45, Abb. 1 und die übrigen „Wielkopolska II“, Anm. 720 angeführten Stücke.

³⁾ Über die runenartigen Zeichen auf germanischen Lanzenspitzen schrieb neuerlich ausführlicher Antoniewicz, Przeglad Archeol. I, S. 99ff. u. Bd. II, S. 100—103, sowie Kostrzewski, Przeglad Archeol. II—III. Jahrg., S. 127—134. Kostrzewski gibt vor allem ausführliche Entwicklungsreihen für die verschiedenen vorgeschichtlichen Zeichen dieser Art. Er betont besonders die trotz der vielen Abwandlungen geringe Zahl der Grundformen. Ferner sollen seine Ausführungen nachweisen, daß die Zeichen nicht als eine Art Bilderschrift oder Eigentumsmarken aufzufassen sind, sondern nur als religiöse Symbole entsprechend den Darstellungen des Blihgottes auf griechischen und römischen bleiernen Schleudergeschossen, auf die vielleicht sogar die gabelförmigen Zeichen der obigen Gruppe unmittelbar zurückgehen. (Vgl. Zeitschr. f. Ethn. 1883, S. 521.) Antoniewicz hält dagegen die Bedeutung der Zeichen für im einzelnen noch nicht restlos erwiesen. Er hat besonders auf die Übereinstimmung mit solchen von Steindentmalern der gotischen Kultur am schwarzen Meer hingewiesen (Löwentmal von Olbia u. a., f. Przeglad Archeol. I. Jahrg., S. 106—107 m. Abb.) Bei dem großen zeitlichen und z. T. auch örtlichen Abstand zwischen dem mehrfachen Vorkommen ähnlicher Zeichen scheinen ihm die Ursachen ihres Auftretens in der gotischen Kultur am Schwarzen Meer noch nicht geklärt.

⁴⁾ Posen, Großpoln. Mus.

⁵⁾ Als entsprechenden Fundort nennt Kostrzewski u. a. Blücherwald, Kr. Trebnitz in Schlesien. Dort gibt es jedoch nur frühbronzezeitliche Hügelgräber. Siehe Schlesiens Dorz. N. S. V, S. 32—33. Spätkaiserzeitliche Hügelgräber stammen nach Kostrzewski ferner aus Busztowo, Kr. Bromberg, Gronsko, Kr. Neutomischl, Sadowa, Kr. Ostrowo, Bogoryja-Gorna, Kr. Łowicz und Łęgonice, Kr. Opoczno. Die ethnologische Stellung der Hügelgräbergruppe des Kreises Jaroschin erklärt Kostrzewski jetzt für fraglich, während er sie früher als slawisch ansah (f. Jahn, Mannus XIV, S. 310).

⁶⁾ S. Jahn, Mannus XIV, S. 309.

„unter der Oberfläche“ glauben. Die von Kostrzewski immer wieder betonten Übereinstimmungen sind anders zu erklären ¹⁾, zufällig oder gar nicht vorhanden ²⁾. Kostrzewski legt in diesem Zusammenhang das Hauptgewicht auf das angebliche Vorherrschen der alten Urnengräberbestattung bei den Wandalen. Jedoch überwiegen auch im wandalischen Hauptgebiete die Brandgruben ³⁾. Die Spätlatènebesiedelung der hier in Frage kommenden Gegenden ist also rein germanisch. Damit fällt bereits die ganze Kostrzewskische Slawentheorie. Seine weiteren Gründe sind hauptsächlich noch folgende: Der Urnengräberritus hielt sich auch durch die Kaiserzeit. Typisch ungermanisch und demgegenüber für die Urnenfelderkultur und die slawische charakteristisch sei im Gegensatz zum pfostenlosen Wohngrubenhaus das Pfostenhaus mit Vorhalle. Die Formen und Verzierungsweisen der lausitzischen Keramik seien auch nach dem Verschwinden der Urnenfelderkultur immer wieder aufgelebt. Zwischen kaiserzeitlicher und spätslawischer Keramik der Ringwallzeit bestünden deutliche Übergänge. — Die durchaus noch nicht restlos klaren Hausbaufragen als Hauptstütze ethnographischer Theorien zu verwerten, ist von vornherein mißlich. Davon abgesehen erscheint ferner der von Kostrzewski immer wieder hervorgehobene Gegensatz zwischen nichtgermanischem Pfostenhaus und germanischem Wohngrubenhaus auch sonst zweifelhaft. Ob es sich bei solchen Anlagen wie bei der von Kostrzewski als Beispiel angeführten von Kapalice, Kr. Jarotschin um Schwellenbau handelt, bliebe noch zu beweisen. Die bloße Eintiefung des Hausgrundes würde nicht genügen, um einen ausgesprochenen nationalen Gegensatz zwischen zwei Bauweisen anzunehmen. Sie tritt überdies auch bei Pfostenhäusern auf ⁴⁾. Außerdem ist das Pfostenhaus mit Vorhalle längst auch auf reingermanischem Gebiete nachgewiesen worden ⁵⁾. Der Urnengräberritus besagt erst recht nichts, da er einer allgemeinen Kulturerrscheinung ohne enge nationale Grenzen entspricht. Ebenso wenig läßt sich mit dem angeblichen Wiederaufleben von Formen und Verzierungsweisen lausitzischer Art irgend etwas anfangen. Als Beispiel betrachten wir die sogenannte lausitzische Renaissance der späten Kaiserzeit. Buckel- und Dreieckbandverzierung, Etagengefäße, Formen, die an die Posener Becher erinnern, „alles ist wieder vorhanden“ ⁶⁾. — Die im Rahmen der kaiserzeitlichen Keramik vollständig erklärbaren Fußbecher ⁷⁾ mit den nicht einmal der jüngsten Urnenfelderkultur angehörigen über 1000 Jahre älteren Posener Bechern zusammenzubringen, ist so unwissenschaftlich, daß man keine weiteren Worte darüber

¹⁾ Dgl. oben S. 16 und Richthofen, *Mannus* XV, S. 295.

²⁾ Dgl. Jahn, *Mannus* XIV, S. 311 u. besonders Tadenberg, *Die Wandalen in Niederschlesien*. (Im Druck.)

³⁾ S. Tadenberg, a. a. O. — Zur Frage des Auftretens der Urnengräber bei den Wandalen ferner Jahn, *Mannus* XIV, S. 311.

⁴⁾ Dgl. das spätkaiserzeitliche Haus von Mertschütz, Kr. Liegnitz, *AltSchlesien*, Bd. I, S. 13ff. m. Abb.

⁵⁾ Dgl. 3. B. Kiefebusch, „*Brandenburgia*“. Berlin, XXII. Jahrg. (1915), S. 34ff. m. Abb. Siedelung von Wuzek, Kr. Ruppin. So hat denn die Ansicht manches für sich, daß die Slawen das Dorhallenhaus gerade von den Germanen übernommen haben, entweder nach der Völkerwanderungszeit von den nicht mit abgezogenen Resten der Germanen, oder den germanischen Stämmen, die auf ihren Wanderzügen nach Südosten mit Slawen zusammentrafen. Jedoch ist die Frage der Ausbreitung des Dorhallenhauses noch nicht endgültig geklärt. Dgl. dazu Wahle, *Vorgesch. d. deutschen Volkes*. Leipzig 1924, S. 73 u. Schulz-Minden, *Das germanische Haus* (Mannusbibl. Nr. 11) S. 100ff.

⁶⁾ Dgl. „*Wielkopolska II*“, Abb. 693, 699 u. 698 (Dreieckbandverzierung auf Abb. 698 undeutlich).

⁷⁾ Dgl. 3. B. die verwandten frühkaiserzeitlichen Formen in Jütland: Sophus Müller, *Nordische Altertumskunde*, Bd. II, S. 60, Abb. 39.

zu verlieren braucht. Auch die anderen angeführten Erscheinungen sind durchaus nicht sonst nur der lausitzischen Urnenfelderkultur eigen. Oder will Kostrzewski vielleicht auch frühdeutsche¹⁾ oder gar amerikanische²⁾ Etagengefäße als lausitzische Renaissance erklären? Bei dem zweimaligen Auftreten dieser Form in Posen³⁾ handelt es sich natürlich ebenfalls nur um eine Konvergenz-erscheinung, da jede Zwischenglieder fehlen. Dreieckbänder und andere ähnliche Verzierungsmotive kehren auch unabhängig voneinander in den verschiedensten Kulturkreisen und Zeiten wieder. Mit solchen Beweisführungen, wie sie hier Kostrzewski anwendet, kann man nur die ernste ethnographisch-archäologische Forschung in Mißkredit bringen, ohne sonst irgend etwas zu erreichen. Selbst wenn wirklich einmal eine einzelne Verzierungsart sich längere Zeit hindurch ununterbrochen gehalten hat, so ergibt dies zunächst für die nationale Übereinstimmung der fraglichen keramischen Gruppen gar nichts⁴⁾, weil das Fortleben einer Verzierungsweise ebensogut auf Kulturübertragung beruhen kann. — In Ostpreußen scheinen tatsächlich in einem Teilgebiet lange ungermanische Stämme unter einer germanischen Herrenschaft gelebt zu haben, deren Kultur sie annahmen, ohne ihr Volkstum zu verlieren⁵⁾, bis es sich allmählich wieder ganz durchsetzt. Diese Erscheinung führt Kostrzewski als Parallele für den von ihm angenommenen Verlauf der Besiedelung Posens an. Die Verhältnisse liegen jedoch in Ostpreußen durchaus anders. Trotz mancher Unklarheiten ist dort im fraglichen Gebiet die allmähliche Entgermanisierung der Kultur auf Grund der Entwicklung der Altertümertypen nachzuweisen, wovon in Posen keine Rede sein kann. Die völkerwanderungszeitliche Kultur ist hier rein germanisch. Die schon von tschechischen Forschern⁶⁾ betonte Ähnlichkeit frühgeschichtlich slawischer und spätkaiserzeitlicher Keramik kann also höchstens beweisen, daß dabei gewisse Zusammenhänge vorliegen und nicht, daß die Slawen irgend etwas mit der Urnenfelderkultur zu tun haben. Jahrhunderterte liegen aber auch zwischen der spätkaiserzeitlichen Kultur und der frühgeschichtlich slawischen, während Sunde fehlen, die einen Übergang der Typen erweisen⁷⁾. Wahrscheinlich ist nur der Ursprung aus dem provincialrömischen Stil beiden keramischen Gruppen gemeinsam. Wenn Kostrzewski Gefäße wie den spätlawischen Napf mit kantiger Schulter und niedrigem Halsrand („Wielkopolska II“, Abb. 788) auf den frühkaiserzeitlichen Typ Abb. 593 zurückführt, so ist das dieselbe Art von Fehler wie das Annehmen eines Zusammenhangs zwischen Posener Bechern und spätkaiserzeitlichen Fußgefäßen. Den Nachweis, daß gerade die der spätslawischen am ähnlichsten aussehende Keramik mit Wellenlinien aus dem 4. und 5. Jahrhundert rein germanisch ist, wird demnächst Jahn in einer neuen Arbeit vorlegen. In Posen ist diese Gruppe, z. B. durch die wichtigen Sunde von Lattowo, Kr. Hohensalza ver-

¹⁾ Ein Beispiel im Museum Heidelberg.

²⁾ Dgl. Mötelfindt, Wiener Präh. Zeitschr. 1923, S. 59.

³⁾ Die Wichtigkeit dieses Punktes in der Beweisführung Kostrzewskis erweist sich auch dadurch, daß „Etagengefäße“ zur selben Zeit auch bei den Westgermanen erscheinen; ich nenne nur solche aus Böhmen (Pič, Starozitnosti II, 3, Taf. 72, 1), Sinden bei Neuhaldeleben (unveröffentlicht, Allerverein), Meerdorf bei Braunschweig (Nachr. u. d. Alt. 1903, S. 13), Rheindorf bei Opladen (Mannus 14, Taf. VIII, 23). G. K.

⁴⁾ Dgl. auch Jahn, Mannus XIV, S. 31.

⁵⁾ S. Kossinna, Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 214f., berichtet in: Das Weichselland (1919) S. 21; Åberg, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit, S. 22 u. 130—131 usw.

⁶⁾ S. 3. B. Pič, Die Urnengräber Böhmens, Sp. 273.

⁷⁾ Dgl. Jahn, Mannus XIV, S. 310.

treten¹⁾. Wie gesucht die Beweise Koztrzewskis für einen Zusammenhang der Urnenfelderkultur mit der spätslawischen sind zeigt auch, daß er hier sogar auf die Ringwälle hinweist. In „Wieltopolsta II“ heißt es darüber: „Vor den Einfällen der nördlichen kriegerischen Nachbarn suchte das lausitzische Volk in ähnlichen Festungen Schutz wie anderthalb Jahrtausende später die gesamten westslawischen Stämme aus Furcht vor den Einfällen der Deutschen. Die Übereinstimmung beider Kultur- und Volksgruppen, d. h. der „lausitzischen“ und der slawischen der frühgeschichtlichen Zeit wird durch eine ganze Reihe von Einzelheiten bewiesen. Hier wie da haben wir es mit einer seßhaften ackerbauenden ausgesprochen friedlichen Bevölkerung zu tun, die sogar keine ihr eigentümlichen Waffentypen herauszubilden vermochte, sondern sich in den Gewerben besonders der Töpferei hervortat. Zum Kriege entschloß sie sich nur im äußersten Notfall zur Verteidigung ihrer Unabhängigkeit im Schutze von Ringwällen, deren Gebrauch der lausitzischen Kultur und frühgeschichtlich slawischen gemeinsam, anderen aber unbekannt ist.“

Demgegenüber bedarf es an dieser Stelle kaum eines besonderen Nachweises, daß Ringwälle auch zu anderen Zeiten in verschiedenen Kulturen auftraten. In der lausitzischen Kultur gab es Ringwallbefestigungen bereits in einer Zeit, wo von Kämpfen mit den Germanen noch nicht die Rede sein konnte²⁾. Die frühgeschichtlich slawischen Schanzen waren keineswegs nur gegen die Deutschen errichtet, sondern spielten vor allem in den dauernden Stammesfehden der Slawen selbst eine Rolle³⁾. Koztrzewskis Bestreben, durchaus die Germanen herabzusehen, zeigt sich auch sonst. So sagt er, in der Völkerwanderungszeit hätten sie sich wie gierige Raubvögel aus Sucht nach Beute und in der Hoffnung auf ein bequemeres Leben auf das zerfallende römische Reich gestürzt. In Wahrheit zwang Übervölkerung und wohl auch ein Klimasturz die Germanen zum Vordringen, wobei sie zunächst nur den Erwerb von Ackerland wünschten, wie wir aus den römischen Quellen wissen. Koztrzewski sucht auch die Sprachforschung für seine verfehlten Theorien auszunützen. Die gotischen Lehnwörter im Altpolnischen und die Übernahme einiger germanischer Namen durch die Slawen (z. B. Silingergau = Slenzane) werden in diesem Zusammenhang hervorgehoben. Daß die Goten auf ihren schon im 2. Jahrhundert nach Chr. beginnenden Wanderzügen nach Südosten⁴⁾ auch mit slawischen Stämmen in Berührung geraten sein müssen, ist selbstverständlich. Nur dadurch erklären sich die gotischen Worte im Polnischen. Hätten dagegen die Vorfahren der Polen wirklich jahrhundertlang unter verschiedenstämmigen Ostgermanern gelebt, so wäre ihre Sprache zweifellos so stark germanisiert worden, daß nicht nur noch einige überdies ausschließlich gotische Lehnwörter davon zeugen würden. Die Übernahme solcher Wortstämme wie Siling durch die Slawen

¹⁾ Dgl. Mannus VII, S. 162. — Die wichtigsten Scherbentypen von dort sind „Wieltopolsta II“, S. 210 abgebildet.

²⁾ Dies beweisen z. B. die Funde von der Schwedenschanze von Oswitz bei Breslau (Periode V!). S. Seger, Die Schwedenschanze bei Oswitz, Zeitschr. d. Vereins f. d. Gesch. Schlesiens LIII, 2 (1919), S. 79—93.

³⁾ S. Mertins, Wegweiser d. d. Urgesch. Schlesiens, S. 132.

⁴⁾ Sie durchzogen dabei auch eine große Sumpfsgegend, wahrscheinlich das Gebiet der Pripjetsümpfe, wo voraussichtlich damals schon Slawen gefesselt haben. (Sichere archäologische Nachweise für die östliche Urheimat der Slawen fehlen allerdings infolge der ungenügenden wissenschaftlichen Durchforschung der betreffenden Gegenden noch immer.) Teile der Goten blieben längere Zeit in Gebieten, die südöstlich ihrer alten Heimat noch nördlich der Gegenden am Schwarzen Meer an einem großen Flusse (Dnjestter?) lagen. Dgl. Ebert, Südrußland im Altertum. S. 359. Siehe auch a. a. O. S. 361.

beweisen ferner doch nur die bisher archäologisch noch nicht faßbare Tatsache, daß die einrückenden Slawen noch schwache Reste der Germanen vorfanden. Natürlich waren diese nicht bis auf den letzten Mann abgezogen. Protop berichtet z. B. ausdrücklich von zurückgebliebenen Wandalen. Trotzdem braucht man nicht mit Kostrzewski zu verlangen, es müßten, wenn das zutrifft, Nachrichten über große Kämpfe zwischen Slawen und Germanen durch Geschichte oder Sage überliefert worden sein. Zu solchem ernsthaften Widerstand war die Anzahl der nicht ausgewanderten Germanen zweifellos viel zu gering. Ihr Volkstum ging daher bald im slawischen auf. Die Frage, inwieweit und wohin die Urnenfelderleute beim ersten Vordringen der Germanen abgewandert sind, bedarf allerdings noch der Klärung. — Im Anschluß hieran sei noch auf einen anderen Nachteil den Kostrzewskischen Arbeiten hingewiesen. Überall sind z. T. in der Sachliteratur allgemein bekannte Fundortnamen ohne weiteres durch zuweilen vollständig anders lautende polnische ersetzt. Da die Wissenschaft auf zwischenvollkliche Zusammenarbeit angewiesen ist, darf man billig von Arbeiten, die nicht in den Fachkreisen außerhalb ihres Landes unbeachtet bleiben wollen, eine gewisse Rücksicht hierauf verlangen. Die bekanntesten deutschen Namen in Klammern beizufügen, wo sie von den polnischen stark verschieden sind, darf hier als selbstverständliche Forderung gelten, da sonst in der internationalen Sachliteratur überaus störende Verwechselungen entstehen müssen¹⁾. Wenn Kostrzewski gelegentlich rein deutsche Gebiete als polnische Lande bezeichnet, so entspricht das nur seiner oben gekennzeichneten Einstellung²⁾. In einem Werke, das Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, dürften solche Entgleisungen nicht vorkommen.

Für die frühgeschichtlich slawische Zeit Posens brachten die Ausgrabungen auf dem Gräberfelde von Libau (Lubowo), Kr. Gnesen, den Nachweis, daß der Einfluß der Wikingerkultur auch in diese Gegenden gelangt ist³⁾.

Vielleicht aus Posen stammt ferner ein Wifingerschwert der Bromberger Museumsammlung. Der untere Scheidenbeschlag eines eben solchen wurde in der Nähe der Stadt Kruschwitz am Goplosee gefunden⁴⁾. Kruschwitz spielte ebenso wie Gnesen in der frühgeschichtlichen Zeit Posens eine besondere Rolle, gewiß auch für den Durchgangshandel. Einfuhrstücke aus derselben Zeit sind auch die beiden von Kostrzewski, Przeglad Archeol. I, S. 42—44 genauer besprochenen bemalten, eiförmigen Steine von Czacz, Kr. Schmiegel. Wahrscheinlich rühren sie ebenfalls aus Stelettgräbern her wie entsprechende Funde aus der Ukraine, von woher auch die Czaczzer stammen dürften. Die Frage, inwieweit die silbernen Schmuckstücke der frühgeschichtlichen Zeit in den damals slawischen Landen, also auch die Posener, aus Arabien oder dem germanischen

¹⁾ Dgl. auch Mötelfindt, Deutsche Ortsnamen in der tschechischen und polnischen Literatur, Wiener Präh. Zeitschr. X. 1923.

²⁾ Dgl. z. B. „Wielkopolska II“, S. 18 u. Anm. 41: Gräber aus diesem frühen Abschnitt des Neolithikums wurden bisher bei uns nicht entdeckt, obwohl wie sie aus den benachbarten polnischen Landen kennen, [Schlesien (Jordansmühl, Kr. Nimptsch), und den Bezirken Lublin und Komza].

³⁾ Siehe auch Jahn, Mannus XIV, S. 307. Die Libauer Lanzenspitze vom spätnordischen Typ mit eingelegten goldenen und tuffernen Verzierungen ist in „Wielkopolska II“ auf Tafel XVI abgebildet. Den gesamten Fundstoff aus den Libauer Stelettgräbern hat Kostrzewski, Przeglad Archeol. II—III, S. 140ff. ausführlich behandelt. Besonders bemerkenswert ist darunter noch eine Art östlichen Typs, Parallelen f. bei Arne, La Suede et l'Orient (Upsala 1914) S. 202 und Swiatowit, Warschau, Bd. VII, S. 24, Abb. 2 u. Taf. V.

⁴⁾ Privatbesitz, — ähnliches Stück: Montelius-Jeitschrift 1913, S. 387, Abb. 36.

Kulturgebiet eingeführt oder einheimische Arbeiten sind, bedarf noch einer neuen zusammenfassenden Behandlung¹⁾. Jedenfalls aber scheint uns Kostrzewski zu weit zu gehen, wenn er die Mehrzahl für die Erzeugnisse eines ausgesprochen slawischen Stils hält, der sich durch Umbildung der übernommenen fremden Formen ebenso selbständig entwickelt habe wie etwa der Hallstattstil oder der Latènestil²⁾. Unter den „Wielkopolska II“, S. 223 abgebildeten Schmuckgegenständen der slawischen Periode fallen einige seltenerer Typen auf, z. B. das Bronzemedailon mit Tierverzierung von Perkowo, Kr. Bomst³⁾. Eine genauere Bearbeitung der slawischen Keramik gehört auch im von Kostrzewski behandelten Gebiet noch zu den Zukunftsnotwendigkeiten, ebenso die gründlichere Untersuchung der mehr als 300 Ringwälle⁴⁾.

Nachtrag.

Während des Drucks dieser Abhandlung erschien im letzten Mannusheft Kossinnas Aufsatz: „Zu meiner Ostgermanentarte“. Er nimmt u. a. auch zur Frage der Umgrenzung der früheisenzeitlichen ostgermanischen Gesichtsurnen- und Steinfistekultur Stellung. Im Gegensatz zu der oben dargestellten Ansicht vertritt Kossinna dort die Meinung, daß zur Zeit der Gesichtsurnenkultur zwischen dem schlesischen und westposenschen Siedlungsgebiet ein Streifen Landes unbewohnt gewesen sei. Hinsichtlich der Ausbreitung der gleichen Kultur über fast ganz Kongreßpolen deckt sich dagegen der jetzige Standpunkt Kossinnas mit den Ausführungen dieser Abhandlung. Einige der oben gegebenen Ergänzungen zu älteren Arbeiten Kossinnas sind dadurch nunmehr teilweise bereits überholt.

¹⁾ Vgl. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Bd. II, S. 286 und Kempe, Schrift. d. Physik.-ökon. Gesellsch. Königsberg, Bd. XXVIII, S. 79.

²⁾ Daß manche irrigen Annahmen Kostrzewskis durch seine Vorliebe für die slawische Kultur begründet sind, wird auch von sachlich denkenden polnischen Sachgenossen anerkannt. Dies beweist z. B. ein dem Verfasser dieser Abhandlung vorliegender Bericht über „Wielkopolska II“ aus der polnischen Presse.

³⁾ Entsprechendes Stück aus Gallzien f. Teka konserwatorska, Łemberg, Bd. II, Taf. IX, Abb. 5.

⁴⁾ Sicher aus der Urnenfelderkultur stammt nach Kostrzewski der Ringwall von Tarnowa, Kr. Stupca. Die entsprechenden Funde entdeckte man allerdings bisher nur in der umwallten Innenfläche (Späthallstattzeitliche Siedlung, „Wielkopolska II“, Abb. 460 zeigt den Grundriß eines Pfostenhauses mit Vorhalle von dort. Am eigentlichen Wall fand sich vorläufig nur ein frühgeschichtlich-slawisches Tongefäß). Weitere Ringwälle aus den behandelten Gebiet, die nach in ihren Bereich gemachten Funden der Urnenfelderkultur angehören könnten, sind „Wielkopolska II“, Anm. 562 zusammengestellt.

Literatur zur Vorgeschichte von Westpreußen 1900—1923.

Don Wolfgang La Baume.

1. Allgemeines.

Die einzige periodisch erscheinende Veröffentlichung, die seit 1880 alljährlich über Ausgrabungen und Funde in der Provinz Westpreußen berichtete, waren die „Amtlichen Berichte des Westpreußischen Provinzial-Museums“ in Danzig, dessen Vorgeschichtliche Sammlung im Laufe der Jahre durch den ehemaligen Direktor Professor Dr. Conwenk zu einer Zentralsammelstelle für vorgeschichtliche Altertümer ausgebaut worden war. In diesen Berichten wurden seit 1884 alle Eingänge des Museums aufgeführt; von 1893 an enthalten sie auch Abbildungen bemerkenswerter Fundstücke sowie Beschreibungen wichtiger Funde und Ausgrabungen, auf die wir im einzelnen noch zu sprechen kommen werden. Unter Conwenk's Nachfolger erschienen die Berichte in wesentlich abgekürzter Form erst noch unregelmäßig (31/32, 1911; 33, 1912; 34—36, 1913—1915), dann schließlich garnicht mehr; die im Bericht für 1910/11 ausgesprochene Absicht, an Stelle der über den Rahmen eines Verwaltungsberichtes hinausgehenden wissenschaftlichen Darstellungen besondere „Mitteilungen“ herauszugeben, ist nur insofern verwirklicht worden, als in der Folgezeit lediglich zwei Abhandlungen zoologischen Inhaltes veröffentlicht worden sind. Nachdem das Museum Ende 1922 unter der Bezeichnung: „Museum für Naturkunde und Vorgeschichte“ in die Verwaltung der Freien Stadt Danzig übergegangen und der Referent zum Leiter des Museums ernannt worden ist, wird dafür Sorge getragen werden, daß sowohl Mitteilungen über wichtige Neueingänge wie überhaupt Abhandlungen vorgeschichtlichen Inhaltes, die vorgeschichtliches Material des Danziger Museums behandeln, nach Bedarf in Form von „Mitteilungen“ an Stelle der früheren Jahresberichte veröffentlicht werden. Die erste dieser Veröffentlichungen, die eine Anzahl neuer Funde aus der Gegend von Danzig und die Ausgrabung einer vorgeschichtlichen Siedelung bei Oliva zum Gegenstand hat, liegt im Druck vor (s. unten).

Neben den Berichten des Westpreußischen Provinzial-Museums waren früher die Sitzungsberichte der Anthropologischen Sektion der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig insofern von erheblicher Bedeutung für die Vorgeschichtsforschung, als sich diese Sektion vorwiegend mit heimischer Vorgeschichte beschäftigte. Ausführliche Sitzungsberichte sind jedoch nur bis zum

Jahre 1888 veröffentlicht worden (Serie I, 1872—1876, Schr. Nat. Ges. Danzig IV, H. 1, 1876; Serie II, 1877—1880, ebendort V, H. 1/2, 1881, S. 1 ff.; Serie III, 1880—1888, ebendort VII, H. 2, 1889, S. 1 ff.); später beschränkten sich die Berichterstatter auf eine Aufzählung der in den Sitzungen behandelten Themata. Für den Prähistoriker sind diese abgefürzten Berichte ohne Belang; überdies ist die Anthropologische Sektion, die von 1902 bis 1910 überhaupt nicht und seitdem mit einer Ausnahme nur einmal jährlich zusammengetreten ist, für die westpreußische Vorgeschichtsforschung fast bedeutungslos geworden.

Aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Provinzial-Museums hat Conwenz 1905 eine Festschrift herausgegeben (Das Westpreußische Provinzial-Museum 1880—1905, Danzig 1905). In dieser wird u. a. die Organisation der vorgeschichtlichen Landesforschung in Westpreußen seit 1880 behandelt; ferner werden S. 35 ff. die wichtigsten prähistorischen Eingänge des Museums aufgeführt und S. 51 ff. Maßregeln zur Sicherung vor- und frühgeschichtlicher Denkmäler mitgeteilt. Für den Sachmann ist am wertvollsten in dieser Festschrift der Abbildungsteil, in dem auf Tafel 41—80 bemerkenswerte vorgeschichtliche Altertümer des Danziger Museums in guten Abbildungen wiedergegeben sind.

Conwenz' Bedeutung für die Vorgeschichtsforschung, die kürzlich vom Referenten gewürdigt worden ist (W. La Baume: Conwenz als Vorgeschichtsforscher. Beitr. 3. Naturdenkmalpflege Bd. IX, H. 3, 1923), beruhte weniger auf seinen Veröffentlichungen vorgeschichtlichen Inhaltes als darauf, daß er unermüdllich weiteste Kreise für die Beschäftigung mit heimischer Vorgeschichte zu erwärmen und zum Sammeln und zum Altertütern anzuregen wußte. Ihm ist es zu danken, daß die Provinz Westpreußen 1897 als erste preußische Provinz gute vorgeschichtliche Wandtafeln (I—VI) im Druck erscheinen ließ, die noch heute vielfach begehrt, aber längst vergriffen sind. Später hat sich P. Paschke dadurch verdient gemacht, daß er „Erläuterungen“ zu den Wandtafeln herausgab (Danzig bei A. W. Kafemann, 1906), in denen photographische Wiedergaben der Wandtafeln und überdies ein Verzeichnis der westpreußischen Fundorte vorgeschichtlicher Altertümer enthalten sind. Allerdings ist die Benutzbarkeit dieses Verzeichnisses dadurch eingeschränkt, daß die Funde der eigentlichen Bronzezeit nicht von denen der frühen Eisenzeit, und ebenso die Funde der Latènezeit nicht von denen der römischen Kaiserzeit getrennt worden sind; indessen ist Paschke hieraus ebensowenig ein Vorwurf zu machen wie daraus, daß seine Angaben über die in Westpreußen vorkommenden Burgwälle zum Teil unrichtig sind (siehe Abschnitt: slawisch-preußische Zeit).

Veranlaßt durch oftmals wiederholte Nachfrage nach einem Buche, das den Leser in die westpreußische Vorgeschichte einführen und ihn über den Stand der Forschung unterrichten könne, und in Anbetracht dessen, daß das an sich grundlegende und ausgezeichnete Werk von Eissauer: Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreußen (Danzig 1887) durch neuere Forschungen längst überholt war, hat La Baume im Jahre 1920 eine „Vorgeschichte von Westpreußen“ veröffentlicht (herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig). Für dieses Buch ist zwar eine Form gewählt worden, die als allgemein verständlich bezeichnet werden darf, jedoch hat sich der Verfasser bemüht, dabei die Grundlage strenger Wissenschaft nicht zu verlassen und in strittigen Fragen möglichst objektiv zu sein. Auf Einzelheiten einzugehen, lag nicht in der Absicht des Buches; vielmehr ist die Hauptbetonung auf Herausarbeitung der Grundzüge gelegt, wobei

alles wesentliche soweit berücksichtigt wurde, daß die Schrift auch dem Sachmann das bietet, was er von einer Übersicht über die Vorgeschichte eines bestimmten Gebietes erwarten muß. Für den, der sich eingehender mit Einzelheiten der Vorgeschichte Westpreußens beschäftigen will, sind im Text und am Schluß jeden Abschnittes zahlreiche Literaturhinweise gegeben. Wenn von einzelnen Sachgenossen bemängelt worden ist, es sei der Behandlung ethnologischer Fragen ein zu breiter Raum in dieser Schrift gewidmet worden, so sei demgegenüber hier darauf hingewiesen, daß die Bevölkerung eines so heiß umstrittenen Gebietes, wie es Westpreußen ist, mit Recht von der Vorgeschichtsforschung Aufschluß darüber begehrt, was objektive Wissenschaft über die Zugehörigkeit der vorgeschichtlichen Bewohner auszusagen vermag, und daß eine eingehende Behandlung dieser Fragen in der breiten Öffentlichkeit um so notwendiger ist, als neuerdings wiederum slawische Prähistoriker in tendenziöser Weise den wahren Sachverhalt zu verdrehen suchen (vgl. dazu die Ausführungen von Jahn, *Mannus* 14, S. 309—311, 1922).

Die in La Baumes "Vorgeschichte von Westpreußen" entwickelten Ansichten über die Herkunft und Stammeszugehörigkeit der ehemaligen Bewohner dieses Gebietes fußen im wesentlichen auf Untersuchungen von Kossinna und seinen Schülern Jahn, Blume und Kostrzewski, die im folgenden noch einzeln genannt werden. Eine kurze zusammenfassende Übersicht über diese Frage bietet die Schrift von Kossinna: *Das Weichselland ein uralter Heimathoden der Germanen* (Danzig 1919) sowie die durch Nachträge und Karten ergänzte Neuauflage der Abhandlung "Die Herkunft der Germanen" (*Mannus-Bibl.* Nr. 6, 2. Aufl., 1920) von demselben Verfasser.

Zur Frage der vorgeschichtlichen Besiedelung Westpreußens bringen Kossinna und Wahle für die jüngere Steinzeit, Kossinna für die Bronzezeit, Kostrzewski für die Latènezeit und Blume für die Römische Kaiserzeit Material bei (vgl. unten die betr. Abschnitte). Eine zusammenfassende Betrachtung der Besiedelungsverhältnisse in vorgeschichtlicher Zeit fehlt für Westpreußen noch. In neuerer Zeit haben Verfasser siedelungsgeographischer Arbeiten mehrfach versucht, auch die vorgeschichtliche Besiedelung in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen. So hat A. Hirsch in seiner Dissertation: *Über die geographische Lage und Entwicklung Danzigs* (Danzig 1912) eine prähistorische Übersichtskarte der Umgegend von Danzig beigegeben. Wenn diese nun auch ein im großen ganzen richtiges Kartenbild von den vorgeschichtlichen Funden liefert, so ist sie doch in Einzelheiten nicht verwertbar, weil erstens die Funde nicht nach Einzel-, Depot-, Siedelungs- und Grabfunden unterschieden sind, zweitens die zum Teil veralteten Zeitangaben von Lissauer verwendet wurden, wobei obendrein alle Funde von der Latène- bis zur slawisch-preußischen Zeit (also aus 1½ Jahrtausenden!) als "Eisenzeit"-Funde verzeichnet sind, drittens eine kritische Nachprüfung des Fundmaterials nicht stattgefunden hat. Für die früheste Besiedelung des unteren Weichsellandes hat auch W. Geisler die vorgeschichtlichen Funde herangezogen (*Das Weichselland von Thorn bis Danzig, Braunschweig* 1922, vgl. Karte der Siedlungsperioden und Tabelle X); auch O. Schlüter hat in seiner bedeutsamen Arbeit: *Wald, Sumpf und Siedlungsland in Altpreußen vor der Ordenszeit*, Halle 1921 (mit Karte) auf die vorgeschichtlichen Funde als Beweismaterial zurückgegriffen. So sehr es zu begrüßen ist, daß die Geographen bei Erörterung siedelungsfundlicher Fragen auch die Vor- und Frühgeschichte heranziehen, so muß doch gesagt werden, daß solche Versuche

nur nach kritischer Nachprüfung der Fundangaben durch einen Prähistoriker unternommen werden sollen, wenn anders die Verfasser Fehler und Ungenauigkeiten vermeiden wollen. Denn die älteren Angaben über prähistorische Funde bedürfen unbedingt einer Nachuntersuchung, ehe sie als Beweise für Besiedelung in bestimmten Zeiten verwendet werden können, wie es erfreulicherweise immer mehr nicht nur seitens der Geographen, sondern auch der Historiker geschieht. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend hat Referent kürzlich für das Gebiet von Danzig eine kritische Zusammenfassung aller bis jetzt bekannten Vorzeitfunde geliefert (W. La Baume, Die vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend von Danzig. Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. h. 62, Danzig 1922, S. 1—26). In ähnlicher Weise soll die vorgeschichtliche Besiedelung des Weichsel-Nogat-Deltas in einer Veröffentlichung behandelt werden, die zur Zeit vorbereitet wird. Zur Förderung vorgeschichtlicher Siedelungsforschung wird auch eine kürzlich von Frischbier veröffentlichte Mitteilung methodischer Art beitragen (Methodische Siedelungsforschung auf geologisch-morphologischer Grundlage und der Beweis ihrer Gültigkeit für das Gebiet der Freien Stadt Danzig. Schr. Nat. Ges. Danzig XVI, h. 1, 1923, S. 28ff.)

Unter den größeren Städten Westpreußens hat sich außer Danzig von jeher Elbing besonders rege an der vorgeschichtlichen Forschung beteiligt; die Elbinger Altertumsgeellschaft ist auch die einzige wissenschaftliche Vereinigung, die fortlaufend Berichte über ihre Tätigkeit auf dem Gebiet der Vorgeschichte veröffentlicht hat. In die neuere Zeit fallen die Berichte für 1900—1913 (Schr. d. Nat. Ges. Danzig XIV, 1, 1914, S. 6ff.); 1914/15 (ebendort XIV, 3, 1916, S. 19ff.); 1915/16—1918/19 (Elbinger Jahrbuch I. 1919/20); 1919/20 bis 1920/21 (Elbinger Jahrbuch II, 1922). Im Jahre 1903 ist auch ein Katalog des Städt. Museums in Elbing von Dorr veröffentlicht worden. Von den übrigen Städten ist lediglich Thorn mit einem kleinen Museumsführer (verfaßt von Semrau) hier zu nennen.

Steinzeit.

Eine Übersicht über den Stand der steinzeitlichen Forschung in Westpreußen bietet der erste Abschnitt in La Baumes „Vorgeschichte von Westpreußen (1920).

Über mesolithische (frühneolithische) Funde von Geräten aus Knochen und Hirschgeweih aus einem Wiesenmergellager bei Gohra-Worle, Kr. Neustadt im nördlichen Pommerellen ist wiederholt in den Berichten des Westpr. Prov.-Museums Mitteilung gemacht worden (Ber. 1905, S. 16; 1906, S. 22; 1907, S. 19; 1908, S. 21/22; 1909, S. 21—25); es handelt sich dort um eine Siedelung, die eine Parallele zu denen aus dem Maglemose und von Svaerdborg bildet. Leider werden die Fundumstände an jener Stelle dadurch verwickelt, daß sich offenbar jüngere Siedelungen an derselben Stelle befunden haben. Die in den Jahren 1908 und 1909 von Professor Kumm ausgeführten Ausgrabungen (vgl. Ber. f. 1909), die noch keine Klarheit ergaben, sind dauerlicherweise später nicht fortgesetzt worden, so daß jetzt, nachdem die für Westpreußen einzigartige Fundstelle der deutschen Forschung unzugänglich geworden ist — sie liegt im polnischen „Korridor“ —, nur noch übrig bleibt, aus dem in Danziger Museum befindlichen Material diejenigen Gegenstände auszulondern, die typologisch der Maglemose-Kultur zuzurechnen sind. Einige für die Ancylosturkulturf kennzeichnende Fundstücke aus Westpreußen, die in den Berichten des Provinzialmuseums veröffentlicht wurden, sind kürzlich auch

in einem Aufsatz von La Baume: Die ältesten Bewohner der baltischen Länder (Ostdeutsche Monatshefte, 4. Jahrg. 1923, H. 6, S. 237 ff.) abgebildet worden.

Das westpreußische Neolithikum ist verhältnismäßig gut untersucht. Über wichtige Gräber- und Siedlungsfunde der jüngeren Steinzeit ist mehrfach in den Berichten des Westpr. Prov.-Museums Mitteilung gemacht worden (Kulmsee 1901, Neuguth 1902, Scharnese 1902 und 1903, Kl. Babenz 1903, Kalbus und Dolken 1905, Golotty 1907, Dulzig und Guttomo 1908, Neu Bußig und Osnowo 1910/11); ferner hat Aug. Schmidt in der Zeitschr. f. Ethn. 1906, S. 377 ff. steinzeitliche Fundstellen im Kreise Strasburg Wpr. nachgewiesen, und aus der Elbinger Gegend hat neuerdings Ehrlich sowohl neolithische Einzelfunde wie eine größere Siedelung am Haffufer bei Wiet bekannt gemacht (Elbinger Jahrbuch I, 1920, S. 160—164; II, 1922, S. 161—162; ferner auch Ehrlich, Das neolithische Dorf bei Wiet-Luisental, Sitz. Ber. Preussia Königsberg, H. 24, 1923, S. 115 ff.). Die Verzierungen auf neolithischen Scherben der Elbinger Gegend und auch von andern Fundorten hat Dorr behandelt (Mitt. d. Copernicus-Ver. Thorn. H. 15, Nr. 1, 1907, S. 2 ff.). Die Ausbreitung der Megalith- und Schnurkeramik durch Ostdeutschland hindurch bis nach Galizien und Südrußland ist von Kossinna in Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 172 ff. bereits angedeutet, wobei auch westpreußische Funde erwähnt werden, später (Mannus II, 1910, S. 59 ff.) im einzelnen nachgewiesen und belegt worden (vgl. Fundstatistik S. 81 ff.). Eine weitere Ausgestaltung haben diese Untersuchungen neuerdings durch denselben Verfasser erfahren (Kossinna, Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen, Mannus 13, 1921, S. 13 ff. u. 143 ff.), wobei wiederum die westpreußischen Funde ausführliche Berücksichtigung gefunden haben. Eine gewisse Ergänzung zu diesen Ausführungen Kossinnas bildet eine Betrachtung von Montelius: Schweden und die Weichselländer zur Steinzeit (Bezzenger-Festschrift, Göttingen 1921, S. 110 ff.), worin der Verfasser aus dem Vorkommen nordischer Feuersteingeräte im Weichselgebiet auf eine germanische Besiedelung der Weichselländer in der jüngeren Steinzeit schließt. Für die steinzeitliche Besiedelung Westpreußens ist sodann vor allem Wahles Arbeit: Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit (Mannus-Bibl. Nr. 15, 1918) von grundlegender Bedeutung, einerseits wegen der darin enthaltenen Ausführungen über die Beziehungen zwischen der Gestaltung der Erdoberfläche und der vorgeschichtlichen Besiedelung, andererseits wegen des beigelegten Fundkataloges, der alle bis dahin bekannt gewordenen, für steinzeitliche Siedelung beweisenden Funde aus Westpreußen auführt. Übrigens ist Paschkes Verzeichnis (Erläuterungen zu den vorgeschichtlichen Wandtafeln von Westpreußen, Danzig 1906) gerade hinsichtlich der steinzeitlichen Funde recht brauchbar, wenn man sich schnell darüber unterrichten will, von welchen Orten solche bekannt sind (inzwischen sind allerdings viele neue Funde hinzugekommen). Ein Verzeichnis der Fundorte, von denen die gerade in Westpreußen häufigen gebänderten Feuersteinbeile vorliegen, hat Kossinna geliefert („Meine Reise nach Ost- und Westpreußen“, Mannus 9, 1917, S. 119 ff. und „Erläuterungen zur Karte der Funde gebänderter Feuersteingeräte, Mannus 10, 1918, S. 202—206, mit Karte Taf. IV). Die wichtigsten Funde von Steinbeilen aus Westpreußen sind von Åberg in seiner bedeutamen Arbeit: Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit (Text und Atlas, Uppsala-Leipzig 1918) berücksichtigt worden. Beil- und artförmige Steingeräte aus neolithischen Siedelungen am Haffufer bei Elbing hat La Baume veröffent-

licht (Elbinger Jahrbuch, 3, 1923, S. 133 ff.). Ergebnisse petrographischer Untersuchungen einiger Steinwerkzeuge aus Westpreußen hat O. Hildebrand mitgeteilt (Schr. Nat. Ges. Danzig XI, H. 1/2, 1904, S. 40 ff.), und La Baume hat einen steinzeitlichen Bernsteinfund aus der Gegend von Danzig bekannt gemacht (Mitt. a. d. Mus. f. Naturf. u. Vorgesch. in Danzig, Vorgesch. Reihe Nr. 1, 1923).

Um eine genaue Aufnahme der meist als steinzeitlich angesehenen Steinfreife bei Odri im Kreise Konik hat sich Stephan verdient gemacht (Vorgesch. Sternkunde und Zeiteinteilung, Mannus 7, 1915, S. 213 ff. mit Plan); die hier und an andern Stellen (Der Landmesser 1915, H. 8; Das Weltall 18, 1918, H. 15/16; Kosmos 1916, H. 7, S. 207 ff.) ausgesprochene Vermutung, es handele sich um vorgeschichtliche Kalender, steht allerdings auf sehr schwachen Füßen, und die hierauf bezüglichen Ausführungen können größtenteils nur als phantastisch bezeichnet werden.

Bronzezeit.

Seit Eissauers Abhandlung „Altertümer der Bronzezeit in Westpreußen“ (Danzig 1891) erschien, in der die bis dahin bekannt gewordenen Bronzefunde (aber nur diese, nicht auch die Keramik) behandelt wurden, ist eine zusammenfassende Übersicht über die westpreußische Bronzezeit nicht veröffentlicht worden. Eissauers Schrift ist als Materialsammlung noch immer wertvoll, im übrigen aber besonders in bezug auf die chronologischen Angaben veraltet. Neuere Untersuchungen sind sehr zerstreut in der Literatur veröffentlicht worden, was die Übersicht besonders für den Außenstehenden sehr erschwert; indessen kann jedem, der sich eine Übersicht über die westpreußische Bronzezeit verschaffen will, der entsprechende Abschnitt in La Baumes Vorgeschichte von Westpreußen als Führer dienen, wofelbst die Sonderliteratur vollständig aufgeführt ist.

Die an der Wende des Jahrhunderts veröffentlichte, für die Kenntnis der frühen Bronzezeit grundlegende Abhandlung von Montelius: Die Chronologie der ältesten Bronzezeit (Arch. f. Anthropol. 25 u. 26, Braunschweig 1900, auch als Sonderdruck erschienen) führt auch die bis dahin bekanntesten wichtigsten Funde aus Westpreußen auf; später bekannt gewordene Funde aus diesem Zeitabschnitt sind in den Berichten des Provinzial-Museums in Danzig (besonders 1900, 1908 und 1910/11) und im ersten Typenkartenbericht (Zeitschr. f. Ethn. 1904, S. 537 ff.: Glanz- und Randärte) namhaft gemacht worden. Weitere Beiträge zur Kenntnis der Perioden I und II der Bronzezeit in Westpreußen haben Kossinna (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 189 ff. und Mannus 9, 1917, S. 119 ff.), Semrau (Mitt. Coppernicus-Ver. Thorn 14, Nr. 2, 1906, S. 17) und Seger (Korrespbl. Anthropol. Ges. 37, 1906, S. 125 ff.) geliefert. Mit Funden aus Periode II und III beschäftigen sich der zweite und dritte Typenkartenbericht (Absatzärte und Lappenärte, Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 793 ff. und 1906, S. 817 ff.), ebenso der vierte (Zeitschr. f. Ethn. 1907, S. 784 ff.), der die ostdeutschen Pfennnadeln behandelt (alle drei von Eissauer), ferner Seger im Korrespbl. a. a. O. und in seiner Mitteilung: Zur Chronologie der ostdeutschen Pfennnadeln, Präh. Zeitschr. I, S. 55 ff. Die Ausbreitung germanischer Bronzetyphen über die Oder nach Osten zu im Laufe der Perioden III—V ist namentlich von Kossinna näher untersucht worden (Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. I. Mannus 3, S. 316 ff.; II, Mannus 4, S. 173 ff.; III, Mannus 4, S. 271 ff.; IV, Mannus 5, S. 160 ff.; Karten dazu: „Deutsche Erde“ 1912, H. 4/5, Taf. 14; Mannus-Bibl.

12, Taf. XVII; Mannus-Bibl. 6, 2. Aufl., Taf. III u. V). Die wichtigsten westpreußischen Funde aus Periode V hat ebenfalls Kossinna behandelt (Die goldenen Edringe und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland, Mannus 8, S. 1 ff. und „Meine Reise nach Ost- und Westpreußen“, Mannus 9, S. 119f.). Leider haben die westpreußischen Bronzezeit-Fibel im sechsten Typenartenbericht (Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 659ff.) nur eine unzureichende und nicht von Irrtümern freie Erwähnung gefunden, was allerdings nicht Schuld des Verfassers ist. Angaben über westpreußische Funde aus der jüngsten Bronzezeit bringen ferner Hub. Schmidt (Zeitschr. f. Ethn. 1904, S. 416ff., Bronzesicheln), Dorr (Ber. d. Elbinger Alt. Ges. f. 1913/14), Ehrlich (Elbinger Jahrbuch I, S. 164ff., Fund von Koggenhöfen) und La Baume (Depotfund aus dem Danziger Werder, Mitt. a. d. Mus. f. Naturf. u. Vorgesch. in Danzig, Vorgesch. Reihe Nr. 1, 1923). Wichtig wegen zahlreicher Parallelen zu westpreußischen Funden, die auch vielfach erwähnt werden, ist endlich Bezzenbergers Abhandlung: Analysen vorgeschichtlicher Bronzen Ostpreußens (Königsberg 1904), die wertvolle Beiträge zur Typologie und Chronologie bringt.

Die aus Westpreußen bekannten Urnenfelder der Lausitzer Kultur (Neugut, Seyde, Reinau u. a., meist aus den Kreisen Kulm und Thorn) haben noch keine zusammenfassende Behandlung erfahren (Fundberichte vgl. Ber. d. Westpr. Prov.-Museums f. 1898, S. 47; 1902, S. 31; 1904, S. 24, wofelbst sie indessen nicht als zur Lausitzer Kultur gehörig bezeichnet sind). Sie gehören übrigens, wie sich inzwischen herausgestellt hat, nicht in die frühe Eisenzeit (La Baume, Vorgesch. von Westpr. 1920, S. 54/55), sondern hauptsächlich in die Perioden IV und V der Bronzezeit.

Frühe Eisenzeit.

Das überaus reiche Fundmaterial aus westpreußischen Steinfistengräbern, die zum größten Teil dieser Zeit angehören, ist bisher noch nicht zusammenfassend behandelt worden; ebenso fehlt es noch an einer Monographie der westpreußischen Metallfunde aus dieser Zeit. Bis solche Zusammenfassungen vorliegen, müssen Berendts Abhandlung über die Pommerschen Gesichturnen (Königsberg 1872) nebst Nachtrag dazu (1877) und Lissauers „Altertümer der Bronzezeit in Westpreußen“ (Danzig 1891) zusammen mit dem entsprechenden Abschnitt in La Baumes „Vorgeschichte von Westpreußen“ als Ersatz dienen.

Aus neuerer Zeit sind für die Kenntnis der frühen Eisenzeit Westpreußens am wichtigsten die Berichte des Westpr. Prov.-Museums (erschienen bis 1915), in denen kurze Fundberichte veröffentlicht und namentlich Gesichturnen sowie deren Begleitkeramik beschrieben und abgebildet worden sind. Die Frage der Zeitstellung der Gesichturnenkultur ist von Olshausen (Zeitstellung der Schwanenhalsnadeln und Gesichturnen, Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 198ff.) und Reinecke (Präh. Varia X, Korrespbl. d. Anthrop. Ges. 1904, Nr. 3/5, S. 1ff.) behandelt worden. Depotfunde dieser Zeit werden in folgenden Arbeiten beschrieben: Dorr, Der Bronzedeptfund von Lindenau, Kr. Marienburg (Mitt. Copernicus-Der. Thorn, h. 21, Nr. 1, 1913); Ehrlich, Fund von Dambiken, Kr. Elbing (Ber. d. Elbinger Alt.-Ges. f. 1914/15 und Mannus 9, 1917, S. 222ff.); Semrau, Fund von Papau, Kr. Thorn (Führer d. d. Städt. Museum Thorn, 1917); Conwenz, Fund von Slatow (Ber. d. Westpr. Prov.-Museums f. 1900, S. 33).

Zur Typologie und Chronologie früheisenzeitlicher Bronzen hat vor allem Kossinna neue Beiträge geliefert (Die illyrische, germanische und keltische Kultur der frühen Eisenzeit, Mannus 7, 1915, S. 87 ff.), ferner auch Lissauer (Ostdeutsche Scheibennadeln, 1. Typenartenbericht, Zeitschr. f. Ethn. 1904, S. 537 ff.), Belz (Sibeln, 6. Typenartenbericht, Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 659 ff.) und La Baume, Die ostdeutsche Spiralsbrillenfibel (Sitz-Ber. Preussia, h. 24, 1923, S. 105 ff.). Metallgeräte aus ostdeutschen Steinkistengräbern, wie sie Kostrzewski aus Posen beschrieben hat (Mannus 9, 1917, S. 87 ff.) und ähnlich auch in Schlesien vorkommen, sind bisher aus Westpreußen nicht bekannt. Über westpreussische Steinkistengräber liegen zahlreiche Mitteilungen in den Berichten des Provinzial-Museums in Danzig vor; außerdem haben Dorr (Die jüngste Bronzezeit im Kreise Elbing, Programm Elbing 1902 und Ber. d. Elbinger Alt.-Ges. f. 1900—1913, S. 10/11), Ehrlich (Elbinger Jahrbuch I, S. 168 ff. und II, S. 162), Kossinna (Mannus 11/12, S. 173/174; 14, S. 138/140), Kumm (Zeitschr. f. Ethn. 1904, S. 51 ff.), Semrau (Mitt. d. Coppernifus-Der. Thorn 14, Nr. 3, 1906, S. 50) und Aug. Schmidt (Zeitschr. f. Ethn. 1906, S. 377 ff.) Berichte über Untersuchungen solcher Gräber veröffentlicht. Das Vorkommen von Kaurischneden in Gräbern der frühen Eisenzeit hat Conwenz zum Gegenstand einer Veröffentlichung gemacht (Mitt. d. Westpr. Gesch.-Vereins I, 1902, S. 1 ff.); spätere Funde von solchen Schneden werden in den Berichten des Prov.-Museums in Danzig erwähnt.

Die Ableitung der Gesichtsurnenkultur ist noch nicht in befriedigender Weise geklärt (dazu Kossinna, Mannus-Bibl. 9, S. 140 ff.; Schuchhardt, Alteuropa, S. 296; La Baume, Vorgesch. von Westpr. S. 50/51); auch das plötzliche Auftreten von Gesichtsdarstellungen auf Urnen in Nordostdeutschland ist rätselhaft; W. Schulz (Die Einreihung der ostdeutschen Gesichtsurnen in die gleichzeitigen Bestattungssitten, Mannus, Erg.-Bd. III, 1923, S. 43 ff.) betrachtet sie als Anpassung der Leichenbrandsitte an die damals in Mitteleuropa verbreitete Körperbestattung. Jedenfalls dürfte aber feststehen, daß das Verbreitungsgebiet der Steinkisten mit Gesichtsurnen und ihrer Begleitkeramik das Gebiet eines bestimmten Volksstammes ist. Kossinnas wiederholt geäußerte Meinung, daß die Träger dieser Kultur die ersten Ostgermanen waren (Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 386 ff.; Mannus-Bibl. 6, 2. Aufl. mit Verbreitungskarte; Mannus-Bibl. 9, S. 138 ff.; Das Weichselland 1919, S. 14 ff.), ist teils stillschweigend anerkannt, teils von anderer Seite durch weitere Untersuchungen bestätigt worden.

Latènezeit.

Für die auffällige Erscheinung, daß Früh- und Mittelatèneformen in Westpreußen außerordentlich selten sind, gibt es noch keine ausreichende Erklärung; wir werden zu einer solchen wohl erst dann gelangen, wenn eine zusammenfassende Bearbeitung der Gesichtsurnenkultur vorliegt, die bisher aus denselben Gründen unterblieben ist wie eine Monographie der Lausitzer Kultur, nämlich wegen der großen Fülle des Materiales, das dabei zu bewältigen ist. Im Gegensatz zur Frühzeit des Latèneabschnittes ist die Spätlatènezeit in Westpreußen sehr reich in Gräberfeldern vertreten, und erfreulicherweise hat dieses Material durch Kostrzewski eine grundlegende Bearbeitung erfahren (Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, I. u. II. Teil, Mannus-Bibl. 18 u. 19, 1919). Blume geht in seiner Veröffentlichung über die kaiserzeitliche Kultur zwischen Oder und Passarge (s. unten) bis auf die

Sunde aus der Spätlatènezeit zurück. Die verzierten Lanzenspitzen dieser Zeit hat Kossinna (Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 369 ff.) erwähnt; die gesamte Bewaffnung der Ostgermanen dieser Zeit hat durch Jahn zunächst eine Übersicht (Mannus 5, 1913, S. 75 ff.), dann eine zusammenfassende Darstellung erfahren, wobei die westpreußischen Sunde ausführlich berücksichtigt worden sind (Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit. Mannus-Bibl. 16, 1916). Hat doch gerade das Gebiet der unteren Weichsel mehrere Gräberfelder mit sehr zahlreichen Eisenwaffen geliefert. Die gesamten aus Westpreußen bekannten latènezeitlichen Sporen hat Jahn in seiner Monographie: „Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung“, Mannus-Bibl. 21, 1921 erwähnt und beschrieben. In der durch Belz erfolgten Zusammenstellung der Latènesibeln Deutschlands (5. Typentartenber., Zeitschr. f. Ethn. 1911, S. 664 ff. u. S. 930 ff.) sind auch die westpreußischen Sunde berücksichtigt, doch sind diese Angaben durch Kostrzewskis oben genannte Veröffentlichung überholt. Vermißt werden noch Veröffentlichungen, die das Material im einzelnen nach Gräberfeldern zusammengefaßt behandeln; abgesehen davon aber ist die Spätlatènezeit derjenige Zeitabschnitt in Westpreußen, der von allen am gründlichsten untersucht und am besten bekannt ist.

Römische Kaiserzeit.

Auch für diese Zeit liegt bereits eine umfassende Veröffentlichung vor, die das westpreußische Fundmaterial typologisch und chronologisch erfaßt: E. Blume, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit (Teil I, Mannus-Bibl. 8, 1912; Teil II, herausgegeben von Martin Schulze, Mannus-Bibl. 14, 1915). Blume liefert in diesem Werk zunächst eine Ergänzung zu Almgrens grundlegendem Sibelwerk, das, längst vergriffen, neuerdings durch die Bemühungen Kossinnas erfreulicherweise in neuem Gewande herausgegeben worden ist (Mannus-Bibl. 32, 1923), und behandelt dann in der gleichen Weise Schnallen, Riemenzungen, Finger-, Arm- und Halsringe, Schließhaken, Perlen, Anhänger und sonstige Beigaben. Im letzten Abschnitt wird mit den Ergebnissen dieser Untersuchungen versucht, eine möglichst genaue Einordnung der geschlossenen Sunde zu geben und auf dieser Grundlage die Geschichte der erkennbaren Kulturgruppen und ihre Stammeszugehörigkeit zu erschließen. Almgren hat in einem Referat über Blumes Arbeit (Mannus 5, 1913, S. 147 ff. mit Karte) und in einer weiteren Mitteilung: Zur Rugierfrage und Verwandtes (Mannus 10, 1918, S. 1 ff.) diese Ausführungen in wesentlichen Punkten ergänzt. Eine Übersicht über die archäologischen Sunde dieser Zeit, die mit größter Wahrscheinlichkeit den Weichselgoten zuzuweisen sind, bietet La Baume in einem Aufsatz: Die Goten in Ostdeutschland (Ostdeutsche Monatshefte, 1. Jahrg. 1920, h. 6, S. 241 ff.). Von den großen westpreußischen Gräberfeldern der Kaiserzeit sind leider bisher nur wenige systematisch veröffentlicht worden; die älteren Mitteilungen von Anger über das Gräberfeld auf dem Neustädter Feld bei Elbing (Zeitschr. f. Ethn. 1880) haben eine Ergänzung durch Dorr erfahren (Führer durch die Sammlungen des Städtischen Museums zu Elbing, 1903); ferner hat August Schmidt die Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Gräberfeld bei Warmhof bekannt gegeben (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 97 ff.); im übrigen sind nur vorläufige Berichte über kaiserzeitliche Friedhöfe in den Berichten des Danziger Museums erschienen. Einzelne Beiträge zur Kenntnis der Kaiserzeit in Westpreußen haben Kapahn (Skelettgrab von Selnowo, Mannus 6, 1914, S. 212 ff.), Ehrlich (Terra sigillata-Gefäß

aus Dambitz, Elbinger Jahrbuch I, 1919/20, S. 171 ff.; Tongefäß aus Lenzen, ebd. S. 175 ff.), Günther (Der Goldfund von Kommerau, Mannus 14, S. 100 ff.), Kossinna (Das Reitergrab von Kommerau, ebd. S. 110 ff.) und La Baume (Hausfund bei Oliva, Mitt. a. d. Mus. f. Naturf. u. Vorgesch. in Danzig, Vorgesch. Reihe Nr. 1, 1913) geliefert. Jahns „Bewaffnung der Germanen“ (Mannus-Bibl. 16, 1916) kommt für Westpreußen kaum in Frage, weil Waffenfunde aus dieser Zeit dort äußerst selten sind; wohl aber die vom selben Verfasser stammende Monographie: „Der Reiterporn“ (Mannus-Bibl. 21, 1921), in der alle westpreußischen Sporenfunde Berücksichtigung gefunden haben. Eine Übersicht über die kaiserzeitlichen Münzfunde aus Westpreußen bietet Schwandt in seiner Mitteilung: Westpreußische Münzfunde (Beiträge zur Landeskunde Westpreußens. Zeitschr. 3. 15. Geogr.-Tag, Danzig 1905, S. 126 ff.).

Die in Westpreußen äußerst spärlichen Funde aus der Völkerwanderungszeit haben gelegentlich in den oben erwähnten Arbeiten über kaiserzeitliche Funde Erwähnung gefunden.

Slawisch-preußische Zeit.

Keine Zeit hat in Westpreußen so wenig Bearbeiter gefunden als der Schlußabschnitt der vorgeschichtlichen Zeit, während der westlich der Weichsel Slawen, östlich der Weichsel Altpreußen anlässlich waren. Eine Übersicht über den heutigen Stand der Forschung bietet Abschnitt IX in der „Vorgeschichte von Westpreußen“ von La Baume; ferner möge man auch die allgemeinen Ausführungen von Dorr über westpreußische Burgwälle in dem Buche: Die Provinz Westpreußen in Wort und Bild, Danzig 1912, II. Teil, S. 340 ff. vergleichen. Paschke hat zwar in seinen Erläuterungen zu den vorgeschichtlichen Wandtafeln von Westpreußen (1906) die in der Literatur erwähnten Burgwälle zusammengestellt, aber dieses Verzeichnis ist nur mit Vorsicht zu benutzen, weil die von ihm benutzten Literaturangaben zum Teil falsch oder ungenau sind. Abgesehen von einer kurzen Mitteilung von Göke (Nachr. über d. Altertumsf. 1902, S. 5 ff.) und einer weiteren von Schmidt (Zeitschr. f. Ethn. 1906, S. 377 ff.) liegen Mitteilungen über slawische Funde nur in den Berichten des Danziger Museums vor. Das von heidnischen Preußen bewohnt gewesene Gebiet der Elbinger Höhe ist von Elbinger Forschern mehrfach behandelt worden. Über das Ergebnis der Ausgrabungen auf dem Gräberfeld von Bendenstein-Freiwalde bis zum Jahre 1912 hat Dorr eingehend berichtet (Mitt. d. Copernicus-Ver. Thorn, h. 22, 1914 und Bericht d. Elbinger Altert.-Ges. 1900—1913, Schr. Nat. Ges. Danzig 14, h. 1, 1914); die neueren Grabungen hat Ehrlich ausführlich behandelt (Elbinger Jahrbuch I, 1919/20, S. 178 ff.). Dorr's Abhandlung enthält eine wichtige Untersuchung über die nachchristliche Keramik der Elbinger Gegend bis zum Jahre 800 nach Chr. Geb. Neuere Mitteilungen über Burgwälle des Elbinger Gebietes hat Ehrlich veröffentlicht (Elbinger Jahrbuch I, 1919/20, S. 203 f.; II, S. 163/164). Einige in Westpreußen gefundene Bodensiegel an Tongefäßen der slawisch-preußischen Zeit haben in einer Studie von Nabe (Mannus 10, 1918, S. 71 ff.) Erwähnung gefunden.

Die vor- und frühgeschichtliche Forschung in der hessendarmstädtischen Provinz Oberhessen seit 1900.

Von Otto Kuntel, Gießen, jetzt Stettin.

(Mit einer Kartenskizze und einer Abbildung.)

Einleitung.

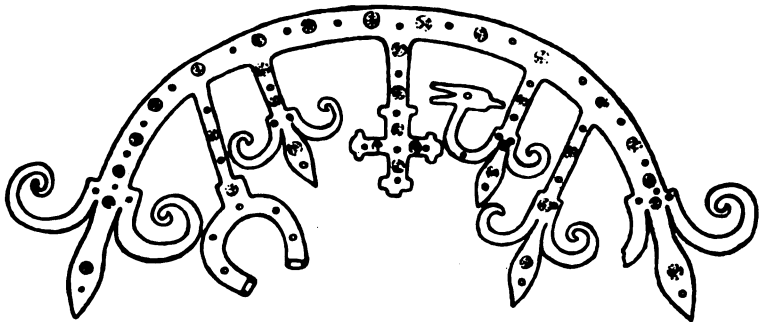
Die zentrale Lage der hessendarmstädtischen Provinz Oberhessen im Bereiche der weit ausgreifenden Völker- und Kulturbewegungen Mitteleuropas, die bequeme Verbindung mit fernen Gegenden durch hier sich schneidende, also rings ausstrahlende natürliche Straßen, nicht zuletzt die Vereinigung seit alters offenen, einst steppenartigen Geländes, nämlich des sanftgewellten Lößgebildes der fruchtbaren Wetterau und ihrer Ausläufer, mit dem gebirgigen, doch allseits durch liebliche Bachtälchen sternförmig aufgeschlossenen Waldgebiete der mächtigen Basaltkuppe des Vogelsberges auf verhältnismäßig engem Raume haben die Provinz zu einer der an vorzeitlichen Denkmälern reichsten deutschen Landschaften werden lassen. Freilich, zu einem wirklichen Kulturzentrum konnte sie sich mit ihrer vornehmlich auf Ackerbau oder Jagd- und Weidewirtschaft weisenden natürlichen Gestaltung nie entwickeln. Die Salzquellen, der Basalt, die Eisenerze, Ton und Lehm haben in der Vorzeit keine höhere als nur lokal begrenzte Bedeutung gewonnen. Aber die in den Bodenfunden zum Ausdruck kommende Reichhaltigkeit und Vielgestaltigkeit der sich begegnenden, überlagernden und mischenden, von allen Seiten herandrängenden Völker- und Kulturwellen heben die Vorgeschichte Oberhessens gewiß über die rein örtliche Teilnahme einigermaßen hinaus. Und so rechtfertigt sich wohl auch die geforderte, hier auf Wunsch des Herausgebers gebotene Behandlung dieses an sich nur kleinen Gebietes im Rahmen der landschaftlich gegliederten Übersicht über den Stand der deutschen Vorgeschichtsforschung.

1. Sammlungen und Denmalpflege.

1. Das Hessische Landesmuseum in Darmstadt. Es wurde begründet durch Ludwig I. Regierungsverordnungen, besonders von 1818 und 1841, sollten ihm die im Lande gemachten Funde sichern. Bedeutenden Zuwachs lieferten 1888 die Sammlungen des Historischen Vereins für Hessen. Die wichtigsten Bestände aus Oberhessen kamen 1861 und 1891 hinzu in den Sammlungen Philipp Dieffenbachs und seines Sohnes Gustav in

Friedberg, zu ihrer Zeit gewissermaßen Alleinherrscher auf dem Gebiete der Altertumsforschung in unserer Provinz¹⁾. Auch sonst gelangte manches aus Oberhessen nach Darmstadt, vor allem durch die Tätigkeit Friedrich Koflers²⁾, verschiedenes auf dem Umwege über die dem Landesmuseum nunmehr eingegliederten ehemals großherzoglichen „Cabinetsammlungen“. Beachtenswert sind die handschriftlichen Kataloge, Fundnotizen und die Zeichnungen Dieffenbachs im Archive des Landesmuseums. Das 1897 von Rud. Adamy herausgegebene Verzeichnis der Bestände (Die archäologischen Sammlungen des Großherzoglich Hessischen Museums [zu Darmstadt]) ist, wenngleich natürlich wissenschaftlich kaum noch brauchbar, bezüglich seines Umfangs für Oberhessen nicht wesentlich überholt, da man seit Ende der 70er Jahre in unserer Provinz immer kräftiger sich bemühte, die heimischen Bodenfunde eigenen Sammlungen zu erhalten.

2. Das Oberhessische Museum und die Gailschen Sammlungen, G. m. b. H., in Gießen. Die Begründung erfolgte 1878 durch den



Torbeschlagn von der Kirche in Burkhardsfelden. (Oberhessisches Museum zu Gießen.)
Zu S. 46 dieses Berichtes.

Oberhessischen Geschichtsverein (damals noch Oberhessischer Verein für Localgeschichte). Der Entwicklungsgang der Sammlungen ließ 1912 die Schaffung einer Gesellschaft rätlich erscheinen, an der die Stadt Gießen, Geheimrat Dr. W. Gail und der Oberhessische Geschichtsverein beteiligt sind. Der Leitung durch den Direktor Major a. D. Professor Dr. phil. h. c. Karl Kramer und der Fürsorge des Geheimen Kommerzienrates Dr. phil. h. c. Wilhelm Gail ist es in erster Linie zu verdanken, daß das Oberhessische Museum mit seiner vor- und frühgeschichtlichen Abteilung eine höchst ansehnliche Stellung unter den gleichgerichteten Instituten zu behaupten vermag und — in dieser Hinsicht viel bedeutender als das Landesmuseum — ein lückenloses Material zum Studium der Vor- und Frühgeschichte seines Arbeitsbereiches bieten kann. So stellt unser Bericht ganz wesentlich sich dar als ein Denkmal des fast dreißigjährigen gemeinsamen Wirkens dieser beiden Männer, und er mag daher zugleich als ein bescheidenes Angebinde zu W. Gails siebenzigstem (17. März 1924) und K. Kramers fünfundsiebenzigstem (15. Januar 1925) Geburtstage

¹⁾ Dgl. S. Dreher, Prof. Dr. Joh. Phil. Dieffenbach, * 1786 † 1860, sein Leben und Wirken, Gymn.-Progr. 919, Friedberg 1911 (mit Schriftenverzeichnis).

²⁾ * 1830 † 1910; den Lebensgang und das rege Wirken des verdienstvollen Mannes schildert unter Beigabe eines Verzeichnisses seiner Veröffentlichungen K. Eßelborn, QuBl. IV, S. 511ff., 1910.

gelten. Beachtlich ist, daß Karl Kramer von Anfang an darauf bedacht war, den Zusammenhang der Denkmäler mit dem Gelände durch Krofis usw. gewissenhaft zu wahren. Das führte auch zu der für kleinere Sammlungen und für größere „kontinuierliche“ Siedelungen so lehrreichen topographischen Aufstellung der Funde, die freilich durch die immer mehr anschwellende Masse der Bestände gesprengt zu werden droht und über kurz oder lang, sobald die in den Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten behoben sind, durch Scheidung in eine überwiegend chronologisch geordnete Schausammlung und eine Studienabteilung wird ersetzt werden müssen.

3. Das Wetterauische Museum in Friedberg. Erwachsen aus den Sammlungen des Geschichts- und Altertumsvereines, ist es gerade infolge seiner örtlich begrenzten Einstellung ein vorbildliches Lokalmuseum geworden, das auch dem reichen vorzeitlichen Leben seines Arbeitsgebietes, vor allem natürlich der römischen Vergangenheit Friedbergs, trefflich Ausdruck verleiht. Über die Entwicklung der Sammlungen berichtet ausführlich S. Dreher, Führer durch das Friedberger Museum, 1920, S. 1 ff.

4. Das Altertumsmuseum in Alsfeld. Es wird vom dortigen Geschichtsverein sorglich gepflegt und enthält auch eine kleine Sammlung vorgeschichtlicher Bodensfunde aus der engeren Umgebung (Neolithik und Hügelgräberbronzezeit).

5. Die Altertumsammlungen in Büdingen. Die geringen fürstlich Ysenburgischen Bestände an vorgeschichtlichen Altertümern im Schloß sind mangels verlässlicher Fundortsangaben wissenschaftlich nahezu wertlos. Die Sammlung des Geschichtsvereines enthält nur spärliches Material, teils zu Schulzwecken vom Oberhessischen Museum überwiesen, um zur stärkeren Beachtung der Zufallsfunde in dem archäologisch noch ziemlich vernachlässigten Kreise anzuregen.

6. Das Museum in Bußbach. Vom dortigen Geschichtsvereine eingerichtet, enthält es einige schöne vorgeschichtliche und römische Funde aus dem Gerichtsbezirke.

7. Die gräflich Solms'sche Sammlung in Laubach besitzt nur ganz wenige ältere Funde aus der Standesherrschaft ohne besonderen Wert.

8. Die Sammlung des Geschichtsvereines in Lauterbach ist „eingepackt“. Sie soll eine oder zwei bronzezeitliche Nadeln und etliche Steinbeile besitzen — ein warnendes Beispiel für die unentwegten Wähler der „Rechte“ vorgeschichtlicher Lokalsammlungen, deren Bestand meist nur auf zwei Augen beruht!

9. Das Museum in Bad Nauheim, von Stadt und Staat gefördert, enthält bis jetzt nur wenige Funde aus dem Stadtgebiete, wird aber hoffentlich seine Aufgabe als echtes Lokalmuseum zu erfüllen suchen und vor allem bestrebt sein, die Entwicklung des Salinenbetriebes von der Vorzeit an zur Darstellung zu bringen.

10. Das Landesmuseum Nassauischer Altertümer in Wiesbaden. Es hat die vom Gießener Privatgelehrten Karl Bernbeck¹⁾ in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Oberhessen zusammengebrachte stattliche Sammlung von Steingeräten aufgenommen. Ferner ist es im Besitze des größten Teiles der früheren fürstlichen Altertümersammlung zu Braunfels (bekannt durch J. C. Schaums gleichnamige Veröffentlichung von 1819) mit mehreren oberhessischen Funden und der Schaums'schen Privatsammlung.

¹⁾ * 1796 † 1864; seine eigenartige Persönlichkeit behandelt H. Haupt, Hess. Blätter f. Volkstunde. I, 1902, S. 4 ff.

hoffentlich findet sich einmal ein Weg zur Rückführung der aus unserer Provinz stammenden Bestände. Zu beachten sind auch die Funde vom Dünsberg, der zwar jenseits der Grenze gelegen, aber natürlich gerade für unser Gebiet äußerst wichtig ist.

11. Das Römisch-germanische Zentralmuseum in Mainz besitzt, wie besonders hervorgehoben sei, dank seiner uns so förderlichen langjährigen Beziehungen zur Forschung in Oberhessen, Nachbildungen von fast allen wichtigeren Funden der Provinz (abgesehen von den Leihgesterner fränkischen Särgen und ihrem Inhalte, deren Nachbildung das Oberhessische Museum bisher nicht ermöglichen konnte). Für die Umgebung Oberhessens sind vornehmlich zu nennen die Sammlungen in Marburg, Kassel, Hersfeld, Fulda, Wehlar (Steindorfer Depot), Saalburg-Homburg, Wiesbaden, Frankfurt und Hanau (vgl. das Verzeichnis von H. Mötelfindt, *Anthrop. Korr.-Bl.* XLVIII, 1917, S. 27 ff.).

12. Auf das glücklicherweise nur beschränkte Material, das in Privatsammlungen zerstreut ist, wird hier aus guten Gründen nicht eingegangen (vgl. H. Mötelfindt, *Verzeichnis d. Samml. vor- u. frühgeschichtl. Altertüm. Deutschlands*, *Anthrop. Korr.-Bl.* XLVIII, 1917, S. 28; die hessischen Sammlungen S. 40.). Es erübrigt sich auch ebenso wie die Erwähnung der aus unserem Gebiete sonst noch abgewanderten Stücke, da das Oberhessische Museum alle Typen enthält und das wenige, was es nicht im Originale erlangen konnte, wenigstens in Abbildungen vorzuführen bemüht ist, so daß weder der Überblick über die Siedelungs- und Kulturverhältnisse noch die Fundstatistik darunter leidet und das Bild des Entwicklungsganges völlig gewahrt ist. Aufklärende Äußerungen über die Bedeutung der Bodensfunde als Quellen wissenschaftlicher Erkenntnis, über die Methode ihrer Ausbarmachung und über das Wesen der modernen Forschung überhaupt verbreiten auch bei den Pflegern kleiner privater und örtlicher Sammlungen immer mehr die Überzeugung, daß ihr Ziel bloß die Darstellung des äußeren Kultur-ganges an Hand guter typischer Stücke sein kann, während Gegenstände besonderer Art, die man nur in weiterem Zusammenhange für wirkliche Forschung auswerten kann, aber auch die breite Masse der Funde in die größeren landschaftlich geschlossene Gebiete bearbeitenden Museen gehören. Daß mit dieser Erkenntnis die Teilnahme der Altertumsfreunde im Lande nicht erlahmt, daß sie vielmehr im Bewußtsein der neu erkannten höheren Aufgabe zu noch eifrigeren Mitarbeitern der Denkmalspflege und Heimatforschung werden, konnten wir zu unserer Freude oft erfahren: an Arbeitern, Bauern, Schülern, Studenten und Lehrern als kostenlosen „Ausgräbern“ hat es uns gerade in den letzten Notjahren nicht gefehlt. So ist dem Oberhessischen Museum auch schon mancher schöne Tausch gelungen, der dem Sachmanne die Auffindung seines Arbeitsmaterials erleichtert, der betreffenden örtlichen Sammlung aber den Gewinn brachte, daß sie ihren Schülern ein richtigeres, vollkommeneres Bild der Entwicklung zeigen kann, als mit einem Gegenstande, der bei aller wissenschaftlichen Bedeutung im Rahmen des Ganzen für ihre Gegend heute wie in der Vorzeit eine bloße „Rarität“ ist und daher dem Beschauer nur zu leicht falsche Eindrücke vermittelt — ähnlich wie gewisse „Schausammlungen“, die nach Art der Kunstmuseen nur die „Prachstücke“, „Höchtleistungen“ und „Seltenheiten“ der verschiedenen Perioden ausstellen möchten, die Hauptaufgabe der kulturgeschichtlichen Sammlungen aber vernachlässigen und keineswegs geeignet sind, über die Vergangenheit ihres Gebietes und die Eigenart des Volkstums und sein Werden zu belehren

(etwas zu einseitig war die Stellungnahme von Ed. Anthes gegenüber den kleinen Lokalsammlungen, z. B. DP. III, 1914, S. 21 ff.).

In Sachen der Denkmalpflege und des Denkmalschutzes ist Hessen bekanntlich 1902 rühmlich vorangegangen. Über die Organisation, die gesetzlichen Bestimmungen und die geleistete Arbeit geben die 1909—1914 erschienenen drei „Jahresberichte der Denkmalpflege im Großherzogtum Hessen“ erschöpfende Auskunft, sowie die amtliche Handausgabe „Die Denkmalpflege in Hessen 1818—1905“, Darmstadt 1905. Nach dem Tode von Eduard Anthes¹⁾ ist der Posten des Denkmalpflegers für die Altertümer nicht mehr hauptamtlich für den ganzen Staat besetzt worden; die drei Provinzen (Oberhessen, Starkenburg, Rheinhessen) werden vielmehr gesondert und ehrenamtlich versehen. Für größere Bezirke jeder Provinz sind außerdem Stellvertreter der Denkmalpfleger tätig, denen wiederum für kleinere Abschnitte und wichtigere Orte geeignete Persönlichkeiten als Vertrauensleute zur Seite stehen. Der „Denkmalrat“, ein ehrenamtlicher Ausschuß, wirkt bei der Ausübung des Denkmalschutzes mit und ist besonders für die Eintragungen in die Denkmalliste zuständig. Trotz der staatlichen Organisation und Gesetzgebung beruht natürlich, zumal heute, auch in Hessen der gesamte Erfolg von Denkmalpflege und Bodenforschung auf regster freiwilliger Betätigung und unermüdlicher Aufklärungsarbeit, ohne die alle Verordnungen wirkungslos bleiben müssen, die aber ihrerseits allmählich die Verordnungen überflüssig machen können und sollten. Durch Gesetze allein werden Denkmalpflege und Heimatforschung niemals gefördert, wenn nicht der Staat zugleich für Menschen sorgt, die forschend, belehrend, anregend, führend auf diesen Gebieten ungehemmt zu wirken vermögen. Das hessische Denkmalarchiv wird von einem Mitgliede des Landesmuseums in Darmstadt ehrenamtlich verwaltet. Über die behördlich verfügte Kartierung der Denkmäler gelegentlich der Gemarkungsaufnahmen und Vermessungen wird unten kurz die Rede sein.

2. Fundarten und Fundkataloge. Übersichten über Sammlungsbestände.

1. Friedrich Kofler, Archäologische Karte des Großherzogtums Hessen; Archiv I, 1894, S. 1—114, II, 1899, S. 439—481 (Nachtrag). Derselbe, Die Ausbreitung der Latène-Kultur in Hessen; Archiv III, 1904, S. 93—112. Die Arbeiten geben im ganzen auch heute noch ein zutreffendes Bild der Denkmälerverteilung auf dem Boden unserer Provinz, sind aber natürlich im einzelnen weit überholt. Nur für einen kleinen, jedoch besonders wichtigen Teil Oberhessens ist Koflers Karte ersetzt durch

2. Georg Wolff, Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; mit einer archäologischen Fundkarte; Frankfurt a. M. 1913; Nachtrag: Ansbach 1921. Ein Vergleich dieses Wertes mit seinem Vorläufer, A. Hammeran, Urgeschichte von Frankfurt a. M. und der Taunusgegend, 1882, und mit der Koflerschen Karte läßt den gewaltigen Fortschritt in der Denkmälertunde unseres Gebietes erkennen.

3. Ernst Wähle, Die Besiedelung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen (XII. Bericht der Römisch-germanischen Kommission, Frankfurt a. M. 1921) und Fundkatalog dazu (Ansbach 1921). Die Eintragungen auf den Karten und die Zusammenstellungen im Kataloge konnten natürlich nur eine spärliche Auswahl des wirklichen Bestandes bieten,

¹⁾ * 1860 † 1922; seine Verdienste würdigt ein Nachruf aus der Feder Karl Schumachers, „Volk und Scholle“, Heimatblätter für beide Hessen usw., 1922, S. 16 ff.

doch ist die Zuverlässigkeit des daraus zu gewinnenden Bildes im wesentlichen auch für Oberhessen durchaus anzuerkennen. Das gleiche gilt für die ähnlich gearteten Karten von Karl Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I, Mainz 1921.

Erfreulich ist, daß auf Grund behördlicher Verfügung in die neu herauszugebenden hessischen Gemarkungspläne (1:5000) auch alle vor- und frühgeschichtlich wichtigen Punkte im Einvernehmen mit den Vertretern der Denkmalspflege aufgenommen werden sollen (die Grabhügel werden zum Teil schon in den Höhenschichtenkarten berücksichtigt). Dadurch wird natürlich die sicherste Grundlage geschaffen für die längst notwendige Veröffentlichung archäologischer Karten unserer Provinz. Zumal, wenn auch die modernen Verhältnisse, nicht zuletzt in anthropologischer Hinsicht, Berücksichtigung finden, dürften solche Karten bei der Eigenart der Besiedelungsgeschichte Oberhessens, die aus der landschaftlichen Lage und Gestaltung sich ergab, in vieler Beziehung lehrreich werden, wie im Laufe dieser kurzen Betrachtung nur angedeutet werden kann.

4. Das Adamysche Verzeichnis der Bestände der archäologischen Sammlungen des Großherzoglich Hessischen Museums (Darmstadt 1897) ist bereits erwähnt als für die oberhessischen Funde des Landesmuseums im allgemeinen noch gültig.

5. Der Fundbericht für die Jahre 1899—1901 (Ergänzung zu den „Mitteilungen“ des Oberhessischen Geschichtsvereins, Bd. X, Gießen 1902) bietet zugleich eine fast vollständige Übersicht der damals im Gießener Museum vorhandenen vorgeschichtlichen Denkmäler. Ein Katalog des Oberhessischen Museums ist seitdem nicht gedruckt worden; ganz knapp unterrichtete darüber Karl Kramer in einem längst vergriffenen Führer. Zusammenstellungen einzelner Erscheinungen aus dem Bereiche des Oberhessischen Museums werden in den Verzeichnissen der Parallelen zu den Funden vom Gräberfelde am Homberg (bei Limbach) geboten von Otto Kunkel, Vorgeschichtliches aus dem Lumbatale I, das Hügelgräberfeld am Homberg bei Limbach (Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen, Abteilung für Vorgeschichte, Heft 2, Gießen 1919): S. 34—36, zu einem Späthallstattgrabe (Halsring, Buckelgürtel usw.); S. 36—38, gedrehte Halsringe mit Hafenerschluß; S. 38—40, Halsringe mit Gußzapfen; S. 40—45, „Knotenringe“, S. 45—46, Bronzeblechgürtel; S. 46 bis 47, Bronzebuckelgürtel; S. 47—48, Schnurzonenebecher; S. 48—54, Späthallstattgefäße mit Strichbündelverzierung. Die Herausgabe eines besonderen Kataloges des Oberhessischen Museums wird sich erübrigen, wenn das am Schlusse des 4. Abschnittes angekündigte Buch des Berichterstatters erschienen ist.

6. Paul Helmke, Die Altertumsammlung des Friedberger Geschichtsvereins und ihre Verwertung in der Schule; I. Die prähistorische Abteilung; Programm der Augustinerschule, Friedberg 1904 (ein zweiter Teil ist nicht erschienen). Die seitdem gewonnenen Bestände sind, wenn auch sehr knapp, angedeutet in dem von Georg Blecher bearbeiteten Abschnitte des Führers durch das Friedberger Museum, 1920.

7. Otto Kunkel, Vorgeschichtliches aus dem nördlichen Oberhessen (in: Alsf. Schr. 1922), behandelt mit Abbildungen alle vorgeschichtlichen Funde des Alsfelder Museums.

8. Karl Schumacher, Buchbach in vorrömischer Zeit, und Gustav Behrens, Buchbach in römischer Zeit („Aus Buchbachs Vergangenheit“,

Bub. Schr. Heft 1 und 2, 1921) verwerten mit Abbildungen einen beträchtlichen Teil der Altertümer des Bubacher Museums.

9. Gustav Behrens, Die Bronzezeit Süddeutschlands (Katalog des Römisch-germanischen Zentralmuseums, Nr. 6), Mainz 1916, führt S. 21, 47ff., 56, 83, 200ff., 264ff. die wichtigsten bronzzeitlichen Funde Oberhessens auf, natürlich nur entsprechend den Beständen des Zentralmuseums, die aber immerhin eine ausgezeichnete Übersicht gewähren.

10. Was sonst an oberhessischen Funden in den Veröffentlichungen des Römisch-germanischen Zentralmuseums geboten wird (u. a. Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Schumachers Handbuch und Vorarbeiten dazu) braucht hier nicht besonders nachgewiesen zu werden. Ebenso erübrigt sich die ausdrückliche Erwähnung der Inventare im Limeswerk (ORL.) wie der oberhessischen Teile in den bekannten Museographien (BRGK. IV, 1910, V, 1911; VII, 1915 vertritt Oberhessen auf den nicht erschienenen zweiten Teil), zu denen mit sehr reichem Materiale, leider nur für kurze Zeit (1902—1913), die Jahresberichte der hessischen Denkmalspflege (Darmstadt, seit 1909) treten. Auf die älteren, teils heute noch wichtigen Verzeichnisse und Übersichten wird der Benutzer von Koflers und Wolffs Kartenwerken geführt.

3. Fundberichte.

Auf ältere Veröffentlichungen dieser Art verweist schon ein Teil der bisher aufgeführten Schriften. Hier seien nur einige Winke zum Aufsuchen der neueren oberhessischen Fundberichte gegeben, von denen einzelne im Abschnitte über die Forschungsergebnisse seit 1900 noch besonders hervorgehoben werden. Für die südliche Wetterau ist Georg Wolffs Buch schon genannt.

1. Fundbericht für die Jahre 1899—1901; mit 20 Tafeln; Ergänzung zu den „Mitteilungen“ des Oberhessischen Geschichtsvereins, Bd. X, Gießen 1902: Kornemann, Kramer, Gundermann, Die Funde (Bandkeramik und Urnenfelderstufe) in der Gemarkung Ostheim bei Bubach; v. Schlemmer, Hügelgräber auf dem Trieb bei Gießen (Bronze- und Hallstattzeit); Gundermann, Hügelgräber bei Oberwe (Hallstattzeit); Derselbe, Vorrömische Bronzen aus Oberhessen in Gießen; Derselbe, Grabfunde in der Lindener Mark (bei Gießen; Hallstattzeit); Kramer, Die Funde auf dem Rodberg bei Gießen (germanisches Urnenfeld); Gundermann, Das Urnengrabfeld im Gießener Stadtwald („Rödgener Sandgrube“; römisch-germanisch). Die weiteren Fundberichte des Oberhessischen Museums, die äußerst reiches Material von vielen Orten der Provinz (namentlich Lindener Mark und Trieb bei Gießen, Eberstadt, Leihgestern, Lich) in ausgezeichneter Kürze und klarer Sachlichkeit darbieten (vgl. darüber z. B. DP. I, 1910, S. 185; II, 1912, S. 27), hat Karl Kramer regelmäßig in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins veröffentlicht, wichtigeres auch in anderen Zeitschriften (vor allem in den Vorläufern der Germania); Auszüge in den Jahresberichten der hessischen Denkmalspflege und in den Museographien. Über die ergebnisreichen Jahre 1920—1922 berichtet Otto Kunkel mit Abbildungen in Bd. XXV, 1923, der Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, anderes ist von demselben und von Paul Helmke in der Germania bekannt gemacht worden. Von wichtigeren Sonderveröffentlichungen über Arbeiten des Oberhessischen Museums sind hier zu erwähnen: Walter Bremer, Eberstadt, ein steinzeitliches Dorf der Wetterau (PZ. V, 1913, S. 366—435) und die beiden bisher erschienenen Hefte

der Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen zu Gießen: 1. Heft, Paul Helmke, Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim, Erster Grabungsbericht (1918), mit Nachwort über die chronologische Stellung und die Gesamtbedeutung der Muschenheimer Hügelgräber von Karl Schumacher, Gießen 1919; 2. Heft, Otto Kunkel, Vorgeschichtliches aus dem Lumbdale, 1. Das Hügelgräberfeld am Homberg bei Climbach, mit Nachwort über die kultur- und siedelungsgeschichtliche Bedeutung des Gräberfeldes von Karl Schumacher, Gießen 1919. Über die bisherigen Grabungsergebnisse an der riesigen Hügelnefropole bei Niedermostadt berichtet zusammenfassend Otto Kunkel, Friedberger Geschichtsblätter VI, Nr. 13ff., 1924.

2. Fundberichte des Friedberger Museums (von Paul Helmke) sind in den seit 1909 erscheinenden Friedberger Geschichtsblättern enthalten, vieles auch in den Quartalblättern des Historischen Vereins für Hessen und in der Germania bzw. ihren Vorläufern. Die neolithische Keramik von der Pfingstweide bei Friedberg hat Gustav Behrens, Germania III, 1919, S. 114ff., erstmals gut bekannt gemacht.

3. Was aus dem Alsfelder Museum an Fundberichten zu erlangen war, ist in der bereits erwähnten Alsfelder Festschrift verwertet.

4. Für die berühmten Urnengräber von Bad-Nauheim ist maßgebend Fritz Quilling, Die Nauheimer Funde der Hallstatt- und Latènezeit, Frankfurt a. M. 1903.

5. Wertvolle Berichte aus den uns benachbarten Teilen Kurhessens sind enthalten in „Mein Heimatland“ (Zeitschr. f. Gesch. usw. Kunde, Beil. 3. „Hersfelder Zeitung“ und zum „Hessischen Boten“), sowie in den Schriften des Suldaer Geschichtsvereins und des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel, etliches auch in den Nassauischen Annalen.

4. Darstellungen und Bearbeitungen.

1. Landschaft und Besiedelung in ihren Zusammenhängen hat für einen großen Teil Oberhessens in grundlegender Untersuchung behandelt Georg Wolff, Die Bodenformation der Wetterau in ihrer Wirkung auf die Besiedelung in vor-(und früh-)geschichtlicher Zeit (Archiv XIII, 1920, S. 1—50); nicht bloß Vorarbeit hierzu ist der Aufsatz: Zur Besiedelungsgeschichte des Maingebietes und der Wetterau (Altfrankfurt III, 1911, S. 112ff.), sowie der allgemeine Teil der „Südlichen Wetterau“ (Frankfurt a. M. 1913). Soweit es im größeren Rahmen tunlich war, wurde Oberhessen in ähnlichem Sinne herangezogen von Ernst Wahle, XII. BRgK. 1920.

2. Sehr stark verwertet ist die Vorzeit Oberhessens in den kultur- und siedelungsgeschichtlichen Arbeiten von Karl Schumacher, worüber dessen Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, I, 1921, II, 1923, am besten unterrichtet (von seinen Vorarbeiten dazu wären als gerade für unser Gebiet wichtig zu nennen: Beiträge zur Besiedelungsgeschichte... Westdeutschlands, PZ. VIII, 1916, S. 133ff.; Die Hallstattkultur am Mittelrhein, a. a. O., XI/XII, 1920, S. 123ff.; Beiträge zur Kultur- und Siedelungsgeschichte des Westerwaldes und Taunus in der Hallstatt- und Früh-Latènezeit, Nassauische Annalen XLIV, 1915/1916, S. 175ff.; Gallische und germanische Stämme und Kulturen im Ober- und Mittelrheingebiet zur späteren Latènezeit, PZ. VI, 1914, S. 230ff.). Wegen der mannigfachen Beziehungen zu unserer Landschaft verdient Erwähnung auch das Büchlein von Friedrich

Koepf und Georg Wolff, Römisch-germanische Forschung (Sammlung Götschen), Berlin-Leipzig 1922.

3. Eine knappe Gesamtdarstellung der Vorgeschichte Oberhessens bot erstmals Otto Kunkel, Die Vorgeschichte unserer Heimat, Grünberg in Hessen 1921 (vergriffen); Derselbe deutet in Stichworten zu Eingang der einzelnen Abschnitte des Fundberichts den Verlauf der Entwicklung an Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins XXV, 1923, S. 69ff. Auch für die Provinz Oberhessen gilt vieles von dem, was Ferdinand Kutsch, Kataloge west- und süddeutscher Altertumsammlungen, V, Hanau I, Frankfurt a. M. 1923 (im Kulturgeschichtlichen Überblick S. 12—24) und in dem Aufsatz über das Wiesbadener Museum, Germania VII, 1923, S. 30—42, ausgeführt hat, sowie großenteils der Vortrag K. Woeldes, Bauern- und Herrenkultur, Germania VI, 1923, S. 97ff.

4. An Abhandlungen über Teilgebiete unserer Provinz sind zu nennen: Paul Helmke, Die Altertumsammlung des Friedberger Geschichtsvereins, 1904, nach dem neueren Stande 3. T. ersetzt durch den Führer von 1920 (Georg Blecher). Nichts besonderes bietet die volkstümliche Darstellung von Hermann Knott, Aus der Vorgeschichte unserer Heimat (nördliches Oberhessen), Geschichtsblätter für den Kreis Lauterbach, I, 1912, S. 49ff. Ferner gehören hierher: Karl Schumacher, Buxbach in vorrömischer Zeit, Gustav Behrens, Buxbach in römischer Zeit (Buxb. Schr. Heft 1 und 2, 1921) und Otto Kunkel, Vorgeschichtliches aus dem nördlichen Oberhessen (Alsf. Schr. 1922, S. 151ff.). Bezüglich der Wetterau in römischer Zeit ziehe man die entsprechenden Hefte des Limeswerkes zu Rate, ferner die Abhandlungen im I., III., VI., IX. Berichte der Röm.-germ. Komm., wo weitere Literatur zu finden ist; erwähnenswert sind auch die Äußerungen Georg Wolffs in Karl Schumachers Siedlungsgeschichte II, 1923, S. 342ff. Die Spätzeit endlich erörtert Georg Wolff in seinem Schriftchen „Chattenhessen-Franken“, Marburg 1919. Literatur zur Straßen- und Ringwallforschung wird an entsprechenden Stellen des Textes Erwähnung finden.

Im allgemeinen kann natürlich jetzt auch für das Oberhessische Schrifttum auf die recht reichhaltigen Verzeichnisse bei Ernst Wahle, Vorgeschichte des deutschen Volkes, Leipzig 1924, verwiesen werden; für einige Jahre helfen die Bibliographien in den Berichten der Röm.-germ. Komm. (VI, 1913, S. 202, VII, 1915, S. 366, VIII, 1917, S. 136, IX, 1917, S. 156).

Der Berichterstatter hat alle im Original oder durch die Literatur noch feststellbaren vorgeschichtlichen Bodenfunde Oberhessens und sämtliche erreichbaren handschriftlichen oder gedruckten Fundberichte dazu in einem Sammelbuche vereinigt, dessen Herausgabe mit zahlreichen Abbildungen und genauen Nachweisen über Aufbewahrungsort und Veröffentlichung der Gegenstände erfolgen wird, sobald die Verlagschwierigkeiten behoben sind; es wird dann zugleich Sonderkataloge der oberhessischen Sammlungen erstellen. Eine ähnliche Arbeit über die frühgeschichtlichen Denkmäler soll sich anschließen. Im Zusammenhange mit der ersten dieser Materialsammlungen wird auch eine ausführlichere Darstellung der Vorzeit Hessens erscheinen. Von den geplanten archäologischen Karten unserer Provinz war oben bereits die Rede.

5. Ergebnisse der vor- und frühgeschichtlichen Forschung seit 1900.

Abkürzungen öfters zitierter Schriften: **AhD.** = Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. — **Archiv** = Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde N. S. — **Alsf. Fchr.** = Festschrift zur Siebenhundertjahrfeier der Stadt Alsfeld, 1922. — **Bußb. Fchr.** = Festschrift zur Sechshundertjahrfeier der Stadt Bußbach, 1921. — **BRgK.** = Bericht der Römisch-germanischen Kommission. — **DP.** = Jahresbericht der hessischen Denkmalpflege. — **Sundber.** = Sundbericht für die Jahre 1899—1901, Ergänzung zu den „Mitteilungen“ des Oberhessischen Geschichtsvereins, Band X, 1902. — **Gesch. Bl.** = Friedberger Geschichtsblätter. — **Han. Kat.** = Hanauer Katalog I, 1923 (Kataloge west- und südwestdeutscher Altertumsammlungen V). — **Mitt.** = Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N. S. — **PZ.** = Prähistorische Zeitschrift. — **QuBl.** = Quartalblätter des Historischen Vereins für Hessen N. S. — **Veröff.** = Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gaischen Sammlungen zu Gießen, Abteilung für Vorgeschichte. — **Zfchr.** = Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. — Zitate ohne Verfasseramen beziehen sich auf Mitteilungen des Berichterstatters.

Zum besseren Verständnis der folgenden Darstellung¹⁾ seien unter Hinweis auf die beigelegte Kartenskizze noch einige Bemerkungen über die landschaftlichen Grundlagen der Besiedelung Oberhessens vorausgeschickt.

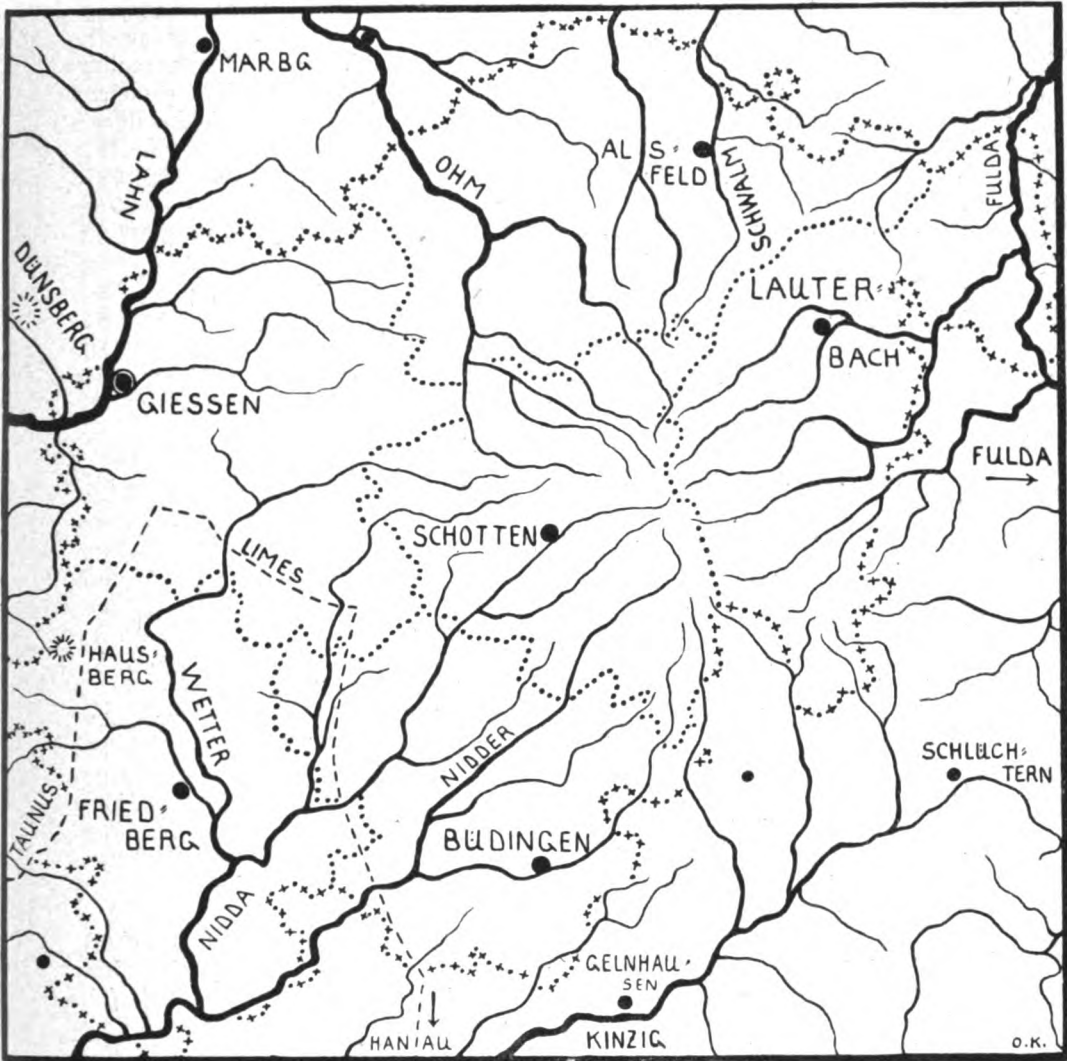
Das Wetteraugebiet im Südwesten der Provinz umfaßt etwa 1000 qkm sanftgewellten, meist lößbedeckten fruchtbaren Geländes in einer Durchschnittshöhe von 120—150 m. Nach Süden öffnet es sich als breites Einfallstor zur Mainebene, im Westen drängen die Ausläufer des Taunus (Schiefer, Kalk, Quarzit) heran, nach Osten und Nordosten verläuft es den Flußtälchen folgend zum Buntsandsteinsodol der Basaltkuppe des Vogelsberges und in diese selbst hinein. Im Norden schließt sich jenseits einer leichten Schwelle die Gießener Senke an mit ihrer Fortsetzung in der bequemen Straße, der heute die Main-Weßer-Bahn folgt, und hier mündet auch der ebenfalls vom Lahntale vorgezeichnete Weg aus dem Südwesten. Den Hauptanteil an der Wetterau hat der Kreis Friedberg; im Osten ist ihm der Kreis Büdingen benachbart, der aber, am Südrande des Vogelsberges gelegen und größtenteils vom Buntsandstein erfüllt, nur im westlichen Drittel besonders günstige Siedelungsbedingungen aufweist. Der Kreis Gießen zehrt noch zum Teil von der Wetterau, ist bedeutungsvoll als Knotenpunkt uralter Straßen und leitet schon stark in das Vogelsberggebiet über.

Die dicht bewaldete Basaltkuppe des Vogelsberges bedeckt etwa 2300 qkm, den Ost- und Nordteil der Provinz in einer Länge von etwa 80, einer Breite von etwa 50 km einnehmend; seine Kammhöhe beträgt bis 660, seine Gipfelhöhe bis 772 m. Dank der Bachläufe fehlt es nicht an natürlichen Straßen, die das Gebirge rings umgeben, doch auch nicht an solchen, die es überschreiten, da viele Tälchen vom „Oberwalde“ aus sternförmig ausstrahlen. Den Nord- und Osthang des Vogelsberges nehmen die Kreise Alsfeld und Lauterbach ein, die Höhe und größtenteils die Südwestabdachung gehören dem Kreise Schotten an.

Demnach stehen die Kreise Friedberg und Büdingen vornehmlich südlichen Strömen offen und laden vor allem zu landwirtschaftlicher Nutzung ein. Fast in gleichem Maße gilt das für den Kreis Gießen, der aber nach seiner Verkehrslage eine besondere und noch bevorzugtere Stellung einnimmt, zugleich auch an den Jagd- und Weidegründen des Vogelsberges teil hat. Die Kreise Alsfeld, Lauterbach und Schotten sind typische Gebirgslandschaften mit dichten Waldungen, vielen Wiesentälchen und Triften. Nur die Kreise Alsfeld und Schotten, letzterer durch seine Tälchen in besonderem

¹⁾ Hinweise auf den inzwischen erschienenen Bericht über Hessen-Nassau waren nicht mehr möglich, doch werden wohl die Beziehungen auch so genügend erkennbar sein.

Maße, haben in ihrer westlichen Randzone etwas mit dem Gießener und Friedberger Gebiete gemein. Im Vogelsberg mußte für die Landwirtschaft der Boden erst mühsam dem Forste abgekämpft werden, wie die große



Provinz Oberhessen. Kartensizze zur Veranschaulichung der Kreiseinteilung und (durch die Bachläufe) der Bodengestaltung. Text S. 10. Maßstab etwa 1:500 000. (Genauerer: Höhenstichtenkarten des Großherzogtums Hessen, 1:25 000, bearbeitet im Großh. Kataster-Amt Darmstadt, die zum Teil auch schon die Grabhügel berücksichtigen).

Masse der „Rod-, hain-“ usw. =Orte zeigt und wie auch die zahllosen Wüstungen erweisen, deren verlassene Ader noch heute in den Wäldern kenntlich sind. Die Kreise Alsfeld und Lauterbach werden durch ihre Lage überdies

vorwiegend auf nordöstlich gerichteten Verkehr gewiesen und stehen nur in losem natürlichem Zusammenhange mit dem Westen und Süden der Provinz.

Eine knappe Übersicht der heutigen Besiedelungsdichte und Bodennutzung in Oberhessen und seinen Kreisen wird das aus der Kartenbetrachtung gewonnene Bild bestätigen. Seine Anwendung auf die Vorzeit ist gewiß zulässig, wie die Denkmäler uns kund tun; doch muß damals der Gegensatz zwischen dem Wetterau- und dem Vogelsberggebiete noch größer gewesen sein, und das Gebirge war noch (bis etwa 1700) Domäne der Laubwälder, die nur ziemlich wenig Nadelholz durchsetzte (H. Weber, Mitt. XXIV, 1922, S. 106f.; „Buchonia“: K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 187 mit Literatur).

Oberhessen:	Einw. auf 1 qkm:	90;	auf 100 ha:	Acker 45,	Wiesen 17,	Wald 32
Friedberg:	" " " "	130;	" " " "	64,	" 9,	" 22
Gießen:	" " " "	107;	" " " "	43,	" 12,	" 30
Büdingen:	" " " "	83;	" " " "	45,	" 15,	" 34
Alsfeld:	" " " "	60;	" " " "	39,	" 18,	" 39
Schotten:	" " " "	58;	" " " "	33,	" 23,	" 34
Lauterbach:	" " " "	54;	" " " "	33,	" 22,	" 36

a) Ältere Steinzeit.

Das Paläolithikum ist unter den oberhessischen Bodenfinden bisher nur ganz spärlich vertreten. Aber im Umkreise häufen sich ihre Denkmäler: im Lahntale die bekannten Plätze; neuerdings auf dem Kästrich bei Mainz (Aurignacstation; nach Nees und Schmidtgens Grabungen: Herd- und Arbeitsstellen, Stein- und Knochenartefakte, Holzperlen, Schmutzfetten aus Muschelschalen, darunter solchen des Mittelmeeres, „Denus“-Bruchstücke usw.); und in den Sandgruben am Wege von Lammerspiel bei Offenbach nach Großsteinheim (Werkstätte vom Ende des Moustérien? H. Dölzing, Archiv XIV, 1923, S. 1ff.; S. Behn, Germania VII, 1923, S. 59ff.). So kann kaum ein Zweifel sein an der diluvialen Besiedelung auch unserer Provinz, wenigstens des Wetteraugebietes und seiner Ausläufer. Freilich liegen die Verhältnisse für die Forschung hier nicht sehr günstig: die Freilandstationen jüngerer Perioden auf den Lößhöhen der Wetterau müssen großenteils der Abschwemmung und der Abtragung durch den jahrtausendealten Ackerbau zum Opfer gefallen sein, und die tieferen Schichten werden bei uns verhältnismäßig selten angeschnitten; Abris und Höhlen aber sind kaum vorhanden.

Ganz unsicher ist ein faustkeilförmiges Kieselschieferartefakt (Acheul-Typ) aus der Rödgener Sandgrube bei Gießen, von dem leider die Fundschicht nicht zu erweisen war, und das trotz aller Nachforschungen vereinzelt blieb (K. Kramer, Mitt. XXIII, 1920, S. 75). Schon lange stehen die Quarzitbrüche des Todtenberges bei Treis an der Lunda (Kr. Gießen) unter Beobachtung, weil sie von den bekannten oberhessischen Fundstellen diluvialer Tierreste infolge der abrisbildenden Schollen und bei ihrer günstigen Lage am rechten, nach Süden gewandten Hange des zur Lahn in geringer Entfernung sich öffnenden Bachtales am meisten Aussicht auch auf Kulturhinterlassenschaft der Eiszeit zu bieten schienen. Und in der Tat fand dort vor kurzem Dr. H. Richter vom geologisch-mineralogischen Institut der Universität eine kleine Klinge aus braunem, fremdem (nordischem?) Feuerstein. Mancherlei in ungeförter, sonst streinfreier Schicht in Gesellschaft von Tierknochen lagernde Quarzitsplinter sind noch zweifelhaft. Wenngleich dem Aurignac-Typ des Messerchens

die übrigen Beobachtungen zu entsprechen scheinen, werden doch erst weitere Aufschlüsse die Stelle wissenschaftlich verwertbar machen und die genauere Eintragung des Ortes in die Karten der paläolithischen Besiedelung rechtfertigen müssen¹⁾.

b) Jüngere Steinzeit.

Die Kulturgruppen des Neolithikums, besonders die Bandkeramik, sind in Oberhessen durch die Bodenfunde überaus reichlich bezeugt, vor allem natürlich in der offenen fruchtbaren Wetterau und ihren Ausläufern (Kreise Friedberg, Gießen, Büdingen), spärlicher in den Randgebieten des Vogelsberges. Hier und auf den Höhen des Gebirges sind im wesentlichen nur Einzelfunde von Steingeräten bekannt geworden, deren Form vielfach nicht der Annahme widerspricht, daß sie erst in der Bronzezeit dorthin gelangt sind, und von denen nicht wenige gewiß auch noch ganz spät, zur Befriedigung des „Donnerkeil“-Aberglaubens, den Weg aus der Ebene ins waldige Bergland gefunden haben (P. Stauß, Petrograph. Untersuch. von Steinartefakten aus dem Vogelsberge, Gießener Diss. 1910, geführt auch Mitt. XVIII, 1910, S. 1ff., hat leider, doch begreiflicherweise, zur Klärung vorgeschichtlicher Fragen nicht sonderlich viel beitragen können).

Gering an Zahl blieb noch, was in Oberhessen an Michelsberger Gut auf uns gekommen ist; doch mag die Unscheinbarkeit des Inventars dieses Kulturkreises und die schwierige Erkennbarkeit der oft uncharakteristischen Scherben seiner Keramik gar manchen Siedlungsplatz der Beachtung entzogen haben. In den größeren Sammlungen oberhessischer Steingeräte, die aber natürlich durchweg Einzelfunde enthalten, sind jedenfalls nicht ganz wenige Stücke, die man den Michelsbergern zuschreiben könnte. Von Wohnstätten ist in unserer Provinz, abgesehen von dem unsicheren Funde bei Oberwöllstadt (Kr. Friedberg; K. Schumacher, PZ. I, 1909, S. 95), nur die von Eberstadt (Kr. Gießen) zu erwähnen (W. Bremer, Mitt. XX, 1912, S. 80f. und PZ. V, 1913, S. 380ff. mit Abb.), die zwar den bandkeramischen Gruben dicht benachbart ist, aber keinen Schluß auf das zeitliche Verhältnis beider Kulturen in unserer Gegend ergab. Die Klärung dieser Frage steht bis jetzt noch aus, zumal Gg. Wolff selbst, Germania III, 1919, S. 86, seinen Beobachtungen an Michelsberger Funden der südlichen Wetterau, die für deren Priorität gegenüber den bandkeramischen zu sprechen schienen, keine zwingende Beweiskraft beimißt (auch Ferd. Kutsch, Han. Kat. S. 12). Daß aber eine anderwärts etwa gewonnene Gewißheit darüber nicht ohne weiteres Allgemeingeltung beanspruchen kann, dürfte heute wohl als selbstverständlich betrachtet werden.

Mäßig ist auch noch unsere Kenntnis über die Beziehungen des Megalithkreises zu unserer Provinz. Weder die Untersuchungen bei Eichen (Hanau) noch die dem „Heiligen Stein“ bei Muschenheim (Kr. Gießen), als dem einzigen in Oberhessen sicher bekannt gewordenen Großsteingrabe, gewidmeten Forschungen (S. Kofler, QuBl. I, 1899, S. 392ff., II, 1900, S. 717f.; Eb. Anthes, PZ. V, 1913, S. 591ff. mit Abb.) brachten reifliche Aufschlüsse: die Kammern der Stelettgräber enthielten nichts, was ihre kulturelle oder zeitliche Datierung hätte fördern können; die überraschende Auffindung band-

¹⁾ Bei der Korrektur kann ich ergänzend zufügen, daß die tatkräftigen Forschungen und Bemühungen der Herren Dr. Richter und Professor Dr. Harrassowik inzwischen neues, überraschend reiches Material erbracht haben (Arbeits- und Herdstellen, Quarzite, auch Knochengenäte), dessen Veröffentlichung, der natürlich nicht vorgegriffen werden darf, hoffentlich bald erfolgen kann. — Stettin, Juni 1924.

keramischer Brandgräber in den Seitennischen aber eröffnet, abgesehen von den chronologischen Hinweisen, Ausblide (Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 11ff.), deren zuverlässige Bewertung uns heute doch noch versagt sein dürfte. Megalithisch „beeinflusste“ Scherben vom Trieb bei Gießen helfen in ihrer Vereinzelnung ebenfalls nicht viel weiter (K. Schumacher, BRgK. VIII, S. 44). Die Stelle bei Heldenbergen (Kr. Friedberg), auf die Gg. Wolff. Südl. Wetterau S. 160, aufmerksam macht, konnte noch nicht erforscht werden. Die Veröffentlichung der kurhessischen Megalithanlagen dürfte allgemein bekannt sein (J. Boehlau und S. v. u. 3. Gilsa, Neolithische Denkmäler aus Hessen, Kassel 1898).

Für die Bandkeramik dagegen ist die Wetterau bekannter klassischer Boden. Daß der rein linear verzierte Stil (etwa vom Glomborner Typ) in Oberhessen kaum vertreten ist, hat S. Kutsch, Han. Kat. S. 13, richtig hervorgehoben. Zu erwähnen wären höchstens Sunde aus der Friedberger Gegend (im dortigen Museum), von Ostheim (Museum Gießen; 3. U. Sundber. S. 16 usw.), Birklar, Gießen und Leihgestern, wo auch plastische Spiralornamente begegnen (K. Kramer, Mitt. XVIII, 1910, S. 145, XIII, 1905, S. 117, XVII, 1909, S. 90f. mit Abb., XXII, 1915, S. 146f., auch RgKorrBl. II, 1909, S. 33f. mit Abb.). Fast völlig dem Plaid der Materiale entsprechen, gerade auch hinsichtlich der „Durchschnürungsmuster“, Sunde vor allem von Leihgestern (Kr. Gießen) und aus dem Kreise Friedberg. Es muß aber zugegeben werden, daß fast alle diese Siedlungsplätze auch von den anderen Stilgruppen Scherben geliefert haben, und daß bei dem Mangel an planmäßigen Untersuchungen von kaum einer Wohnstätte behauptet werden kann, sie habe nachweislich nur Reste der eben genannten Stile enthalten (vgl. auch W. Bremer, PZ. V, 1913, S. 384f. und Mitt. XX, 1912, S. 79f.; die Angaben von E. Wahle, Sunde-katalog 1921, S. 11f. und S. 15f., dürfen bezüglich des Mengenverhältnisses der rein „spiralkeramischen“ Sunde nicht irre führen: auf Grund der älteren Literatur konnte der „Wetterauer Typ“ nicht ausgetrennt werden, von dem manche Beispiele auch im Verzeichnis der Stichtkeramik enthalten sind). Die Hauptmasse der oberhessischen Sunde gehört dem Wetterauer Stile an, jener Keramik, die in ihren Grundzügen linearverziert ist, aber verschiedenerlei Stichtkeramische Einflüsse verrät (definiert von Gg. Wolff, 3. B. Germania VI, 1922, S. 54f., nach ihm auch S. Kutsch, Han. Kat. S. 13); diese unter Wolffs Vorgang bei uns üblich gewordene Bezeichnung sollte man also nicht etwa auf den Friedberger oder den Eberstädter Stil (G. Behrens, Germania III, 1919, S. 114ff.; W. Bremer, PZ. V, 1913, S. 366ff.) anwenden. Denn hier liegt reine Stichtkeramik vor und ihr Auftreten bedeutet offenbar das Erscheinen einer neuen Bevölkerungsschicht (wohl aus nördlicher Richtung), die aber nach den Sunden an Masse den Trägern des wirklichen Wetterauer Stils unterlegen gewesen sein muß. Letzterer hat sich schon vor Ankunft der Rössener, also bevor 3. B. Friedberg und Eberstadt blühten, entwickelt; beide Stile leben dann, scheint es, nebeneinander, natürlich nicht ohne gegenseitige Beeinflussung, die wir nach unserem Materiale freilich heute in ihren Folgen noch nicht völlig zu überschauen vermögen (3. B. Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 8f.). Ein besonders wichtiges Ergebnis der Wolffschen Forschungen ist der bei Marburg und in der Südwetterau erbrachte stratigraphische Nachweis, daß die stichverzierende Stufe der Bandkeramik in Oberhessen als die jüngere zu gelten hat (Gg. Wolff, Ztschr. LI, 1919, S. 70ff.); heute besteht ja kaum noch die Gefahr, daß gegen eine solche lokale Feststellung von seiten anderer Forschungsgebiete, wo die

Dinge abweichend sich darstellen, Sturm gelaufen wird (vgl. darüber die beachtenswerten Äußerungen von Adama van Scheltema, *Altnordische Kunst* 1923 S. 97f.). Übrigens scheint es jetzt schon, als ob gerade in der Wetterau es einmal gelingen müßte, Töpferzentren, deren Bedeutung vielleicht oft für diese Zeit unterschätzt wird, herauszuarbeiten, wenn erst das bisher zu beobachtende Anschwellen des handkeramischen Materiales noch einige Zeit angehalten hat.

Auch über die Anlage der handkeramischen Behausung in unserem Gebiete sind wir einigermaßen unterrichtet. Den Hütten mit rundem, ovalem oder ganz unregelmäßigem Grundrisse der älteren Stilformen, teils mit tegelförmigem Zelt- teils mit Firstdach, steht das größere „Sippenhaus“ der Stichteramiker gegenüber. Es ist nicht unsere Sache, hier die Tatsache zu verteidigen, daß in Oberhessen bisher das regelmäßige Rechteckhaus mit geraden Wänden noch nicht nachgewiesen ist (vgl. auch den Bericht über Mittelgründau, Kr. Büdingen, Antbes-Gieß, *DP. III*, 1914 S. 28ff.). Denn in vorbildlicher Sachlichkeit werden diese wie fast alle die Handkeramik unserer Gegend berührenden Fragen von Gg. Wolff in seiner Arbeit über die Besiedelung des Ebsdorfer Grundes in vorgegeschichtlicher Zeit (*Ztschr. LII*, 1919, S. 65—115) erschöpfend erörtert, einer Abhandlung, der aus diesem Grunde wesentlich höhere Bedeutung zukommt, als der bescheidene Titel vermuten läßt (vgl. auch Gg. Wolff, *Südl. Wetterau* 1913, S. 124f. mit Abb.; *Ovalhaus vom Frauenberg bei Marburg*: S. Behn, „*Volk und Scholle*“, *Heim.-Bl. f. beide Hessen* 1922, S. 93, nach Wolff).

Was die Bestattungsweise der Handkeramiker betrifft, so stehen einigen Skelettgräbern die zahllosen „Wolffschen“ Brandgräber gegenüber. Unter jenen, die sämtlich Keramik fast noch ganz linearverzierenden Stiles aufweisen, verdient eines von Leihgestern (Kr. Gießen) besondere Beachtung (K. Kramer, *Mitt. XXII*, 1915, S. 146f.) wegen des prachtvoll erhaltenen Skelettes (Museum Gießen), und weil es nach allem, was die Fundbeobachtung ergab, sich um eine echte Hüttenbestattung handelte. Über die berühmten Brandgräber der Wetterauer Gruppe muß auf Gg. Wolffs grundlegende Veröffentlichung, *PZ. III*, 1911, S. 1—51, verwiesen werden, sowie auf die übrigen bereits angeführten Arbeiten dieses Forschers und auf seinen Artikel Körperbestattung und Leichenverbrennung in Mittel- und Westdeutschland, *Germania VI*, 1922, S. 53ff. Die Brandgräber, in der Hütte oder daneben angelegt, sind bekanntlich auf Grund ihrer Beigaben (Kieselfetten und -Anhänger, Schieferplättchen, dicke Tonperlen) und der umgebenden Keramik von großer Bedeutung für die Erkenntnis des Verhältnisses der verschiedenen handkeramischen Stilarten unserer Gegend zueinander (Gg. Wolff, a. a. O.). Ihr Vorkommen in den wenigen megalithischen Denkmälern der Wetterau wurde bereits berührt. Hervorzuheben ist noch ein glücklicher Fund, den eine mit Genehmigung des Hanauer Geschichtsvereins für das Oberhessische Museum zu Gießen bei Windaeken vorgenommene Ausgrabung erbrachte (P. Helmke, *Germania IV*, 1920, S. 67f.): Die beiden Brandgräber (von Siedlungsstellen mit der üblichen Wetterauer Keramik) enthielten erstmals Kieselfetten und Tonperlenfränze vereint (es ist nicht überflüssig, zu erwähnen, daß die dicken, kugelförmigen, sorglich im Kreise um die Asche und die Kieselfetten gesetzten Tonperlen nicht als Halschnüren in die Gräber gelegt worden sind: die Durchbohrungen standen in beiden Fällen sämtlich vertikal; ich möchte fast glauben, daß man die Reste der Toten

mit einem Gehege von Spindeln umzäunt hat; doch vgl. Gg. Wolff, Germania II, 1918, S. 89). Die wichtigste Beobachtung aber war die Feststellung von kleinen Pfostenlöchern an der Peripherie der Aschenmulde eines Grabes, das außerhalb der Hüttengruben sich fand. Als Augenzeuge der Grabung Helmfes kann ich zu dessen Bericht ergänzend versichern, daß die Pföstchen schräg nach innen geneigt waren (die „Spaltung“ zum Zwecke der Tiefenmessung mußte ja ihre Richtung klarlich ergeben!): ein „Geisterhüttchen“ also an Stelle der früheren wirklichen Hausbestattung. Ob dieser Übergang hier bodenständig ist, ob somit das kleine zeltförmige Grabbach beweiskräftig ist für das Aussehen der Wohnung der Lebenden, ist noch nicht zu entscheiden; die zweite Frage um so weniger, als wir nicht wissen, inwieweit damals etwa schon die „Idee“ des Hauses für das Leben nach dem Tode genügte.

Depots sind von zwei oberhessischen Fundorten bekannt geworden: die neun Feuersteinnmesser von Rodenberg (Kr. Friedberg, Museum Bugbach) hat K. Schumacher, QuBl. III, 1912, S. 281f., PZ. VI, 1914, S. 34 besprochen (auch G. Behrens, 32. Veröff. d. Ver. f. Heim.-Kde. in Kreuznach 1919, S. 23); ihre Zugehörigkeit zur Bandkeramik möchte ich nicht bezweifeln; bei Ortenberg (Kr. Büdingen) deckte ein Felsen drei Schubleistenteile (Mitt. XXV, 1923, S. 72), deren Typengemeinschaft H. Reinert, Chronologie der Steinzeit 1924, S. 48, vielleicht doch überschätzt. Beide Fundplätze sind felsige Einöden nahe alten Straßen. Die Ortenberger Stücke können wegen starker Gebrauchspuren keine Handelsware sein; die Rodenberger Messer sind dagegen tadellos; doch unmittelbar dabei fanden sich je unter Steinen noch ein Schubleistenteil und ein spätbronzezeitliches („Gießerei“) Depot; eher als an den Zufall, daß drei Leute dasselbe Versteck wählen mußten, glaube ich hier, wie für den Fund von Ortenberg, an das Vorliegen „religiöser“ Depots; die Nachbarschaft von Gräbern (gallische Latènezeit) mag diese Ansicht unterstützen. Vielleicht also dürfen wir die Höhe bei Rodenberg nicht ganz vergessen, wenn von „Kontinuität der Bevölkerung“ die Rede ist. Über den Umfang einheimischen Gewerbetriebes im eigentlichen Sinne des Wortes sind wir nur dürftig unterrichtet, zumal für die Töpferei, von der wir nur vermuten können, daß sie bereits dem Stadium des bloßen Hausfleißes entwachsen war; die „industrielle“ Herstellung von Halsketten und Anhängern aus Mainkieseln scheint bei Frankfurt geblüht zu haben (R. Welter, „Dolf und Scholle“, Heim.-Bl. f. beide Hessen 1922 S. 12); Schleifsteine, zahlreiche Halb- und Fertigfabrikate deuteten in der Siedelung von Leihgestern (Kr. Gießen) auf eine größere Werkstätte breiter und schmaler Schubleistenteile (K. Kramer, RgKorrBl. II, 1909, S. 33f., K. Schumacher, PZ. VI, 1914, S. 49). Über das handkeramische Siedelungsgelände, über die Bevorzugung der freien Lößhöhen (Kreis Friedberg, Süden des Kreises Gießen, Westen des Kreises Büdingen) haben Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 1ff., und auch E. Wahle, BRgK XII, das Nötige gesagt. Daß die Träger der jüngeren, stichkeramischen Stilgruppen ihrer Eigenart entsprechend, vielleicht auch unterm Druck klimatischer Änderungen, näher am Waldgebiete und oft auch tiefer in den Flußtälchen siedelten (K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 41), schien durch neuere Funde bestätigt zu werden (Mitt. XXV, 1923, S. 71, Nr. 7, S. 72, Nr. 9; Gesch. Bl. VI, Nr. 14, 1924, S. 53). Aus dem höheren Vogelsberggebiete selbst sind bisher nur einige Schubleistenteile vorhanden (Südwesten des Kreises Alsfeld, Westen des Kreises Schotten), die natürlich nicht viel besagen. Mehrere auserlesene handkeramische Funde aus der Wetterau hat Ed. Antbes, PZ. II, 1910, S. 51ff. mit Abb., veröffentlicht.

Die Schnurkeramik ist in Oberhessen bloß durch Hügelgräber bezeugt (abgesehen von den üblichen Steinbeilfunden). An Fundberichten und Veröffentlichungen seien erwähnt: Holzheim, W. Bremer, Mitt. XXII, 1915, S. 144 ff., auch QuBl. III, 1912, S. 196; Gambach-Holzheim, K. Schumacher, AbD. V, S. 277, Nr. 867—871 und Buzb. Schr. 1, S. 10; Climbach, Veröff. 2, 1919, S. 9, S. 25 (mit weiteren Nachweisen). Leider haben die Skelettgräber kein brauchbares anthropologisches Material geliefert. Brandbestattung ist nur in einem Hügel bei Mainzlar (Kr. Gießen) nachgewiesen (Germania IV, 1920, S. 23; erwähnt auch von K. Schuchhardt, Sitzber. d. Pr. Ak. d. Wiss. XXVI, 1920, S. 511). Das Skelettgrab von Climbach enthielt neben einem Kiesel nur einen ganz einfachen Becher mit wenigen horizontalen, in gleichem Abstände die Wandung umziehenden Schnurabdrücken (ohne Zonenfüllung). Reicher verziert, auch auf der Innenseite der Mündung, ist der glockenförmige Schnurzonenebecher von Mainzlar, der über das Häufchen Leichenasche gestülpt war. Bemerkenswert ist, daß beide Fundstellen nur durch das Tal der Lunda voneinander getrennt sind, und es lohnt sich vielleicht, hier gleich die Ergebnisse der übrigen Hügel dieser Orte anzudeuten: Climbach (Veröff. 2) nur Skelettgräber, und zwar (sicher) der Schnurkeramik, der Hügelgräberbronzezeit und vor allem der späten Hallstattzeit (Mehrener Kultur), außerdem ein Schuhleistenkeilchen und einige spätlatènezeitliche Scherben in unsicherer Fundlage; Mainzlar (Germania IV, 1920, S. 23 ff.) nur Brandgräber, und zwar Schnurzoneneramik, Urnenfelderstufe und Ausläufer davon, späte Hallstattzeit (genau das Mehrener Inventar von Climbach), germanische Latènezeit, in der Nähe, doch nicht unmittelbar dabei, handkeramische Siedelungs Spuren.

Über die vermutliche Gleichzeitigkeit jüngerer handkeramischer Siedler und der Schnurkeramischen „Nomaden“ hat Gg. Wolff, im Sinne von A. Schliz und K. Schumacher, sich mehrfach ausgesprochen (Archiv XIII, 1920, S. 13). Einiges unter dem Fundmateriale könnte vielleicht dafür geltend gemacht werden: ein typisch handkeramisches großes Kugelgefäß mit vier schräg stehenden Schnurhaken kam bei Klein-Linden (Kr. Gießen) in Gesellschaft von zwei Schnurkeramischen Beckern zutage (K. Kramer, Mitt. XVII, 1909, S. 91, BRgK. V, 1911, S. 10; von W. Bremer, Mitt. XXII, 1915, S. 145, grundlos als Brandbestattung erwähnt; genauere Beobachtungen liegen nicht vor); ein Skelettgrab von Holzheim (Kr. Gießen; bisher nur „Gießener Anzeiger“ vom 3. Dezember 1923 ausführlich beschrieben) enthielt die ziemlich wohl erhaltenen Reste einer Leiche, wovon wenigstens der Schädel gerettet werden konnte; der Typ des in Schlafstellung ruhenden Skelettes entsprach ganz dem von Leihgestern; in der rechten Armbeuge lag der Kieferteil eines Schweines; über den Kopf war, erinnernd an das Grab von Mainzlar, die untere Hälfte eines groben Topfes mit plattem Boden, vielleicht einer Schnurkeramischen Amphore, gestülpt; die Fundstelle ist den Gambach-Holzheimer Schnurkeramischen Grabhügeln dicht benachbart; inmitten der Eberstädter Siedelung fand sich eine Schnurzonenscherbe (W. Bremer, Mitt. XX, 1912, S. 79, PZ. V, 1913, S. 380, hier nur als Scherbe der Zonenkeramik genannt); ob in diesem Zusammenhange irgend ein Wert auf das manchmal zu beobachtende Hervortreten echter oder imitierter Schnurtechnik gerade bei unserer oberhessischen Stichtkeramik zu legen ist, bleibe vorerst dahingestellt, ebenso die Frage, inwieweit die oben bereits erwähnte Benutzung unserer Megalithanlagen, die nach anderwärtigen Beobachtungen ja mit Schnurzonenelementen zusammen

gewandert sind, durch die Wetterauer Bandkeramiker an dieser Stelle geltend gemacht werden darf (Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 11f.). Daß keine auffallenderen Durchdringungen beider Kulturen sich zeigen, würde natürlich bei dem verschiedenen Siedelungsgelände (Löbhöhen — Waldbränder und Säume von Niederungen) gegen die Annahme einer Gleichzeitigkeit nicht ins Gewicht fallen (Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 10ff.). Schnurkeramische Wohnstätten kennen wir in Oberhessen noch nicht, doch kann auf den benachbarten Schulzenberg bei Fulda verwiesen werden (J. Donderau, Veröff. d. Fuld. Gesch.-Ver. VI, 1907, und neuere Grabungen; K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 47f.), sowie auf den Fund von Halldorf in Kurhessen (W. Bremer, Germania VI, 1923, S. 110ff.).

Stärkere Mischung zeigen unsere Funde, wie oben sich schon äußerte, zwischen Schnur- und Zonenkeramik, freilich ohne daß wir Grund genug zur Annahme hätten, eine solche Mischung sei auf oberhessischem Boden selbst vor sich gegangen. Beide sind ziemlich stark vertreten in der Gegend von Friedberg (schöne Becher im dortigen Museum; N. Aberg, Das nord. Kulturgeb. i. Mitteleuropa während d. jüng. Steinzeit, 1918, S. 184; P. Helmke, Die Alt.-Sammlg. usw. Taf. II; unveröffentlichte Funde; vgl. auch K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 48 und S. 51). Nach allem scheint es mir aber nicht angängig zu sein, für Oberhessen eine reinliche Scheidung zwischen Schnur-, Glodenbecher- und Zonenkeramik vorzunehmen, wenigstens vorläufig. Wegen besonders schöner Beispiele der reinen Zonenkeramik, d. h. Gefäßen mit linear eingeritztem oder ganz seinem Punkt(rädchen)ornament sind außer Friedberg besonders zwei Fundorte zu nennen: Das Oberhessische Museum besitzt aus der Rödgener Sandgrube (im Stadtwalde) bei Gießen zwei prächtig verzierte Glodenbecher, ein Henkelkrüglein und einen schlichten rohen Becher, die in ostwestlicher Richtung nebeneinander standen (K. Kramer, Mitt. XXIII, 1920, S. 74f.), das Alsfelder Museum einen auffallend plumpen, fast steilwandigen breiten Topf (Alsf. S Schr. S. 155f. mit Abb.) aus der Nähe der Stadt; hierher gehört gewiß auch der ebenfalls in dortiger Gegend gefundene Dolch aus weißlichem Feuerstein mit beiderseitiger Einschnürung am Griffende (Alsf. S Schr. S. 155f., Mitt. XXV, 1923, S. 70 mit Abb.). Es ist anzunehmen, daß das zonenkeramische Material Oberhessens, abgesehen etwa von dem Alsfelder Dolche, aus Gräbern stammt, und zwar, da keine Asche und keine Hügel festgestellt sind, aus flachen Skelettbefattungen.

Über das Siedelungsgebiet der Zonenkeramiker gilt das für die Schnurkeramik angedeutete: Höhen über Niederungen, zum Teil am Rande von Waldlandschaften. Den zahlenmäßig geringen Grabfunden entspricht das ziemlich seltene Vorkommen nachweislich zonenkeramischer Typen in unseren Steinbeilsammlungen. Über das zeitliche Verhältnis der „reinen“ Zonenkeramik zur Schnurzonemischung fehlen in unserer Provinz vorerst sichere Anhaltspunkte; hauptsächlich aus siedelungsgeographischen Gründen möchte ich die letztere für jünger oder wenigstens für die ausdauerendere halten. Metall hat sich in Oberhessen bei keiner der genannten Kulturen gefunden.

c) Bronzezeit.

Nirgends in unserer Provinz ist an Hand der Denkmäler ein unmittelbarer Übergang vom Neolithikum zur Bronzezeit festzustellen. Die bandkeramischen Siedelungen brechen ab, nachdem sie, wie uns oben schien, etwas näher an die Wald- und Weidegründe herangerückt waren. Sie hören

auf, ohne daß bei dem heutigen Fundmateriale ein wesentliches Abflauen der Formen oder der Ornamentik zu erkennen wäre. In keiner handkeramischen Siedelung ist bisher auch nur eine Spur von Metall gefunden worden (in diesem Zusammenhange bedeutungslos ist natürlich das Bleiringelchen von Friedberg, das nach P. Helmke, Die Alttert.-Samml. d. Friedb. Gesch.-Ver., 1904, S. 20, Gg. Wilke, Archäol. Erläuterung 3. Germania, 1921, S. 6, wohl etwas voreilig, anscheinend nur auf Grund der Notiz bei K. Schumacher, Materialien S. 205, gleich als Beleg für die Bleigewinnung im Taunus durch die Bandkeramiker zitiert). Alles das gilt auch für die übrigen neolithischen Kulturen, wie zum Teil schon oben angedeutet wurde. Wo etwa in Hügelgräberfeldern stein- und bronzezeitliche Denkmäler sich gefunden haben, sei es in getrennten Hügeln oder als Haupt- und Nachbestattung in einem Tumulus, sei es auch, daß die Anlagen neolithische Wohnstätten deckten, da waren die betreffenden Kulturen jeweils in ihrer eigenartigen Ausprägung vertreten, ohne daß Kontinuität an den Fundstücken erweisbar wäre (das von J. Donnerau, Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit im Gebiete der Karlmannschenkung an das Kloster Sulda, Sa. o. J. aus d. Fest-Dor. d. „Sulda. Zeit.“ vom 1. Jan. 1924, angeführte Beispiel will mir doch nicht ganz beweiskräftig erscheinen). Und die große Masse der Funde müßte meines Erachtens da oder dort diese Kontinuität erweisen, sogar wenn man geltend macht, was in manchen Fällen, zumal für die jüngeren Perioden, vielleicht zu sehr übersehen wird, daß nämlich, selbst Daueriedelung vorausgesetzt, zwischen den einzelnen Gräbern einer Nekropole immerhin ein längerer Zeitraum liegen kann, besonders wenn man annimmt, daß nur höherstehenden Personen Grabanlagen gewidmet wurden, die durch den Hügel oder durch ihre Ausstattung uns heute noch auffallen. Da wir aber gegen Ende des Neolithikums bereits einen Wechsel des Siedelungsgeländes vom offenen zum Waldgebiete hin glauben beobachten zu können, dürfen wir uns über das bloß verschwommene Bild, das von dieser Übergangszeit uns bis jetzt vergönnt ist, vielleicht gar nicht sonderlich wundern. Jedenfalls möchte ich unsere negativen Feststellungen wenigstens nicht überschätzen gegenüber Gg. Wolffs allgemeinen Erwägungen (Archiv XIII, 1920, S. 14f.) über die Wahrscheinlichkeit einer Kontinuität beträchtlicher Bevölkerungsteile. Freilich — was dieses „beträchtlich“ besagen mag, können wir nicht einmal ahnen; denn über die Bevölkerungsdichte selbst zur Blütezeit der Wetterauer Bandkeramik müssen wir wohl für immer im Unklaren bleiben (K. Woelke, Germania VI, 1923, S. 99). Daß gegen Ende des Neolithikums eine Abwanderung erfolgt ist, glaube ich aus den Ereignissen im Süden schließen zu dürfen, deren Zusammenhang mit Bewegungen auf deutschem Boden mir nicht zweifelhaft dünkt. Zum Teil unter Beziehung auf G. Behrens verweist Gg. Wolff a. a. O. auf gewisse verwandtschaftliche Anklänge bronzezeitlicher an neolithische (Schnur-, Zonen-, Band-) Keramik. Ich muß gestehen, daß sie mir recht selten vorgekommen sind, wobei allerdings die Spärlichkeit bronzezeitlicher Töpferware in unserer Provinz mitsprechen mag. Wo ich aber eine Verwandtschaft beobachten konnte, handelte es sich durchweg um Erscheinungsformen bei südlich gerichteten Inventare, die weniger einen Übergang als eine fertige neue Entwicklungsstufe bedeuten, also einen schlüssigen Beweis für Oberhessen als Schauplatz einer solchen Weiterbildung nicht erbringen. Gänzlich aber fehlt, wie schon angedeutet, ein Nebeninander neolithischer und jüngerer Formen in geschlossenen Funden. Wenn also auch die Annahme Gg. Wolffs, Archiv XIII, 1920, S. 14f., die Bandkeramiker seien durch die Bronzezeitleute „unter-

jocht“ und zum Wechsel der Siedlungsplätze gezwungen worden, aus allgemeinen Gründen recht ansprechend klingt, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß greifbare Belege dafür uns bisher fast völlig verlagert geblieben sind. So erübrigt sich beinahe die besondere Feststellung, daß die frühe Bronzezeit in unserer Provinz nur überaus spärliche Denkmäler hinterlassen hat: außer einer Henkeltasse von Oberwiddersheim (Kr. Büdingen) und je einem Kupferflachbeilchen von Steinfurt (Kr. Friedberg; G. Behrens, *Bronzezeit Süddeutschlands* S. 83) und Gießen wüßte ich nichts hierher Gehöriges zu nennen.

Um so eindrucksvoller wirkt die Denkmälermasse der Hügelgräberbronzezeit in Oberhessen. Sie erfüllt vor allem die ganze, bisher fast siedlungsleere Nordosthälfte der Provinz, den Vogelsberg bis zu den höchsten Lagen hinauf, dasselbe Gebiet, wo heute die meisten „Rod-, hain-“ usw.-Orte und besonders zahlreiche Wüstungen sich finden (Gg. Wilh. J. Wagner, *Die Wüstungen im Großh. Hessen, Prov. Oberhessen* 1854; besonders auch W. Diemer, *Die geogr. u. topogr. Lage d. Siedel. d. Vogelsberges*, *Geogr. Mitt. aus Hessen* V, 1909, S. 1 ff.). In den Wäldern liegen dort (Kreise Alsfeld, Lauterbach, Nordosten von Schotten) noch viele Hunderte von Hügelgräbern, auf den Höhen entlang den Tälchen, vereinzelt und in kleinen Gruppen. Dutzende in allen Teilen dieses Gebietes sind schon untersucht. Keines hat andere als Funde der bronzezeitlichen Hügelgräberkultur geliefert. So dürfen wir mit einiger Zuversicht behaupten, daß weder vorher noch nachher in vorgeschichtlicher Zeit dort Menschen gewohnt haben, wenigstens in den Perioden, die ihren Toten Tumuli errichteten. Diese dichte bronzezeitliche Besiedelung vorher und nachher vernachlässigten Waldgebietes ist oft genug besprochen, klimatologisch und wirtschaftsgeschichtlich erörtert worden (E. Wahle, *BRgK. XII*; Gg. Wolff, *Archiv* XIII; K. Schumacher, *Siedelungsgeschichte* I, S. 185; — Alsf. *Schr.* S. 157, *Mitt.* XXV, 1923, S. 73). Die südliche Hälfte Oberhessens, also vor allem die Wetterau, hat vergleichsweise sehr wenige Denkmäler der Bronzezeit des Vogelsberges geliefert (z. B. auch K. Woelfe, *Germania* VI, 1923, S. 99, ferner E. Wahle, *BRgK. XII* und *Fundatatalog* dazu); was hier im zweiten Jahrtausend lebt, wird nachher anzudeuten sein. Nach Erwägung aller hierzu in Frage kommenden Gesichtspunkte (insbesondere: zerstörende Wirkung des Jahrtausendealten Ackerbaues — dagegen aber die schier unübersehbare Masse sonstiger Funde aus allen Perioden) muß ich die Überzeugung bewahren, daß der Fundbestand uns im ganzen eine zutreffende Vorstellung von der bronzezeitlichen Besiedelung Oberhessens vermittelt.

Wohnstätten konnten bisher im Vogelsberg nicht untersucht werden; über Spuren davon und über solche von bronzezeitlichem Feldbau, für den vielleicht auch einige Sicheln sprechen, ist Alsf. *Schr.* S. 157 die Rede (die zahlreichen langen Ackeraine unserer Wälder dagegen entstammen den mittelalterlichen Wüstungen und dem in Folge primitiverer Bewirtschaftung früher notwendigen ertensiveren Betriebe; vgl. auch Ed. Antbes, z. B. *DP.* II, 1912, S. 24 f.; III, 1914, S. 18 f., sowie W. Bremer, „*Mein Heimatland*“, Beil. 3. „*Hersf. Zeit.*“ VI, 1923, S. 2). Als Depots können nur drei Funde, bezeichnenderweise des Kreises Lauterbach, gelten. Ihre Bescheidenheit spricht gegen die Annahme von Händlerverstecken. Erwähnenswert ist bloß das Depot von Angersbach, weil es ein Rand- und ein Absatzbeil hier nicht gerade häufiger Formen vereinigt (*Mitt.* XXV, 1923, S. 73 mit Abb.). Die große Masse unseres bronzezeitlichen Denkmälerbestandes ist nachweislich aus Hügelgräbern zutage gekommen; für die meisten „Einzelfunde“ wird

man das gleiche vermuten dürfen. Die Tumuli sind aus Erde oder aus Steinen aufgeschüttet; mauerartige oder locker gefügte Steinkränze sind öfters beobachtet worden. Die Leiche ist meist auf die ursprüngliche Erdoberfläche gebettet mit mehr oder weniger sorgfältiger Steinpackung. Wir kennen von unseren oberhessischen Hügelgräberleuten nur Skelettbestattungen, die aber leider noch kein anthropologisch gut verwertbares Material erbracht haben. Die angebliche Feststellung von Brandgräbern ist gründlich widerlegt (Alsf. Sshr. S. 158 ff.). Anzeichen von „Hausbestattung“ konnte ich nirgends nachweisen, obgleich ich natürlich bei vielen Hügeln, angeregt durch die kurhessischen Erfolge, eifrig danach suchte. Wenn W. Deed, Korr.-Bl. d. Ges.-Ver. d. dtsh. Gesch.-u. Altert.-Ver. 70, 1922, Sp. 15 ff., in dieser Hinsicht u. a. auf Tumuli von Eichelsdorf (Kr. Schotten) verweist, so kann ich aus R. Adamys Bericht, QuBl. I, 1891, S. 39, nichts anderes herauslesen, als was ich selbst von zahlreichen bronzezeitlichen Gräbern unserer Provinz weiß. Daß die Hausbestattung bei uns aber völlig gefehlt habe, will ich, die völlige Sicherheit der kurhessischen Beobachtungen vorausgesetzt, um so weniger behaupten, als das Inventar der Vogelsberger Gräber unsere Bronzezeitleute mit denen Kurhessens aufs engste verknüpft. Wir finden als Beigaben: Rad- und Nagel- oder Kegelpfannnadeln, sowie verwandte Typen, einfache und Doppelspiralnadeln, wenige Rollen- oder ähnliche Nadeln, Armspiralen verschiedensten Ausmaßes, Dolchflingen mit Nieten, wenige Sichel, seltener Rand- oder Absatzbeile (Lappenbeile nur als Einzelfunde!), fast nie Keramik (ein Gefäß bei G. Behrens, Bronzezeit S. 204, hier auch ein „Diadem“); reichere Gräber enthalten ferner noch u. a. Brustschmuck (aus gestielten Scheiben, Bernsteinperlen und Bronzespiralröhrchen) sowie Goldspirälchen („Lodenhalter“), doch sind mir solche aus Hügeln vom Nordhange des Vogelsberges bisher nicht bekannt geworden. Typische Bilder solcher Bestattungen vermitteln z. B. L. v. Schlemmer, Fundber. S. 31 ff.; R. Adamy, QuBl. I, 1891, S. 39; — Germania IV, 1920, S. 68 ff.; Alsf. Sshr. S. 157 ff.; Mitt. XXV, 1923, S. 73 ff.; K. Kramer XII, 1903, S. 119 ff.; XIII, 1905, S. 114 ff. und öfter in den Mitt.; für Kurhessen z. B. W. Bremer, „Mein Heimatland“, Beil. 3. „Hersf. Zeit.“, V, 1922, Nr. 11, VI, 1923, S. 21 f., J. Donnerau, a. a. O., V, 1922, Nr. 6. Besonderen Hinweis verdient vielleicht noch der Fund einer Dor-(oder Kümmer?-)Stufe der zweiteiligen Sibel bei Dirlammen (Kr. Lauterbach), deren durch einen Draht höchst primitiv „gesicherte“ Nadel aber leider gar keine zur Datierung geeigneten Merkmale aufweist (Alsf. Sshr. S. 163 mit Abb., Mitt. XXV, 1932, S. 73 f. mit schemat. Darst.).

Die Verwandtschaft unserer Denkmäler mit denen von Kurhessen, die Tatsache der dichtesten Besiedelung gerade auf dem unwirklichsten Hange des Gebirges, das unvermittelte Einsetzen dieser Besiedelung sind die vornehmsten Gründe, die mich zur Überzeugung bringen, daß unsere Hügelgräberleute aus dem Norden und Nordosten in unsere Provinz gekommen sind. Wenn also Gg. Wolff und W. Bremer mit Recht die Ansässigkeit der „Chatten“ in Kurhessen von der Schnurkeramik an verfechten (W. Bremer, Gesch. Bl. VI, 1923, S. 25 f., „Mein Heimatland“, Beil. 3. „Hersf. Zeit.“, VI, 1923, S. 6; J. Donnerau, Denkm. aus vorgeschichtl. Zeit im Geb. d. Karlmannsdenkung an das Kloster Fulda, Sa. o. J. aus d. Fest-Nr. d. „Fuld. Zeit.“ vom 1. Jan. 1924; K. Schumacher, Siedelungsgeschichte II, S. 130), dann hätte uns die Hügelgräberbronzezeit die erste starke „Chatten“-Einwanderung nach Oberhessen gebracht, die freilich nicht sehr nachhaltig war und nur in schwächeren Zügen den Vogelsberg nach der Wetterau hin westlich und östlich umging und

seinen Kamm überschritt¹⁾). Daß wir uns über die etwaige Auseinanderziehung mit älteren Bevölkerungsresten der Wetterau ein rechttes Bild machen können, wurde oben gezeigt. Auf der Nordostabdachung des Vogelsberges die Wanderungs- „Etappen“ der Hügelgräberleute an Hand der Funde festzustellen, wie es K. Schumacher, Siedlungsgeschichte I S. 75, erhofft, dürfte aber doch sehr schwer fallen. Es war eine ziemlich ärmliche Bevölkerung, die hier ohne große Beziehungen nach außen hauste, ziemlich lange, wie wir nachher werden vermuten können, sich hielt und so etwas „altmodischen“ Charakter annehmen mußte. Daß größte Vorsicht nötig ist bei der Auswertung „älterer“ und „jüngerer“ Erscheinungen gerade in solchen Gebirgsgebieten, wo selbst eng benachbarte Siedelungen infolge der natürlichen Verhältnisse (z. B. Zug der Höhen und Täler) ganz verschiedene Verkehrsrichtungen und wirtschaftliche Möglichkeiten haben, wird dem aufmerksamen Beobachter heute noch deutlich; ein kleines Beispiel dafür, dem später ein vorgeschichtlicher Beleg folgen wird: Lehrer F. Sauer in Oberlais berichtete mir von zwei einander sehr nahe gelegenen Dörfern im nördlichen Oberhessen, daß das eine von den Holzschüsseln oder den in die Tischplatte geschnittenen Mulden unmittelbar zu den modernen irdenen und Steinguttellern überging, während das andere schon früher den Luxus des Zinngeschirres sich erlauben konnte und über dieses hin zum heute gebräuchlichen Eßgeschirr gelangte. Derartige Erwägungen machen es vielleicht verständlich, wenn ich bekenne, daß es mir bisher nicht gelingen wollte, eine verlässliche zeitliche Gruppierung der Funde des Vogelsberggebietes vorzunehmen (allgemein: frühe Hügelgräberbronzezeit, Montelius II.).

In der Wetterau und ihren Ausläufern fehlen, wie oben bereits bemerkt wurde, Denkmäler der Hügelgräberkultur des nördlichen Oberhessen zwar nicht völlig, sie sind aber vergleichsweise sehr in der Minderzahl. Dagegen muß hingewiesen werden auf die Gräber von Wölfersheim (Kr. Friedberg; G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands S. 200f. und Taf. XX; K. Schumacher, Siedlungsgeschichte I, S. 67f.) mit Kerbschnittgefäßen und Kugelfopfnadeln, denen z. B. auch Keramik vom Trieb bei Gießen (u. a. L. v. Schlemmer, Fundber. S. 41), vor allem aber aus einer Siedelung bei Langgöns (Kr. Gießen; W. Bremer, QuBl. V, 1913, S. 191ff. mit Abb.) und weiteres mehr an die Seite zu stellen wäre, um zu zeigen, wie den Vogelsberger Bronzezeitleuten Wellen aus dem Süden entgegenflutet sind. Gerade Gießen ist ein Treffpunkt beider. Besonders lehrreich aber schien mir einer der bei Ober-Lais (Kr. Schotten) jüngst ausgegrabenen Hügel zu sein (nebenbei sei bemerkt, daß hier 20 Arbeiter und Bauern mehrere Tage lang unentgeltlich den Spaten geführt haben!): Der Tumulus mit lockerem Steinfranze enthielt als Hauptbestattung ein in den gewachsenen Grund getieftes, sorglich mit Platten ausgefetztes Schachtgrab, als Beigaben eine stark gerippte Nagelfopfnadel und einen außen dicht geriefelten Armring mit wenig verstärkten Enden, während die darüberliegende Nachbestattung durch ihre Anlage und durch die spärlichen Beigaben, eine fein gravierte Nadel mit

¹⁾ Eine andere Ansicht hat bekanntlich G. Kossinna vertreten (Die Herkunft der Germanen, Mannus-Bibl. 6, Karte des Siedlungsgebietes der Germanen, Kelten usw. während der 2. Periode der Bronzezeit). — Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich besonders betonen, daß mir selbst es sehr gewagt erscheint, für so frühe Zeiten bereits Stammesnamen anzuwenden; es wird auch bei nachweislich stärkster Bevölkerungs-kontinuität und nur geringem späterem Zustrome kaum möglich sein zu entscheiden, von wann an die Eigenart des geschichtlichen Volkstums eines Landes ausgeprägt genug ist, um den historischen Stammesnamen zu rechtfertigen — weiß doch auch niemand den Augenblick anzugeben, in dem ein Bäumchen zum Baume erstarrt.

verkehrtkegelförmigem Kopfe und das Bruchstück einer Radnadel (über Verstümmelung bronzzeitlicher Grabbeigaben vgl. W. Bremer, „Mein Heimatland“ VI, 1923, S. 22), völlig den im nördlichen Oberhessen üblichen Gräbern entsprach (Gießener Familienblätter 1923, S. 210f., 1924, S. 3f.). Bei getrenntem Vorkommen hätte man die beiden Bestattungen nach den Sunden gerade umgekehrt datiert. Also: aus der Wetterau drangen Horden mit anderer Bestattungsweise und „modernerem“ Schmutz den Tälchen folgend zum Vogelsberg empor, wo jenseits die nordoberhessischen Hügelgräberleute saßen; bei einem Dorstoße der letzteren hat dann „älteres“, oder besser „altmodischeres“ das anscheinend jüngere Kulturgut offenbar südlicher Herkunft überlagert.

Wenn wir nun hier mit Recht in Oberhessen zwei einander entgegenziehende Bevölkerungselemente der Bronzezeit erschlossen haben, dann finden vielleicht auch die Ringwälle des Vogelsberges eine gewisse Erklärung. Freilich konnte noch keiner von ihnen genauer untersucht, nur wenige sorglich aufgenommen werden. Viele sind gewiß erst weit später entstanden, damals, als das nördliche Oberhessen und der Vogelsberg zum zweiten Male, nach der langen Verödung vom Ende der Hügelgräberkultur an, besiedelt wurden. Manche aber, wie z. B. die ausgedehnten Anlagen am Gänsberg bei Alsfeld mit vielen Grabhügeln, Wohn- und Acker Spuren, darf man mit einiger Bestimmtheit schon dem zweiten Jahrtausend zuschreiben (Alsf. Schr. S. 166; Gießener Familienblätter 1924, S. 3f.).

Im nördlichen Oberhessen war die Bestattungsweise wie das ganze Kulturbild ziemlich einheitlich. Anders in der Wetterau und ihren Ausläufern, wo meist auch die Fundinventare (zumal an Keramik) viel reichhaltiger sind. Ein Beispiel besonderer Anlage lernten wir in dem Oberlaiser Schachtgrabe bereits kennen, das als solches nicht viele Parallelen hat (z. B. bei Gießen: Germania IV, 1920, S. 68ff.). Vielleicht hat K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 75, recht, wenn er solche Unterschiede entsprechend den keramischen Anklängen auf die immer wieder einmal zum Durchbruch kommenden verschiedenen neolithischen Elemente zurückführt, aus denen die bronzzeitliche Bevölkerung Süddeutschlands erwachsen sein muß. Hervorgehoben möge nur noch ein Grab von Nieder-Mockstadt (Kr. Büdingen) sein, dessen Anlage und Ausstattung unter einigen ähnlichen besonders auffallen: ein mäßiger Hügel deckte eine auf dem gewachsenen Grunde angelegte Skelettbestattung, die merkwürdigerweise gerade das Gegenteil der sonst üblichen Orientierung zeigte; am Kopfende war über einer Schicht feinen weißen Sandes ein kleiner Steinaufbau errichtet; die Beigaben bestanden in einem Absatzbeile und einem schlichten, rundstabigen Halstringe, dessen ganz schmale Öffnung mit bescheidener Riefelung an den Enden im Nacken lag und mit organischem Stoffe umwickelt war, so daß er wie ein geschlossener Halstring der späthallstädtischen „Mehrener“ wirkte; an Gräber von diesen erinnert auch die Sandbeigabe und der „Wächter“ am Kopfende (genaueres: Gesch. Bl. VI, Nr. 14f.). Ich bin nicht abgeneigt, diese Beobachtung mit geltend zu machen für die Entstehung von Zweigen keltischer Kultur und keltischen Volkstums im bronzzeitlichen Mittel- und Südwestdeutschland, von wo sie am Ende dieser Periode durch die „Urnenfelderleute“ und ihre Nachfolger größtenteils abgedrängt und überlagert wurden, um erst durch die „Mehrener“ um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends auch bei uns in Oberhessen wieder zu erscheinen (Mitt. XXV, S. 73; Gesch. Bl. VI, Nr. 14f.). Über die „späte Bronzezeit“ soll ein besonderer Abschnitt unter-

richten, da nur wenig in ihr an die Hügelgräberperiode unmittelbar anschließt und sie fortführt.

d) Urnenfelderstufe.

Metallsachen, Nadeln, Armringe, „Rasier“messer usw., die man größtenteils unbedenklich der spätesten Bronzezeit zuweisen würde, erscheinen im Zusammenhange mit einer Keramik, die ihres Fortlebens wegen als früheste Stufe der Hallstattperiode gelten könnte. Es ist gewiß zwecklos, über die Eigenschaft unserer „Urnenfelderkultur“, deren Bezeichnung wohl berechtigt ist, zumal eine Verwechslung mit den germanischen Urnenfeldern kaum droht, als späte Bronze- oder frühe Eisenzeit zu streiten. Ihre Denkmäler haben bei uns bisher noch keine Spur von Eisen geliefert. Von den Vogelsberger Hügelgräberleuten jedoch ist das Volk der Urnenfelder seiner Herkunft nach, also stammlich, und nicht weniger auch kulturell verschieden, höchstens durch einzelne Säden mit den bronzezeitlichen Wetterausiedlern verknüpft, während es selbst in der folgenden Stufe deutlich weiterlebt. Die Urnenfelderkultur bietet gerade auch in Oberhessen das typische Bild einer Übergangsperiode, wobei freilich die neuen Züge überwiegen, und sie ist eigenartig genug, um eine Sonderstellung beanspruchen zu können.

Siedelungsgeographisch betrachtet erweisen sich die Urnenfelderleute unserer Provinz durchaus als die Nachfolger der handkeramischen Bauern, wenn auch ihre Gräber und Wohnstätten meist etwas tiefer im Gelände, an den Hängen der Lößhöhen sich finden; im einzelnen kann hierfür wieder auf Gg. Wolffs Arbeit über die Bodenformation der Wetterau (Archiv XIII, 1920, S. 19ff.) verwiesen werden (vgl. auch E. Wahle, BRgK XII, 1921, S. 48, besonders Anm. 1). Die Urnenfelderleute aber deshalb so eng, wie Gg. Wolff, a. a. O., und vor allem auch S. Kutsch, Han. Kat. S. 14f., es wollen, mit den von Haus aus natürlich noch stammverwandten neolithischen Bewohnern der Wetterau unmittelbar zu verknüpfen, gar keine Kontinuität derselben anzunehmen, geht meines Erachtens nicht an, allein schon wegen der bronzezeitlichen Denkmäler des Gebietes, die selbst, wie wir sahen, nirgends einen glatten Zusammenhang mit den steinzeitlichen erkennen lassen. Daß ältere Elemente weiter lebten, wird aus allgemeinen Gründen niemand bestreiten. Die geschlossene, fertige Eigenart aber, mit der die Urnenfelderkultur einsetzt, duldet wohl keinen Zweifel, daß sie durch neuen Volkszuzug aus dem Süden nach Oberhessen getragen worden ist. Ihre Denkmäler also erfüllen das Wetteraugebiet, gelangten auch über die Gießener Senke bis in die Gegend von Marburg (Gg. Wolff, Ztschr. L, 1917, S. 230f.; LII, 1919, S. 115ff., Germania II, S. 119ff.), während sie weiterhin auf kurhessischem Boden nur in verflauten Formen begegnen (K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 74, auch W. Bremer, „Mein Heimatland“, Beil. 3. „Hersf. Zeit.“ V, 1922, Nr. 13); das Gebirgsland der nordöstlichen Hälfte unserer Provinz aber haben die Urnenfelderleute, wie uns die Fundstatistik, glaube ich, nicht bloß vortäuscht, gänzlich unberührt gelassen.

Die weitaus meisten unserer Urnenfelderfunde stammen aus Gräbern. Bei verhältnismäßig wenigen davon waren ziemlich flache Hügel erhalten. Bei einigen mögen ursprüngliche Aufschüttungen durch den Ackerbau abgetragen worden sein. Bei vielen Feldern aber macht das dichte Nebeneinander der Bestattungen die Annahme ehemaliger Hügel unmöglich; die einzelnen Gräber müssen anderweitig bezeichnet gewesen sein, vielleicht nur durch ganz kleine Aufwürfe. Das Vorhandensein oder Fehlen von Hügeln

will Gg. Wolff, Archiv XIII, S. 21, sozial ausdeuten, wobei er aber vielleicht doch etwas zu sehr betont, die sicher mit Hügeln versehenen Urnengräber seien gewöhnlich besonders reich ausgestattet gewesen. Wir können hier nicht alle Einzelheiten der Grabanlagen behandeln: Urne mit Steinpackung oder wenigstens Steinplatte darüber; Urne in bloßer Erdgrube; Urne aufrecht stehend, darin die Leichenasche und Beigefäße, Schale als Dedel, manchmal die Beigefäße daneben; Urne über die Leichenasche gestülpt, Beigefäße daneben oder darunter; Urne mit Leichenasche allein. Die Keramik zeigt zunächst durchweg ausgeprägten „Metallstil“ (manche Formen machen es durchaus verständlich, daß G. Dieffenbach, Nass. Annal. XV, 1879, S. 378 ff., bei Veröffentlichung des Friedberger Grabes von „Laußiger“ Sünden sprach). Der Übergang zur eigentlichen Hallstattkultur beginnt mit verflauter Form der großen Urne (K. Schumacher, PZ. XI/XII, 1920, S. 126). Die Metallbeigaben sind in der Regel spärlich, wenn sie nicht ganz fehlen, zum Teil im Brande zerstört: Kugel-, auch noch Kegelskopfnadeln, erstere manchmal sehr groß mit Contern, dreiteilige und einfache Armbänder, Messer (gerade und „Rasier“-messer mit durchbrochenem Griff); Waffen kommen in Urnengräbern ganz selten vor; Lappen- und Tüllenbeile sowie Sicheln begegnen nur als Einzelfunde sowie in Depots, desgleichen gewichtigerer Schmuck; nur ein Grab enthielt Goldbelag mit Linien und konzentrischen Kreisen, sowie runde Anhängerplättchen aus Gold. Folgende Fundberichte vermitteln, zumeist mit Abbildungen, ziemlich gute Bilder unserer Urnengräber: Germania IV, 1920, S. 23 ff.; W. Bremer, Rg. Korr.=Bl. VI, 1913, S. 56 ff., Mitt. XX, 1912, S. 72 ff.; G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands S. 264 f.; Gundermann-Kornemann-Kramer, Fundber. S. 1 ff.; P. Helmke, Gesch. Bl. IV, 1921, S. 1 f., Veröff. 1, 1919, S. 22 ff.; K. Kramer, Mitt. XIX, 1911, S. 252, XXII, 1915, S. 147 f. u. ö.; für die Suldaer Gegend: J. Donderau, Veröff. d. Suldaer Geschichtsvereins VII, 1909, ein sehr wichtiger Bericht, da er, im Vergleiche mit den vorgenannten aus dem westlichen Oberhessen, die Eigenart der dortigen Verhältnisse klar erkennen läßt.

Inmitten des Urnenfeldergebietes finden sich einzelne Skelettbestattungen, die durch ihre kriegerische und besonders reiche Ausrüstung auffallen, durch die Beigaben, vor allem auch die Keramik, aber für unsere Periode völlig gesichert sind: z. B. Oststadt und Heldenbergen (Kr. Friedberg; G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands S. 264, Germania I, 1917, S. 147 ff.; K. Schumacher, Buhb. Fshr. 1, S. 12); hierher gehört auch ein Grab von Bad-Nauheim (Kr. Friedberg), das wohl als Brandbestattung erwiesen ist, durch Anlage und Beigaben jedoch den Skelettgräbern sehr ähnelt (S. Quilling, Die Nauheimer Sunde, S. 7 ff.).

Von Siedelungen ist keine gründlich untersucht. Aus den Wohnplatzfunden sind vielleicht die Feuerbockbruchstücke von Offenheim (Kr. Friedberg) erwähnenswert (Gesch. Bl. VI, 1923, S. 26 ff.; solche aus der südlichen Wetterau: S. Kutsch, Germania III, 1919, S. 88).

Depots dieser Zeit sind auf oberhessischem Boden in recht stattlicher Zahl bekannt geworden, darunter große und dadurch sehr lehrreiche Gießinventare, meist natürlich entlang der Wetteraustraße, wie auch in ihrer Zusammenfassung die natürliche Verkehrswege unseres Gebietes klar sich widerspiegeln (Verzeichnis bei G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, S. 47 ff.; vgl. auch K. Schumacher, Korr.=Bl. d. dtsh. anthropol. Ges. 1903, S. 90 ff. und AbD. V, S. 143 mit Karte).

Sehr schwierig ist die Frage nach dem Verhältnis der Urnenfelderleute zur eingesehnen Hugelgraberbevolkerung. Daß diese im Vogelsberggebiete noch lebte, als in der Wetterau bereits jüngere, südliche Ströme eingezogen waren, schien uns der Hügel von Oberlais (Kr. Schotten) zu zeigen. Zwei Rad- und Spiralkopfnadel-Sunde inmitten von Urnengräbern (bei Friedberg) sind leider nicht ganz sicher. Daß ein spatbronzezeitliches Depot bei Schotten-Rainrod zutage kam (G. Behrens, *Bronzezeit Süddeutschlands*, S. 50, K. Schumacher, *Siedelungsgeschichte I*, S. 235), könnte, wie das Depot von Lindenstruth (Kr. Gießen; G. Behrens, a. a. O., S. 49f.), vielleicht darauf schließen lassen, daß es sich noch lohnte, das Gebirge aufzuzuchen. Eine Lanzenspize und ein Lappenbeil aus der Gegend von Alsfeld (Alsf. Zschr. S. 161) sind aber bisher im nördlichen Oberhessen unter der großen Masse der typischen und, wie wir sahen, ziemlich einheitlichen Hügelgräber-ausstattung die einzigen Sunde jungerbronzezeitlichen Charakters geblieben (dagegen das schöne, auch wegen seiner Kulturbeziehungen wichtige Depot vom benachbarten Heimberg bei Sulda mit großen Scheibensibeln usw. J. Donnerau, *Suldaer Geschichtsblätter XVI*, 1922, S. 81ff. mit Abb.). Besonders gern wird man natürlich auf die Skelettgräber der Urnenfelderstufe verweisen, die man wohl am liebsten durch das Wiederaufleben einheimischer Elemente sich erklären möchte und wegen ihrer kriegerischen Ausstattung sogar in „politischer“ Hinsicht auszudeuten geneigt sein könnte. Jedenfalls ist es ganz bedeutungsvoll, daß auf dem ragenden Gipfel des Johannesberges bei Bad-Nauheim (Kr. Friedberg) unter der römischen specula und bedeckt von germanischen Resten auch fruhhallstattische Siedelungsspuren sich fanden (P. Helmke, *Gesch. Bl. II*, 1910, S. 1ff.; K. Schumacher, *Materialien*, S. 94 und *Nass. Ann. XLIV*, 1918, S. 194, sowie *PZ. XI/XII*, 1920, S. 133 mit meines Erachtens zu später Datierung). Gewiß hatten die Urnenfelderleute kein Interesse daran, ins Gebirge zu ziehen; wohl aber konnte es die Bewohner des Vogelsberges reizen, die Bauernsiedelungen der Wetterau heimzuzuchen. Mit befriedigender Sicherheit jedoch können wir die hier angeschnittene Frage noch nicht lösen. Einige Aussicht darauf wird sich erst dann eröffnen, wenn es gelungen ist, über den Ausgang der Hügelgräberkultur im nördlichen Oberhessen völlige Klarheit zu gewinnen, und wenn wir überhaupt einmal irgendwo zuverlässiger erkannt haben, in welcher Weise prähistorische Völker und Kulturen einander abzulösen pflegen. So viel aber ist sicher, daß die Urnenfelderleute den Einheimischen gegenüber ihre Eigenart bewahrt haben.

e) Mittlere Hallstattzeit.

Die bäuerliche Kultur der Urnenfelderleute lebt nach der Keramik, nicht im sonstigen Inventare, von einigen Ringtypen abgesehen, weiter in die Hallstattperiode hinein. Das Herauswachsen von „Hallstattformen“ aus der Urnenfelderkeramik und das Nachleben der letzteren hat K. Schumacher, *PZ. XI/XII*, 1920, S. 124ff., gerade an oberhessischen Denkmälern gut gezeigt, und auch . Kutsch hat *Germania III*, 1919, S. 86f. mehrere Übergangsformen beigebracht. Sehr richtig aber schließt er aus dem verhältnismäßig seltenen Nebeneinander von beiden Stufen, daß zwar beträchtliche Teile der Urnenfelderbevölkerung hier ansässig bleiben, daß aber die neue Kultur doch Bevolkerungszugang andeute (Han. Kat. S. 17; auch K. Woelke, *Germania VI*, 1923, S. 100f.). Nebenbei wenigstens sei wieder auf die Hohensiedelung des Johannesbergs bei Nauheim verwiesen, die doch irgendwie unruhigen.

Zeiten ihr Dasein verdanken wird. Einen sehr schönen Beleg hat dafür neuerdings die große Nekropole von Nieder-Modstadt (Kr. Büdingen) geliefert, wo inmitten der typischen, teils bemalten Mittelhallstatt-Grabservice immer wieder einmal Gefäße vom ausgeprägten „Metallstile“ auftauchen. Und zur richtigen Beurteilung dieser Tatsache führte die Untersuchung zweier Hügel, die so dicht aneinander gebaut waren, daß der eine den Rand des anderen überdeckte. Der ältere war schon zusammengefunken, sein Steinkreis von der Aufschütterde überschwenmt, als der jüngere angelegt wurde. Gerade dieser aber enthielt unter den keramischen Beigaben starke Anklänge an die Urnenfelderformen (Teller mit facettiertem Rand usw.), während jener nur die echte Mittelhallstattausstattung, und zwar in prächtigster Ausprägung und größter Reichhaltigkeit aufwies (Mitt. XXV, 1923, S. 78f., Gesch. Bl. VI, 1924, S. 57ff.). Auch nach diesem Befunde muß man, glaube ich, auf Einwanderung neuer Volksteile mit neuer Kultur schließen, deren kulturelle und wohl auch ethnische Verwandtschaft mit den Einheimischen aber die Mischung erlichterte; daraus erkläre ich mir auch das Vorkommen von Hügelgräbern der echten Urnenfelderkultur in unseren größeren Hallstattnektropolen, z. B. bei Gießen, Muschenheim (Kr. Gießen) usw.

Über die Kulturformen der mittleren Hallstattzeit gibt K. Schumachers bereits erwähnte Arbeit erschöpfende Auskunft, die für Oberhessen um so wertvoller ist, als gerade unsere Provinz den beträchtlichsten Baustoff dazu liefern konnte. In der ersten Hälfte der in Rede stehenden Periode herrscht noch durchaus die Brandbestattung. Die Hügel haben oft große Ausmaße, manchmal Steinkränze; im Inneren sind Holzbauten anzunehmen, ab und zu mit Steinpackung. In stattlichen Gefäßsäßen (große Vorratsgefäße, mehrere Töpfe, vielerlei Schalen, nicht selten paarweise, darin Spitzbecher, einmal ein schöner Fußpfal) ist das Totenmahl angerichtet, in oder neben der dicken, vom Feuer herrührenden Aschenschicht. Viele Erscheinungen weisen auf Verwandtschaft mit der „Gündlinger“ Kultur, neben der Grabanlage und -Ausstattung, z. B. auch das Bronzeschwert mit Flügelortband von Muschenheim (Kr. Gießen), dem ein ähnlicher Fund aus dem Frankfurter Stadtwalde zur Seite steht. Am stärksten aber haben die „Koberstädter“ auf Oberhessen gewirkt. Gewiß ist auch hier wieder mit einem Bevölkerungszustrome zu rechnen, wie typische Skelettgräber mit Aufbahrung der Leiche neben dem „Totenmahl“ wohl erkennen lassen (z. B. Mitt. XXV, 1923, S. 79f., Gesch. Bl. VI, 1924, S. 58), z. T. ausgestattet mit dem Toilettennecessaire und mit Waffen, vornehmlich langen Eisenschwertern — Eigenarten eines „ritterlichen Kriegervolkes“ (K. Schumacher), die in gewissem Gegensatz stehen zur bäuerlich-friedlichen, behäbigen Kultur, wie sie seit den Urnenfeldern in Oberhessen wieder heimisch war (echt „Koberstädter“ Grabbeigaben von Höchst a. d. Niddar, Kr. Büdingen, abgebildet von K. Schumacher, Germania II, 1918, S. 99, Abb. 3, PZ. XI/XII, 1920, S. 153f., Abb. 12). Wenn aber die Koberstädter Formen der Keramik in der mittleren Hallstattzeit unserer Provinz die unbestrittene Vorherrschaft erlangen, gerade auch bei Brandbestattungen, die durchaus in der Überzahl bleiben, so muß das auf stärkstem „modischem“ Einflusse beruhen und auf innigster Mischung der Koberstädter mit den älteren Elementen.

In der Hallstattzeit, einsehend mit der „Urnenfelderstufe“, erlebte die Wetterauer Töpferei ihre zweite Blüte. Wenigstens ein Töpferofen ist in unserer Nachbarschaft, unweit Rödelheim bei Frankfurt, zutage gekommen, leider noch nicht ausreichend veröffentlicht (K. Woelke, Rg. Korr. Bl. VI,

1913, S. 45). Er enthielt auch bemalte Ware, die übrigens nicht nur dem Grabgebrauche diente, wie Wohnplatzfunde gezeigt haben. Die Muster (auf rot, braun, gelb mit schwarz oder Graphit) unserer Mittelhallstattkeramik gehören im weitesten Sinne zur Gruppe der „Textilornamente“ und verraten dadurch, in Gemeinschaft mit dem Gesamtgepräge der Denkmäler wie der Grabsitte, die unseren Mittelhallstattstämmen mit den früheisenzeitlichen Kulturen Italiens, Istriens, Griechenlands gemeinsamen „illyrisch-thrakischen“ Wurzeln. Eine nördlich des Maines bisher einzigartige Schale trägt Bänder aus eingestempelten Dreiecken und konzentrischen Kreisen nach Art der Rauhen-Alb-Keramik. Selten finden sich auf Tellern Flechtmotive leicht plastisch angedeutet (Bemalte Keramik: Mitt. XXV, 1923, S. 76 ff., Gesch. Bl. VI, 1924, S. 57 f.; plastische Flechtmotive: Mitt. XXV, 1923, S. 76, Abb. 9; Gefäße der ausgehenden Mittelhallstattkultur: Mitt. XXV, 1923, S. 81; Keramik überhaupt: K. Schumacher, PZ. XI/XII, 1920, S. 127 ff.). Von den Metallbeigaben unserer Mittelhallstattgräber sind das „Gündlinger“ Bronzeschwert, bei dem noch ein Rasiermesserchen und ein Meißel aus Bronze lagen, sowie die Toilettegeräte und die Eisenschwerter der „Koberstädter“ bereits erwähnt. Es kommen ferner vor halbmondförmige eiserne „Rasier“-messer, öfters auch gerade Eisenflingen. An Schmutz begegnen verschiedene Arten von Arm- und Fußringen; es fehlen auch nicht die großen Hohlwulstarmbänder und Ringe mit Tonfarn. Ofenarmringe und solche mit Schwelungen, Wendelringe mit scharfen Stegen („Totenkränze“), die bei uns gewöhnlich in Mittelhallstattumgebung erscheinen, sowie die holzgefüllte Blechnachahmung des „Torques“ mit Hafenverschluß müssen in den folgenden Abschnitten noch einmal erwähnt werden, wo das Verhältnis der „Koberstädter“ zu den Kelten der späten Hallstatt- und frühen Latènezeit uns zu beschäftigen hat. Nicht sehr häufig sind Schläfen- und Ohringe; Sabeln, Knöpfe usw. kommen gar nicht vor. Eine Seltenheit sind die bunten Perlen (mit bemalter Keramik) aus der Lindener Mark bei Gießen (K. Kramer, Mitt. XII, 1903, S. 118 f.; P. Reinecke, AbD. V, S. 61, Taf. 14 mit farbiger Abb.). Als Ergänzung zu K. Schumachers oben angeführter Darstellung können folgende Berichte dienen, die natürlich auch noch viele Einzelheiten und Besonderheiten über Bestattungsritual und Grabausstattung darbieten: Nieder-Mockstadt, Mitt. XXV, 1923, S. 76 ff., Gesch. Bl. VI, 1924, Nr. 13 ff.; Müschenheim, P. Helmke, Veröff. 1, 1919; Lindener Mark bei Gießen, G. Gundermann, Sundber. S. 78 ff. und vor allem K. Kramer öfters in den Mitt., auch Korr. Bl. d. Westdtsh. Ztschr. XXV, 1906, Nr. 53; Höchst a. d. Nidder (Kr. Büdingen), K. Schumacher, Germania II, 1918, S. 99, Abb. 3, PZ. XI/XII, 1920, S. 153 f., Abb. 12.

In der Wohnstättenforschung sind wir leider noch nicht viel über W. Soldan hinausgekommen, der bekanntlich am Schrenzer bei Bußbach (Kr. Friedberg) im wesentlichen seine Beobachtungen von Neuhausen (Westerwald) bestätigt fand (K. Schumacher, Materialien, S. 38 u. 95, Siedelungsgeschichte I, S. 110, Bußb. Zschr. 1, S. 12 f., 2, S. 10, Abb. 2; S. Behn, Das Haus in vorrömischer Zeit, Wegw. durch d. Rg. Centr.-Mus. 2, 1922, S. 22 f.): es waren danach Anlagen vom Charakter des „fränkischen“ Hofstyps. Ein Grabhügel von Nieder-Mockstadt (Kr. Büdingen) zeigte innerhalb einer mächtigen Steinpackung mäßige Spuren einer Holztafammer (Mitt. XXV, 1923, S. 78) nach Art etwa des Dillinger Bloßbaues (K. Schumacher, Materialien S. 36), woraus natürlich nicht ohne weiteres auf die Technik des Wohnhauses geschlossen werden darf. Wohl aber lassen

die stattlichen Tumuli der Toten mit ihrer meist üppigen Ausstattung gewiß nicht minder hohe Ansprüche der Lebenden vermuten. Und nach den ausgedehnten Nekropolen dürfen wir, wie bereits für die Urnenfelderstufe, verhältnismäßig ganz ansehnliche Dorfschaften voraussetzen, wenn auch befestigte Anlagen wie die Koberstädter (S. Kofler, Archiv III, 1904, S. 215 bis 253) in Oberhessen noch nicht festgestellt werden konnten. Daß die Gräber dieser Periode kaum einmal als Nachbestattungen auftreten, versteht sich aus ihrer Anlage und dem ganzen Wesen der Kultur ohne weiteres.

Das Siedlungsgebiet der Mittelhallstattleute deckt sich im allgemeinen mit dem der Urnenfelderbauern, wenn es auch gegen Ende der Periode nach der Randzone des Vogelsberges hin etwas sich zu erweitern scheint. Ziemlich selten aber entsprechen sich die Siedlungsstellen. Das in der Urnenfelderstufe beginnende Herabrücken der Siedlungen und Gräber von den zur Zeit der Bandkeramiker bevorzugten Lößhöhen nach den Niederungen und zu den Wäldern hin läßt sich weiter verfolgen.

Über die Gießener Senke hinaus auf kurhessisches Gebiet sind nur mäßige Ausläufer unserer Mittelhallstattkulturen vorgeedrungen. Der Gebirgsstock des Vogelsberges (und natürlich das nördliche Oberhessen) blieb nach dem Fundbestande ganz unberührt von ihnen, abgesehen von wenigen Stellen, wo breite Täler zur Einkehr lockten.

f) Späte Hallstattzeit.

Mit am frühesten unter den rechtsrheinischen Landen ist unsere Provinz, zunächst im Gebiete der Gießener Senke, von den machtvollen, die Latènezeit einleitenden Keltenzügen getroffen worden, und zwar durch die noch hallstädtischen „Mehrener“, deren Wanderung über Eifel, Hunsrück, Westerwald entlang der Lahnstraße nach Oberhessen K. Schumacher insbesondere Nass. Ann. XLIV, 1918, S. 175—222 nachgegangen ist. Vielleicht wäre eine Vermutung nicht allzu gewagt, die ihren Auszug mit den germanischen Bewegungen der jüngsten nordischen Bronzezeit am Niederrhein in Zusammenhang bringt, zumal auch im Hinblick auf manche Inventarformen. Die Mehrener halte ich mit K. Schumacher für die ersten wirklichen Kelten, die unser Gebiet berührten. Den Mittelhallstattsiedlern darf man meines Erachtens nur eine gewisse Verwandtschaft mit dem Keltentum, und diese bloß über die von ihnen aufgefogenen bronzezeitlichen „Dorkelten“ und deren neolithische Bestandteile hin, zubilligen; doch ist hier nicht der Ort zur eingehenderen Behandlung solcher Fragen.

Die Grabhügel der „Mehrener“ sind im Vergleiche zu denen der Mittelhallstattbauern ziemlich klein, wenn nicht Nachbestattungen An- und Aufbauten veranlaßt haben, auch sind ihre Nekropolen an Hügelzahl sehr viel bescheidener. Die Tumuli bestehen meist aus Erde, selten ganz aus Steinen. Die Sitte der gewöhnlich locker gesetzten Steinkränze und der „Menhire“ ist öfters bezeugt als für die vorhergehende Kultur (vgl. Germania IV, 1920, S. 73f., allgemein über „Menhire“ in unserem Gebiete Gg. Wolff, Germania IV, 1920, S. 16ff.). Die reinen „Mehrener“ kennen nur Stelebestattung, meist mit sorgfältiger, rechteckiger Steinpackung, fast nie unter der Hügelmitte, gewöhnlich nach Osten verschoben; am Kopfende steht öfters ein größerer Block als „Wächter“, manchmal mit weißem Sande dabei (wie im Bronzezeitihügel von Nieder-Modstadt). Einigemale lag neben dem Grabe ein rechteckiges Steinpflaster unbekannter Ritualbedeutung. Wenn die Füllung der Leichenpackung mit Scherben und

sonstigen Kulturabfällen durchsetzt ist, während die Hügel Erde sonst davon frei ist, darf man vielleicht vermuten, daß der Tote in Anlehnung an ursprüngliche Hausbestattung in Erde von der Herdstelle gebettet wurde. Es geht nicht an, hier alle Besonderheiten der Bestattungsjitte zu erwähnen, die den Haupttyp bereichern — sie sind häufig lokal begrenzt, oft an eine Hügelgruppe gebunden, also wohl Eigengut einzelner Horden und Sippen (Deröff. 2, 1919, S. 24). Die Beigaben der rein „Mehrener“ Gräber sind sehr eintönig: Die Männerbestattungen enthalten gewöhnlich nur ein überall gleiches, meist glänzend schwarzes Kugelgefäß mit Strichbündeln auf der Schulter und wenig umgelegtem niedrigem Mündungsrande, darin oder dabei ein einfaches halbkugeliges Schälchen; sehr selten traf ich eine Eisen Klinge oder Spize. Die Frauengräber sind meist nur mit Schmud ausgestattet. Unter den Bronzen kehrt immer wieder der gedrehte Halsring mit Hakenverschluß (über die „Totenkranze“ ist später noch zu reden), häufiger noch sind die geschlossenen, schlichten oder mit Rippengruppen verzierten Halsringe, oft mit großem, dann im Nacken liegendem Guckzapfen (über ihre Trageweise: Deröff. 2, 1919, S. 39f., Germania IV, 1920, S. 74 und P. Helmke, Germania VI, 1923, S. 115ff.); ein sonst glatter geschlossener Halsring trägt angegossene Ringösen; ferner schlichte oder ebenfalls mit Rippengruppen verzierte Arm- und Beinringe, selten Ohr- und Schläfenringchen. Fast stets kommt dazu der Gürtel aus Leder oder Bast, mit vielen halbkugeligen Bronzebudeln besetzt; Gürtel mit Bronzeblechbelag sind dieser Kultur ursprünglich fremd. Besonders typisch erscheint die „Mehrener“ Kultur in folgenden Sundberichten: Climbach und Grünberg (Kr. Gießen), Deröff. 2, 1919, Germania IV, 1920, S. 71ff., Mitt. XXV, 1923, S. 81ff.; 3. T. nicht mehr ganz rein: Lindener Markt und Trieb bei Gießen, L. v. Schlemmer und G. Sundermann, Sundber., sowie K. Kramer häufig in den Mitt.; Laubach (Kr. Schotten), A. Roeschen, QuBl. II, S. 311f.; Muschenheim (Kr. Gießen), P. Helmke, Deröff. 1, 1919.

Die Auswahl ihrer Siedelungsplätze kennzeichnet die „Mehrener“ als Jäger- und Hirtenvolk. Sie bevorzugten Waldhöhen, wo häufig noch Hüttenpodien in der Nähe ihrer Grabhügel erhalten sind, sie folgten den wiesenreichen Bachtälerchen, wie vor ihnen die Schnurkeramiker und die Leute der Hügelgräberbronzezeit, und dringen auch, von Westen und Südwesten, in das Vogelsberagebiet hinein, allerdings nicht tief; der Oberwald und das nordöstliche Oberhessen haben noch keine Denkmäler von ihnen geliefert. Im Hinblick auf ihre Anmarschstraße nimmt es nicht Wunder, daß hauptsächlich der Kreis Gießen und seine nächste Nachbarschaft von der rein-„mehrener“ Kultur erfüllt sind (über die verhältnismäßig wenigen Mehrener-Sunde in Kurhessen vgl. W. Bremer, „Mein Heimatland“, Beil. 3. „Hersf. Zeit.“, V, 1922, Nr. 13).

Natürlich haben die „Mehrener“ nicht bloß Neusiedelungen angelegt, sondern recht häufig haben sie sich in das von den Einheimischen bereite Nest gesetzt. Es ist immer besonders reizvoll, zu beobachten, wie das Neue mit dem Bodenständigen sich auseinandersetzt. Zunächst ein Beispiel aus dem Kreise Gießen: auf dem Schabenberg bei Mainzlar a. d. Lda., in ziemlich unfruchtbarem Gelände, schließen sich, wie bereits oben angedeutet wurde, an die Brandgräber der Urnenfelderleute solche der Hallstattzeit an, doch mit ausnehmend spärlichem Inventare, fast bloß mit einfachen flauen Aschengefäßen. Und gerade diese Armlichkeit dürfte der neuen Kultur Tür und Tor geöffnet haben. Denn in Brandgräbern, die

auch um ihrer Anlage willen recht bemerkenswert sind (Urnenfiste aus Steinplatten, Steinpadung, rechteckige Brandgrube, großer roter Kiesel innerhalb eines Halsringes), begegnet hier genau das Inventar der Mehrener Skelettgräber von Climbach mit Kugeltöpfen und Schalen, sowie einem geschlossenen Halsringe (Germania IV, 1920, S. 23 ff., Hess. Blätter f. Volkstde. XX, 1921, S. 31 ff.). Anders wird das Bild, wo die „Mehrener“ selbst sich in reicheren Bauernsiedelungen einnisten, etwa in der Lindener Mark bei Gießen, G. Gundermann, Sundber. und K. Kramer öfters in den Mitt.; bei Muschenheim (Kr. Gießen), P. Helmke, Veröff. 1, 1919; besonders deutlich bei Nieder-Mockstadt (Kr. Büdingen), Mitt. XXV, 1923, S. 79 f. und S. 84 ff., Gesch. Bl. VI, 1924, Nr. 13 ff. Auch hier finden sich Gräber ganz rein „Mehrener“ Art. Und zwar pflegen sie teils als Nachbestattungen in den Hügeln früherer Perioden, selbst in ziemlich jungen der Mittelhallstattzeit, teils, und mitunter sind das nicht gerade reich ausgestattete, in besonderen Tumuli, die oft kleine Gruppen für sich bilden, zu liegen. Manche dieser Skelettgräber der „Mehrener“ zeigen aber eine deutliche Bereicherung durch süddeutsche Hallstattware, wie sie jenseits des Maines die Spätzeit ankündigt, Gürtelbleche, Krausenfibeln (paarweise, verbunden durch Ketten mit Klapperblechen), verschiedenerlei verzierte Armringe mit Endstollen usw., wohl auch „Zinnen“ringe mit schlichtem Dextring und die Ringmanschetten, sowie bessere Keramik — also Dinge, die ihnen von Haus aus fremd sind und daher in den kleinen ausschließlich „Mehrener“ Nekropolen und Hügeln im Gebiete der Gießener Senke noch fast ganz fehlen. In der Nieder-Mockstädter Nekropole fanden sich einige Nachbestattungen „Mehrener“ Art in Hügeln der Mittelhallstattleute. Durch ein kleines Rinnsal davon getrennt, lag noch eine besondere, an Umfang bescheidenere Gruppe „Mehrener“ Tumuli. In dieser fanden sich nur wenige Stücke, deren Entlehnung von der bodenständigen Kultur gewiß wäre (z. B. zwei große Hohlwulstarmbänder). Jene dagegen enthielten auch schon in Gräbern mit bemalter Keramik einige westlichen Anklänge. Hierzu rechne ich vor allem die holzgefüllte Blechnachahmung des gedrehten Halsringes mit Hakenverschluß (Mitt. und Gesch. Bl. a. a. O.). Und es fragt sich vielleicht, ob nicht die oft kriegerischere Ausstattung der „Koberstädter“ gerade durch die damals drohende Keltengefahr sich erklärt. Natürlich gibt es auch Bestattungen, bei denen dahingestellt bleiben muß, ob Eingeseffene den fremdartigen Schmuck der „Mehrener“ übernommen, oder ob Glieder von deren Horden an der vielfach überlegenen bäuerlichen Kultur bis zum Verluſte ihrer Eigenart gezehrt haben (vgl. auch K. Schumacher, PZ. XI/XII, 1920, S. 155).

Je weiter wir in der Wetterau südlich blicken, desto auffallender verlieren sich die echt „Mehrener“ Denkmäler, so daß S. Kutſch, Han. Kat. S. 18, mit Recht feststellen kann, die späte Hallstattzeit scheine hier keine neuen Volkswellen gebracht zu haben, vielmehr seien Stücke wie der „Totenkranz“ von Winddecken (bei Hanau), zusammen mit „Koberstädter“ Keramik gefunden, als Handelsware zu betrachten (K. Schumacher, Nass. Ann. XLIV, 1918, S. 198, Derselbe, Germania II, 1918, S. 101, Derselbe, PZ. XI/XII, 1920, S. 152). Merkwürdigerweise aber sind diese scharfstegigen Wendelringe auch in der Gießener Gegend selten, zumal in echt „Mehrener“ Gräbern. Sie sind ja nicht eigentlich keltisches, sondern germanisches Gut, wenngleich bei den „Mehrenern“ in der Heimat beliebt geworden. Während diese selbst sie nicht mehr in großer Zahl mit auf die Wanderung nahmen, fanden sie bei den Bauern als extravaganter Karität noch Liebhaber. Mangels sonstiger

Berührungspunkte (sehr wenig und unsicheres in der Keramik) und aus chronologischen Gründen kann ich nicht recht glauben, daß die „Totentränze“ unmittelbar vom germanischen Norden in unser Gebiet gekommen sind (doch vgl. J. Donderaus Bericht in der XII. Veröff. d. Fuldaer Gesch.-Ver. 1914, auch zur Erkenntnis des Unterschiedes der dortigen von unserer Hallstattkultur). Im Zusammenhange mit der Torquesnachahmung von Nieder-Mockstadt könnte man fast geneigt sein, an eine „Mode“ zu denken, vergleichbar etwa der „ostasiatischen“ Mode zur Zeit des Schlagwortes von der „gelben Gefahr“ (vielleicht erklärt sich aus solcher mittelbaren Übernahme der „Totentränze“ die von den Gepflogenheiten in ihrem Hauptverbreitungsgebiete, auch von der Fuldaer Beobachtung, anscheinend abweichende Tatsache, die hier zu Mannus VII, 1915, S. 336 angemerkt sei, daß sowohl der Wendelring von Windeden als auch ein solcher von Laubach, Kr. Schotten, wo die Leiche außerdem noch einen geschlossenen Halsring trug, nach dem Grabungsbefunde auf dem Kopfe lag; vgl. auch W. Bremer, „Mein Heimatland“, Beil. 3. „Hersf. Zeit.“, V, 1922, Nr. 13).

Auf ihrem Zuge durch die Wetterau nach dem Mainie hin scheinen die „Mehrener“ Horden weniger durch die ansässige „Gündlinger-Koberstädter“ Bevölkerung aufgehalten worden zu sein als durch die keltisch-gallischen Frühlatènescharen, die kaum lange nach jenen auf den Marsch gesetzt, doch aus südlicheren Gegenden Frankreichs über den Mittelrhein kommend, auch das Wetteraugebiet heimsuchten und in Besitz nahmen (K. Schumacher, u. a. Germania II, 1918, S. 101; Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 23f.).

g) Gallische Latènezeit.

Es nimmt nicht Wunder, daß die ältesten Niederschläge keltisch-gallischer Latènekultur auf oberhessischem Boden in der südlichen Wetterau begegnen. Und wiederum ist es bezeichnend, daß die Skelettgräber der Neuanfömmlinge, wie wenig vorher die der Mehrener, anfangs ziemlich oft als Nachbestattungen in den Nekropolen der Einheimischen sich finden — man möchte sich beinahe fragen, ob darin, statt bloßer Bequemlichkeit, nicht etwa doch zugleich die gewaltsame Besitzergreifung zum Ausdruck kommt, vielleicht geradezu symbolisch, wofür ja, mutatis mutandis, geschichtliche Parallelen nicht ganz fehlen würden.

In Süddeutschland, jenseits des Maines, legt sich die gallische Latèneschicht bekanntlich über unsere bäuerliche Mittelhallstattkultur, die dort allmählich selbst schon manche in der Richtung auf einen „Latène“stil weisende Züge, namentlich in den Bronzen der Spätzeit, angenommen hat. Ähnlich, wenngleich natürlich viel schwächer ausgeprägt, ist der Vorgang in der südlichen Wetterau, wohin wir die „Mehrener“ nicht in reiner Gestalt sich ausdehnen sahen (vgl. auch K. Woelke, Germania VI, 1923, S. 102). Die „Gallisierung“, wie vorher die „Keltisierung“ durch die Späthallstatthorden, kommt, glaube ich, in Gräbern von Nieder-Mockstadt (Kr. Büdingen) wieder einigermaßen zum Ausdruck (Mitt. XXV, 1923, S. 84ff., Gesch. Bl. VI, 1924, S. 61ff.). Ein Grab mit bemalter Mittelhallstattkeramik enthielt bereits einen geschlossenen Armring, dessen Schwellungen vielleicht aber frühlatènezeitlich nur anmuten (Abb.: Mitt. S. 77); doch vgl. die ähnliche Beobachtung von Höchst a. d. Nidder (Kr. Büdingen) bei K. Schumacher PZ. XI/XII, 1920, S. 154, Anm. 66. Eine Nachbestattung mit dem schlichten geschlossenen Halsringe der „Mehrener“, zwei auffallenden Töpfen, dabei

einem merkwürdigen Warzentopfe mit schräggestehendem Henkel, der vielleicht den beiden Gefäßen von Klein-Linden (Kr. Gießen; K. Schumacher, PZ. XI/XII, 1920, S. 139, Abb. 7, 4; G. Kossinna, Mannus XIV, 1922, S. 140, hier als „Skelettgräber“, was unsicher ist, wie überhaupt die Datierung noch etwas zweifelhaft erscheint) nicht fern steht¹⁾, und zwei Eisenringen, erbrachte dabei einen bronzenen Ofenarmreifen, wie er in der Koberstadt begegnet (S. Kosler, Archiv III, 1902, S. 252) und, mehr bandartig, auch in Gesellschaft von geschlossenen Beinringen mit drei und vier „Zinnen“ in einem anderen Modstädter Hügel auftrat, vor allem aber einen dünnen Armreifen mit Pufferenden (Abb.: Mitt. S. 84). Es fanden sich ferner die dünnen Bronzehalssringe mit Pufferenden und entsprechendes ärmliches Beiwerk. Und schließlich kamen, ebenfalls in einer Nachbestattung, Sibeln mit umgeschlagenem geknöpftem Fuße zutage (Gesch. Bl. VI, 1924, S. 62). Unter älteren Funden unserer Metropole liegen u. a. auch die kobaltblauen Glasringe. Wenn erst die weiteren etwa 70 von der Verschleifung bedrohten Hügel bei Niedermodstadt untersucht sind, wird sich hoffentlich dort noch deutlicher zeigen, wie die „Gallisierung“ verlief.

Die weitaus meisten der gallischen Latènegräber des Wetteraugebietes sind sehr bescheiden. Zu dem, was wir bisher schon beobachteten, kommen als Ausstattungsstücke der zweiten Stufe hinzu einige ziemlich dürftige Sibeln, an Ringschmuck „Mäander“armbänder und vor allem gepirte und geknöpfelte Armreifen, sowie verschiedene Gürtelkrampen. Als Beispiele mögen zwei Fundorte genügen: Langenbergheim (Kr. Büdingen; P. Helmke, Gesch. Bl. III, 1911, S. 183ff. mit Abb., Rg. Korr. Bl. IV, 1911, S. 72ff. mit Abb.) und Wölfersheim (Kr. Friedberg; P. Helmke, Die Altertumsammlung 1904, Taf. III, P. Reinecke, AbD. V, Taf. 57, Nr. 1061—1063, K. Schumacher, PZ, VI, 1914, S. 244). Derartige Funde erfüllen das Wetteraugebiet, wenn auch längst nicht in der überwältigenden Masse wie die Denkmäler etwa der bäuerlichen Hallstattkulturen, wobei aber zu bedenken bleibt, daß über den gallischen Gräbern gewöhnlich nur mäßige Hügel sich wölbten; und sie erstrecken sich auch zur südwestlichen Randzone des Vogelsberges hin, wo z. B. der Schlosspark von Laubach (Kr. Schotten) schon Anfang des 18. Jahrhunderts zwei geknöpfelte Armringe geliefert hat.

Eingesprengt zwischen diese bescheideneren Denkmäler finden sich, zumal in der südlichen Wetterau, einige reicher ausgestattete „Krieger“gräber mit prächtigerem Schmuck, Waffen und Gerät, wie S. Kutsch, Han. Kat. Taf. 16 und 17, zeigt, und wofür auch der bekannte Fund von Praunheim (R. Welfer, Frankf. Anthropol.-Schr. 1908, S. 25ff., P. Reinecke, AbD. V, Taf. 57, Nr. 1049—1051 und Textabb.) anzuführen ist, ferner, aus unserer Provinz selbst, eine Gürtelkette von Berstadt (Kr. Büdingen) und die schönen Ringe von Bußbach (Kr. Friedberg; K. Schumacher, Bußb. Schr. 1, S. 15 mit Abb.).

¹⁾ Die hier erwähnten Gefäße von Kleinlinden und Niedermodstadt sind mir noch ganz rätselhaft. Zu geringe Anflänge begegnen in Mittelfrankreich. Andererseits aber hat den einen Topf G. Kossinna, a. a. O. als Parallele zu solchen von germanischem Boden oder seiner Nachbarschaft angeführt. Und wenn ein sonst beigabenofer Modstädter Hügel ein Eisenschwert über eine gewöhnliche verflaute Urne gelegt erkennen ließ (Mitt. XXV, 1923, S. 81), so will das ebenfalls gar nicht zu unseren übrigen Beobachtungen passen; es deutet vielleicht in dieselbe Richtung, wie die auffallende Keramik. Weg und Zusammenhang des Auftretens dieser vereinzeltten Erscheinungen bleiben aber noch völlig unklar.

Die nördlichste Fundstelle von Denkmälern solcher gallischer „Herren“-Siedelung ist der Trieb bei Gießen, die Höhe über dem Lahn- und Wieseltale, auf der kaum eine Kultur vom Neolithikum bis zur fränkischen Zeit unvertreten ist (über die „gallische“ Nordgrenze vgl. Gg. Wolff, Hess. Archiv XIII, 1920, S. 24f.). Leider als Einzelfund ergab sich eine prächtige, beiderseits „umgeschlagene“, massiv gegossene Tierkopffibel, eines der schönsten Stücke dieser Art (K. Kramer, Mitt. XXIII, 1920, S. 80). Als Nachbestattung eines bronzezeitlichen Hügels kam ein Grab zutage mit zwei bronzenen Hohlringen (vom Gürtel) und einem Gürtelhasen mit rechteckiger Platte und roher Gesichtsmaske auf dem Krampen (K. Kramer, Mitt. XIII, 1905, S. 115ff.). Außerdem wurden auf dem Trieb unter mäßigen Tumuli noch mehrere hierher gehörige Skelettbestattungen gefunden. Beachtenswert ist vor allem ein Doppelgrab (Mann und Frau): Im rechten Arm das Schwert mit bronzebeschlagener Eisenscheide, dabei eine breitblättrige eiserne Lanzenspitze; in der Hüftgegend ein eiserner Armring mit etwas verdickten Enden; Hohlringe und Hasen vom Gürtel und ein Kiesel; vom Frauengrab ein winziges geripptes Goldringchen und ein dünner, schlichter, geschlossener Bronzehalsring. Mehrere dieser gallischen Gräber zeichneten sich durch mächtige Steinpackungen aus, deren Brocken zum Teil mit „Zeichen“, d. h. einem Gewirre von Rillen, bedeckt sind, von denen zwar manche den Eindruck von „Pflugschrammen“ machen, viele aber unbedingt künstlich angebracht sein müssen, wie besonders die feine Einrißung auf einem kleineren Stücke. Das Steinmaterial hat erst in 3 km Entfernung sein natürliches Vorkommen; dort fehlen Steine mit Rillen und Spuren von Ackerbau, der etwa die Schrammen erklären würde, die natürlich nach Verwendung der Steine zur Grabanlage erst recht nicht entstehen konnten. An „Schrift“-Zeichen erinnern die Rillen nicht. Wenn auch die Frage nach Entstehung und Bedeutung dieser „Zeichen“ beim Mangel erklärbarer Parallelen dazu noch ganz ungeklärt ist, sollte doch hier wieder einmal darauf hingewiesen werden. Mehrfach zeigten sich auf dem Sandboden des Triebes Hügel dieser wie früherer Perioden von Ringgräbchen umgeben; einigemal war deren Sohle mit bunten Kieselsteinen fein ausgelegt, die manchmal auch an Stelle eines Steinfranzes das Grab bandartig umzogen. Mit bekannter Genauigkeit und Sachlichkeit sind die Gräber veröffentlicht durch K. Kramer, Mitt. XVII, 1909, S. 93ff. mit Abb. und vielen Gutachten über die Entstehungsmöglichkeiten der Rillen, Rg. Korr. Bl. II, 1909, S. 34ff. mit Abb., auch Mitt. XXII, 1915, S. 148ff.

Die Galliergräber der zweiten und dritten Stufe, wie sie eben skizziert wurden, erwecken durch ihre reichere, manchmal kriegerische Ausstattung, durch ihre Anlage und Verteilung über das Wetteraugebiet gewiß den Eindruck, der durch nicht eben viele als keltisch ziemlich gesicherte Fluß-, Berg- und Ortsnamen der Südwesthälfte Oberhessens unterstrichen wird, daß es sich dabei um die Denkmäler einer an Zahl ziemlich geringen Herrscherschicht handelt, deren Angehörige, ähnlich wie später die fränkischen Edelen, an bevorzugten Punkten der Landschaft sich niedergelassen haben (Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 23f.; K. Woelfke, Germania VI, 1923, S. 102).

Was lehren die Bodendenkmäler über die unterworfenen Bevölkerung? Im nördlichen Teile der Wetterau und im Raume der Gießener Senke sahen wir oben deutliche Spuren der „Keltisierung“ durch die „Mehrener“; hier also konnten die „Gallier“ über fast bereits stammverwandt gewordene Einheimische herrschen. Anders in der südlichen Wetterau, wo die gallische Welle

(oder besser wohl: der erste von mehreren Zügen) auf die verhältnismäßig zahlreichen Bauern der Mittelhallstattkulturen unmittelbar traf. Aber nur ganz vereinzelte Brandgräber und bloß wenige Formen größerer Wohnplatzkeramik lassen deren Weiterleben deutlicher erkennen. Wenn dazu K. Woelke, a. a. O. eine „geschwollene“ Urnenfeldernadel aus einem Mittel-Latèneegrabe für die Kontinuität der einheimischen Bauern geltend macht, so muß ich gestehen, daß ich diesem „Sunde“ nicht recht trauen kann, da uns doch ein ähnliches Stück auch in der Masse der Mittelhallstattthügel einmal hätte begegnen müssen; es regt sich der Verdacht, daß es sich hier um den Teil eines der dünnen Latènehalsringe mit Pufferenden handelt, die oft, wie ein Ring von Muschelnheim besonders deutlich zeigt, ganz ähnlich wie bronzezeitliche Nadeln profiliert sind, so daß Bruchstücke davon nachweislich zur Verwechslung geradezu herausfordern. „Gallische“ Gräber der oben geschilderten ärmlischen Art mögen schließlich zum Teil auf „Unterworfene“ zurückgehen. S. Kutsch, Han. Kat. S. 20, hat daher ganz recht, wenn er warnt vor der Überschätzung sonst bewährter „Leitfossilien“, zumal diese bei uns in der Tat nicht gar selten in „systemloser“ Mischung älterer und jüngerer Typen begegnen. Das erschwert natürlich auch die Herausarbeitung geschlossener, vielleicht aus den Zügen verschiedener Stämme erwachsener Denkmälergruppen, wenngleich selbst unsere kurze Materialübersicht schon einige Anhaltspunkte dafür eröffnet haben dürfte, wie auch ein Blick in die angeführten Sundeberichte rasch zeigen wird, daß nicht alle gallischen Strömungen gleich weit nach Norden gedrungen sind. Wenn wir nun in unserem ganzen Gebiete die alte Bevölkerung in den Denkmälern nicht recht vor Augen sehen, so werden wir leider auch hier daran gemahnt, daß selbst ein zahlreiches Volk, wenn es der Fremdherrschaft verfällt, ärmlich wird gerade in Kulturäußerungen, deren materieller Ausdruck den Zeiten standhalten könnte, nicht zuletzt in seiner Lebensführung und entsprechend in der Ausstattung der Gräber, die doch nun einmal unsere Haupterkennnisquellen sind.

Südl.-Klassische Denkmäler im Originale oder nächste Verwandte davon sind natürlich in Oberhessen als der äußersten nördlichen Randzone gallischen Macht- und Kulturbereiches kaum in ansehnlicherer Zahl zu erwarten. Nur zwei Stücke, leider Einzelfunde, verdienen Erwähnung. Vor allem die schöne Ringergruppe des Henkels von Borsdorf (Kr. Büdingen), eine etruskische Arbeit des 5. Jahrhunderts (H. Bulle, Der schöne Mensch im Altertum² 1912, Taf. 90), deren attemmäßig überlieferter „Sund“, zumal in dortiger Gegend die entsprechende Latènestufe auch sonst vertreten und nahe der Sundstelle das ehemalige Vorhandensein von Grabhügeln bezeugt ist, mir zu gut belegt scheint, als daß ich die Bedenken P. Reinesdes, Mainzer S Schr. 1902, S. 99, Anm. 18, teilen möchte. Es kommt hinzu das leider bisher ziemlich unbekannt gebliebene Halsring(?)stück (Henkel oder Zieraufsatz?) von der Glauburg (Kr. Büdingen), das neben seinen zwei bemühten Köpfen durch die nach einem dritten in der Mitte schnappenden Löwen südlich-orientalische, wohl etruskische Vorbilder merkwürdig teils nachahmt, teils barbarisiert (P. Helmke, Gesch. Bl. I, 1909, S. 1 ff.; K. Schumacher, Buxb. S Schr. 1, 1921, S. 16; Gesch. Bl. VI, 1924, S. 62). In seiner natürlich längst überholten Zusammenstellung über die Ausbreitung der Latènekultur in Hessen hat S. Kofler, Archiv III, 1904, S. 104, auch die Sunde von „Regenbogenschüsselchen“ vermerkt, die leider sämtlich ohne Verbindung mit anderen Denkmälern zutage kamen und daher unser Wissen über die gallisch-germanische Zeit unserer Provinz noch nicht wesentlich

bereichern konnten. Die Münze von Romrod (Kr. Alsfeld) erweckt zwar im Hinblick auch auf den berühmten Fund von Mardorf (Kurbessen; mit Literatur: Gg. Wolff, *Ztschr. L.*, 1917, S. 98 ff.) einiges besiedelungs- und strahengeschichtliche Interesse, kann aber bei der Unmöglichkeit ihrer zeitlichen Festlegung gegen den Mangel jeglicher anderen keltisch-gallischen Funde in der ganzen Nordosthälfte Oberhessens selbstverständlich nicht aufkommen.

Die keramischen Funde aus gallischen Gräbern unseres Gebietes sind sehr spärlich, nicht etwa deshalb nur, weil zu wenig darauf geachtet worden wäre. Aus der südlichen Wetterau kann S. Kutsch, *Han. Kat. Taf. 18, Nr. 11* und 13, bloß zwei wirklich charakteristische Gefäße abbilden. Und der schöne Topf von Praunheim (Deröf. oben zitiert) ist gerade wegen seiner prächtigen Eigenart wenig geeignet, uns allgemein über die Töpferei dieser Periode zu unterrichten. Sonst kenne ich nur wenige Scherben aus oberhessischen Gräbern.

So stehen wir leider noch ziemlich ratlos vor dem Materiale latènezeitlicher Wohnstätten, deren Zuweisung zur gallischen oder germanischen Epoche beim gewöhnlichen Fehlen anderer Funde meist unmöglich ist. Vielleicht sind hier zu nennen die Wohnplatzscherben aus der Wieseder Sandgrube bei Gießen mit „Glaschen“bruchstücken (K. Kramer, *Mitt. XII*, 1903, S. 118), wohl auch die Trichtergruben von Eberstadt (Kr. Gießen) mit zahlreicher Keramik, die ich „älterer“ Formen wegen noch der gallischen Zeit zurechnen möchte (K. Kramer, *Mitt. XXII*, 1915, S. 150 ff. mit Abb.), und gewiß eine rechteckige und eine ovale Grube bei Lich (Kr. Gießen; S. Kofler, *V. Jahresber. d. oberh. Ver. f. Loc.-Gesch.* 1887, S. 92 ff. mit Abb. und *Archiv III*, 1904, S. 98 f.). Für die große Masse der Gruben mit meist grober Gebrauchsware fehlen uns, wie gesagt, noch sichere Anhaltspunkte. Über ihre Verteilung im Gelände und ihre Deutung vgl. Gg. Wolff, *Archiv XIII*, 1920, S. 26 ff.

Von den Ringwällen Oberhessens scheint mir nur die Glauburg (Kr. Büdingen) gallischen Ursprunges hinreichend verdächtig, einmal wegen des bereits erwähnten Fundes, vor allem aber auch wegen ihrer Anlage und wegen der in ihrer Umgebung bezeugten starken gallischen Besiedelung (z. B. Nieder-Mockstadt); eine gründliche Untersuchung steht freilich noch aus, (H. Wagner, *Kunstdenkmäler im Grh. Hessen, Kr. Büdingen*, 1890, S. 148 ff. mit Plan; W. Lehr, *Überall*, illust. *Ztschr. f. Armee und Marine XV*, 1913, S. 321 ff. mit vielen Abb.; K. Schumacher, *Siedelungsgeschichte I*, S. 187; *Gesch. Bl. VI*, 1924, S. 62).

Über die Stammeszugehörigkeit der oberhessischen Gallier scheint mir eine bestimmte Meinungsäußerung heute noch verfrüht. Nur die Helvetii werden uns vielleicht in den reicher ausgestatteten, nicht weit nordwärts zu verfolgenden Gräbern der südlichen Wetterau einigermaßen greifbar sein. Auf die übrigen nach ihren Zügen oder benachbarten Wohnsitzen etwa in Frage kommenden Völkerschaften (nach K. Schumacher, *Buüb. SCHR. 1*, 1921, S. 16: Volcae, Turones, Bituriges usw.) wage ich die Funde, bei ihrer modernmäßigen Gleichförmigkeit über weite Gebiete hin, noch nicht zu verteilen.

h) Germanische Latènezeit.

Vielleicht darf die oben beklagte Tatsache, daß es nicht möglich ist, die große Masse der latènezeitlichen Wohnplätze auf Grund ihrer Keramik in „gallische“ und germanische zu sondern, geltend gemacht werden für die Annahme einer starken Bevölkerungsmischung nach dem Einrücken und den verschiedenen Durchzügen der germanischen Stämme von der Wende zum letzten vorchristlichen Jahrhundert an (zur Klärung unseres Wissens über das

keramische Latènematerial würde vermutlich die eingehendere Veröfentlichung der beiden in der südlichen Wetterau bisher entdeckten Töpferöfen einiges beitragen; vgl. Gg. Wolff, Südl. Wetterau S. 149, Nachtr. 4). Diese Mischung dürfte aber insbesondere die von den Galliern unterworfenen, nach den Denkmälern arg verkommene Hallstattbevölkerung betroffen haben, während die Herrenschicht selbst vielleicht verdrängt wurde. Wenn wir auch von keinem Ringwall nachweisen können, daß er von Galliern errichtet worden ist (von der Glauburg war oben die Rede), so scheinen doch einige germanischen Anlagen dieser Art, wie vor allem der Dünsberg, gegen jene gerichtet gewesen zu sein. Für starken politischen Gegensatz spricht wohl auch der Umstand, daß die spätlatènezeitlichen Urnenfelder keine feinere, typisch gallische Keramik bergen, sondern im wesentlichen nur gröbere, rein germanische Ware aufweisen, und daß auch sonst echt gallische Gegenstände nur spärlich darin vertreten sind, wie z. B. ein Pufferarmring vom Rodberg bei Gießen (abgeb. bei K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 162) und das Maskenbüchschchen vom Goldstein bei Bad-Nauheim (abgeb. und bespr. von P. Reinecke, Mainzer Schr. S. 89); den „keltisch-germanischen“ Münzen konnte noch keine sichere Belehrung abgewonnen werden (vgl. Gg. Wolff, Ztschr. L, 1917, S. 98ff., auch K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 171).

Die Urnenfelder vom Rodberg bei Gießen (K. Kramer, Sundber. S. 87ff.) und vom Goldstein bei Bad-Nauheim (S. Quilling, Die Nauheimer Funde, 1903), wo damals der Salinenbetrieb mächtig einsetzte (K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 167f.), sind trotz beträchtlicher Vermehrung des Materials von verschiedenen Orten des Wetteraugebietes und der Gießener Senke, deren Einzelnachweis sich hier verbietet, doch die maßgebenden Urkunden für die germanische Frühzeit Oberhessens geblieben.

Die Stammeskundlichen Fragen haben sich namentlich K. Schumacher (Abd. V, zu Taf. 9 und 70; PZ. VI, 1914, S. 277ff.; Siedelungsgeschichte I, S. 151f., II, S. 129f.) und Gg. Wolff (Ztschr. L, 1917, S. 52ff., bes. auch S. 70ff.; Chatten-Hessen-Franken, 1919; Archiv XIII, 1920, S. 25) angelegen sein lassen. So ist über den archäologischen Nachweis der Chatten (z. B. Rodberg), bzw. des chattisch-mattiacischen Zweiges (verschiedentlich in der Wetterau) und der Sueben (z. B. Nauheim) bereits ziemliche Übereinstimmung erzielt, wie auch dafür, daß niemals das gesamte Wetteraugebiet rein chattische Besiedelung getragen hat; zur Annahme ubischer Bevölkerungsteile geben uns die Denkmäler auch in der südlichen Wetterau bisher keinen Anlaß. Die „germanischen Denkmäler der Frühzeit“ werden in ihren nächsten Hefen gerade auch auf unserem Gebiete möglichste Klarheit zu schaffen suchen.

Eine große Überraschung brachten die letzten Jahre durch einige Funde ostgermanischer Art, für deren Vereinzelnung man mit oder ohne innere Berechtigung vorerst die Unscheinbarkeit dieser Reste geltend machen wird, deren Träger aber, wie die spätlatènezeitlichen Siedlungsplätze insgesamt erweisen, keine tieferehenden Spuren in Oberhessen hinterlassen haben. Es ist immerhin bemerkenswert, daß die spätlischen ostgermanischen Funde nicht an Orten germanischer Dauersiedler, sondern als Nachbesiedlungen in Nekropolen zutage gekommen sind, wo die nächstälteren Gräber der spätesten Hallstatt- oder der gallischen Latènezeit angehören: bei Climbach (Kr. Gießen) einige auffallenden, aber wenig deutlichen Scherben (Veröff. 2, 1919, S. 18 und 32, Taf. 6 und 10), dann bei Mainzlar (Kr. Gießen) ein wirkliches Brandschüttungsgrab mit verschiedenen schlichten Scherben und einem im Feuer verbogenen Bronzeschildchen, dabei jedoch ein dreieckiger eiserner Gürtel-

trampen mit punktverziertem Bronzebelag (Germania IV, 1920, S. 25 und Abb., S. 24, Nr. 23 bis 26); und endlich der völlig eindeutige Fund von Muschenheim (Kr. Gießen) mit typisch ostgermanisch-wandalischer Mäanderkeramik, daneben ein Messer, Schildnägel und freilich auch einer der überhaupt bei uns mehrfach vertretenen ringförmigen Gürtelhaken (K. Schumacher, Germania IV, 1920, S. 75 ff.; G. Kossinna, Mannus XI/XII, 1920, S. 405 ff.; K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 204).

Über die „Trichtergruben“ und die damit zusammenhängenden Fragen hat sich, wie bereits erwähnt, Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 26 ff., geäußert. Das Material der in den Wohnstätten begegnenden Reibsteine, teils in Form der „Napoleonsküte“, stammt nicht selten von Brüchen des Lumbatales und aus der Nähe von Münzenberg, wo also eine gewisse Basaltindustrie anzunehmen ist, wenngleich Spuren an Ort und Stelle bisher nicht gefunden wurden, wohl weil sie durch die neueren Betriebe längst verwischt sind (K. Schumacher, Materialien S. 209 und Siedelungsgeschichte I, S. 168). Soweit es uns in den Funden bisher deutlich wird, deckt sich das germanische Siedlungsgebiet in Oberhessen, allerdings nicht hinsichtlich der Siedlungsplätze, sowohl nach seinem Umfange als auch nach den Eigenschaften der gewählten Ortlichkeiten im großen und ganzen mit dem der Urnenfelderleute und der Hallstattbauern, annähernd auch mit dem der Gallier.

Von den Ringwällen der Provinz konnte leider bisher nur der des Hausbergs bei Buxbach (Kr. Friedberg) etwas eingehender untersucht werden (S. Kutsch, Mitt. XX, 1912, S. 82 ff.). Er ist offenbar im letzten vorchristlichen Jahrhundert, nicht lange vor Beginn der Römerzeit, entstanden (die Sibel AhD. II, 5. VII, Taf. III, Nr. 15 stammt nach Mitteilung Schumachers nicht vom Hausberg). Daß die Anlage außerhalb des Limes liegen blieb, hat zur Annahme mattiatischer Besetzung veranlaßt (W. Bremer, Mitt. XXI, 1914, S. 124, verschiedentlich auch K. Schumacher und Gg. Wolff), wofür auch die Funde zu sprechen scheinen. Für einige Wälle des Vogelsberggebietes (z. B. Gännsberg bei Alsfeld, Hainig bei Lauterbach, Alsf. Jahrb. S. 166) ist schon bronzezeitliche, für die Glauburg bei Büdingen gallische Entstehung nicht unwahrscheinlich, wie oben bereits angedeutet wurde. Mehrere aber sind gewiß erst mittelalterliche Refugien. Am Sängersberg bei Salzschlirf (Kr. Lauterbach) fand jedoch J. Donderau etliche germanische Scherben (III. Veröff. d. Huld. Gesch.-Ver. 1901, S. 17 mit Abb. und schriftliche Mitteil. Donderaus), was einiges Licht auf die Wiederbesiedelung der nordöstlichen Hälfte Oberhessens wirft, wo die Grabhügel bekanntlich nur bronzezeitliche Funde erbracht haben, wo also offenbar merkliches Leben erst in germanischer Zeit oder kurz vorher wieder eingesetzt hat, wenn wir auch diesseits der Landesgrenze in dortiger Gegend und im Vogelsberg überhaupt noch keine sicheren Spuren davon und ebensowenig ein klares Urteil über die Fundäsur besitzen. Bei der bedauerlichen Spärlichkeit unserer eigenen Untersuchungen sind die Ringwallforschungen unserer Nachbarschaft, namentlich in Kurhessen und im Taunus, für unsere Provinz von um so größerer Wichtigkeit, auch zur stammlichen Bestimmung der germanischen Siedler Oberhessens höchst wertvoll (Schriften: E. Antbes, BRgK. II, 1906, S. 26 ff., III, 1909, S. 32 ff., VI, 1913, S. 3 ff.; K. Schumacher, Materialien, 1913, passim; E. Wahle, Die Vorgesch. d. dtsh. Volkes, 1924, S. 156; vgl. u. a. auch K. Schumacher, PZ. VI, 1914, S. 279 f., Siedelungsgeschichte I, S. 152 ff.; Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 29 f. und Ztschr. L, 1917, S. 112 ff.).

i) Römisch-germanische Zeit.

Was von allgemeinerem, vornehmlich siedelungsgeschichtlichem Gesichtspunkte aus über die römische Okkupation der Wetterau nach dem heutigen Stande der Forschung gesagt werden kann, hat Gg. Wolff in seiner schon so oft zitierten Arbeit (Archiv XIII, 1920, S. 29 ff.) anschaulich zusammengefaßt (für die Anfänge seiner Tätigkeit: Mitt. XII, 1903, S. 1 ff.), und K. Schumacher hat dem bewährten Forscher in seiner natürlich ebenfalls hierher gehörenden Siedelungsgeschichte (II, S. 342 ff.) zu weiteren gewichtigen Äußerungen über die Art der einheimischen Bevölkerung und über die römische Kolonisation Gelegenheit gegeben. Erwähnenswert ist auch die knappe Darstellung bei G. Behrens, Bußb. Schr. 2, 1921.

Bezüglich der Einzelheiten über die römischen Wehrbauten und die bürgerlichen Anlagen, für deren Erörterung hier natürlich nicht der Ort ist, sind die maßgebenden Quellen und Bearbeitungen, aus denen auch die sehr zersplitterte Literatur wenigstens annähernd vollständig zu ersehen ist, bekannt genug: vor allem die entsprechenden Hefte des Limeswerkes, die Forschungsübersichten in den BRgK., Gg. Wolff, Die Südl. Wetterau 1913 mit Nachtr. 1921, K. Schumacher, Siedelungsgeschichte II; viele Einzelhinweise geben die Jahresberichte der hessischen Denkmalpflege und die Bibliographien. Bemerkt sei hier nur, weil immer wieder einmal gegenteilige Ansichten geäußert werden, daß an der nördlichsten Stelle des Limes, bei Grönungen (Kr. Gießen), bisher alles Suchen nach Spuren eines Kastelles vergeblich war, und das Fehlen einer stärkeren Daueranlage an diesem Orte daher kaum noch bezweifelt werden kann (doch vgl. auch W. Bremer, Mitt. XXI, 1914, S. 2). Einen besonderen Hinweis verdient endlich noch der Sammelfund römischer Ackergeräte von Gettenau bei Echzell (Kr. Büdingen; Ed. Anthes, DP. III, 1914, S. 50 f. und Taf. 4, BRgK. VII, 1915, S. 157 f., Germania II, 1918, S. 118 f.).

Für die Erforschung der Römerzüge gegen die Chatten waren die letzten Jahre besonders fruchtbar: K. Schumacher, Der Feldzug des Germanicus gegen die Chatten (Mainzer Ztschr. VII, 1912, S. 71 ff.) und Gg. Wolff, Die geographischen Voraussetzungen der Chattenfeldzüge des Germanicus (Ztschr. L, 1917, S. 52 ff.). Beide Arbeiten, mit Sach- und Literaturbelegen reichlich ausgestattet, unterrichten zugleich über die wichtigsten Ergebnisse der oberhessischen Straßenforschung (Wolff, S. 82—111), zu der auch J. Donderau viel beigetragen hat (namentlich: Suldaer Gesch. Bl. XIV, 1920, S. 129 ff., XV, 1921, S. 21 ff., S. 27 ff.), und wofür noch die Bemerkungen von K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 213, II, S. 240 ff., zu nennen sind; nicht vergessen sollen aber auch die Vorarbeiten S. Koflers sein (Westdtische Ztschr. XII, 1893, S. 129—156) und die Abhandlung in Gg. Wolffs Südl. Wetterau (S. 19—47).

Wie überall in den römischen Provinzen mangelt es natürlich auch in der Wetterau nicht an Beispielen der Überlagerung vorrömischer, einheimischer, durch römische Schichten. Beispielsweise seien wenigstens angeführt die Villa von Eberstadt (Kr. Gießen), die (bewußt oder zufällig?) auf germanischer Grundlage stand (W. Bremer, Mitt. XXI, 1914, S. 3 f., E. Ritterling, BRgK. VIII, 1917, S. 6), die specula auf dem Johannisberg bei Bad-Nauheim (Kr. Friedberg), die, wie wir schon hörten, außerdem noch vorgermanische Reste deckte (P. Helmke, Gesch. Bl. II, 1910, S. 1 ff.) und schließlich, als Zeichen der Berührung, die germanischen Brandbestat-

tungen inmitten des römischen Gräberfeldes bei Heldenbergen (Kr. Friedberg; K. Schumacher, *AhD.* V, Taf. 70, Nr. 1317—1324).

Doch über einige keramischen Eigentümlichkeiten hinaus fehlen Spuren einer intensiveren Kultur Mischung. Die Germanen Oberhessens, bzw. die durch sie bereicherte Mischbevölkerung, war durch eine zu große Kluft von der römischen Kultur getrennt, als daß in der verhältnismäßig kurzen Zeit eine provinziäl-römische Wetteraufkultur echt landschaftlichen Gepräges wie etwa die gallorömische hätte reifen können. Daher können wir wiederum nicht immer mit der erwünschten Sicherheit entscheiden, welche von unseren „spätlatènezeitlichen“ Wohnplätzen noch der römischen Periode angehören, wenn nicht besondere Fundstücke uns Winke geben. So wäre der Inhalt einiger Trichtergruben von Heuchelheim (Kr. Gießen) ohne das Mittelerg des Aurelius Caesar kaum annähernd genau zu datieren gewesen (P. Helmke, *Germania* VI, 1922, S. 93; *Mitt.* XXV, 1923, S. 86). Immerhin ist es aber doch schon von mehr als einem germanischen Urnenfelde oder Dörfchen gewiß, daß es mit dem Beginne der Römertämpfe und der Okkupation abbricht, während in deren Verlaufe an anderen Stellen neue Siedelungen erblühen (z. B. K. Schumacher, *AhD.* V, S. 38, *Siedelungsgeschichte* I, S. 207).

Der Dünsberg indessen scheint auch weiterhin ein wichtiges Refugium gewesen zu sein (K. Schumacher, *Siedelungsgeschichte* II, S. 125f.). Oben hörten wir, daß man für den Hausberg bei Büßbach mattiatische Befestigung angenommen hat, unter anderem auf Grund der Tatsache, daß er außerhalb des Limes liegen blieb. Das gleiche kann geltend gemacht werden für die große, der Grenze so nahe Siedelung an der Rödgener Sandgrube (im Stadtwalde) bei Gießen, deren Urnenfeld immer noch vor allen übrigen für die Beurteilung der römisch-germanischen Kultur Oberhessens am aufschlußreichsten ist (G. Gundermann, *Sundber.* S. 93ff.; bessere Abb. der wichtigeren germanischen und römischen Keramik: K. Schumacher, *AhD.* V, Taf. 9, vgl. auch *Siedelungsgeschichte* II, S. 124 und Abb. 36). Die Wohnplätze sind im Walde großenteils noch deutlich sichtbar; über die Untersuchung einer Grube berichtet W. Bremer, *Mitt.* XXI, 1914, S. 121ff.; sie enthielt unter anderem eine Silbermünze wie die von G. Behrens, *German. Denkm.* d. Frühz. I (Wangionen) 1923, S. 58, Abb. 57, Nr. 1 und 2, dargestellten. Das Urnenfeld ist bereits häufig in der Literatur herangezogen worden, zuletzt sehr ansprechend verwertet von E. Rademacher, *Mannus* XIV, 1922, S. 187ff. Für Kurhessen sei wenigstens auf die Gräber und die Siedelung von Unterweisenborn (W. Bremer, *Germania* V, 1921, S. 60ff. und „*Mein Heimatland*“, Beil. 3. „*Hersfelder Zeitung*“, V, 1922, Nr. 10) verwiesen, ferner auf die Funde von Sulda (J. Donderau, *Pfahlbauten im Suldatale* 1899, und Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit im Gebiete der Karlmannschenkung an das Kloster Sulda, *SA. o. J. aus d. Fest-Nr. d. „Sulb. Zeit.“* vom 1. Jan. 1924).

Gerade E. Rademachers Arbeit aber deckt zugleich die Schwierigkeiten auf, die im Bereiche und für die Zeit der uniformierenden Römerherrschaft einem Versuche drohen, die einheimischen Stämme an Hand ihrer Kulturhinterlassenschaft genau zu sondern. Denn wenn es auch gelingt, neu zufließende Elemente zu bestimmen, so müssen wir uns doch darüber klar sein, daß dann längst nicht derselbe Namen für die Masse der Bewohner gleich anwendbar ist, zumal in der Wetterau, der alten Sadgasse für Völker verschiedenster Art. Und das entspricht den von Gg. Wolff, *Germania* VII, 1923, S. 3, auf Grund auch der Ortsnamen gewonnenen Ansichten, daß näm-

lich der Limes in strategisch so gefährlicher Weise die Wetterau als *sinus imperii* dem Reiche einverleibt mindestens so gut zum Schutze und zwecks Ausnutzung der uneinheitlichen und daher leicht gewonnenen „mattiatischen“ Mischbevölkerung gegen die reinen, unabhängigen Chatten jenseits der Gießener Senke, als wegen der Fruchtbarkeit der Landschaft, die sonst kaum das Wagnis der Besetzung aufgewogen hätte.

k) Nachrömische Zeit.

Wie allmählich, je nach der sozialen Stellung und der darin begründeten loseren oder engeren Verknüpfung mit der neuen, für viele gewiß aber bereits alten Heimat, die römischen Bewohner des Wetteraugebietes der Chatten- gefahrt wichen, ersehen wir aus der Verödung zahlreicher villae schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts, der erst um 260 auch die militärische Preisgabe des Landes folgte, wohl weniger durch die Germanen erzwungen, als durch die inneren Verhältnisse des Reiches veranlaßt. Über das Weiterleben römischer Kultur und über das Weitervegetieren römischer Kulturstätten macht Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 43ff., einige Andeutungen, für die freilich eine Veröffentlichung der tatsächlichen Grundlagen größtenteils noch aussteht. Derselbe Forscher hat früher schon über den Zusammenhang römischer und mittelalterlicher Kultur im Mainlande gehandelt (Einzel- forschungen über Kunst- und Altertumsgegenstände zu Frankfurt am Main I, 1908, S. 1ff.; vgl. auch S. Kutjch, Han. Kat. S. 24). Wenn man einerseits das Nachleben römischer Kastellplätze hervorhebt und es sich erklärlich zu machen sucht durch die Annahme, die Germanenführer hätten von dieser „fistalischen“ Beute Besitz ergriffen, so gibt es immerhin auch einige häuerliche villae, die den Zusammenbruch überdauert zu haben scheinen (Weilerorte). Doch wollen wir nicht übersehen, daß so gut wie nichts in den Ortsplänen und nur recht wenige Ortsnamen in der Wetterau eine unmittelbare Kontinuität der römischen Tradition und der Siedelungsplätze uns verbürgen. Gerade die „Kontinuität“ aber, wo sie besteht, beraubt uns natürlich fast völlig der Hoffnung, dort an Hand von Denkmälern die Kluft durch den Nachweis des allmählichen Überganges offensichtlich zu überbrücken. Diese greifbaren sachlichen Feststellungen, die wir vermissen, wenn wir vom Weiterleben des römischen Straßennetzes absehen, können auch nicht völlig ersetzt werden durch Hinweise etwa auf Märkte, die bei Kastellorten, z. B. in der Nähe von Arn- s- burg (Kr. Gießen), noch lange sich erhalten haben sollen (K. Schumacher, Siedelungsgeschichte II, S. 74). Kein einziger Fall aber ist mir bekannt geworden, wo eine „römische Erinnerung“ heute noch lebendig wäre, ohne daß späterer „gelehrter“ Einfluß wirksam gewesen sein könnte. Und außerhalb des Limes wurde die kaum zu bezweifelnde Kontinuität selbst an einer so viel versprechenden Stelle wie am Urieb bei Gießen durch den Spaten nur annähernd gewonnen. Nach dem archäologischen Materiale hat im wesentlichen offenbar doch erst die fränkische Zeit begonnen, auch unserer Gegend die endgültige Siedelungsverteilung aufzuzwingen: die fränkischen Reihengräber sind diejenigen Denkmäler, die am häufigsten mit den bewohnten Plätzen der Folgezeit sich berühren.

Mit guten Gründen bezweifelt Gg. Wolff a. a. O. das Bestehen einer wirklichen Chattenherrschaft bis zum Maine auch für die Zeit nach dem Abzuge der Römer. Er nimmt vielmehr wieder eine Sonderstellung der Wetteraubevölkerung zu den Bewohnern der Lande wenig nördlich des Limes an. Gg. Wolff weist auch darauf hin, daß Julian am unteren

Maine gegen Alamannen kämpfte. Die Bodendentmäler bieten uns aber noch kein Zeugnis für deren Anwesenheit in der oberhessischen Wetterau, und das gleiche betont S. Kutsch, *Han. Kat.* S. 24, für sein Arbeitsgebiet. Nur ein kleiner schwarzer Topf von Leihgestern (Kr. Gießen) erinnert durch seine aus der Wandung herausgetriebenen Vertikalbudeln (K. Kramer, *Mitt.* XIX, 1911, S. 250, hier irrtümlich „Spiralwindungen“) an die Keramik aus sicher alamannischem Gebiete, kein Wunder bei der nahen Nachbarschaft. Die früher auch bei uns natürlich übliche Bezeichnung „alamannische“ Gräber kann hier keinen Irrtum mehr stiften.

Das Chatten-Frankenproblem hat in letzter Zeit am fruchtbarsten ebenfalls Gg. Wolff mit Beziehung auf eine hauptsächlich die frühgeschichtlichen Verhältnisse behandelnde Studie J. R. Dieterichs (*Großhessen oder Rheinfranken? Darmstadt* 1919) im Zusammenhange mit politischen Nachkriegsbestrebungen, doch streng wissenschaftlich, erörtert in einer reichlich mit Belegen ausgestatteten Sonderschrift *Chatten-Hessen-Franken* (Marburg 1919) und seine Auffassung *Archiv* XIII, 1920, S. 43ff. nochmals knapp zusammengefaßt; wichtig ist auch sein Aufsatz über Chatten, Alemannen und Franken in Kurhessen und in der Wetterau („Volk und Scholle“, *Heim.-Bl.* f. beide Hessen, 1922, S. 57ff.). S. Kutsch, *Han. Kat.* S. 24, stimmt mit ihm um so mehr überein, als in der Tat die Denkmäler und die sonstigen Beobachtungen ziemlich deutlich zu reden scheinen. Danach wäre für das Wetteraugebiet mit einer umfassenden fränkischen Kolonisation zu rechnen, während Kurhessen, das eigentliche Chattenland, nach seinem durch die Verhältnisse erzwungenen Anschluß an das Frankenreich, von einigen militärisch-wirtschaftlich geeigneten Orten aus unter Aufsicht gehalten und verwaltet wurde, Ansichten, die Gg. Wolff, *Germania* VII, 1923, S. 2ff., auch durch die Ortsnamen bestätigt findet.

Diese Orte der Wetterau und ihrer Ausläufer, nicht des Vogelsberges, haben bereits reiches Forschungsmaterial für die in Rede stehende Zeit geliefert, wenngleich natürlich nicht von so prunkvollem Glanze, wie er die westlichen Funde oft umstrahlt. Nur drei besonders ergiebige Fundstellen sollen hier angeführt werden. Zunächst der Trieb bei Gießen als der nördlichste in unserer Provinz bisher bekannt gewordene Sitz, wie einstmals auch für die gallische Herrenkultur. Neben den echt „fränkisch“ ausgestatteten Skelettgräbern scheinen hier einige Brandgräber sogar eine gewisse Bevölkerungskontinuität einmal etwas greifbarer als sonst zu erweisen (K. Kramer, *Mitt.* XVI, 1908, S. 94f., *Rg. Korr. Bl.* I, 1908, S. 17ff. mit Abb. und S. 27). Wegen der Anlage des Skelettgrabes und wegen der Beigaben, namentlich der Keramik, ist ferner größter Beachtung wert die Ausbeute eines Hügels der dritten oder vierten Periode Brenners (K. Kramer, *Mitt.* XVIII, 1910, S. 138ff. und *Taf.* VIII, *Rg. Korr. Bl.* III, 1910, S. 4ff. mit Abb.; E. Brenner, *BRgK.* VII, 1915, S. 309). Auch die bekannten „pseudoslawischen“ Gefäße sind auf dem Trieb in einem Brandgrabe mit Glasperlen und Spinnwirteln zutage gekommen (K. Kramer, *Mitt.* XXIII, 1920, S. 81f.; als wirklich slawisch verwertet von Ed. Antbes, *Germania* IV, 1920, S. 39). Von weit größerer Bedeutung noch sind aber die bei Leihgestern (Kr. Gießen) aufgedeckten, reich ausgestatteten Reihengräber der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, besonders wegen der Holzfunde. Die Totentischen vor allem sind in ihrer recht guten Erhaltung äußerst lehrreich. Zwei Typen sind durch je zwei Gräber im Oberhessischen Museum vertreten: 1. Außenfarg aus „palissadenartig“

gestellten Brettern gebildet, Innensarg aus langen Bohlen; 2. Außensarg aus großen Bohlen, Innensarg aus feinem Gitterwerk. Beide Arten haben Bohlenabdeckung. Alles zur Tracht gehörige lag bei der Leiche im Innensarge, die übrige Ausstattung, Gefäße, Geräte verschiedener Art, teils aus Holz, in den Abteilungen des Außensarges (K. Kramer, Mitt. XIX, 1911, S. 245 ff. mit Abb., XX, 1912, S. 93 ff., Rg. Korr. Bl. IV, 1911, S. 54 ff. mit Abb., doch sind die Sargphotographien dieser mit vorbildlicher Pünktlichkeit gleich nach der Aufdeckung erstatteten kurzen Berichte vor der völligen Zusammensetzung der Holzteile aufgenommen und lassen infolgedessen die Innentoponstruktion der Totenkisten nicht erkennen; K. Schumacher, Materialien S. 61 und S. 137, hier mit Recht auf die Hausanlage bezogen, aber ohne weitere Begründung als „alamannisch“ bezeichnet; E. Brenner, BRgK. VII, 1915, S. 309). Die abschließende, den so wichtigen Leihgesterner Gräbern gewiß zukommende monographische Behandlung und ins Einzelne gehende Veröffentlichung steht leider noch aus. Das gleiche gilt für die beträchtliche, im hessischen Landesmuseum liegende G. Dieffenbachsche Ausbeute der zahlreichen Gräber von Friedberg (kurz verzeichnet bei R. Adamy, Die archäologischen Sammlungen 1897, S. 105 ff.), aus der eigentlich nur die Runenfibel etwas bekannter geworden ist (Spange der Thrudhild; R. Henning, Die deutschen Runendentmäler, Straßburg 1889, S. 115 ff. mit Abb.; Terminus post quem einer Bestattung des Gräberfeldes durch eine Münze des Justinian), deren übrige Bestände aber ebenfalls recht beachtenswert sind.

Die Kluft zwischen der fränkischen Zeit und dem hohen Mittelalter scheint leichter schließbar als die zwischen jener und der vorhergehenden Periode und zwischen den früheren Stufen sonst. Abgesehen von keramischen Übergangsformen schließen sich, wie schon angedeutet wurde, in der Wetterau zum Schaden der Spatenforschung die mittelalterlichen häufig unmittelbar an fränkische Kulturstätten an (vgl. auch Gg. Wolff, Germania VI, 1922, S. 59 ff.). Im Vogelsberg bringt überhaupt erst das Mittelalter wieder stärkere Besiedelung, wie aus den Ortsnamen in Bestätigung des allein natürlich nicht beweisträftigen Fundmangels sich ergibt; sonst wären hier an älteren Orten, wie in Kurhessen, weniger echt „fränkische“ Vorläufer als vielmehr die Fortsetzungen der germanischen Kulturen als Grundlagen zu erwarten. J. Donnerau hat dazu in seinem fuldischen Arbeitsbereiche mancherlei wertvolle, auch nach Oberhessen einiges Licht werfende Beobachtungen gemacht, besonders im Verfolge seiner Ausgrabungen auf dem Boden der alten Kloster- und Kirchenstätten (Sulda: Suldaer Gesch. Bl. XII, 1913, Nr. 9, XIV, 1920, Nr. 1, 9, 10, XV, 1921, Nr. 1 und 2, sowie 16. Veröff. d. Suld. Gesch.-Ver. 1919; kein Wunder, daß ein Suldaer Missale des 10. Jahrhunderts „Benedictiones super vasa in antiquis locis reperta“ enthält; Greg. Richter, Suldaer Gesch. Bl. IV, 1905, S. 56; Hersfeld: „Mein Heimatland“, Ztschr. f. Gesch. usw. Kunde, Beil. 3. „Hersfelder Zeitung“ u. 3. „Hess. Boten“ V, 1922, Nr. 5, VI, 1923, Nr. 3; wichtig auch sein Aufsatz: Denkmäler aus vorgegeschichtl. Zeit im Gebiet der Karlmannschenkung an das Kloster Sulda, SA. o. J. aus d. Fest-Nr. d. „Suld. Zeit.“ vom 1. Jan. 1924). Nicht minder wertvolle Beiträge haben die Straßensforschungen J. Donneraus (Vor- und frühgeschichtliche Durchgangswege im Suldaer Lande, Suldaer Gesch. Bl. XIV, 1920, S. 129 ff., XV, 1921, S. 21 ff., S. 27 ff.) und Gg. Wolffs geliefert; von diesem ist hier besonders die Arbeit über Bonifatius letzte Fahrt durch die Wetterau (Alt Frankfurt V, 1913, S. 52 ff.) zu erwähnen. Für unsere Zeit dürfen und brauchen wir uns

ja nicht mehr mit den rein archäologischen Methoden zu bescheiden. Gerade die Erforschung der frühmittelalterlichen Kirchengeschichte unseres Gebietes, die besonders auch W. Velke, dem ich für manchen Hinweis dankbar bin, pflegt, kann uns viele Aufschlüsse geben, die den Weg aus der Vorzeit zur Geschichte erhellen. Daher mögen hier noch einige Quellen und Bearbeitungen genannt sein, die uns über die frühmittelalterlichen Verhältnisse Oberhessens und seiner nächsten Nachbarschaft mehr oder weniger anschaulich unterrichten, deren zusammenfassende Verwertung aber für unsere Zwecke noch aussteht: die Übersetzung von M. Tangl, Leben des h. Bonifazius von Willibald bis Otloh, der h. Leoba von Rudolf von Fulda, des Abtes Sturmli von Eigil (die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 13³, 1920); h. Böhmmer, Zur Geschichte des Bonifatius (Ztschr. L, 1917, S. 171—215, beachtlich wegen der Beiträge zur Siedelungs- und Kulturgeschichte von Hessen und Lahngau); K. H. Schäfer, Missionsstätten des hl. Bonifatius in Hessen (Fuldaer Gesch. Bl. XIV, 1920, S. 65 ff.); E. S. J. Dronke, Traditiones et antiquitates Fuldenses, Fulda 1844; Greg. Richter, Die ersten Anfänge der Bau- und Kunsttätigkeit des Klosters Fulda, 1900 (weitere Beiträge von Richter und anderen in den Fuldaer Gesch. Bl.); Ed. A. Lomey, Codex Laureshamensis (wichtig wegen der ersten Erwähnung vieler Orte unseres Gebietes; neue Ausgabe in Vorbereitung), Mannheim 1768; dazu auch: Frdr. Hülsen, Die Besitzungen des Klosters Lorsch in der Karolingerzeit, ein Beitrag zur Topographie Deutschlands im Mittelalter, Berlin 1913 (mit Karten), und Dan. Neundörfer, Studien zur ältesten Geschichte des Klosters Lorsch, Berlin 1920.

Mehr als von der eigentlichen Bodenforschung dürfen wir für die Verknüpfung der Gegenwart mit der Vergangenheit erwarten ferner von topographischen, siedelungsgeographischen, historischgeographischen Studien, für die bereits hoffnungsvolle Anregungen und Proben vorliegen: K. Schumacher, Die Dorfgemarkung als frühgeschichtliche Bodenerkunde (Germania V, 1921, S. 2 ff.), Gg. Wolff, Ortsnamen zwischen Main und Weser als Hilfsmittel der Besiedelungsforschung (Germania VII, 1923, S. 1 ff.), wozu aber in methodischer Hinsicht die Arbeit von B. Eberl über die Bedeutung der Ortsnamen für die Vor- und Frühgeschichtsforschung (Der Bayerische Vorgeschichtsfreund III, 1923, S. 28 ff.) verglichen werden darf; trefflich ist auch das Vorgehen von h. Bingemer, Zur Lage des Königshofes in Bergen (Ztschr. L, 1917, S. 124—170); hierher gehört endlich die in ihrer Art ausgezeichnete Arbeit von W. Diemer, Die geographische und topographische Lage der Siedelungen des Vogelsbergs (Geogr. Mitt. aus Hessen V, 1909, S. 1 ff.), die freilich auf eine veraltete, leider aber von germanistischer Seite immer noch nicht ersetzte Stufe der Ortsnamenkunde sich stützen mußte (W. Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme, zumeist nach hessischen Ortsnamen,² 1881; W. Stormfels, Die Ortsnamen Hessens,² 1910); wenn auch Diemer die vorgeschichtlichen Denkmäler noch nicht berücksichtigen konnte, so stimmen seine Ansichten mit den oben auf Grund des Fundmaterials geäußerten in dem Teile erfreulich überein, als er die Hauptperiode der endgültigen Besiedelung des Vogelsberges in die Zeit zwischen 400 und 800 verlegt und zugleich bemerkt, daß höchstens neun Namen (zumeist in der Randzone) „keltischen“ Ursprunges „verdächtig“ sind. Alle zur Verfügung stehenden Quellen, besonders auch die vor- und frühgeschichtlichen, nutzen einige von Frankfurt aus zur Zeit betriebene Studien, die mehrere Teile unserer Provinz siedelungsgeographisch zu erforschen streben.

Natürlich müßten wir uns eigentlich an dieser Stelle auch mit Alf. Dopf, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kultur-entwicklung (I², 1923, II, 1920) beschäftigen, wenn es dazu nicht an Raum gebrechen würde. Gewiß führt das bedeutende Wert unzählige Belege für unbestreitbare Zusammenhänge zwischen der Römerzeit und dem Mittelalter an. Nur, meine ich, darf nicht schlechtthin Kontinuität der Besiedelung mit Kontinuität der Siedelung gleich gesetzt werden, wie schon K. Woelfe, Germania VI, 1923, S. 97, mit Recht hervorgehoben hat. Wenn auch unsere Provinz, wie wir selbst zugaben, einige Orte aufweist, deren Denkmäler oder topographischen Eigentümlichkeiten den Anschluß an römerzeitliche oder gar ältere Wohnstätten zu erkennen geben, so sind das Ausnahmen, die sich durch besondere Umstände (günstige Lage usw.) meist genügend erklären lassen und noch nicht zur Verallgemeinerung und Annahme eines Systems berechtigen. Es wird immer eine Schwäche so groß angelegter Werke, deren Verdienste dadurch nicht immer berührt zu werden brauchen, bleiben, daß sie aus den Teilen des gewaltigen Gebietes, das sie zu überschauen trachten, die gerade passenden Züge herauslesen und zum großzügigen Bilde vereinigen, ohne dabei das Typische der Teilgebiete genügend berücksichtigen zu können, das vielleicht noch gar nicht herausgearbeitet ist. Auch hier kommt es vor allem darauf an, die einzelnen Landschaften säuberlich darauf hin zu erforschen, was an Kontinuitäterscheinungen zufällig, was der Verallgemeinerung fähig ist (wie das z. B. jüngst für einen Teil des Kantons Freiburg Guntr. Saladin, Freiburger Gesch. Bl. XXVII, 1923, S. 1 ff., recht vorbildlich getan hat, ausgehend von der Arbeit O. Behaghels über die deutschen Weiler-Orte, Wörter und Sachen II, 1910, wo S. 77 f. die Wetterau behandelt wird; einen Ansatz zur genaueren Behandlung unseres Gebietes enthält die Arbeit von G. Weise, Germania III, 1919, S. 97 ff.). Dabei soll durchaus nicht übersehen werden, daß in einem so kleinen Bezirke zumal, wie es der hier vor allem in Frage kommende Südwesten unserer Provinz ist, gewiß schon die nachweisliche Kontinuität bloß eines bedeutenderen Ortes, wie etwa Friedbergs, das Dopf im Anschlusse an Aug. Meitzen, Siedel. u. Agr.-Wes. 1895, Anl. 34, S. 157, besonders heranzieht, genügen würde, um einiges an alter Tradition zum Vorteile des Ganzen in die neue Zeit hinüberzuretten, deren Frühlingstürme sonst das Land von Grund aus durcheinander gerüttelt haben, ja deren Stürme selbst später noch oft genug vernichtend daherbrausten (vgl. z. B. für Sulda: J. Vonderau, Denkm. aus vorgegesch. Zeit im Gebiet der Karlmannschenkung an das Kloster Sulda, S. A. o. J. aus d. Fest-Nr. d. „Sulda. Zeit.“ vom 1. Jan. 1924.). Wenngleich ich also nicht zweifele, daß die „Kontinuität“ weniger Orte, die wie vor allem bei Friedberg, sogar lediglich auf militärischen, politischen, wirtschaftlichen Vorzügen ihrer Lage beruht haben mag, und die durch Kontinuität selbst unterdrückter alter Bevölkerungsteile ganz kräftig unterstützt werden konnte ja mußte, wenn sie nicht wirkungslos bleiben sollte, sehr wesentlich war für die Gestaltung der nachrömischen Verhältnisse eines Landes, so müssen doch erst für jede Landschaft eigens angestellte Forschungen die Frage zur völligen Spruchreife klären. Gewiß wäre bei Berücksichtigung der hier vorgetragenen Gesichtspunkte manche Behauptung des Werkes von Dopf etwas weniger bestimmt gefaßt, aber auch seine beinahe beschämend widerspruchsvolle Beurteilung vermieden worden. Vielleicht wäre es ganz lehrreich, einmal genauer zu untersuchen, inwieweit in den verschiedenen Urteilen die Verhältnisse des speziellen Arbeitsgebietes der einzelnen Referenten zum Ausdruck gekommen sind.

Leider viel weniger als romantischerweise oft angenommen wird, vermag uns an wirklichem Wissen oder auch nur an begründeten Hinweisen die unmittelbare Volksüberlieferung zu bieten — kein Wunder in unserem immer wieder durch neue Völker- und Kulturströme aus stetiger Entwicklung oder tragem Schummer aufgeschreckten Ländchen. Inwieweit bodenständige Tradition in der von J. Donderau mit geteilten Stelle („deinde in sepulera antiqua“) der Soisdorfer Grenzbeschreibung vorliegt, entzieht sich natürlich unserer Beurteilung. Und was an Namen und Sagen dem ersten Blick besonders „bedeutungsvoll“ vorkommen mag, trägt bei näherem Zusehen nur allzu oft den Stempel „gelehrten“ Einflusses und kann uns dann besten Falles auf vergessene Fundstellen aufmerksam machen. Was aber die kurhessischen (und Vogelsberger) „Grimmschen“ Sagen und Märchen angeht, so weiß jeder Volkstundige gut genug, wie schwierig und unsicher ihre Ausdeutung ist. Über eine dunkle Ahnung uralter Zusammenhänge führen uns selbst die sagenumwobenen Kult- und Begräbnisplätze Oberhessens, namentlich des Vogelsberges, nicht hinaus, und fast beredter zur Phantasie als zum Verstande spricht sogar ein Prachtstück wie der Schmiedeeiserne Torbeslag einer Dorfkirche (Hessische Blätter für Volkskunde XX, 1921, S. 34f., Abb. S. 31), der in der Darstellung des Kreuzes, des Hufeisens und des „Drachenkopfes Christliches und „Heidnisches“ merkwürdig zu vereinen scheint (Er. Jungs Buch, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, 1922, bietet unendlich viel Anregung und bleibt daher wertvoll, auch wenn man gegen zahlreiche „Deutungen“ und Belege Einspruch erheben muß, wie wir z. B. im Falle des Portales von Großen-Linden, Kr. Gießen).

Schluß.

Unsere Darstellung hat hoffentlich klar genug erkennen lassen, wie gerade in Oberhessen der Zusammenhang zwischen Landschaft und Verkehrslage einerseits, Besiedelungsverteilung und -dichte, sowie Auswahl der vertretenen Kultur- und Völkerguppen andererseits aufs schönste sich ausprägt, und daß der verhältnismäßig große Denkmälerreichtum der kleinen Provinz immerhin manches bietet, was allgemeinerer Beachtung würdig ist. Und wenn es im Verlaufe der regen Feldbereinigungs- und sonstigen Kulturarbeiten der letzten Jahre an Grabfunden und anderen Zufallsaufschlüssen soviel zu bergen galt, daß alle verfügbaren Mittel und Kräfte, diese aber fast sämtlich freiwillig und ehrenamtlich, vollauf in Anspruch genommen waren, dann mag das mit zu den üblichen Gründen hinzu gerechnet werden, mit denen man die Vernachlässigung umfangreicherer systematischer Wohnstätten- und Ringwallforschung auch anderwärts recht häufig zwar nicht entschuldigen aber doch erklären kann und muß. Die stetig wachsende Teilnahme weitester Bevölkerungskreise läßt uns aber, den schlimmen Zeiten zum Trost, auch in dieser Hinsicht einigermaßen hoffnungstrotz in die Zukunft schauen.

Unser Bericht zeigte, und die oben angekündigte Materialsammlung wird es noch deutlicher machen, daß der Kreis Gießen zu allen Zeiten der Vor- und Frühgeschichte Kultur- und Volksströme aus dem Süden, dem Westen und dem Norden aufgenommen hat; der Kreis Friedberg stand vor allem nach dem Süden offen und war die bevorzugte Heimstätte derer, die ihre Wirtschaft auf den Ackerbau gründeten, ebenso der Südwesten des Kreises Büdingen. Im Südwesten der Provinz herrschte also in allen vor- und frühgeschichtlichen Perioden regstes und reichstes Leben, und besonders auch im Kreise Gießen wegen seiner günstigen Lage. Recht oft wurde ganz deutlich,

daß die alte Bevölkerung weiterlebte und durch die Neuankömmlinge nur vermehrt, kulturell und ethnisch beeinflusst wurde. Wenn manchmal die Denkmäler dafür versagen, so gibt es Gründe genug zur Erklärung: sei es, daß die „Mode“ schon damals gern aus einem ins andere Extrem verfiel, so daß das Alte fast plötzlich verschwand, sei es, daß die Zuwanderer die Eingefessenen ganz niederzwangen und sie zunächst zur Bedeutungslosigkeit verurteilten oder ihre Eigenart ihnen restlos aufprägten; sei es, daß nur Gräber der herrschenden Klasse uns erkennbar sind, oder daß gar zwei Gruppen zeitweise nebeneinander lebten, ohne daß die Gleichzeitigkeit ihrer Denkmäler uns bisher deutlich wurde. Dagegen die Kreise Alsfeld, Lauterbach und Schotten, also das nordöstliche Oberhessen, trugen dichte Besiedelung im wesentlichen nur während der Hügelgräberbronzezeit, deren Angehörige wir aus dem Kurhessischen herleiten zu können glaubten. Ihr Ende zwar mußte uns noch dunkel bleiben, ebenso die genaue Zeit der Wiederbesiedelung, für die wir bisher nur Vermutungen, doch wohl nicht ganz unbegründete, äußern durften. Jener Teil unserer Provinz kann demnach fast uneingeschränkt als „Chatten“land gelten, zumal Strömungen aus dem Süden dort so gut wie völlig fehlen, auf Grund der Verkehrslage auch nicht in nennenswertem Maße zu erwarten sind.

Daß aber unsere Schlüsse aus dem Denkmälerbestande nicht ganz richtig sein können, wird schon durch eine oberflächliche Betrachtung der heutigen Bewohner Oberhessens klar. In Aussicht genomme anthropologische Untersuchungen werden die Behauptung im einzelnen bestätigen. Und volkstündlich einwandfreie Charakterschilderungen könnten daselbe lehren (wie schon jetzt z. B. trotz seiner Einfachheit das Büchlein von Wilh. Butte, Statistisch-, Politisch- und Kosmopolitische Blicke in die Hessen-darm-städtischen Lande, Gießen und Darmstadt 1804; gekürzte Ausgabe von Wilh. Diehl, Hess. Volksbücher, Nr. 16, Friedberg 1913, hier der Vogelsberger S. 6ff., der Wetterauer S. 15ff.). Die Bewohner der nordöstlichen Hälfte Oberhessens unterscheiden sich gewaltig von denen des Wetteraugebietes — äußerlich und innerlich. Hier ein Gemisch der verschiedensten Typen, oft selbst im Verbands alteingefessener Familien; erklärlich gewiß, wenn man annimmt, daß immer wieder in buntem Wechsel die Eigenarten der mancherlei Stämme herausmendeln, von denen einstmals mehr oder weniger zahlreiche Glieder in der gastlichen Wetterau Aufnahme gefunden haben; freilich wird man sich bezüglich der anthropologischen Einzelbestimmung keine überspannten Hoffnungen machen dürfen: der Möglichkeiten sind gar zu viele (W. Freudenberg will, Umschau XXVI, 1922, S. 815, in negroiden Typen der Wetterau Nachfahren afrikanischer Kolonisten der Römerzeit erkannt haben!). Im Vogelsberggebiete dagegen herrscht, wie im Kurhessischen, eine viel größere Einheitlichkeit der charakteristischen Merkmale, Familien-, Dorf- und Landschaftstypen, die dem ersten Blicke kaum individuellere Züge zu offenbaren pflegen (Gesch. Bl. VI, 1924, Nr. 17).

So ist Oberhessen, wenn man seine Südwesthälfte mit dem nordöstlichen Teile im Hinblick auf die Sprache der Denkmäler und auf die moderne Bevölkerung vergleicht, ein getreues Abbild dessen, was Deutschland im großen bietet. Die Gegenwart wurzelt auch hier in den Tiefen der Vorzeit; vielleicht gerade hier, wo Süden und Norden sich scheiden und wo die Chatten im Kurhessischen seit alters standhaft Grenzschutz gen Süden hielten, besonders deutlich und für den Beschauer eindrucksvoll; zugleich uns lehrend, wie Germanentum und süddeutsches Volkstum zur deutschen Einheit allmählich sich verschmelzen.

Gießen, März 1924.

Nachrichten.

Das Prussia-Museum im Schloß zu Königsberg i. Pr.

Eröffnung der prähistorischen Sammlung.

Die Sammlung der Prussia, wie sie sich jetzt darstellt, ist aufgebaut nach den Grundsätzen der modernen Museumsverwaltung, wie sie sich in den letzten Jahren mehr und mehr herausgebildet hat. Nachdem die Prussia von ihren außerordentlich umfangreichen Beständen große Teile für die Zeughalle und für die völkertundliche Sammlung, ferner für öffentliche Gebäude abgegeben hatte, wurde aus den Restbeständen abermals ein Teil ausgeschieden. Dieser verhältnismäßig kleine Teil macht die jetztige zugängliche Sammlung aus, während der größere Teil zu wissenschaftlichen Zwecken gesondert aufbewahrt wird. Aus der Fülle des Stoffes hat man also eine Anzahl typischer Stücke gewählt und an ihnen kann man den Zweck der ganzen Sammlung erkennen. Die große Linie ist gewahrt und weil der Betrachter nicht mit Einzelheiten belastet ist, kann er sich schnell in das Gebiet der Ausstellung einfühlen und sich für die gebotene Materie begeistern.

Für die Schauammlung der Prussia handelte es sich darum, zu zeigen, wie man aus den Grab- und Sundergebnissen meistens ostpreußischen Bodens bis in die ganz frühe Zeit hinein sich ein Bild von Kulturzuständen machen kann. Nichts konnte deshalb vernünftiger und selbstverständlicher sein, als von dem Eingang des Museums ab in zeitlicher Abwandlung von der ältesten Steinzeit bis zu den Tagen des deutschen Ritterordens die maßgebenden Ergebnisse vorzuführen. Es ist anerkennenswert, wie sich in den einzelnen oft nur sehr beschränkten Räumen mit plastischer Anschaulichkeit das Bild der einzelnen Zeiten rundet, wie die charakteristische Auswahl der einzelnen Typen das Nachleben ermöglicht.

Aus der Gesamtheit des Ausgestellten eröffnen sich ungeheure Ausblicke von den Funden der Wohnplätze auf der Kurischen Nehrung, den Pfahlbauten in Maßuren bis zu der Wikingerriedlung in Wishtauten bei Cranz, von der einfachen Bearbeitung der Werkzeuge und Waffen aus Hirschhorn, Feuerstein und Knochen bis zu den goldenen Schmuckstücken bei Hammersdorf und den stattlichen Schwertern der nordischen Seeräuber und Händler. Das Vordringen der Germanen wird sichtbar, das ferne Konstantinopel, auch der Kaufalus taucht auf. Die Vergangenheit wird lebendig. Der Zweck der Schauammlung ist erreicht. — Ein Verdienst Dr. Gaertes, der von der Prussia mit dieser Aufgabe betraut war und sich ihrer mit seltener Hingabe angenommen hatte.

Bericht der Königsberger Allgemeinen Zeitung vom 2. Juni 1924
über die Eröffnung des Prussia-Museums.

Bücherbesprechungen.

Constantin C. Diclescu, Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien.
Mannus-Bibliothek Nr. 34. Leipzig 1923. 64 Seiten, 29 Abbildungen.

Seinem trefflichen Werk über die Gepiden (1922) läßt der Verfasser eine Behandlung der übrigen Germanenstämme in Südosteuropa während der Völkerwanderungszeit folgen. Er sucht das brodelnde Völkergewoge im alten Dazien zu entwirren und übersichtlich darzustellen. Mit größter Sorgfalt geht er den sprachlichen und geschichtlichen Quellen nach, ihren Wert kritisch wägend, ihre Lücken mit guter Kombinationsgabe überbrückend, und kommt so zu vielen neuen Ergebnissen, welche die Forschung kräftig fördern. Besonders wertvoll ist sein Nachweis, daß die Taifalen keine Westgoten, sondern Wandalen waren und mit den Latringen wesensteins sind, ebenso wie ihre Stammesbrüder die Wiktwalen mit den Hasdingen gleichzusetzen sind oder der in Schlesien gebliebene Wandalenstamm der Naharwalen mit den Silingen. Ist es doch in der germanischen Stammesunde eine häufige und recht verwirrende Erscheinung, daß Volksteile ihren Namen ändern oder mehrere Namen führen. Durch diese Gleichsetzungen werden die Germanen Daziens auf vier Hauptstämme verringert, zwei wandalische (Hasdingen und Latringen) und zwei gotische (Westgoten und Gepiden). Zwingend ist auch der Nachweis, um nur noch diesen anzuführen, daß unter dem Kautaland der Goten nicht Siebenbürgen gemeint sein kann, sondern der Bezirk Buzau in der Walachei, wo der berühmte gotische Schatzfund von Pietroasa gehoben wurde, über den der Verfasser in zwei Anhängen einen übersichtlichen Bericht folgen läßt.

Das Buch gibt dem Vorgesichtsforscher einen willkommenen Leitfaden für die Besiedlungsgeschichte der Germanen in ihren oft so verwinkelten Einzelheiten in die Hand.

Ja der Verfasser geht noch weiter. Er sucht die aus der Literatur bekannten Funde gleichfalls auszuwerten und den einzelnen Stämmen zuzuweisen. Da er sich hierbei über die Grenzen seines eigentlichen Arbeitsgebietes hinauswagt, unterlaufen ihm mehrere unhaltbare Aufstellungen. Mit Recht hält er das siebenbürgische Gräberfeld des 4. Jahrhunderts von Maros-Szentanna für westgotisch. Auch die Zuteilung der reichen Funde von Osztropataka in der Slowakei zur wandalischen Gruppe erscheint gut begründet. Das umfangreiche Gräberfeld von Szentes an der mittleren Theiß für wandalisch zu erklären, geht aber aus zeitlichen Gründen nicht an. Die vom Verfasser auf den Abb. 7—12 wiedergegebenen Gefäße und Beigaben von Szentes sind ausgesprochene Formen des 5. Jahrhunderts, während die Wandalen dieses Gebiet in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts verließen. Das Gräberfeld muß demnach den Gepiden zugewiesen werden. Die Wandalen wanderten ums Jahr 336 nach Pannonien, wo sie bis 401, dem Jahre des Beginnes ihres großen Zuges, der sie bis nach Nordafrika führte, verblieben. Auch für diese Epoche glaubt der Verfasser wandalische Funde in den großen Gräberfeldern am Plattensee erkennen zu können. In deren hauptsächlich ungermanischem Inhalte befinden sich in der Tat spätgermanische Bestandteile. Wenn diese aber hauptsächlich auf Grund der dort gefundenen römischen Münzen des 4. Jahrhunderts ins 4. und 5. Jahrhundert gerechnet werden, gräbt der Verfasser eine längst veraltete Anschauung wieder aus, die zuerst Lipp, später Tischler u. a. hegten, die aber schon Lindenšmit und dann besonders Reinede und Riegl widerlegten. Die vom Verfasser S. 27 f. abgebildete „wandalische“ Sibel von Késthely und die Schmucktüde von Szék gehören vielmehr frühestens dem 6. Jahrhundert an und es ist sogar sehr fraglich, ob man sie noch den Langobarden zuteilen kann.

Der Hauptwert der Arbeit liegt in der gründlichen Auswertung der geschriebenen Quellen. Die Bodenfunde hingegen haben noch keine entsprechende Behandlung erfahren, obwohl sie sicher unsere Kenntnis der germanischen Stammesgeschichte in Südosteuropa werden beträchtlich erweitern können. Möge das Büchlein von Diculescu den Anstoß zu der so brennend notwendigen Zusammenstellung und Bearbeitung der germanischen Funde des 3. und 4. Jahrhunderts in Ungarn geben, wie sie uns Hampel für die späteren Jahrhunderte in seinem dreibändigen Denkmälerwerke geschenkt hat.

Breslau, im Februar 1924.

M. Jahn.

Konrad Strauß, Studien zur mittelalterlichen Keramik. (Mannus-Bibliothek 30.) Leipzig: C. Kabitsch 1923.

Strauß hat in dem vorliegenden Buch als erster den Versuch gemacht, ein von der Altertumsforschung bisher unberührtes Gebiet systematisch zu behandeln. An Hand von Gefäßen mit Münzen und anderen datierbaren Beigaben hat er eine typologische und chronologische Zusammenstellung der mittelalterlichen Keramik für die Gebiete östlich der Elbe gegeben.

Den Ausgangspunkt seiner Arbeit bildet der Beginn der Wiedereindeutschung Ostdeutschlands im zwölften Jahrhundert. Für diese Zeit hat der Verfasser einen Übergangstil — ein Verschmelzen der slawischen Keramik mit der neu eingeführten westdeutschen Keramik feststellen können. Mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts ist der westliche Einfluß ganz verschwunden und nur eine rein deutsch-mittelalterliche Keramik vorhanden. Strauß verfolgt nun diese deutsch-mittelalterliche Keramik bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein, und es ist ihm gelungen, für jedes einzelne Jahrhundert ganz bestimmte Gefäßtypen aufzustellen. Sehr gut beobachtet sind hierbei die Randprofile des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Für das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert hätte der Verfasser die Zahl der Profile noch erhöhen müssen, um ein überzeugendes Bild zu geben. Doch hier fehlt bisher noch die unbedingt notwendige Vorarbeit der Lokal Museen — nämlich das Sammeln und auch Veröffentlichung dieser deutsch-mittelalterlichen Keramik. Möge hierzu das Buch von Strauß Anregung geben. Dann erst wird es auch möglich sein, die engere Beziehung mit der westdeutschen Keramik herzustellen.

Berlin.

Christoph Albrecht.

Dr. Hermann Güntert, Der arische Weltkönig und Heiland. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur indogermanischen Religionsgeschichte und Altertumsfunde. Verlag Max Niemeyer, Halle a. d. S. 1923.

Schwerlastend an Wissenswerten, tiefstüpfend, philologisch, aber frisch das Viele beherrschend durch einen großen Zug einer Persönlichkeit, die vielleicht unbewußt nordischer Artung als Wegweiser folgt. Besonders wertvoll ist, daß der berufene Sachmann lediglich von seinem Gebiet her und zunächst nur auf sein engeres Forschungsgebiet beschränkt das „Indogermanenproblem“ anpakt.

Daß die vorhandenen Bausteine bereits zu einem Grundriß geordnet werden, mag allzu-Engen verdächtig erscheinen. Des Verfassers „Kalypso“ mit ihrer „auf die Geistesgeschichte angewandten Methode der Sprachforschung“ gehört eng zu dem neuen Buche. Dort Verhüllen und Verbergen als Grundmotive, hier das Bild von Bindung und Lösung. Göttergestalten, deren Namen nicht nur aus Indien begrenzt sind, sind der Ausgangspunkt der Untersuchung (Boghaztöi). Fern aller „Natursymbolik“, aber auch allem „flachen wissenschaftlichen Materialismus“ will Güntert bleiben. Die Bedeutungsgeschichte des arischen Kriegsgottes ist Ausgangskapitel des Beschüters von Staat und Recht, des Schwur-gottes, dem Indra und Mitra nabestehen. Des arischen Priestergottes, des Asuren Daruna Aufstieg und Sturz sind die ersten Ansätze zur Erlösungslehre. Das führt zu Erörterung der arischen Heilandvorstellung, die nach der vom Weltkönig auftritt. Dem Feuergott und Wischnu dem heilbringer geht es über den Gottmenschen zu Mitras dem Erlöser. Die Behandlung des arischen Unendlichkeitsbegriffes als Ausklang weist uns besonders stark auf das Erbe der Dorzeit in der Gegenwart und zu den Wegen der Erkenntnis urverwandter Artung. Und hier knüpfen unsere Wünsche für des Verfassers weitere Erkenntnisse an. Er selbst sagt S. 343, daß „weitere Forschung sich bemühen müssen, die chronologischen Verhältnisse und Schichten zu ordnen . . . und die Sagenmotive (die Güntert aus allen Gebieten indogermanischer Völker besonders auch dem nordischen heranzieht!) auf ihre Heimat hin schärfer zu bestimmen . . . ein ganzes Programm für eine neue vergleichende indogermanische Mythologie“. Und Seite 341 weist er selber auf Zukünftiges, da seine Untersuchungen immer wieder lehrten, „daß in für uns vorhistorischer Zeit ein engerer Zusammenhang zwischen Germanen, Thrako-Skythen (Phryger, Hetither) und den arischen (d. h. indogermanischen) Stämmen im Osten bestanden haben muß . . . es leuchtet ein, daß dieses Resultat von grundlegender Wichtigkeit ist . . . selbst für die Frage der Urheimat scheint es mir nicht gleichgültig.“ — Die Führerkraft der Verfasserpersönlichkeit läßt auch schwere Abschnitte des Buches gern durchadern. Jede Seite bringt mit Tatfachen Nachweise, die lebendig wirken, wenigstens in Kreisen, die solche Nahrung suchen. Zum Widerspruch fordert natürlich manches heraus, auch der Wunsch liegt nahe, G. möchte mehr von nordischer Vorgeschichte als die Hältristinger (15000 vor Chr., ist wohl ein Druckfehler statt 1500; der Wendrin-Unfug spulte ja noch nicht!) und Wille heranziehen. Die Kreise der „Mannus“-Leser müßten das Buch kennen, soweit sie über reine prähistorische Archäologie hinausgehen wollen und können, wie der Verfasser über reine, vergleichende Sprachwissenschaft hinausgeht in das lebendige Wesen des Werdens von Menschengruppen unserer Dorzeit und ihr Denken und Tun.

Halle a. d. S.

Hans Hahné.

Dr. Ludwig Ferdinand Claus, Die nordische Seele, Artung, Prägung, Ausdruck. Verlag Max Niemeyer, Halle a. d. S. 1923.

Ein Erlebnisbuch, also ein Lebensbuch; vielleicht Geständnis, also geeignet Verständnis zu wecken, mehr als allzu „objektive“ Darstellungen; eine Untersuchung über Artung und Prägung, Zusammenhang und Beziehung zu Leibumwelt und „inwelt“ über die Bedeutung des Wortes für die Seele Erörterungen über die Schiffalsgemeinschaft „Voll“, seine Entartung und Mißartung und die Möglichkeit einer „Entscheidung“; wichtige über die besondere „deutsche“ Seele und ihren Ursprung, ihre nordischen Eigentümlichkeiten des Erlebens und der Gebärde. Endlich eine feine Behandlung des „Mischlings“: — alles das gegründet auf die „phänomenologische“ Methode der Forschung wie sie Edm. Husserl begründete. Aber dieses Buch ist zum Mindesten eine weiterführende Nutzenanwendung jener Arbeitsweise: mitten hineingreifend auch in die Fragen und Nöte unserer Zeit. Und es wird sicherlich Wissen schaffen wie es die Ärzte und Erzieher der deutschen Gegenwart brauchen, fern einseitiger, wenn auch noch so begrifflicher Einstellung auf ausschließliche Betonung einer Art, fern erstrecht dem Gegenteil. Den „Rassentenden“ der Gegenwart angelehnt, aber nicht unterworfen; wertvoll auch durch seine Blicke hinweg über die alt-heilige Mauer zwischen Wissenschaft und Leben. Von alten und neuen Lehrgebäuden nur soviel, daß kein von Anmerkungen geschwollener Schulkstreit entstand. Sowohl unentwegt Rasseereinen wie Allmenschlichen wird es Werte bringen. In Stil und Beweisart flutet es lebendig durch die Seiten, denn es will nicht nur Tatsachen geben zur weiteren Derarbeitung, sondern Spiegel sein, der aufrüttelt, eigene und fremde Art zu verstehen in ihren nachweislichen Gegebenheiten, aber auch in ihren Wirkungen. Die Betonung der Notwendigkeit nordischer Grundart für das deutsche Volk gehören zu den Gegenwartswerten des Buches. Mancherlei wäre angreifbar, enthält aber keine tiefere Schädigung. Vieles wird erst später gestaltet werden können, so die Bilder menschlicher Artung. Der Verfasser will weder Geschichte noch Naturkunde, noch sonstige „öffentliche Wissenschaft“, — — und das heimliche der Seele hat in eigenen Kämpfen und Suchen vieles hell gesehen. Deshalb gebührt dem Verfasser und dem Verlage auch an dieser Stelle Dank und Empfehlung.

Halle a. d. S.

Hans Hahné.

Neu:

Blätter für deutsche Vorgeschichte. **Zeitschrift der Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.**

Herausgeber: Dr. Wolfgang Ica Baume, Danzig.

Heft 1, 36 Seiten mit 27 Abbildungen im Text. 1924. G.-M. 1,40.

Es enthält folgende Arbeiten:

Ernst Peterien, Die Bronzezierarbeiten aus Borkendorf (Ostpr.).

**Dr. Ica Baume, Wagendarstellungen auf ostgermanischen Urnen
der frühen Eisenzeit und ihre Bedeutung.**

H. Stremme, „Vorgeschichte des deutschen Volkes“ von Ernst Wahle.

Diese eigenen Veröffentlichungen der Danziger Zweiggesellschaft der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte werden unsere Mitglieder besonders interessieren.

Bestellungen und Abonnements merkt jede bessere Buchhandlung sowie die Verlagsbuchhandlung Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b, vor.

Vorgeschichte des Deutschen Volkes

Von Dr. Ernst Wahle,

Privatdozent für Vorgeschichte an der Universität Heidelberg.

X und 184 Seiten mit 5 Vignetten. 1924.

G.-M. 5,—, geb. G.-M. 6,—.

**Eine Kulturgeschichte der Deutschen von der
Urzeit bis zur Römerherrschaft am Rhein.**

„*Schlesische Zeitung*“: Ein Bild von der Geschichte des wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebens der vorgeschichtlichen Völker auf deutschem Boden. — Ein kundiger und zuverlässiger Führer durch die Urgeschichte unseres Vaterlandes. Dr. M. Jahn, Breslau.

„*Blätter für deutsche Vorgeschichte*“: Außer den sachlich so wertvollen textlichen Teilen enthält Wahles Buch eine vorzügliche Übersicht über die vorgeschichtliche Literatur, für welche wir ihm ebenfalls dankbar sind. Prof. Stremme.

Mittelalterliche Plastik Würzburgs.

**Veruch einer lokalen Entwicklungsgeschichte vom Ende
des 13. bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts.**

Von Professor Dr. Wilhelm Pinder.

2. verbesserte Auflage.

XIII und 168 Seiten mit 77 Abbildungen auf 56 Tafeln. 1924.

G.-M. 12,—, geb. G.-M. 14,40.

„*Archiv für christliche Kunst*“: Das Verständnis der bildnerischen Kunst des XIV. Jahrhunderts ist ein schwierig Ding. Diese Arbeit hat W. Pinder für Würzburg geleistet. Es ist ihm gelungen, durch eine vorbildlich-peinliche Analyse der immerhin reichlichen Überreste aus ein paar Jahrhunderten Würzburger Kunsttätigkeit darzutun, dass Würzburg nicht nur geographisch, sondern auch kunstgeschichtlich und stilistisch die Mitte zwischen Mainz und Nürnberg bildet, wobei ich nach meinen Erfahrungen der Richtung nach Norden die grössere Tendenz zubillige.

Pinder hat einen neuen Beweis für den engen Kräufteaustausch zwischen kleinen charaktervollen deutschen Stammesgebieten erbracht. Dr. Schermann.

CRANIA HELVETICA ANTIQUA

Die bis jetzt in den Pfahlbauten der Stein-
und Bronzezeit in der Schweiz gefundenen
menschlichen Schädelreste

Mit 117 Lichtdrucktafeln abgebildet und beschrieben

von

Dr. Th. Studer und **Dr. E. Bannwarth**

Professor der Zoologie und vergl.
Anatomie an der Universität Bern.

Privatdozent der Anatomie an der
Universität Bern.

Mit Textband 55 S., ebenfalls in Folio-Format. 1894.

*Dieses wundervolle Werk fehlt sicher noch in der Bibliothek manches Prä-
historikers und Anthropologen. Es umfasst lebensgrosse Aufnahmen von 35 mensch-
lichen Schädeln aus Schweizer Pfahlbauten, der Textband enthält alles Wissens-
werte über Fundort, Alter, Masse und Literatur. Ich habe eine Anzahl billig von
meiner Schwagerfirma erworben und stelle sie Mitgliedern der Gesellschaft
für Vorgesichte zum Vorzugspreise von 45 Goldmark pro Exemplar
zur Verfügung. (Früherer Preis 80 Goldmark.)*

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

Die Pfeilgifte.

Nach eigenen toxikologischen und ethnologischen Untersuchungen

von

Professor Dr. **L. Lewin**, Berlin.

XII, 517 Seiten mit 75 Abbildungen im Text und einer Tafel.

G.-M. 13,—, geb. G.-M. 14,50.

Die vorliegenden Ausführungen enthalten die Ergebnisse von experi-
mentellen Forschungen, die sich über etwa 30 Jahre erstrecken. Sie ent-
hüllen in ihrer Gesamtheit ein umfassendes Stück Giftkunde, dessen prak-
tische Betätigung vorerst noch kein Ende auf der Welt finden wird. Das
Werk gibt zum ersten Male von Untersuchungen Kunde, die in umfassendster
Weise, unter Eingehen auf die angeführten Forderungen, angestellt wurden
und einen tieferen Einblick in das Pfeilgiftmaterial der ganzen Welt gestatten.

*Klinische Wochenschrift: . . . Als eine reiche Fundgrube für Mediziner
und Naturwissenschaftler, aber auch für viele andere Interessentenkreise
stellt sich das von dem bekannten Toxikologen verfasste Werk über die
Pfeilgifte dar. Mit bewundernswertem Fleiss und bekannter Gründlich-
keit ist alles zusammengetragen, was in der Weltliteratur, in Museen
und Sammlungen, in Botanischen Gärten über den Gegenstand er-
mittelt werden konnte. . . . Das neue Buch wird jedem unentbehrlich
sein, der sich mit dem die Grenzgebiete der Medizin, Naturwissen-
schaften, Völkerkunde, Kulturgeschichte und vergleichenden Sprach-
forschung berührenden Gegenstände befassen will.*

Nach dem Zustand wird in der betr. Landeswährung berechnet. 1 Goldmark = 10/12 Dollar.

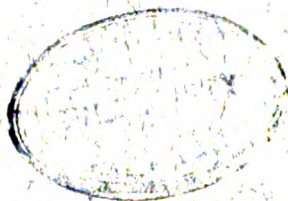
44
719

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus



28 145



Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

16. Band

Heft 5 / Schluß

Leipzig • Verlag von Curt Kabitsch
1925

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Salomonstraße 18b.

Inhalt des vorliegenden 5. Schlußheftes des 16. Bandes:

I. Abhandlungen und Mitteilungen.

Lechler, Dr. Jörg, Das Gräberfeld auf dem Schringberg bei Belmsdorf 375
Titel und Inhaltsverzeichnis zum 16. Bande.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1925 12 R.-M.; für Mitglieder der Berliner Zweiggemeinschaft 1 R.-M. mehr; die Einzahlung derselben hat an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b (Postcheckkonto Leipzig 54 228), zu erfolgen. Österreiche Mitglieder zahlen pro Jahr 15 Schilling und können den Betrag auf Postsparkassenkonto Wien No. 156 722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Czechoslowakei zahlen 75 Kč für das Jahr und können diesen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzsch bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer gasse 11 einzahlen. Im übrigen beträgt der Beitrag für Mitglieder im Ausland 15 R.-M.

Neuanmeldungen sowie Abmeldungen sind entweder an den Vor-
sitzer, Herrn Geh. Regie-
rungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 oder an den Schatz-
meister der Gesellschaft, Herrn Ernst Suerhage, Berlin NW 5, Quisowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag
von Curt Kabitzsch,
Leipzig, Salomonstraße 18b. Postcheckkonto Leipzig No. 54 228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regie-
rungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichter-
felde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig be-
schrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen
oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind Federzeichnungen,
die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des Manus im Buchhandel während des Erscheinens beträgt
R.-M. 18 für den Band, nach Abschluß des Bandes wird er erhöht.
Ferner sei auf die **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht, von welchen 3 bereits vorliegen;
ein 4. mit dem Bericht über die letzte Hauptversammlung der Gesellschaft in Göttingen 1924 ist
im Druck. Für die ersten 15 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XV und **Ergänzungsband I bis III** können neu eintretende Mit-
glieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbezahlen.
Man wende sich an den Verlag.

CRANIA · HELVETICA · ANTIQUA

Die bis jetzt in den Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit in der Schweiz gefundenen menschlichen Schädelreste

Mit 117 Lichtdrucktafeln abgebildet und beschrieben

von

Dr. Th. Stüder und **Dr. E. Bannwarth**

Professor der Zoologie und vergl.
Anatomie an der Universität Bern.

Privatdozent der Anatomie an der
Universität Bern.

Mit Textband 55 S., ebenfalls in Folio-Format. 1894.

Dieses wundervolle Werk fehlt sicher noch in der Bibliothek manches Prähistorikers und Anthropologen. Es umfaßt lebensgroße Aufnahmen von 35 menschlichen Schädelstücken aus Schweizer Pfahlbauten, der Textband enthält alles Wissenswerte über Fundort, Alter, Maße und Literatur. Ich habe eine Anzahl billig von meiner Schwesterfirma erworben und stelle sie Mitgliedern der Gesellschaft für Vorgeschichte zum Vorsugapreise von 45 R.-M. pro Exemplar zur Verfügung. (Früherer Preis 80 R.-M.)

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Salomonstraße 18b.

Einer Teilaufgabe dieses Heftes liegt ein Prospekt über Scheltema, Altnordische Kunst, des
Mauritius-Verlages, Berlin W 35, Potsdamerstr. 123 B, bei.

Abhandlungen und Mitteilungen.

Das Gräberfeld auf dem Sehringsberge bei Helmsdorf.

Don Dr. Jörg Sechler.

Die geographische Lage des Begrüdens.

Helmsdorf im Mansfelder Seekreis der Provinz Sachsen hat durch seine zahlreichen Funde bereits in der Vorgeschichtsforschung einen bekannten Namen. Auf seiner Flur sind Funde von Gräbern und Siedlungsresten aus der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit besonders zahlreich zutage gekommen.

Die folgende Fundliste gebe davon ein anschauliches Bild.

Nr.	Flurstück	Jahr	aus- gegraben von	Art des Fundes	Kultur	Museum oder Veröffentlichung
1	Helmsdorf	1895	Rauch	kleine Kiste	Bronzezeit p. IV	Nachr. dtsh. Altertumsfunde VI 1895, S. 90
	?	1905	Eichelmann	?	Helmsdorfotyp	h.K. 2909
2	Sehring II	?	Rauch	Steinpadung	Helmsdorfotyp	h.K. 17 : 104
3	Sehring I	Nov. 1908	Größler-Rauch	Steinpadung A/08—H/08	Helmsdorfotyp	h.K. 17: 102/105
3a	"	Nov. 1908	"	Steinkiste 1/08—8/08	Sächs.-thüringische Keramik	h.J. VIII, S. 90 X, S. 84
4	Sehring II	April 1910	Wahle	Steinpadung	Helmsdorfotyp	h.K. VIII, S. 113
5	Sehring II	1913/14	Museum	Steinpadung 1/13—14 8/13—14	Helmsdorfotyp	h.K. 2910, 2965 h.J. X, S. 6
5a	"	"	"	hodergrab 13/14	steinzeitliche Beziehungen zu Schlesien	h.K. 13: 3108/13 h.K. 13: 3115
6	Sehring I	April 1915	"	Steinpadung 1/15—15/15	Helmsdorfotyp	h.K. 15:116—27
6a	"	"	"	Lefefunde von N. W. Ende	Silexabschläge, steinzeitlich	h.K. 15: 115

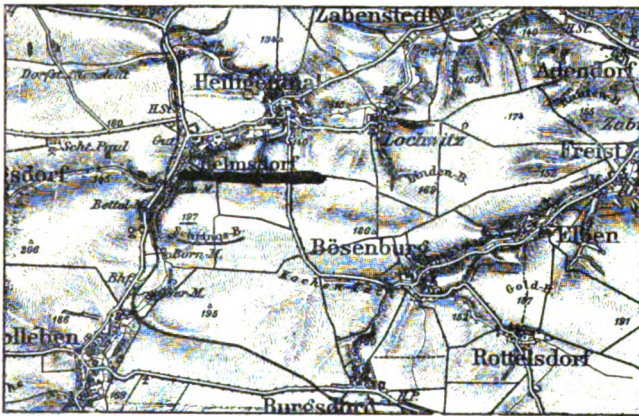
Nr.	Flurstück	Jahr	aus- gegraben von	Art des Fundes	Kultur	Museum oder Veröffent- lichung
7	Sehring II	1915/16	Rauch	Steinpadung 1/15—16 u. 5/15—16	Helmsdorftyp	h.K. 16: 1773-1795
8	Sehring I	1918	Museum	Steinpadung 2/18—24/18	Helmsdorftyp	h.K. 18: 484—515
8a	"	1918		Grab 1/18	Sächs.-thüringische Keramik	h.K. 18: 477—83
9	Sehring I	1918	Rauch	?	bandkeramisches Gefäß	h.K. 18: 475
10	Helmsdorf, ver- mutl. Sehring	?	ohne nähere Angaben		Helmsdorftyp	Museum Eisleben 2741—42, 823—29 1338
11	Sehring I	?	Rauch	?	Flintbeil des Kugel- amphorentyp	Sammlung Rauch
Am selben Berghang.						
12	Gutes Tal	1913	Rauch	Steinpadung 1—2/13	Helmsdorftyp	h.K. 13: 3117/18
13	Gutes Tal	1917	Rauch	Steinpadung 3/17	Helmsdorftyp	h.K. 17: 107
14	Dießelgrund	1917	Rauch	Steinpadung	Helmsdorftyp	h.K. 17: 191
Übriges Helmsdorf.						
15	Sautriff	1915/16	Rauch	Steinpadung 1/15—16 und 2/15—16	Helmsdorftyp	h.K. 16: 1770/72
16	Sautriff	1917	Rauch	Steinpadung 1/17 und 2/17	Helmsdorftyp	h.K. 17: 108/111/ 192
17	Mühlbreite	1916	Rauch	Hodergrab	Steinzeitl. gr. 4öjige Amph.	h.K. 16: 1766/69
18	"	1917	"	Herdgrube		h.K. 17: 189/90
19	"	1917	"	Steinpadung	Helmsdorftyp	h.K. 17: 106
20	"	1919	Museum	Doppelhoder 1/19	Aunjetitzer Typ	h.K. 19: 461—463
21	am Pauls(schacht)	1906	Größler	Hügelgrab	Aunjetitzer Typ Sächs.-thür. Keram. röm. Kaiserzeit	Museum Eisleben h.J. VI, S. 1ff.
Auf demselben Berghang, aber östlich an den Sehring anschließend, bereits Flur Heiligenthal.						
22	Gutes Tal	1911	Rauch- Wahl	Steinpadung	Helmsdorftyp	h.K. 2925/31
23	"Pfarrader"	1908?	Rauch	Steinpadung	Helmsdorftyp	h.J. X. S. 88
23a	Rudloffsplan I	1908	Rauch	Steinpadung	Helmsdorftyp	h.J. X. S. 86
24	Sommerberg Bauermeisters Plan	1909/10	Reuß u. Wahl	gr. Steintiste	Bernburger-Typ, Trommel- henkeltrug	h.K. 17: 110 u. 10 h.K. 2818/2903 2911/24
25	"	1911	Wahl	Steinpadung 1/11 und 2/11	Helmsdorftyp	h.K. 2932/45/46 und 52
26	Sommerberg	1910	Rauch	Steintiste	Trommel	h.J. X. S. 86

Anmerkung: h. J. = Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder. Halle.
h. K. = Hauptkatalog der Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle.

1) Das berühmte Fürstengrab bereits auf Augsdorfer Flur gelegen unmittelbar neben der Flur Helmsdorf zum Rittergut Helmsdorf gehörig.

Diese dauernd starke Besiedelung muß naturgemäß ihren Grund haben in den geographischen Bedingungen des Ortes. Für die vorliegende Arbeit jedoch genügt es, die Lage des Sehringsberges näher zu kennzeichnen. Wie auf jeder Übersichtskarte (Karte 1) ersichtlich, umfaßt der Mansfelder Seefreis das westlich von Halle, linksseitig der Saale beginnende Harzvorland bis hin nach Eisleben. Dieses besteht aus öst-westlich gerichteten Höhenzügen, deren Lößbedeckung dazu beiträgt, den Kreis zu einem der fruchtbarsten der Provinz zu machen. Der südlich des Dorfes gelegene Sehringsberg bildet mit seinem ostwestlich sich erstreckenden Rücken, dessen Höchstpunkt 196,8 m über NN. beträgt, einen hervorragenden Geländepunkt (vgl. hierzu im einzelnen Karte 1¹⁾).

Der Blick überschaut von hier aus die benachbarten Höhenzüge und reicht im Norden bis zum Gerbstedter Rücken in der Linie Welfesholz—Gerbstedt. Nach Osten vermag man der Schlenze, die den Sehringsberg nördlich umfließt,



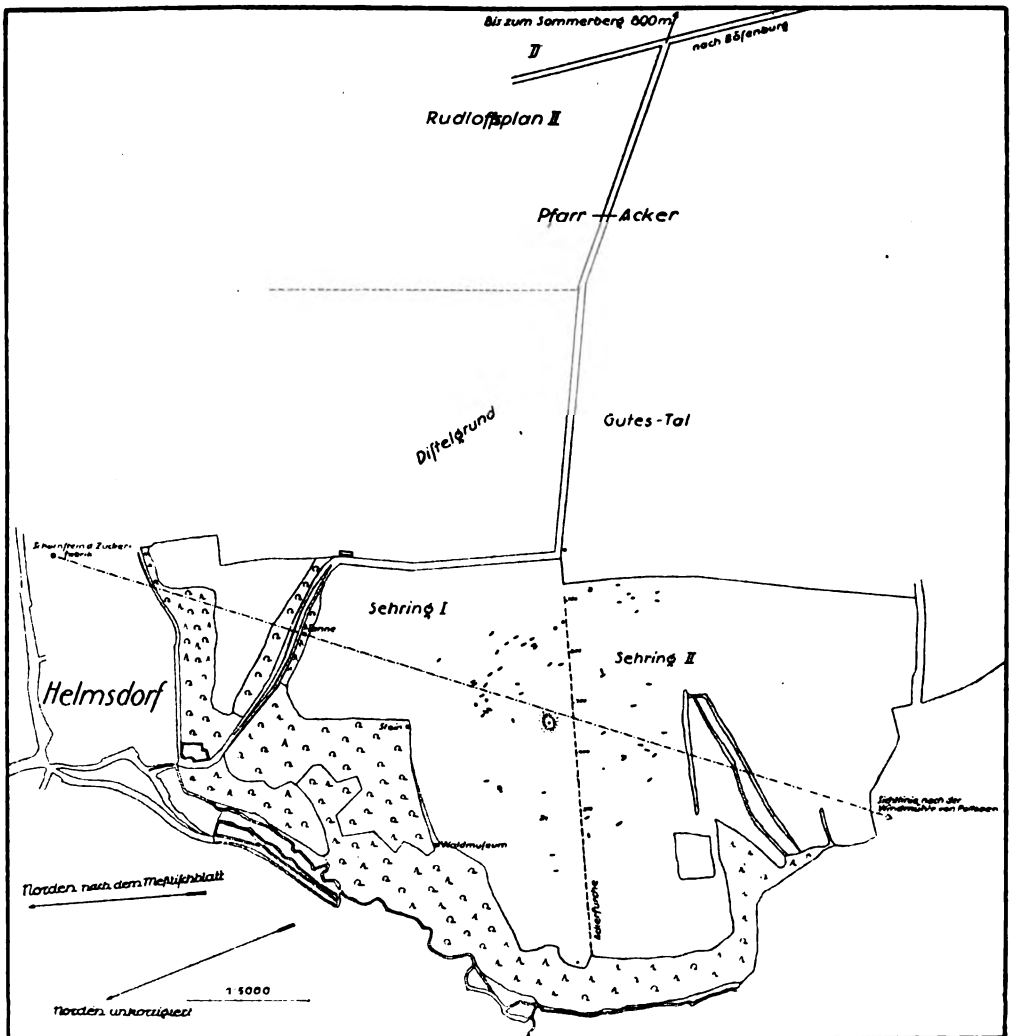
Karte 1.

in ihrem Tal zu folgen bis hin nach Friedeburg an der Saale. Ganz besonders ins Auge fallend ist die ferne Kuppe des Petersberges. Im Süden verläuft die Sichtgrenze von Rottelsdorf über Polleben nach dem Huthügel vor Eisleben, dessen Schornsteine man sieht. Nach Westen zu weitet sich der Blick bis zum Harz hin, dessen hervortretendster Punkt die Josephshöhe ist. Die beiden hervorragendsten Sichtpunkte Josephshöhe—Petersberg liegen in einer fast ostwestlich verlaufenden Linie, die gerade den Sehring schneidet. Bei der eben gekennzeichneten Aussicht liegt die Vermutung nahe, daß der Sehringsberg in der Vorzeit auch kultischen Zwecken gedient hat. Als Hinweis auf Kult kämen möglicherweise die von Rauch im Acker beobachteten (noch heute sichtbaren) schwarzen Ringe in Frage, über deren Bedeutung sich bisher nichts hat sagen lassen²⁾.

¹⁾ Frühere Schreibweisen waren: Sering, Säring, Sähring, Säringbreite, Gutsbezirk Sehringsbergbreite. Hier ist der Schreibweise des Meißnerblattes gefolgt und der Kürze halber weiterhin nur Sehring gesagt.

²⁾ Vgl. Jahreschrift für die Vorgefichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. 8, 1909. S. 89.

In dem Gesagten liegt vielleicht auch die Erklärung, daß der fruchtbare Bergrücken als Begräbnisplatz diente¹⁾.



Karte 2.

¹⁾ Die gefundenen steinzeitlichen Siedlungsreste ändern an dieser Vermutung nichts, da es sich erstens um Oberflächenfunde handelt, keine Wohngruben und dergl. und zweitens nicht entschieden ist, zu welcher Kulturgruppe diese Funde zu zählen sind. Sicher nachgewiesen ist auf der Kuppe des Berges für die Steinzeit die Anwesenheit vier verschiedener Volksgruppen:

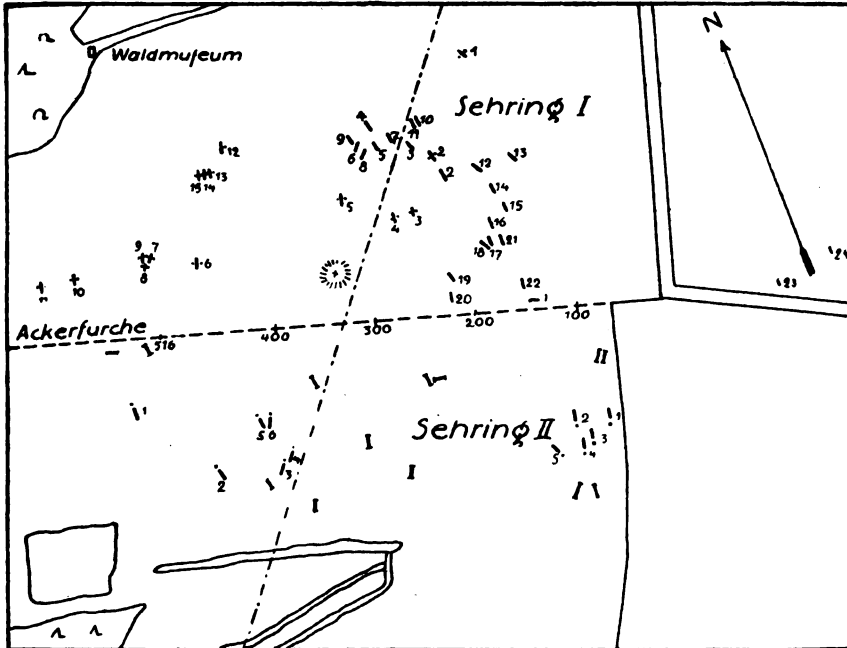
1. Kugelflaschengruppe (vgl. S. 386).
2. Sächsisch-thüringische Gruppe (vgl. S. 385).
3. Schleisiche Noßwitzergruppe (vgl. Hodergrab 13/14 S. 449).
4. Bänderamische Gruppe (vgl. S. 386).

Aus unmittelbarer Nachbarschaft nachgewiesen kämen noch in Frage die Anhalt-Latdorfer-Gruppe (vgl. Rauch: Jahreschrift Bd. 10, 1911).

Die Gräber der Sächsisch-Thüringischen Gruppe und besonders die ihr zugehörigen Hügelgräber bevorzugen erfahrungsgemäß aussichtsreiche Höhenpunkte¹⁾.

So lagen die von Größler — Eisleben — veröffentlichten Steinkisten des Sehringsberges 1—8, der in Frage stehenden Kulturgruppe zugehörig, in einem flachen, künstlichen Hügel (vgl. Karte 2 und 3²⁾).

Wie Karte 2 genauer zeigt, setzt sich der Sehringsberg weit nach Osten hin, geographisch ein einheitliches Ganze bildend, fort. Er gehört aber nur bis zum Feldweg Helmsdorf—Bösenburg, und zwar bis zu dessen in Nord-



I 1913-14 I 1915-16 I ohne Nummer I 1915 I 1918

Karte 3.

südrichtung verlaufendem Teil zur Flur Helmsdorf. Östlich anschließend gehört der Berggrüden zur Flur Heiligenthal und heißt hier zunächst Distel-

¹⁾ Die von Åberg in: Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit, Stockholm-Leipzig 1918, gegebene Bezeichnung „Sächsisch-Thüringische Kultur“ an Stelle der von Göhe erstmalig eingeführten Terminologie: „Schnurkeramik“ in Göhe: Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiet der Saale, Jena 1891, wird hier beibehalten (vgl. Lechler: Die reichverzierten Steinärte der Sächsisch-Thüringischen Kultur. Manusbibliothek 22, Leipzig 1921), obwohl auch durch Åbergs Arbeit das Problem dieser Kulturgruppe nicht endgültig gelöst erscheint. Es läßt sich aber mit diesem Terminus erheblich klarer arbeiten. Albert Winkler hat in: Zur Herkunft der Aunjetiker Keramik Manusbibliothek 22, Leipzig 1921, an Stelle der von Åberg formulierten Bezeichnung den Ausdruck Saaleschnurkeramik beibehalten, im Anschluß an Kossinna. Deutsche Vorgeschichte, Leipzig 1921, III. Auflage, S. 29 und 32 (dort Saaleschnurkeramik im Gegensatz zu Oderschnurkeramik).

²⁾ Jahreschrift 1909, Bd. 10, S. 113ff.

breite; der untere Teil des Nordhanges sowie der anschließende Talgrund heißt Distelgrund. An die Distelbreite schließt bis zur Straße Heiligental-Bösenburg Rudloffsplan 1 an, dessen Fortsetzung östlich der Straße Rudloffsplan 2 heißt und weiterhin Bauermeistersplan. Der östliche Ausläufer des langsam nach Osten sich senkenden Rückens erhebt sich wieder etwas und führt den Namen Sommerberg (Höhe 186, Karte 1). Der südlich des ostwestlich gerichteten Teils des Feldweges Helmsdorf—Bösenburg gelegene Südhang des Berges trägt den Namen „Gutes Tal“. Die Fundstelle Pfarrader liegt im Guten Tal. Der Sehring selbst wird durch die in der Verlängerung des ostwestlichen Wegestüdes des Feldweges Helmsdorf—Bösenburg nach Westen laufenden Aderfurche in zwei große Geländestücke zerlegt, deren nördliches die Bezeichnung Sehring 1 trägt, das südlich der bezeichneten Linie liegende: Sehring 2, dessen südlicher Hangteil besonders früher auch öfter unter dem Namen Zornsloch in der Literatur genannt worden ist. Alle diese Flurbezeichnungen sind auf dem Grabungsplan Karte 2 eingetragen.

Die Vermessung des Gräberfeldes erfolgte in der Weise, daß einerseits die Aderfurche zwischen Sehring I und II benutzt wurde und andererseits die Sichtlinie: Schornstein Zuckersfabrik Helmsdorf — Windmühle Polleben.

Die Methode der Grabung.

Die Stellen, wo der Dampfpflug Steine geschrammt hatte, waren vom Pflugführer markiert worden. An solchen Stellen wurde zunächst die ungefähre Erstreckung der Grabanlage ermittelt. Mit der Schippe wurde dann die Aderkrume in flachen Schichten wagerecht über die ganze in Frage kommende Fläche hin abgetragen und so noch über der Deckschicht eine saubere Fläche geschaffen.

Die auf die Grabung vorzubereitende Fläche muß nämlich über den vermuteten Umfang des Grabes allseitig hinausgreifen. Nur so kann man genau beobachten, wie bei der Anlage des Grabes verfahren war. Auf diese Weise ließ sich weiterhin jede Farbveränderung usw. genau feststellen. Bei Gräbern, wie überhaupt bei jeder Art von Grabung darf nämlich nicht erst, nachdem auf die deckenden Steine gestoßen ist, vorsichtig vorgegangen werden, da noch oberhalb der deckenden Steinschicht auf Brandreste, Scherben oder andere auf Opfer oder Kulthandlungen deutende Hinterlassenschaften geachtet werden muß (vgl. z. B. Sehring I, Grab 1/15). Sehr wichtig ist, daß von Beginn darauf gesehen wird, daß der Grabungsschutt genügend weit weggeschafft wird, damit nicht nachher Schwierigkeiten entstehen und z. B. der erhöhte Druck die Steilränder des Grabungseinschnittes zum Einsturz bringt.

Das Heruntergehen bis auf die Steinschicht geschah in wagerechten Schichten. Nach Zutagekommen der oberen Kanten der Steine bei der Schab- und Kratzarbeit der Schippe wurde nun mit Spatel und einer kleinen Hand- schaufel weitergearbeitet, in der Hauptsache aber der kurzborstige Pinsel benutzt, und die ganze Deckschicht freigelegt. Nachdem um die gesamte Grabanlage herum in mehr als Schaufelbreite gleichmäßig 10—15 cm die Erde weggenommen war, wurde die Deckschicht nochmals mit Pinsel und Handseger gepußt und dadurch zur photographischen Aufnahme fertig. Hiermit ist das erste Stück der Ausgrabung erreicht. Das Bild der Decksteinschicht wird auf Millimeter-Papier gezeichnet, die photographische Aufnahme gemacht und die Vermessung des Grabes vorgenommen, gleichzeitig auch die Einmessung ins Gelände. Nach diesen, das erste Stadium abschließenden Arbeiten wird vor

einer der beiden Schmalseiten bis auf den Grund heruntergegangen und ein Graben angelegt, der breit genug und lang ist; er muß seitlich soweit über die Steinpackung hinausgreifen, daß man deren Einlagerung deutlich beobachten kann. War durch dieses Vorgehen die Tiefe der Anlage festgestellt, so wurde, wenn die Anlage nicht als sehr tief sich erwies, der Grabbau vollständig herausgeschält. Daß die Möglichkeit bestand, in dieser Weise vorzugehen, verdeutlicht besser als alle anderen Erwägungen, daß die Packung wirklich sich selbst trug und nicht eine Mulde oder ähnliche Anlage vorliegt.

Sind die Decksteine zu groß oder die Packung zu tief, so daß ein Wegnehmen nach Freilegung der ganzen Packung nicht mehr leicht trotz aller Vorsicht zu bewerkstelligen ist, so wird bereits nach geringer weiterer Freilegung die Deckschicht abgetragen. Neben der Beobachtung auf Funde und auf sonstige Feststellungen war vom Augenblick der Wegnahme der Decksteine an die Hauptaufgabe festzustellen, wie der ursprüngliche Aufbau der Steinpackung war, um hierdurch über die Art des Grabgewölbes klar zu werden.

Da die auflagernden Steine meist sehr verrutscht waren, mußte gleich darauf geachtet werden, ob aus der Art der Verlagerung noch Rückschlüsse auf die ursprüngliche Lage und damit Bauart gemacht werden konnten. Das Grabinnere wurde besonders sorgfältig untersucht in der Weise, daß die Füllerde in Schichten weggenommen wurde. Funde wurden genau vermessen. Auf das Feststellen der Richtung, in der der Fund lag, seiner nach oben und unten gefehrten Seite wurde streng geachtet, da ja nicht zu beurteilen ist, ob für spätere Fragen diese Dinge nicht wichtig sein könnten. Über die Verwendung von Tüten s. S. 433.

Sobald das Grab frei und geöffnet war, wurden die noch nötigen Vermessungen erledigt, alles mit dem Pinsel gepußt und zur photographischen Aufnahme vorbereitet. Die Methode Professor Hahn's, ununterbrochen während der Grabung zu säubern und zu pußen, um fortlaufend imstande zu sein, jede Art Messungen, Aufzeichnungen, Photoaufnahmen und sonstige Untersuchungen während der Grabung vorzunehmen, hat sich auch hier auf das beste bewährt. Eine Photoaufnahme bleibt nur halb so deutlich, wenn nicht vorher eingehend gepußt ist.

Das dritte Stadium der Ausgrabung besteht in dem Auseinandernehmen der Wand und Abtragen der Wandsteine, um etwaige zwischen die Packung gelagerte Funde wie Bronze, Scherben, Gefäße usw. festzustellen.

Die Grabung der Jahre 1913—18.

Wir beginnen mit der amtlichen Grabung der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle. Sodann sollen hier die früheren Funde vom Sehring besprochen werden, gleichfalls auch die der jüngeren Steinzeit, da diese nämlich auch für unsere vorliegende Arbeit nicht gänzlich ohne Belang sind.

Da sich mit den Jahren die Funde von Helmsdorf überraschend gehäuft hatten, so war bei der unsystematischen Bezeichnung der Fundstellen sowohl, wie durch die Wiederkehr der gleichen Grabnummern die Zuordnung der Funde zu den einzelnen Gräbern bei den früheren geringeren Aufzeichnungen hierüber nicht leicht durchzuführen. Um weiterhin Mißverständnisse zu vermeiden und keine museal schwer durchzuführende Neuzeichnung einführen zu brauchen, ist zu der Grabnummer und Flurbezeichnung jeweilig das Jahr der Ausgrabung zugefügt (also: Helmsdorf, Sehring I, Grab 1/08, oder Helmsdorf, Sautrifft 1/15—16). Für Ausgrabungen jeder Art ist daher noch vor



Abb. 1.



Abb. 2.

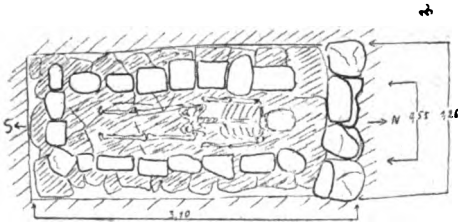


Abb. 3.

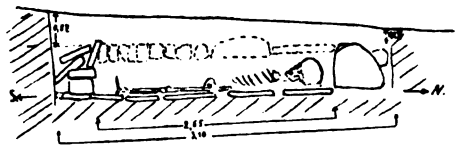


Abb. 4.



Abb. 6.

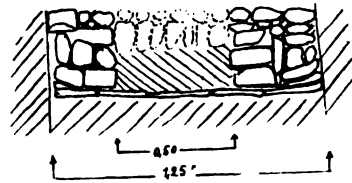


Abb. 5.

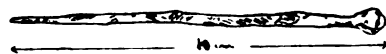


Abb. 7.

Grab 1. 1915. Stelett.

folgender Katalogisierung stets zu empfehlen, bei den Fundstücken sowohl wie in den Akten die Jahreszahl hinzuzufügen, ebenso im Zettelkatalog. So sind späterhin sowohl in den Akten, Katalog wie bei den Fundstücken Verwechselungen durch Neufunde, auch nur vorübergehend, selbst bei spärlichen Fundangaben nicht möglich.

Die Orientierung der Gräber war fast durchgehend nach Norden, und zwar schwankt die Richtung etwa zwischen der Nordrichtung des Kompasses und der geographischen Nordrichtung. Die genaue Richtung ist jeweilig auf dem Grabungsplan Karte 3 einzusehen; im Text sind nur die starken Abweichungen hervorgehoben.

a) Die Grabung des Jahres 1915 (Sehring I Grab 1/15—15/15).

Sehring I, Grab 1/15, Abb. 1—7. Grab in Richtung Nord—Süd.

Die Decksteine des Grabbaues, Kantensteine aus Sandstein und Gerölle — keine Platten — waren unregelmäßig gelagert. Bei dem flacher liegenden Nordende — das Grab lag wagerecht in das ansteigende Gelände eingeschnitten — war die oberste Lage der Steindecke durch den Pflug zerstört. Unterhalb dieser zerstörten Schicht fanden sich zwei größere Platten, die beiderseitig auf den Seitenwänden auflagerten. In der Südhälfte fanden sich auf der Deckschicht Brandspuren, kenntlich durch Holzkohlenreste und die durch Brand geschwärzten, geröteten und mürbe gewordenen Sandsteine der Deckschichten. Im Südteil fanden sich die Decksteine bis 10 cm über dem gepflasterten Boden. Die Seitenwand bestand aus 30 cm hohen Mauern, deren unterste Steinschicht eine deutliche Schwelle bildete. Auf dem gepflasterten Boden, auf welchem auch die Seitenwände und der Südgiebel auflagerten, fanden sich im Südteil die Reste unverbrannter — gestreckt liegender — Röhrenknochen der unteren Extremitäten und in der Südostecke Scherben und eine Bronzenadel. Im Südteil — also dem Fußende — deuteten die beim Befunde meist oben zum Teil innerhalb halber Höhe noch festverteilten Decksteine auf ein zusammengerutschtes Keilgewölbe (Abb. 5), das vielleicht ursprünglich um einen Sarg gepackt war. Im nördlichen Kopfende fanden sich unter den beiden großen wagerechten, auf den Seitenwänden ruhenden Platten keine Steine. Der Nordgiebel bestand aus großen Steinen, die nicht auf der Pflasterung auflagern, sondern nördlich sich ihr anschlossen.

Den Gang der Ausgrabungen verdeutlichen die Photographien und Zeichnungen.

Abb. 1. Grab frei und offen, von Norden. Die Deckschicht ist entfernt. Sichtbar sind die Seitenwände mit der unten vorstößenden Schwellenschicht. Die Anlageart des Südgiebels ist genau zu sehen, ebenso die des Nordgiebels. Auf der Pflasterung liegen im Südteil die Reste der unteren Extremitätenknochen.

Abb. 2. Grab bis auf die Schwellenschicht abgeräumt, von Norden. Die Pflasterung läßt sich deutlich verfolgen, wie sie unter der Schwellsteinschicht durchgreift, nur die vier Steine des Nordgiebels befinden sich außerhalb der Pflasterung. Die Zeichnungen, Abb. 3—5 geben die einzelnen Maße.

Abb. 3 zeigt den Grundriß: Pflasterung, Schwellsteine und ehemalige Lage des Stelettes.

Abb. 4 gibt den Aufriß im Längsschnitt. Zu beachten ist die Tiefenlage des Grabes, die Bauart des Südgiebels und des Nordgiebels sowie die Deckschicht.

Abb. 5 bringt den Aufriß im Querschnitt durch den südlichen Grabteil.

Abb. 6. Das Bild des Modells bietet nochmals den Gesamteindruck des Grabbaues unter Weglassung der Deckschicht über dem Grabinnern.

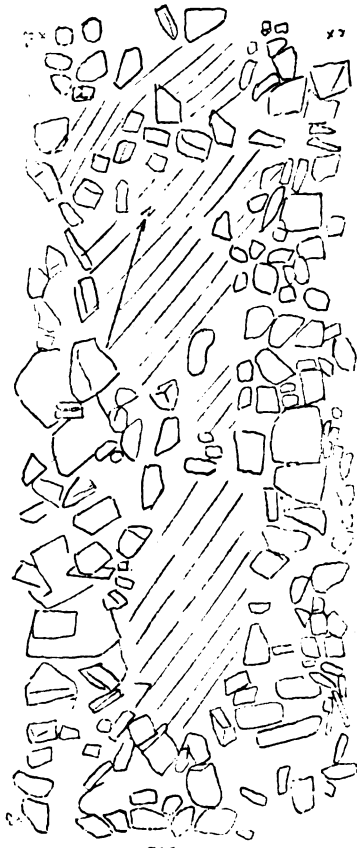


Abb. 8.

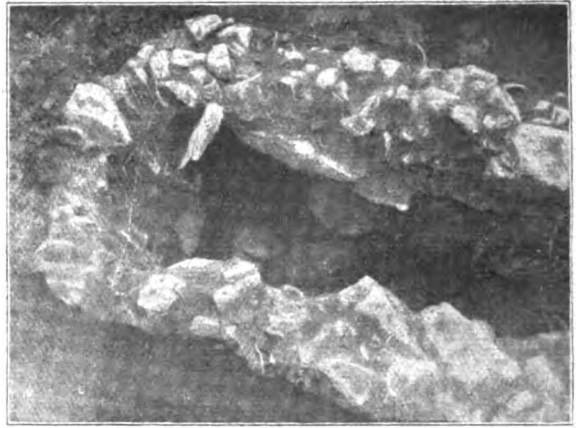


Abb. 11.



Abb. 10.

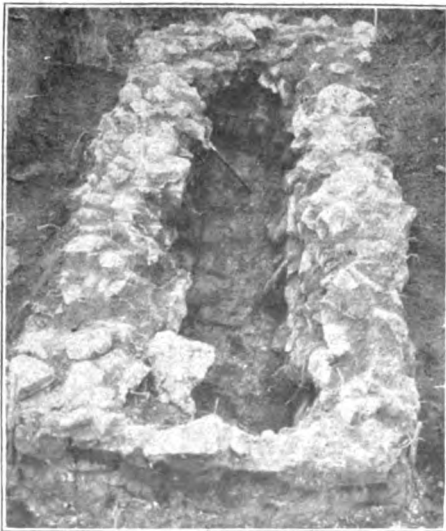


Abb. 9.

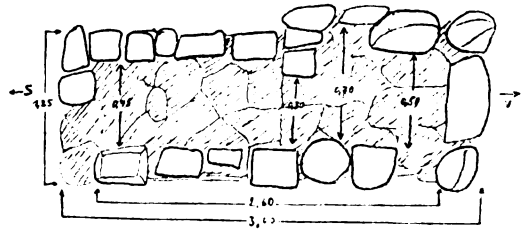


Abb. 12.

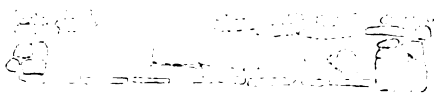


Abb. 13.

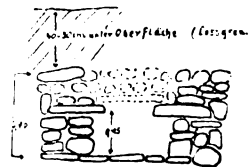


Abb. 14.

Grab 2. 1915. Steffert.

Die Funde:

Die unverzierte Gefäßscherbe ist 2 cm dick und 5×7 cm groß, mit feinem Kies durchsetzt. Eine Seite ist rötlich, eine schwarz. Ein Stück gebrannter Ton ist möglicherweise das Stück eines Henkels. Die 10 cm lange Bronzenadel — rundstabilig mit kugeligem Kopf — ist durch Oxydation sehr mitgenommen; ob sie verziert war, ist daher nicht festzustellen (Abb. 7).

Sehring I, Grab 2/15, Abb. 8—15. Grab in Richtung Nord—Süd.

Die Bauart ähnelt, durch die Ausmaße in Höhe, Länge und Breite bedingt, Grab 1/15. Die 70 cm hohen Seitenwände und der Bodenbelag waren nicht so sauber und sorgfältig hergestellt wie bei 1/15, zu beiden waren in der Hauptsache keine größeren Platten (=steine) verwendet. Reste der ursprünglichen, aus Platten bestehenden Deckschicht waren noch vorhanden, besonders schien das Nordende mit Platten abgedeckt gewesen zu sein (vergl. Grab 1/15, Kopfende!). Jedoch war die Deckschicht völlig eingestürzt, sodaß die Steine stellenweise sogar bis zum Boden herabgesunken waren, mit Ausnahme einer Stelle im Süden, wo unter der Deckschicht sich fast keine Steine befanden. Ursprünglich war also ein leerer Grabraum vorhanden. Auf Abb. 13 (Längsschnitt) ist das durch die Lücke in der Deckschicht zum Ausdrück gebracht, da an dieser Stelle die Art der zwar vorhanden gewesenen Abdeckung aus deren Resten nicht mehr sicher feststellbar war. Ursprünglich kann das grobe Gewölbe durch einen Holzsarg oder Bretter gestützt gewesen sein. Direkte Befunde sind dafür nicht gemacht (auch nicht dagesprechende), nur legt die Art der Konstruktion diese Vermutung nahe (s. u.) Abb. 11 zeigt die Bauweise im Nordteil. Etwas unterhalb der oberen Schicht der Seitenwände trugen wagerechte Platten vor, auf denen die den Hohlraum nach oben schließenden Platten auflagerten, wie das rekonstruiert der Querschnitt Abb. 14 bringt. Im Nordteil waren beim Befund die Decksteine stellenweise verkeilt, was ursächlich mit dem Niederbruch der Deckschicht zusammenhängen muß. Auf Abb. 14 wären das die gestrichelt gezeichneten Steine, die beim Durchbrechen der unteren Platte sich zwischen der durch die Verfrachtung bedingten Verengung verkeilen mußten, besonders wenn der untere Hohlraum inzwischen mit eingeschlemmter Erde teilweise gefüllt war, oder unter den Platten die vermodernden Reste von Holzbrettern noch etwas Gegendruck abgaben. Diese zuletzt angedeutete Erklärung der

Abb. 8 gibt die oberste freigelegte Schicht. Die steinfreie Fläche zwischen den Seitenwänden zeigt recht deutlich, daß alle Decksteine nach unten gesunken sind.

Abb. 9. Grab ist frei und offen, von Norden. Eine Schwellenschicht wie bei Grab 1/15 ist nicht zu beobachten.

Abb. 10 zeigt das Pflaster, auf dem noch Teile der untersten Schicht der Seitenwände belassen wurden, um die unregelmäßige Art des Wandbaues zu beleuchten. Im Vordergrund rechts ist in der Wand eine Ausbuchtung zu beobachten. Wahrscheinlich lag hier ursprünglich eine Nische vor (vgl. Sehring I. Grab 13/15, S. 407). An dieser Stelle war der lichte Durchmesser des Grabraumes etwa 70 cm. Nimmt man — wie wahrscheinlich — eine ebemalige höhere Nische an, so konnten die über dem Pflaster beim Befund nur noch wenig Raum lassenden Steine erst nachträglich herabgesunken sein. Die Maße geben die Zeichnungen Abb. 12—14.

Abb. 11 bringt die Einzelheit der Bauart am Nordende, siehe oben.

Abb. 12. Grundriß mit den untersten Steinen, die die Begrenzung des inneren Grabraumes zeigen.

Abb. 13. Längsschnitt. Der Nordgiebel ruht — ebenso wie bei Grab 1/15 — nicht mit auf dem Pflaster.

Abb. 14. Querschnitt am Nordende.

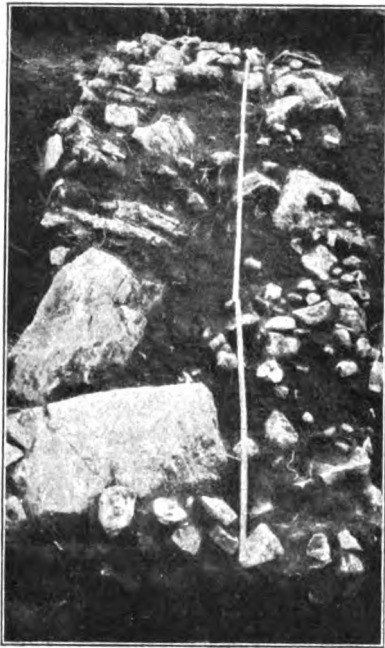


Abb. 16.



Abb. 17.

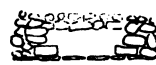


Abb. 20.



Abb. 21.

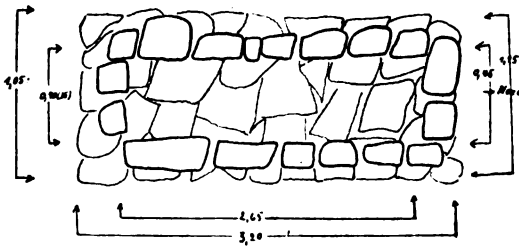


Abb. 18.



Abb. 22.



Abb. 23.

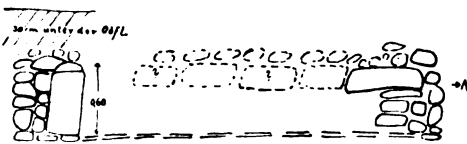


Abb. 19.

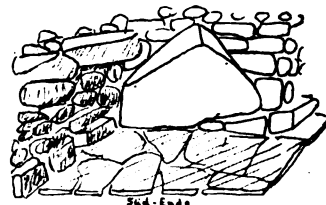


Abb. 24.



Abb. 25.

Grab 3. 1915. (Stelett?).

gemachten Beobachtung darf wohl als eine der wichtigsten Stützen angesehen werden für die geäußerte Annahme einer ehemaligen Verwendung von Holzsarg oder Brettern.

Den Gang der Ausgrabung verdeutlichen Abb. 8—14.

Die Funde:

Auf den Decksteinen des Nordendes wurden einige Scherben gefunden, über ihren Charakter ist nichts auszusagen, sie sind nach der Technik und Zusammensetzung des Materials alle bronzezeitlich. Im Innern fanden sich auf dem Pflaster einige gleiche Scherben, darunter 3 mit schwachen Kannelierungen. Ein unverbrannter Schädelrest lag auf dem nördlichen Teil der Pflasterung.

Sehring I, Grab 3/15, Abb. 16—25. Grab in Richtung Nord—Süd.

Die Ausmaße, wie die Höhe der Wände, Länge und Breite gleichen sich denen von Grab 1/15 und 2/15 an. Beim Bau dieses Grabes hatten größere Platten Verwendung gefunden, insbesondere bei der Herstellung der Deckschicht. Derartig große Platten wurden in der Nord-Ostseite 2 getroffen (Abb. 16). In der Grabmitte dagegen waren mehrere davon in die Tiefe gebrochen (Abb. 17).

Da am Südense keine Platte angetroffen wurde und auch sonst weniger Steine, so steht zu vermuten, daß vielleicht schon früher eine durch den Dampfpflug angehauchte Platte beseitigt worden ist. Jedoch ist auf die Beobachtung bei Grab 1/15 und 2/15 hinzuweisen, wo die Deckschicht des Nordendes gleichfalls mit der in der Südhälfte nicht übereinstimmte. Die Lage der letzten Platte am Nordende zeigte, daß sie über einen ursprünglich leeren, d. h. von Erde freien Grabraum gedeckt worden war. Besondere Anhaltspunkte für Verwendung von Brettern oder ähnlichem ließen sich nicht gewinnen, vielleicht weist wieder die plattenleere Stelle auf deren früheres Vorhandensein. Die Seitenwände sowohl wie beide Giebel lagerten bei diesem Grab auf der Pflasterung.

Die unterste Schicht der Seitenwände bildete eine deutliche Schwelle. Den Gang der Grabung zeigen Abb. 16—17.

Die Funde:

Zwischen den Decksteinen verstreut wurden wenige Scherben ohne besondere Merkmale gefunden, eine Randscherbe jedoch stammt von einem Gefäß mit scharfem Umbruch (doppelsonisch).

Abb. 16. Deckschicht von Norden gesehen.

Abb. 17. Grab geöffnet, von Süden gesehen, mit den in die Tiefe gerutschten Deckplatten.

Abb. 18—19 gibt den Grundriß, Pflasterung und die Schwellsteine. Bei dem Längsschnitt ist auf einige an den Giebelenden hochkant gestellte Steine besonders hinzuweisen.

Abb. 20—25 stellt die Durchschnitte in den einzelnen Grabteilen nebeneinander.

Abb. 20. Das Südense rekonstruiert, mit kleinen Steinen abgedeckt, das nötige anzunehmen, daß sie beim Bau über einem Sarg oder Holzbrett gepackt wurden.

Den Durchschnitt in seiner ursprünglichen Lagerung des mittleren Teiles zeigt:

Abb. 21 und 22, zwei Möglichkeiten, da nicht völlig sicher entscheidbar war, ob das Schema von Abb. 21 oder 22 ursprünglich angewandt war. Abb. 23 bringt dagegen das Nordende beinahe im jetzigen Befund; es wurde oben nur etwas seitlich verschoben angetroffen. Den Bau des Südgiebels soll Abb. 24 noch besonders hervorheben. Eine senkrecht gestellte Platte war von hinten durch Packung gestützt.

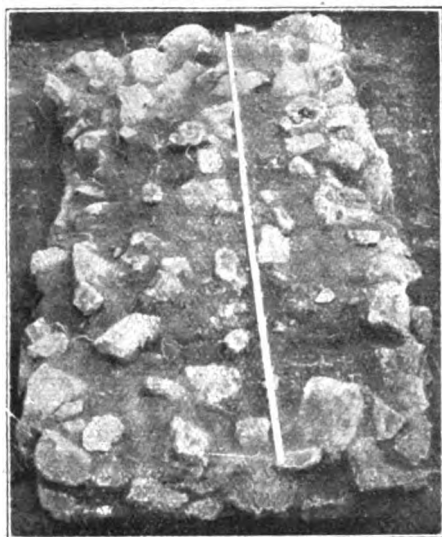


Abb. 26.

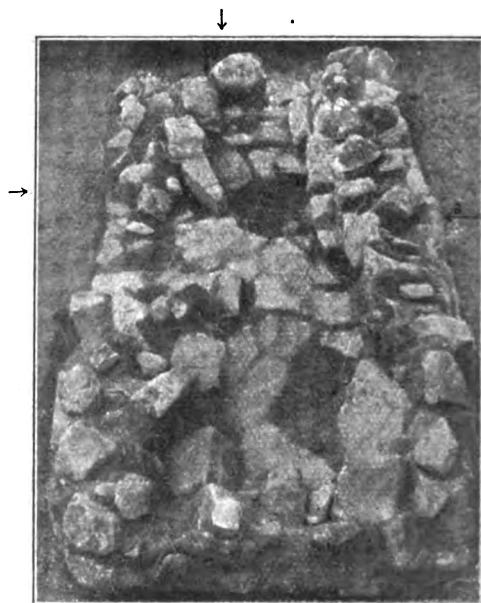


Abb. 27.

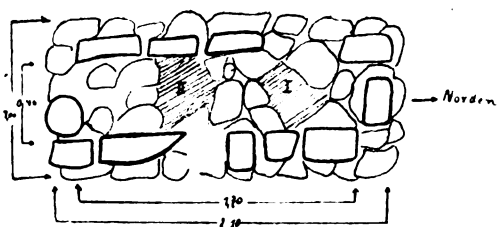


Abb. 28.

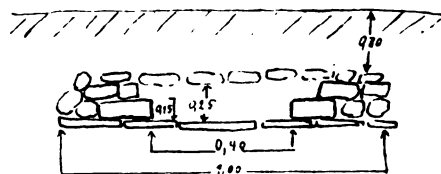


Abb. 30.

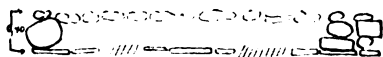


Abb. 29.




Abb. 31.

Grab 4. 1915. Leichenbrand.

Serner fanden sich in der Wandpackung 2 Feuersteinspäne und ein flacher Sandstein, der vielleicht als Beigabe gerechnet werden muß, da er nicht zum Grabbau gehörig scheint. Weder Skelettreste noch Leichenbrand war zu bemerken, es ist daher immerhin wahrscheinlicher, daß ein Skelettgrab vorlag, da Leichenbrand in Löss wesentlich schwerer vergeht.

Sehring I, Grab 4/15, Abb. 26—31. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die Deckschicht war gleichmäßiger als bei 1/15 bis 3/15. Betrachtet man das freigelegte Grab Abb. 27, so beobachtet man (an der Stelle, wo sich die Pfeile treffen), daß der Schwellstein etwas nach innen gedreht erscheint und der anschließende Schwellstein fehlt. Man möchte wohl zunächst auf eine Störung schließen und zwar derart, daß vom Osten her die Seitenwand etwa vom Dampfpfluge gefaßt worden sei und dabei der eine Schwellstein nach innen gedreht und der jetzt fehlende entfernt worden sei. Dem widerspricht aber die beobachtete große Gleichmäßigkeit der Deckschicht. Außerdem zeigt Abb. 27 und 26, daß die geschweifte Randlinie des Pflasters ursprünglich ist. Es handelt sich also hier um eine Auflösungserscheinung des Grabbaues. Es ist die Lücke als Nische zu deuten, die vielleicht mit Holz abgedeckt war. Ganz deutlich wird das durch Vergleich mit dem Nordende. Hier fehlt auf der Westseite auch ein Schwellstein. Ganz gewiß kein Zufall kann es sein, daß unmittelbar neben den fehlenden Schwellsteinen das Bodenpflaster je eine Lücke aufweist, I und II, vgl. Abb. 28, auf denen sich Leichenbrandreste vorfanden. Die Deckschicht bestand aus kleineren Steinen. Unter diesen muß man sich ursprünglich horizontale Bretter denken, die auf den Schwellsteinen der Seitenwände auflagern, da die Decksteine nicht völlig bis auf das Pflaster gesunken waren, oder man muß annehmen, daß das Grabinnere sofort mit Erde gefüllt worden ist. Dagegen sprechen die eingebauten Wandnischen. Die sehr niedrigen Seitenwände weisen eine so deutliche Schwelle auf, daß man die Wand als stufenartig  im Durchschnitt bezeichnen könnte.

Die gleiche Beobachtung findet sich bei Sehring II Grab 1/13—14 S. 425 und Sehring I, Grab 13/15, S. 409.

Die Seitenwände und beide Giebel lagerten auf der Bodenpflasterung auf. Die Lücken am Pflaster lassen sich nicht etwa durch Störung erklären, wie ja aus dem eben Gesagten hervorgeht und aus einem Vergleich mit dem Befund bei Sehring I, Grab 13/15, S. 409. Auf dem Pflaster neben der nördlichen Lücke (Stelle I), an der Stelle, wo der Schwellstein fehlt, fand sich gleichfalls Leichenbrand sowie Silexsplitter. Beides fand sich auch auf der Stelle I, außerdem noch einige Scherben, auch das weist darauf hin, daß anstatt eines Steines hier von Beginn an eine Nische vorlag, zumal an der gleichen Stelle bei anderen Gräbern Nischen getroffen wurden (9/15, S. 405). Auf den beiden Pflasterlücken wurden also Leichenbrandreste gefunden. Ob die Verteilung dieser geringen Reste auf zwei Stellen zuläßt, auf zwei Beisetzungen zu schließen, ist nicht entscheidbar. Doppelbeisetzung z. B. liegt vor bei Sehring II, Grab 1/13—14.

Leichenbrand und Scherben wurden auch zwischen der Deckschicht gefunden.

Sehring I, Grab 5/15, Abb. 32—39. Von Herrn Inspektor Rauch geöffnet; vorgefunden wie Abb. 32 zeigt. Grab in Richtung Nord-Süd.



Abb. 32.

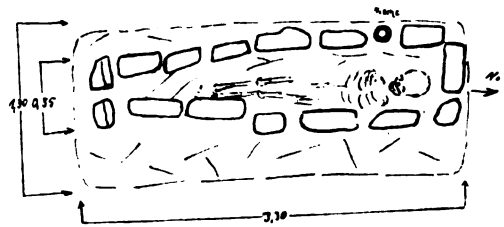


Abb. 33.

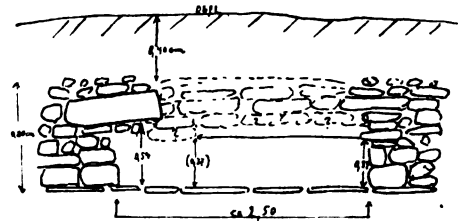


Abb. 34.

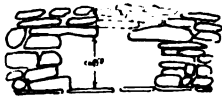


Abb. 35.

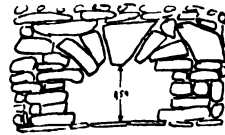


Abb. 36.



Abb. 37.

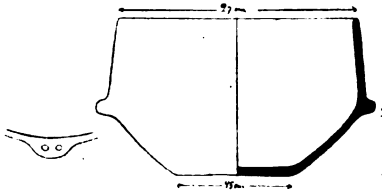


Abb. 38.

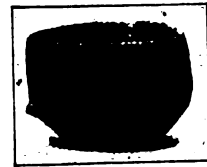


Abb. 39.

Grab 5. 1915.

- Abb. 32. Grab von Norden frei offen, alles stark verschoben.
 Abb. 33. Grundriß des Pflasters und der Schwellsteine, Nische (stark schematisiert).
 Abb. 34. Aufriß im Längsschnitt.
 Abb. 35. Querschnitt am Nordende.
 Abb. 36 und 37. Querschnitt am Südenende.
 Abb. 38 und 39. Gefäß.

Die Höhe des inneren Grabraumes betrug 50 cm. Die Steine des Baues waren stark verrutscht. Demgemäß hatte sich auch der Innenraum verändert und unregelmäßig verschoben. Ob hier ein Sarg oder dgl. anzunehmen ist, läßt sich nicht entscheiden. Das Verrutschen der Packung wird naturgemäß damit zusammenhängen. Die Seitenwände waren fest gestützt von zahlreichen horizontalen Platten; mit ihrer untersten Schicht bildeten sie eine deutliche Schwelle. Die sehr starke Deckschicht, ursprünglich offenbar ein wagerechtes tragendes Gewölbe, war meist eingestürzt, so daß die Steine fast überall bis in die Mitte des Grabraumes gesunken waren. Das Südende schien möglicherweise ein grobes Keilgewölbe mit auflagernden wagerechten Platten gewesen zu sein, jedoch kann auch durch Verrutschen dieser Befund zustande gekommen sein wie das Abb. 36—37 vergleichsweise zeigen. Verschiedenheit der Gewölbebauart im Süd- und Nordteil wurde ja schon bei Grab 1/15, S. 393, 2/15, S. 395, 3/15 S. 397 beobachtet. Auf dem gepflasterten Boden lagen in der Mitte — gestreckt — unverbrannte Extremitätenknochen, die unteren (Tibia) im Südteil.

In der Westwand am Nordende fand sich auf dem Boden eine kleine Nische, die das kleine doppeltonische, schmutzig gelbliche Gefäß mit einer doppelten Schnuröse am Umbruch, Abb. 38 und 39, barg.

Sehring I, Grab 6/15, Abb. 40—46. Grab 6/15 war gleichfalls von Herrn Rauch geöffnet, Abb. 40.

Die Wände waren sauberer aufgeführt als bei Grab 5/15, sie waren ca. 80 cm hoch, die unterste Schicht bildete sehr deutlich eine Schwelle. Die ursprünglich durchgehende wagerechte Decke wurde an einigen Stellen zusammengestürzt vorgefunden, so daß die Steine bis fast zum Boden gesunken waren. Ein Beweis, daß der Grabraum ursprünglich leer war. Das Südende stand noch und läßt die Bauart noch erkennen; die vortragenden Platten sind auf Abb. 40 gut zu sehen. Das Nordende war mit großen, ganz über das Grab reichenden Platten gedeckt, auf denen dachförmig kleine Platten auflagen.

Das Südende hat kleinere Decksteine aufgewiesen wie das Nordende; in der Verschiedenheit der Abdeckung an den beiden Grabenden macht auch dieses Grab keine Ausnahme gegenüber den 1/15—5/15. Es fanden sich keine Beigaben, weder Skelettreste noch Leichenbrand.

Sehring I, Grab 7/15, Abb. 47—50. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die Deckschicht (Abb. 47) wies zwei große Platten auf, sowie in der Südhälfte kleine Steine. Da im Grabinneren keine nach unten gesunkenen Platten lagen, so muß man für den Nordteil wohl Störung durch Beaderung annehmen. Das ist wohl das wahrscheinlichere, da auch die beiden großen Platten verlagert waren, sonst müßte man auf eine Holzabdeckung schließen, wofür die Kopfsteinschicht am Südende spricht. Eine der beiden Annahmen schließt ja auch die andere nicht aus. Die niedrigen Seitenwände waren etwas geschweift, ihre unterste Schicht bildete eine schmale Schwelle. Beide Seitenwände sowohl wie die Giebelwände lagerten auf der Pflasterung auf. Es zeigt sich, daß dieser Bau dem Grab 3/15 recht ähnlich war, nur im Längenmaß abweicht, 3,10, während dieses Grab 2,25 mißt; ein Maß, das mit Grab 4/15 wieder übereinstimmt.



Abb. 40.



Abb. 41.

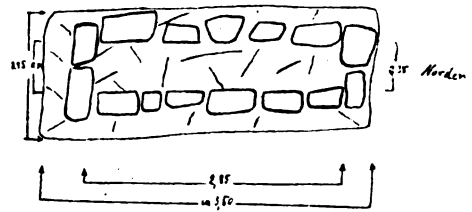


Abb. 42.

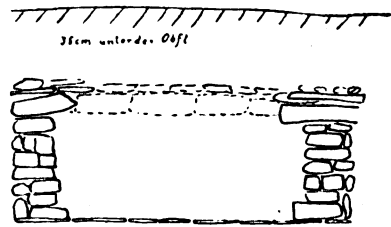


Abb. 43.

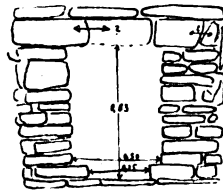


Abb. 44.

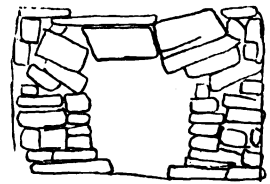


Abb. 45.



Nordende nach Rauch.

Abb. 46.

Grab 6. 1915. Keine Funde.

- Abb. 40. Grab frei offen von Norden.
 Abb. 41. Modell des Grabes.
 Abb. 42. Grundriß mit Schwellsteinen.
 Abb. 43. Aufriß im Längsschnitt.
 Abb. 44 und 45. Durchschnitt.
 Abb. 44. Rekonstruiert.
 Abb. 45. Befund.
 Abb. 46. Durchschnitt am Nordende.



Abb. 47.

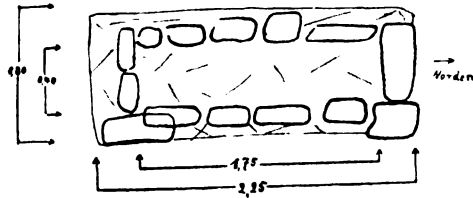


Abb. 48.

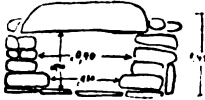


Abb. 50.

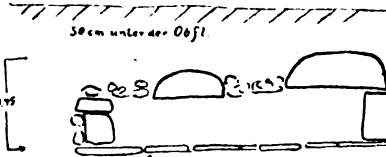


Abb. 49.

Grab 7. 1915. Zwei Scherben.

Abb. 47. Grab geöffnet, frei, von Norden. Die geschwungenen Seitenwände sind zu beachten. (Gips-) Modell.

Abb. 48. Grundriß mit Schwellsteinen.

Abb. 49. Aufriß im Längsschnitt.

Abb. 50. Querschnitt am Nordende.

Die Funde.

Auf der Pflasterung fanden sich zwei Scherben, dabei ein Bodenstück. Schlüsse auf die sonstige Gefäßform lassen sich jedoch nicht machen. Irgendwelche anderen Funde wurden nicht gemacht, so weder Skelettreste noch Leichenbrand, was auch bei Grab 3/15 zutrif. Das dort Gesagte hat also auch hier Gültigkeit (wahrscheinlich Skelettgrab).

Sehring I, Grab 8/15, Abb. 51—60.

Von Herrn Inspektor Rauch bereits geöffnet vorgefunden wie Abb. 51. Grab in der Richtung Ost-West; es macht also hierin eine Ausnahme gegenüber den bisherigen.

Am nächsten steht es — insgesamt gesehen — der Anlage von Grab 2/15 und 4/15, nur ist es viel nachlässiger gebaut. Die Deckschicht sowie die Steine im inneren Grabraum waren meist plattenförmig, sodaß es sich wohl um ein eingestürztes schlechtes, wagerechtes Gewölbe gehandelt hat, wie der Querschnitt 54 zeigt. Es kann aber auch zum Teil ohne Abdeckung gewesen sein, wie der Durchschnitt 55 bringt. An den niedrigen Seitenwänden wurde keine Schwelle beobachtet. Auf der Pflasterung verstreut fanden sich Leichenbrandreste sowie eine Masse Gefäßscherben und ein Bronzereft. In der Seitenwand fanden sich ebenfalls Leichenbrandstücken.

An einer Stelle lagen die Scherben von 4 Gefäßen zusammen, die sich wieder vollständig zusammensetzen, ergänzen oder rekonstruieren ließen. Es ergab sich eine schöne, große, flachtonische Schale, Abb. 56, die auf der Innenseite durch Kannelierungen ein radartiges Muster trägt (Radkranz längs des Schalenrandes und 4 Speichen), wie das Abb. 57 zeigt. Ihre Farbe ist schwarzbraun, ihr Rand ist scharf horizontal abgeschnitten. Eine zweite Schale völlig gleicher Farbe, wohl auch gleicher Größe und Profils ließ sich nur rekonstruieren. Das Muster der Innenseite unterscheidet sich nur durch Fehlen des „Radkranzes“ und der Tuppen am Ende der „Speichen“, Abb. 58.

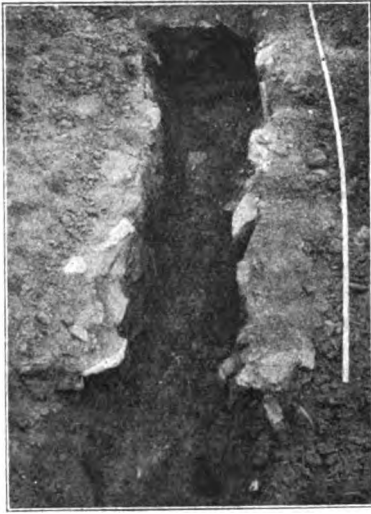


Abb. 51.



Abb. 56.

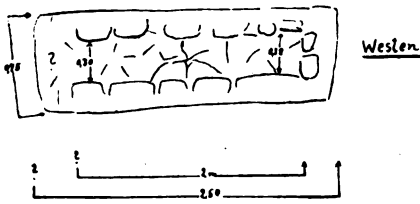


Abb. 52.

Weslen.

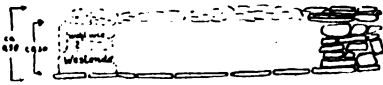
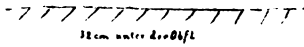


Abb. 53.

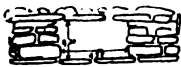


Abb. 54.



Abb. 55.

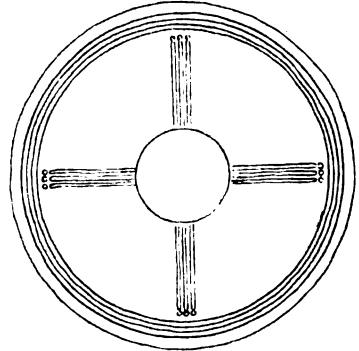


Abb. 57.

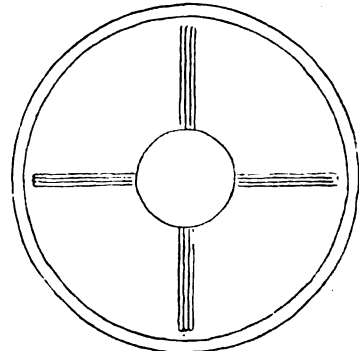


Abb. 58.

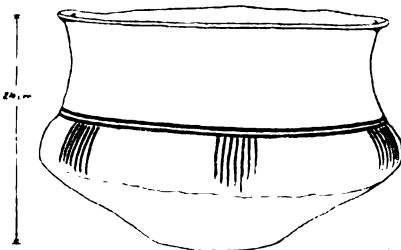


Abb. 59.



Abb. 60.

Grab 8. 1915. Leichenbrand.

Bei dem hohen weithalsigen Gefäß — vielleicht ehemals die Urne — ist der Halsansatz durch zwei umlaufende Furchen betont, von diesen hängen 5mal je 7 senkrechte Furchengruppen die Schulter herab. Dieses Gefäß ließ sich mit völliger Sicherheit aus den wenigen Bruchstücken ergänzen und rekonstruieren, Abb. 59. Als Deckel hat vielleicht die gelbrötliche Schale gedient, sie ist unverziert, ihr Rand glatt horizontal abge schnitten, Abb. 60.

Abb. 51. Grab frei und offen, von Westen, der linke Maßstab ist 2 m lang.

Abb. 52. Grundriß.

Abb. 53. Längsschnitt.

Abb. 54 und 55. Die beiden Rekonstruktionsmöglichkeiten des Querschnittes.

Abb. 56. Schale, größter Durchmesser 45 cm; Höhe 12,5 cm.

Abb. 57. Musterung der Schale Abb. 56.

Abb. 58. Rekonstruierte Musterung der zweiten Schale.

Abb. 59. Braunschwarzes, henkelloses Gefäß, größter Durchmesser 38,8 cm, Höhe 24 cm.

Abb. 60. Gelbrötliche Schale, größter Durchmesser 38,5 cm, Höhe 10,3 cm.

Sehring I, Grab 9/15, Abb. 61—68. Von Inspektor Rauch geöffnet vorgefunden. Grab in Richtung Nord-Süd.

Pflasterung und Wände wie bei Grab 8/15, nur daß die Wand aus dickeren Kantsteinen bestand. Die Decksteine bestanden aus vielen kleinen Steinen und auch dicken Kantsteinen. In der Südostecke des Grabes (Vordergrund rechts im Bild 61) war eine Nische gesetzt. Auf dem Pflaster lag eine dicke Bodenplatte, von drei Seiten mit senkrechten Platten umstellt; ob sie überdeckt war, ließ sich nicht mehr feststellen (vgl. Abb. 62). Auf der Bodenplatte der Nische lag der größte Teil eines Gefäßes mit Leichenbrand, wie das auf Abb. 61 zu sehen ist. Es ergab sich, daß es ein schmutzig-gelbliches, doppelkonisches Gefäß war (Abb. 64) (Gefäße dieser Art gehören Periode 4 an). Im ganzen Grab fanden sich außerdem zerstreut Scherben und Leichenbrandreste. Es ist nicht sicher, ob sie nur auf der Pflasterung und nicht auch schon in der Erde darüber lagen, was möglich ist, da sich in den Seitenwänden bei der Abtragung weiterer Leichenbrand und Scherben fanden. Unter den Gefäßscherben aus dem Inneren fanden sich einige verzierte und profilierte Stücke (Abb. 65—68).

Sehring I, Grab 10/15. Von Herrn Inspektor Rauch ausgegraben und bereits abgetragen. Grube in Richtung Nord-Süd.

Soll in Bauart 5/15 ähnlich gewesen sein. Im Grabraum, der mit Erde gefüllt war, hatten sich keine Steine gefunden; erst 50 cm über der Pflasterung begannen die Steine der Decke. Die zahlreichen bereits aus der Grube geworfenen großen plattenförmigen Steine bestätigten, daß die Bauart wie 5/15 war. Die Ausmaße der Grube geben einen Anhalt wie die ursprüngliche Größe war; Breite am Nordende 1,15, am Südende 1,05, Länge 2,75, Tiefe der Grube 1,25.

Keine Funde.

Sehring I, Grab 11/15. Wie bei 10/15 nur noch die Grube vorgefunden. Ihre Richtung Nord-Süd, ihre Schmalseiten 1,25, Länge 3, Tiefe 80 cm.

Die Bauart soll etwa Grab 4/15 entsprechen haben. Die Seitenwandhöhe höchstens 40 cm gewesen sein.

Keinerlei Funde.

Sehring I, Grab 12/15, Abb. 69—71. Aufgedeckt vorgefunden. Grab in Richtung Nord-Süd.

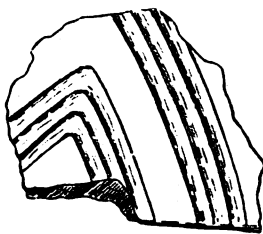
Der Boden wie üblich gepflastert, auf ihm Seitenwände und Giebel auflagernd. Die Seitenwände zeigen noch Reste der ursprünglichen, jetzt verrotzten Konstruktion. Die unterste Lage bestand, im Verhältnis zu den



Abb. 61.



Abb. 64.



15:129

Abb. 65 a.



Abb. 65 b.

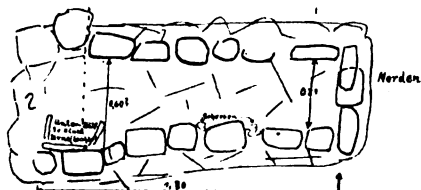


Abb. 62.



Abb. 66.

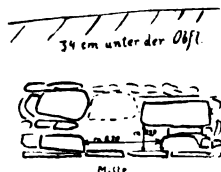


Abb. 63.

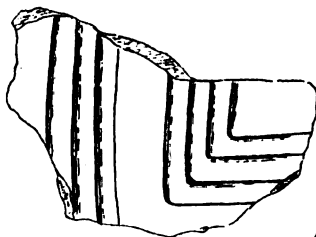


Abb. 67.

Grab 9. 1915.



Abb. 68.

Abb. 61. Grab offen von Süden.

Abb. 62. Grundriß mit den den Innenraum umgrenzenden Steinen.

Abb. 63. Querschnitt an der engsten Stelle zwischen den Scherbenstellen. Vom Längsschnitt ist abgesehen, da die Rekonstruktion in manchem zweifelhaft blieb, jedoch ist keine große Abweichung gegenüber den Gräbern ähnlicher flacher Bauart möglich (vgl. hierzu Grab 7/15 Abb. 53, 4/15 Abb. 32).

Abb. 64. Die Urne aus der Nische; Höhe 22 cm, oberer Durchmesser 18 cm.

Abb. 65—68. Scherben aus dem Inneren des Grabes.



Abb. 69.

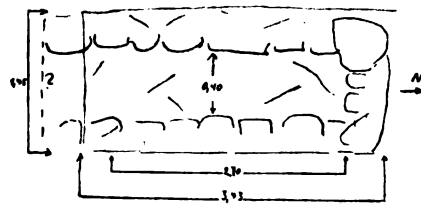


Abb. 70.

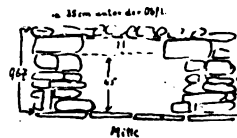


Abb. 71.

Grab 12. 1915. Leichenbrand. Zwei Scherben.

Abb. 69. Grab frei, offen von Süden.

Abb. 70. Grundriß.

Abb. 71. Aufriß im Querschnitt in der Mitte.

übrigen für diesen Grabbau verwendeten Steinen, aus größeren regelmäßigen Steinen; die Schwellen waren noch deutlich, besonders auf der Ostseite, nur aus kleineren Steinen als sonst. Über dieser unteren Schicht war das Steinwerk unregelmäßig geschichtet, dazwischen mit größeren horizontalen Platten. Oben, jedoch nicht als abschließende Schicht, horizontale größere Platten, auf diesen als Abschluß faustgroße Gerölle. Die Verteilung von Steinen verschiedener Größe im Grabinneren läßt vermuten, daß eine horizontale Abdeckung ursprünglich über das Grab herüberging, ebenso wie eine aus faustgroßen Geröllen bestehende Deckschicht, die noch jetzt als oberste Schicht auf Quer- und Längsseite auflag. Es bestand der Eindruck, daß der Grabraum ursprünglich hohl war und oben durch Holz abgedeckt war, auf dem die Steindecke auflagerte. Leichenbrand und zwei Scherben fanden sich in den Seitenwänden und in den Lücken nach dem Grabinnern zu.

Sehring I, Grab 13/15, Abb. 72—81. Aufgedeckt vorgefunden. Grab in Richtung Nord-Süd.

Bauart ähnlich 12/15. Die unterste Steinlage, aus größeren Steinen, bildete eine bankartige Schwelle, daher wohl beim Verfall nicht so verrutscht. Eine Besonderheit bildete die Lücke im Plattenbelag des Bodens, die ungefähr in der Mitte des Grabes lag, in der Form rundlich, durch kleinere Steinplatten umsäumt, was auf Abb. 72 deutlich zu sehen ist. Die Art der Einfassung der Lücke zeigt, daß sie ursprünglich ist (gleichfalls



Abb. 72.

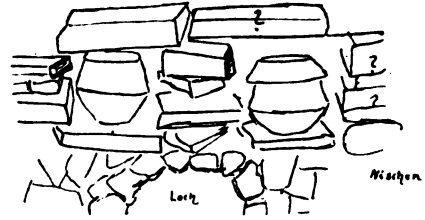


Abb. 74.

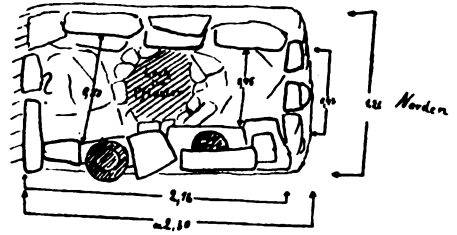


Abb. 75.



Abb. 76.



Abb. 73.

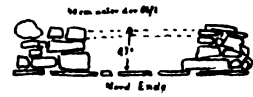


Abb. 77.

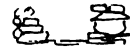


Abb. 78.



Abb. 79.

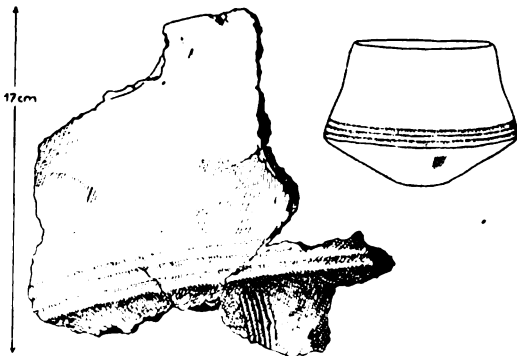


Abb. 81.

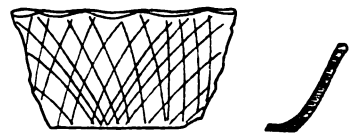


Abb. 80.

Grab 13. 1915. Leichenbrand.

Lücken im Pflaster wurden angetroffen z. B. bei Grab Sehring I, Grab 4/15 usw.). Auf der Pflasterlücke wurden Scherben und Leichenbrandreste gefunden. Beides wurde außerdem im ganzen Grabinneren verteilt gefunden, in der Füllerde, sowie in den Mauerlücken. Unter den Scherben fand sich das Bruchstück eines doppelkonischen Gefäßes. Die Ostwand zeigte in der Gegend, wo im Boden der Plattenbelag fehlte, 2 Nischen. Die Bodenfläche der Nischen bildeten die Schwellensteine. Abgedeckt nach oben waren sie durch horizontale längere Steine, die wohl ursprünglich seitlich durch untergepackte kleine Steine gestützt waren, wie das bei Abb. 74 gezeigt ist. In der nördlichen Nische befand sich ein schwärzlich braunes Tongefäß, das schwarze Erde enthielt, die mit Brocken Leichenbrand vermischt war. Seine Form ist doppelkonisch. Aus den Resten (Abb. 81) geht hervor, daß es über dem Umbruch mit drei horizontalen Kannelierungen verziert war, von denen aus, unter dem Umbruch, auf den schrägen Unterteil nach den Boden zu Strichgruppen laufen. Ihre Höhe muß etwa 20 cm betragen haben. In der südlichen Nische, die durch einen Schwellstein von der nördlichen getrennt war, befand sich ein zweites Gefäß mit einer als Deckel darüber gestülpten Schale. Die Deckelreste lagen bis auf dem Boden des Gefäßes, das also ursprünglich leer oder mit Flüssigkeit gefüllt gewesen sein muß. Die Außenseite der Deckelschale war mit tiefen Schnitten verziert. Das 20 cm hohe Gefäß hat einen hohen, steilen Hals, die Schulter ist schräg kanneliert (Gefäße dieser Form gehören Periode IV/V an).

Abb. 73 zeigt den Zustand, in dem die Nische angetroffen wurde, es ließ sich aber mit ziemlicher Sicherheit die Bauart noch feststellen, so wie Abb. 74 zeigt. Hinter dem Gefäß der südlichen Nische waren keine Steine, so daß die Mauer hier ein Loch aufwies, den Durchschnitt an dieser Stelle gibt Abb. 78 (Nischen wurden gleichfalls angetroffen bei Grab 9/15, S. 21).

Abb. 72. Grab frei offen, von Süden (Vordergrund bereits zerstört).

Abb. 73. Ostseite mit Nischen, beide Gefäße sind deutlich zu sehen.

Abb. 74. Rekonstruktion der Nischen.

Abb. 75. Grundriß.

Abb. 76. Aufriß im Längsschnitt.

Abb. 77. Querschnitt am Nordende.

Abb. 78. Querschnitt an der südlichen Nische.

Abb. 79. Gefäß aus der südlichen Nische.

Abb. 80 bringt ein Stück der als Deckel verwendeten Schale.

Abb. 81. Bruchstücke des Gefäßes der nördlichen Nische, nach denen man sich noch vollständig die Form des Gefäßes vergegenwärtigen kann.

Sehring I, Grab 14/15, Abb. 82—87. Aufgedeckt vorgefunden. Grab in Richtung Nord-Süd.

Im Nordteil nahe der Steinwand war eine besonders große Platte schräg abgesunken (vgl. Abb. 82 oben). Die schwellenartige, unterste Schicht war nicht ganz regelmäßig. Die in der Mitte vorgefundene Verengung der Schwelle scheint absichtlich zu sein, da hier besonders große Steine vorstießen, für die Derrutschen nicht so leicht möglich ist. Seiten- und Stirnwände waren auf dem Pflaster des Bodens auflagernd, sie waren auffällig dick und aus kleinen Steinen.

Im Grab fanden sich wenige Skelettreste und ein schwärzliches zwei henkliges Töpfchen mit steilen Kannelierungen am Bauch (Gefäße dieser Form gehören Periode IV/V an).



Abb. 82.

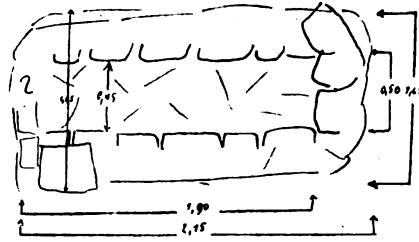


Abb. 83.

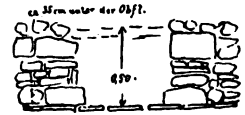


Abb. 85.

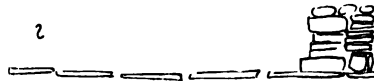


Abb. 84.

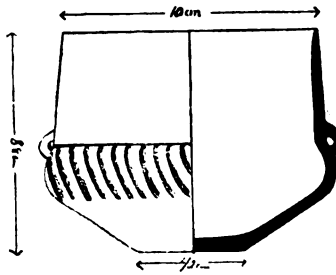


Abb. 86.



Abb. 87.

Grab 14. 1915. Stelett.

- Abb. 82. Grab frei, offen von Südost. Modell des Grabes.
 Abb. 83. Grundriß.
 Abb. 84. Aufriß im Längsschnitt.
 Abb. 85. Aufriß im Querschnitt.
 Abb. 86/87. Gefäß.



Abb. 88.

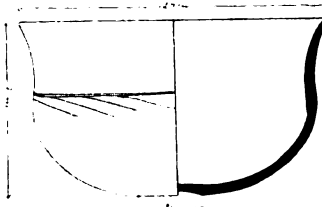


Abb. 89.



Abb. 90.

Sehring I, Grab 15/15, Abb. 88. Nur noch Grube vorgefunden. Grab in Richtung Nord-Süd.

Sie war 1,50 m breit, 2,60 m lang und 90 cm tief. Der noch vorhandene Steinhaufen war für die Größe des Grabes verhältnismäßig klein. Bauart wie bei 7/15.

Auf der Deckschicht eines Grabes war der Stein Abb. 88 menhirartig stehend angetroffen worden. Er war zunächst beiseite geworfen durch die Arbeiter des Herrn Rauch, hinterher berichteten sie von dem Vorfall und konnten den Stein noch finden unter der Masse der abzufahrenden Steine. Er kann aber auch von Grab 5, 6, 8, 9, 10—15 stammen.

Aus einem früher geöffneten Grab des Sehring I stammt die ergänzte Schale Abb. 89. Hals und Schulter durch Horizontallinie markiert, Abb. 89 und 90. Die Schulter zeigt ganz schwache schräge Kannelierungen, wie dies auch auf Abb. 90 zu sehen ist. Einen Henkel hat die Tasse nicht gehabt, da die Vorstufen zu dieser Form (Museum Halle H.K. 2629) keine zeigten.

b) Die Grabung des Jahres 1918 (Sehring I Grab 1/18—24/18.)

Sehring I, Grab 118. Steinzeitliches Grab, vgl. S. 449.

Sehring I, Grab 2/18, Abb. 91—93. Grab in Richtung Nord-Süd.

Höhe der Seitenwände einschließlich der Deckschicht 45 cm. Der Nordgiebel bestand aus größeren Steinen als der Südgiebel (vgl. die Beobachtung bei Grab 1/15). Der innere Grabraum war mit kleineren Steinen durchsetzt, war also ursprünglich leer und gibt einen Hinweis auf ehem. Holzabdeckung. Das Nordende wies scharfe Ecken auf, das Südende dagegen gerundete (Vgl. Grab 3/18, Sehring I).

Die Grabanlage war nicht genau horizontal, sondern senkte sich wenig nach Norden zu. Keinerlei Funde (weder Beigaben noch Leichenbrand oder Skelettreste).

Sehring I, Grab 3/18, Abb. 94—97. Grab in Richtung Nord-Süd.

Auf die Pflasterung waren 25 cm hohe Seitenwände aufgesetzt, die deutlich Schwellen zeigten. Stark verrutscht! Die Giebelwände aus dünnen senkrechten Platten standen nicht auf dem Pflaster auf, sondern berührten es mit der Innenseite (vgl. Abb. 94). Beachte besonders die große dünne Platte des Südgiebels im Vordergrund. Das Innere war nur mit Erde gefüllt, es fanden sich keine Steine. (Ob die ursprüngliche Abdeckung aus

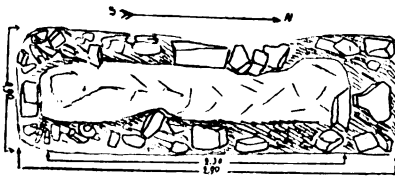


Abb. 91.

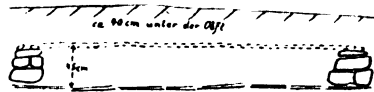


Abb. 92.

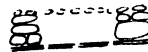


Abb. 93.

Grab 2. 1918.

Abb. 91. Grundriß des offenen Grabes.

Abb. 92. Aufriß im Längsschnitt.

Abb. 93. Aufriß im Querschnitt.



Abb. 94.

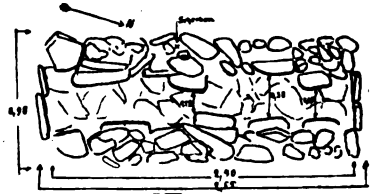


Abb. 95.

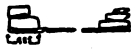


Abb. 96.

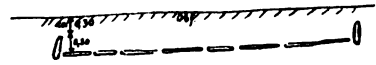


Abb. 97.

Grab 3. 1918.

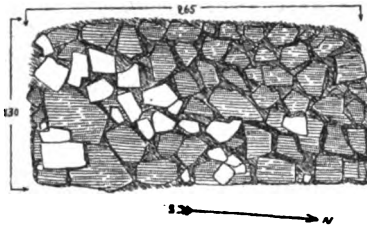


Abb. 98.

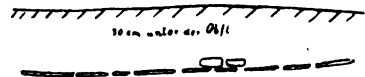


Abb. 99.

Grab 4. 1918.

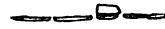


Abb. 100.

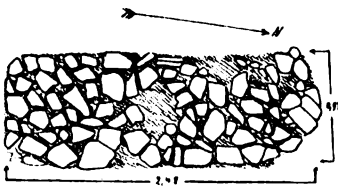


Abb. 101.

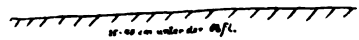


Abb. 102.

Grab 5. 1918.



Abb. 103.

- Abb. 94. Grab, von Süden, frei offen.
- Abb. 95. Grundriß.
- Abb. 96. Aufriß im Längsschnitt.
- Abb. 97. Querschnitt.
- Abb. 98. Grundriß. Die auflagernden Steine hell gelassen.
- Abb. 99. Aufriß im Längsschnitt.
- Abb. 100. Aufriß im Querschnitt.
- Abb. 101. Grundriß.
- Abb. 102. Längsschnitt.
- Abb. 103. Querschnitt.

Holz bestand?) Die nördlichen Ecken waren scharf, die südlichen abgerundet. Im Inneren fand sich an verschiedenen Stellen Leichenbrand, in einem nischenartigen Hohlraum auf der Westseite in der Mitte (siehe Abb. 94) verschiedene unverzierte Scherben, die nicht zusammensetzbar waren.

Sehring I, Grab 4/18, Abb. 98—100. Grab in Richtung Nord-Süd. Einfache Pflasterung, am Nord- und Südenne wenig ansteigend (Mulde). Daß dieses Grab ursprünglich nur aus einer Pflasterung bestand, beweist deren Tieferlage; 30 cm unter der Ackerkrume, wo bei den bisherigen Gräbern die Deckschicht begann. Schräg über die Pflasterung (von Südwesten nach Nordosten) lagen einige Steine. Die beiden westlichen Ecken waren abgerundet.

Keinerlei Funde.

Sehring I, Grab 5/18, Abb. 101—103. Grab in Richtung Nord-Süd. Wie 4/18 eine einfache Pflasterung 35—40 cm unter der Oberfläche gelegen, am nördlichen Ende stark gerundet, am südlichen eckig.

In der Mitte wies das Pflaster eine Lücke auf. Keinerlei Funde.

Sehring I, Grab 6/18, Abb. 104—109. Grab in Richtung Nordost-Südwest.

Kleines Grab 2 m × 0,85 m aus scharfkantigen, plattenartigen Steinen, die sehr unregelmäßig gelegt (oder verrutscht) waren; dabei doch deutliche Schwelle. Am nordöstlichen Ende (s. Abb. 104) standen zwei Gefäße ineinander gestülpt (Abb. 109). Weder Leichenbrand noch Skelettreste.



Abb. 104.

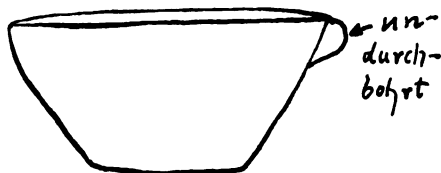


Abb. 107.

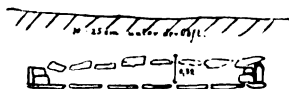


Abb. 105.



Abb. 108.

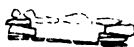


Abb. 106.



Abb. 109.

Grab 6. 1918.

Abb. 104. Grundriß der untersten Steinschicht.

Abb. 105. Längsschnitt.

Abb. 106. Querschnitt.

Abb. 107. Tassenähnliches Gefäß mit undurchbohrtem Griff.

Abb. 108. Schale.

Abb. 109. Stütze der beiden ineinandergestülpten Gefäße.



Abb. 110.



Abb. 111.

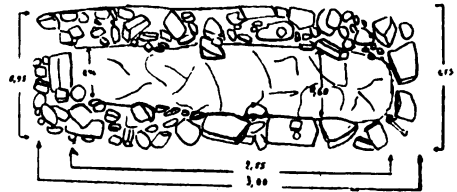


Abb. 112.

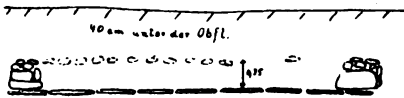


Abb. 113.

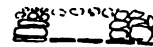


Abb. 114.

Grab 7. 1918. Keine Sunde.

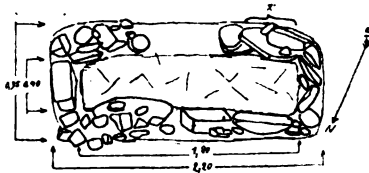


Abb. 115.

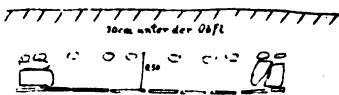


Abb. 116.

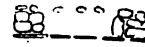


Abb. 117.

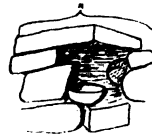


Abb. 118.

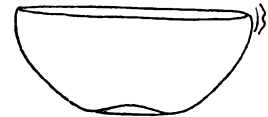


Abb. 119.

Grab 8. 1918.

- Abb. 110. Ansicht des Grabes, frei offen.
 Abb. 111. Grundriß der Deckung.
 Abb. 112. Grundriß des offenen Grabes.
 Abb. 113. Aufriß im Längsschnitt.
 Abb. 114. Aufriß im Querschnitt.
 Abb. 115. Grundriß des offenen Grabes. Die Klammer mit Kreuz markiert den in der Seitensicht durch Abb. 139 wiedergegebenen Teil.
 Abb. 116. Aufriß im Längsschnitt.
 Abb. 117. Querschnitt.
 Abb. 118. Ansicht der Nische mit Gefäß.
 Abb. 119. Gefäß. Gr. Durchmesser 19 cm, Höhe 7,3 cm.



Abb. 120.

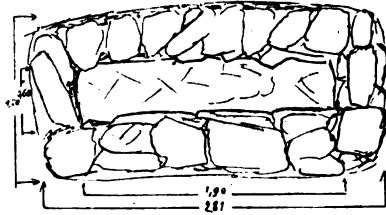


Abb. 121.



Abb. 122.



Abb. 123.



Abb. 124.

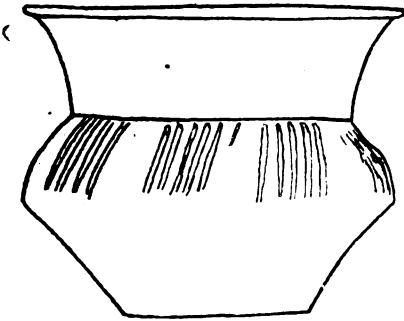


Abb. 125.



Abb. 126.

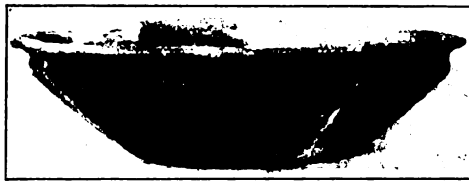


Abb. 127.

Grab 9. 1918. Leichenbrand.

Abb. 120. Grundriß der Deckschicht.

Abb. 121. Grundriß des geöffneten Grabes.

Abb. 122. Aufriß im Längsschnitt.

Abb. 123. Aufriß im Querschnitt.

Abb. 124. Skizze der Nische.

Abb. 125/126. Gefäß, gr. Durchmesser 34 cm, Höhe 24 cm.

Abb. 127. Gefäß, gr. Durchmesser 40 cm, Höhe 10,8 cm.

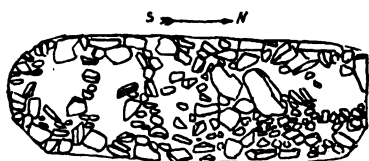


Abb. 128.

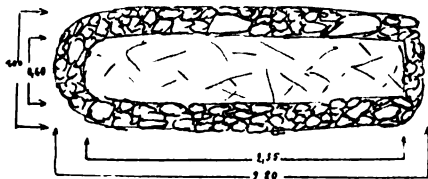


Abb. 129.

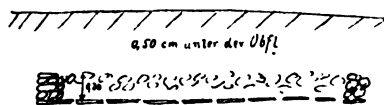


Abb. 130.

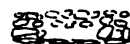


Abb. 131.

Grab 10. 1918. Keine Sunde. Leichenbrand.

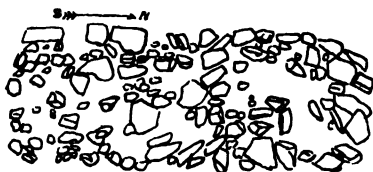


Abb. 132.

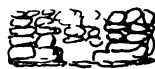


Abb. 135.



Abb. 136.

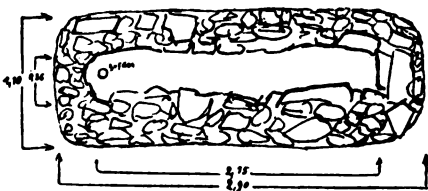


Abb. 133.

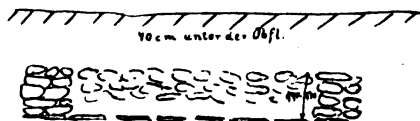


Abb. 134.

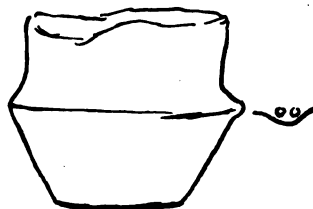


Abb. 137.

Grab 11. 1918. Leichenbrand.

- Abb. 128. Grundriß der Deckung.
- Abb. 129. Grundriß des offenen Grabes.
- Abb. 130. Aufriß im Längsschnitt.
- Abb. 131. Aufriß im Querschnitt.
- Abb. 132. Grundriß der Deckung.
- Abb. 133. Grundriß des offenen Grabes.
- Abb. 134. Aufriß im Längsschnitt.
- Abb. 135. Querschnitt.
- Abb. 136/137. Gefäß mit doppelter senkrechter Schnuröse.

Sehring I Grab 7/18, Abb. 110—114. Grab in Richtung Nord-Süd. Inneres mit kleinen Steinen und Erde gefüllt, Nordende abgerundet. Grab im Süden schmaler wie im Norden; keine Schwelle. Keinerlei Funde.

Sehring I, Grab 8/18, Abb. 115—119. Grab in Richtung Ost (NOO)=West (SWS).

Die südliche Längsseite wies eine Lücke auf, von der nicht festzustellen war, ob sie ursprünglich war oder nachträglich Steine entfernt waren. Keine Schwellsteine. Das Grabinnere hauptsächlich mit Erde gefüllt; nur wenig Steine.

In der Südwestecke (vgl. Abb. 115 und 118) der Längswand befand sich eine Nische, deren Rückseite durch die Lehmwand der Grube gebildet wurde (vgl. Grab 13/15). In der Nische fand sich das bräunliche, schälchenartige Gefäß Abb. 119. Am Rande trug es nebeneinander 2 kleine Warzen. Weder Leichenbrand noch Skelettreste.

Sehring I, Grab 9/18, Abb. 120—127. Grab in Richtung Nord-Süd.

Große tiefe Steinpackung aus Platten; von diesen war der Grabraum völlig gefüllt bis unten hin. Kein sorgfältiger Steinbau.

Zwei Gefäße 15 cm über der Sohle, in einer Nische eingebaut (vgl. Abb. 124) etwa in der Mitte der östl. Seitenwand nach außen direkt in der Lehmwand der Grube. Das 20 cm hohe, schwärzliche Gefäß hat einen steilen nach außen geschwungenen Hals, die Schulter ist mit Gruppen senkrechter Kannelierungen verziert. Die Deckelschale ist profiliert, d. h. unterhalb des Randes eingezogen (Gefäße dieser Form gehörten Periode V an). Leichenbrand fand sich im ganzen Grabinneren, hauptsächlich aber unten auf dem Pflaster und im südlichen Teil.

Sehring I, Grab 10/18, Abb. 128—131. Grab in Richtung Nord-Süd.

Der Innenraum war von größeren und kleineren Steinen gefüllt ohne jede Ordnung. Das südliche Ende war halbkreisförmig. Keine Schwelle. Im Inneren spärliche Leichenbrandreste, sonst keine Funde.

Sehring I, Grab 11/18, Abb. 132—137. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die Ecken waren gerundet. Die Wände waren einschließlich der Deckenschicht 50 cm hoch; mit ihrer untersten Schicht bildeten sie sehr deutlich eine Schwelle. Das Innere war von Steinen gefüllt. Am südlichen Ende stand ein Gefäß (Abb. 137). Auf dem Pflaster wenige Stückchen Leichenbrand.

Sehring I, Grab 12/18, Abb. 138—141. Grab in Richtung Nord (NO)=Süd (SO).

Einfaches Steinpflaster; am südlichen Ende und an den Seiten niedere Steinumrahmung, die zum Teil aus Findlingsgeröll bestand. Das Innere des Grabes ohne jeden Stein. Auf dem Pflaster fand sich im nördlichen Teil der Rest eines unverbrannten Extremitätenknochens.

Sehring I, Grab 13/18, Abb. 142—146. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die Gesamtzahl der zu diesem Grab verwendeten Steine war nicht groß, da das Innere fast nur von Erde gefüllt war. Besonders das Südende war gerundet. In der Ostwand war nach dem Südende zu eine Schale eingebaut, die außen durch senkrechte, innen durch schräge Strichgruppen verziert war. Dicht unter dem Rand weist sie nebeneinander 2 Durchbohrungen (Schmürösen) auf. Es wurden weder Leichenbrand- noch Skelettreste gefunden.



Abb. 138.

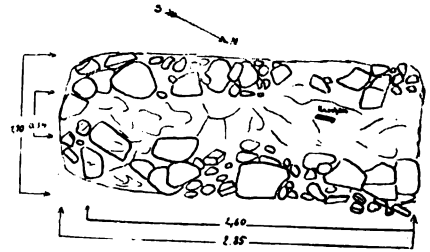


Abb. 139.

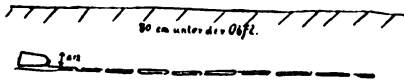


Abb. 140.



Abb. 141.

Grab 12. 1918. Stelettreste.



Abb. 142.



Abb. 144.

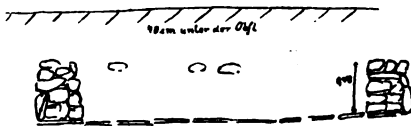


Abb. 143.



Abb. 146.

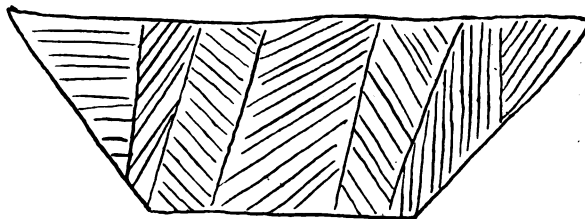


Abb. 145.

Grab 13. 1918.

Abb. 138. Grab frei offen, von Süd-Südwest. Auf dem Pflaster im nördlichen Ende ist der Stelettrest zu sehen.

Abb. 139. Grundriß des offenen Grabes.

Abb. 140. Mittlerer Längsschnitt.

Abb. 141. Querschnitt.

Abb. 142. Grundriß des geöffneten Grabes.

Abb. 143. Aufriß im Längsschnitt.

Abb. 144. Aufriß im Querschnitt.

Abb. 145/146. Schale, gr. Durchmesser 35 cm, Höhe 10,5 cm.

Sehring I, Grab 14/18, Grab in Richtung Nord-Süd.

Es stimmt im ganzen mit der Bauart des Grabes 9/18 überein (bis auf das Fehlen der Nische). Das Innere war völlig gefüllt mit unregelmäßigen Steinen; im unteren Teil, über dem Pflaster, waren die Steine größer und plattenartig, eine bestimmte Ordnung war auch da nicht feststellbar. Keinerlei Funde (weder Leichenbrand noch Skelettreste noch Beigaben).

Sehring I, Grab 15/18, Abb. 147—149. Grab in Richtung Nord-Süd, von auffälliger Größe 3,20 × 2,10 m.

Auf Abb. 147 bezeichnen a und b zwei größere Steinplatten, a = 40 × 55, b = 62 × 94. Unter b war ein mit Erde gefüllter ehemaliger Hohlraum; hier fand sich das Gefäß Abb. 149 mit Leichenbrand. Der übrige Innenraum des Grabes war sonst völlig mit Steinen gefüllt, bei denen eine regelmäßige Schichtung nicht beobachtet werden konnte.

Sehring I, Grab 16/18, Abb. 150—155. Grab in Richtung Nord-Süd.

Das südliche Ende war gerundet. Die Deckschicht bestand aus wenig Steinen. Das Innere des Grabes war zum größten Teil nur mit Erde gefüllt. Die unterste Schicht der Seitenwände bildete eine deutliche Schwelle. In der östlichen Wand, 10 cm unter deren Oberfläche (also noch in Höhe der Deckschicht), fand sich der Bronze-Armring Abb. 155 (siehe markierte Fundstelle auf Abb. 184).

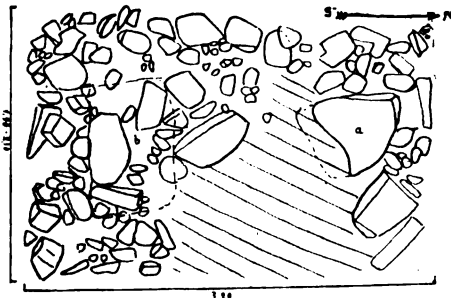


Abb. 147.



Abb. 149.



Abb. 148.

Grab 15. 1918. Leichenbrand.

Abb. 147. Grundriß des freigelegten Grabes.

Abb. 148. Bild des freigelegten Grabes.

Abb. 149. Gefäß.



Abb. 150.



Abb. 153.

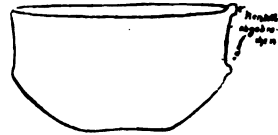


Abb. 154.

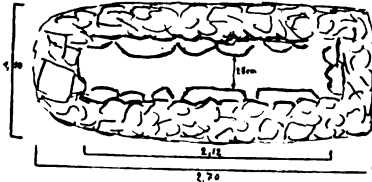


Abb. 151.

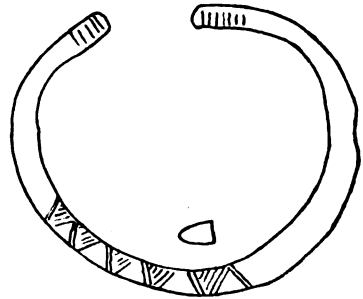


Abb. 155.

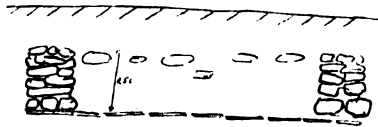


Abb. 152.

Grab 16. 1918. Leichenbrand.



Abb. 156.



Abb. 158.

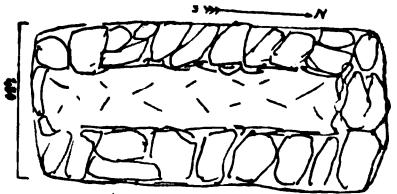


Abb. 157.

Grab 17. 1918.

- Abb. 150. Grundriß der Deckfläche.
- Abb. 151. Grundriß des geöffneten Grabes.
- Abb. 152. Längsschnitt.
- Abb. 153. Querschnitt.
- Abb. 154. Gefäß.
- Abb. 155. Ring.
- Abb. 156. Grundriß der Deckfläche.
- Abb. 157. Grundriß des offenen Grabes.
- Abb. 158. Ansicht des Südgiebeln von innen gesehen.



Abb. 159.

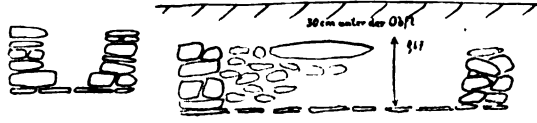
Abb. 162.
Grab 18. 1918.

Abb. 160.

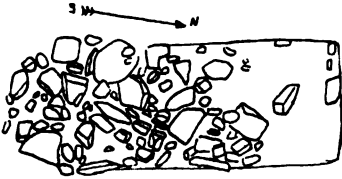


Abb. 163.

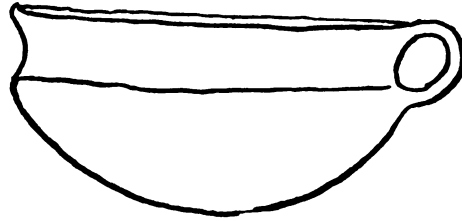


Abb. 167.

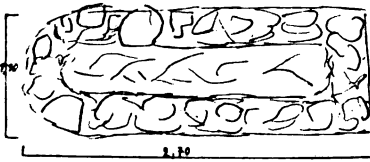


Abb. 164.



Abb. 166.

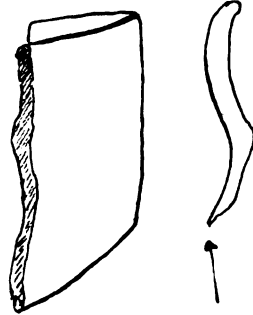


Abb. 168.



Abb. 169.

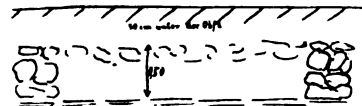


Abb. 165.

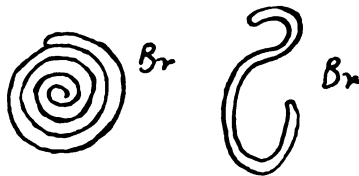


Abb. 170.

Abb. 171.

Grab 19. 1918.

- Abb. 159. Grundriß der Deckplatte.
 Abb. 160. Grundriß des geöffneten Grabes.
 Abb. 161. Längsschnitt.
 Abb. 162. Querschnitt.
 Abb. 163. Grundriß der Deckplatte.
 Abb. 164. Grundriß der geöffneten Grabes.
 Abb. 165. Längsschnitt.
 Abb. 166. Querschnitt.
 Abb. 167. Tasse, gr. Durchmesser 11 cm, Höhe 5 cm.
 Abb. 168. Schale.
 Abb. 169. Scherbe.
 Abb. 170/171. Bronzespirale, gr. Durchmesser 2 cm, Drahtdurchmesser 2 mm.

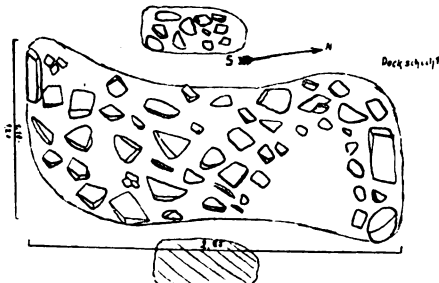


Abb. 172.

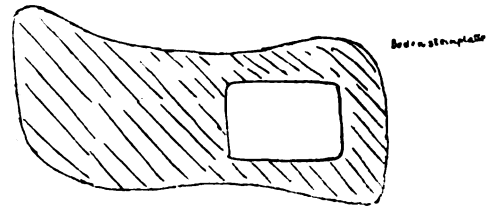


Abb. 173.

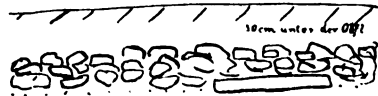


Abb. 174.

Grab 20. 1918.



Abb. 175.



Abb. 176.

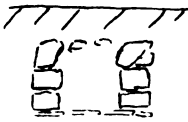


Abb. 177.

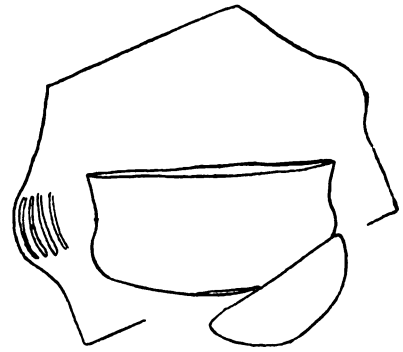


Abb. 178.

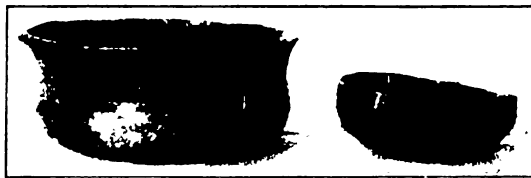


Abb. 179.



Abb. 180.



Abb. 181.

Grab 21. 1918. Leichenbrand.

Abb. 172. Grundriß der obersten Schicht.

Abb. 173. Grundriß des bis auf die Bodenplatte abgeräumten Grabes.

Abb. 174. Längsschnitt.

Abb. 175. Grundriß des offenen Grabes.

Abb. 176. Westliche Wand, Seitenansicht.

Abb. 177. Querschnitt (Längsschnitt, ebenso nur der Innenraum entsprechend länger).

Abb. 178. Lagerungsflizze der Gefäße.

Abb. 179. Schale mit geschweiftem Umriß.

Abb. 180. Halbkugelige Schale.

Abb. 181. Bronze-Spille.

Am südlichen Ende unmittelbar auf dem Pflaster stand das Gefäß Abb. 154, sonst fand ich weder Knochen noch Leichenbrand.

Sehring I, Grab 17/18, Abb. 156—158. Grab in Richtung Nord-Süd. Wie Grab 14/18 stimmt auch dieses Grab im ganzen mit 9/18 überein. Das 75 cm tiefe Grabinnere war ebenfalls ganz mit großen Steinen gefüllt, während die Deckschicht (ca. 35 cm unter der Aderkrume) aus kleineren Steinen bestand. Die Seitenwände waren sauber geschichtet, die Innenfüllung nicht so sauber, doch eben so dicht gepackt wie die Wände. Der Südgiebel bestand nur aus senkrecht gestellten Platten. Auf dem Pflaster verstreut lagen unverzierte kleine Scherben und wenig Leichenbrand.

Sehring I, Grab 18/18, Abb. 159—162. Grab in Richtung Nord-Süd. Deckschicht nur im südlichen Teil vorhanden; sehr große Platte. Ob im nördlichen Teil die Deckschicht zerstört war oder ursprünglich nicht vorhanden war, war nicht entscheidbar, da das Grabinnere im nördlichen Teil nur aus Erde bestand; im südlichen dagegen waren im Inneren viel Steine. Die unterste Lage der Seitenwände bildete eine deutliche Schwelle. Es fanden sich weder Beigaben noch Knochen oder Leichenbrand.

Sehring I, Grab 19/18, Abb. 163—171. Grab in Richtung Nord-Süd. Steinpackung unregelmäßig. Das südliche Ende war gerundet. Die Seitenwände weisen keine Schwelle auf. Der Innenraum war mit Erde gefüllt. Am südlichen Ende stand auf dem Pflaster die Tasse Abb. 167. Auf der westlichen Seite, am Südende, fanden sich in halber Wandhöhe 2 Scherben Abb. 168 und 169. An der südöstlichen Seitenwand, 15 cm unter der Deckschicht, am Südende fand sich die Bronzespirale Abb. 170 und 171. Die Bronzespiralen dienten als Hängeschmuck und wurden auf der Stirn getragen, darum ist Abb. 171 als zu Abb. 170 gehörig zu betrachten, wenn es auch nicht daran paßt; es bildete das Hatende an ihr zum Befestigen. Die Tragweise wird durch Funde von Lochwitz aus Gräbern völlig gleicher Art bestätigt; dort lag die Spirale noch auf dem Sitzbein.

Sehring I, Grab 20/18, Abb. 172—174. Grab in Richtung Nord-Süd, aber von geschweiftem Umriss.

Der Boden war ohne Pflaster, nur im nördlichen Teil eine große Sandsteinplatte; es waren keine Wände geschichtet, sondern gleichmäßig waren die Steine auf Erde und Pflaster geschüttet. Neben dem Grabe fand sich auf der Westseite nicht ganz in derselben Tiefenlage, vielmehr etwas höher eine kleine längliche Steinschüttung. Keinerlei Funde.

Sehring I, Grab 21/18, Abb. 175—181. Grab in Richtung Nord-Süd. Die Wände waren wirklich mauerartig aus viereckigen Kantsteinen angelegt, wie Abb. 176 zeigt. Sie wiesen keine Schwelle auf. Das Grabinnere war mit reiner Erde gefüllt, und obendrauf als Deckschicht eine einfache Steinlage. Am Nordende fanden sich auf dem Pflaster 3 Gefäße ineinandergestülpt. Die Schalen nebeneinander von den großen Gefäßen überdeckt, wie das Abb. 178 zeigt. Das große Gefäß, das an der Schulter senkrechte Kannelierungen aufwies, war völlig mürbe und ließ sich nur in Resten bergen; es glich den Gefäßen Abb. 59. Die Schalen Abb. 179 und 180 sind dunkelbraun bis schwärzlich, (Gefäße dieser Form gehören Periode V an). Auf dem Pflaster, in der Mitte an der westlichen Wand, fand sich die Bronze-Spize Abb. 181. Unten im Grabe, in der Füllerde, fand sich verstreut Leichenbrand.

Sehring I, Grab 22/18, Grab in Richtung Nord-Süd. War aber offenbar schon einmal untersucht und zerstört worden.

Sehring I, Grab 23/18, Abb. 182/83. Grab in Richtung Nord-Süd. Im ganzen wieder mit 14/18 und 9/18 übereinstimmend (vgl. daher Abb. 121—123) aber ganz unregelmäßig. Oben wieder kleine Steine, unten 60—70 cm lange Platten. Die Packung lag 30 cm unter der Aderkrume, war 1,55 breit, 2,85 lang und 1,15 tief. Zwischen den unteren Steinen fanden sich verstreut Scherben, die sich zu einem Gefäß zusammensetzen ließen (Abb. 182/83).



Abb. 182.

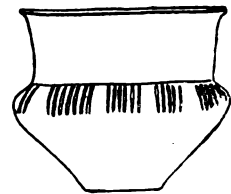


Abb. 183.

Grab 23. 1918. Leichenbrand.

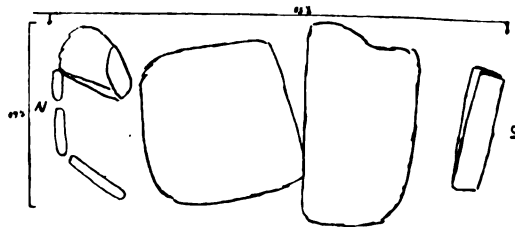


Abb. 184.

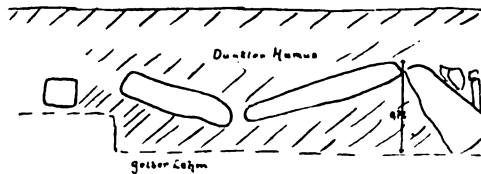


Abb. 185.

Grab 24. 1918.

Abb. 182/183. Gefäß, schwärzlich-braun; gr. Durchmesser 34 cm, Höhe 28 cm.

Abb. 184. Grundriß des Grabes.

Abb. 185. Längsschnitt.

Da das Grab ganz mit kleinen Steinen gefüllt war, so ergibt sich, daß die Scherben nicht durch Tiere verschleppt sein konnten, sondern bereits bei der Bestattung das Gefäß zerschlagen worden ist.


Der Leichenbrand fand sich gleichfalls (auf dem Pflaster) zerstreut.

Sehring I, Grab 24/18, Abb. 184/185. Grab in Richtung Nord-Süd.

Das Grab bestand aus großen Steinplatten, die über eine längliche Grube gedeckt waren, die nicht gepflastert war. Die Verrutschung der Platten erweckt den Eindruck, daß ehemals irgendwelche Holzversteifung vorhanden war. Unter den Platten fanden sich Leichenbrand und Holzkohlenreste.

c) Die Grabung des Jahres 1913/14 (Sehring II Grab 1/13—14 bis 8/13—14).

Sehring II, Grab 1/13—14, Abb. 186—217. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die Art der Anlage des Grabbaues geben Abb. 186/187 im Überblick, wie in den Einzelheiten wieder. Die Seitenwände, etwas verrutscht, bildeten ursprünglich eine doppelte Stufe , die auch aus einer doppelten niedrigen Längsreihe von Steinen gebildet war (dadurch erhält das Grab einen muldenförmigen Charakter). Ebenso wie diese lagerten die Seitenwände auf dem Pflaster auf. Der Nordgiebel war aus größeren, senkrechten Platten gebildet. Der Südgiebel nicht so kräftig gebaut (wie das ja schon bei Grab 2/18, Sehring I z. B. beobachtet wurde); obwohl er nicht ganz erhalten angetroffen wurde, ließ sich seine ursprünglich schwächere Anlage noch erkennen.

Da keine Decksteine gefunden wurden, so kann man wohl eine horizontale Bretterabdeckung annehmen. Das Grab enthielt eine Doppelbestattung. Die Fundlage der Gefäße gibt Abb. 189 wieder. Die Leichenbrandreste des Mannes enthielt die, durch einen mit Griffklappen versehenen Dedel zugedeckte Urne 1, Abb. 194. Die Schädelnähte waren noch sämtlich offen, die sehr kräftigen Knochen gehörten also einem etwa 40jährigen Manne an. Die zwischen dem Leichenbrand gefundenen Gegenstände geben Abb. 210—215 wieder. Abb. 209 a, b veranschaulicht ihre Fundlage.

Oberhalb Schicht a fand sich reine Erde. Am Übergang zu Schicht a (Abb. 209, 1), die aus Leichenbrand bestand, lag der Bronzenadelrest Abb. 210. Das Ende ist rundlich verdickt. Der gekrümmte Schaft schwillt nach dem abgebrochenen Teil zu an. In Schicht a (Abb. 209, 2) fand sich die stumpfützenartige, hohle Bronze-Spitze Abb. 211. In Schicht b, die aus größeren Knochenresten bestand als a, fand sich (Abb. 209, 3) der im Querschnitt runde Ring Abb. 213. Dicht dabei (Abb. 209, 4, 5) lagen das Pfriemchen Abb. 212 und das Bronzeblechstück Abb. 214. Das Bruchstück der Knochnadel Abb. 215 wurde in der unteren Schicht c (Abb. 209, 6), die hauptsächlich die Schädel und Extremitätenknochen barg, getroffen; innerhalb dieser Schicht fanden sich unverbrannte Hamsterknochenreste. Da die Urne an dieser Stelle verlegt war, so ist es wahrscheinlich, daß die Knochen durch dieses Loch der Wandung in das Innere verschleppt sind; ein wichtiger Hinweis darauf, wie stark bei der Fundbeobachtung der Gräber auf die Verschleppung der Knochen durch Tiere geachtet werden muß, und wie sehr bei Erklärung merkwürdiger Lagerungen von Knochen an solche Verschleppungen gedacht werden darf. Dieser Befund erklärt wohl das Vorhandensein von Leichenbrandresten neben Urne 1 und den Schlüsseln 4 und 5 auf dem Pflaster. Als Beigefäße gehören zu Urne 1:



Abb. 186.



Abb. 187.



Abb. 188.

Gefäß 2—5 = Abb. 195—245; außerdem wurden zwischen dem Leichenbrand verstreut kleine Schnecken (rezente) gefunden.

Gefäß 2 (Abb. 195) ist ein hoher schlanker, hantelloser Topf mit weichem Profil. Am Bauch war ein künstliches Loch in der Wandung, das mit einer Tasse (Abb. 196) zugedeckt war. Das Gefäß war mit reiner Erde, die mit wenig Fasern durchsetzt war, gefüllt; diese ist also offenbar später eingeschwennt.

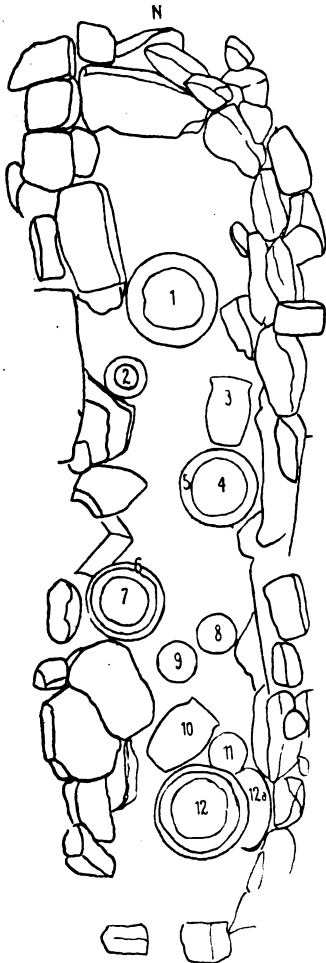


Abb. 189.

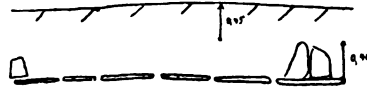


Abb. 190.



Abb. 191.

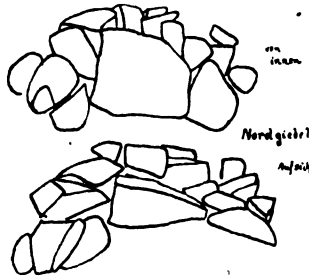


Abb. 192.

Abb. 193.

Abb. 186. Grab von Osten gesehen.

Abb. 187. Grab von Norden gesehen.

Abb. 188. Grab abgeräumt bis auf das Pflaster; die beiden Urnen eingegipft.

Abb. 189. Grundriß.

Abb. 190. Längsschnitt.

Abb. 191. Querschnitt.

Abb. 192/193. Nordgiebel in den einzelnen Ansichten.



Abb. 194.



Abb. 195.

Abb. 196.



Abb. 197.



Abb. 199.

Abb. 198.



Abb. 200.

Abb. 201.



Abb. 204.

Abb. 205.



Abb. 202.



Abb. 203.



Abb. 208.



Abb. 206.

Abb. 207.

Abb. 194—208. Die Abbildungen der Gefäße des Grabes zeigen alle gleichen Maßstab, etwa 1/4.

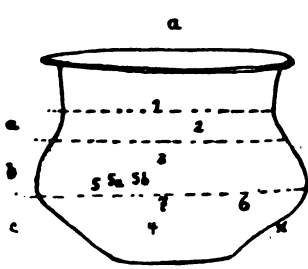


Abb. 209.

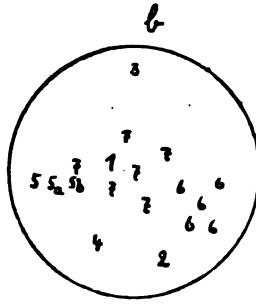


Abb. 210.

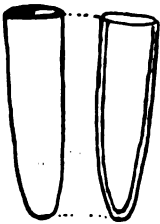


Abb. 211.

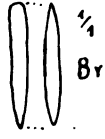


Abb. 212.

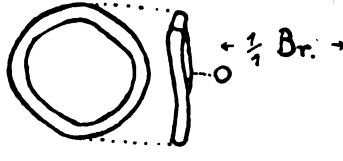


Abb. 213.



Abb. 214.



Abb. 215.

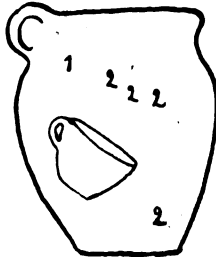


Abb. 216.



Abb. 217.

Grab 1. 1913 - 1914.

Abb. 209. Inhalt der Urne 1. 1. Br Nadelrest. 2. Br höhle Spitze. 3. Br Ring. 4. Knochnadel. 5. Schädelreste. 6. Hamsternochen (unverbrannt). 7. Bruchstücke von Extremitätenknochen. X Gefäßwand hier defekt.

Abb. 210-215. Sonde aus Urne 1.

Abb. 216. Fundlage in Topf 10. 1. Kleine Scherben. 2 Kleine Leichenbrandstücke.

Abb. 217. Fundlage in Topf 11.

Gefäß 3 Abb. 197 ist ein gleicher Topf wie 2, jedoch ist die Schulter mit schwachen horizontalen Kannelierungen (3 Reihen) versehen. Der Inhalt bestand aus fester Erde mit vielen Wurmgängen und Wurzelfasern.

Schüssel 4 und 5, Abb. 198/199, wurden ineinandergesetzt gefunden. Die zwischen beiden Schüsseln eingeschlemmte Erde glich ganz der Füllerde von 2, dessen Erde also gleichfalls eingeschwemmt war.

Die unverzierte Urne 12 (Abb. 208) am anderen südlichen Ende des Grabes, mit angelehntem Deckel (gleiche Form wie bei Abb. 194) enthielt die Brandreste einer gleichalterigen Frau, wie die äußerst grazilen Knochen und offenen Schädelnähte klarmachten. Im Leichenbrand fand sich der Rest eines kleinen Bronzeringes, wohl eines gleichen wie bei Abb. 213.

Neben der Urne, umliegend, fand sich der hohe, schlanke Topf 10, Abb. 206, der dem Gefäß Abb. 195 sehr ähnelt, aber einen Henkel besitzt, der am Rande und am Halsansatz ansetzt. In diesem Gefäß (vgl. Abb. 216) fand sich die Henkeltasse Abb. 207. Die Füllerde war mit wenig Fasern durchsetzt; es fanden sich zwischen ihr auch 4 kleine Stückchen Leichenbrand. Die Fundlage gibt Abb. 216; sie mögen wohl auch durch Nager hineingeraten sein. Topf 11 (Abb. 204) stand unmittelbar neben der Urne; er gleicht sehr Topf 3 (Abb. 197) und hat ebenfalls auf der Schulter 3 schwache, horizontale Kannelierungen. In der Bauchwandung war ganz wie bei Gefäß 2 (Abb. 195) eine absichtliche Öffnung geschlagen, die von innen mit einem flach gewölbten dedelartigen Schälchen verschlossen war. 11a = Abb. 205. Das Innere des Topfes war mit Erde gefüllt, zwischen der sich 4 winzige Restchen Leichenbrand fanden, wie das näher Abb. 217 bringt. Daß diese wenigen Knochen einem neuen Individuum angehören, ist nicht anzunehmen. Wahrscheinlich ist vielmehr, daß aus der offenen Urne durch Nager oder durch andere Tiere die Knochen in den nebenstehenden Topf verschleppt wurden; man könnte ja auch annehmen, daß nicht sämtliche Knochen in Urne 12 gingen und daher der Rest in Topf 11 getan wurde. Hiergegen spricht aber, daß sich die Knochenreste nur im oberen Teil finden, der untere mit Erde gefüllt ist, die wohl eingeschwemmt sein mag. Also ebenso wie bei Topf 2 (vgl. S. 427).

Weiter nach der Mitte zu standen ineinandergesetzt 2 Schüsseln (6 und 7) Abb. 200, 201, die völlig den Schüsseln 4 und 5 Abb. 198, 199 gleichen und ebenso wie diese leer gewesen waren. Zwischen Schüssel 6 und 7 und Tasse 10 (siehe Lageplan Abb. 189) befanden sich auf dem Pflaster zwei, Abb. 205 völlig gleichende Stücke (Abb. 202 u. 203). Da das Begräbnis durchaus symmetrisch angelegt ist, so ist anzunehmen, daß das eine dieser flachen Schälchen (9) zur Frau, das andere (8) zum Mann gehört.

Sehring II, Grab 2/13—14, Abb. 218—228. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die von allen bisherigen Schematen abweichende Bauart verdeutlicht am besten der Querschnitt Abb. 221. Es handelt sich um eine tiefe Packung, die in gewisser Hinsicht mit der Anlage des Grabes Sehring I B/08 (Abb. 263) (Jahreschr. f. d. Vorgeschichte der sächs. thür. Länder, Bd. VIII, Taf. VIII, 4 oder Prähistorische Zeitschr., Bd. XI/XII, S. 81, Abb. 5b) Verwandtschaft zeigt (Schrägstellung der Wandsteine). Die Einzelheiten des Grabbaues zeigen Abb. 218—221. Am Südende, auf der Ostseite, war eine Nische gesetzt, in der sich ein großes Gefäß, mit Leichenbrand gefüllt, vorfand. Die stark kalzinierten Knochen lassen an der außerordentlichen Kräftigkeit der Extremitäten mit Wahrscheinlichkeit erkennen, daß es sich um ein männliches

Grab handelt. Die Schädelnähte sind noch völlig offen. Am Nordende fand sich eine Gefäßgruppe von 2 Töpfen und 2 Schalen (vgl. Abb. 218, 219), den größeren Topf zeigt Abb. 223. Sein Inhalt bildete reine schwärzliche Erde, in der, fest eingebaden, einige Sandsteinstücke saßen. Obwohl das Gefäß liegend gefunden wurde, ist wohl die natürlichste Erklärung die, daß sie bei der Bestattung in den Topf gelegt wurden, damit er fest liege, denn wie die Schwemmerde beweist war er leer, oder daß sie bald nach der Grabanlage in das Gefäß gerieten durch Herunterfallen von der Deckschicht oder durch Hamster eingeschleppt. Erhalten ließen sich von Topf 2 nur geringe,

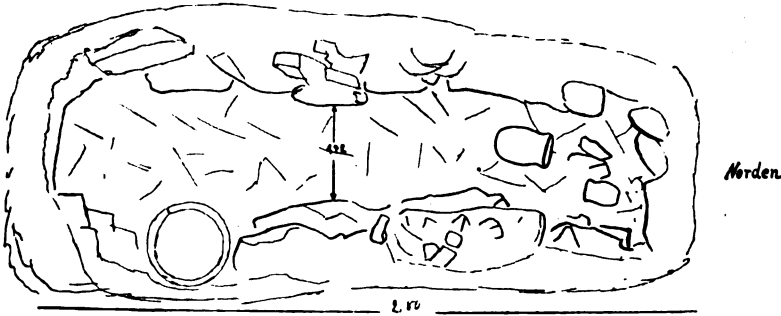


Abb. 219.



Abb. 218.

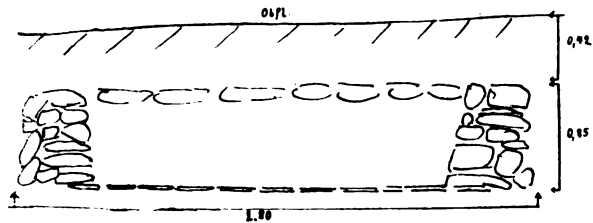


Abb. 220.

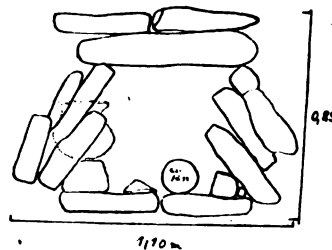


Abb. 221.

Abb. 218. Grab frei, offen von Süden.

Abb. 219. Grundriß des Grabes.

Abb. 220. Längsschnitt.

Abb. 221. Querschnitt.



Abb. 222.



Abb. 223.

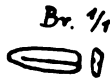


H. K. 13: 3115

Abb. 224.



Abb. 225.



Br. 1/1

Abb. 227.



H. K. 13: 3115

Abb. 226.

Rand
 //
 Aussenseite
 Kammlinien

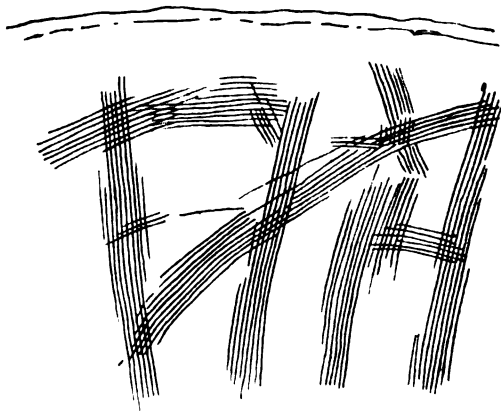


Abb. 228.

Grab 2. 1913—14. Leichenbrand.

Abb. 222. Urne, gr. Durchmesser 32 cm, Höhe 22 cm.

Abb. 223. Unverzierter Topf, gr. Durchmesser 17 cm, Höhe 22 cm.

Abb. 224. Schale mit wagerecht abgesehenem und scharf profiliertem Rand. Gr. Durchmesser etwa 35 cm.

Abb. 225. Schwärzlich brauner Topf, nicht mehr erhalten; Form ließ sich nur noch aus der Füllerde schließen.

Abb. 226. Braungelbe Schale, gr. Durchmesser 30 cm, Höhe 8 cm.

Abb. 227. Bronzestückchen.

Abb. 228. Muster der Außenseite von Schale 226.

mürbe Scherbenreste, die nichts Näheres mehr aussagen lassen; doch ist ihr Umriß sicher rekonstruiert nach der Form der Füllerde Abb. 225. Das Gefäß muß kleiner gewesen sein wie Abb. 223. Auf Abb. 219 ist die Fundlage der beiden Schalen Abb. 224 und 226 zu sehen, von denen sich nur die letztere ergänzen ließ, doch war auch die Form von Abb. 224 völlig sicher rekonstruierbar.

Weil es die Wichtigkeit bestimmter Ausgrabungsmethoden zeigt, sei hier besprochen, wie die Zugehörigkeit der 2 Schalen, die unter H.K. 13:3115 aufbewahrt wurden, zu Sehring II, Grab 2/13 und 14 ermittelt wurde. Die Katalogisierung war durch uneingearbeitete Kriegshilfen vorgenommen, und durch die oben erwähnten Verhältnisse (S. 391) war die Fundzugehörigkeit nicht mehr feststellbar. Die vom Museum angewendete Methode ist nun die, daß an Ort und Stelle zusammenliegende Scherben, Knochenreste usw. jeweils in Tüten gepackt werden, die jedesmal weitgehendst genaue entsprechende Aufschriften erhalten. Diese Tüten werden auch, nachdem der Inhalt anderweitig verpackt wird oder die Scherben zu einem Gefäß zusammengesetzt werden, nicht vernichtet. So fand sich unter H.K. 13:3109 eine solche Tüte mit geringen Scherbenresten. Unter dem richtigen Datum und Grabbezeichnung stand die Aufschrift: von den Schalen. Eine kleine Randscherbe aus dieser Tüte ließ sich an die unter H. K. 13:3115 befindlichen Scherbenbruchstücke anpassen. Dadurch war dank der Bergungsmethode trotz der Versehen die Zugehörigkeit nachweisbar. Die Form der einen großen, schwärzlichen Schale ließ sich nach den Bruchstücken noch deutlich erschließen. Ihr größter Durchmesser war etwa 35 cm, ihr Profil zeigt Abb. 224. Bei der anderen kleineren, braungelben Schale Abb. 226 war der Rand durch Schraubenlinien fanneliert. Die Unterseite ist durch Kammstriche, die vom Rand zum Boden laufen und durch schräge und horizontale Kammstriche gekreuzt werden, verziert, wie das in einem Teilstück Abb. 228 bringt.

Unmittelbar neben den Schalen fanden sich ein Stückchen Bronze (Abb. 227), ein winziges rotes Steinchen, unbenutzte Feuersteinabspülisse, sowie unter den Schalen ganz wenig Leichenbrand in der Erde.

Sehring II, Grab 3/13—14, Abb. 229—232. Grab in Richtung Nord-Süd.

Das 60 cm unter der Oberfläche liegende Steinpflaster trug auf seinem Rande ringsum eine einfache Steinumrahmung aus etwa 20 cm hohen Kantsteinen. Im Nordteil des Grabes stand in der Mitte auf dem Pflaster die Schüssel Abb. 232. Ihre Außenseite ist mit Kammstrichen verziert, wie das die Abb. 232 gut zeigt. Leichenbrand oder Skelettreste fanden sich nicht.

Sehring II, Grab 4/13—14, Abb. 233/234. Grab in Richtung Nord-Süd.

Nur noch die Grube vorgefunden. Die Grabanlage wies nur flache Wände auf. Ihr Aufbau ähnelte, nach Angabe des Herrn Rauch, Grab (Sehring II) 3/13—14. Etwas höher wie das Pflaster fand sich mitten auf dem Grab der menhirartige, 21 cm hohe Findlingsstein Abb. 234.

Auf dem Pflaster fanden sich die Bruchstücke eines Gefäßes Abb. 233.

Sehring II, Grab 5/13—14, Abb. 235/236. Grab in Richtung Nord-Süd.

Nur noch die Grube vorgefunden. Nach Angabe des Herrn Rauch soll sie der Anlage von Sehring II, Grab 2/13—14 ähnlich gewesen sein; es handelte sich also sicherlich um eine tiefe Padung mit hohen Wänden. Auf dem Pflaster

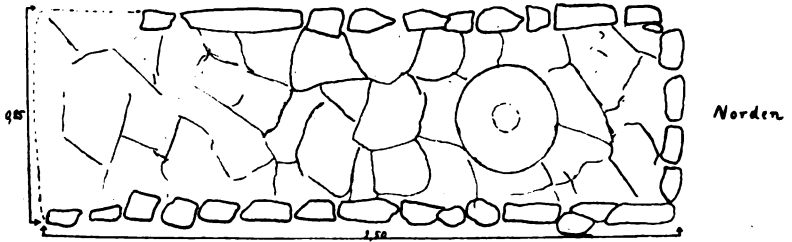


Abb. 229.

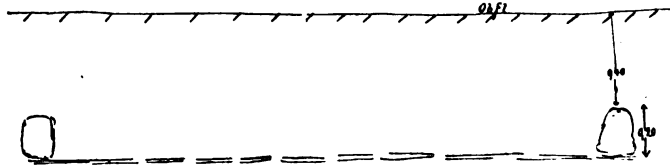


Abb. 230.



Abb. 231.

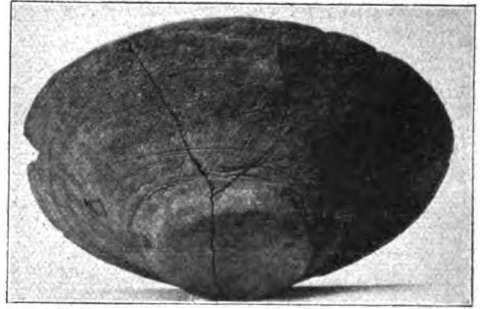


Abb. 232.

Grab 3. 1913—1914.

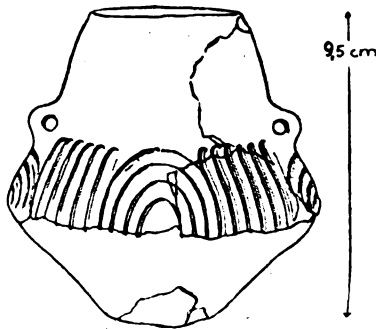


Abb. 233.



Abb. 234.

Grab 4. 1913—1914.

- Abb. 229. Grundriß des Grabes.
 Abb. 230. Längsschnitt des Grabes.
 Abb. 231. Querschnitt des Grabes.
 Abb. 232. Dunkelbräunliche Schale, gr. Durchmesser 33,5 cm, Höhe 10,6 cm.
 Abb. 233. Doppelhenkliches schwarzliches Gefäß, gr. Durchmesser 10 cm, Höhe etwa 9,5 cm.

fanden sich Stelettreste und 2 Gefäße Abb. 235 und 236. Die tassenartige hentellose Schale mit nach innen geschwungenem weiten Hals (sein gr. Durchm. 13,7 cm) und ähnlichem Unterteil war bräunlichrot, ihre Höhe betrug 5,5 cm. Das ebenso gefärbte doppelkonische Töpfchen trug am Umbruch eine senkrechte doppelte Schnuröse. Da das Gefäß zu mehr als die Hälfte ergänzt ist, läßt sich nicht sagen, ob es noch eine doppelte Schnuröse hatte. Außerdem fand sich noch eine kleine rötliche Scherbe eines sehr großen dickwandigen Gefäßes.

Sehring II, Grab 6—8/13—14, Abb. 237. Gräber in Nord-Südrichtung.

Grab 6 wird im äußeren Aufbau von Herrn Rauch mit Sehring II, Grab 2/13—14 verglichen.

Über Grab 7 und 8/13—14 läßt sich nichts Näheres mehr sagen. In Grab 8/13—14 fand sich die Henteltasse Abb. 237.

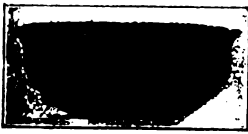


Abb. 235.

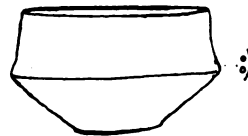


Abb. 236.

Grab 5. 1913—1914. Leichenbrand.



Abb. 237.

Grab 8. 1913—1914.

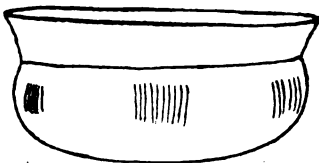


Abb. 238.

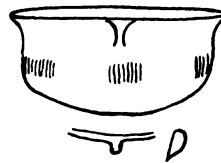


Abb. 239.

Abb. 235. Tassenartige Schale, gr. Durchmesser 26 cm, Höhe 8,7 cm.

Abb. 236. Doppelkonisches Töpfchen, gr. Durchmesser 15 cm, Höhe 8 cm.

Abb. 237. Gelblichbraune Tasse, gr. Durchmesser 15 cm, Höhe 6 cm.

Abb. 238. Bräunlichschwärzlich. Die sehr schwach ausgebildete Schulter ist mit senkrechten Gruppen von Kannelierungen verziert, deren Zahl wechselt. Oberer Durchmesser = gr. Durchmesser 21,1 cm, Höhe 10,5 cm.

Abb. 239. Bräunlich bis schwarz. Der Hals ist gegen die noch schwächer gebildete Schulter nicht abgesetzt. Auf der Schulter Gruppen senkrechter Kannelierungen, 5 zu sieben und 2 zu fünf Strichen. Der obere Rand trägt einen kleinen Griffklappen. Oberer Durchmesser = gr. Durchmesser 16,5 cm, Höhe 8 cm.

Von den unter H.K. 13:3113 aufbewahrten Stücken Leichenbrand, die zu Grab 8/13—14 gehören, ist zu sagen, daß sich nicht feststellen läßt, ob wirklich Leichenbrand vorliegt; sie müssen aus der Betrachtung auscheiden.

Sehring II, Abb. 238/239.

Ohne nähere Angaben stammen von Sehring II die beiden steilwandigen Töpfe Abb. 238 und 239.

d) Die Grabung des Jahres 1915/16 (Sehring II Grab 1/15—16 bis 5/15—16).

Sehring II, Grab 1/15—16, Abb. 240. Grab in Richtung Nord-Süd. Es handelt sich um eine tiefe Grabanlage mit hohen Wänden aus großen Steinplatten.

In ihr fanden sich verschiedene schwärzlichrötliche Scherben aus feinem Ton. Über die Form der zugehörigen Gefäße läßt sich nichts sagen. Völlig wieder herstellbar war die einhenkliche schwärzliche Schale, deren nach außen geschwungener weiter Hals deutlich gegen die Schulter abgesetzt ist. Schulter und Bauch tragen schräge, vom Halsansatz ausgehende Kehlen.

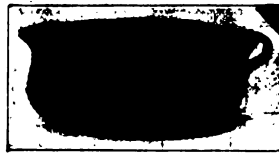


Abb. 240.

Grab 1. 1915—1916.

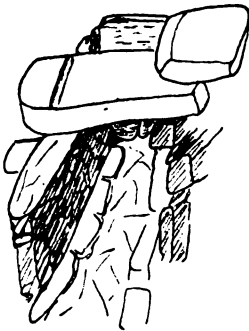


Abb. 241.



Abb. 243.

Grab 2. 1915—1916.

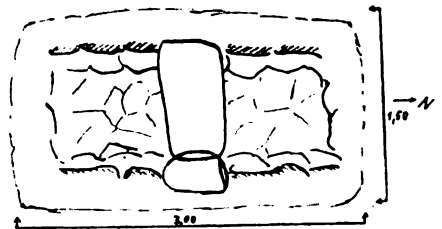


Abb. 242.

Abb. 240. Schale mit Henkel; gr. Durchmesser 16,5 cm, Höhe 7,3 cm.

Abb. 241. Grab frei offen, von Süden. Die Rinne in der großen Deckplatte ist deutlich sichtbar.

Abb. 242. Grundriß.

Abb. 243. Querschnitt, die Wände mit sehr deutlichen Schwellsteinen.

Sehring II, Grab 2/15—16, Abb. 241—243. Grab in Richtung Nord-Süd.

Den Aufbau des Grabes verdeutlichen Abb. 241—243. Der auf Abb. 241 in seiner Fundlage belassene große, quere Deckstein zeigt eine sehr deutliche Rinne. Ausgeschlossen erscheint die Annahme, daß etwa durch den Dampfpflug die Rinne gerissen sei. Es ist daher zu vermuten, daß diese Steinplatte von einem ehemaligen neolithischen Grabbau genommen ist. Über die Verwendung von Steinen ehemaliger Grabbauten ist zusammenfassend gesprochen S. 447 vgl. auch Sehring I, Grab D/08.

Auf dem Pflaster fanden sich zahlreiche Scherben verschiedener Gefäße, teils schwärzliche, teils gelblichbraune, diese wiesen dann horizontale sowie in konzentrischen Halbkreisen angeordnete Kannelierungen auf. Es fanden sich auch zwei kleine Fingerspiralen aus Bronzedraht, dessen Dide etwa 1,5 mm betrug; die lichte Weite der Ringe belief sich auf 1,5 cm. Je 4 war die Zahl der Windungen. Außerdem fanden sich noch Leichenbrand sowie 3 kleinere stark zerbrannte Steine.

Sehring II, Grab 3/15—16, Abb. 244—257. Grab in Richtung Nord-Süd.

Den Aufbau des Grabes vergegenwärtigen Abb. 244—245a. Beim Bau der Grabanlage sind besonders bei den Seitenwänden kleinere Steine verwendet worden. Die Gefäßgruppen waren durch darüber gebaute kleine Steinplatten geschützt worden. Die Seitenwände, die wie gewöhnlich auf der Pflasterung auflagerten, wiesen Schwellen auf. Auf Abb. 245, dem Grundriß, sind die Gefäßgruppen bezeichnet I—III.

Gruppe I am Südende des Grabes bestand aus 3 Schüsseln und einem schlanken Topf. Die Schüsseln waren mit ihren Rändern aufeinander gestülpt; sie bargen den Leichenbrand (wohl von einem Individuum). Alle drei Schüsseln sind dunkelschwarzbraun, unverziert und haben einen wagerecht abgechnittenen Rand. Zwei sind wohl gleich groß gewesen, eine ließ sich mit Sicherheit ergänzen und rekonstruieren (Abb. 247). Völlig zusammensehbar war die dritte kleinere Schüssel (Abb. 248) mit etwas geschwungenem Profil, gleichfalls dunkelschwarzbraun. Der 27 cm hohe Topf (Abb. 249) lag. Er hat die gleiche Farbe, besitzt einen 1 cm breiten horizontalen Rand und eine deutliche Schulter. Unter den offenbar nicht zu den vorgenannten Gefäßen gehörenden 16 Scherben sind 2 mit horizontalen Rillen. Die auf einem Stein liegende Bronzespiralscheibe, aus glattem Draht (Abb. 250) hat mit 7 Windungen einen Durchmesser von 4,9 cm. Sie diente als Hängeschmuck an der Stirn, daher handelt es sich um ein Frauengrab. Zwischen den Gefäßresten lagen gebrannte Tonklumpen.

Die Fundlage der Gefäßgruppe II war in der Mitte des Grabes. Der kannenförmige schlanke Topf, dunkelbraun-umber (Abb. 251) hat unter dem horizontalen, schmalen Rand einen Henkel. Geschlossen war das Gefäß durch einen gut passenden, scheibenförmigen Deckel mit Henkel. Das zweite Gefäß (Abb. 252) ist dem ersten gleich, nur ist es wenig kleiner und die Schulter etwas ediger. Die umliegenden dunkelbraunen Tassen Abb. 253, 254 passen ineinander, so wurden sie auch gefunden. Sie sind im Profil geschwungen, ihre Henkel setzen am Rande an. Bei diesen Gefäßen fand man auch eine Bronzearmspirale aus dünnem, glatten Bronzedraht.

Die 3. Gefäßgruppe lag am Nordende (vgl. Abb. 245). Das eine war ein großes braunes doppeltonisches Gefäß, dessen Unterteil grob kreuz und



Abb. 244.

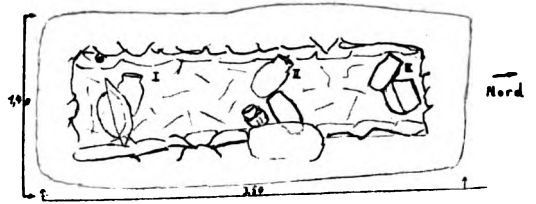


Abb. 245.

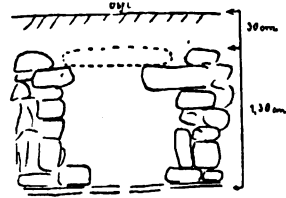


Abb. 246.

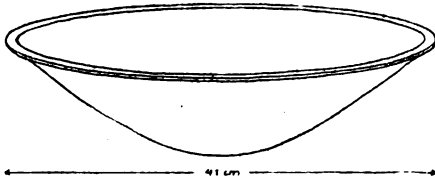


Abb. 247.



Abb. 248.



Abb. 249.



Abb. 250.



Abb. 255.



Abb. 251.

Abb. 252.



Abb. 253 u. 254.

Grab 3. 1915—1916. Leichenbrand.

quer gestrichelt war, wie das auf Abb. 256 gut zu sehen ist. Dabei lag ein kannenförmiger, hoher Topf ohne Henkel (Abb. 257), mit breitem wagerechten Rand. Der Hals ist stark einwärts geschwungen. Wenn auch der größte Teil des Gefäßes ergänzt ist, so ist seine Form doch ganz gesichert.

Sehring II, Grab 4/15—16, Abb. 258. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die aus dem Grabe stammenden Scherben ermöglichten die Rekonstruktion des einstigen Gefäßes. Es war gelblichbraun, zweihenkelig und auf der Schulter mit 8 Gruppen konzentrischer Halbkreisförmiger verziert (Abb. 258). Trotzdem es stark ergänzt ist, sind doch alle Einzelheiten sicher.

Sehring II, Grab 5/15—16, Abb. 259/260. Grab in Richtung Nord-west-Südost.

Wie aus Abb. 259/260 hervorgeht, handelt es sich um einen Bau mit flachen Wänden, zu deren Ausführung kleinere Steine verwendet waren; sie wiesen an den Längsseiten Schwellen auf. Am südwestlichen Ende, auf der Westseite war eine Nische in der Wand, die auch nach dem Grabinneren durch eine große Steinplatte umgrenzt war, die auf dem Pflaster lag. In der Nische fanden sich zwei Schüsseln und zwei kleine Näpfe, über deren Form



Abb. 256.



Abb. 257.

Abb. 244. Modell des Grabes.

Abb. 245. Grundriß des Grabes mit den eingezeichneten Gefäßgruppen auf dem Pflaster.

Abb. 246. Querschnitt.

Abb. 247. (Gefäßgruppe I) Schüssel, zum größten Teil ergänzt, mit wagerechtem

Rand. Gr. Durchmesser 41 cm Höhe 10,5 cm.

Abb. 248. Schiefe, flache Schüssel, gr. Durchmesser 28 cm, Höhe 8,7 cm.

Abb. 249. Henkelloser schlanter Topf; gr. Durchmesser 16 cm, Höhe 27,2 cm.

Abb. 250. Bronzspiralscheibe, Durchmesser 4,9 cm.

Abb. 251. Kannenförmiger Topf mit Deckel; gr. Durchmesser 40 cm, Höhe 23 cm.

Abb. 252. Kannenförmiger Topf mit Deckel kleiner wie Abb. 251; gr. Durchmesser 13,5 cm, Höhe 20,5 cm.

Abb. 253. Henkeltasse, gr. Durchmesser 15 cm, Höhe 6,2 cm.

Abb. 254. Henkeltasse, gr. Durchmesser 12 cm, Höhe 5 cm.

Abb. 255. Bronzearmspirale, lichte Weite 4 cm.

Abb. 256. Doppeltonisches Gefäß; gr. Durchmesser 34 cm, Höhe 30,2 cm.

Abb. 257. Schlanter Topf; gr. Durchmesser 16 cm, Höhe 22,7 cm.

Genauerer sich nicht sagen läßt, da sie nicht erhalten sind. Die großen Schüsseln waren flach tonisch. Die Näpfe, die ineinandergesetzt in den Schüsseln standen, mögen etwa die Form der Näpfe Abb. 238/239 gehabt haben, mehr ist aus dem doppelt belichteten Negativ 1101 nicht zu sehen.

Im Inneren des Grabes fanden sich sehr wenig Steine.

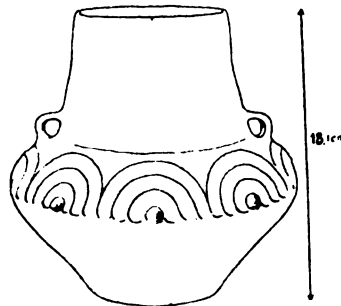


Abb. 258.

Grab 4. 1915—1916.

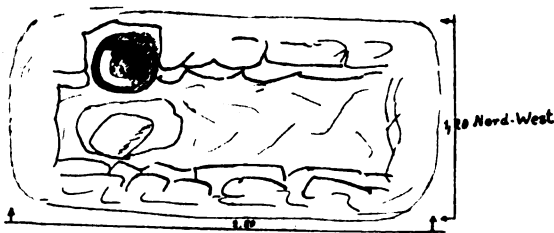


Abb. 259.

Grab 5. 1915—1916.



Abb. 260.

Abb. 258. Gefäß; gr. Durchmesser 17,5 cm, Höhe 18,1 cm.

Abb. 259. Grundriß.

Abb. 260. Querschnitt.

e) Die Grabung des Jahres 1908 (Sehring I Grab A/08—E/08).

Hier sollen die von Rauch und Größler ausgegrabenen Gräber, als die ältesten Typen, nochmals kurz besprochen werden; besonders sei einiges nachgetragen, was dort nicht näher hervorgehoben ist. Der von Größler gewählten Bezeichnung ist die Jahreszahl hinzugeführt, die Ausgrabung ist in Jahresschrift Bd. VIII, 1909, S. 87 ff veröffentlicht.

Auf Karte 2 und 3 ist unter der Sichtlinie: Schornstein Zuckerrfabrik Helmsdorf—Windmühle Polleben, nördlich der Trennlinie Sehring I und Sehring II ein Hügel eingezeichnet. Dieses ist der Grabhügel, der die steinzeitlichen Gräber barg und in welchem auch Grab D/08 lag.

Alle vier Gräber lagen in Richtung Nord-Süd. Von den bisher beschriebenen unterscheiden sie sich durch die Tiefe der Anlage (über 1 m) und vor allem dadurch, daß die eigentliche Packung sich innerhalb einer richtigen

Kiste von senkrechten, großen Platten bestand, deren Boden gepflastert war. Wie gut diese Kisten, gewissermaßen die äußere Schale, gebaut waren, zeigt Abb. 269. Diese Kiste gehört zu Grab D/08, sie wurde sorgfältig im Park des Rittergutes wieder aufgebaut, wo die Aufnahme gemacht wurde. Die Platten zu den Kisten zeigen außerordentliche Ausmaße und sind alle sehr sorgfältig bearbeitet. Sie stimmen mit den Wandsteinen steinzeitlicher Gräber der sächsisch-thüringischen und der Kugelflaschengruppe überein, so daß die Vermutung nicht von der Hand zu weisen ist, daß sie tatsächlich von solchen Gräbern herstammen. Grab D/08 lag auch nur einen Meter von der nördlichen Längswand einer Kiste der sächsisch-thüringischen Gruppe. Wegen der Größe der Platten darf man auch an Gräber der Kugelflaschengruppe denken, zumal auf dem Sehring ein zu dieser Gruppe gehöriges Flintbeil gefunden wurde (vgl. Tabelle S. 386. Auch der Befund des Grabes Sehring II 2/15—16 ist hier zu nennen, wo mit größter Wahrscheinlichkeit neolithische Platten verwendet waren. Nun wurde unter den oberen Platten der Packung des Grabes D/08, — was Größler entgangen war — ein „Näpfchen-Stein“ gefunden. Ihn zeigt Abb. 270. Die religiöse Bedeutung solcher Näpfchen-Steine steht heute außer Zweifel. Bei einer ganzen Zahl von Gräbern sind ja Beobachtungen gemacht, die auf Kult schließen lassen, so daß dieser Befund damit durchaus im Einklang steht, die Näpfchen also nach ihrem Ursprung nach bronzezeitlich wären. Andererseits kommen Näpfchen-Steine seit der jüngeren Steinzeit bis in die christliche Zeit hinein vor und finden sich selbst auf großen Urnenfriedhöfen mit Urnengräbern ohne jede Steinpackung, z. B. Dahlhausen, Prignitz. Trotzdem scheint mir diese Platte mit dem fraglichen Näpfchen aus einem neolithischen Grabe zu stammen, jedenfalls muß auf diese Möglichkeit verwiesen werden.

Sehring I, Grab A/08, Abb. 261—262.

Einige Platten wiesen Feuerspuren auf, wie das auch bei anderen Gräbern beobachtet wurde, z. B. Grab Sehring I 1/15. Daß wahrscheinlich ein Brandgrab vorlag, geht aus den Beobachtungen des Herrn Rauch hervor; nämlich auch in den übrigen Gräbern ließ sich die Tatsache der Brandbestattung nur durch wenige Stüchchen Leichenbrand, die oft blättchendünn waren, feststellen, weil die spongiösen Teile des verbrannten Knochens am leichtesten vergehen. Hingewiesen sei hier nochmals auf den Klumpen Töpfer-ton als Beigabe, offenbar eines weiblichen Grabes. Was nun das Alter des Gefäßes (Abb. 262) anbelangt, so ist dieses nicht, wie Größler aus Vergleich mit mährischen Gefäßen schloß, Periode II der Bronzezeit, sondern es ist ein sehr später Typus, der Ende Per. IV Anfang Per. V fällt. Die eigentümlich geschwungene, steil abfallende Schulter ist dafür das beredteste Zeugnis. Dieselbe Kurve der Schulter kehrt auch wieder bei den Gefäßen Abb. 59, 194, 208. Ebenso ist das Knopfwärzchen auf dem Umbruch, das am Ende einer vertikalen Rille sitzt, charakteristisch, ferner die halbkreisförmig um die Warze herumlaufende Rille, der letzte Ausklang der ehemaligen Budelumrandung.

Sehring I, Grab B/08, Abb. 263, 264.

Während bei Grab A/08 der Grabraum gewissermaßen konstruktiv durch ein Bodensystem erzielt wurde, ist bei diesem der Bau insofern anders, als die Außenplatten des Bodendreiecks, auf dem die wagerechte Platte aufliegt, doppelt so lang ist, wodurch der Grabraum im Durchschnitt sechseckig wird. Statistisch ist das sehr ungünstig, da der Druck der auflagernden wagerechten Platte die Stützplatten leicht durchbrechen kann, da diese ihrerseits erst wieder



Abb. 261.



Abb. 262.

A. 1908.

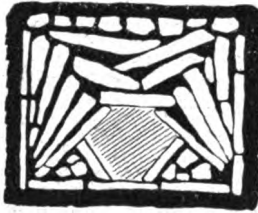


Abb. 263.

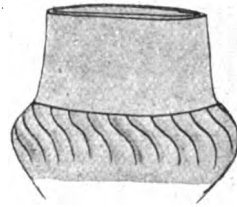


Abb. 264.

B. 1908.



Abb. 265.

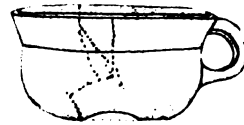


Abb. 266.

C. 1908.

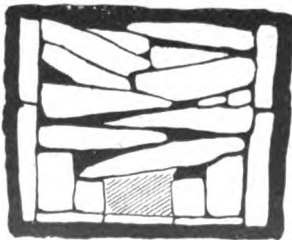


Abb. 267.

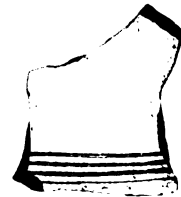


Abb. 268.

D. 1908.

in ihrer Mitte abgestützt sind. Es ist daher wahrscheinlich, daß die wagerechte Abschlußplatte noch von zwei senkrechten Brettern gestützt wurde. Denkt man diese sich bei Abb. 263 hinzu, so gewinnt das Konstruktionsbild viel mehr Wahrscheinlichkeit. Tatsächlich wurden auch im Grabinnern Holzreste beobachtet. Ebenso wie bei Grab A/08 fand sich ein Klumpen Töpfer-ton als Beigabe.

Sehring I, Grab C/08, Abb. 265/266.

Zu diesem Bau wurden Kantsteine verwendet, nicht Platten. Das echte Tonnengewölbe kann sehr wohl über einer Holzunterlage (baum-sargartig) gepackt gewesen sein. Sicher lag hier Skelettbestattung vor. Der Kopf war nicht etwa „extra“ verpackt, wie das nach Größlers Bericht erscheinen mag, sondern nur mit einigen Steinen umstellt und geschützt. Man braucht also nicht gewaltsame Abtrennung vom Rumpf und Sonderbeisetzung anzunehmen. Damit fallen auch die daran geknüpften Vermutungen



Abb. 269.



Abb. 271.

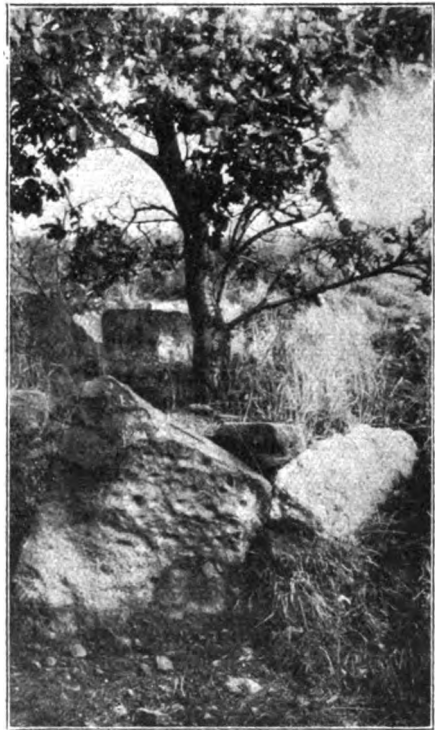


Abb. 270.

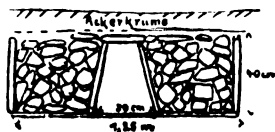


Abb. 272.

über Bestattungsriten weg (ebenso lassen sich die bei den steinzeitlichen Gräbern gemachten Beobachtungen zwanglos erklären und damit die daran geknüpften Vermutungen hinfällig machen). Der Kiefer, welcher sich abseits fand, konnte nur von Tieren verschleppt sein, was sich bei Grabfunden oft bestätigen läßt durch die Beobachtung von Tiergängen im Inneren. Die erwähnte Feuersteinspitze ist ein einfacher Splint, mit der noch vier andere Stücke gefunden wurden. Sie sind abgebildet in der Jahresschrift Bd. VIII, Tafel XI, 5b oben rechts. Flintspilse wurden auch in den Gräbern 3/15, 4/15, 2/13—14 gefunden. Die vor dem Südgiebel beobachtete Brandstelle deutet auf Kult.

Sehring I, Grab D/08, Abb. 267—270.

Dieses Grab lag nur einen Meter von der nächsten neolithischen Kiste entfernt, welche man also bei der Anlegung des Grabes unbedingt hat bemerken müssen. Das Maß ist etwas größer als bei den vorhergehenden drei, nämlich 3×2 m. Im Inneren wurden Holzreste gefunden, Holzkohle, Reste eines bronzenen Fingerringes sowie ein Scherben. Brandbestattung ist möglich; die „angebrannten Knochen“ zwischen den Platten konnten durchaus die letzten spärlichen Reste sein, wie das ja schon bei den vorn betriebenen Grabungen beobachtet wurde. Die Abb. 269 und 270 sind ja bereits Seite 441 besprochen.

Abb. 271.

Diese stammt von einem später ausgegrabenen Grab, von dem dieser Durchschnitt im Part aufgebaut wurde. Diese Konstruktion bildet sozusagen den typologischen Übergang von D/08 zu E/08.

Grab E/08, Abb. 272.

Dieses Grab ist beschrieben Jahresschrift, Bd. X, 1911, Seite 84ff. Hier reicht der Grabraum bis nach oben, wo er durch eine wagerechte Platte abgeschlossen ist. Auch dieses Grab war noch in eine Kiste aus senkrechten Platten eingebaut. Es enthielt Leichenbrand, zwei Schalen und einen Napf.

Für die weitere Arbeit, an deren Abfassung der Verfasser durch die aus der Not der Zeit erzwungene journalistische Tätigkeit behindert wird, würde sich folgende Gliederung ergeben:

4. Frühere Grabungen
5. Die Typologie der Grabformen.
6. Die Chronologie.
 - a) relative,
 - b) absolute.

Für einen weiteren zweiten Teil:

1. Der Helmsdorfer Kulturkreis.
2. Die Beziehungen des Helmsdorfer Kulturkreises zu den benachbarten germanischen (nördlichen), keltischen (südwestlichen und ostdeutschen (östlichen) Kulturgruppen und seine ethnische Stellung.
3. Zusammenfassendes Ergebnis der Untersuchung.

Um diese Kapitel erschöpfend und durchgreifend behandeln zu können, bedarf es einer größeren Vorarbeit. Darum seien in den folgenden Zeilen die zu erwartenden Hauptpunkte vorläufig herausgehoben und skizziert. Diese Vorarbeit betrifft die Frage der Chronologie.

Deutschland ist für die in dieser Arbeit in Frage stehende Bronzezeit (2200—800 v. Chr.) in seiner Gesamtheit noch nicht behandelt worden. Wie Kossinna in seinen siedlungsarchäologischen Arbeiten mehrfach gezeigt hat, ergibt sich, daß in der Bronzezeit das Gebiet Deutschlands 3 ver-

schiedene Kulturgruppen in sich schließt, die nach dem siedlungsarchäologischen Arbeitsatz: „in sich geschlossene Kulturgruppen sind Volksgruppen“ das Wohngebiet dreier verschiedener Völker darstellen.

Den Kulturinhalt der nördlichen Gruppe (Norddeutschland etwa bis zur Linie Magdeburg-Berlin zwischen Weser und Oder vgl. die Karten Kossinnas) hat vor allem Montelius behandelt.

Seine Arbeit betrifft im engeren Sinne Skandinavien, d. h. Schweden einschließlich Dänemark. Da aber seit Periode II der Bronzezeit der genannte Teil Norddeutschlands zum gleichen Kulturkreis gehört, so hat diese Arbeit auch für dies Gebiet Gültigkeit.

Die Chronologie Süddeutschlands und die Gewinnung der Perioden wird vor allen Dingen Paul Reinecke verdankt, der dieses Gebiet umfassend behandelt hat.

Diese Kulturgruppe umfaßt zunächst nur Süddeutschland und breitet sich in der Folge bald bis nach Mitteldeutschland aus.

Die ostdeutsche Frage steht heute besonders im Interesse der wissenschaftlichen Diskussion. Der „Lausitzer Kulturkreis“ ist bearbeitet worden von Jentsch und Doh. (Über die Volkszugehörigkeit weiter unten).

Für jede dieser Kulturgruppen ist eine besondere Chronologie, d. h. Stufen und Zeiteinteilung geschaffen worden, die sich nicht ohne weiteres mit der der angrenzenden Kulturen deckt. Natürlich ist eine Parallelsetzung in den großen Zügen erfolgt, aber die Gleichsetzung der Abschnitte in den Feinheiten und Einzelheiten ist bisher nicht erfolgt. Zusammengefaßt und einheitlich besprochen hat diese Probleme Karl Schumacher¹⁾. Die Chronologie zum ersten Male tabellarisch verglichen und zusammengestellt hat Georg Girte²⁾.

Das Gräberfeld von Helmsdorf und die übrigen Funde gleicher Art liegen nun gerade in dem Zwiel, wo sich die drei verschiedenen Kulturkreise der Bronzezeit berühren. In keines der chronologischen Schemata läßt sich diese Gruppe reibungslos einordnen. Es zeigt sich vielmehr beim genaueren Zusehen, daß um zu einer scharfen und prägnanten Chronologie zu kommen, das thür.-sächs. Gebiet des süddeutschen Kreises eingehend untersucht werden muß, das sich hier dem Kulturinhalte nach schon etwas von dem süddeutschen differenziert zeigt. Nämlich die Keramik von Helmsdorf hat ihre stärksten Beziehungen zu Thüringen-Süddeutschland. Die zu leistende Vorarbeit ist also die: Die bestehende Chronologie Süddeutschlands-Thüringen besonders durchzuarbeiten und die veränderte Keramik und Bronzen genau und sorgfältig einzuordnen. Soviele läßt sich natürlich bereits heute nach den bestehenden Arbeiten sagen, daß das Gräberfeld von Helmsdorf der Periode IV und V der Bronzezeit (Schema Montelius-Kossinna) angehört, die etwa gleichläuft mit der Periode Hallstatt I und II nach Reinecke. In den bisherigen Veröffentlichungen ist Helmsdorf als der älteren Bronzezeit zugehörig betrachtet worden und zwar dies besonders auf Grund der Grabformen, der Skelettbestattung und auch der Keramik. Doch ist gerade bei dem letzten Punkte nur angeknüpft an einen Gefäßtyp in Mähren, nicht an eine Summe von Typen. Das Herausgreifen eines Merkmales führt sehr leicht, so auch hier, zu Trugschlüssen. Die Datierung durch Grabform und Bestattung

¹⁾ Schumacher: Stand und Aufgaben der bronzezeitlichen Forschung in Deutschland. X. Bericht der römisch-germanischen Kommission, Frankfurt a. M. 1918.

²⁾ G. Girte: Zeitvergleichende Tabelle für Mittel- und Nordeuropa. Mannusbibliothek 22. Leipzig 1921.

gehört zu den bedingten, die nur als Bestätigung benutzt werden dürfen (von beiden Punkten weiter unten). Als bisherige Veröffentlichungen sind zu nennen:

Größler: Steinkistengräber der älteren Bronzezeit auf dem Säringberge bei Helmsdorf im Mansf. Seetr. Jahreschr. f. d. Vorgesch. d. sächs. Thür. Länder Bd. VIII. 1909 S. 87.

Größler: Steinkistengräber der älteren Bronzezeit auf dem Laueberge südöstlich Bornstedt, Kr. Sangerhausen, sowie bei Neohausen und Höhnstedt. Jahreschr. f. d. sächs. Thür. Länder Bd. VIII. 1909, S. 105.

Rauch: Steinkistengrab der älteren Bronzezeit auf dem Sehringsberge. Jahreschr. f. d. sächs. Thür. Länder Bd. X, S. 84. (Die steinzeitlichen Funde des Sehringsberges betreffend).

Größler: Steinkistengräber der jüngeren Steinzeit mit Schnurterramit auf dem Säringberge bei Helmsdorf. Jahreschr. f. d. Vorgesch. d. sächs. Thür. Länder Bd. VIII, S. 113ff.

Rauch in Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. VI. 1895. S. 90.

Die Typologie der Grabformen ist durch Rauch und Größler nur gestreift worden.

Am Ende der Steinzeit war die Grabform in Mitteldeutschland entweder das Flachgrab, nämlich Hoder ohne Steinschuß, oder die Steinkiste in rechteckiger Form mit Wand und Decksteinen, mitunter auch gepflastert und ohne Decksteine. Die Steinkiste gehört hier ausschließlich den Kulturgruppen an, die sich an den nordischen (oder Ostsee-) Kreis anschließen. Da nun Größler und Rauch die Formen der bronzezeitlichen ohne weiteres als zeitlich direkte Fortbildung der steinzeitlichen Typen ansahen, kommen sie zu dem Vorurteil, daß sie der älteren Bronzezeit angehören müßten. In der Tat sind auch die von ihnen aufgedeckten Gräber die typologisch ältesten der Gruppe. Die gepackten Wände befinden sich noch innerhalb einer Kiste, d. h. senkrechter Wandplatten. Die typologische Reihe (vergl. die Typologische Tafel II nach S. 451) wird gebildet durch die Reihe der Gräber D/08, A/08, B/08, C/08, Grabquerschnitt des Waldmuseums zu Helmsdorf, Grab E/08; an A/08 und B/08 schließt sich das Grab 2/13—14 Abb. 221 an, das, obwohl die senkrechten Außenplatten wie schrägen Innenplatten fehlen, doch noch recht deutlich an die Genannten durch die Schrägpackung von Platten als eigentliche Wand anknüpft. An diese Grabform schließen sich typologisch an die Formen wie Grab 5/15 (Abb. 36). Die Grabform C/08 Abb. 265 findet in 5/15 Abb. 36 ihre vereinzelte Fortsetzung. 6/15 (Abb. 44) 9/18 (Abb. 123), (14/18 (Abb. wie 173—176) 2/15—16 (Abb. 243), 3/15—16 (Abb. 246). Es handelt sich also um tiefe Packungen, die aus Platten hergestellt sind, in der Mitte wird in der Länge des Grabes durch verschiedene Art von Schließung ein Grabraum geschaffen. In der Folge — sämtliche Gräber der vorliegenden Grabungen — verschwinden die senkrechten Wandplatten der Außenwände und die schrägen Längsplatten an der Innenseite der Wände. Der Übergang mag etwas sprunghaft erscheinen, dem ist sofort nicht so, wenn man zunächst an Stelle der schrägen Längsplatten an der Innenseite der Wände Holzbretter als Ersatz des Steines annimmt. Diese Annahme läßt sich durch Beobachtungen zur Gewißheit erheben. Bei den meisten der hier besprochenen Gräber ist auf die Notwendigkeit der Ergänzung von Holzteilen bei der Rekonstruktion hingewiesen worden und auf die Beobachtungen, die zum Schluß der Holzverwendung nötigen. Es sind aber auch Holzrückstände direkt beobachtet worden (vgl. Jahreschr. f. Vorgesch. d. sächs. Thür. Länder Bd. 10, S. 87/88) und was das wichtigste ist auch schon in Grab B/08. Man benutzte also neben den steinernen Längsplatten auch Holzbretter, in der Folge vereinfachte man

die Bauweise, indem man die statisch überflüssigen Steinplatten wegließ. Die Bauart von Grab C/08 ist direkt als Folge solchen Verzichtes zu betrachten. Die „Wölbung“ kann nur dadurch zustande gekommen sein, daß „als hölzerner Lehrbogen“ eine Art Baumsarg, also gehöhlter Baumstamm, diente. Weiterhin bestehen die Packungen der Wände aus horizontalen Schichten, den Übergang bildet 2/13—14 (Abb. 221), wo die Platten der Wände schräg geschichtet sind. Oben wird der Grabraum weiter durch wagerechte Platten abgedeckt. Man möchte nur annehmen, daß diese tiefen Packungen allmählich immer mehr verflachen und schließlich die niedrigen Wände nur noch aus einer Steinschicht oder einfachen Steinumgrenzung bestünden. Ja die beiden Gräber 4 und 5/18 (Abb. 100 und 103), die nur bloße Pflasterungen ohne jede Wandsetzung sind, die Schlußreihe bildeten. Dem scheint aber nicht so zu sein, sondern zeitlich läuft wohl eine zweite Reihe den „tiefen Packungen“ parallel und zwar als älteste Typen dieser Reihe sind Gräber 3/15 (Abb. 21), 14/15 (Abb. 85) oder 7/15 und 18/18 (Abb. 162) anzusehen, hier sind die Wände 40—50 cm hoch aus kleineren Steinen oder Kantern gebildet. Die Wände sind im Verhältnis hier viel dicker und der Grabraum viel breiter: also andere Proportionen. Die Reihe verflacht immer mehr, bis die Gräber schließlich muldenförmig werden: Grab 12/18 (Abb. 141) 1/13—14 (Abb. 191). Gräber mit einfacher Steinumgrenzung (Grab 3/13—14 Abb. 231) und die einfachen Pflasterungen (Grab 4/15 und 5/15 Abb. 100—103) bezeichnen dann den Beschluß dieser Entwicklung. Auflösungserscheinungen des Grabbaues sind ja bei der Beschreibung der einzelnen Gräber hervorgehoben worden. Die Gleichzeitigkeit der beiden Reihen erhellt aus den keramischen Funden die für Gleichsetzung sprechen; Grab E/08 ist hier wichtig es ist ganz die alte Art der Anlage, aber flacher (50 cm) und keine Platten innerhalb der Wand, nur kleine Steine. Wollte man es als Übergang von der „Tiefen-Packung“ in die andere Reihe auffassen, so blieben doch typologisch Schwierigkeiten, die Proportion ist sehr anders. Die Gefäße, die offensichtlich das Grab im Alter „flachen Packungen“ gleichsetzen, veranlassen die andere Deutung, daß nämlich dieses Grab eine Beeinflussung von seiten der flachen Reihe her darstellt. Die Tatsache, daß hier eine Mischkultur vorliegt, ist ebenfalls ein Punkt, der die Annahme einer nicht einheitlichen Reihe verständlich macht. Bestätigt wird diese Anschauung durch die Tatsache, daß in beiden Reihen Skelettbestattungen und Leichenbrand nebeneinander und durcheinander gehen, so bei der Hauptmasse der Gräber. Bei den ältesten Formen D/08, A/08, B/08, C/08 ist genaues nicht zu sagen. Bei E/08 liegt sicher Leichenbrand vor. Selbst bei den ausgesprochenen Schlußgliedern beider Reihen ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob sich nur Leichenbrand findet. Daß die Grabform ursprünglich Skelettbestattung voraussetzt, ist ja bei der Längsrichtung des Grabbaues wahrscheinlich und bei der Schmalheit des Innenraumes wäre dann mit Sicherheit auf Beisetzung in gestreckter Lage zu schließen (nicht Hoher). Das Schwanken des Grabitus erklärt sich aus der ausgesprochenen Mischkultur. Im nordischen Kreis kommt am Schluß der Steinzeit der Leichenbrand auf, in Periode III der Bronzezeit hat er sich in Norddeutschland völlig durchgesetzt. Im süddeutschen Kreise hingegen ist die Skelettbestattung beibehalten worden. Erst im jüngeren Teil der Hallstattzeit dringt von illyrischen Stämmen her, d. h. vom Südosten des Alpengebietes die Verbrennung ins keltische vor. Die Grabform ist wohl als lokale Weiterbildung der früheren Typen anzusehen. Da der Norden den Steingrabbau immer bevorzugt hat, möchte man schon deshalb Beziehungen zu dortigen Typen annehmen.

Das Notwendige über die zu erwartende subtile Chronologie ist bereits erörtert worden. Hier sei noch darauf hingewiesen, daß zwei Möglichkeiten zur Datierung bestehen: Die erste ist die Keramik, die zweite sind die Bronzen. Die Keramik weist deutliche Beziehungen zu Süddeutschland auf, so das Warzenmotiv (= keltische Buckelform). Die Art der Profilierung der Schulter ist typisch so wie in Süddeutschland (z. B. Gefäß Abb. 148, 148a). Die Form der Schüsseln wie ihre kreuz- und radförmigen Muster (Abb. 62—64) geben dieselbe Richtung der Beziehungen an. Auch gehört hierher die Gleichheit der Farbe und Tonbeschaffenheit (technische Typologie). Die Keramik weist auch noch andere Beziehungen auf, und zwar gehen diese nach Böhmen und der Lausitz. Die halbkreisförmigen Kannelierungen und die Amphorenform. Interessant ist, daß gerade diese Gefäße dann auch die ledergelbe Farbe der Lausitzer Typen haben, selbst diejenigen tellerförmigen Schüsseln, die den Lausitzer Schüsseln verwandte starke Kehlprofilierung des Randes aufweisen, zeigen Neigung zu gelber Farbe. Einige doppelkonische Gefäße deuten aber auch auf Beziehungen zum Norden, so das Gefäß Abb. 308, doppelkonisch mit hohem Oberteil. Die doppelkonischen Gefäße mit gleichem Winkel des Ober- und Unterteils bei deren annähernd gleicher Höhe treten zum ersten Male in Periode III in der Lausitz auf, und gehen von dort in die germanischen Gruppen über, wo sie weiter gebildet werden zu ähnlichen Formen wie Abb. 308. Die Bronzen werden eine weit schärfere Chronologie ergeben. Die Typen, die hier vorliegen, sind fast sämtlich süddeutsch. Ja das doppelschneidige Rasiermesser, das aus dem Grabe Rudloffsplan I (Jahreschr. d. sächs.-thür. Länder S. 87 und Tafel XIII, 10) stammt, gehört zu dem Typ, dessen Verbreitungstarke Salomon Reinach gegeben und dessen Typologie Montelius behandelt hat. Da wir mit diesem Typus nach Italien gelangen, wird sich die absolute Chronologie für die diesem Grabe gleichzeitigen Typen mit größter Genauigkeit angeben lassen. Da die Gräber des Sehring bronzearm sind, so sind besonders die reichen Bronzefunde von Lochwitz und Lochwitzter Schanze bedeutungsvoll, sie geben auch mit voller Gewißheit an, daß das Gräberfeld Periode IV/V fällt.

Die Angabe Rauch's (Jahreschr. Bd. 10 S. 87), daß der Bronzearmring mit stollenförmigen Enden engste Verwandtschaft zu dem Typus des Helmsdorfer Fürstengrabes zeige, das der Aunjetitzer Kulturgruppe der Periode I der Bronzezeit angehört, ist unrichtig. Vielmehr hat dieser Ringtypus nur eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Genannten, gehört dafür dem am Ende der Bronzezeit auftretenden Ringtypus an.

Die weitere Aufgabe wäre: die Verbreitung des Helmsdorfer Kulturkreises" zu untersuchen. Es liegen bereits eine ganze Zahl zugehöriger Fundorte vor, sie halten sich verstreut innerhalb des Viereds, das begrenzt wird durch die Orte: Sondershausen, Weißenfels, Löbe jün., Sandersleben, Sondershausen. Die Funde des Helmsdorfer Kulturkreises werden die bei der Beschränkung auf das Material des Ortes Helmsdorf selbst bestehenbleibenden Unklarheiten vielfach beseitigen, sowie manches ergänzen, sodaß sich dann die Beziehungen zu den benachbarten Kulturkreisen viel klarer werden erfassen lassen. Um die „Herkunft“ der Kulturgruppe zu klären, müßten im fraglichen Bezirk auch die Verhältnisse zu Beginn der Bronzezeit und in der Folge untersucht werden. Die Aunjetitzer Kulturgruppe ist in Periode II bereits aus Thüringen und dem Harzgebiet verschwunden südwärts nach Böhmen. Die Verhältnisse in Böhmen werden also auch zu betrachten sein

und es ist möglich, daß sich hier mancher Gesichtspunkt gewinnen lassen wird; nach dem Satz von Kulturrückstrom ist dies sogar zu erwarten.

Durch den Anteil aller drei Nachbarkulturkreise am Kulturinhalt des Helmsdorfer Kreises werden zunächst für die Chronologie, d. h. insbesondere für die synchronistische Frage der jüngeren Zeitabschnitte der 3 Kulturgruppen erspriessliche Ergebnisse gezeitigt werden. Sodann wird sich aber auch klar zeigen, wie sehr der Arbeitsatz: geschlossener Kulturkreis = einheitliche Menschengruppe" zutrifft. Endlich wird sich von diesem Punkte, vom Helmsdorfer Kulturkreis aus, die Streitfrage, ob die ostdeutsche bronzezeitliche Kulturgruppe germanisch oder nichtgermanisch (= illyrisch) ist, mit Erfolg bearbeiten lassen. Gerade dieser letzte Punkt, der seit Jahrzehnten in der wissenschaftlichen Diskussion behandelt wird, würde der Arbeit dann besonderen Wert und Bedeutung verleihen ¹⁾.

1) Anhang. Steinzeitliche Gräber von Sehring I.

Sehring I, Grab 1/18. Steinzeitlich, in Richtung Ost-West. Ausgegraben vorgefunden. Eine rechteckige 3,90 × 1,70 m große Kiste war dadurch geschaffen, daß größere und kleinere Steine als „Wände“ senkrecht aufgestellt waren. Höhe zwischen 20—50 cm schwankend.

An der Südwand fanden sich Reste zweier Schnurverzierter Gefäße und eine verzierte, durchbohrte Muschelschale. Die Knochen des Skelettes fanden sich im westlichen Teil des Grabes auf einem Haufen (vielleicht lag das Skelett in Hoderstellung auf der linken Seite, Gesicht nach Süden).

Die Fugen der Seitenwände waren mit Ton verstrichen gewesen. Boden gepflastert. Ob Decksteine durch Beaderung entfernt, oder ursprünglich keine vorhanden waren, ließ sich nicht mehr feststellen.

Von den Gefäßresten gehören drei kleine mit echten Schnurmuster verzierte Scherben offenbar zu einer sogenannten Deckelbüchse. Eine Scherbe zeigt eine Durchbohrung, das Gefäß mag ähnlich gewesen sein Abb. 45 oder 47 aus Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, 3. Aufl. Leipzig 1921. Die Reste des anderen Gefäßes sind mit falscher Schnurverzierung versehen, es glich im Umriss etwa Jahresschrift, Bd. VIII, 1909. Tafel XX, 94/3i.

Die Muschelschale war rechteckig geschnitten, mit 3 Punktreihen parallel zum Rand umsäumt. Die Fläche mit einem Kreuz aus mehrfachen Punktreihen gefüllt; in der Mitte und in einem Viertel ist die Muschelschale durchbohrt.

Sehring II, Hodergrab 13—14, Abb. 273—276.

Grab in Richtung Ost-West. Etwa 45 cm unter der Oberfläche war der Leichnam auf einem Lager von Steinplatten gebettet und zwar in der Weise, daß Kopf- und Schulterteil, Beckengegend, Knie und Füße auf flachen Steinen ruhten. Die Steinunterlage paßte sich also im Äußeren dem Umriss der Hoderform an (vgl. Abb. 273/274).

Das Skelett lag auf der rechten Seite mit dem Kopf im Osten. Der Schädel hatte seine ursprüngliche Lage nicht mehr inne, vermutlich hatte er bei der Bestattung mit dem Gesicht nach Norden oder wahrscheinlicher nach oben gelegen. Bei der Freilegung des Grabes lag er von der Steinunterlage verrückt mit dem Gesicht nach Süden (s. Abb. 274). Nach der Stärke der

¹⁾ Prähistorische Zeitschrift Bd. 1 u. 2. 1909/10.

Processi mastoidei zu schließen, handelt es sich um ein männliches Skelett; im Einklang damit steht auch die Kräftigkeit der Reste der unteren Extremitäten. Vom Schädel ist der hintere Teil erhalten. Das Teilstück der noch beobachteten *Norma verticalis* zeigt, daß es sich um eine Variation des Megalithtyp handelt, und zwar mit stärkerer Zuspitzung der Occipitale, als es bei dem reinen Typ der Fall zu sein pflegt. Geläufig ist diese Zuspitzung und Rundung bei den Typen der älteren sächsisch-thüringischen Kultur, doch läßt sich bei dem Fragment nicht mehr sagen.

Nördlich neben dem Kopf standen zwei Beigefäße. Das eine Abb. 275 war vollständig zerdrückt und die Scherben mürbe, wie das auf Abb. 274 zu sehen ist; doch ließ sich nach der harten Füllmasse der Krug mit ziemlicher Genauigkeit nachbilden. Beide Gefäße sind besonders wichtig!

Der Krug Abb. 275, schwarz in seiner Farbe, zeigt engste Verwandtschaft mit schlesischen Formen des Noßwitzer Typus von Seger. Die Noßwitzer



Abb. 273.



Abb. 274.



Abb. 275.

Abb. 276.



Abb. 277.

Form steht wiederum im Zusammenhang mit Formen Nordwestdeutschlands. Nicht unerwähnt sei, daß diese Krugform vielleicht Beziehungen zum sogenannten „Latdorfer Krug“ der Terminologie Kossinas (vgl. deutsche Vorgeschichte 3. Aufl., Leipzig 1921, Seite 28 und Abb. 36. Mannus 11/12, Nilkasson S. 330) aufweist. Andererseits vielleicht zum Typus der Gefäße Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, Tafel V, Abb. 43, die Kossinna mit der Dorfstufe der Schnurkeramik in Verbindung bringt. Die graue Tasse Abb. 276 zeigt Verwandtschaft zum Tassentyp der nordwestdeutschen Megalithkeramik, welcher im Zusammenhang steht mit dem im 1. und 3. Stil der Steinzeit Dänemarks auftretenden Tassentyp (Sophus Müller. Stenalderns Kunst, Kopenhagen 1919).

Wie Nilkasson (Mannus Bd. 11/12, Leipzig 1920, Neuere Ausgrabungen in Rössen, S. 333) hervorhebt, ist er gleichfalls auf dem Umweg über Schlesiens nach dem Saalegebiet gelangt.

Sollten sich die vermuteten Beziehungen zum Latdorfer Krug und der Dorfstufe der Schnurkeramik bestätigen, so dürfte dieses Grab wichtig sein im Hinblick auf die Datierung der oben genannten Kulturgruppen wegen der Verbindungen zu den steinzeitlichen Erscheinungen Ostdeutschlands.

Abb. 275 Krug, schwarz; größter Durchmesser 14,5, Höhe 15 cm.

Abb. 276 Tasse, grau; größter Durchmesser 16,6, Höhe 11,8 cm.

Von den in Jahreschrift Bd. 1909, Seite 113 ff. beschriebenen Gräbern der sächsisch-thüringischen Gruppe sei in der Abb. 277 die Doppelkiste gezeigt, ergänzend zu Tafel II, 22. Die eine enthielt einen Hoder mit Schädelreparation, im anderen Grabe waren bei dem Hoder skelett der Unterkiefer von Nagern verschleppt. Es ist also gar nicht nötig, irgendwelche Bestattungssitte durch Parallelen aus dem malaüschen Archipel damit feststellen zu wollen.

Die Abbildung wurde hier beigelegt, um anzuregen, Grabbauten an Ort und Stelle durch Umbetten vom Acker in Gartenanlagen zu erhalten.

Die hier beschriebenen Ausgrabungen sind in allererster Linie dem gütigen Entgegenkommen des Herrn Inspektor Rauch, Helmsdorf, zu verdanken, dessen Interesse für die Vorgeschichte der Heimat manch wertvollen Fund erhalten hat. Ihm sei an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen, zumal er in selbstloser, vorbildlicher Weise sämtliche von ihm in Helmsdorf gemachten Funde — das vorbeschriebene Material ist davon nur ein Bruchteil — der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle überließ. Diese hat unter Leitung von Prof. Hahn die Grabungen dieser Arbeit unternommen. Herrn Prof. Hahn sei gleichfalls gedankt für die Überlassung der Publikation, ebenso den Museumsmitarbeitern Direktorassistent Dr. Schulz und Dr. Nilkasson, die außer dem Verfasser bei den Ausgrabungen tätig waren. Die Publikation ist ein Auszug aus der vom Verfasser der Universität Halle eingereichten Dr.-Dissertation. Eine Weiterführung der Arbeit war nicht möglich, da der Unterzeichnete infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht als Prähistoriker beruflich tätig sein konnte, und die Tätigkeit als Journalist eine intensive Beschäftigung für absehbare Zeit ausschließt.

Dr. Sechler.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte

1. September 1924.

Geschäftsführender Ausschuß.

Kossinna, Berlin, Vorstand	Jahn, Breslau,	1. Schriftführer
Wilke, Rochlitz, stellvert. Vorsitz.	Hahne, Halle,	2. "
Sleischer, Berlin,	Bayer, Wien,	3. "
Snetlage, Berlin, Schatzmeister.		

Erweiterter Ausschuß.

1.—7. die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses.

8. Gaerte, Königsberg i. Pr.	12. Paape, Berlin-Schöneberg.
9. Günther, Koblenz-Lützel.	13. Rademacher, Köln.
10. Heß v. Wichdorff, Berlin.	14. Schmidt, Görlitz.
11. La Baume, Danzig.	15. Schulz, Halle.

A. Ehrenmitglieder.

Mestorf, Johanna, Prof. Dr., Direktor des Museums in Kiel (17. April 1909; † 20. Juli 1909).
 Montelius, Oskar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm (4. Aug. 1911; † 4. Nov. 1921).
 Koehl, Karl, Geh. San.-Rat Dr., Worms (7. Nov. 1917).
 Rehlen, Wilhelm, Nürnberg, Rieterstr. 10 (18. April 1922).
 Staßel, Hnr. Maxim., Fabrikbesitzer, Bielefeld und Berthelsdorf, Kr. Landeshut, Schlesien (18. April 1922).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

S. Majestät König Ferdinand von Bulgarien, Koburg, Charlottenpalais (1922).
 S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909; † 14. Nov. 1923).
 *) Dom Rath, Emil, Dr. h. c., Geheimer Kommerzienrat, Köln (1909; † 3. Jan. 1923).
 Frödin, Otto, Dr., Antiquar, Stockholm 15, historisches Museum (1919).
 Staehle, Karl Friedrich, Pforszheim, Zerrennerstr. 2a (1921).

II. Jährlich zahlende.

Abeling, Theodor, Berlin N 113, Gotlandstr. 9 (1919).
 Åberg, Nils, Dr. phil., Dozent, Upsala (Schweden) (1911).
 Ailio, J., Dr. phil., Dozent, Helsingfors (Sinnland), Sinnlands Nationalmuseum (1912).
 Albath, R., Bürodirektor, Potsdam, Kurfürstenstr. 33 (1924).

1) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

- Albrecht, Christoph, Dr., Halle a. d. S., Gr. Ulrichstr. 55/III (1919).
 Allmann, Rudolf, Privatlehrer, Jarbelundfeld, Post Medelby, Nordfriesland (1922).
 Almgren, Oskar, Dr., Professor an der Universität Uppsala (Schweden) (1909).
 Altertümmerammlung, Städtische, Göttingen (1909).
 Altertumsgeellschaft, Elbinger (Anschrift Prof. Dr. Ehrlich, Elbing, Königsberger Straße 16) (1909).
 Altertumsgeellschaft Prussia, Königsberg i. Pr., Schloß (1910).
 Altertumsverein, Schlesiſcher, Breslau (1909).
 Altertumsverein, Weißenburg i. Bayern (1911).
 Amende, C., Prof., Seminaroberlehrer, Altenburg (S.-A.), Hohe Str. 44 (1913).
 Andree, Julius, Dr., Privatdozent, Münster i. W., Kampfstr. 2/III (1920).
 Anterist, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
 Apparat für deutsche Archäologie der Universität Berlin, Berlin C 2, Kaiser-Franz-Joseph-Platz, Universitätsgebäude (1911).
 Arbeitsgemeinschaft für oberſchleſiſche Vorgeschichte, Beuthen O.-S. Geschäftsstelle: Gartenstr. 19. (Anschrift: Seminaroberlehrer Alfred Arndt, Beuthen O.-S., Gutenbergstr. 10) (1922).
 Arndt, Alfred, Seminaroberlehrer, Beuthen O.-S., Gutenbergstr. 10 (1919).
 Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. Mecklenbg. (1909).
 Auersbach, Alfred, Rektor, Vorstand d. Städt. Mus., Gera (Reuß) (1909).
 Auerswald, Annemarie v., Heiligengrabe, Post Tschow (Ostprignitz) (1914).
 Badofen, Richard, Berlin W 56, Französische Str. 33d, Plahnsche Buchhandlung (1924).
 Balchajar, Fritz, Mittelschullehrer, Dessau, Werderstr. 12 (1921).
 Bangert, Karl Ed., Architekt, Berlin W 50, Nachodstr. 17 (1912).
 Banſchbach, Karl, Postinspektor, Berlin O 112, Pententofersstr. 13 v. IV I. (1923).
 Banſe, Ewald, Braunschweig, Körnerstr. 1 (1922).
 Barner, Dr. phil. et med., Braunlage i. Harz, Sanatorium Barner (1916).
 Bartsch, Justizamtman, Koblenz, Neuendorfer Str. 20/II (1917).
 *Baum, Albert, Prof., Museumsdirektor, Dortmund, Leipziger Str. 6 (1909).
 Baumert, Paul, Dr., Spandau, Potsdamer Str. 46 (1909).
 Bayer, Josef, Dr., Dozent, Direktor am Naturhistorischen Museum, Wien I, Burggring 7 (1919).
 Bed, Friedrich, Hauptlehrer, Konstanz, Werderstr. 10/I (1921).
 Bede, A., Gymnasiallehrer, Staffurt, Hedlinger Str. 21 (1923).
 Bede, Erich, Fabrikbesitzer, Berlin-Reinickendorf-Ost, Graf-Roedern-Allee 18—24 (1920).
 Bede, Heinrich, Aſchersleben, Breite Str. 32 (1922).
 Befeldt, Wernher, stud. rer. pol., Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 134 (1920).
 Beliz, Ernst, stud. forest., Dessau, Alenſche Str. 8 (1924).
 *Belz, Robert, Prof. Dr., Museumsvorstand, Schwerin i. M., Mühlenstr. 22 (1909).
 Bergell, Peter, Univ.-Prof. Dr. med., Berlin W 50, Kantelstr. 28 (1921).
 Berger, Paul, Halle a. d. S., Kronprinzenstr. 46/I (1909).
 Berger, Lehrer, Jehnigt b. Collochau, Bez. Halle (1923).
 Beſtehorn, Friedrich, Dr., Museumsleiter, Potsdam, Schodstr. 3 (1920).
 Bethge, W., Kreisſchulrat, Cöthen i. Anhalt, Lange Str. 12 (1924).
 *Bieder, Theobald, Hamburg 26, Hammerſteindamm 114 (1909).
 Bierbaum, Georg, Dr. phil., Inſtitutsaſſiſtent, Dresden A 1, Carusstr. 11/II (1922).
 Blande, Otto, cand. rer. pol., Pferdſingleben b. Gotha (1919).
 Blesſin, Erniſt, Gymnaſiallehrer, Stettin, Keddigſtr. 2 (1923).
 *Blume, Karl, Rentier, Berlin-Steglitz, Sichteſtr. 11 (1909).
 Bod, Franz, Hochſchul-Prof. Dr., Berlin-Steglitz, Brüderſtr. 20 (1913).
 Bod, O., cand. rer. nat., Danzig, Petershagen 1—2 (1923).
 *Bodenſtab, C., privatiſierender Apotheker, Braunschweig, Am Wendenwehr 2 (1909).
 Bodenſtein, Rudolf, Aſchersleben, Zippelmarkt 4 (1923).
 Boehlich, Erniſt, Dr., Breslau 5, Schwerinſtr. 8 (1921).
 Boehmder, R., Direktor, Wien III, Haimburger Str. 17 (1921).
 Böhl, Dr. med. Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 35 (1914).
 Böhm, Waldtraut, Lehrerin, Berlin S 59, Sichteſtr. 21/I (1920).
 Bolte, Siegrun, Zimmowitz (Pommern), Drei-Adler-Verlag (1922).
 Bonin, Frau v., geb. Zanthier, Schönwerder b. Döliß (Pommern) (1922).
 Borchers, Direktor, Berlin-Friedenau, Südweſtkorſo 7 (1922).
 Bort, Ferdinand, Studienrat Prof., Königsberg i. Pr., Weberſtr. 7 (1909).
 Boſch-Gimpera, Pedro, Univ.-Prof. Dr., Barcelona (Spanien), Lauria 56 (1914).
 Boſed, Karl, Dr. med., prakt. Arzt, Stolp (Pommern), Bismarckplatz 9 (1909).
 Boſſert, Helmuth, Dr., Glienide (Nordbahn), Koblſtr. 22 (1922).

- Fribe, Hans, Studienassessor Dr., Freiburg i. Schlessien (1922).
 Frißweiler, Frau Geheimrat, Berlin-Steglitz, Grillparzerstr. 10 (1920).
 Frohböse, Ferd., Lehrer, Hamburg 26, Saling 5/I (1919).
 Fromm, Geh. Justizrat, Kammergerichtsrat i. R., Berlin W 30, Speyerer Str. 1/II (1923).
 Frühling, Magda, Dresden A, Reichenbachstr. 67/II (1920).
 Fügemann, Karl, Lehrer, Albstedt b. Oberröblingen a. See (1922).
 *Fußje, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig, Gaußstr. 27 (1909).
 Furugård, Sigurd, Mollom (Schweden) (1923).
 Fuß, Gerbert, Dr., Assistent a. d. Univ.-Sternwarte, Berlin-Babelsberg, Neubabelsberg (1923).
 *Gädde, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
 Gaerte, W., Dr. phil., Leiter des Prussiamuseums, Königsberg i. Pr., Kaiserstr. 37 (1914).
 Gaehner, Heinz, stud. phil., Charlottenburg, Spreerstr. 58 (1920).
 Gaisberg-Schödingen, Frd., Freiherr v., Rechtsritter des Johanniterordens, Schödingen, O.-A. Leonberg (Wittbg.) (1916).
 Gams, Helmut, Dr., Moosachen, Biolog. Station, Post Wasserburg a. Bodensee (Bayern) (1923).
 Gandert, Otto Friedrich, stud. arch., Berlin NW 5, Stephanstr. 61/I (Heimanschrift: Söllschau, Kr. Bitterfeld) (1921).
 Gedenthalle, Daterländische, Löhren (Ostpr.) (1923).
 Gehrle, Amtsrichter, Cwizig i. Medlbg. (1920).
 Genthe, Theod., Dr., Dozent an der Humboldtakademie, Berlin-Dahlem, Podbielsti-
 Allee 1, Post Schmargendorf (1909).
 Genzmer, Selig, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn, Wilhelmstr. 52 (1912).
 Georgi, Walter, Dr., Reg.-Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Eisenbahnstr. 64 (1914).
 Germanenbank, e. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Curtiusstr. 3 (1923).
 Geschichtsverein, Bergischer (Anschrift: Reg.-Assessor Dr. Struß, Elberfeld, Hopfen-
 straße 21) (1922).
 Geschichts- und Altertumsverein für Mayen und Umgebung (Anschrift: Konservator
 Peter Hörter, Mayen (Rhd.), Genovevaburg) (1911).
 Geschwendt, Friz, Lehrer, Breslau X, Kospothstr. 30 (1923).
 Gesellschaft, Naturhistorische, Anthropologische Sektion, Nürnberg (Anschrift: Schaß-
 meister B. Bing, Nürnberg, Marienplatz 6) (1909).
 Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (Anschrift: Ober-
 studienrat Dr. Neeson, Bautzen/Sa., Tauschaer Str. 26) (1909).
 Gesellschaft, Oberlausitzer, für Anthropologie und Urgeschichte, Görlitz (Anschrift:
 Mus.-Dir. Prof. Ludwig Seyerabend, Görlitz) (1919).
 Gesellschaft, Schlesische, für Volkstunde, Mährisch-Schönberg (Anschrift: Dr. Friz
 Rotter, Mährisch-Schönberg (Tschechosl.), Hermannsgasse 14) (1924).
 Gesellschaft für niederrheinische Vorgeschichtsforschung in Hamborn (Anschrift: Rudolf
 Stampfuß, Hamborn a. Rh., Alleestr. 108) (1924).
 Gesellschaft für Vorgeschichte und Heimatkunde des Kreises Calbe und seiner Grenzgebiete
 (Anschrift: Studienrat Prof. Dr. Menning, Schönebeck a. d. Elbe) (1924).
 Gittel, Hans, Bankbeamter, Hermsdorf b. Berlin, Weisbachstr. 10 (1922).
 Gitter, Alfred, Lehrer, Apen i. Oldenburg (1923).
 Gläser, Ely, Charlottenburg, Leibnizstr. 30/I bei Rudloff (1921).
 Glaubensgemeinde, Germanische, durch Bund der Germanen, Wien I, Getreide-
 markt 14 (Anschrift: Hofrat P. S. Neubed) (1923).
 Glott, Josef, stud. phil., Schladnig a. B., Post Obernig b. Brüz i. Böhmen (Tschechos-
 slowakei) (1924).
 Goering, Beatrice, stud. phil., Charlottenburg 2, Bleibtreustr. 14 (1922).
 Göhe, Alfred, Prof. Dr., Dir.-Assistent, Berlin-Lichterfelde, Steglitzer Str. 42 (1909).
 Göhe, Walther, Kapellmeister, Kreis konservator, Cöthen-Geuz i. Anhalt, Allee 39 (1924).
 Goldbach, Erich, Dr., Lehrer, Berlin-Treptow SO 36, Krüllstr. 14/II (1921).
 Gollnisch, Theodor, Studienrat, Woblaw i. Schles., Steinauer Str. 8, Deutsches Haus (1923).
 Graefe, Holm, Chemiker, Berlin NW 23, Hölsteiner Ufer 18/II (1909).
 Graf, C. Engelbert, Schriftsteller, Rutesheim b. Leonberg (Wittbg.) (1909).
 Graff, Wilhelm, Schleswig, Gutenbergstr. 3 (1911).
 Grabl, Paul, Halle a. d. S., Delitzscher Str. 75/II (1922).
 Grauert, A., Lehrer, Taugwitz bei Bad Kösen i. Th. (1920).
 Grimm, Paul, Aschersleben, Herrenbreite 5b (1923).
 Grodded, v., Generalmajor a. D., Wernigerode, Sägemühlengasse 1d/I (1922).
 Grüzmacher, Herbert Hans, Studienassessor, Berlin-Tempelhof, Schulenburgring 130
 (1922).

- Grunewald, Maria, Dr. phil., Berlin N 24, Oranienburger Str. 58 (1924).
 *Günther, A., Städt. Museums-Direktor, Coblenz-Lübel, Crierer Str. 122 (1909).
 Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin NW 21, Bochumer Str. 9 (1919).
 Gütte, Richard, Stad. Musiklehrer, Berlin NW 21, Bochumer Str. 9 (1922).
 Güttler, Karl, Dr., Arzt, Bodenbach (Tschschosl.) (1922).
 Gummel, Hans, Dr. phil., Direktorialassistent am Provinzialmuseum, Hannover-Kleefeld, Spinozastr. 11 (1911).
 Guth, Marie, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 3 (1920).
 Gymnasium und Realgymnasium Bielefeld (Anschrift: Prof. Steinbach, Bielefeld, Dornberger Str. 13) (1922).
 Hadman, A., Dr., Museumsintendant, Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
 Haenchen, Karl, Studienrat Dr., Berlin-Zehlendorf, Georgstr. (1919).
 *Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg (Udermart) (1909).
 *Hahne, Hans, Univ.-Prof. Dr., Museumsdirektor, Halle a. d. S., Reilstr. 91 (1909).
 Hartmeyer, Hans, Dr., Schriftsteller, Wien, Hadersdorf-Weidlingen (1914).
 Hauffe, Dr. med., Berlin-Wilmersdorf, Landhausstr. 3 (1924).
 Heß, Hermann, Diez a. d. Lahn, Luisenstr. 5 (1920).
 Heimatmuseum der Stadt Friedeberg i. d. Neumark (Anschrift: Gymnasialdirektor Dr. Müller) (1920).
 Heimatmuseum, Naturkundliches, Leipzig, Lortzingstr. (1924).
 Heimatmuseum Swinemünde (Anschrift: Rektor Robert Burkhardt, Ujedom) (1922).
 Heimat- und Museumsverein Heiligengrabe, Post Tschow (Ostprignitz) (1914).
 Heimatverein, Westhavelländischer, Rathenow (Anschrift: Prof. h. Günther, Rathenow, Bahnhofstr. 31 (1921)).
 Hell, Martin, Ing., Salzburg (Österreich), Thumegg. 1 (1923).
 Hellmich, Max, Oberlandmesser, Liegnitz, Neue Haynauer Str. 49 (1909).
 Hellweg, Wochenschrift für Kunst, Essen (Ruhr), Theaterplatz 10 (1921).
 Herrmann, Carl, Mittelschullehrer i. R., Naumburg a. d. S., Bahnhofstr. 22/I (1909).
 *Heß v. Wichdorff, Hans, Prof. Dr., Bergrat, Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
 Heßler, Karl, Rektor, Kassel, Weisenburgstr. 9a (1919).
 Heym, W., Studienrat, Marienwerder i. Westpr., Bismardstr. 42 (1921).
 Hildebrand, Pfarrer, Leuthen b. Kottbus (1909).
 *Hinke, Robert, Dr., Arzt, Lüchow (Hannover) (1909).
 Hippe, Ella, Dresden-A., Reichenbachstr. 1/I (1920).
 Hirschmann, S., Revierförster, Kipfenberg b. Eichstädt (1920).
 Hobus, Selig, Pfarrer, Dechsel, Kr. Landsberg a. d. W. (1909).
 Hod, Georg, Univ.-Professor Dr., Hauptkonservator, Würzburg, Lessingstr. 1/II (1911).
 Hoeh, Theodor, Baurat, Kolberg i. Pomm., Molktestr. 17 (1918).
 Hoffmann, C. Cassilo, Dr. phil., Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 33/III (1911).
 Hofmeister, Adolf, Prof. Dr., Greifswald, Wolgaster Str. 30b (1923).
 Hofrichter, h., Meißen, Talstr. 14 (1920).
 Högbe, B., Mittelschullehrer, Osnabrück, Möserstr. 50/II (1923).
 Hohmann, Direktor, Eichwalde, Kr. Teltow (1922).
 Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteichstr. 18 (1909).
 Hoppe, Kurt, Charlottenburg, Kuno Fischerstr. 16 (1923).
 Horand, Karl, Prof., Wien XV, Rosinag. 1/I/12 (1923).
 Hoyer, Richard, Hauptlehrer, Auguststehn i. Oldbg. (1922).
 Hud, Karl, Berlin NW. 21, Krefelder Str. 5 (1923).
 Hüter, Arthur, Studienrat, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 69/II b. Hildebrandt (1922).
 Hüttenhein, Ministerialdirektor Dr., Berlin-Schlachtensee, Beamtenfiedlung (1912).
 Hüttig, Kurt, Dr. med., Arzt, Kl. Weßenberg, Post Reinfeld i. h. (1920).
 Hungerland, h., Lektor, Dr., Osnabrück, Riedenstr. 6/II (1909).
 Hutloff, Studienrat Dr. phil., Frankfurt a. d. Oder, Theaterstr. 9/I (1920).
 Hutt, Eugen, Hauptlehrer, Heidelberg, Rohrbacher Str. 66 (1922).
 Ibero, José M., Prof., Colegio Oña, Brievesca (Burgos), Spanien (1922).
 Institut, Archäol., der Universität Heidelberg (3. h. Dr. Ernst Wahle, Heidelberg, Hauptstr. 235 (1922)).
 Institut für Kunstgeschichte der Universität Köln (1924).
 Institut f. Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig, Talstr. 38 (1909).
 Institut, Kunsthistorisches der Universität Leipzig (1910).
 Irmscher, Rudolf, Lehrer, Großbothen b. Grimma, Sa., Hauptstr. 31 (1923).
 Jacob-Sriesen, K. h., Dr., Dir. des Provinzialmuseums, Hannover, Maschstr. 3a (1912).
 Jagodzinski, Alfred, Berlin NW. 52, Werftstr. 3 (1923).

- Jahn, Martin, Dr. phil., Museumskustos, Breslau XVII, Frankfurter Str. 115/IV (1909).
 Janke, Hans, Lehrer, Berlin NW. 21, Essener Str. 17/I (1921).
 Jarausch, Konrad, stud. phil., Berlin NW. 21, Oldenburger Str. 23 (1921).
 Jira, Josef Anton, Prag=Dejvitz, Svatošovitzgasse 5 (1909).
 Jung, Erich, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn, Calvinstr. 6 (1923).
 Junfermann, Siegfried, Bielefeld, Turnerstr. 11 (1922).
 Kaad, H., Lehrer, Segeberg i. Holst., Kl. Seestr. 20 (1918).
 Kade, C., Apotheker, Römhild i. Th. (1909).
 Kahle, Ad. Hub., Dr. med., Köln a. Rh., Hohe Str. 156 (1920).
 Kallenowsti, Martin, Weissenfels a. d. S., Gutenbergstr. 3 (1921).
 Kalliefe, Hilmar, Hermsdorf b. Berlin, Berliner Str. 23a (1914).
 Kallius, Erich, Geh. Med.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Heidelberg, Anatom. Institut (1909).
 Karnahl, Fritz, Leipzig-Stötteritz, Marienbrunnenstr. 5 (1919).
 Karuß, Karl, Kaufmann, Helmstedt (Braunschweig), Neumärker Str. (1923).
 Kern, Jos., Sachlehrer, Leitmeritz i. Böhmen, Johannisstiege 14 (1916).
 Kiesow, Erich, Oberschreibersmaat, Hamburg 8, Dienststelle der Marineleitung (1924).
 Kiebling, Franz, Ingenieur, Wien 5/I, Franzensgasse 13 (1919).
 Kirchhoff, Heinrich, Apotheker und Nahrungsmittelchemiker, Braunschweig, Campestr. 16/II (1914).
 Kijzely, v. K. J., Gymn.-Prof. u. Kustos am Museum Neušohl (Banša Bystrica, Tschechoslowakei) (1918).
 Klein, Friedrich, Dr. ing., Radebeul=Dresden, Weintraubenstr. 3 (1924).
 Klein, Karl, Lehrer, Treptow a. d. Tollense (Pomm.), Bahnhofstr. 22 (1923).
 Klein, W., Postsekretär, Stettin, Postfiedelung Haus 4 (1919).
 Kleis, Karl, Berlin NW 5, Birkenstr. 32 (1919).
 Klinghardt, Univ.-Prof. Dr., Greifswald, Karlsplatz 3/I (1921).
 Kłodow, Georg, Dr., Tierarzt, Berlin=Lichterfelde, Hermannstr. 39 (1924).
 Kluge, v., Oberleutnant, Jüterbog, 3. Feldartillerie-Regiment, Lehrabtlg. (1921).
 Knoke, Friedrich, Geh. Rat, Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Osnabrück, Wittkopstr. 2 (1909).
 Kocher, Walter, Apothekenbesitzer, Langenschwalbach, Adlerapothete (1922).
 Köhl, Knud, sud. phil., Greifswald (1923).
 Korn, Joh., Prof. Dr. phil., Landesgeologe, Berlin=Wilmersdorf, Bingerstr. 87 (1909).
 Korps Rheno=Palatia, München, Am Platz 8 (1922).
 *Kosfinna, Gustaf, Geheimer Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin=Lichterfelde 3, Karlstr. 10 (1909).
 Kosfinna, Richard, Geheimer Justizrat, Nordhausen a. h. (1909).
 Kothe, Konrad, Dr. phil., Budow, Kreis Lebus, Wriezener Str. 56 (1914).
 Kozłowski, Leon, Prof. Dr., Lemberg, Prähist. Institut an der Universität (1913).
 Krafft, C., Landschaftsmaler, Charlottenburg, Sybelstr. 6 (1922).
 Krause, Paul Gust., Prof. Dr., Landesgeologe, Berlin=Eberswalde, Bismardstr. 27 (1909).
 Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenstr. 3 (1910).
 Krebs, Albert, Studienassessor, Gütersloh i. Westf., Bissingstr., Verwaltungsgebäude d. Provinzialheilanstalt (1923).
 Krehan, Finanzrat, Apolda i. Th., Bahnhofstr. 38 (1910).
 Kreismuseum, Oberharzzer, Zellerfeld (1909).
 Krieniß, Walthar, Dr. med., Halberstadt, Heinrich=Juliusstr. 11 (1922).
 *Kropp, Philipp, Ulrichswalde bei Roda, S.=A., (1909).
 Krüdmann, Olaf, stud. phil., Berlin NW 23, Altonaer Str. 35/I (1924).
 Krügel, Max, Lehrer, Berlin N 58, Stargarder Str. 54/II (1919).
 Krüger, Sr., Lehrer, Eiese, Post Neuwelzow N.=L. (1915).
 Kud, Dr., Berlin S 61, Gneisenaustr. 53 (1923).
 Kühn, Herbert, Dr. phil., Privatdozent a. d. Universität Köln, Berlin, Bayerischer Platz 11; Köln, Ubierring 48 (1922).
 Kumm, Paul, Prof. Dr., Danzig, Thornischer Weg 13/I (1912).
 Kunkel, Albert, Berlin NW 21, Crefelder Str. 5 (1923).
 Kunkel, Otto, Dr., Kustos der kulturgeschichtl. Sammlungen am Museum, Stettin, Hafenterrasse (1924).
 Kunst- und Gewerbe=Museum, Städt., Dortmund (1912).
 Kunze, Richard, Potsdam, Am Kanal 34 (1923).
 La Baume, Dr., Museumsdirektor, Danzig, Langemarkt 24 (1923).
 Lampe, W., Lehrer, Harriehausen b. Sandersheim (1910).
 Landesanstalt für Vorgesichte, Halle a. d. S., Richard=Wagnerstr. 9/10 (1909).
 Landesbibliothek, Darmstadt (1909).
 Landesbibliothek, Sächs., Dresden=N. (1909).

- Landesbibliothek, Steirische, und Johanneum, Graz, Kaldberggasse 2 (1913).
 Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
 Landeskunstsammlungen, Württbg., Vor- u. Frühgeschichtl. Abtlg. (Alttertümersammlung I), Stuttgart, Nedarstr. 8 (1911).
 Landesmuseum, Badisches, Karlsruhe i. Baden (1909).
 Landesmuseum Nassauischer Alttertümer, Wiesbaden (1921).
 Landesmuseum, Schlesiſches, Troppau (1919).
 Landgraf, Hermann, Studienrat, Freiberg i. Sachſ., Parkſtr. 5. (1924).
 Lange, Hans, stud. phil., Berlin-Schöneberg, Sedanſtr. 52/III (Heimſchrift: Burgdorf (Hann.) Cellertor 94) (1923).
 Langer, Franz, Oberpoſtſekretär, Waidmannsluſt b. Berlin, Kurhausſtr. 15 (1913).
 *Langerhans, Wilhelm, Geheimer Juſtizrat, Berlin W. 15, Kaiſerallee 221 (1909).
 Lebius, Rudolf, Buchdruderei-beſitzer, Berlin C 2, Breite Str. 4 (Wohnung: Berlin-Srohnau) 1920).
 Lechler, Georg, Dr. phil., Charlottenburg, Trendelenburgſtr. 1/III (1915).
 Lehmann, Erſt, Studienaſſeſſor, Suhl i. Thür. Oberrealschule (1920).
 Lehmann, Herbert, Muſeumſtechniker, Berlin-Lichterfelde-Süd, Bergſtr. 1 (1921).
 Lehmann, J. S., Verlagsbuchhändler, München, Paul Heyſeſtr. 26 (1914).
 *Lehmann-Haupt, Carl Sr., Geheimrat, Univ.-Prof. Dr., Innsbruck, Archäol.-epigraph. Seminar der neuen Univerſität (1909).
 Leinweber, Geh. Reg.-Rat, Goslar, Nonnenweg 4 (1920).
 *Lemde, Hugo, Geh. Reg.-Rat, Prof. Dr., Vorſt. d. Geſellſchaft f. Pommeriſche Geſchichte, Stettin, Pölikerſtr. 8 (1909).
 Leſehalle, Akademiſche, Heidelberg (1923).
 *Lienau, M. M., Alttertümsforſcher, Frankfurt a. d. Oder, Landhaus Lienau (1909).
 Limmer, Sr., Prof. Dr., Darmſtadt, Ölbrichweg 14 (1911).
 Liſſauer, Friß, Zahnarzt, Berlin W. 30, Goltzſtr. 38 (1911).
 Loch, Alſred, Bergreferendar a. D., Heidelberg, Rahmengaſſe 30 (1922).
 Lochner, J., Direktor des Ferngaswertes, Rochlitz i. Sachſ., Bahnhofſtr. 45 (1923).
 Loeper, v., Hans Freimut, Suderode (Harz), Lauenburger Str. 17 (1923).
 Lorenzen, A., Dr. med., Kreisarzt, Langenſchwalbach, Reg.-Bez. Wiesbaden (1911).
 Lüdemann, Karl, Wiſſenſchaftl. Mitarbeiter, Freiberg i. Sachſ., Albertſtr. 26 (1915).
 Lüders, Ludwig, Dr. med., prakt. Arzt, Sallersleben (1922).
 Lütke, Heinrich, Dr. phil., Charlottenburg, Wilmersdorfer Str. 95 (1909).
 Maack, Studienaſſeſſor Dr., Bütow, Bez. Köſlin, Aufbauſchule (1924).
 Märkiſch, G., Lehrer, Charlottenburg, Sritſcheſtr. 59 (1922).
 Magdalinski, Paſtor, Schweflin b. Köſlin, Pommern (1919).
 Mahr, Adolf, Dr., Wien I, Burgring 7, Naturhiſtoriſches Muſeum (1921).
 Mangold, Oberſtabsarzt Dr. med., Ehlingen a. Nedar (1922).
 Manitiuſ, Pfarrer, Göthewitz bei Muſchwitz, Bez. Halle (1922).
 Manuth, Angeſtellter, Danzig, Langgarten 28 (1923).
 Markwart, Joſef, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde, Göbenſtr. 27 (1921).
 Marx, P., Dipl.-Ingenieur, Coblenz, Siſchelſtr. 26 (1911).
 Maſſenbach, Frh. v., Regierungspräſident a. D., Muſtau, Pr.-L. (1909).
 Matern, Erich, San.-Rat Dr. med., prakt. Arzt, Berlin NW. 87, Ottoſtr. 4/II (1909).
 Matthes, Walthar, stud. phil., Berlin N 37, Kaſtanienallee 57, Quergeb. 2 Trp. (1921).
 Maß, Amtsgerichtsrat a. D., Köpenid-Spindlersfeld, Landhaus Daheim (1919).
 Medel, Heinz, Frankfurt a. Main, Augſburger Str. 36/II bei Frau Paulſon (1922).
 Meiner, Arthur, Hofrat Dr., Leipzig, Salomonſtr. 18 b (1918).
 Melzer, Auguſt, Prokurist, Leipzig-Gohlis, Lothringer Str. 42/III (1924).
 Mennung, Studienrat, Prof. Dr., Schönebed a. d. Elbe (1924).
 Menghin, Oswald, Univ.-Prof. Dr., Wien XVIII, Gerſthoferſtr. 108 (1922).
 Merhart, v., Gero, Privatdozent Dr., Innsbruck, Univerſität (1922).
 Mertinat, Otto, Buchdruderei-beſitzer, Berlin-Lichterfelde, Potsdamer Str. 57a (1920).
 Meye, Helmuth, Studienrat, Löſen (Oſtr.), Königsberger Str. 35 (1923).
 Michaelis, Karl, stud. phil., Trepow a. d. Tollenſe (Pomm.), Bahnhofſtr. 28 (1922).
 Michel, Friß, Dr. med., Koblenz, Marktenbildchenweg 13 (1921).
 Mie, Wilhelm, Studienrat, Cutin, Januſſtr. 18 (1922).
 Mielfe, Werner, Berlin-Niederschönhausen, Keplerſtr. 15 (1923).
 Miethke, Helmuth, Lehrer, Oſternienburg (Anhalt) (1922).
 Mirtſchin, Alſred, Lehrer, Rieſa a. d. E., Poppiker Str. 21a (1923).
 Miſſcha v. Märheim, Ritter, Herbert, Wien XIII/5, Linherſtr. 440 (1921).
 Mituſch, Studienrat, Magdeburg, Staatsbürgerplatz 7/II (1923).
 Möhle, Ludwig, Oberlehrer, Helmſtedt, Henteſtr. 53 (1920).

- Mötefindt, Heinz, Wernigerode, Moltkestr. 9 (1923).
 Mötefindt, Hennig, Wernigerode, Moltkestr. 9 (1923).
 Mötefindt, Hugo, Dr., Wernigerode, Moltkestr. 9 (1909).
 Mohrmann, Geh. Baurat, Prof. a. d. Technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
 Momburg, Fritz, Prof. Dr., Bielefeld, Bahnhofstr. 50 (1921).
 Monrow, v., Else, Studienrat, Schwerin i. Meckbg., Slüterufer 1 (1923).
 Morgenstern=Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
 Moschtau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz, Zweenfurter Str. 19 (1913).
 Muchau, Hermann, Prof. Dr., Brandenburg a. h., Bauhofstr. 27 (1922).
 Mühlberg, Johannes, Dresden A, Wallstr. 15 (1924).
 Mühlensfordt, Studiendirektor Dr., Freiburg i. Schles., Friedrichstr. 17 (1922).
 Mühlhausen, Dr. med., prakt. Arzt, Braunschweig, Poststr. 6 (1924).
 Müller, Ch., Maurer- und Steinhauermeister, Kassel, Wörthstr. 3 (1916).
 Müller, Hermann, Redakteur, früher a. Völkertunde=Museum in Hamburg, Salzwedel, Neue Häuser 44 (1922).
 Müller, Johannes, Leutnant a. D., Düsseldorf, Scheibenstr. 7 (1921).
 Müller, Otto, Redlinghausen i. Westf., Tellstr. 46 (1922).
 Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
 Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
 Museum für Naturkunde und Vorgeschichte, Danzig, Langemarkt 24 (1912).
 Museum der Stadt Essen (Ruhr), Burgstr. 18, Abt. f. Vor- u. Frühgeschichte (Anschrift: Dr. E. Kahrs) (1913).
 Museum, Oberhess., u. Gailische Sammlung G. m. b. H., Gießen (Anschrift: Prof. Dr. Kramer, Major a. D. (1919).
 Museum für Völkertunde, Hamburg 13, Binderstr. 14 (Anschrift Dr. Byhan) (1912).
 Museum, Schleswig-Holstein, Vaterl. Altertümer, Kiel (1909).
 Museum für Vor- und Frühgeschichte, Städtisches, Köln (1919).
 Museum, Städtisches, für Völkertunde, Leipzig (1909).
 Museum für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
 Museum, Städtisches, München-Glabbach (Direktor Prof. Dr. Schurz) (1914).
 Museum, Städtisches, Nordhausen (1913).
 Museum, Naturhistorisches Oldenburg i. Old., Damm 40 (1924).
 Museum, Städtisches, Potsdam, Brauerstr. 8 (1920).
 Museum, histor., der Pfalz, Speyer (Anschrift: Museumsdirektor Dr. Sprater) (1915).
 Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
 Museum für Urgeschichte, Weimar (Anschrift: Museumsstufos A. Möller) (1919).
 Museum, Naturhistorisches, Anthropolog.-ethnograph. Abtl., Wien I, Burgring 7 (1921).
 Museums-gesellschaft, Teplitz (Tschchosl.), Museum (1922).
 Museums- und Geschichtsverein, Udermärtischer, Prenzlau (1911).
 Museumsverein Goslar, Goslar (1909).
 Museumsverein, Harburg (Elbe) (1909).
 Museumsverein, Koblenzer (Anschrift: Dr. Michel, Koblenz, Martenbildchenweg 13) (1912).
 Museumsverein Pettau, Pettau (Ptu), Jugoslawien (Anschrift: Konservator Viktor Strabar) (1922).
 Museumsverein, Altmärtischer, Stendal (1909).
 Nagorsni, R., Berlin-Steglitz, Belfortstr. 38 (1920).
 Nationalmuseum, Simmlands, Helsingfors (Simmland) (1909).
 Nega, Werner, Lehrer, Glaubitz (Sachsl.), Schulhaus (1923).
 Negelein, v., E., Leutnant a. D., Breslau XVI, Hobrechtufer 15 (1915).
 Neibert, Franz, Deek, Kr. Zerbst, Brunnenstr. 19 (1920).
 Hermann, Birger, Prof. Dr., Dorpat, Johannisstr. 26 (1923).
 Neuling, Walter, Obersekretär, Berlin NW 23, Lessingstr. 5 (1924).
 Neumann, Gotthard, stud. phil., Jena, Riemannstr. 4 (1919).
 Niederstein, Friedrich, Dr. med., Sacharzt f. Chirurgie, Bielefeld, Koblenzer Str. 8 (1921).
 Niehoff, J., techn. Assistent a. d. Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle a. S., Richard-Wagner-Straße 9/10 (1920).
 Niklasen, Nils, Dr. phil., Museumsassistent a. d. Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle a. d. S., Richard-Wagnerstr. 9/10 (1919).
 Nimz, Eva, geb. Ridmann, Berlin NW 5, Quisowstr. 116 (1921).
 Obst, Kurt, Kaufmann, Bromberg, Postschließfach 6 (1913).
 Obst, Willy, Berlin O 112, Simon-Dachstr. 5/11 (1922).
 Odenjaß, Studentat, Stettin, Moltkestr. 19/III (1920).

- Ohwald, Hans, Oberregierungsrat, Hammelburg i. Unterfranken (1915).
 Otten, v. d., Rittergutsbesitzer, Wisbu b. Mudderow, Kr. Regenwalde (Pomm.) (1921).
 Otto, Johannes, Kirchschullehrer, Bernsdorf, Erzgeb. (1919).
 Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Meiningen Str. 3 (1909).
 Pähold, Alfred, Oberstudiendirektor, Prof. Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 56a (1913).
 Panzer, Friedrich, Universitätsprofessor Dr., Heidelberg (1913).
 Paschen, Ernst Heinrich, Oberarzt, Berlin NW 52, Melanchthonstr. 9 (1913).
 Pasche, Paul, Gymnasiallehrer, Celle, hannoversche Str. 12 (1923).
 Paulsen, Jens, Dr., Arzt, Kiel-Ellerbed, Friedenstr. 34 (1916).
 Paulsen, Ingwer, Kunstmaler, Ziegelhof b. Friedrichstadt, Schleswig (1922).
 Pauly, Ingenieur, Danzig, Stadtgraben 17 (1923).
 Peichel, C., Oberlehrer, Nürnberg, Bez. Dresden (1910).
 Petermann, Bruno, Studienrat Dr., Berlin-Neukölln, Friedelstr. 28 (1922).
 Peters, Gustaf, Mittelschullehrer, Cutin, Elisabethstr. 51 (1922).
 Peters, N., Prof. Dr., Paderborn, Dörenner Weg 4 (1915).
 Peters, Theodor, Hauptlehrer 3. D., Grünentamp b. Darel i. Oldb. (1922).
 Pfeiffer, Prof. Dr., Physikus, Hamburg, Carlstr. 7 (1913).
 Philipp, Hans, Studienrat Dr., Berlin-Friedenau, Menzelstr. 20/I (1922).
 Pietich, Rudolf, Staatsbahninspektor i. R., Trautmannsdorf a. E., N.-Österreich (1923).
 Piwowarsky, Paul, stud. phil., Bensberg bei Köln, Steinhaus (Heimanschrift: Boppard a. Rh.) (1924).
 Pipo, W., Dr. med., Barmen-R., Freiligrathstr. 23 (1919).
 Plasse, H., Marienwerder, Graudenz Str. 4.
 Plettke, Friedrich, Konservator, Geestemünde, Buchstr. 10/II (1915).
 Plewe, Walter, Berlin-Mariendorf, Tempelhofer Str. 68 (1924).
 Pohl, Otto Paul, Lehrer, Langengrassau, Bez. Halle (1923).
 Popp, Hermann, Dr., München, Herschelstr. 23 (1916).
 Preidel, Helmut, Dr. phil., Bodenbach II (Böhmen), Luisenstr. 40/III (1921).
 Preuß, Eugen, Bankier, Berlin NW. 23, Stensburger Str. 2 (1909).
 Preysing, H., Univ.-Prof. Dr., Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 77 (1912).
 Prieße, H. M., Reg.- u. Baurat, Hannover-Linden, Falkenstr. 8 (1921).
 Prösdorf, Erich, Buchhändler, Sontra i. Hessen (1924).
 Provinzialbibliothek, vormals Königliche, Hannover, Am Archiv 1 (1924).
 Provinzialkonservator der Provinz Brandenburg, Brandenburgische Landeshauptkasse, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 19/II (1920).
 Provinzialmuseum, Hannover (1909).
 Quarg, Hugo d. J., Weißenfels a. d. S., Jüdenstr. 23 (1921).
 *Rademacher, Carl, Museumsdirektor, Köln a. Rh., Eifelstr. 66 (1909).
 Rambeau, Hermann, Studienrat, Aischersleben, Heinrichstr. 1 (1923).
 Ratig, Wilhelm, Rendant, Perleberg (1909).
 Realschule, Barth a. d. Ostsee (1921).
 Rede v. Dolmerstein, Graf v. d., Oberstleutnant a. D., Charlottenburg, Scharrenstr. 39 (1913).
 Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbrießen (1916).
 Reinde, Erich, Verwaltungsinpektor, Charlottenburg, Schillerstr. 4 (1919).
 Reischel, G., Prof. Dr., Hannover, Ifflandstr. 11 (1909).
 Reismann-Grone, Theodor, Zeitungsverleger, Essen (Ruhr), Theaterplatz 8 (1921).
 Reuter, Otto Siegfried, Telegraphendirektor, Bremen, Steinhäuser Str. 41 (1923).
 Richter, Adolf, Kommerzien-Rat, Rudolstadt (1916).
 Richter, Johannes, Dr., Direktorialassistent, Leipzig-Schleußig, Körnerstr. 23, Waldhaus (1912).
 Richthofen, Srhr. v., Bolko, Dr. phil., Breslau, Ohlauer Stadtgraben 20 (1912).
 Riefen, Sanitätsrat Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
 Rodrian, H., Lehrer, Altenburg a. d. S. bei Naumburg a. d. S., Hauptstr. 33/I (1922).
 Römer-Museum, Hildesheim, Am Stein (1909).
 Roßträmmer, Rich., Roßleben a. U., Wiehische Str. 5 (1922).
 Roosenberg, Hugo, Friemersheim, Kr. Urdingen, Rheinprovinz (1923).
 Roth, Karl, cand. phil. et med., Kaiserslautern, Sackelwoogstr. 19 (1920).
 Ruwedder, Generaldirektor, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 55 (1922).
 Rudolph, Martin, Dr., Friedrichsfeld i. Baden (Max Benjig, Deutsche Steinzeugfabrik) (1923).
 Rudolph, Berlin NW. 87, Altmoabit 50 (1923).
 Saar, Medizinalrat Dr., Berlin-Tempelhof, Albrechtstr. 128. (1924).
 Sänger, Georg, Studienrat, Weißenfels a. d. S., Gutenbergstr. 4 (1924).

- Salgendorff, Hermann, Dr. med., Kreisarzt, Lennep (1918).
 Sammlung, Städtische, naturwissenschaftl., Chemnitz, König Albert-Museum (1909).
 Sammlungen, Fürstl. Fürstenbergische, Donauschlingen (1912).
 Sartori, Professor, Dortmund, Ardeystr. 29 (1912).
 Sauden, v., Rittergutsbesitzer, Berlin W. 57, Zietzenstr. 6 (1922).
 Schade, W., cand. electr., Danzig, Olivaer Tor 1 (1921).
 Schäfer, Landgerichtsrat Dr., Koblenz, In der Goldgrube 51 (1924).
 Schemmel, Hertha, Berlin-Tempelhof, Hohenzollerntorso 68 (1921).
 Scheu, Hugo, Dr. h. o., Generallandchaftsdirektor und Otonomie-Rat, Königsberg i. Pr. (1915).
 Schid, Pfarrer, Quedborn (Oberhessen) (1913).
 Schilling, Friedrich, stud. germ., Frankfurt a. d. Oder, Huttenstr. 6/II (1922).
 Schirmacher, Frau Käthe, Dr. phil., Marlow i. Medienburg (1922).
 Schirmer, Generalmajor, Berlin-Schöneberg, Eisenacher Str. 76/I (1911).
 Schirwitz, K., Quedlinburg, Lauenburger Str. 11 (1917).
 Schloßmuseum, Zerbst (Anhalt) (1922).
 Schlotte, Bruno, Berlin-Baumshulenweg, Heidelampweg 33 (1923).
 Schmid, Alfred, Dipl.-Ing., Sigiswang, Post Sonthofen, Bayer. Allgäu (1924).
 Schmidt, Arthur, Studienassessor Dr., Sondershausen (1924).
 Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Görlich, Gutenbergstr. 23 (1909).
 Schmidt, Rob. R., Prof. Dr., Tübingen, Urgeschichtl. Forschungsinstitut, Schloß (1909).
 Schneider, Dr., Zahnarzt, Münster i. Westf., Königstr. 46 (1921).
 Schönefeldt, M., Ministerialamtman a. D., Waidmannslust b. Berlin, Hubertusstr. 10 (1914).
 Schoener, G. Ludwig, Bremen, Straßburger Str. 64 (1921).
 Schönfeld, Heinrich, Fabrikbesitzer, Herford i. Westf., Deichtormall 2 (1921).
 Schrader, Lehrer, Naundorf b. Gepulzig b. Rochlitz, Sachf. (1923).
 Schrage, Ewald, Lehrer, Raun i. Vogtland (1923).
 Schreier, Seodor, Steueramtman, Zschoppau (Sachf.) 1921).
 Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Vornburg a. d. S. (1909).
 Schröder, H., Geh.-Bergrat, Prof. Dr., Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
 Schüb, Konrad, Charlottenburg, Röntgenstr. 9/I (1920).
 Schulz, Dr., Wolfgang, Görlich, Jochmannstr. 2/3 (1923).
 Schulze, Hugo, Sanitätsrat Dr., Driedorf (Dillkreis) (1920).
 *Schulze, Martin, Pfarrer, Sahrenwalde b. Brüssow (Udermart) (1909).
 Schulz, Walter, Dr. phil., Direktorial-Assistent a. d. Landesanstalt f. Vorgehichte., Halle a. d. S., Wittelindstr. 11/II (1909).
 Schulze, Louis, Leipzig, Kronprinzenstr. 32/II (1921).
 Schulze, Geh. Medizinalrat Dr., Arnsdorf (Sachsen) (1922).
 Schumacher, Paul, Seminarlehrer, Weißenfels a. d. S., Langendorfer Str. 42a (1918).
 Schupp, Joh., Dr., Berlin-Lantwiz, Kaiser-Wilhelmstr. 118 (1922).
 Schwanold, Heinrich, Kreisshulrat, Detmold, Leopoldstr. 29 (1923).
 Schwantes, G., Lehrer, Hamburg 39, Baumkamp 62 (1909).
 Schwörer, Studienrat, Wimpfen a. Neckar (1922).
 Schyma, Heinrich, Lehrer, Karf b. Beuthen O.-S. (1923).
 Seelmann, Sanitätsrat Dr. med., Dessau, Kavallerstr. 7 (1909).
 Seelow, Landmesser, Freienwalde a. d. Oder (1924).
 *Seemann, Otto, Dr. med., Zahnarzt, Berlin N 37, Schönhauser Allee 174 (1909).
 Seiffert, J., Architekt, Charlottenburg, Lohmeyerstr. 24 (1915).
 Sellmann, Lehrer, Mühlhausen i. Th., Kiliansgraben 5 (1909).
 Seminar, Deutsches, Hamburg I, Domstr. 9 (1911).
 Seracfin, Alexander Ritter v., Wirtschaftsrat, Orth a. d. Donau (N.-Österreich) (1923).
 Sidel, Ernst, Oberstudienrat, Prof., Görlich, Goethestr. 1 (1914).
 Sieben, Studiendirektor, Wimpfen a. Neckar (1922).
 Siebert, Fritz, stud. phil., München, Barerstr. 58/I (1922).
 Siegler Schmidt, Prof. Dr., Binz auf Rügen, Ede Lottumstr. u. Muftraner Str. (1912).
 Sieling, Heinrich, Buchdruckereibesitzer, Naumburg a. d. S., Topfmarkt 7 (1916).
 Sievers, Direktor, Leiter des St. Realprogymnasiums, Sensburg i. Ostpreußen (1918).
 Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebed, Kr. Ochersleben, Kapellenstr. 453a/I (1909).
 Stronn, Herbert, Berlin NW 5, Quikowstr. 123 (1922).
 Sneathlage, Alfred, Emden i. Ostfriesland, Wallstr. 4 (1923).
 *Sneathlage, Ernst, Reg.-Inspektor, Berlin NW 5, Quikowstr. 123 (1909).
 Sneathlage, Herbord, Berlin-Schmargendorf, Friedrichshaller Str. 31 (1922).
 Sneathlage, Ostar, Major a. D., Berlin-Spandau, Ruhlebener Str. 16 (1923).

- Solger, Friedrich, Univ.-Prof. Dr., Berlin NW. 52, Rathenower Str. 2/III (1921).
 Sommer, Erich, Dipl.-Ing., Dresden-Altstadt, Zelleische Str. 40/I (1921).
 Sonder, Wolfgang, Apotheker, Bad Oldesloe i. Holst., Apotheke (1920).
 Sprodhoff, Ernst, Dr. phil., Lehrer, Berlin-Johannisthal, Mühlbergstr. 1 (1922).
 Staatsammlung, Anthropologisch-prähistorische, München, Neuhäuserstr. 51/III (1922).
 Stadtbibliothek, Hannover, Trammplatz 3 (1909).
 Stadtbibliothek Liegnitz (Anschrift: Prof. Zum Winkel, Raupachstr. 34 (1923).
 Stadt- und Volksbibliothek, Oberursel (Taunus) (1924).
 Staffe, Adolf, Dr., Privatdozent, Trautmannsdorf a. L., Nieder-Osterreich (1922).
 Staffel, Sanitätsrat Dr., Chemnitz, Lange Str. 19 (1909).
 Stabel, August Josef, Hof- u. Univers.-Buchhändler, Würzburg (1922).
 Stabel, Friedrich Karl, Fabrikdirektor, Bielefeld, Wertherstr. 1c (1920).
 Stabel, Rainer, Oberstleutnant, Åbo (Sinnland), Dästra Strandgatan 7 (1920).
 Stampfuß, Rudolf, Hamborn a. Rh., Alleestr. 108 (1922).
 Stard, Werner, Woltersdorf-Schönblick b. Berlin, Lenzstr. (1921).
 Starik, Etkehart, Dr., Berlin-Lichtenrade, Krügerstr. 10 (1920).
 Steiner, Franz, Schaab bei Podersam (Böhmen) (1921).
 Steinitz, Wolfgang, stud. phil., Breslau 18, Eichendorffstr. 13 (1923).
 Stephan, Paul, Regierungslandmesser, Merseburg, Unteraltenburg 17 (1913).
 Stimming, Richard, Prakt. Arzt, Gr. Musterwik b. Brandenburg a. d. H. (1909).
 Stolze, Hans, Weizenfels a. S., Dürerhaus (1923).
 Stord, Heinrich, Lehrer, Duisburg-Meiderich, Walzstr. 124 (1923).
 Stoye, K., Dr. phil., Quedlinburg a. H., Pölkensstr. 15/II (1922).
 Strang, v., Kurt, Reg.-Rat a. D., Berlin-Friedenau, Offenbacher Str. 30 (1912).
 Strauch, Paul, Schulrat, Brandenburg a. d. H., Bergstr. 5 (1919).
 Strauß, Konrad, Frankfurt a. d. Oder, Linden 2/I (1916).
 Strobach, Georg, Apotheker, Berlin S 59, Grimmstr. 21/II (1916).
 Tabbert, Willy, OBERINGENIEUR, Waidmannslust b. Berlin, Fürst-Bismardstr. 21 (1920).
 Tadenberg, Kurt, Dr. phil., Breslau, Frankelplatz 4/III (1923).
 Tallgren, J. M., Univ.-Prof. Dr. phil., Dorpat (Estland), Peplerstr. 15 (1909).
 Tanzmann, Bruno, Schriftsteller, Hellerau b. Dresden (1916).
 Teppner, v., Wilfried, Dr., Graz (Steiermark), Leechgasse 30 (1923).
 Teher, Fabrikbesitzer, Budow, Kr. Lebus, Ringstr. 5/6 (1922).
 Teutsch, Julius, Mus.-Vorstand, Kronstadt-Brasso (Rumänien), Roßmarkt 4 (1909).
 Thinius, Otto, Lehrer, Groß Salze-Elmen (Bez. Magdeburg), Leipziger Str. 14 (1924).
 Thompson, A., Reval (Estland), Dompromenade 10 k 4 (1918).
 Thümmel, Konjunkturalrat Dr., Groß Salze-Elmen, Bez. Magdeburg, Kaiserstr. 12a (1921).
 Tidelski, Fritz, Lehrer, Kiel, Jachmannstr. 7 (1922).
 Tieß, Lehrer, Herzberg b. Gr. Linichen, Kr. Dramburg (Pommern) (1923).
 Tode, Alfred, Dr. phil., Kiel, Hasseldietsd. Weg 11 (1921).
 Töpel, Studienassessor, Dr., Lehrer a. d. Landwirtschaftlichen Schule, Meissen, Raupen-
 talstr. 17/III (1923).
 Troisch, Erwin, cand. jur., Berlin-Steglitz, Stensburger Str. 9 (1923).
 Troisch, Reinhold, Mittelschullehrer, Bromberg (Anschrift: Oberstadtssekretär Otto
 Heyme, Halle a. d. S., Ladenbergstr. 40) (1923).
 Tschakert, Otto, Prof., Brüg (Tschechosl.), Realgymnasium (1922).
 Turobin, Bankvorstand, Schwiebus (1919).
 Ulrich, Paul, Lehrer, Wimmelburg b. Eisleben (1924).
 Universitätsbibliothek Gießen (1911).
 Universitätsbibliothek Greifswald (1909).
 Universitätsbibliothek Königsberg i. Pr. (1913).
 Universitätsbibliothek Münster i. Westf., Dispinthof (1918).
 Universitätsbibliothek Rostock (1915).
 Universitätsbibliothek Tübingen (1909).
 Universitäts- und Stadtbibliothek Köln a. Rh., Gereonskloster 12 (1921).
 Upsala Universitetets Museum för Nordiska Fornfater, Upsala (1923).
 Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
 Verein für Geschichte und Altertum, Bernburg (1911).
 Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt, Stadtbücherei,
 Anger 18/II (1909).
 Verein für Vogtländische Geschichte und Altertumskunde zu Plauen, Plauen (Doigtl.)
 (1913).
 Verein für Heimatkunde, Kreuznach (Anschrift: Gymnasiallehrer K. Geib, Kreuznach,
 Hofgartenstr. 24) (1919).

- Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Markt) (1909).
 Verein für Heimatkunde in Merseburg (Anschrift: Richard Ortmann, Merseburg, Schmale Str. 17) (1921).
 Verein für Heimatkunde Strausbergs und seiner Umgebung (Anschrift: Studienrat Dr. K. H. Wels, Strausberg (Markt), Wilhelmstr. 13/14) (1922).
 Verein für Heimatpflege und Altertumsstunde im Kreise Neuwied (Anschrift: Dipl.-Ing. E. Helmroth, Neuwied) (1912).
 Verein Heimatmuseum für Stadt und Kreis Cöthen (Anschrift: Kreisdiakrat W. Bethge, Cöthen, Lange Str. 12) (1921).
 Verein, historischer, von Oberbayern, München, Zweibrückenstr. 121/II (1912).
 Verein, naturwissenschaftlicher, Bielefeld (1920).
 Doegler, A., Lehrer, Herzberg a. d. Elster, Bodenhäuserstr. 13 (1923).
 Doß, Otto, Prof. Dr., Berlin W 30, Karl-Schrader Str. 3/II (1922).
 Wagner, Friedrich, Dr., Archäologe, München O 8, Preysingplatz 1b (1919).
 Wagner, Studienrat, Prof. Dr., Rochlitz (Sachl.), Gröblitzer Weg 1 (1923).
 Wahle, Ernst, Dr. phil., Privatdozent, Heidelberg, Hauptstr. 235 (1909).
 Walter, Heinrich, Dr., Pirna a. d. Elbe, Landwirtschaftl. Schule (1909).
 Walther, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Laubacher Str. 18 (1909).
 Wangenheim, A. Freih. v., Berlin-Wilmersdorf, Detmolder Str. 9 (1922).
 Weber, Joh. Emil, Pfullingen (Württbg.), Klosterstr. 28 bei A. Gayler (1918).
 Wedepohl, Theodor, Prof., Kunstmaler, Charlottenburg, Gerwinusstr. 4 (1922).
 Wegewitz, W., Lehrer, Ahlerstedt, Kr. Stade (1923).
 Weise, Julius, Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Kranzer Allee 35 (1909).
 Weisker, Studienrat, Prof. Dr., Neuruppin, Wallstr. Haus Franke (1920).
 Wels, Georg, Telegraphensekretär, Wittstock (Dolse) (1910).
 Welz, Dr., Sulda, Schloßstr. 12 (1921).
 Wendemuth, Hauptredakteur, Waldenburg i. Schles., Sandstr. 1 (1921).
 Wendhausen, Frau, Klübow i. Pomm. (1924).
 Wendrin, v., Franz, Privatgelehrter, Berlin O 27, Holzmarktstr. 48a (1923).
 Wenzlaff, Franz, Lehrer, Charlottenburg, Schloßstr. 26a/III (1923).
 Werner, Prof. Dr., Buxbach (Oberhessen) (1916).
 Wesche, Heinz, stud. phil., Göttingen, Schildweg 26 (1922).
 Wesemeier, Wilhelmine, Studienrat, Neumünster i. Holst., Schützenstr. 30 (1923).
 Wepny, Direktor Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Mühlenstr. 11 (1918).
 Widarbund, Berlin-Schlachtensee, Albrechtstr., Landhaus Platz (1924).
 Wiele, Bernhard, Lehrer, Bernsdorf, Post Herzberg (Elster) (1922).
 Wilde, Max, Kreisdiakrat, Zeitz (1909).
 *Wille, Georg, Dr., Obergeneralarzt a. D., Rochlitz (Sachl.), Bahnhofstr. 4b (1909).
 Wille, W., Kaufmann, Berlin O. 34, Memeler Str. 60a (1919).
 Willnow, Postdirektor, Stettin, Turnerstr. 13/II (1923).
 Windler, Albert, Charlottenburg 9, Spandauer Berg 20/III b. Stolting (1909).
 Winkelmann, Sr., Dr., Eichstätt (Bayern) (1911).
 Wirth, Herm. S., Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn, Kaffweg 18, Haus Cresburg (1919).
 Witte, Erhard, Dr., Herzberg a. Harz (1919).
 Wiß, Major a. D., Ingolstadt, Bayer. Hauptlabor. Nürnberger Str. 20 (1911).
 Wohlenberg, Fritz, Sirna (Inhaber Karl Paulsen), Hannover-Döhren (1919).
 Wolff, Karl Felix, Schriftsteller, Bozen (Tirol), Obstmarkt 4 (1909).
 Wolff, Distriktskommissar, Puzig b. Schönlanke (Neßkreis) (1909).
 Wolter, Wilhelm, Beamter, Potsdam, Mangerstr. 40 (1923).
 Wossidlo, Rich., Prof. Dr., Waren i. Mecklb. (1909).
 Wünschmann, K., Studienrat Dr., Halberstadt, Moltkestr. 57 (1918).
 Wüst, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel (1909).
 Wurzer, Oberstleutnant a. D., Neuburg a. d. D., Theresienstr. 126/I (1911).
 Zechlin, Konrad, Mus.-Konservator, Salzwedel (1909).
 Zimmer, Gustav Otto, Bürgermeister, Garz auf Rügen (1922).
 Zinn, Arno, Lehrer, Ohrdruf i. Thür., Reinhardtbrunnen Str. 5 (1921).
 Zscheile, Arthur, Dr. ing., Berlin-Friedenau, Cranachstr. 20 (1921).
 Zscheische, Langenrichtsrat, Nordhausen, Stollberger Str. 13 (1910).

Gesamtzahl der Mitglieder = 642.

Seben erdlen:

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage.

VIII, 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925.

Einzelpreis: R.-M. 12.—, geb. R.-M. 14.40. Vorzugspreis: R.-M. 9.60, geb. R.-M. 12.—

(Bildet Nr. 9 der von Geh.-Rat Kossinna herausgegebenen Mannusbibliothek.)

Eine Neuauflage dieses Buches wird unsere Mitglieder besonders interessieren. Sie ist ein Beweis für das Vordringen der prähistorischen Wissenschaft in immer weitere Kreise. Tatsächlich gibt es wohl kaum ein Buch, das so geeignet ist wie dieses, uns zu zeigen, daß wir trotz der frühen Gegenwart auf unser Deutschtum stolz sein dürfen. Unsere Leser fragen durch Empfehlungen des Buches mit bei, die Vorgeschichtswissenschaft populär zu machen. Die neue Auflage bietet auch dem Wissenschaftler neues, denn sie ist textlich in manchem verbessert und erhält 12 neue Tafeln mit noch nirgends veröffentlichten Bildern.

Blätter für deutsche Vorgeschichte.

Zeitschrift der Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Herausgeber: Dr. Wolfgang Isa Baume, Danzig.

Heft 1, 36 Seiten mit 27 Abbildungen im Text. 1924. R.-M. 1.40.

Heft 2, 40 Seiten mit 18 Abbildungen im Text. 1925. R.-M. 1.20.

Die beiden Hefte enthalten folgende Arbeiten:

Ernst Peterfen, Die Bronzezierkerhelbe aus Borkendorf (Ostpr.).

W. Isa Baume, Wanddarstellungen auf ostgermanischen Urnen der frühen Eisenzeit und ihre Bedeutung.

B. Conwentz, Das Wikingerboot bei Baumgarth.

W. Isa Baume, Der Bronzefund von Rekau.

Bausurnen.

Vorgeschichte des Deutschen Volkes

Von Dr. Ernst Wahle,

Privatdozent für Vorgeschichte an der Universität Heidelberg.

X und 184 Seiten mit 5 Vignetten. 1924.

R.-M. 5.—, geb. R.-M. 6.—.

Eine Kulturgeschichte der Deutschen von der
Urzeit bis zur Römerherrschaft am Rhein.

„Schlesische Zeitung“: Ein Bild von der Geschichte des wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebens der vorgeschichtlichen Völker auf deutschem Boden. — Ein handiger und zuverlässiger Führer durch die Urgeschichte unseres Vaterlandes. Dr. M. Jahn, Breslau.

„Blätter für deutsche Vorgeschichte“: Ausser den sachlich so wertvollen festlichen Teilen enthält Wahles Buch eine vorzügliche Übersicht über die vorgeschichtliche Literatur, für welche wir ihm ebenfalls dankbar sind. Prof. Stremme.

Neue Auflage und neue Seite der
Mannusbibliothek herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf HOFFINNA.

- Nr. 9. Hoffinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die deutsche Vorgeschichte** eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. verbesserte Auflage. VIII, 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925. (Gewicht 900 g, geb. 1000 g). Einzelpreis R.-M. 12.—, geb. R.-M. 14.40; Vorzugspreis R.-M. 9.60, geb. R.-M. 12.—
- Nr. 10. Witte, Dr. Georg, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa**. 2. ergänzte Auflage. VI und 271 Seiten mit 216 Abb. im Text. 1923. (Gewicht 540 g, geb. 660 g). Einzelpreis R.-M. 8.—, geb. R.-M. 10.—; Vorzugspreis R.-M. 6.40, geb. R.-M. 8.40
- Nr. 11. Schulz-Minden, Dr. Walther, **Das germanische Haus** in der vorgeschichtlichen Zeit. 2. ergänzte Auflage. VIII und 146 Seiten mit 61 Abbildungen im Text. 1923. (Gewicht 300 g, geb. 420 g). Einzelpreis R.-M. 5.—, geb. R.-M. 6.50; Vorzugspreis R.-M. 4.—, geb. R.-M. 5.50
- Nr. 31. Witte, Dr. Georg, **Die Religion der Indogermanen** in archäologischer Beleuchtung. III und 254 Seiten. Mit 278 Abbildungen im Text. 1923. (Gewicht 500 g, geb. 630 g). Einzelpreis R.-M. 7.—, geb. R.-M. 8.50; Vorzugspreis R.-M. 5.60, geb. R.-M. 7.10
- Nr. 32. Hmgren, Prof. Dr. Oscar, **Studien über nordeuropäische Fibelformen** der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinziäl-römischen und südrussischen Formen. 2. ergänzte Aufl. XIX und 254 S. mit 9 Abb. im Text, 11 Taf. u. 2 Karten. 1923. (Gewicht 650 g, geb. 800 g). Einzelpreis R.-M. 7.—, geb. R.-M. 8.50; Vorzugspreis R.-M. 5.60, geb. R.-M. 7.10
- Nr. 33. Ubrecht, Dr. Christoph, **Beitrag zur Kenntnis der slavischen Keramik** auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet. III u. 48 Seiten mit 52 Abb. im Text u. 3 Tafeln. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis R.-M. 2.50, geb. R.-M. 3.70; Vorzugspreis R.-M. 2.—, geb. R.-M. 3.20
- Nr. 34. Dicușescu, Dr. Constantin C., **Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien**. V u. 64 Seiten mit 29 Abb. im Text. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis R.-M. 3.50, geb. R.-M. 4.70; Vorzugspreis R.-M. 2.80, geb. R.-M. 4.—
- Nr. 35. Schulz, Dr. Wolfgang, Wien, **Zeitrechnung und Weltordnung** in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Sennern, Römern, Kelten, Germanen, Litauern und Slawen dargestellt. XVIII u. 289 Seiten mit 75 Abb. im Text. 1924. (Gewicht 590 g, geb. 700 g). Einzelpreis R.-M. 11.—, geb. R.-M. 12.50; Vorzugspreis R.-M. 8.80, geb. R.-M. 10.30
- Nr. 36. Schumacher, Seminarlehrer Paul, **Die Ringwälle in der früheren preussischen Provinz Polen**. IV und 72 Seiten mit 40 Abbild. im Text und 1 Karte. 1924. (Gewicht 170 g, geb. 280 g). Einzelpreis R.-M. 2.—, geb. R.-M. 3.20; Vorzugspreis R.-M. 1.60, geb. R.-M. 2.80
- Nr. 37. Caemmerer Dr. Erich, **Die Elteburg bei Arnstadt i. Thür.** Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. IV u. 38 Seiten mit 129 Abb. im Text. 1924. (Gewicht 120 g, geb. 220 g). Einzelpreis R.-M. 1.50, geb. R.-M. 2.70; Vorzugspreis R.-M. 1.20, geb. R.-M. 2.40
- Nr. 38. Krebs, Studienassessor, Albert, **Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen**. III und 59 Seiten mit 6 Tafeln. 1925. (Gewicht 150 g, geb. 260 g). Einzelpreis R.-M. 2.50, geb. R.-M. 3.70; Vorzugspreis R.-M. 2.—, geb. R.-M. 3.20

*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 verschiedene auf einmal bestellt werden.

Vollständige Verzeichnisse der Mannus-Bibliothek sendet der Verlag an Interessenten kostenlos.

